THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
UNS
1886
pt.2

Aus der
Bibliothek von
L. FREISS

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

BUILDING USE ONLY

SEP 30 1974

SEP 30 1974

L161—O-1096

Aus der
Bibliothek von
E. PREISS

G 53

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1886.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1886.

053
UNS
1886
Pt. 2

Verirrt.

Novelle

von

Benvenuto Sartorius.

I.

Im Hochgebirge.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar!
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit
Was mein einst war!

Rückert.

„Es weht scharf über den See herüber, wir werden heut schwerli noch bis zur Stadlmühl' hinabkommen", meinte der rüstige Bursche, der den fremden Herrn über die Seewand heraufgeführt. „Am besten wär's halt schon, wir suchten hier in der Nähe an Unterschlupf."

Der Reisende, der etwas zurückgeblieben war, um von einer Straßenböschung aus den herrlichen Blick über das zu seinen Füßen sich ausdehnende Waldgebirge zu genießen, wandte aufhorchend den Kopf und war mit einigen raschen Schritten an der Seite des Führers.

„Und glaubt Ihr wol, daß man da droben in der Einöde ein Nachtlager finden kann?" meinte er zweifelnd. „Weit und breit ist keine menschliche Behausung zu erblicken."

Der Bursche hatte den alten Filzhut mit der darauf prangenden gekrümmten Spielhahnfeder abgenommen und kraute sich nachdenklich in dem dicken, blonden Kraushaar.

„An Unterschlupf wüßt i schon, und a gute obendrein; wann 's nur jetzt schon eing'richt san auf d' Fremden. Der Herr is halt gar so fruh 'rauskommen in die Berg'. . . . Im Sommer da könnten 's zu jeder Tag- und Nachtzeit anklopfen auf der Seespitz', die Wirthin thät schon a gut's Nachtmahl versorgen. Um jetz'ge Zeit hat's koan Leut' un nix; aber versuchen können wir's schon."

Da der Fremde keine Einwendung machte, überhaupt nicht zu einer längern Unterhaltung aufgelegt schien, schritten beide Wanderer, wie vorher, wieder schweigsam nebeneinander her auf dem sich allmählich senkenden, frisch geschotterten Wege, welcher in ziemlich gerader Linie den diesen Höhenzug bedeckenden uralten

300364

Waldbestand durchschneidet. . . . Deutscher Urwald! Du vielbesungener, märchenumwobener! Du bist dahingeschwunden, zur Sage geworden . . . ein Opfer der alles nivellirenden, unerbittlich über die Leichen vergangener Geschlechter fortschreitenden Cultur! Die waldreichen Gaue, da einst unsere Vorfahren beim Klang des Hifthorns fröhlichem Gejaid oblagen, sind entwaldet, bedeckt mit Städten und Märkten, mit nutzbringenden Aeckern und gartengleich ausgeforsteten Musterwaldungen, belebt von einem feilschenden, nur seinem Vortheil lebenden Liliputgeschlecht. . . . Aber hier oben, in der freien Bergesluft des Böhmerwaldes, bis wohin sie dich zurückgedrängt, hast du deinen Verfolgern Stand gehalten, hebst trotzig die Wipfel deiner auf Jahrtausende zurückschauenden Baumriesen zum Himmel empor und entfaltest triumphirend die überwältigende Größe deiner wilden Schönheit, keinen Feind anerkennend als den Sturmwind, der über dich dahinbraust und dem du mit altgewohnter, urgermanischer Kampfeslust Stand hältst, im Ringen mit dem entfesselten Element deine Kräfte übend. . . . Dann länft ein Aechzen, ein Stöhnen durch die Riesenleiber der Buchen und Tannen; sie wenden und beugen sich, dem übermächtigen Todfeind zu entrinnen. Zuweilen ertönt ein markerschütterndes Knirschen, darauf ein dumpfer Fall, und einer der tapfern Kämpen unterliegt, im Sturze ein Dutzend Nachbarbäume mit sich hinraffend.

Aber keine Menschenhand war da, den gefällten Riesen fortzuschleppen; die Erdscholle, die seine ersten Träume gesehen, sieht jetzt seinen Todesschlaf. Jahrzehnte, Jahrhunderte gingen vorüber, und aus der moosbedeckten vermorschten Riesenleiche erwuchs ein üppiges junges Geschlecht frischgrüner Waldbäume, überwuchert von Riesenfarn und breitblätterigem Huflattich. Zwischen diesen verwitterten Baumleichen — Ronnen nennt sie der Mund der Waldgebirgsbewohner — ragen vom Blitz verkohlte, zersplitterte Stämme empor, von Hopfenranken und andern Schlingpflanzen umschlungen; wie drohende Skelete glänzen die vom Borkenkäfer entrindeten ausgedörrten Bäume aus der grünen Waldesdämmerung hervor, und in der hereinbrechenden Nacht leuchtet das in Massen verfaulende Holz in blauem, irrlichtartigem Feuer.

Von Zeit zu Zeit blieb der Reisende stehen, wie gefangen von dem fremdartigen Waldeszauber, der, je tiefer die Dunkelheit hereinbrach, um so mächtiger auf die Phantasie einwirkte, bis ein kurzer Mahnruf des unaufhaltsam vorwärts strebenden Führers ihn aufschreckte, ihn zu größerer Eile antrieb und ihm das noch ferne Ziel ihrer Wanderung in Erinnerung brachte.

Der junge Bursche war ein Typus der dieses Grenzgebirge bewohnenden Rasse. Die dunkeln Augen sowie die breite, wie aus Eisen gegossene Stirn zeugten von Verwegenheit und Selbstbewußtsein, der schmale, gekniffene Mund von trotziger Verschlagenheit. Er scheute wol so wenig vor einer blutigen Rauferei auf dem Tanzboden wie vor der gefahrbringenden heimlichen Pürsch zurück, gleich seinem als Wilddieb und Raufbold gefürchteten bairischen Nachbar. Aber die Sorglosigkeit, mit der er, eine alte Volksmelodie mit halblauter Stimme vor sich hinsingend, durch die Nacht fürbaß schritt, ohne sich viel um den nachkommenden Fremden zu kümmern, verrieth, daß auch mancher versprengte Tropfen slawischen Blutes in den Adern dieses Bergvolkes rollt.

Ein dumpfes Brausen, das als Vorbote des nahen Sturmes drohend die nächtige Stille belebte, ließ beide Wanderer ihre Schritte beschleunigen. Allmählich lichtete sich der Wald, und auf eine freie Bergeshalde heraustretend, gewahrten sie in nicht allzu großer Entfernung am dunkeln Saume des Waldes ein langgestrecktes hölzernes Gebäude.

„Oha!" schrie der Führer in langgedehntem Tone, beide Hände wie einen Trichter vor den Mund haltend. Er wiederholte, während sie sich dem Gebäude näherten, noch einigemal den Ruf.

An dem Hause wurde jetzt von innen die Thür aufgestoßen und die Gestalt einer Frau in den mittlern Jahren trat auf die Schwelle.

„Heiliger Johannes von Nepomuk!" rief sie und schlug verwundert die roth gearbeiteten Hände über dem Kopfe zusammen. „Hätt' i doch eher g'meint, der Teufelssee und der Schwarze See kommen z'samm, als daß um diese Jahreszeit a fremder Herr da zu uns raufkommt! Was verschafft uns die Ehr'?"

Der Anger-Sepp hatte sie inzwischen zur Seite gewinkt, um ihr die Wünsche des Herrn mitzutheilen und mit ihr wegen einer Unterkunft zu berathen.

„I nu freili wird's gehen", meinte die gute Frau, etwas gekränkt durch die Zweifel des Führers. „In der ganzen Gegend kriegen's um jetz'ge Zeit nix Besseres. Der Herr wird halt fürliebnehmen müssen; wir geben's so gut wir's haben."

Mit diesen Worten nöthigte sie den späten Gast in das einfache, mit roh gezimmerten tannenen Tischen und Bänken möblirte Speisezimmer. Auf einen Wink von ihr ging Sepp in die Küche und kehrte mit einem Arm voll Holz zurück, worauf er sich anschickte, in dem eisig durchkälteten, monatelang unbenutzten Raum ein tüchtiges Feuer anzumachen. Dann folgte er, ohne weiter ein Wort an den schweigsamen Fremden zu richten, der Wirthin in die Küche, um sich durch Speise und Trank für den stundenlangen Gang über die Berge zu stärken.

Der Zurückbleibende hatte den Hut auf den Tisch geworfen und trat jetzt, ohne das Innere des Zimmers einer nähern Besichtigung zu würdigen, an das nächste Fenster, wo er sich in das Anschauen der stillen Gebirgslandschaft versenkte, die im Schimmer des die Wolken durchbrechenden Vollmondes ruhte, deren rauhe Contouren, durch die zitternden Lichtstrahlen verwischt, sich in der Ferne in sanften Wellenlinien verloren, während die nächsten Hochgipfel schwarze Schatten über den Wiesengrund warfen, der sich in sanftem Abfall von dem einsamen Wirthshause zum nächsten Marktflecken hinabzieht.

Der Mann war von kräftiger, die Mittelgröße nicht überragender Statur. Das von dunkelm Bart und Haupthaar umrahmte Gesicht war bis auf die hohe Stirn von der Luft gebräunt und zeigte um Mund und Augen jene feinen Linien, welche ein reich genossenes Leben oder durchkämpfte Seelenschmerzen in ein Menschenantlitz graben. Das Haar war an den Schläfen leicht ergraut und über der außergewöhnlich hohen Stirn stark gelichtet. Eine eigenthümliche, jede Gefühlsregung verbergende Unbeweglichkeit gab den streng geschnittenen Zügen etwas Starres, Eisiges, das selbst durch den ungewöhnlichen Glanz der tiefliegenden Augen nicht gemildert ward.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis das bestellte Nachtmahl anlangte; doch keine Miene des Wartenden verrieth die leiseste Spur von Ungeduld, obgleich man aus den Aeußerungen des Führers auf einen langen, beschwerlichen Marsch schließen konnte, und später der Appetit, mit dem der Gast das einfache Essen verzehrte, die Vermuthung, daß er hungerigen Magens hier eingekehrt sei, rechtfertigte. Die Wirthin, wol schon durch den Führer darauf aufmerksam gemacht, daß hier kein Feld für ihre Neugier sei, hatte sich, nachdem sie ein paar Kerzen auf den Tisch gestellt, zurückgezogen mit der Aeußerung: der Herr möge nur läuten, sobald er in sein Zimmer geführt sein wolle, worauf der Gast, ohne sich auch nur einen Augenblick im Essen zu unterbrechen, durch ein stummes Kopfnicken geantwortet hatte.

Nach kurzer Zeit waren die aufgetischten Speisen verschwunden; der Fremde legte Messer und Gabel aus der Hand, lehnte sich behaglich, soweit es der roh geschnitzte Holzstuhl erlaubte, zurück, und das Glas Wein, das er sich eingeschenkt, prüfend gegen die Flamme des Lichtes haltend, sagte er halblaut: „Drink of forgetfulness."

Im Augenblick jedoch, da er es an die Lippen brachte, wurde sein Auge plötzlich starr . . . seine Hand zitterte, daß der rothe Melniker Wein sich über das grobe Leinentuch ergoß, welches den Tisch bedeckte. Er setzte das Glas so heftig nieder, daß es in Stücke sprang, und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als versuche er dort etwas wegzulöschen. Einige Minuten ruhte die mit einem einfachen Goldreif geschmückte Hand verhüllend darüber; dann ließ er sie, tief aufseufzend, sinken und sah mit gespanntem Ausdruck wieder empor zu dem Punkte, den vorhin sein Blick gestreift.

„Es ist keine Täuschung", murmelte er seltsam erregt, „kein Phantasiegebilde, das mich verfolgt." . . . Er erhob sich, ergriff eins der vor ihm stehenden Lichter und ging langsam, schleppenden Schrittes, als drücke ihn eine schwere Last, um den Tisch herum, zu der dem Fenster gegenüberliegenden Wand. Der Strahl des von ihm in die Höhe gehaltenen Lichtes fiel auf ein großes Oelbild in schmalem, unscheinbarem Goldrahmen. Keine Miene des Betrachtenden verzog sich; aber das Schwanken des Tisches, auf den er sich lehnte, das Flackern des Lichtes in seiner Hand verrieth die heftige Gemüthserregung, in die ihn der Gegenstand des Bildes versetzte.

Es war das lebensgroße Porträt eines jungen Mädchens in dunkelgrünem Sammtgewand. In dem kastanienbraunen, aufgelösten Lockenhaar schimmerten wie Sterne einige hineingestreute Jasminblüten, und der halbgeöffnete rothe Mund schien den Duft der Blumen einzuathmen, die sie lose in der Hand hielt.

„Melissa" . . . glitt es wehmüthig leise, zärtlich über die Lippen des einsamen Mannes. Er war auf einen Sessel zurückgesunken und starrte wie geistesabwesend auf das zu ihm niederlächelnde thaufrische Mädchenantlitz. . . . „Melissa!" Bitterkeit und Groll bebten in seiner Stimme, da er den Namen wiederholte.

Er raffte sich zornig auf und schritt der Thür zu. Doch in dem Augenblick, da er die Hand nach der Klinke ausstreckte, ward die Thür von außen aufgestoßen und die Wirthin, durch den schrillen Klang des zerbrechenden Glases herbeigerufen,

trat auf die Schwelle. Ein rascher Blick verrieth ihr das Ungeschick des Gastes; doch ohne eine Bemerkung darüber laut werden zu lassen, schickte sie sich an, dem Herrn den Weg zu der für ihn bereiteten Schlafstätte zu zeigen.

Der Fremde schien mit sich selbst zu kämpfen, während er der voraus-schreitenden dicken Frau folgte, ob er die Frage, die ihm auf den Lippen schwebe, aussprechen solle oder nicht. Jetzt, da die Wirthin, im Begriff, sich zurückzuziehen, ihrem Gast eine „wohl zu schlafende Nacht" wünschte, hatte er sich entschieden und rief sie zurück.

Die gute Frau kam, erstaunt ob des unerwarteten Winkes, eilfertig näher.

„Ihr habt da", begann der Fremde, der ihr jetzt wieder den Rücken zuwandte und sich an seiner Reisetasche zu schaffen machte, „drüben im Speisezimmer hübsche Bilder. Ich hätte kaum geglaubt, daß man hier in der Einöde dergleichen antreffen würde."

„Je nu, gnä' Herr", meinte die geschmeichelte Wirthin, „allerorten werden 's ah schwerli die schönen Bildln find'n, un a Heidengeld kosten's ah. Mei Alter hat halt gar so a Passion dafür g'habt; und wenn er nach Prag kommen is, oder außi nach München, da konnt' i mi drauf verlass'n, das a Kisten ankommen is mit so a theuern G'mäld."

„Habt Ihr das Bild mit dem Nelken- und Jasminstrauß auch von dorther?"

„Ach der Herr meinen das schöne Fräulein in dem Sammtg'wandl? . . . Warum net gor! Dös is a G'schenk von mei' Brudersson, selbiger, wissen's gnä' Herr, was in Wien auf der Malerschul' studirt hat. Es is sei Lehrlingsstückl g'west, oder wie man's heißt, was er uns herg'schickt hat, weil er die Passion von mein'm Alten — Gott hab' ihn selig — kennt hat, damit er sieht, wie weit es der Bub' draußen in der großen Welt schon g'bracht hat. A schön's Bildl, gelten 's gnä' Herr? Und a bildsaubres Madl muß es g'west sein, selbiges Fräulein."

„Und wie lange ist es her, seit Ihr im Besitz dieses Bildes seid?" fragte seinerseits der Gast, ohne die an ihn gestellte Frage zu beantworten.

„Nu so a sechs, sieben Jahrln wird's haben", meinte die Frau nach einigem Nachdenken. „Der Meinige hat gerade dazumalen die Sommerfrische für die Stadtleut' da heroben eing'richt."

Die gesprächige Wirthin wartete vergeblich auf weitere Fragen; der Fremde schien ihre Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Endlich verließ sie, die Thür leise hinter sich zuziehend, das Zimmer.

Der Zurückbleibende saß da, den Kopf in die Hand gestützt. Er hatte das Fortgehen der guten Frau nicht bemerkt, wußte vielleicht kaum noch etwas davon, daß er sie zu sich gerufen. Nachdem er eine geraume Zeit in derselben nachdenklichen Stellung verharrt, schüttelte er unwillig den Kopf:

„Thor, der ich bin, mich durch eine zufällige Aehnlichkeit foppen zu lassen! . . . Vor sieben Jahren, sagt sie, vor sieben Jahren . . . Und warum sollte es nicht doch möglich sein? Warum sollte nicht auch ein Pfuscher sich an dies Meisterwerk der Natur gewagt haben, in der Hoffnung, wenn es ihm gelinge, auch nur ein Tausendtheil jenes Zaubers, der es umgab, auf der Leinwand festzuhalten,

sich dadurch die Unsterblichkeit zu sichern! . . . Und wenn es doch nur eine Vorspiegelung meiner Phantasie gewesen wäre, wenn . . . aber welch seltsamer Zufall, daß der Maler seinem Modell Melissa's Lieblingsblumen in die Hand gegeben, deren berauschenden Duft sie so gern athmete, Nelken und Jasmin! . . ."

Ihm schwindelte, ein Singen und Klingen umflutete ihn plötzlich . . . alte, längst verklungene Melodien durchwehten das kleine Gemach und weckten einen Nachhall in seiner Seele. Da . . . da klang es ganz deutlich an sein Ohr: eine glockenreine Sopranstimme, accompagnirt von dem sonoren Contr-Alto seiner Schwester: „Nelken wind' ich und Jasmin, und es denkt mein Herz an ihn!" und dieser Refrain „an ihn!" bald aufjauchzend, bald wieder wie zurückgedämmt von mädchenhafter Scheu, bis er zuletzt ausklingt in namenloser Seligkeit, das süße Geheimniß der ganzen Welt verrathend: „an ihn!" . . .

Die Augen des Fremden waren fest geschlossen, und der Kopf ruhte schwer in den auf den Tisch gestützten, verschränkten Armen.

II.

Rückerinnerungen.

Es war Jour fixe bei seiner Schwester, der Gräfin Tauern. Er hatte sich in der Burg verspätet, woselbst man die Erstlingsarbeit eines ihm befreundeten jungen Dramatikers aufführte, und eilte nun flüchtigen Fußes die breite teppichbelegte Treppe hinauf, die zu den Appartements seiner Schwester führte. Die Töne jenes Schumann'schen Duetts klangen ihm entgegen, als er in den Musiksalon eintrat; doch vermochte er vor der Menge der anwesenden Gäste den Saal nicht zu überblicken, um die Sängerin der Sopranpartie zu erkennen. Nur mit halbem Ohr vernahm er die Bemerkungen, welche ein paar vor ihm stehende junge Leute, fremde Attachés, ziemlich ungenirt über die offenbar neue Erscheinung austauschten.

„La petite est d'une beauté extraordinaire."

„And a formidable voice too", sagte der andere beistimmend.

„Mais elle manque d'école", wandte der erste ein. „Qu'en dites vous, Maëstro?"

Der aufgerufene berühmte Gesanglehrer wandte sein aufgeregtes Gesicht dem Fragenden zu. Die lebhaften dunkeln Augen glühten vor Begeisterung:

„O Signori, die Diva wird in Minuten das lernen, wozu andere Jahre brauchen! Sie ist ein Meteor, welches an dem von Sternen dritter Ordnung besäeten Himmel des Gesanges erscheint."

So schwirrte und summte es um Brueck's Ohren, ohne daß er, wie sonst so gern, die Gelegenheit benutzt hätte, durch eingestreute kritisirende Bemerkungen sich an dem Disput zu betheiligen. Ein eigenthümlich lähmendes Gefühl hatte sich seiner bemächtigt. Es war, als legten diese, wie aus einem Meer von Leidenschaft auftauchenden Töne einen Bann um seine Seele und beeinträchtigten sein objectives, sonst durch nichts zu trübendes Urtheil.

Der letzte Ton war verklungen. Hastig durchbrach der Verspätete den Kreis

der Bewunderer, der sich um die Sängerinnen gebildet, und eilte, seine Schwester zu begrüßen; aber sein Blick haftete dabei an der schlanken Gestalt mit dem lang herabwallenden braunlockigen Haar, die, halb von ihm abgewandt, in ein lebhaftes Gespräch mit dem italienischen Maëstro vertieft, neben der Frau vom Hause stand.

Seinen Blicken mußte eine magnetische Kraft innewohnen, denn die junge Dame wandte langsam den Kopf, und wie von einem innern Impuls getrieben, reichte sie dem ihr fremden Ankömmling, noch bevor die vorstellenden Worte ertönt, begrüßend die Rechte.

„Mein Bruder, Karl Bruneck, unsere liebe Cousine, Melissa Tauern", klang es jetzt von den Lippen seiner Schwester, und mit liebenswürdigem Enthusiasmus fügte sie hinzu: „Wenn die Sterne, die über ihrer Wiege leuchteten, nicht gelogen, siehst du hier die zukünftige Primadonna unserer Hofoper."

Melissa Tauern! Er war längst von ihrer Anwesenheit im Hause der Schwester unterrichtet und hatte diesem unvermeidlichen Zusammentreffen mit der „lieben Cousine" voll mismuthigen Grolles entgegengesehen; ja nur, um dasselbe möglichst weit hinauszuschieben, hatte er in der letzten Zeit die Besuche im schwesterlichen Hause vermieden. Haßte er doch die ganze aristokratische Sippe, die seit der Verheirathung der Schwester, wo er auch seinen Fuß hinsetzte, seinen Weg kreuzte, es immer wieder aufs neue versuchend, sich voll gnädiger Herablassung einem Manne zu nähern, der stolz darauf war, einer der Millionen zu sein, denen die Weltherrschaft gebührt, ein Kind der Arbeit, einer aus dem vierten Stande . . . und dem man doch nicht mehr gut seine Salons verschließen konnte, seit einer von den Ihren, einer von der auserwählten Kaste, sich herabgelassen hatte, seine sequestrirten Güter mit dem Gelde des „Emporkömmlings" auszulösen und dabei die Hand der bürgerlichen Millionärin mit in den Kauf zu nehmen!

Und sie, das arme verblendete Opfer! . . . Bruneck knirschte vor Wuth, wenn er daran dachte; sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihre Vergangenheit von sich zu werfen wie ein verbrauchtes Kleid und im Schatten der neunzinkigen Krone die sonnige Kindheit zu vergessen, die sie allein dem Arbeitsgenie des Vaters verdankte. Sie hatte sich ohne Bedenken in die Schablonen aristokratischen Denkens, aristokratischer Unduldsamkeit und Beschränktheit gefügt; ja sich nicht entblödet, ihm, Karl Bruneck, den verlockenden Glanz eines Adelsdiploms zu zeigen, welches ihre einflußreichen hochadeligen Verwandten für die Kinder „des um die Industrie des Vaterlandes verdienten Mannes" zu erlangen hofften! Sie hatte es dem Bruder nie verziehen, daß er, der eingefleischte Demokrat, den Orden, welcher die Adelsverleihung mit sich bringt, hochmüthig von sich gewiesen und damit den hohen Mächten im Staat frevelnd ins Gesicht geschlagen hatte! Hätte sich die Mutter damals nicht ins Mittel gelegt, es wäre zum unheilbaren Bruch zwischen den Geschwistern gekommen.

Eins aber hatte er nicht hindern können: das eifrige Bestreben seiner Schwester Emma, die neuen Verwandten und deren Freunde um sich zu versammeln, um sich durch die Freigebigkeit, mit welcher sie deren Interessen unterstützte, die Anerkennung in diesem Kreise zu verschaffen.

Angeekelt durch das Treiben der adeligen Schmarotzer, wie es ihm bei jedem Schritt im Hause der Schwester entgegentrat, berührte ihn die Nachricht doppelt peinlich, daß Emma beabsichtigte, eine in Südböhmen lebende entfernte Verwandte ihres Mannes ganz in ihr Haus aufzunehmen, da die Aermste sich in so traurigen pecuniären Verhältnissen befinde, daß ihr sogar die Mittel fehlten, die wunderbare Stimme ihrer Tochter Melissa durch guten Unterricht ausbilden zu lassen. Seit Wochen bereits, das wußte Brueck, lebten die böhmischen Verwandten im Palais Tauern, ohne daß er es für nöthig gehalten, den einfachen Anforderungen der Höflichkeit genügend, ihnen eine Visite zu machen.

„Herr von Brueck, oder wie es wol richtiger heißen sollte: Cousin Brueck", sagte die melodische Stimme der jungen Comteß neben ihm, „wissen Sie, daß ich mich eigentlich tief gekränkt fühle?"

„Nennen Sie mich immerhin Cousin, wenn es Ihrem aristokratischen Gefühl nicht widerstrebt, einen simpeln, bürgerlichen Brueck zum Verwandten zu haben", unterbrach er sie brüsk, die Hand, die er mit sanftem Druck einen Moment in der seinen gehalten, fallen lassend. Er hatte in der Bitterkeit, die ihn bei dem seinem Namen vorgesetzten Prädicat überkam, seine Fassung wiedergefunden, ja es regte sich sogar wieder etwas von der alten Kampfeslust in ihm gegen die Kaste, welcher die schöne Sprechende angehörte. Die liebenswürdige Vertraulichkeit, mit der sie ihm entgegengekommen, ignorirend, fuhr er mit einer gemessenen Verbeugung ironisch fort:

„Was die mir zugedachte Rüge anbelangt, so werde ich derselben zuvorzukommen trachten, indem ich mich dem allgemeinen Urtheil der Gesellschaft anschließe und dem aufgehenden Stern unserer Oper meine Bewunderung zu Füßen lege."

Er hatte das alles sehr förmlich gesagt, und sie hatte ihn dabei, durchaus nicht beleidigt, wie er geglaubt, sondern nur mit neugierigem Erstaunen angesehen, etwa wie ein seltenes Thier in einer Menagerie. Die Grübchen in Kinn und Wangen hatten sich noch mehr vertieft und die Schelmerei leuchtete unverhohlen aus den tiefblauen Augen. „Tante Emma, er ist wirklich schlimmer als ich gedacht! Er beißt, wenn man ihm nahe kommt, ganz gewiß, er beißt!" wandte sie sich mit komischem Entsetzen zu ihrer Tante; allein die Hausfrau hatte sich, ihren geselligen Pflichten nachkommend, bereits zu einer entfernter von ihnen stehenden Gruppe der Gäste gesellt, und es blieb der jungen Dame nichts anderes übrig, als die Fortsetzung ihrer Rede an ihr steifes Vis-à-vis zu richten.

„Also: Cousin Brueck! obgleich ich nichts Verbrecherisches in der Vorsetzung eines harmlosen, unbedeutenden Wörtchens erblicke, welches sich bei uns in Oesterreich, wie Sie als Wiener am besten wissen müssen, jede Schusters- und Handschuhmachersgattin aneignet. Daß ich dabei an nichts weniger dachte, als Ihnen zu einer Rangerhöhung zu verhelfen, können Sie mir, der entarteten Tochter derer von Tauern, wol glauben."

Er lächelte unwillkürlich bei ihren ersten Worten. „Wie so entartet?" fragte er jetzt, an ihren letzten Ausspruch anknüpfend.

„Und glauben Sie nicht, daß mein Entschluß, mich unabhängig zu machen

von der Gnade großmüthiger Verwandten, indem ich ein Talent, welches der Himmel einer Tauern nur gegeben hat, um in den Salons gleichgestellter, wenn auch vielleicht total unmusikalischer Freunde gelegentlich zu brilliren, höchst plebejisch ausbeute, um mir dadurch eine Stellung am Theater, ein sicheres Einkommen zu erringen, mit einem Wort: wenn ich des leidigen Gelderwerbs halber öffentlich singe — glauben Sie nicht, daß ich gleich einem Paria von meinesgleichen mit Steinen beworfen werde?"

„Jedenfalls ist es noch die am wenigsten spießbürgerliche Art des Gelderwerbes", entgegnete er ausweichend. „Danken Sie den parteiischen Mächten, welche das Schicksal der armen Erdbewohner lenken, daß sie Ihnen durch das Ihnen verliehene Talent die Wahl eines Berufes ermöglichten, der für die große Menge noch etwas Außergewöhnliches, Romantisches hat, wenn auch der Nimbus, der ihn umstrahlt, ein falscher, erborgter ist. Würden Ihre ritterlichen Vorfahren sich nicht im Grabe umdrehen, wenn Sie sich durch Ihrer Hände Arbeit Ihr Brot verdienen müßten? oder den soliden alltäglichen Beruf einer Lehrerin erwählt hätten? Sie schaudern bei dem Gedanken? Und doch fragt es sich noch, was einer großen Natur würdiger ist, wozu mehr Muth, mehr Willenskraft gehört, durch ernste Arbeit die geachtete Stellung einer Lehrerin zu erringen, oder sich mit dem falschen Flittergold zu begnügen, den Ruf einer mittelmäßigen Schauspielerin zu genießen."

Die junge Dame hatte Bruneck's nüchterne Auseinandersetzungen mit steigender Ungeduld angehört. „Ich hasse alles Mittelmäßige!" fiel sie ihm jetzt erregt ins Wort. „Und hätten nicht alle musikverständigen Leute mir den Ruhm einer großen Sängerin prophezeit: ich wäre lieber verhungert, als daß ich die Hand nach dem niedrigen Gewinn ausgestreckt hätte, der einer mittelmäßigen Sängerin winkt!"

Er mußte unwillkürlich lächeln über die Heftigkeit, mit der sie jeden Zweifel an ihrem Talent niederschlug. Leider war es ihm nicht möglich, das ihn interessirende Thema weiter zu verfolgen, da sich andere Gäste in die Unterhaltung mischten und dem Gespräch eine allgemeinere Richtung gaben.

Der Groll, welchen Bruneck gegen alles Aristokratische hegte, hatte ihn ungerecht gemacht gegen seine Schwester, daß er als Mangel an Gefühl auslegte, was doch nur Schwäche und leichtverzeihliche Eitelkeit war. Sie hatte die Entfremdung, welche im Laufe der letzten Jahre zwischen ihr und dem Bruder, dem einzigen Gespielen ihrer Kindheit, eingetreten war, schmerzlich empfunden und sich nur bemüht, durch scheinbare Gleichmüthigkeit ihm zu verbergen, wieviel sie durch sein Fortbleiben entbehrte. Die unverhohlene Freude, mit der sie ihm bei seinen jetzt wieder täglichen Besuchen entgegenkam, überraschte und rührte ihn, sodaß sich allmählich, zur Freude der Mutter, das alte herzliche Verhältniß zwischen den Geschwistern wieder anbahnte.

So war mit dem Eintritt der neuen Verwandten in die Familie auch ein neues Leben in das alte Palais Tauern eingezogen, nur in einem ganz andern Sinne, als Bruneck und seine Schwester gewähnt. Allerdings war, wie die Gräfin Tauern vorhergesagt, der gesellschaftliche Verkehr seit Melissa's Anwesen-

heit ein weit regerer als früher; allein der Geist, welcher in diesen Gesellschaften herrschte, war frei von jedem formellen Zwang. Melissa's heller Verstand, ihr schalkhafter Uebermuth bannten alle steifen Formen, alle engherzige Exclusivität, sodaß das Haus, aus welchem Bruneck durch ihr Kommen glaubte auf immer vertrieben zu werden, ihm jetzt erst zu einer wahren zweiten Heimat ward.

Melissa hatte den Fehdehandschuh, den er ihr bei der ersten Unterhaltung hingeworfen, scherzend aufgenommen und mühte sich täglich ab, den so verächtlich von ihrem erhabenen Beruf denkenden Cousin zum Widerrufen seiner schroffen Ansichten zu bringen. Allein vergebens! Je eifriger sie sich dem Studium ihrer musikalischen Aufgaben hingab, je freigebiger die Freunde des Hauses, darunter musikalische Autoritäten von Weltruf, der jungen Anfängerin Lobeserhebungen spendeten: um so strenger kritisirte Bruneck, um so beredter war er in der Aufzählung der tausenderlei Schwierigkeiten, welche die Künstlerlaufbahn zu einer so dornenvollen machen. Melissa, weit davon entfernt, die grausamen Schilderungen des Sonderlings übel zu nehmen, hörte aufmerksam zu und sang dann mit doppeltem Schmelz ihre reizenden Lieder, wobei sie die Genugthuung hatte, in den Augen des ungläubigen Spötters die Abbitte zu lesen, die seine stolzen Lippen nicht aussprechen wollten.

Es war Schluß der Saison und eine große Soirée im Tauern'schen Palais. Melissa war, so fand Bruneck, als er in den menschengefüllten Salon trat, so verführerisch reizend, wie er sie noch nie gesehen zu haben wähnte. Sie schien sehr aufgeregt, die Augen glänzten beinahe fieberhaft. Als sie Bruneck's ansichtig wurde, brach sie mitten in einem Gespräch, in das sie verwickelt war, ab und eilte auf ihn zu.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, Cousin", sagte sie, nachdem sie ihn flüchtig begrüßt, „und führen Sie mich in den Musiksalon."

Er willfahrte erstaunt ihrem Verlangen. Auf eine bittende Handbewegung von ihr nahm er, dort angelangt, auf dem kleinen Divan an ihrer Seite Platz, während sie hastig unter den auf dem Tisch umhergestreuten Noten wühlte. Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte. Ein großes, mit einem Hofsiegel versehenes Schreiben hervorziehend, entfaltete sie es und reichte es ihm, strahlenden Triumph in den zu ihm aufblickenden Augen. Er warf einen Blick hinein und entfärbte sich. Es war die Ernennung Melissa's zur dramatischen Sängerin am Hoftheater zu M.

„Und Sie haben noch immer keinen Glückwunsch für mich?" sagte sie halb schmollend, halb neckischen Tones, nachdem sie minutenlang vergebens auf eine Antwort geharrt. „Wird es Ihnen so schwer, Ihre Niederlage einzugestehen, zu bekennen, daß ich recht gehabt, im Vertrauen auf meinen guten Stern unbeirrt den einmal eingeschlagenen Weg vorwärts zu gehen? Die verheißungsvollen Strahlen haben mich nicht getäuscht!"

Er hatte mit fest aufeinandergepreßten Lippen, die gefurchte Stirn in die Hand gestützt, ihren glückathmenden Worten gelauscht. „Und wenn nun", begann er langsam, mit schwerer Betonung, „dieser vermeintliche Glücksstern nichts wäre als eine trügerische Fata Morgana, die, je mehr man sich ihr zu nähern glaubt,

um so weiter entweicht, um den Wanderer endlich ermattet und muthlos in öder, steiniger Wüste zurückzulassen?"

Sie hatte ihm sinnend zugehört, und ein tiefer Ernst beschattete ihre eben noch so glückstrahlenden Züge. Nach einer stummen Pause begann sie mit einem schwachen Versuch, wieder den alten siegesgewissen Ton anzuschlagen: „Ich bin wahrhaftig ein thörichtes Kind, daß ein Wort von Ihnen, der Ausspruch eines Laien, der gar nichts von der erhabenen, göttlichen Kunst versteht, auch nur eine Minute Zweifel oder gar Angst in mir erwecken konnte, jetzt, wo ich nur die Hand auszustrecken brauche, um das leuchtende Ziel zu erreichen, das mir so lange als fast unerreichbar fern vorgeschwebt, und das mir über Nacht wie durch ein Wunder so nahe gerückt ist! . . . Sie sind ein abscheulicher, schlechter Mensch, Cousin! Statt sich so recht von Herzen mit über das Glück zu freuen, das mir so unverhofft in den Schos gefallen ist, hocken Sie da wie ein Unglücksrabe, der seine Freude daran hat, in Momenten galliger Laune seinen Mitmenschen das Leben zu verleiden."

Sie stockte plötzlich mitten im lebhaftesten Sprechen. Der Gescholtene hatte die verhüllende Hand von der Stirn weggezogen und sah sie an, mit einem so verzweifelten Ausdruck tiefen Seelenschmerzes in den sonst so ruhigen, unbeweglichen Zügen, daß sie nicht im Stande war, in dem angeschlagenen Ton fortzufahren.

„Verzeihen Sie, Melissa", sagte er jetzt leise, während er ihre beiden kleinen Hände ergriff und an die Lippen preßte, „ich wollte Ihnen nicht wehe thun! Nicht Freude daran, die Illusionen glücklicher Menschen zu zerstören, ließ mich jene warnenden Worte aussprechen. Die Sorge um Ihr Lebensglück, Melissa, das mir theuerer ist als mein eigenes, und das Sie mit Ihrem reichen, tiefen Gemüth in jener Sphäre hohlen Glanzes nie finden können, veranlaßte mich dazu. Ich habe Sie in der kurzen Zeit unsers Beisammenseins kennen gelernt, besser als Sie sich selbst kennen, und ich weiß, daß die Zeit kommen muß, wo Sie den Schritt bitter bereuen werden, den Sie heute voll glänzender Hoffnungen auf eine schöne ruhmvolle Zukunft zu thun im Begriff sind. Ich weiß, daß Sie in jener Stunde bitterer Enttäuschung sich sehnen werden nach dem stillern, aber wahren, tiefen Glück der Häuslichkeit, der Familie; dann aber werden Sie zu stolz sein, den Freund, der Sie einst gewarnt, an Ihre Seite zurückzurufen, um in seiner Liebe Trost zu suchen für die zertrümmerten Ideale. . . . Melissa, Sie werden es für einen Eingriff in Ihr freies Bestimmungsrecht, vielleicht sogar für Egoismus meinerseits halten, wenn ich Ihnen zurufe, Sie bitte: entsagen Sie diesem Glanz und Ruhm, der Ihnen so verführerisch nahe winkt! Ihr kleiner Fuß, wenn er aus der Stille des Familienkreises in die Oeffentlichkeit tritt, zermalmt ein Menschenherz, ein Herz voll Liebe, voll Anbetung für Sie!" . . . Er war, ohne es selbst zu wissen, vom Divan herab auf die Knie gesunken . . . „Thun Sie den Schritt, Melissa, wenn Sie sicher wissen, daß der geträumte Ruhm des Opfers werth ist!"

Er vermochte nicht weiter zu sprechen; wie ein zum Tode Verurtheilter, der auf das Wort der Begnadigung hofft, starrte er in das über ihn gebeugte schöne Mädchenantlitz.

Minuten verstrichen, qualvolle, unendliche Minuten, und kein antwortender Hauch belebte die in dem kleinen Salon herrschende tiefe Stille. Aus dem Antlitz Melissa's war bei der leidenschaftlichen Bitte Bruneck's jede Spur von Farbe gewichen. Ihre Augen blickten wie geistesabwesend ins Leere; aber die zuckenden Lippen verriethen den Kampf in ihrem Innern. Endlich lösten sich zwei schwere Thränen und rollten langsam über die bleichen Wangen. Mit sanfter Gewalt befreite das junge Mädchen ihre Hände aus denen des vor ihr Knienden. Noch ein tiefer Athemzug . . . und das bedeutungsvolle Papier lag zerrissen zu Bruneck's Füßen.

„Melissa!" Ein Ruf jubelnden Triumphes war es, der sich aus der Brust des Mannes losrang, und seine Arme umfingen die wankende Gestalt, während er den stummen Mund, die geschlossenen Augen mit Küssen bedeckte.

„Gott segne dich für diesen Entschluß! Mein ganzes künftiges Leben soll ein steter Dank sein für diesen beseligenden Augenblick. Kein Schatten wird je unser sonniges Liebesglück verdunkeln, und diese Thränen, mein tapferes Lieb, sollen die letzten sein, die du geweint!"

Sie hatte sein glühendes Gelöbniß nicht mehr gehört, bewußtlos hing sie in seinen Armen.

Und hatte er selbst wol je in spätern Zeiten an seinen heiligen Schwur zurückgedacht? . . . Arme Melissa! Armes, unglückliches Weib!

Bruneck's erste Sorge war es gewesen, die verschuldeten Besitzungen seiner Braut aus den Händen der Gläubiger auszulösen, denn er hatte beschlossen, in der alten Tauernburg, der Stätte, an welche sich die Kindheitserinnerungen der Geliebten knüpften, das junge Heimwesen zu gründen. Wie oft hatte ihm Melissa, wenn die Rede auf vergangene Zeiten gekommen war, von dem in den himmelanstrebenden Forsten des Böhmerwaldes liegenden halbverfallenen Ahnenschloß erzählt und mit vor Empörung flammenden Augen des Tages gedacht, da die unerbittlichen Gläubiger sie und die Mutter aus dem angestammten Heim vertrieben! Bruneck hatte, ohne seine Braut in seine Pläne einzuweihen, durch einen Sachverständigen den Kauf abschließen und die nöthigen Renovirungsarbeiten an dem theilweise sehr baufälligen Gebäude vornehmen lassen.

Melissa war dem Vorschlage ihres Gatten, eine Hochzeitsreise durch ihre gemeinsame Heimat, den fern von der großen Touristenstraße liegenden Böhmerwald, zu machen, mit Begeisterung entgegengekommen: trug sie doch seit Jahren eine brennende Sehnsucht im Herzen nach den stillen weltfernen Gegenden, in denen sie aufgewachsen. Wie klopfte ihr das Herz, als der leichte Reisewagen vor dem epheuumsponnenen Thor der Burg ihrer Väter hielt, als das hier aufgestellte Gesinde der neuen Herrschaft ein donnerndes Hoch brachte, daß es von den Felswänden der engen Thalschlucht widerhallte. Starren Auges, als könne sie ihren Sinnen nicht trauen, blickte sie bald auf die versammelten Leute, bald fragend in das ob der gelungenen Ueberraschung strahlende Gesicht ihres Gatten. Bruneck aber hob sein junges Weib aus dem Wagen, und sie fest an sein Herz drückend, sagte er mit einer vor Bewegung zitternden Stimme: „Ich hoffe, die alten Räume, in

denen mein süßes Weib von heute an als Herrin walten soll, sind ihr im Lauf des Jahres nicht fremd geworden, und wir beide werden uns bald heimisch hier fühlen, gelt, Melissa?"

Und jetzt löste sich das starre Erstaunen, welches die junge Frau verstummen ließ, in einen Strom von Thränen auf, die unaufhaltsam über das von freudiger Aufregung geröthete Gesichtchen hinabrollten, und jubelnd schlang sie ihre Arme um den Hals dessen, der in seiner fürsorgenden Liebe ihr die früh verlorene Heimat wiedergeschenkt.

Und sie lebten glücklich, froh und glücklich, wie die Kinder. Hand in Hand durchstreiften sie den alten Park und den sich daranschließenden Hochwald. Melissa zeigte dem geliebten Mann die bemoosten Plätze, welche Zeugen ihrer Kinderspiele gewesen; wo sie geträumt von der Welt jenseit der Berge, die ihr in ihrer kindlichen Einfalt so herrlich erschienen war, und der sie nun doch so gern auf immer den Rücken wandte. Sie führte ihn auf schmalen Bergpfaden, die sich kaum sichtbar durch das hohe Gesträuch hinzogen, und erzählte ihm, wie sie dereinst zum ersten mal, in gespannter Erwartung wunderbare Dinge zu entdecken, darauf hinschritt, ohne sich vor der Gefahr des Verirrens oder vor bösen Menschen zu fürchten. . . . Und dann des Abends, wenn die Dämmerung ihre grauen Schleier in den Winkeln des alten Schlosses wob und der Nachtwind geheimnißvolle Zwiesprache mit den Baumwipfeln im Park und den rostigen Wetterfahnen der Thürme hielt, dann setzte sich Melissa ans Klavier und sang ihm mit ihrer bezaubernden Stimme wunderbare Melodien vor, Melodien, die noch keines Menschen Ohr vernommen, die wie Perlen aus ihrer Seele emporstiegen und ihm seine eigenen Worte ins Herz zurückriefen, die Lieder, die der liebesselige Mann seiner Braut zu Füßen gelegt.

Traumschnell, wie eine einzige schimmernde Sommernacht, waren ihnen die Wochen, die Monate verstrichen, und als die fallenden Blätter ihnen das Schwinden des Sommers kündeten, da meinten die Liebenden in stolzem Uebermuth ihn für immer halten zu können, wie das Glück, das sich ihnen erschlossen, wenn sie mit ihm zogen über die eisige Grenze der Alpen, nach Italien, dem Lande des ewigen Frühlings, dem Lande der Musik, der Poesie. Hier verbrachten sie den Winter und kehrten erst mit Beginn der warmen Tage in ihr verlassenes Bergschloß zurück.

Und als die Frühlingsstürme wieder brausend durch die Bergschluchten dahinzogen und die Strahlen der Lenzsonne neugierig durch die bleigefaßten Scheiben des kleinen Erkerstübchens lugten, in denen einst Melissa's Wiege gestanden, da begrüßten sie ein junges Menschenleben, das über Nacht in dem altersgrauen Gemäuer aufgeblüht, da hielt Brueneck seinen Sohn in den Armen, sein Fleisch und Blut, sein und Melissa's Kind! . . .

Nessun maggior dolor
Que ricordarsi del tempo felice
Nella miseria . . .

murmelte der einsame Träumer in dem kleinen Gaststübchen der Seespitze vor sich hin. Er schloß fester die Augen, um nichts mehr zu sehen von dem, was

jenem letzten Lichtmoment gefolgt; aber die unerbittliche Erinnerung zauberte Bild auf Bild aus der Nacht der Vergessenheit vor seine Augen.

Ein dunkler Schatten, der schon beim Beginn der Ehe drohend am Himmel ihres Liebesglückes aufgestiegen, verhüllte allmählich wie ein dichter Trauerflor das sonnige Lichtbild. Anfangs war es Melissa gelungen, die Wolke, die so oft die Stirn des Geliebten verdüsterte, wegzulachen, wegzuscherzen. Ihre arglose Seele war weit davon entfernt, den wahren Grund seiner Verstimmung zu ahnen, und Bruneck selbst schämte sich, es einzugestehen, daß es Eifersucht sei, thörichte, sinnlose Eifersucht auf ein Nichts, einen Schemen, der sein Inneres durchwühlte und so oft nachts den Schlaf von seinen Augen scheuchte; daß er angstvoll den Traumreden seines schlummernden Weibes lauschte, daß er zusammenzuckte, wenn sie tagsüber in der Unterhaltung mit ihrem Gatten der in Wien verlebten, ruhmverheißenden Tage gedachte; oder wenn sie, nach den mit Interesse gelesen Zeitungsberichten über die Triumphe der großen Concert- und Opernsängerinnen, ihm scherzend sagte: „Siehst du, Tyrann, welches Opfer ich dir gebracht? All dieses Lob, diese Begeisterung hätte mir gegolten, wenn meine thörichte Liebe zu dir mich nicht in diese Waldeinsamkeit verbannt hätte!“

Ja Bruneck war eifersüchtig, wie nur je ein Mann auf einen gefürchteten Nebenbuhler, auf die Kunst, der die erste, glühende Neigung seines Weibes gegolten. „Hier“, flüsterte die unerbittliche Stimme in seinem Innern ihm zu, „hier wirst du Melissa verlieren. Ob früher oder später der Verlust dich treffen wird, er ist unabwendbar! Denn in wessen Seele die Kunst ihren erhabenen Tempel aufgebaut, wer einmal von dem berauschenden Gift, dem Beifall der Menge, gekostet, der bleibt für immer dem bürgerlichen Leben, den beengenden Grenzen der Häuslichkeit verloren.“

Vergebens suchte Bruneck die ihn folternde Seelenangst zu bekämpfen. Sein vielgerühmter Gleichmuth war schon längst entschwunden, seit dem Tage, da er Melissa zum ersten mal gesehen; und statt dessen bemächtigte sich seiner allmählich eine nervöse Gereiztheit, die bei der geringsten Veranlassung in heftigen Worten zum Ausbruch kam. Den Augen seines Weibes konnte diese veränderte Gemüthsstimmung nicht verborgen bleiben. Sie litt schwerer darunter als jede andere: fühlte sie doch instinctiv, daß die von ihr so leidenschaftlich geliebte Musik den Gatten besonders erregte und verstimmte. Die gemüthlichen Dämmerstunden im kleinen Musikzimmer, die einst seine Freude gewesen, suchte er ängstlich zu vermeiden, und so oft die junge Schloßherrin, ein Liedchen trällernd, durch sein Zimmer schritt, wandte er wie in körperlichem Schmerz den Kopf von ihr weg, dem Fenster zu.

Die Musikabende waren schon nach der Geburt des kleinen Felix seltener und seltener geworden; endlich fielen sie ganz weg, und auch die Stimme Melissa's verstummte wie der Gesang der kleinen Vögel in schwüler, gewitterschwangerer Sommerszeit, und es war wieder still in dem alten Ahnenschloß, „so still und einsam“, meinte Melissa in sich zusammenschauernd, „wie in einer Gruft“.

Endlich drang wieder einmal ein helles Streiflicht aus der großen Welt in die stille Waldeinsamkeit. An einem klaren Herbstmorgen — Bruneck kam eben von

der Jagd zurück — trat ihm Melissa mit einem adressirten Briefe in der Hand entgegen, den sie dem Diener zur Besorgung übergab. Es war die Antwort auf ein kurz zuvor aus der Nachbarschaft angelangtes Billet, welches sie ihrem Gatten strahlenden Blickes einhändigte. Dasselbe enthielt die Aufforderung der in diesen Gegenden begüterten Fürstin S., in einem demnächst zu veranstaltenden Wohlthätigkeitsconcert mitzuwirken.

Bruneck warf nur einen flüchtigen Blick hinein. „Und deine Antwort?" fragte er kurz.

„Besteht natürlich in einer Zusage", antwortete sie ebenso, ohne auf die sich plötzlich verfinsternde Miene ihres Gatten zu achten; „wie könnte ich auf eine so liebenswürdige Bitte mit «Nein» antworten?"

„Und abgesehen von diesen zarten Rücksichten", entgegnete er mit beißender Ironie, „wäre es doch auch eine an Heroismus streifende Selbstverleugnung, wenn man die so schmerzlich ersehnte Gelegenheit, ein Beifall jauchzendes Publikum zu seinen Füßen zu sehen, von sich stieße."

Sie warf trotzig den Kopf in den Nacken. „Und wenn es so wäre!" entgegnete sie mit fliegendem Athem, die Hände fest gegen die wogende Brust drückend; „wenn ich mich wirklich danach sehnte, einmal, nur ein einziges mal wieder mich auf den Klängen der Musik emporzuschwingen aus der Sphäre der Alltäglichkeit! Zu fühlen, daß mir Gott eine Stimme gegeben, eine Stimme, um die mich Tausende beneiden, Tausende glücklich preisen, und die ich dir jetzt opfern soll, wie ich meiner Liebe die glänzenden Zukunftsträume geopfert habe . . ."

„Regen wir uns nicht unnöthig auf", fiel er ihr eisig ins Wort; „die entscheidende Antwort ist bereits geschrieben, und zwar ohne daß du es für nöthig befunden hättest, zuvor meine Ansicht über die Sache zu hören. Damit hast du ja, scheint mir, deine Selbständigkeit hinlänglich bewiesen! Ich bitte dich nur noch um Eins: die Gesangesübung auf das unumgänglich Nöthigste zu beschränken, da meine Kopfnerven nun einmal so unglückselig construirt sind, daß sie die Klänge einer menschlichen Singstimme nicht mehr vertragen wollen."

An jenem Morgen hatte Bruneck zum letzten mal das sonnige Kinderlächeln auf dem Antlitz seines Weibes gesehen; die herbe Bitterkeit seiner Worte hatte es für immer verscheucht. Nicht einmal der Augenblick, als im Concertsaal der Provinzialstadt der nicht enden wollende Beifall den Liedervorträgen Melissa's gefolgt, hatte den Ernst verwischt, der seit jenem Herbstmorgen wie ein Bann auf der klaren Stirn lag.

Vielleicht weilten ihre Gedanken auch nicht hier, sondern daheim am Bettchen ihres Kleinen, der seit einigen Tagen infolge der durchbrechenden Zähnchen leicht fieberte. Heute allerdings schien es etwas besser zu gehen, und Melissa hatte daher die kurze Frage ihres Mannes, ob man trotz Felix' Unwohlsein zum Concert fahren solle, mit einem entschiedenen Kopfneigen beantwortet, jedoch auch ebenso entschieden dafür gestimmt, sofort nach dem Schluß des Concerts wieder heimzukehren, obgleich sie von allen Seiten stürmisch zum Bleiben aufgefordert wurde.

Trotz dieses sofortigen Aufbruchs war doch Mitternacht längst vorüber, als Bruneck mit seiner Gattin nach mehrstündiger Fahrt auf schlecht gepflegten Wald-

wegen daheim anlangte. Zu ihrem Erstaunen fanden sie noch die ganze Dienerschaft wach und eine außergewöhnliche Unruhe im Schlosse.

Der Zustand des Kleinen hatte sich wider alles Erwarten plötzlich verschlimmert. Seit einer Stunde lag das Kind in Krämpfen, so erzählte die alte Wärterin schluchzend; niemand hatte jedoch in der allgemeinen Bestürzung daran gedacht, nach dem Arzt zu schicken.

Bruneck machte sich sofort selbst auf den Weg und jagte in sinnloser Angst auf den kürzesten, kaum des Tages passirbaren Waldpfaden nach dem Arzt. Es war ein schauriger Ritt durch die stille, dunkle Herbstnacht — noch jetzt perlte ihm der eisige Schweiß von der Stirn, wenn er daran zurückdachte. Oft strauchelte das Pferd über vorspringende Baumwurzeln, daß es dem Reiter nur durch seine außergewöhnliche Gewandtheit gelang, sich im Sattel zu halten. Den Hut hatte ihm ein überhängender Tannenast vom Kopfe gestreift, und die rauhen Zweige ritzten ihm die Stirn blutig. So langte er endlich, halbtodt von der übermenschlichen Anstrengung, im fahlen Morgengrauen mit dem Arzt auf der Tauernburg an. Zu spät, um noch zu helfen! Sein Kind hatte ausgelitten.

„Vielleicht", so meinte bedauernd der Arzt, „wäre noch Rettung möglich gewesen, hätte man rechtzeitig nach ärztlicher Hülfe gesandt . . . vielleicht. . . ."

Melissa kniete thränenlos am Bettchen und hielt die kleinen kalten Händchen in den ihren. Sie achtete nicht auf ihre Umgebung, sondern versuchte immer wieder aufs neue durch sanftes Reiben die entschwundene Lebenswärme dem kleinen Körper zurückzugeben.

Hielt Bruneck diesen starren, thränenlosen Schmerz seines Weibes für Gefühllosigkeit? Oder war es der Ausspruch des Arztes, der ihn sich selbst vergessen ließ? Es war ein entsetzliches Wort, welches die Verzweiflung über seine Lippen trieb. „Zu spät; Melissa", sagte er dumpf, und in namenloser Bitterkeit fügte er hinzu: „der Kunst geopfert!"

Melissa zuckte zusammen, aber sie sprach kein Wort.

Und so war sie stumm geblieben, stumm und in sich gekehrt. Am Tage nach der Beerdigung hatte die Mutter, die bei der Nachricht vom Tode des Kindes herbeigeeilt, Bruneck den Entschluß ihrer Tochter mitgetheilt, sich von ihm zu trennen. Den Skandal einer officiellen Scheidung hatten die Bitten der Mutter abgewendet; aber Melissa erklärte fest und bestimmt, das Zusammenleben mit ihrem Gatten nicht länger ertragen zu können, und dieser hatte nach den letzten Erlebnissen nicht den Muth, die so tief Gekränkte noch an sich zu fesseln. Jene anschuldigenden Worte, die er an der Leiche seines Kindes der Verzweifelnden zugerufen, ließen sich nicht wieder gut machen, das fühlte er selbst, und so war eine baldige Trennung für beide Theile das Beste. . . .

Ein lautes Stöhnen entrang sich der Brust des Mannes. Der halb traumhafte Zustand, der sich allmählich seiner bemächtigte, war geschwunden. Er blickte verstört um sich in dem schmucklosen engen Stübchen. Ihm war, als laste eine centnerschwere Atmosphäre auf seiner Brust und drohe ihn zu ersticken. Hastig sprang er empor und riß das Fenster auf. Eine feuchtkalte Luft drang zu ihm

herein. Noch kämpfte die Sonne mit der dicken Nebelschicht, die in den Thälern wogte, und ein fahles Grau hüllte wie ein Leichentuch die ganze Gegend ein.

Der Mann fröstelte in sich zusammen. War es ihm doch, als solle er ihn noch einmal durchleben, jenen feuchtkalten Novembermorgen, an dem sein Weib von ihm gegangen für immer! Er hatte die Nacht vorher kein Auge geschlossen, sondern war ruhelos umhergewandert durch die Gemächer und Corridore der alten Burg. Da, gegen Morgen, hatte er in dem frühern Kinderzimmer einen schwachen Lichtschein bemerkt; er ging ihm nach und stand seinem Weibe zum letzten mal gegenüber.

Melissa kniete vor einer geöffneten alten Truhe. Sie hatte das Nahen ihres Gatten nicht bemerkt, und so war er gegen ihren Willen Zeuge eines herzzerreißenden Bildes geworden.

In ihrem Schos lag ein Bündelchen Kindersachen, alle die niedlichen kleinen Dinge, die Melissa's geschickte Hände einst so hoffnungsfreudig gearbeitet. Immer noch neue Gegenstände langte sie aus der Truhe hervor, alle mit Küssen und Thränen bedeckend.

Bruneck hielt sich nicht länger. „Melissa!" rief er, Reue und tiefes Mitleid mischten sich in den Ton heißer, inniger Liebe, während er mit ausgebreiteten Armen auf die Gebeugte zuschritt.

Sie war beim Klange ihres Namens zusammengezuckt und richtete sich hastig empor.... Das kleine Bündelchen, als könne man ihr es rauben, an sich pressend, stand sie hochaufgerichtet vor ihm, ihn mit eisigen Blicken messend, daß sich unwillkürlich seine erhobenen Arme senkten.

„Was willst du von mir?" sagte sie hart; aber ein Zug bitterer Wehmuth lag auf dem marmorkalten Gesicht, und die Stimme verrieth die niedergekämpften Thränen; „fürchte nichts! Es ist mein Eigenthum, was ich da habe."

„Melissa!" sagte er schmerzlich, „besinne dich! Du weißt nicht, was du sprichst."

„Ich hätte auch das hier gelassen", fuhr sie, ohne seinen Einwurf zu beachten, ebenso fort, während sie versuchte, das kleine Päckchen seinen Blicken zu entziehen, „aber ich wollte nicht" — ihre Lippen bebten und die Stimme drohte ihr zu versagen — „daß meiner Hände Arbeit verächtlich von fremden Augen gemustert werde. Laß mich!" sagte sie heftig, da er ihre Hand an die Lippen zu ziehen versuchte. „Täusche dich nicht noch einmal in mir, es ist mein alter Fehler, die Eitelkeit, die dabei ins Spiel kommt! Ich verbitte mir dein Mitleid!"

Und er hatte, abgestoßen durch ihre Schroffheit, sie von sich gehen lassen auf Nimmerwiedersehen!

Auf den Steinfliesen der Vordiele tönten die lauten Tritte von Nägelschuhen, und nach einigemal wiederholtem Klopfen wurde die Thür behutsam geöffnet und der blonde Krauskopf des Führers kam zum Vorschein. Er räusperte sich ziemlich laut. „Wann's dem Herrn beliebt", sagte er jetzt, näher auf den am Fenster Stehenden zutretend, während ein scheuer Blick das unberührt gebliebene Lager streifte, „die Frau Wirthin hat Ihnen a Milch versorgt; und dann wär's gut, wann wir uns mit Sonnenaufgang auf den Weg machten."

III.

Im Vaterhause.

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder —
Und alles war ein andres doch!

Lingg.

Da wo die Kuppen des Waldgebirges gegen Süden zu sich zu einem steilen Grenzwall aufbauen, der schroff zur Donau abfällt, wird durch die sich zusammendrängenden Bergriesen ein kleines Flüßchen eingeengt, das sich in wilden Cascaden über Steinblöcke und Geröll seinen Weg sucht, um, in der Niederung angelangt, zum stattlichen Fluß verbreitert, seine krystallhellen Wellen mit denen der schönen blauen Donau zu vereinigen. Kurz vor dem Eintritt in die Ebene wird das Flüßchen durch mehrere wasserreiche Bäche verstärkt. An der Einmündung solch eines Gießbaches liegt eine uralte Sägemühle, wie ein Schwalbennest an die grünbemooste Felsenwand angeklebt, die unmittelbar über ihr aufsteigt. Grau und verwittert ist das zweistöckige Holzhaus mit dem steinbeschwerten, weit überhängenden Dach, die geschnitzte Einzäunung der das Haus auf drei Seiten umschließenden hölzernen Galerie wurmstichig und geflickt; doch die Sägen in der Mühle glänzen, als seien sie eben aus der Werkstatt des Arbeiters hervorgegangen, und von früh bis zum Abend hallt das stille Thal vom Geklapper des Mühlwerks wider.

Zuweilen kommt es wol vor, daß einer der in den Sommermonaten die kleinen Bergthäler durchstreifenden Touristen, von der romantischen Lage der Mühle entzückt, an den alten Müller, der mit der kurzen, silberbeschlagenen Pfeife im Munde Sonntags vor seiner Mühle sitzt, die Frage richtet, wer wol den guten Gedanken gehabt, sich hier zwischen den Bergwänden anzusiedeln, und wie lange es her ist, seit die Mühle besteht?

Dann antwortet der Gefragte mit überlegenem Grinsen: „Wie lang? Ohe Herr, das können Sie und ich nimmer erdenken, wann die amol nit da g'standen is. Die Stadlmühl' hat's halt allweil da 'geben, solang als Czechen und Deutsche in unserm schönen Heimatlandl hausen, solang als Holz von den Bergen zur Donau hinabg'schwemmt wird."

„Ja", meint der Fremde dann wol, auf das Gespräch eingehend, „die Flößerei hier in den Bergen ist auch bald so alt wie das Menschengeschlecht."

Der Alte aber, nachdem er den Sprechenden ein paar Minuten scharf von der Seite fixirt hat, schüttelt nachdenklich den grauen Kopf. Dann nimmt er die Pfeife aus dem zahnlosen Munde, klopft sie am Rande der steinernen Bank, auf der er sitzt, aus und schiebt sie bedächtig in die Tasche seiner abgetragenen Sammthosen.

„Der Herr muß wahrscheinlich aus dem Preußischen sein", ergreift er nach einer Pause stummen Nachdenkens das Wort, „daß er so unwissend is in dem, wovon hier zu Lande jedes Kind B'scheid weiß. Die Flößerei ist beileibe nit so

alt, wie der Herr meint. Die kloan Stuckerln zan Brennholz, die haben's hier auf den Bächen g'schwemmt, solang als Bäum' wachsen in den Bergen; aber die Flößerei, i mein', die großartige Flößerei von Bau- und Schiffsholz, davon hat koa Mensch nix g'wußt, bis der Herr selig drauf kommen is. Ja der Herr selig, das war a Mann!" Und nun ist der alte Mann in seinem Fahrwasser, und behaglich, die Füße von sich gestreckt, die Hände über dem Magen gefaltet, fängt er seine Erzählung an:

„Die Stadlmühl ist früher a einfache Wassermühl g'wesen und hat seit undenklichen Zeiten den Bruneckischen g'hört. Sie haben alle ihr Stückl Brot da g'habt, aber a schmal's Stückl Brot, denn der Verdienst war knapp. Es sind wenig Leut, die in den Bergen da herum hausen, und arme Hascher alle mitanond, die aus der Hand in den Mund leben, und nit gern viel zahlen für das bissel Korn, das sie zan Mahlen herbringen. Aber koaner von den Müllern, die da g'hauft haben, hat denkt, daß es anders werden könnt, bis auf den letzten, den Joseph. Der hat von kloan auf so a b'sondres Wesen g'habt. Jeden Stoan, den er am Weg funden hat, jeds Stückl Holz, hat er aufklaubt und simulirt: zu was könnt' ma das brauchen? I war dazumal immer mit ihm z'sammen; denn schaun's, Herr, wir san Spielkameraden g'wesen, der Joseph und i, und haben uns mächti gern g'habt. I hab ihm ah später treu g'dient, wie er erst selber Stadlmüller worden is. Dös war aber sehr früh, denn sei Vater is bald g'storben. A paar Wochen nach desselbigen Tode hat der Joseph die Meßnerische Anna g'heirath, mit der er sehr lang versprochen war. Mit den paar hundert Gulden, die ihm die Anna ins Haus bracht hat, hat er hier die Sägerei einrichten lass'n. Im Anfang hat's nix b'sondres abg'worfen; man hat noch koa Zutrann zu der neuen Sägemühl' g'habt, aber nach und nach hat sich's bessert; und bald haben wir — denn i war dazumalen schon als Knecht hier auf der Mühl' eing'treten— so viel Aufträg' g'habt, daß wir haben Tag und Nacht arbeiten müss'n. Der Joseph aber hat's nit dabei bewenden lass'n, er hat noch ganz andere und viel großartigere Plän' g'habt. Er hat große Reisen g'macht, bis nach Wien hinunter, und hat mit den Herrschaften g'sprochen, denen die Wälder da herum g'hören, und hat Contracte abg'schlossen mit großen Bauunternehmern, daß er ihnen das Holz um die Hälft' billiger liefern wird, als sie es bis dahin kriegt haben. Und wie alles schön in der Ordnung war, is er mit an ganz'n Sack voll Geld, das ihm die Herrschaften auf sei Project hin vorg'streckt, heimkehrt. Hier hat er all die armen Holzknecht' aus den umliegenden Bergen z'sammenkommen lassen, und sie g'fragt: ob sie bei ihm eintreten wollten als Tagelöhner, und wann's sich brav hielten, würden's schon zu was kommen. Und daß i's nur derzähl', der Joseph hat die große Flößerei in den Bergen da eing'richtet, und ist alles gut gangen. Und nach so a zehn Jahrln harter Arbeit, denn er hat alles selber anordnen und leiten müss'n, so haben's die Herrschaften, die nit gern an Unbequemlichkeit auf sich lad'n, mit ihm abg'macht, hat er mir die Mühl' da verkauft um an Gotteslohn und is nach L. g'zogen; von wo aus er noch a Zeit lang die Flößerei verwaltet hat. Dann hat er an Stellvertreter herg'setzt un is mit seinem ehrlich verdienten Geld, mit Weib und Kindern nach Wien g'zogen, damit die Kinder a

gute Erziehung bekommen; denn 's hat ihn selbst immer g'wurmt, daß er so wenig in der Schule g'lernt hat. Dort hat er selbst den Holzhandel in d' Hand g'nommen, hat Möbelfabriken ang'legt, Holzschnitzschulen gegründet, un is dabei, sagt man, a stoanreicher Mann word'n. . . . In unsre Berg' is er nimmer kommen" — der Erzähler seufzt — „er is jetzt schon funfzehn Jahre todt, aber sei Andenken is überall g'segnet, und wo man seinen Namen nennt, da hört man, daß der Joseph Bruneck der Wohlthäter unsers Landes is, dem wir's alle zu verdanken hab'n, daß wir unser gut's Auskommen und an Sparpfennig fürs Alter hab'n."

„Und die Kinder? Kommen die öfters in die alte Heimat?"

„Ja was, Schnecken!" Der Alte spuckt heftig aus. „Die san gar vornehme Leut worden, wenigstens das Mädel, die Emma. An Grafen hat sie g'heirat, hör' i. Und der Karl, der is gar so a Federfuchser worden, für den's koane grünen Bäum' und koan blau'n Himmel nit gibt. Hätt's ihm nit zutraut, dem frischen Büaberl! Solche vornehme Herrschaften woll'n nit gern dran erinnert sein, wieviel in harter Arbeit erpreßter Schweißtropfen an den Geldsäcken hängen, von denen sie so protzig auf unsereins herabschauen; un daß sie vor dreißig Jahren selber noch barfuß und im g'flickten Jackerl da im Mühlbach 'rumg'planscht haben."

So poltert der alte Stadlmüller über die entarteten Kinder des verstorbenen Jugendfreundes.

Ja, dreißig Jahre waren vergangen, seit der kleine Karl Bruneck zum letzten mal an der Hand des Vaters auf der Schwelle der Stadlmühle gestanden und mit rothgeweinten Augen, die dicke Fellmütze in den braunen Fäusten, den alten, lieben Räumen und dem fortan darin waltenden neuen Stadlmüller Lebewohl gesagt. Die Mutter saß schon mit der um zwei Jahre ältern Schwester, die sich mächtig freute, in die Stadt zu kommen, und stolz auf ihr neues Kleid blickte, in dem Landauer, und der Vater drängte zum Gehen; aber der kleine Karl hatte sich trotzig auf die ausgetretenen Stufen vor der Hausthür hingekauert und erklärte schluchzend, dableiben zu wollen. Kein Zureden half, bis endlich der Vater den kleinen Trotzkopf aufhob und in den Wagen trug.

Nur zu bald war die Erinnerung an die alte Heimat aus dem Gedächtniß der Kinder gelöscht worden, so vollständig, daß während dreißig langen Jahren nicht einmal der Gedanke sich regte, das schöne Waldthal, das ihre Geburtsstätte war, wieder aufzusuchen. Als Bruneck mit seinem jungen Weibe die alte Tannenburg im Böhmerwalde bezog, da hatte Melissa ihn gefragt, ob sie nicht sein Heimatthal, dem sie ja so nahe waren, aufsuchen sollten. Er aber hatte sie mit einem „später, gelegentlich einmal, mein Lieb", vertröstet; und diese „Gelegenheit" hatte sich während der kurzen bewegten Zeit ihrer Ehe nicht gefunden. Als er darauf, gebrochen an Leib und Seele, in die schöne Donaumetropole zurückgekehrt war, um in der gewohnten Journalistenthätigkeit, im alten Freundeskreise Vergessenheit des Geschehenen zu suchen und sie trotz der wahrhaft fieberhaften Arbeit, in die er sich stürzte, nicht finden konnte, da war es seine alte Mutter, die, mit wachsender Sorge die Schwermuth des Sohnes beobachtend, ihm von den

Tagen der Kindheit erzählte und die Stätte, die seine ersten Schritte, seine ersten kindischen Thränen gesehen, wieder in Erinnerung brachte, sodaß er beschloß, die Osterzeit zu einem Ausfluge nach L. zu benutzen, von wo aus er mit einem jetzt daselbst als Beamter angestellten alten Schulfreunde, der ein ausgezeichneter Kenner des angrenzenden Gebirgslandes war, den Böhmerwald nach allen Richtungen hin durchstreifen und zuletzt auch ein paar Tage unter dem Dache des Vaterhauses zubringen wollte. Obgleich ihm der genannte Freund brieflich dringend davon abrieth, vor Pfingsten in die abgelegenen Gebirgslandschaften einzudringen, auch seine Begleitung auf der geplanten Fußreise nur für einen spätern, günstigern Termin in Aussicht stellte, hielt Brunеck doch, unterstützt von seiner Mutter, die den Sohn um jeden Preis der aufreibenden, selbst aufgebürdeten Arbeit entziehen wollte, seinen einmal gefaßten Beschluß aufrecht; ja noch mehr, gereizt durch die abschlägige Antwort des Freundes, theilte er demselben kurz mit, daß er nunmehr allein die beabsichtigte Gebirgstour machen werde und sich nur auf dem Rückwege einen Tag in L. aufzuhalten gedenke.

Auf seinen Wanderungen durch die noch von jedem Fremdenverkehr abgeschlossenen, in der Stille des Vorfrühlings ruhenden Waldberge fühlte Brunеck, wie sich nach und nach der Alp, der seine Brust drückte, hob, und wie befreit athmete er auf in dem Gefühl, einmal fern von der Menge derer zu sein, die theils mit geheimer Schadenfreude, theils unter der Maske der Freundschaft mit plump zur Schau getragener Theilnahme ihn stündlich an das verlorene Glück erinnerten. Die Großartigkeit der Natur, die ihm überall in den Urwäldern seiner Heimat entgegentrat, erfüllte ihn ganz und verdrängte jeden andern Gedanken aus seiner Seele, sodaß, fast ohne daß er sich dessen bewußt wurde, allmählich die Schemen der Vergangenheit vor dem lebenswarmen Lichte der Frühlingssonne zerstoben, deren Schimmer die urwüchsige Schönheit der ihn umgebenden Waldlandschaft verklärte.

Der Anblick jenes Mädchenbildes in der kleinen Wirthsstube der Seespitze hatte darauf mit einem Schlage das endlich errungene seelische Gleichgewicht wieder zerstört und ihn in eine Flut von Erinnerungen getaucht, die ihn auch noch nicht wieder losließen, da er im Lichte der aufsteigenden Sonne von der Seespitze aus seine Wanderung weiter fortsetzte.

Erst als sie den Abstieg hinter sich hatten und er die Wellen des Baches neben sich rauschen hörte, blickte er mit regerm Interesse um sich. Eine seltsame Erregung bemächtigte sich seiner, je mehr sie sich dem Ziel der Reise näherten, und verdrängte die Aufregungen der letzten Stunden. Die aus den zerklüfteten Felsen sich hervordrängenden verkrüppelten Birken und Legföhren, die von der rostfarbenen Veilchenflechte bezogenen Steine am Wege, alles grüßte ihn so vertraut; und dazu rauschte der Bach das alte Lied, das er dem aufhorchenden Knaben einst erzählt, und rief ihm alle Träume der Kindheit ins Gedächtniß zurück. Jetzt machte der Bach eine starke Krümmung, Rädergeklapper und das Rauschen stürzender Wassermassen schlug an sein Ohr, und nach wenigen Schritten auf der dem Laufe des Baches folgenden breiten Straße lag unerwartet dicht vor seinen Blicken das alte, fast vergessene Vaterhaus! Vollständig unverändert: von dem runden Steintisch

links vor der Hausthür, der einem unbrauchbar gewordenen Mühlstein seine Entstehung verdankte, bis auf die kleinen, bleigefaßten Fensterscheiben, die hier und da durch ein Stück vorgeschlagenes Blech ersetzt worden waren, und das Fledermausskelet über der wurmstichigen geschnitzten eichenen Hausthür, in deren vom Alter gebräunten Schnörkeln er und die Schwester sich vergebens abgemüht, die Jahreszahl herauszufinden, die darauf laut des Vaters Aussage zu lesen sein sollte.

Tief Athem holend blieb er auf dem hier den Bach überschreitenden Steg stehen, um das Bild des Vaterhauses voll und ganz in sich aufzunehmen. Eine eigenthümliche Scheu hemmte seinen Schritt. War es ihm doch, als müsse sich jetzt die rostige Klinke bewegen und in der geöffneten Thür die Gestalt des Vaters erscheinen, dem endlich heimgekehrten Sohn die Arme entgegenstreckend.

Der Führer hatte sich inzwischen, unbekümmert um die Stimmung des schweigsamen Fremden, dem Hause genähert und rief durch das eine offen stehende Fenster im Erdgeschoß ein lautes „Ohe!“. Wenige Augenblicke darauf knirschte die alte Thür in ihren Angeln, und ein junges Weib, dem Anschein nach die Magd, trat den Ankommenden entgegen. Sie schien eben aus dem Stall zu kommen, denn der faltige dunkelblaue Wollrock war kurz um die Hüften geschürzt, wie es bei schwerer Arbeit zu geschehen pflegt, und ließ die braunen, nackten Füße sehen, die in groben Holzpantoffeln steckten.

Bruneck wandte sich, durch ihr Erscheinen jäh aus seinen Kindheitsträumen aufgeschreckt, verstimmt ab und sah angelegentlich in das schäumende Wasser zu seinen Füßen. Der Führer aber nahm mit einem linkischen Kratzfuß den runden Filzhut vom Kopfe und fragte die „Jungfer“, ob der Stadlmüller zu Hause sei.

Bruneck hob, frappirt durch die Form der Frage, bei den Worten des Burschen aufhorchend den Kopf und überflog prüfend die Erscheinung der vor ihm Stehenden. Er bemerkte, wie unter seinem musternden Blick die sonnengebräunten Wangen des Mädchens sich tiefer färbten, während sie ihn mit nur leichtem Dialektanflug fragte, „ob der Herr den Vater zu sprechen wünsche“.

Der Angeredete griff unwillkürlich grüßend an seinen Hut, was er vorhin in der ersten Verstimmung unterlassen, und sprach darauf die Bitte aus, sich für einige Zeit hier einzumiethen, um die Frühlingswaldluft zu genießen.

„Wolle der Herr sich ein wenig gedulden, bis ich den Vater hergerufen“, antwortete das Mädchen, „da können Sie gleich selbst anfragen.“ Und mit wenig Schritten war sie hinter den vor der Mühle aufgeschichteten Baumstämmen und Bretermassen verschwunden.

Der Anger-Sepp aber trat mit einem verschmitzten Grinsen auf den Fremden zu, und während er mit dem Daumen über die Schulter in der Richtung, die das Mädchen eingeschlagen, deutete, sagte er halblaut:

„Der hätten's der Herr wol nit ang'sehen, daß es des reichen Stadlmüllers einz'ges Kind is. Der Alte is halt a Narr, daß er das Mädl zwingt, alle Arbeit selber zu verrichten, wie a Dienstmensch, un ah nit um a Faserl anders kleid't wie die Magd. Er thut's nit aus Geiz, das kann man an der Jungfer Annerl ihrem Sonntagsg'wandl sehen, da is alles schwere Seide; un a Ketten

von Dukatengold hat sie von der Mutter selig, die sechsmal um'n Hals 'rumgeht. Aber er hat so an Sparren. Er sagt halt, er will nit, daß sich sei Kind was besser's dünken soll als ihre Vorältern, die alle Bauern g'west seien; er möcht' an seinem Fleisch und Blut nit dasselbige erleben wie an den Bruneckischen, den Kindern vom frühern Müller, die, hör' i, ganz auf ihr Heimatl und ihre Freundschaft vergess'n hab'n."

Er nickte nochmals bekräftigend mit dem Kopfe, dann ging er ein paar Schritte vorwärts, dem Müller entgegen, der eben aus seiner Sägemühle herauskam. „Da, Stadlmüller", sagte er, ihm die Hand schüttelnd, „bring' i ös an fein'n Herrn, der will da bei ös a paar Woch'n wohnen."

Der Alte hielt die Hand beschattend über die Augen und trat auf Bruneck zu. Er öffnete den Mund zu einem Gruß, aber seine Lippen sprachen das Wort nicht aus. Mit weit vorgestrecktem Hals stierte er den Fremdling an, und dann, mit einem Aufschrei seine beiden Hände erfassend: „Jesus Maria!" stieß er hervor, „wie is mir denn?! Is das nit dem Joseph sei Sohn, der da zu mir kommt in d' Mühl? Das G'sicht is es völli, und nu gar die Statur! Accurat wie der Vater selig! Na die Freud', auf meine alten Tag' das noch zu erleb'n! Die Freud! . . ." Und der Alte wischte sich mit dem Handrücken ein paar Thränen aus den Augen, die hell darin glänzten.

Bruneck erwiderte mit kräftigem Händedruck die Begrüßung des Müllers; er war von der Art des Empfanges zu bewegt, um in Worten danken zu können. Dann wandte er sich an den Führer, der mit offenem Munde der Scene beigewohnt, und sagte, ihm den bedungenen Lohn reichend:

„Wenn der Müller mich dabehalten will, könnt Ihr gehen."

Der Bursche zögerte und betrachtete unschlüssig die blanken Silbergulden in seiner Hand. Der Ausdruck seines Gesichts verrieth deutlich, daß er für sein Leben gern noch etwas von den Schicksalen des Zurückgekehrten erlauscht hätte. Aber der Müller fuhr ihn kurz an:

„Na, was stehst noch da und gaffst? Hast etwa nit g'hört, was dir der Herr da g'sagt hat?" Dann, da der Bursch sich zum Gehen anschickte, fuhr er besänftigter fort: „Magst dir erst in der Kuchel von der Anna was mit auf'n Weg geb'n lass'n; 's soll keiner sag'n, daß er von der Stadlmühl' hungrig weg'gangen is."

Die Jungfer hatte bisjetzt mit reger Theilnahme in den frischen Zügen den Fremden, von dessen Aeltern sie so viel gehört, betrachtet. Bei den Worten des Vaters fuhr sie aus ihrer nachsinnenden Stellung auf, und dem Burschen einen Wink gebend, ihr zu folgen, schritt sie ins Haus.

(Schluß folgt.)

Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886.

Von

Otto Speyer.

I.

Italien bis zum Sturze des dritten Cabinets Cairoli (Anfang 1879 bis Mai 1881).

Wir haben früher die Geschichte des Königreichs Italien von seiner Entstehung bis zu Anfang des Jahres 1879 erzählt.*) Die folgenden Blätter sind bestimmt, die Schicksale und die Entwickelung des jungen Staatswesens innerhalb des letzten Septenniums darzustellen.

Im ersten jener Abschnitte bildete naturgemäß der äußere Aufbau des Staates, die Vollendung und Abrundung desselben zum Gesammtkönigreich Italien den Mittelpunkt der Darstellung, während die innere Entwickelung erst gegen den Schluß die Thätigkeit der Bewohner des Landes selbst wie das Interesse der Leser stärker in Anspruch nahm.

In der Sitzung des ersten italienischen Parlaments vom 25. März 1861 hatte der große Staatsmann, dem das neue Königreich in erster Linie sein Dasein verdankte, unter dem rauschenden Beifall des Hauses und der Tribünen Rom als die künftige Hauptstadt Italiens proclamirt. Wenige Monate später lag Camillo Cavour auf dem Sterbebett; erst zehn Jahre nach seinem Tode erfüllte sich seine Prophezeiung durch den Einzug Victor Emanuel's in den Quirinal und des italienischen Reichstages in den Palast auf Montecitorio. Das Königreich Italien war, was er gewollt und erstrebt, ein einiges Ganzes von den Alpen bis zum Libyschen Meer — eine großartige Neuschöpfung, nicht eine Wiedergeburt, als welche es oftmals von dem seiner eigenen Geschichte nicht allzu kundigen Volke in Presse und Versammlungen bezeichnet wurde. Auch jetzt noch gab es freilich nicht wenige Italianissimi, welche, von stolzem Selbstgefühl geschwellt und ver-

---

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, VIII, 1., 145 fg., 577 fg.; VIII, 2., 152 fg.; IX, 1., 577 fg.; IX, 2., 1 fg.; XIV, 2., 1 fg., 207 fg., 383 fg., 591 fg., 778 fg., 932 fg.; XV, 1., 453 fg., 571 fg.

wöhnt durch die unerhörte Gunst des Geschickes, sich für unbefriedigt erklärten, solange die Grenze des Königreiches nicht so weit reiche, wie die italienische Zunge klingt, solange nicht in Südtirol und Istrien, im Tessin, auf Corsica und Malta die grün-weiß-rothe Fahne wehe. Wenn aber auch bei den besonnenen Politikern — und zu ihnen gehört die große Mehrzahl der gebildeten und urtheilsfähigen Italiener — insgeheim der Wunsch leben mochte, auch die „unerlösten" Brüder, die Italia irredenta, in den gemeinsamen Staatsverband eintreten zu sehen, so erkannten sie doch klar, daß es eine unverzeihliche Thorheit sein würde, durch solche Bestrebungen das glücklich Errungene, die Existenz des Gesammtstaates selbst aufs Spiel zu setzen, daß es jetzt vor allem darauf ankomme, das neue Gebäude im Innern auszubauen und zu consolidiren, und daß es dazu des gesicherten Friedens und des guten Einvernehmens mit den großen Nachbarstaaten bedürfe.

Die Verschmelzung der bisher fast nur äußerlich zusammengeschweißten Theile des Gesammtstaates zu einem organischen Ganzen; die Herstellung der öffentlichen Sicherheit für Personen und Eigenthum zumal in den Südprovinzen; die Anbahnung und Vollendung der Rechtseinheit; die Hebung und Verallgemeinerung des öffentlichen Unterrichts; die Ausbildung des Heerwesens und der Marine; die Beseitigung des chronisch gewordenen Deficits der Staatsfinanzen; endlich das Verhältniß zwischen den beiden souveränen Gewalten, die nebeneinander in derselben Hauptstadt residirten, der königlichen Regierung und der päpstlichen Curie: das waren die Hauptgegenstände, welche unsere Aufmerksamkeit bei der Geschichte der Jahre 1872—79 in Anspruch nahmen. Wir sahen das Ringen der beiden parlamentarischen Parteien um die Gewalt im Frühling 1876 mit dem Siege der bisherigen Opposition, der Linken, enden, die auch noch heute, nach zehn Jahren, das Staatsschiff lenkt; wir sahen fast gleichzeitig das Pareggio, d. h. das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe bei den Staatsfinanzen, freilich vermittels eines auf die Länge unerträglichen Steuerdruckes erreicht, die Rechtseinheit wenigstens äußerlich hergestellt; in allen andern Richtungen aber traten uns nur schwache Anläufe und Anfänge entgegen, die zum Theil noch sehr weit von dem zu erstrebenden Ziel entfernt blieben.

Auch in den letzten sieben Jahren ist der Besitzstand des Königreichs, zwei unbedeutende Erwerbungen am Rothen Meere abgerechnet, derselbe geblieben. Keine kriegerischen Verwickelungen mit andern Mächten sind zu verzeichnen. So sind es denn abermals Fragen der innern Politik und die damit zusammenhängenden Kämpfe zwischen den Parteien, welche uns in erster Linie beschäftigen werden. Hinzu kommt als ein neues Element das schärfer accentuirte Streben des jungen Staates, sich neben den ältern Großmächten eine ebenbürtige Stellung und einen anerkannten Einfluß bei der Regelung der internationalen Verhältnisse zu verschaffen: ein Streben, das nach langem Schwanken zu dem Anschluß an die Allianz der beiden europäischen Centralmächte geführt hat.

1) Königthum und Papstthum in Rom.

Am 9. Jan. 1878 war König Victor Emanuel, noch in voller Manneskraft, nach kurzer Krankheit ins Grab gesunken. Nie ist ein Monarch aufrichtiger von seinem Volke beweint worden. Eine ungeheuchelte Trauer lag über der ganzen Halbinsel, in der ärmlichsten Fischerhütte ebenso tief empfunden wie in den Marmorpalästen der Hauptstädte. Nicht ohne eine gewisse Besorgniß sah man den ersten Regierungshandlungen seines Nachfolgers entgegen. Kronprinz Humbert hatte es verstanden, sich während der Regierung seines Vaters derart im Schatten zu halten, daß er seinem Volke fast wie ein unbekanntes Wesen entgegentrat. Er galt allerdings für tapfer, hochgebildet und von feinern Formen als sein etwas derber Vorgänger, zugleich aber für streng, zurückhaltend, wortkarg; von seinen politischen Anschauungen, von seinen Regierungsmaximen wußte man wenig oder nichts. Aber schon die Proclamation an das Volk, mit der er sein königliches Amt antrat, hatte die hier und da auftretenden Befürchtungen zerstreut. Er bezeichnete es darin als seinen einzigen Ehrgeiz, die Liebe seines Volkes zu verdienen, wie sein Vater sie besessen habe. Seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die freien Institutionen, die er als die Kraft und den Stolz seines Hauses bezeichnete, betonend, schloß er mit den Worten: „Italiener! Euer erster König ist todt; sein Nachfolger wird euch beweisen, daß die Institutionen nicht sterben.“*)

Es waren mehr als bloße Worte. Die acht Jahre, die seither verflossen sind, haben alles, was er damals gelobt, vollinhaltlich bestätigt. Er hat als ein constitutioneller Monarch im Sinne des parlamentarischen Systems regiert, ohne deshalb zum bloßen Scheinkönig herabzusinken; hoch über dem Streit der Parteien stehend, hat er doch seine entschieden liberale Gesinnung nie verleugnet; ohne je persönlich in den Vordergrund zu treten, hat er es verstanden, seine hohe Stellung zum Heile seines Landes zu verwerthen, um rechtzeitig mäßigend, beruhigend, ermuthigend auf die Gemüther der leitenden Staatsmänner, der erhitzten Parteihäupter, der erschreckten Nation einzuwirken. Schien er durch sein ernstes, zurückhaltendes, natürlich-vornehmes Wesen weniger geeignet, der Liebling des Volkes zu werden, als sein Vater mit dem biedern, offenen Ausdruck, dem lebhaften Temperament und der populären Sprechweise, so hat er es um so mehr verstanden, durch hohe Eigenschaften des Geistes und Herzens sich die höchste Achtung, ja die allgemeine Verehrung zu erringen. Seine stets bereite werkthätige Theilnahme an den Leiden und Kümmernissen seines Volkes, die bei den wiederholten Unglücksfällen, welche Italien seit seiner Thronbesteigung betroffen haben, stets in glänzendster Weise zu Tage trat, durch die es ihm gelang, als die verheerende Cholera den Sinn der Nation zu umnachten, den Volksgeist aus den Fugen zu reißen drohte, mit todverachtendem Muth den Herd der Pest in Neapel aufsuchend, Kranken Beistand leistend, Sterbenden Trost bringend, dem Volke durch sein leuchtendes Beispiel die verlorene Besinnung wiederzugeben, hat ihn in

*) Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, XIV, 2., 940.

einem andern, aber vielleicht höhern Sinne volksthümlich gemacht als Victor Emanuel selbst.

Wenige Wochen nach dem Tode des ersten Königs von Italien war ihm der Mann ins Grab nachgefolgt, der 30 Jahre früher jene mächtige nationale und freiheitliche Bewegung auf der Halbinsel zuerst entflammt und damit zu seinem Entsetzen eine Feuersbrunst entzündet hatte, die nur vorübergehend scheinbar gedämpft, endlich ganz Italien ergreifen und das tausendjährige Erbe Petri selbst in ihren Wirbelsturm hineinreißen sollte. Vergeblich hatte er alle Waffen der streitenden Kirche aus den Rüstkammern des vaticanischen Archivs hervorgesucht, um der wachsenden Flut zu begegnen; seine Gebete hatten den Zusammensturz der alten Aurelianischen Mauer unter den Kanonen der königlichen Truppen nicht zu hindern, seine Bannflüche den Thronräuber nicht abzuhalten vermocht, seine Residenz auf dem Quirinalischen Hügel aufzuschlagen. Einst hatte ganz Italien seine Fahnen nach Rom gesandt, damit Pius IX. sie segne; jetzt sank der sechsundachtzigjährige Greis verbittert und lebensmüde, dem eigenen Volke vollständig entfremdet, ins Grab (7. Febr. 1878). Es war noch nicht jener letzte Papst, der nach Nostradamus' alter Prophezeiung trauernd und klagend auf den Trümmern des Vaticans den Untergang der einstigen Herrlichkeit der Hierarchie beweinen soll; wohl aber der letzte nach menschlicher Voraussicht, auf dessen Haupt sich die Tiara des geistlichen Herrschers der katholischen Welt mit der zeitlichen Fürstenkrone verband.

Nicht wenige innerhalb und außerhalb Italiens hofften, unbekannt mit den wirklichen Verhältnissen oder absichtlich die Augen dagegen verschließend, auf eine Versöhnung zwischen den Nachfolgern Victor Emanuel's und Pius' IX., d. h. daß das Papstthum auf die weltliche Gewalt im Austausch gegen die volle Unabhängigkeit der Kirche Verzicht leisten werde. Nach der Wahl des Cardinals Pecci, von dem es bekannt war, daß er nicht zu den intransigenten Hitzköpfen des Collegiums gehörte, ertönten überall in der nationalen Presse der Halbinsel hoffnungsreiche Stimmen. In der That erschien Leo XIII. von seinem Vorgänger physisch wie psychisch so verschieden wie möglich. Dem wohlbeleibten, etwas aufgedunsenen, in seiner frühern Zeit von kräftigem Leben strotzenden Pius IX. gegenüber bietet die hohe magere Gestalt des neuen Papstes in ihrer edeln, etwas strengen Haltung, denselben Gegensatz dar, der uns in dem feinen und weltmännischen Ausdruck des langen, fleischlosen, runzelvollen Gesichts Leo's XIII., dem doch auch ein gewisser ascetischer Zug nicht fehlt, im Vergleich mit der Physiognomie seines Vorgängers entgegentritt, die in der Ruhe freundlich behäbig, oft von einem scherzhaft-satirischen Lächeln erhellt, sich in Momenten der Aufregung leicht zu heftiger Leidenschaftlichkeit verzerrte. Die Erscheinung des neuen Papstes war entschieden die geistig bedeutendere, wenn auch nicht, auf den ersten Blick wenigstens, die einnehmendere von beiden. Der leidenschaftlichen Verdammung gegenüber, mit der Pius IX. seit 1848 die ganze moderne Culturentwickelung verfolgte und deren prägnantester Ausdruck der Syllabus von 1874 war, ist die Lieblingsidee Leo's die Versöhnung und Harmonie der Religion mit der modernen Civilisation und Wissenschaft, deren Resultate dem gelehrten Papst nicht unbekannt

geblieben sind. Wenn es in jenem Syllabus ausdrücklich heißt, daß sich die Kirche nie „mit der modernen Civilisation und dem Fortschritt" (cum progressu et recenti civilitate) versöhnen könne, so ist ihm damit nur der falsche Fortschritt, die verkehrte Bildung gemeint; die echte Wissenschaft könne gar nicht mit der Religion in Widerspruch kommen. Es liegt unzweifelhaft etwas Großartiges in der Art und Weise, wie er in seinen Encycliken, deren jährlich wenigstens eine in die Oeffentlichkeit tritt, alle politischen, socialen und Familienverhältnisse nacheinander vom päpstlichen Standpunkt aus beleuchtet, so allmählich ein vollständiges System der katholischen Weltanschauung der Gegenwart darstellend. Im Grunde steckt er dabei mehr oder weniger bewußt noch tief in mittelalterlich scholastischen Anschauungen, und es ist charakteristisch genug, daß ihm die Philosophie des Thomas von Aquino noch immer mustergültig erscheint. Ein Papst, der die unbeschränkte Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und damit deren Ergebnisse anerkennen wollte, wäre ein logischer Widersinn, eine contradictio in adjecto. Der derzeitige Nachfolger Petri mag ein feingebildeter und wohlwollender Mann sein; er mag auch eine Vorliebe für wissenschaftliche Formen haben; er mag sich angewidert fühlen von dem rohen Treiben und Gehaben der Partei, die er bei seiner Thronbesteigung im Vatican herrschend fand; er mag auch einmal, wie in dem bekannten Falle des Cardinals Pitra, einen solchen Untergebenen, der päpstlicher sein will als der Papst, zur Unterwerfung und zum Widerruf zwingen; er mag gemäßigte, unterrichtete Männer mit feinen Manieren, einen Franchi, Nina und Jacobini, zu Staatssecretären machen; er mag endlich die Herstellung eines modus vivendi mit allen weltlichen Mächten aufrichtig wünschen: er muß doch stets die letzte Entscheidung über das, was wahr, was recht, was gut ist, für sich und die Kirche beanspruchen, sonst gibt er sich selbst und damit auch die letztere preis. Mit diesem Vorbehalt mag man immerhin in das Urtheil eines competenten Sachverständigen einstimmen, der den regierenden Papst als einen der scharfsichtigsten und erleuchtetsten Staatsmänner der Jetztzeit bezeichnet.*)

Wenn es eine Täuschung war und sein mußte, eine wirkliche Versöhnung des Papstes mit der modernen Weltanschauung für möglich zu halten, so haben sich diejenigen nicht minder bitter getäuscht, welche glaubten, daß er auf die weltliche Macht verzichten werde. Wenn es vielleicht auch wahr ist, daß er anfangs gern der Gefangenschaftskomödie im Vatican ein Ende gemacht, gern, dem Rathe seiner Aerzte folgend, im Sommer die heißen und fieberschwangern Gärten des Vaticans mit der luftigen Villa oberhalb des Albanersees vertauscht hätte: so hat er auch das nicht einmal seiner Umgebung gegenüber durchzusetzen vermocht. Er ist zwar nicht ein Gefangener der italienischen Regierung, wohl aber der seiner eigenen Cardinäle und Prälaten. Von vornherein hat Leo XIII. seine Lage dem in Rom residirenden Königthum gegenüber für unerträglich erklärt. Wenn er anfangs in seinen öffentlichen Kundgebungen der Regierung gegenüber einen gemäßigten Ton anschlug, so gab sich doch bald eine mehr und mehr gereizte Stimmung kund, deren Aeußerungen hier und da bereits an die seines Vorgängers erinnern.

---

*) Fürst Bismarck, bei einem parlamentarischen Diner am 8. März 1886.

In ganz Italien, wo das Papstthum als eine nationale Institution betrachtet wird, wo das Volk stolz darauf ist, den geistlichen Herrscher der katholischen Welt zum Mitbürger zu haben, herrscht der lebhafteste Wunsch nach Versöhnung. Aber die Frage betreffs der Wiederherstellung der weltlichen Macht muß dabei ganz aus dem Spiel bleiben. Selbst viele fromme Katholiken und entschiedene Klerikale wollen davon nichts wissen; ja von denjenigen selbst, die sie heiß ersehnen, würde doch nur die Minderzahl sich mit einer gewaltsamen Restitution durch die „Barbaren" einverstanden erklären. Aber das Unglück ist, daß es weder für den weltlichen noch für den geistlichen Herrscher möglich ist, auf Rom zu verzichten. Ueber den einen Punkt sind Leo XIII. und seine Anhänger aller Schattirungen vollkommen einig: die Basis jeder Versöhnung müßte sein, daß König und Hof, Staatsregierung und Parlament den Boden der Siebenhügelstadt verließen. Vielleicht würde man sich dagegen im päpstlichen Lager jetzt mit weniger begnügen, als Cavour und Ricasoli 1861 freiwillig anboten. Man würde auf das Patrimonium Petri extra muros zum größten Theil verzichten; es ließe sich sogar darüber reden, ob Rom päpstlich oder eine freie Stadt sein solle; unter keiner Bedingung aber dürfte es die Hauptstadt des Königreiches bleiben. Aber auch hier wiederholt sich die Geschichte der Sibyllinischen Bücher: wonach man von Turin und Florenz aus mit beiden Händen gegriffen haben würde, das kann jetzt kein König von Italien mehr annehmen oder bieten, ohne sich selbst aufzugeben. Am wenigsten kann König Humbert, wie man es ausgedrückt hat, über die Leiche seines Vaters hinweg Rom verlassen, so wenig er wie Victor Emanuel die unbequeme und ungesunde Hauptstadt lieben mag. Der Papst dagegen hat erklärt, daß er keinen Fürsten, der vom Quirinal aus zu ihm komme, empfangen werde, und Europa, das katholische wenigstens, hat bisher sein Interdict respectirt.

Wenn der König nicht gehen kann und will, und der Papst seine Lage in Rom unerträglich findet, weshalb geht der letztere nicht? In der That scheint Leo XIII. in den Jahren 1881—82 selbst diese Alternative schärfer ins Auge gefaßt zu haben. Er erklärte mit Hindeutung auf die protestantische Propaganda in Rom, man wolle ihn zu härterer Gefangenschaft nöthigen oder ins Exil treiben. Eine offenbar von der Curie inspirirte Broschüre und die päpstliche Zeitungspresse stellten bestimmte Gebietsforderungen und drohten im Weigerungsfalle offen mit einer Residenzverlegung. Man discutirte schon eifrig Fulda, Salzburg, Malta, Avignon als künftige Sitze des Papstthums. In Italien nahm man die Sache, die nicht zum ersten mal auf das Tapet kam, kaltblütig und ließ sich nicht einschüchtern. In einer vertraulichen Note an den Gesandten de Launay in Berlin vom 10. Jan. 1882 sagte der Minister des Auswärtigen Mancini: „Wenn sich der Papst in einen Staat begäbe, wo er weder Landbesitz noch Garantien für seine Souveränetät habe, so würde er damit zur Befriedigung Italiens selbst bekennen, daß die geistliche Autorität in voller Freiheit ohne weltliche Macht ausgeübt werden könne." In der That handelte es sich wol nur um Versuchballons und Schreckschüsse; als sie wirkungslos blieben, ließ man die Sache fallen.

Noch heute ist das Verhältniß im wesentlichen unverändert dasselbe und wird es auch in Zukunft bleiben, soweit menschliche Voraussicht reicht. Papst und

König sind durch die Fügung der Geschicke und durch die historische Entwickelung an Rom gekettet. Alle Versöhnungsversuche sind vergeblich. Aber wenn beide Mächte miteinander kämpfen, so geschieht es mit stumpfen Waffen. Beide wissen, daß sie einander schonen müssen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, sich selbst zu verwunden. Leo XIII. verkennt sicherlich nicht, daß der Staatsrathspräsident Cadorna recht hat, wenn er den Beweis führt, daß es kein Land gebe, wo die katholische Kirche freier sei als in Italien.*) Andererseits ist das italienische Rom stolz auf die Würde als Residenz des Hauptes der katholischen Christenheit und weiß die damit verbundenen Vortheile mannichfacher Art zu schätzen. Der Papst und die Seinen sind ihrerseits nichts weniger als unempfindlich für die Macht und den Ruhm ihres Vaterlandes. Im Auslande beurtheilt man diese Verhältnisse vielfach ganz falsch. Ein vaterlandsloser Klerikalismus findet sich fast nur bei den wenigen fremden Gliedern der Hierarchie, die am päpstlichen Hofe weilen. Dabei sind die Italiener, die Geistlichkeit, wenigstens die höhere, mit eingeschlossen, so frei von Fanatismus, wie kaum ein anderes Volk. Man kann darüber in den höchsten Kreisen der Hierarchie, sobald sie sich vor Verrath sicher glauben, ganz wunderbare Aeußerungen vernehmen. So ist das Neben=einanderleben zweier feindlicher souveräner Gewalten 15 Jahre lang ohne alle heftigen und unerträglichen Zusammenstöße möglich gewesen; so wird es auch noch in Zukunft möglich sein.

Daß es dabei ohne öftere Reibungen und Competenzconflicte nicht abgeht, ist freilich selbstverständlich. Ein solcher Conflict wurde unter anderm hervorgerufen im Jahre 1879 durch ein neues Gesetz über die Civilehe. Das Gesetz von 1865 ignorirte die kirchliche Trauung vollständig. Die Folge war, daß in Italien durchschnittlich 30000 Ehen jährlich nur vor den Geistlichen geschlossen wurden. Vor dem bürgerlichen Gesetz absolut nichtig, hatten dieselben Scharen von illegi=timen Kindern und zahllose Erbschaftsprocesse zur Folge. Dazu kam, daß die Kirche eine standesamtlich geschlossene Ehe nicht als absolutes Hinderniß für die Abschließung einer kirchlichen betrachtet. Daher zahlreiche Fälle von Bigamie und heillose Zerrüttung der Familienverhältnisse. Das neue Gesetz bedroht nun bei schwerer Kerkerstrafe Geistliche, Brautleute und Ehezeugen für den Fall einer kirchlichen Trauung vor der standesamtlichen. Gewiß ist der Staat hier im voll=sten Recht, ja er erfüllt nur eine sittliche Pflicht, aber es ist auf der andern Seite eine offenbare Verleugnung des Grundsatzes der freien Kirche im freien Staat. Leo XIII. protestirte in einer Allocution aufs heftigste gegen die neue an der Kirche verübte Gewaltthat.

Am schrecklichsten und beleidigendsten zugleich erscheint es natürlich dem Papst, daß im Centrum der katholischen Welt die Errichtung protestantischer Kirchen und Schulen gestattet wird, daß die Ketzer sogar öffentlich Gottesdienst halten dürfen und ihre Zahl täglich wächst. Vergebens erhebt er immer von neuem seine kla=gende und warnende Stimme und ermahnt die Gläubigen und die katholische Presse, mit aller Energie für die Wiederherstellung des Dominium temporale ein=

*) In einer Zuschrift an die „Deutsche Revue" vom December 1883.

zutreten, als dem einzigen Mittel, diesem Greuel ein Ende zu machen. Bei jeder Gelegenheit, bei dem Empfang der zahlreichen Pilgerzüge, der Deputationen, welche den Peterspfennig überbringen, in den Encycliken an die Bischöfe, den Reden in den Cardinalsconsistorien wiederholen sich diese Proteste mit großer Einförmigkeit, nur allmählich einen herbern und schärfern Ton annehmend, ohne deshalb größere Wirkung zu erzielen.

Bei seinem Amtsantritt scheint Leo XIII. nicht abgeneigt gewesen zu sein, der klerikalen Partei die Theilnahme an den politischen Wahlen zu gestatten; aber es fiel der intransigenten Partei nicht schwer, ihn von dieser Idee als einer unpraktischen und höchst bedenklichen abzubringen. Das officiöse Organ des Vaticans, der „Osservatore romano", ermahnte die Gläubigen, „aus Opportunitätsgründen" zunächst noch von jeder Thätigkeit bei den Reichstagswahlen abzustehen.

Die Gründe sind leicht zu erkennen. Daß die Theilnahme an den politischen Wahlen und an der Gesetzgebungsarbeit eine stillschweigende Anerkennung des gegenwärtigen Zustandes in sich schließt, würde allein die Klerikalen nicht abgehalten haben, wenn sie Aussicht gehabt hätten, die Majorität im Parlament zu bekommen. Aber dazu war keine Hoffnung. Die nationalen Interessen liegen dem italienischen Volke im großen mehr am Herzen als die kirchlich-religiösen, vor allem den Schichten der Nation, welche durch die Verfassung zur Theilnahme an den Parlamentswahlen berufen waren. Mußte die päpstliche Partei ja sogar fürchten, in ihren eigenen Reihen frondirende Elemente zu finden, sobald es sich um eine Wiederherstellung der weltlichen Macht und damit die Vernichtung des einheitlichen Nationalstaates handelte. Zu der Furcht, die eigene numerische Schwäche zu offenbaren, kam die Besorgniß, die sich bisher bekämpfenden Gegner durch die Opposition gegen einen gemeinsamen Feind zu einigen. Und wenn sie selbst eine starke Minorität gebildet hätten — wen sollten sie unterstützen? Die gemäßigte Partei, welche Rom occupirt hatte? Die Linke, die nach Antritt der Erbschaft der Kirche noch weit feindlicher gegenüberstand? Die Radicalen, welche fast ausnahmslos zur „Sekte" der Freidenker gehörten? „Besser der Sieg der Socialisten als der Cavourianer", rief der Padre Liberatore in der „Civiltà cattolica" aus. Das mochte ein Heißsporn in der Presse sagen; im Parlament war eine solche Politik unmöglich. Auf der andern Seite war der bekannte Exjesuit Curci, der in seiner epochemachenden Schrift „Das neue Italien und der alte Zelotismus" auf eine Versöhnung mit dem einigen Italien drang, die Stimme des Predigers in der Wüste. Auch kehrte er bald genug reumüthig in den Schafstall Petri zurück: Laudabiliter se subjecit.

2) Innere Zustände; die Parteien und ihre Führer.

Seit der parlamentarischen Revolution vom März 1876 saßen die Männer der Linken am Staatsruder. Ueberblicken wir die Resultate ihrer Thätigkeit innerhalb der folgenden drei Jahre in Gesetzgebung und Verwaltung, so tritt uns zunächst ein schreiendes Misverhältniß zwischen den großen Erwartungen, die sie rege gemacht, und den thatsächlichen Leistungen entgegen. Weder das neue Wahl-

gesetz noch die Abschaffung der drückendsten Steuern war bisjetzt durchgeführt worden; die Decentralisation der Verwaltung, die neue Provinzial- und Communalordnung, die Ausgleichung der Grundsteuer noch gar nicht in Angriff genommen, die verheißenen Ersparnisse im Staatshaushalt so wenig realisirt, wie die Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit der Verwaltung, die im Gegentheil immer willkürlicher, immer ungleicher, immer abhängiger von dem verderblichen Einfluß der einzelnen Deputirten und ihrer Clientelen geworden war. Fast schlimmer noch stand es um die Resultate der auswärtigen Politik. Ohne alle festen und klaren Ziele, bald zu dieser, bald zu jener Macht hinneigend, hatte sich die Regierung nirgends Achtung und Vertrauen zu verschaffen gewußt. Ohne jedes bestimmte Programm an dem Berliner Congreß von 1878 theilnehmend, kehrten ihre Vertreter nicht nur mit leeren Händen zurück, sondern hatten es erleben müssen, wie man, Italien fast wie eine Macht zweiten Ranges behandelnd, die wichtigsten Beschlüsse hinter seinem Rücken gefaßt hatte.

Seit dem 9. Dec. 1878 leitete das dritte Ministerium Depretis die Geschäfte des Landes. Die Rechte hatte während ihrer funfzehnjährigen Herrschaft zwölf Ministerien consumirt. Seit dem Siege der Linken wechselten die Persönlichkeiten an der Spitze noch weit rascher; die durchschnittliche Amtsführung eines Cabinets hatte bisjetzt kaum acht Monate gedauert. So häufige Regierungswechsel in einem parlamentarisch regierten Staat deuten offenbar auf ungesunde Parteiverhältnisse.

Wir haben bereits früher die eigenthümliche Bildung und Gruppirung der Parteien im italienischen Volk und Parlament skizzirt.*) Eine entschieden conservative oder gar reactionäre Partei hat im Königreich Italien bisher nicht existirt, man müßte denn ein Häuflein älterer Senatoren hierher rechnen, deren Zahl immer mehr zusammenschmilzt und die nie irgendeinen Einfluß auf die Geschicke des Landes geübt haben. Die Liberalen haben, der König von Sardinien und sein Minister an der Spitze, das neue einheitliche und constitutionelle Königreich geschaffen. So hätte sich eine Opposition zunächst aus den Elementen bilden müssen, welche die Wiederherstellung der Zustände vor 1859 wünschten. Aber die Zahl dieser Particularisten, von vornherein keine große, verminderte sich von Jahr zu Jahr; zudem fehlte es ihren Bestrebungen an einem gemeinsamen Mittelpunkt, da der Papst für seine Anhänger die Parole „Nè elettori, nè eletti" (weder Wähler, noch Gewählte) ausgegeben hatte. Zwar fanden einige schüchterne Versuche statt, auf der Basis einer Anerkennung der bestehenden Zustände eine conservative Partei zu bilden; aber es blieb bei einem Generalstab ohne Heer, und unter den Führern selbst befand sich keine einzige hervorragende und einflußreiche Persönlichkeit. So wurde die Rechte des Parlaments von der gemäßigtliberalen Partei gebildet, die Cavour's Erbe angetreten hatte und das Staatswesen nach seinen Anschauungen auszubilden bemüht war, während die oppositionelle Linke theils den Ausbau der Verfassung im demokratischen Sinne, theils die rasche Vollendung des Gesammtstaates durch gewaltsame Mittel erstrebte. Nach

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 2., 21 fg.

der Erwerbung Venedigs und Roms verlor der Gegensatz den größern Theil seiner Bedeutung. In Wahrheit gibt es seit 1870 nur noch eine Anzahl von Schattirungen der großen liberalen Partei in allen Abstufungen bis zum extremen Radicalismus. Die gemeinsamen Forderungen, welche die Opposition der Linken auf ihre Fahne geschrieben hatte, wie die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts, die Erweiterung des politischen Wahlrechts, die Decentralisation der Verwaltung, die Beseitigung der verhaßtesten und drückendsten Steuern, standen zum größern Theil auch auf dem Programm der Rechten, welche die gleichen Ziele nur mit größerer Vorsicht und zum Theil in engern Grenzen verfolgte. Als nun die bisherige Opposition zur Herrschaft gelangte, mußten die Staatsmänner der Linken bald inne werden, daß sie mehr versprochen hatten, als sie zu halten im Stande waren, daß die verheißenen Reformen sich ohne gefährliche Erschütterung des ganzen Staatswesens nur sehr allmählich und vielfach überhaupt nur in beschränktem Umfang verwirklichen ließen. Seither sind die alten historischen Bezeichnungen vollständig inhaltslos geworden. Rechte und Linke haben sich thatsächlich in eine Anzahl von Fractionen aufgelöst, die sich weniger um eine gemeinsame Fahne, als um einen gemeinsamen Führer gruppirten, dem sie unbedingt folgten, so mit Einschluß ihrer Wähler eine Art Clientel dieses Chefs bildend. Da dies Verhältniß ursprünglich von den früher unter spanischem Scepter stehenden Provinzen des Südens ausging und den politischen Gewohnheiten Spaniens entspricht, hat man es wol auch als spagnuolismo bezeichnet. Noch zutreffender ist vielleicht der aus gleicher Quelle stammende Ausdruck affarismo, der gleichsam eine Combination von Gründerthum und Streberthum bezeichnet. Das Charakteristische dieser Gruppirungen besteht darin, daß jedes Mitglied derselben seinen Kammersitz vor allem als untrügliches Mittel betrachtet, um nicht nur selbst zu Ansehen und Aemtern, Macht und Reichthum zu gelangen, sondern auch den Seinen dazu zu verhelfen. Er repräsentirt in erster Linie die herrschende Partei seines Wahlkreises und deren Interessen. In Italien regiert ja factisch die Deputirtenkammer; die Säle von Montecitorio sind die große Werkstatt, wo nicht nur die Gesetze berathen und gemacht, sondern auch neue Ministerien gezimmert, neue Rollen geschaffen, Aemter und Emolumente aller Art vertheilt und endlose Intriguen gesponnen werden. Jeder Deputirte hält sich für eine Art Reichsregent; in der That ist auch sein Ansehen und sein Einfluß vielfach größer als die der hohen Regierungsbeamten. Dabei tritt uns eine Erscheinung entgegen, die ja freilich auch bei den Volksvertretungen anderer Länder keine unerhörte ist: die Abgeordneten leben in einer eigenen, von der Außenwelt abgeschlossenen Atmosphäre; sie bewegen sich nur innerhalb gewisser Coterien und verlieren so oft jeden unbefangenen Ueberblick über die Verhältnisse, jede klare und vorurtheilslose Beurtheilung der wirklichen Bedürfnisse des Landes. Wie der französische Soldat den Marschallsstab im Tornister hat, so sieht jeder italienische Deputirte schon den Ministersessel für sich bereit stehen — natürlich unter der Bedingung, daß er sich an ein anerkanntes Parteihaupt anschließt und ihm durch dick und dünn folgt. So haben sich auf der Linken, die in dieser Beziehung das Größte leistet, die Gruppen Depretis, Cairoli, Nicotera, Crispi, Zanardelli, Baccarini und Bertani

gebildet; so sammelten sich die Deputirten der Rechten um Sella, Minghetti, Lanza, die des Centrums früher um Peruzzi, bis die wenig zahlreiche Partei von Marselli reorganisirt wurde. So erklären sich durch das Gegeneinanderwirken dieser Fractionen und die fortwährenden Coalitionen ad hoc, um sich der Regierung zu bemächtigen, die häufigen Ministerkrisen innerhalb derselben großen Partei, welche, oft ohne alle innere und äußere Nothwendigkeit, dem Außenstehenden meist ganz unverständlich, zuweilen als wahre coups de théâtre erscheinen. Man kann in Italien von namhaften Politikern ganz ernsthaft äußern hören: das Ministerium ist schon zu lange im Amt; es ist Zeit, daß frisches Blut in die Regierung kommt! Im Grunde ist es nur das alte „Ôte-toi que je m'y mette".

Diese Entartung des Parteiwesens ist das Hauptübel, an dem das politische Leben Italiens krankt. Allerdings ist es, wie wir später sehen werden, in den letzten Jahren besser damit geworden; wohldenkende und gemäßigte Männer auf beiden Seiten haben ihre Vorurtheile, Sonderinteressen und persönlichen Antipathien zum Heil des Landes überwunden und versucht, eine große Mittelpartei zu schaffen. In der für Italien unerhört langen Herrschaft des gegenwärtigen Ministeriums erscheint bereits die wohlthätige Wirkung dieser Wandlung. Dennoch ist auch hier nur ein Anfang gemacht, bedenkliche Rückfälle in die alte Zersplitterung sind nicht ausgeschlossen; eine definitive, gesunde, auf bestimmte große Gesichtspunkte gegründete Parteibildung ist noch eine Aufgabe der Zukunft. Außer den bereits erwähnten Hindernissen bedarf es dazu einer vollständigen Ueberwindung des Regionalismus, d. h. des provinziellen Particularismus. Ist Italien verfassungsmäßig ein Einheitsstaat, so sind doch einestheils die Erinnerungen an die alte Sonderexistenz, anderntheils die Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten, des Bildungsstandpunktes, der ganzen Lebensauffassung und Volkseigenthümlichkeit in den einzelnen Landschaften, zumal aber zwischen dem Norden und Süden der Halbinsel, so groß, daß die centrifugalen Kräfte hier die centripetalen fast überwiegen. Das Mistrauen und die gegenseitige Eifersucht gehen so weit, daß ein blos aus Piemontesen und Lombarden oder aus Neapolitanern und Sicilianern zusammengesetztes Ministerium als eine bare Unmöglichkeit erscheint; es würde unverweilt dem Ansturm der regionalen Gegner unterliegen.

Neben und hinter den regierungsfähigen Parteien stehen die Radicalen, die, in der Kammer nur ein kleines Häuflein bildend und im Volk entsprechend schwach vertreten, doch der Regierung schon manche böse Stunde bereitet haben. Den äußersten linken Flügel bilden die Republikaner. Ist ihre Zahl klein, so ist ihr Fanatismus desto größer. In der Zeit, von der wir reden, waren sie der Regierung um so unbequemer, als sie ihre Bestrebungen und Zettelungen hinter einem allgemein verehrten Namen verbargen.

Das Ministerium Depretis sah sich endlich im Frühling 1879 genöthigt, gegen die durch die republikanischen Vereine in Mailand und andern Städten veranlaßten Unordnungen ernstlich einzuschreiten. In der Kammer darüber interpellirt, theilte der Justizminister Villa mit, daß diese Vereine, welche ihre Spitze gegen das Grundgesetz des Staates richteten, über 20000 Mitglieder zählten. Die

repressiven Maßregeln der Regierung wurden zwar gebilligt; daß aber dergleichen auf den Umsturz der Monarchie gerichtete Vereine überhaupt nicht zu dulden seien, wagte weder die Regierung noch die Majorität des Parlaments auszusprechen. Allerdings trugen nur die Hitzköpfe und enfants terribles der Partei ihre Umsturzbestrebungen offen zur Schau, während die Mehrzahl jener Vereine, der von Garibaldi ausgegebenen Parole folgend, sich einfach als demokratische bezeichneten. Der alte Held von Caprera, der seinen Degen einmal dem Hause Savoyen geweiht und ihm Treue geschworen hatte, war nicht der Mann, mit Bewußtsein das einmal gegebene Wort zu brechen. Von einer Republik Italien wollte er nichts wissen, wohl aber das Königthum so demokratisiren, daß wenig mehr als der Name übrigbliebe. Am 21. April 1879 präsidirte er in Rom einer großen Delegirtenversammlung aller demokratischen Vereine der Halbinsel. Ein von ihm unterzeichnetes Manifest verkündete der Nation die Constituirung der demokratischen Liga „zum Zweck der Wiedererlangung und wirksamer Ausübung der Nationalsouveränetät". Als Ziele der Liga im einzelnen bezeichnete das Manifest: Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, Aufhebung des Deputirteneides, des päpstlichen Garantiegesetzes und des officiellen Cultus, endlich die Nationalbewaffnung zum Zweck der Befreiung des „unerlösten Italien". Wenn auch zunächst friedliche Mittel empfehlend, drohte der alte Revolutionär der Regierung offen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn sie versuche, die Liga zu unterdrücken.

Die Regierung wagte nicht, gegen den wie einen Halbgott verehrten Volkshelden entschieden und energisch aufzutreten. Sie wußte außerdem, daß, wenn man Garibaldi in der Versammlung mit jubelndem Beifall begrüßt hatte, doch die glühenden Apostrophen seines Manifestes bis morgen vergessen sein, die tönenden Reden des demokratischen Meetings zerplatzen würden wie Seifenblasen, ohne eine dauernde Wirkung zu hinterlassen, daß die Nation, der ewigen Hetzereien müde, in ihrer großen Mehrheit ebenso wenig geneigt war, die Fahne der Revolution aufzupflanzen, wie sich für „die unerlösten Brüder" in Triest und Trient nutzlose Opfer an Gut und Blut aufzuerlegen.

Nicht hier lag die Gefahr für die herrschende Partei, die dynastische Linke, sondern in ihrer eigenen Zerklüftung. Seitdem die Furcht vor dem gemeinsamen Gegner geschwunden war, befehdeten sich ihre Fractionen unablässig in heimlicher Maulwurfsarbeit. Die Freunde von gestern waren heute erbitterte Feinde, um sich vielleicht morgen von neuem zum Sturze der Regierung zu verbinden, meist mit Hülfe der Rechten und des Centrums. Die Mehrzahl der Fractionshäupter erfreute sich weder betreffs ihrer staatsmännischen Begabung noch ihres persönlichen Charakters besonders hoher Achtung. Cairoli machte zwar in letzterer Beziehung eine Ausnahme. Aber wenn niemand die Aufrichtigkeit seiner Worte und die Redlichkeit seines Strebens anzweifelte, so setzte man um so größeres und gerechtfertigtes Mistrauen sowol in seine politische Richtung wie in seine staatsmännische Befähigung. Früher ultrademokratischen Tendenzen zugeneigt, hatte er sich zwar zum Anhänger der monarchischen Regierungsform bekehrt und 1878 als Premierminister den König mit seinem eigenen Leibe vor dem Dolchstoß Passanante's gedeckt; aber seine Vergangenheit wie seine Sympathien machten es ihm unmög-

lich, den Kampf gegen die immer mehr um sich greifenden demokratischen Bestrebungen mit Energie zu führen. Als Minister des Auswärtigen besaß er nicht die nöthige diplomatische Schulung und Gewandtheit. Die Cabinete des Auslandes, besonders die nordischen Höfe, betrachteten ihn, der seine irredentistischen Sympathien nicht verleugnen konnte, mit gerechtfertigtem Mistrauen. Crispi und Nicotera, jener der Repräsentant der sicilianischen, dieser der neapolitanischen Deputirten der Linken, beide gewandte und rastlose Intriguanten, hatten sich durch die Verwaltung ihrer Portefeuilles in frühern Ministerien wie — zumal der erstere — durch ihr Privatleben um die persönliche Achtung im Volke gebracht. Weder Baccarini noch Zanardelli waren aus dem Holz geschnitzt, aus dem man die obersten Leiter eines großen Staatswesens macht; sie waren höchstens zu Fachministern zu brauchen und standen außerdem schon bedenklich weit auf dem linken Flügel der Partei. Von Bertani, dem altbewährten Freunde Mazzini's, der seine republikanischen Tendenzen kaum zu verleugnen sucht, konnte natürlich keine Rede sein. Depretis endlich, jetzt zum dritten mal Ministerpräsident, war und ist entschieden das bedeutendste staatsmännische Talent der Linken, ja vielleicht neben Sella das bedeutendste, welches Italien seit Cavour's Tode aufzuweisen hat. Dieser selbst hatte freilich keine allzu hohe Meinung von dem Epigonen. „Depretis", sagt er, „ist bei einer strengen Außenseite und trotz eines Wesens, das auf einen entschlossenen Charakter schließen lassen möchte, ein unentschiedener, unentschlossener Mensch, welcher der Unpopularität schlecht die Stirn zu bieten wüßte. Er ist gescheit, aber es fehlen ihm die politischen Studien, welche uns befähigen, die Opportunität von Handlungen internationaler Art zu beurtheilen. Unter einem entschlossenen Chef würde er Vorzügliches leisten, als Leiter in einer großen Zeit sich höchst mittelmäßig erweisen."*) Cavour hatte noch Zeit, sich zu überzeugen, daß er den neuen Prodictator, den er halb gezwungen nach Sicilien schickte, bedeutend unterschätzt hatte. Können wir auch in diesem Staatsmann, der seit zehn Jahren entschieden die erste politische Rolle in Italien spielt, keinen einzigen genialen Zug erblicken; fehlt es seiner Politik an jener großartigen Kühnheit, jener geistvollen Combinationsgabe, jener sichern Beherrschung der Lage, wie sie unser Geschlecht an den Schöpfern der deutschen und italienischen Einheit bewundert: so besitzt er dagegen einen außerordentlich feinen Takt für das in jedem gegebenen Augenblick Erreichbare und Ersprießliche, ein großes Talent, die Schwächen der Gegner zu erkennen und zu benutzen, ihre Intriguen zu vereiteln, ihre Contreminen zu zerstören, endlich hinlängliche Energie und Ausdauer, um das für zweckmäßig Erkannte durchzuführen. Auch war er nicht in dem Grade wie die andern hervorragenden Mitglieder seiner Partei dem Cliquen- und Coteriewesen verfallen. Er, der schon vor 1876 in Ministerien der Rechten gesessen, gemäßigt und besonnen von Natur, erschien zugleich als der natürliche Krystallisationskern für die Bildung einer neuen festen Mehrheit im Parlament. War er auch wenigstens zunächst noch genöthigt, mit der Partei zu rechnen, aus deren Reihen er hervorgegangen ist, so hat er doch in neuester Zeit den Beweis gelie-

*) Vgl. „Cavour und Garibaldi im Jahre 1860" („Unsere Zeit", 1885, II, 517).

fert, daß er sich der Nothwendigkeit einer starken und einheitlichen Regierung zum Heil des Landes vollkommen bewußt ist.

In der Zeit, von der wir reden, war sein Ansehen jedoch noch bei weitem nicht so fest gegründet wie heutzutage. Das dritte Ministerium, welches seinen Namen führte, nur nach schweren Geburtswehen durch eine Reihe von Compromissen zu Stande gekommen, aus ziemlich heterogenen Elementen zusammengesetzt, trug keine Gewähr der Dauer in sich. Das eisige Schweigen, mit dem es bei seinem ersten Erscheinen in der Kammer aufgenommen war, verkündigte nichts Gutes. Außer dem stehend gewordenen Programm der Ministerien der Linken: Aufrechthaltung und Befestigung des finanziellen Gleichgewichts im Staatshaushalt, Abschaffung der Mahlsteuer, Reform des Wahlgesetzes im Sinne einer wesentlichen Erweiterung des activen und passiven Wahlrechts, Herstellung der öffentlichen Sicherheit ohne Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten der Staatsbürger, wies Depretis noch auf die im argen liegende Agrargesetzgebung, den damit im Zusammenhang stehenden traurigen Zustand der Landwirthschaft und die Nothwendigkeit von Socialreformen hin. Es war ein reicher und lockender Speisezettel; aber diese so oft verheißenen Schüsseln hatten sich schon zu häufig als bloße Schaugerichte erwiesen, als daß Kammer und Nation ihre Aufzählung nicht mit kühlem Skepticismus hätten aufnehmen sollen.

3) Fall des Ministeriums Depretis. Die Cabinete Cairoli und Cairoli-Depretis.

Der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes, den Depretis im März 1879 der Kammer vorlegte, wich nur in wenigen Punkten von dem durch seinen Vorgänger im Jahre 1878 eingebrachten, aber nicht zur Berathung gelangten, ab. Herabsetzung des zur passiven und activen Wahlfähigkeit erforderlichen Lebensalters auf 21 Jahre, Begünstigung des städtischen Elements durch stärkere Vertretung der Intelligenz, Verminderung des Census, Listenscrutinium, Leitung der Wahl durch gewählte Commissionen statt wie bisher durch die Präfecten, bezeichnen die wesentlichsten Reformen der Vorlage. Aber es sollten noch Jahre vergehen, ehe der bedeutend modificirte Entwurf zum Gesetz wurde.

Nicht besser erging es der bereits im Jahre 1878 von der Deputirtenkammer beschlossenen, aber vom Senat abgelehnten Aufhebung der Mahlsteuer. Magliani, der nächst Sella bedeutendste Finanzminister des Königreiches, hatte zu Anfang des Jahres das Budget für 1879 vorgelegt. Trotzdem der von seinem Vorgänger Seismit-Doda auf 60 Mill. geschätzte Ueberschuß der Einnahmen sich in Wirklichkeit, wie er nachwies, auf höchstens 14 Mill. reducirte, hielt er doch an der Abschaffung der Mahlsteuer fest. Nach langer und erregter Debatte ging das Haus „im Vertrauen, daß die Regierung auf der alsbaldigen Abschaffung der Mahlsteuer beharren werde", zur Tagesordnung über. Zum letzten mal stimmte dabei die gesammte Linke geschlossen gegen die oppositionelle Rechte. Magliani wies in einer lichtvollen und überzeugenden Rede nach, daß die Mahlsteuer eine wahre Kopfsteuer und zwar eine umgekehrt progressive sei, indem sie die Steuerpflichtigen um so stärker treffe, je ärmer sie seien; daß das Brot dadurch in

Italien theuerer geworden sei als irgendwo anders, und daß sie die Arbeits- und Productionskraft des Landes vermindere. Den großen durch ihre Aufhebung entstehenden Ausfall hoffte er, abgesehen von der mit Sicherheit zu erwartenden Steigerung der Einnahmen, durch eine neue Alkoholsteuer, Erhöhung der Stempelsteuer und der Zölle auf verschiedene Importartikel, wie Colonialwaaren und Petroleum, zu decken. Da aber die Majorität, als ob sie ihre momentane Einigkeit schon bereue, ihm auf diesem Wege nicht folgen, sondern sich höchstens auf eine höhere Besteuerung der Colonialwaaren und auch auf diese nur gleichzeitig mit der Abschaffung der Mahlsteuer einlassen wollte, legte Magliani sein Amt nieder.

Sein Rücktritt war ein Symptom der nahen Auflösung des ganzen Ministeriums. Der wiederholte Beschluß des Senats, die völlige Aufhebung der Mahlsteuer zu versagen, solange nicht die volle und sichere Deckung des dadurch entstehenden Deficits nachgewiesen sei, und vorläufig nur die Entlastung der geringen Mehlsorten zu genehmigen (etwa 22 Mill.), nöthigte Depretis, einen entsprechend modificirten Entwurf vorzulegen. Obgleich er die Nothwendigkeit selbst bitter beklagte und sich Amendements vorbehielt, so nahm doch (3. Juli 1879) eine durch die Coalition der Gruppen Nicotera und Cairoli mit der Rechten und dem Centrum gebildete Majorität von 251 gegen 159 Stimmen eine Tagesordnung an, die ein entschiedenes Mistrauensvotum gegen die Regierung enthielt. Es war wieder eine jener aus einem Intriguenspiel hinter den Coulissen hervorgegangenen Ueberraschungen, wodurch aus rein persönlichen Rücksichten eine Regierung zu Falle gebracht wurde, mit der die Kammer eben noch ihr volles Einverständniß erklärt hatte. Der König berief Cairoli, der binnen wenigen Tagen aus den stets bereiten ehrgeizigen Elementen ein neues Ministerium zusammenbrachte. Daß die neue Regierung aus Staatsmännern zweiten und dritten Ranges bestand, war nicht das Schlimmste — unerhört aber war bei einem rein parlamentarischen Regierungssystem ein Ministerium, das auf keine Mehrheit in den Kammern zählen konnte. Die Rede, mit welcher der neue Ministerpräsident sich und die Seinen vorstellte, war ganz farblos. Er hoffe, die Schwierigkeiten betreffs der Mahlsteuer zu überwinden, man möge nur zuerst über die neue Alkoholsteuer beschließen und das Budget genehmigen, die Wahlreform werde später an die Reihe kommen. Die Kammer aber, der drückenden Sommerhitze und der ungesunden Hauptstadt müde, zog es vor, ihre Sitzungen alsbald bis zum Spätherbst zu vertagen, und gab dadurch dem neuen Cabinet Zeit, sich zu consolidiren und nach einer Majorität zu suchen.

Da man es Cairoli und seiner Gruppe mit Recht sogar in den gemäßigten Schattirungen der Linken zum Vorwurf machte, daß sie den radicalen, irredentistischen und sogar anarchistischen Demonstrationen bisher kein Hinderniß in den Weg gelegt, wenn nicht gar eine gewisse Connivenz ihnen gegenüber verrathen hätten, erließ der Minister des Innern, Villa, ein Rundschreiben an die Präfecten, worin er sie anwies, alle als Unruhestifter und Agitatoren bekannte Individuen sorgfältig zu überwachen, alle gesetzlichen Präventiv- und Repressivmaßregeln gegen sie in Anwendung zu bringen, besonders alle Manifestationen der Italia irredenta zu ver-

hindern. Aber während die Radicalen gegen dieses Circular als eine verfassungswidrige Beeinträchtigung des freien Versammlungs- und Vereinsrechtes zeterten, vermochte dasselbe weder die gemäßigte Partei zu befriedigen, noch das Ausland zu beruhigen. Kurz vor Depretis' Sturz hatte allerdings bei Gelegenheit der Einweihung des Beinhauses für die am 24. Juni 1866 bei Custozza gefallenen Italiener und Oesterreicher eine gemeinsame Feier stattgefunden; es waren freundschaftliche Reden zwischen den Vertretern der beiden Völker gewechselt und Ordensdecorationen ausgetauscht worden. Aber wenige Wochen später erschien ein von dem frühern österreichischen Militärattaché in Rom, Oberst Haymerle, verfaßter Artikel in der „Oesterreichischen Militärzeitung", „Italicae res" überschrieben, der die italienische Regierung für die Excesse der Radicalen und die Demonstrationen der Irredentisten verantwortlich machte und die Behauptung aufstellte, daß während des Russisch-Türkischen Krieges Italien für den Fall eines activen Eingreifens Oesterreichs eine Allianz mit Rußland ernstlich ins Auge gefaßt und Vorbereitungen zum Kriege mit dem Nachbarreiche getroffen habe. Allerdings lehnte das wiener Cabinet jede Verantwortlichkeit für den Inhalt des Artikels ab, und Haymerle erhielt einen Verweis für dessen Veröffentlichung. Aber die heftige Aufregung der öffentlichen Meinung in beiden Staaten, welche durch die Schrift hervorgerufen, wurde dadurch nicht beseitigt. Der klaffende Riß zwischen beiden Regierungen und das tiefe Mistrauen gegen das Cairoli'sche Regiment lag offen zu Tage.

Auch mit Frankreich und Deutschland stand die italienische Regierung nicht auf dem besten Fuße. Bei Gelegenheit der Debatte über den Bau der Eisenbahn Cuneo-Nizza im Mai des Jahres hatte Depretis unter rauschendem Beifall der Kammer betreffs der Bewohner der letztern Stadt und Provinz geäußert: „Wir waren gezwungen, uns von diesen Bevölkerungen zu trennen; dennoch bleiben sie ein Theil der italienischen Familie." Deshalb natürlich Beschwerde des französischen Gesandten Noailles und eine in ziemlich peremtorischem Ton Aufklärung verlangende Note der französischen Regierung. Depretis berichtigte, dementirte, entschuldigte sich; aber sein Pater peccavi! ließ doch den Stachel in der Wunde: es war zu klar ausgesprochen, daß es auch Frankreich gegenüber eine Italia irredenta gab.

Daß Fürst Bismarck bei seiner Anwesenheit in Wien im August 1879 alle Botschafter besucht hatte, mit Ausnahme des italienischen, Grafen Robilant, war eine zu deutliche Illustration seiner Unzufriedenheit mit der Politik der italienischen Regierung, um nicht, trotz der beruhigenden Erklärungen des deutschen Reichskanzlers, ein Gefühl von Unbehagen und eine gewisse Gereiztheit in Italien zurückzulassen. Der in Paris und London kundgegebene Wunsch des römischen Cabinets, mit Frankreich und England gleichberechtigt in Aegypten aufzutreten und einen Italiener in das Ministerium Nubar-Pascha's aufgenommen zu sehen, hatte von beiden Regierungen eine kühle Ablehnung erfahren.

Im Innern war die Lage des Cabinets vom 14. Juli keine günstigere. Zu dem Mangel einer sichern Mehrheit in der Deputirtenkammer gesellten sich bedeutende Meinungsverschiedenheiten unter den Ministern selbst, zumal betreffs

Behandlung der Mahlsteuerfrage. So bot die durch ein ungünstiges Votum der Kammer veranlaßte Dimission des Unterrichtsministers Perez am 18. Nov. nur die willkommene Gelegenheit für den Rücktritt der ganzen Regierung. Nach stürmischen Verhandlungen zwischen den einzelnen Fractionen kam ein Compromiß zwischen Cairoli und Depretis zu Stande, in dem Cairoli neben der Präsidentschaft das Auswärtige, Depretis das Innere, Magliani die Finanzen, Villa Justiz, Baccarini öffentliche Arbeiten, Bonelli den Krieg übernahmen. Der Marineminister Acton und der Ackerbauminister Miceli waren homines novi, der Unterrichtsminister de Sanctis ein trefflicher Mann und verdienstvoller Gelehrter, den aber der absolute Mangel an Organisationstalent wie an Geschäftsroutine zum baldigen Rücktritt nöthigte.

Die Aufnahme des neuen Cabinets in den Kammern war eine wenig versprechende. Ohne eine parlamentarische Niederlage abzuwarten, war das alte an seiner innern Haltlosigkeit zusammengebrochen, durch einen den Außenstehenden unverständlichen Portefeuilleschacher das neue zur Welt gekommen. Daß sich Cairoli und Depretis, die sich noch soeben bitter befehdet, ja von denen der erstere den letztern wenige Monate zuvor gestürzt hatte und deren politische Programme weiter auseinanderlagen als die aller andern Fractionshäupter der Linken, jetzt an einem Strange ziehen wollten, erschien unbegreiflich. Aber Cairoli war außer Stande, sich mit seinen nähern Freunden allein zu halten, und indem Depretis, der geschickteste Taktiker unter den italienischen Politikern, ihm den Präsidentenstuhl überließ, sah er, schon jetzt die Seele und das principium movens der Regierung, mit Sicherheit voraus, daß er sich in naher Zukunft des unbequemen Collegen entledigen und auch äußerlich an die Spitze eines aus homogenern Elementen zusammengesetzten Ministeriums treten würde.

Am 17. Febr. 1880 wurde die neue Session des Parlaments eröffnet. Um den Widerstand des Senats gegen die Abschaffung der Mahlsteuer zu brechen, wurden den 1879 neu ernannten 29 Senatoren noch 26 weitere nachgeschoben. Der König, welcher die Sitzung in Person eröffnete, wurde mit lebhaften Acclamationen empfangen, mit noch herzlichern Sympathiebezeigungen die mit ihm erschienene Königin Margherita, die durch ihre Anwesenheit am besten das in ganz Europa cursirende Gerücht von einer schweren psychischen Krankheit widerlegte und den Beweis lieferte, daß die Veröffentlichung ihres Leibarztes, des Professors de Martini in Turin, der ihre Krankheit für eine ganz unbedenkliche Nervenaffection erklärt hatte, nicht auf Schönfärberei beruhte.

Nicht die verheißenen innern Reformen waren es, welche das Parlament zunächst beschäftigen sollten. Die Thronrede hatte die Beziehungen zu allen auswärtigen Mächten für durchaus freundschaftliche erklärt, ihre Friedensliebe betheuert und die gewissenhafte Erfüllung des Berliner Vertrages als Nothwendigkeit bezeichnet. Ein Rundschreiben des Ministers des Innern an die Präfecten der Oesterreich benachbarten Provinzen hob den großen Werth hervor, welchen die Regierung auf das gute Einvernehmen mit dem Kaiserstaat lege, und befahl die strengste Ueberwachung der österreichischen Emigration, wie das schärfste Einschreiten gegen jede Art von Agitation, die demselben Anlaß zu Beschwerden bieten könnte.

Aber die Haymerle'sche Publication bot der Opposition der Rechten einen zu trefflichen Angriffspunkt, um denselben nicht zu einem Sturmlauf gegen die Regierung zu benutzen. Ihre Koryphäen, der frühere Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, an der Spitze, hoben die unklare und zweideutige, nothwendig Mistrauen erweckende Politik hervor, die trotz aller Freundschaftsversicherungen doch den Anspruch auf fremden Staaten gehörige Territorien nicht offen verleugnen könne und wolle. In fünfstündiger Rede vertheidigte der Ministerpräsident das Ministerium, erklärte die Beziehungen zu Oesterreich für ausgezeichnet, die Besorgnisse betreffs der Irredenta für eingebildet oder doch höchst übertrieben. Aber es entschlüpfte ihm dabei ein unglücklicher Ausdruck, der, die bisherige auswärtige Politik der Linken charakterisirend, ihren Feinden die schärfste Waffe in die Hand gab. „Italien", sagte Cairoli, „befindet sich in einer normalen Lage und verfolgt statt compromittirender Allianzen eine Politik des Friedens." Also Italien ohne Alliirte, ohne Freunde, deshalb machtlos und ohne allen Einfluß auf die Weltangelegenheiten: das war das Ideal des Cabinets! Minghetti griff das Wort auf und beantragte darauf hin ein ausdrückliches Tadelsvotum. Er und noch schlagender der folgende Redner Bonghi erwiesen das von Cairoli abgeleugnete Vorhandensein irredentistischer Comités. War es doch noch im December 1879 bei dem Begräbniß des Generals Avezzana, des letzten Präsidenten des Vereins Italia irredenta, zu den ärgerlichsten Demonstrationen gegen Oesterreich gekommen, sodaß die Regierung sich wider Willen zu ernstem Einschreiten genöthigt sah. Endlich, nachdem die Aufregung sich infolge der heftigsten persönlichen Angriffe und Recriminationen bis zu tumultarischen Scenen gesteigert hatte, nahm die Mehrheit eine Tagesordnung an, die dem Ministerium das Vertrauen aussprach, „daß Italien in seinen auswärtigen Beziehungen eine Politik des Friedens, die Achtung der Verträge und des Fortschritts der internationalen Civilisation befolgen werde". Solche nichtssagende Phrasen konnten sich freilich alle Parteien zu eigen machen; nichtsdestoweniger war die Regierung selbst über ihren glänzenden Sieg erstaunt.

Ihr Triumph war von kurzer Dauer. Die Abgeordneten des Südens, Crispi, Nicotera und Zanardelli an der Spitze, die eben noch mit dem Ministerium für „die Politik der freien Hand" gestimmt hatten, erklärten sich unzufrieden mit der Leitung der innern Angelegenheiten und griffen die Regierung wegen der wiederholt geforderten Verlängerung des provisorischen Budgets aufs heftigste an. Eine das Verfahren der Regierung billigende Tagesordnung wurde durch eine Coalition der genannten Gruppen mit der Rechten mit geringer Majorität verworfen. Das Ministerium reichte seine Entlassung ein; aber der König lehnte dieselbe, nachdem er die Häupter der Rechten und die Präsidenten beider Kammern zu Rathe gezogen, ab, und die Regierung löste das Abgeordnetenhaus auf. Die Zwischenzeit bis zu den Wahlen, nur 14 Tage, wurde von der Regierung, die kein Mittel der Beeinflussung unversucht ließ, wie von den Parteien gründlich ausgenutzt. Die Brutalität der persönlichen Angriffe in der Presse, zumal zwischen den verschiedenen Fractionen der Linken, ging so weit, daß ein römisches Blatt

endlich erklärte, das Lexikon der möglichen Schimpfwörter sei erschöpft, es bleibe nichts mehr übrig, als zu Dolch und Revolver zu greifen.

Die Wahlen ergaben nicht das von der Regierung erhoffte Resultat. Nur auf 218 unter den 508 Deputirten konnte sie mit einiger Sicherheit zählen; 75 gehörten den oppositionellen Fractionen der Linken, 50 dem Centrum, 165 der Rechten an, die allein einen, wenn auch nicht bedeutenden Zuwachs verzeichnen konnte. Aber zum Erstaunen der Uneingeweihten verhielt sich die vor den Wahlen so heftige Opposition anfangs ganz passiv. Man hatte sich inzwischen überzeugt, daß für die nächste Zukunft kein Ministerium bessere, ja vielleicht nur gleiche Chancen biete. So war die Adresse der Deputirtenkammer eine nichtssagende Umschreibung der Thronrede. Die Furcht vor der eingetretenen Sommerhitze in Rom war außerdem noch stärker als der politische Ehrgeiz und das patriotische Pflichtgefühl. Die Berathung des neuen Wahlgesetzes wurde trotz der beschlossenen Dringlichkeit zum dritten mal verschoben; die Kammer bewilligte in aller Eile der Regierung noch ein Vertrauensvotum und vertagte sich bis zum November.

Im Herbst des Jahres 1880 ereigneten sich einige Zwischenfälle, welche die immer zunehmende Kühnheit der Radicalen und Republikaner und die feige oder mitschuldige Schwäche der Regierung ins hellste Licht setzten. Garibaldi's Schwiegersohn Canzio war wegen seiner hervorragenden Theilnahme an den republikanischen Tumulten, welche bei einer Gedächtnißfeier Mazzini's am 10. März in Genua stattgefunden hatten, zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Alsbald erklärte Garibaldi in einem Briefe an seine Wähler, daß er nicht länger an der Gesetzgebung eines Landes theilnehmen wolle, wo die Freiheit der Bürger mit Füßen getreten werde, legte nebst seinem Sohne Menotti sein Mandat zur Deputirtenkammer in demonstrativer Weise nieder und begab sich nach Genua. Tumultuirende Volkshaufen umlagerten das Gefängniß, den Alten von Caprera und seinen gefangenen Schwiegersohn feiernd und laute Verwünschungen gegen die Gerichte und die Regierung ausstoßend. Die letztere wagte nicht nur nicht, dem Abgott des Volkes gegenüber energisch einzugreifen: sie beging die unverzeihliche Schwäche, Canzio zu begnadigen und sich nebst dem Strafrichter damit gleichsam ins Unrecht zu setzen, worauf denn die beiden Garibaldi ihre Mandate huldreichst wieder aufnahmen.

Kurze Zeit nachher begab sich der General nach Mailand. Einige vornehme Bürger hatten beschlossen, Napoleon III. eine Reiterstatue in dieser Stadt zu errichten. Ein Denkmal für die in der Schlacht bei Mentana 1867 gegen die Chassepots der Franzosen gefallenen Freiwilligen war bestimmt, eine radicale Gegendemonstration gegen diese Verherrlichung des französischen Kaisers zu bilden. Am 2. Nov. 1880, dem Jahrestage der Schlacht, wurde es eingeweiht. Eine Anzahl französischer Radicaler verherrlichte die Feier durch ihre Gegenwart. Sie wurden mit stürmischem Jubel empfangen; Rochefort, der Laternenmann, hielt eine donnernde Rede für die Solidarität aller Republikaner; ein großes Verbrüderungsfest wurde gefeiert, die künftige Republik Italien acclamirt. Die Regierung ließ alles ruhig geschehen. In der Kammer interpellirt, erklärte Depretis mit verächtlichen Seitenblicken auf Rochefort und „die Komödie von Mailand",

Italien sei mit der Regierung der Republik Frankreich, nicht mit der französischen Demokratie verbündet. So leicht ließ sich aber die Opposition nicht abspeisen. Sieben Tage lang wogte der Wortkampf hin und her. Rechte und Centrum richteten ihr schwerstes Geschütz gegen die innere wie die äußere Politik der Regierung. Das Charakteristische an der erregten Debatte war, daß in der Versammlung der Vertreter des Königreichs Italien ganz ungescheut von den Radicalen die Republik verherrlicht und die Frage, ob Königthum oder Freistaat, gleichsam als eine offene behandelt wurde. Das Ministerium konnte, um zu siegen, die Stimmen der Republikaner in der Kammer nicht entbehren und ließ deshalb das Unglaubliche ohne Widerrede geschehen. Sein Sieg, mit geringer Majorität, war infolge dessen in der That eine schwere moralische Niederlage. Von allen Seiten her wurden patriotische Stimmen laut, daß die Wege, welche die Regierung wandelte, Italien an den Rand des Verderbens bringen müßten.

Eine Rundreise des Königs durch die Südprovinzen in Begleitung des Ministerpräsidenten war bestimmt, den schlimmen Eindruck der Debatte zu verwischen und das monarchische Princip zu stärken. Aber der begeisterte Empfang der königlichen Familie in den Städten Siciliens und Neapels war nicht genügend, das Mistrauen in die Stabilität der politischen Zustände in Italien zu beseitigen, dem im folgenden Jahre Fürst Bismarck im Deutschen Reichstage offenen Ausdruck gab. „In Italien", hieß es in seiner großen Rede gegen die Fortschrittspartei am 29. Nov. 1881, „spukt die Republik in vielen Köpfen. Können Sie irgend welche Garantie für die Zukunft übernehmen, namentlich wenn Gott die Dynastie, die auf wenigen Augen steht, nicht am Leben erhält? Ist der Weg, den Italien gegen das Endziel zurückgelegt hat, und ist der Endpunkt selbst nicht erkennbar? Ist dort nicht von Ministerium zu Ministerium der Schwerpunkt immer mehr nach links geglitten, sodaß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht weiter nach links gleiten kann?"

Wir führen diese Worte, die in ganz Europa das größte Aufsehen erregten, schon jetzt an, weil sie in der That nur hier einigermaßen berechtigt erscheinen. Als Fürst Bismarck sie sprach, war schon ein entschiedener Umschlag eingetreten. Er kam, wenn auch indirect und sehr unabsichtlich, von einer Seite her, von wo man es am wenigsten erwartet hätte.

4) Die tunesische Frage und das Zerwürfniß mit Frankreich.

Seit Italien ein einiges Königreich geworden, waren die Blicke seiner Staatsmänner wie der Ehrgeiz seiner Bewohner darauf gerichtet, ihm den Einfluß im Mittelmeer zu verschaffen, der ihm, seiner geographischen Lage nach, gebührte. Im Centrum des großen Binnenmeeres gelegen, mit einer Küstenentwickelung von 6341 Kilometer die Deutschlands fast um das Zehnfache übertreffend, scheint Italien von der Natur zur Herrschaft über diese Gewässer bestimmt. So findet der Ausruf eines berühmten Publicisten und Politikers: „O gran potenza marittima o morte!"*) ein lautes Echo in allen italienischen Herzen. Aber seit dem

*) „Entweder eine große Seemacht, oder den Tod!" (N. Marselli, „Gli Italiani del Mezzogiorno", in „Nuova Antologia", XLIV, 33.)

Mittelalter war diese Herrschaft durch die Ungunst der historischen Entwickelung verloren gegangen; andere Mächte hatten dieselbe an sich gerissen, und das junge Königreich fand sich mit seinen Ansprüchen mächtigen Rivalen gegenüber, mit denen auf längere Zeit hinaus eine erfolgreiche Concurrenz unmöglich erschien. Allerdings hatte Italien seit der unglücklichen Seeschlacht bei Lissa (20. Juli 1866) bedeutende Anstrengungen zur Vermehrung und Verbesserung des todten wie des lebenden Materials der Flotte gemacht; aber bei den steten Verlegenheiten des Budgets konnten dieselben doch auf längere Zeit hinaus nur auf eine Seemacht zweiten Ranges berechnet sein. Das Marinebudget wurde allmählich auf 55 Mill. Lire im Ordinarium und auf 30 im Extraordinarium erhöht, von welcher letztern Summe der größere Theil zum Bau neuer Panzerschiffe bestimmt war, deren die Flotte bisjetzt (Anfang 1886) fünf ersten Ranges besitzt und bei Abschluß des Gründungsplanes 1888 neun zählen wird. Ob diese kostspieligen Kolosse, welche die Schlachtschiffe aller andern Nationen an Größe und Stärke hinter sich lassen, wirklich das geeignete Mittel sein werden, Italien im Falle eines Seekrieges vor einem zweiten Lissa zu bewahren? Es fehlt noch fast durchaus an schnellsegelnden Kreuzern und an Transportschiffen. Von Torpedos ist erst neuerdings eine große Anzahl in deutschen Werkstätten bestellt worden. Die Küstenvertheidigung ist im ganzen noch in einem traurigen Zustande; selbst die Meerenge von San-Bonifazio, der Schlüssel des Tyrrhenischen Meeres, ist unbefestigt. Das Personal der Flotte ist für eine große Seemacht durchaus ungenügend. Von der allerdings sehr großen Zahl eingeschriebener Seeleute (182000) befanden sich im Jahre 1882 nur 10300 im activen Dienst. Das Offiziercorps zählte 110 Stabs- und 362 Subalternoffiziere.*)

Unter diesen Umständen konnte Italien zu der Zeit, von der wir reden, und kann es auch noch in naher Zukunft nicht daran denken, sich mit einer der großen Seemächte zu messen. Die Stunde war da, wo das seinen Bewohnern in schmerzlicher Weise zum Bewußtsein kommen sollte.

Seit längerer Zeit hatte man sich in Italien gewöhnt, Tunis, das ja von der Südküste Siciliens fast dem bloßen Auge erreichbar ist, als eine Art italienischer Colonie und künftiges Besitzthum zu betrachten; 15000 Italiener waren daselbst ansässig, meist Kaufleute und Gewerbtreibende, außerdem Schauspieler und Sänger. Das Italienische war die gemeinsame Verkehrssprache der europäischen Colonie. Die italienische Handelsmarine spielte die Hauptrolle in den tunesischen Gewässern; unter den 683 Schiffen, die 1879 in den Hafen von Goletta einliefen, waren 500 italienische. Aber es fehlte den Italienern in Tunis an Einfluß, und vor allem an Geld; bei allen größern industriellen Unternehmungen hatten die Franzosen den Löwenantheil. Erst in der allerletzten Zeit hatte es der Generalconsul Maccio, ein ehrgeiziger und energischer Mann, verstanden, italienisches Kapital heranzuziehen, und so auch auf diesem Gebiet den Franzosen wirksam Concurrenz

*) P. Cottrau, „L'ordinamento strategico della nostra marina" („Nuova Antologia", XLIII). Der Verfasser gibt die entsprechenden Zahlen bei der deutschen Flotte mit 40000, 9850, 154 und 219 (?) an. Unsern 14000 Mann Reserve hat Italien nichts gegenüberzustellen.

zu machen; mehrere wichtige öffentliche Unternehmungen wurden italienischen Gesellschaften anvertraut. Im Sommer 1880 kam die zwischen beiden Nationen und ihren Vertretern, den Generalconsuln Roustan und Maccio, längst bestandene Rivalität zum offenen Ausbruch. Die Italiener erklärten, sie würden nie in ein französisches Protectorat über Tunis willigen. In Frankreich war indessen die Idee eines großen afrikanischen Colonialreiches aufgetaucht und wurde in der pariser wie in der algierischen Presse eifrigst verfochten. „Wer an Tunis rührt, rührt an Frankreich", hieß es hier, während die italienischen Blätter die französische Begehrlichkeit in den stärksten Ausdrücken verurtheilten und die Besetzung von Tunis als casus belli hinstellten. Der Bei selbst und sein Minister Mustapha standen entschieden auf seiten Italiens, von dem sie weniger zu fürchten hatten. Roustan beklagte sich in Paris über das offene Uebelwollen der tunesischen Regierung und die Ränke seines italienischen Collegen. Die pariser Regierung sandte zwei Panzerschiffe nach Goletta, dem Hafen von Tunis, und nöthigte den Bei durch Drohungen, dem schon abgeschlossenen Vertrage mit der italienischen Gesellschaft Rubattino wegen einer Bahn Tunis-Goletta die Concession zu versagen, ja die ausdrückliche Verpflichtung zu übernehmen, ohne die Zustimmung Frankreichs keiner andern Nation eine derartige Concession zu ertheilen. Zugleich verlangte man in Rom die Abberufung Maccio's. Ruft erst Roustan ab, klang es von Rom zurück. Der Empfang einer Deputation der tunesischen Colonie und eines Neffen des Bei durch König Humbert in Palermo erregte in Frankreich lebhafte Erbitterung. Da bot ein Einfall des Räuberstammes der Krumirs von Tunesien aus auf algierisches Gebiet im März 1881 einen willkommenen Vorwand zur Sendung eines Truppencorps, das Ordre hatte, die Eindringlinge auf tunesisches Gebiet zu verfolgen. Zugleich ließ die französische Regierung allerdings den übrigen Großmächten erklären, daß jede Occupation, jede Bedrohung der Unabhängigkeit von Tunis ihr durchaus fern liege.

Auf eine Interpellation im italienischen Parlament am 7. April gab Cairoli eine Erklärung voller Vertrauensseligkeit ab: der Gesandte in Paris, General Cialdini, habe noch neuerlichst die beruhigendsten Berichte eingesandt, die französische Regierung denke weder an Annexion noch Protection. Bitteres Hohnlachen der Opposition war die Antwort. Ein Antrag auf Misbilligung des Verhaltens der Regierung wurde gestellt, eine von Zanardelli beantragte, von der Regierung gebilligte Tagesordnung, die Abstimmung über denselben zu vertagen, mit 21 Stimmen Majorität verworfen. Cairoli gab auf der Stelle seine Dimission. Aber niemand hatte Lust, die traurige Erbschaft anzutreten. Nachdem der König vergeblich mit Vertretern beider Hauptparteien verhandelt hatte, nahm Cairoli seine Dimission zurück und erhielt in Ansehung der Unmöglichkeit einer neuen Combination für den Augenblick das verlangte Vertrauensvotum mit 262 Stimmen gegen 146 Enthaltungen.

Selbst als die Franzosen die tunesische Grenze überschritten und trotz aller Proteste des Beis einen wichtigen Punkt nach dem andern besetzten, erklärte der Minister des Innern im Parlament, das Cabinet sehe keinen Grund, seine Politik zu ändern; es vertraue auf die Loyalität der französischen Regierung. Der wol

nicht ganz natürlichen Blindheit wurde rasch ein Ende gemacht. Am 12. Mai erschien General Bréard im Bardo zu Tunis und nöthigte den Bei zur Unterzeichnung des sogenannten Garantievertrages, kraft dessen derselbe alle seine auswärtigen Beziehungen der Leitung Frankreichs unterstellte, der französischen Regierung die Ordnung der tunesischen Finanzen überließ und sich mit der Besetzung der Hauptorte durch französische Truppen einverstanden erklärte.

Die Kunde von dem Vertrage schlug in Italien ein wie eine Bombe; sie war zunächst das unwiderrufliche Todesurtheil des Ministeriums Cairoli-Depretis. Noch an demselben Tage (12. Mai) gab es abermals seine Entlassung ein; mit ihm zugleich sein tauber und blinder Vertreter in Paris. Der König wendete sich zunächst an Sella. Der Führer der Rechten versuchte ein Coalitionsministerium zu bilden; aber die Majorität der Linken erklärte peremtorisch, daß sie ein solches mit einem sofortigen Mistrauensvotum empfangen würde. Zu einer darauf von Sella vorgeschlagenen Auflösung der Kammer verweigerte der König seine Zustimmung, und Sella trat definitiv zurück. Da auch Farini, der frühere Kammerpräsident, ablehnte, mußte König Humbert sich abermals an Depretis wenden. Das neue Cabinet, welches dieser, längst auf den Fall vorbereitet, der Kammer vorstellte, war ein sogenannter Rimpasto, eine Reconstruction aus den alten Elementen mit einigen Modificationen. An die Stelle Cairoli's trat Mancini als Minister des Auswärtigen, während Depretis neben der Präsidentschaft das Departement des Innern zu verwalten fortfuhr.

Die Aufregung über die französische Anmaßung und Treulosigkeit war in ganz Italien ungeheuer. Als nun im Juni die Nachricht von einem förmlichen Straßenkampf zwischen französischen und italienischen Arbeitern in Marseille bei Gelegenheit der Rückkehr der französischen Truppen aus Tunis, wobei die Italiener natürlich den kürzern zogen, anlangte, fanden tumultuarische Volksdemonstrationen vor den französischen Consulaten in Turin, Genua, Neapel und Palermo statt, die solche Dimensionen annahmen, daß die Regierung die wüthende Menge mit Waffengewalt auseinandertreiben lassen mußte. Selbst in der officiösen Presse wurde ein Ton angeschlagen, der an einen bevorstehenden Krieg glauben lassen konnte. Aber für eine solche Thorheit waren die italienischen Staatsmänner doch zu gute Rechner.

Die römische Regierung hatte durch ihre Gesandten bei den Mächten vertraulich anfragen lassen, ob sie nicht geneigt seien, zu einer Conferenz über die tunesische Frage zusammenzutreten. Sie fand überall taube Ohren. Bismarck hatte schon früher in Paris beruhigende Versicherungen gegeben, vielleicht Frankreich geradezu in seinem Vorgehen bestärkt; in jedem Falle konnte ihm ein solches Engagement des unruhigen westlichen Nachbars außerhalb Europas und zugleich dessen Zerwürfniß mit Italien nur erwünscht sein. England, zu sehr in Aegypten und Innerasien engagirt, verhielt sich passiver, als man in Italien für möglich gehalten hatte. Die Pforte, von dem Bei, den sie noch immer als ihren Vasallen bezeichnete, unterrichtet, daß er seine Unterschrift zu dem Vertrage vom 12. Mai nur gezwungen gegeben habe, begnügte sich mit einem papierenen Protest. Alle andern Mächte gaben stillschweigend ihre Zustimmung zu der vollendeten That-

sache, und Italien, das dieselbe anfangs entschieden verweigert hatte, sah sich endlich schon um seiner in Tunis lebenden Bürger willen genöthigt, nicht nur seinen Protest zurückzunehmen, sondern auch den allzu eifrigen Maccio abzurufen und nach längerer Unterbrechung dem General Cialdini in Paris einen Nachfolger zu geben.

Die Thatsache der Erbitterung und des Mistrauens gegen Frankreich war aber damit nicht aus der Welt geschafft, und ihre natürliche Folge eine Frontwendung in der äußern Politik des Königreichs, dessen vollständige Isolirung in so empfindlicher Weise zu Tage getreten war. Cairoli's Parole: „Engster Anschluß an England!" war eine bloße Phrase. Seit Italien die Aufforderung Englands zu gemeinsamer Action in Aegypten zurückgewiesen hatte, war das Verhältniß zwischen beiden Staaten so kühl wie möglich.

Die Führer der Opposition behaupteten, daß, wenn Italien schon früher die Politik der freien Hand aufgegeben, Oesterreich durch energische Unterdrückung der irredentistischen Umtriebe beruhigt und sich offen und entschieden an die Centralmächte angeschlossen hätte, diese geneigt gewesen sein würden, seine Interessen in Tunis zu den ihrigen zu machen. Wenn man aber auch guten Grund haben mag, mit ihren Gegnern die Richtigkeit dieser Behauptung stark in Zweifel zu ziehen, so brach sich doch jetzt, wo auf längere Zeit hinaus ein gespanntes Verhältniß zu Frankreich vorauszusehen war, die Erkenntniß Bahn, daß ein solcher Anschluß unvermeidlich sei. Da diese Forderung aber zunächst von der Opposition der Rechten ausging, so bekehrte sich die herrschende Partei nur allmählich und mit Widerstreben. Depretis war allerdings zu klug und scharfblickend, um sich der Nothwendigkeit dieses Schrittes zu verschließen. Aber er erkannte zugleich deutlich, daß Hand in Hand damit eine Reconstruction der Parteien, ja eine völlige Umbildung des Parteiwesens stattfinden müsse. Man war ja in Italien von Anfang an häufige Cabinetswechsel gewöhnt; aber vier Ministerien in 20 Monaten — das wies doch auf durchaus ungesunde und unhaltbare Zustände hin. Andererseits hatte man sich auf der Rechten überzeugt, daß die Partei allein auf lange Zeit keine Aussicht habe, wieder zur Herrschaft zu gelangen, und daß das fortgesetzte Verharren bei einer unfruchtbaren Opposition das Vaterland den extremen Parteien und damit dem Verderben zu überliefern drohe. So bereitete sich zugleich mit der Annäherung an die mitteleuropäischen Mächte eine solche zwischen den gemäßigten Elementen der Rechten und Linken vor, welche auf den Gang der innern Entwickelung wie der äußern Politik des Landes in den nächsten Jahren bestimmend einwirkte und es dem gewandten Ministerpräsidenten gestattete, sich länger als irgendeiner seiner Vorgänger am Steuerruder des Staates zu behaupten. Die Geschichte dieser Umgestaltung und der damit zusammenhängenden Lösung der schon so oft vergeblich in Angriff genommenen Aufgaben der Gesetzgebung: der Aufhebung des Zwangscurses, der Abschaffung der Mahlsteuer, des neuen Wahlgesetzes und der Heeresorganisation, wird uns in einem zweiten Artikel beschäftigen.

Rußlands innere Zustände.*)

IV.

Der Nihilismus und die Reformen.

1.

1) Die Wechselbeziehungen zwischen Nihilismus und Reformen.

Nicht umsonst haben wir in diesem Abschnitt die Besprechung der Reformen mit jener des Nihilismus verknüpft; man kann nicht von den einen sprechen, ohne dabei von dem andern eine erschöpfende Darstellung zu geben, denn beide greifen wie zwei Zahnräder ineinander. Die Reformen haben den Nihilismus gezeugt, und dieser wieder hat auf die Reformbewegung einen mächtigen — leider verhängnißvollen Einfluß geübt.

Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß wir soeben die Reformen beschuldigten, den Nihilismus gezeugt zu haben; man wird vielleicht einwenden, daß gerade das geringe Maß der Zugeständnisse des Caren Alexander II. an die Forderungen des modernen Zeitgeistes den Nihilismus hervorgerufen haben. Hätte der Kaiser gleich eine Constitution bewilligt und die Regierung nach dem Zuschnitt der liberalen Weststaaten eingerichtet, so wäre dem Nihilismus aller Boden entzogen worden.

Diejenigen, welche so sprechen, kennen aber Rußland nicht, das sich durchaus nicht mit den Weststaaten vergleichen läßt. Seine Bevölkerung leidet unter dem Nachtheil, daß ihre erdrückende Mehrheit aus Bauern, ehemaligen Leibeigenen oder sonst ungebildeten Leuten besteht, für welche eine Constitution ganz und gar ungeeignet und zwecklos wäre. Die größern Städte freilich und die Gebildeten — ein eigentlicher Mittelstand wie in Deutschland und Frankreich fehlt leider zum Unglück des Reiches — hätten berechtigte Ansprüche auf Antheil an der Regierung; aber geht es denn an, einer Minorität zu Liebe ein gefährliches Experiment zu versuchen?

Die Beantwortung dieser Frage wird der Leser später finden, nachdem wir ihn vorerst mit der revolutionären Bewegung bekannt gemacht, welche die Hauptschuld trägt, daß die Frage beziehentlich politischer Reformen in Fluß gekommen und zu einer brennenden geworden ist.

---

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1885, I, 737 fg.; II, 366 fg., 533 fg.; 1886, I, 259 fg.

Wenngleich wir zugeben, daß eine freisinnige Verfassung für Rußland das wäre, was ein Prachtwerk für einen Bauer ist, der nicht lesen kann, solange die erdrückende Mehrheit des Volkes in Unwissenheit und Aberglauben erhalten wird, so sprechen doch sehr gewichtige Gründe für die Verleihung einer Verfassung.

Jedenfalls steht eins fest: durchgreifende umfassende Reformen thun Rußland dringend noth! „Wie?" wird der Leser hier verwundert rufen, „du verlangst Reformen, wo du doch dieselben kurz vorher als Quell des Nihilismus bezeichnet hast?"

Um diese berechtigte Frage zu beantworten, muß ich etwas weiter ausholen.

Als Alexander II. Anfang der sechziger Jahre seine Reformen begann, war er von einer edeln Idee beseelt und hatte das Wohl des Landes im Auge. Er war auf dem besten Wege, ein zweiter Peter der Große zu werden. Leider fehlten ihm mehrere Eigenschaften desselben, und so blieb er auf halbem Wege stehen. Mitten in seinem Reformwerk kamen ihm Bedenken, welche durch seine rückschrittliche Umgebung noch genährt wurden. Er erschrak vor der Möglichkeit, durch seine Reformen der Revolution das Thor zu öffnen; er fürchtete, schon zu viel gewährt zu haben; dazu kam noch die unglückliche Erhebung Polens 1863 — und so brach der Car mitten ab und ließ das morsche alterthümliche Staatsgebäude halb ausgebessert stehen, d. h. hier und da frisch getüncht, mit vergrößerten Fenstern und angebrachten Verzierungen, während die Hauptmasse des Gebäudes mit den klaffenden Sprüngen und dem herabgefallenen Mauerwerk im alten Zustande stehen blieb.

Halbe Maßregeln sind immer schlechter als gar keine, und daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Hoffnungen, welche Alexander II. durch seine Reformen erweckt und dann getäuscht hat, die mittelbare Veranlassung zum Nihilismus wurden. Statt nach einem wohldurchdachten, umfassenden Reformplan vorzugehen, begnügte sich der Car mit der Einführung einiger unter sich in gar keinem Zusammenhang stehenden Reformen, welche überdies durch Nebenbestimmungen und durch die Praxis so beschränkt und entstellt wurden, daß sie unmöglich befriedigen konnten. Dazu kam noch der Widerwille verschiedener Persönlichkeiten gegen die Reformen, welcher das Seinige dazu beitrug, die Tragweite derselben abzuschwächen. Rußland bot, als die Reformbewegung ins Stocken kam, das Bild eines alten Rockes, den man mit bunten Lappen auszuflicken und aufzuputzen begonnen hatte, dessen Ausbesserung jedoch plötzlich unterbrochen worden war.

Die Folgen eines solchen Vorganges konnten nicht ausbleiben. Man hatte dem Löwen das blutige Fleisch zu lecken gegeben, es aber zurückgezogen, als er in dasselbe beißen wollte. Kann man sich wundern, wenn er hierdurch gereizt wurde und nach der Hand zu schnappen begann, welche seine Erwartungen getäuscht?

Dieser Löwe ist der Nihilismus.

2) Ursprung des Nihilismus.

Das Wort „Nihilismus", beziehentlich „Nihilist" (vom lateinischen nihil = nichts) verdankt einem 1861 geschriebenen Roman Iván Turgénjev's seine Ent-

stehung. In „Väter und Söhne" antwortet einer der Helden des Romans, Arkadi, auf die Frage seines Onkels, was denn eigentlich sein Freund Bazarov sei, mit den Worten: „Er ist Nihilist." Der weitere Verlauf des Gespräches lautet Folgendermaßen:

„Nihilist?" sprach Nikolaj Petrović. „Soweit ich beurtheilen kann, bezeichnet dieses Wort einen Menschen, der ... nichts anerkennt?"

„Oder vielmehr: der nichts achtet", versetzte Pavel Petrović.

„Oder vielmehr: der alles vom Standpunkt der Kritik aus beurtheilt", bemerkte Arkadi.

„Kommt das etwa nicht auf eins hinaus?" frug Pavel Petrović.

„Nein, durchaus nicht. Ein Nihilist ist ein Mann, der sich vor keiner Autorität beugt, der kein einziges Princip auf Treu und Glauben annimmt, gleichviel in welch hohem Ansehen dieses Princip in der Meinung der Menschen steht."

Dies die Erklärung dessen, was Turgénjev unter einem Nihilisten, oder wie er schreibt „Nigilisten"*) versteht. Wie man sieht, weicht dieser Begriff bedeutend von jenem ab, welchen man heute unter jenem Worte versteht. Dieses hat sich unwillkürlich in dem Sprachgebrauch eingebürgert, ohne daß Turgénjev daran schuld wäre. Die Nihilisten selbst nennen sich gar nicht so, sondern bezeichnen sich entweder als Socialisten, oder Anarchisten, oder Socialdemokraten, oder Propagandisten, oder einfach nach dem Namen ihrer engern Partei, beziehentlich des Blattes, welches als Organ derselben dient.

So viel über die Abstammung und den Ursprung des Wortes „Nihilismus"; die Sache selbst stammt jedoch aus viel früherer Zeit her, und zwar kann man Alexander Herzen und Michael Bakunin als die Väter des Nihilismus betrachten. Nicht als ob sie, ähnlich wie Mazzini in der „Giovine Italia", einen nihilistischen Geheimbund gegründet hätten, aber sie waren die beiden ersten Apostel der revolutionären Ideen. Ihre Rolle hier ausführlicher zu schildern würde uns zu weit führen.

Bakunin und Herzen hatten beide mit ihrer donnernden Stimme in Rußland mächtigen Widerhall geweckt. Die junge Generation begann sich zu regen. So wie

---

*) Die russische Sprache hat kein h. Um diesen Buchstaben, wo er in fremden Worten vorkommt, wiederzugeben, hat sich leider der Gebrauch eingebürgert, das h durch g zu ersetzen. Der Widersinn solcher Gepflogenheiten liegt auf der Hand, wenn man beispielsweise die Namen Gercen, Gold, Petergof, Girt, German, Gamburg, Gej u. s. w. in Zeitungen oder auf Firmatafeln liest und errathen soll, daß darunter Herzen, Hold, Peterhof, Hirt, Hermann, Hamburg, Heu (!) gemeint ist. An die Abschaffung der veralteten und unzweckmäßigen Cirilica aus der russischen, serbischen und bulgarischen Sprache, wie dies Kroaten und Rumänen bereits mit Erfolg gethan, ist wol bei dem conservativen Geiste jener Völker und der eingebildeten „Volksthümlichkeit" der Cirilica noch lange nicht zu denken, aber es bedürfte wahrlich keiner großen geistigen Fähigkeiten, um einzusehen, daß das fremde h am besten mit x (= ch) wiederzugeben wäre, wie dies auch seitens der übrigen slawischen Völker, einschließlich der Serben geschieht. Bei den Serben und Kroaten fällt es niemand ein, Chermann, Chold, Cherzen, Chamburg u. s. w. zu lesen, und selbst wenn man dies thäte, würde man immer noch leichter auf die richtige Aussprache des Fremdwortes kommen, als wenn man das h für g liest.

sich einst Schiller durch die französische Staatsumwälzung zu seinen Freiheit athmenden Dramen und Gedichten begeistern ließ, so schlugen Puškin u. a. die Leier, um für die liberalen und fortschrittlichen Ideen Propaganda zu machen. Daß dem starr rückschrittlichen Car Nikolaus derlei Begeisterung ein Greuel war, läßt sich begreifen; die jungen Dichter und Schriftsteller wurden auf alle erdenkliche Weise verfolgt und bestraft. Der poetische Student Polejajev z. B. war von der Polizei verklagt worden, daß er sich mit dem Verfertigen freisinniger Gedichte befasse. Der Kaiser ließ ihn zu sich kommen und forderte ihn auf, diese Gedichte in seiner Gegenwart vorzulesen. Polejajev ließ sich nicht einschüchtern, sondern declamirte mit dichterischem Schwunge und glühender Begeisterung. Die schöne poetische Sprache verfehlte auch auf den Kaiser nicht ihre Wirkung; Nikolaus umarmte den jungen Dichter tief ergriffen und — steckte ihn dann als gemeinen Soldaten in die Armee, „da ein Dichter, der eine solche Wirkung ausübe, staatsgefährlich sei"! Thatsächlich endete Polejajev nach achtjährigen Qualen sein Leben in einem Militärhospital.

Aber vergebens stellt sich heutzutage selbst ein Gigant dem Zeitgeiste entgegen. Kein Mensch ist im Stande, dessen rollendes Rad auf die Dauer aufzuhalten; läßt er nicht zuletzt die Speichen los, so setzt er sich der Gefahr aus, daß er von dem über ihn hinwegrollenden Rade zermalmt wird.

Auch die Kaiser Nikolaus und Alexander II. machten diese Erfahrung. Ersterer wurde nicht durch die Waffen der Westmächte besiegt, sondern durch die Folgen seines eigenen Systems; letzterer erlag den Nihilisten, gegen welche er in den letzten Jahren seiner Regierung den Kampf aufgenommen. Wenn auch die nihilistische Bewegung seit ein paar Jahren vernichtet zu sein scheint, so darf man sich darüber doch keiner Täuschung hingeben. Wol haben die Attentate aufgehört; wol ist die ultraradicale Partei, welche dieselbe von 1878 bis 1883 veranstaltet, so ziemlich ausgerottet, aber der Nihilismus ist deshalb nicht todt.

Der Verfasser hatte vor zwei Jahren in Rußland Gelegenheit, mit Russen verschiedener Stellungen darüber zu sprechen, und alle antworteten übereinstimmend ungefähr in folgender Weise:

„Wenn Sie die Sache genau betrachten, so ist die gesammte russische Jugend und der größte Theil der erwachsenen Gebildeten mehr oder minder nihilistisch angehaucht. Die Terroristen sind wol größtentheils gehängt oder eingesperrt oder exilirt, aber ihre Lehren, beziehentlich der Wunsch nach eingehenden Umwälzungen und Reformen lebt heimlich in dem Herzen jedes jungen Russen. Ein Stein kann die Lavine ins Rollen bringen. Wenn der Nihilismus jetzt scheinbar ohnmächtig geworden ist und kein Lebenszeichen von sich gibt, so rührt dies daher, daß die thätigsten der noch lebenden Nihilisten zur Einsicht gekommen sind, eine Revolution in Rußland sei jetzt unmöglich und der Terrorismus erreiche seinen Zweck nicht, entfremde im Gegentheil die Mehrheit des Volkes den Nihilisten. Die Nihilisten haben daher beschlossen, einen andern Weg einzuschlagen, der zwar außerordentlich langsam, dafür aber auch sicher ist. Sie werden nämlich ihre ganzen Kräfte darauf verwenden, die Volksbildung der anwachsenden Generation

derart zu heben und letztere so aufzuklären, daß nach ein paar Decennien Rußland zur Revolution gereift sein wird."

Diese Mittheilungen haben viel Wahrscheinlichkeit für sich. Dadurch würden die Nihilisten nur wieder auf jenen Weg zurückkehren, den sie bis 1878 eingeschlagen und damals verlassen hatten, um es mit dem Terrorismus zu versuchen.

3) Die erste Entwickelung des Nihilismus.

Der Nihilismus als solcher entwickelte sich erst im Laufe der Zeit und durch Schuld der Regierung aus dem Zustande idealer Phantastereien zu dem, was er heute ist. In den sechziger Jahren, als noch Herzen lebte und Alexander II. mit seinen Reformen begann, beschränkte sich der Nihilismus auf akademische Erörterungen der freisinnigen Jugend, unter welcher er gewissermaßen zu einer Modesache wurde, besonders nach dem Erscheinen des Turgénjev'schen Romans. Wie überall die Jugend, besonders die studirende, die Trägerin und glühendste Verfechterin freisinniger und besonders radicaler Ideen ist, so war dies auch damals schon in Rußland der Fall. Ungefähr ein Jahrzehnt hindurch war der Nihilismus nichts weiter als der Ausdruck des jugendlichen Dranges nach Freiheit und Umsturz des Alten. Erst die pariser Commune und das Auftreten der Internationale hatten den Erfolg, den russischen Nihilismus aus dem Zustande theoretischer Träumereien zu reißen und ihm eine festere Gestalt zu verleihen. Die exaltirtesten Köpfe begannen von der Nothwedigkeit zu sprechen, ernstlich an das nationale Umgestaltungswerk zu schreiten und dessen Verwirklichung in die Hand zu nehmen. Die nihilistische Jugend trat demnach in Geheimbünde zusammen und organisirte eine freisinnige fortschrittliche Propaganda. Man beschloß das Volk aufzuklären und ihm die für eine Revolution nöthige Reife beizubringen. Dies konnte durch Schrift und Wort geschehen.

Von jenem Augenblick an gewann der Nihilismus politische Bedeutung. Die jungen Schwärmer zogen in seltener Selbstverleugnung hinaus in das weite Reich, um sich unter das unwissende Volk zu mengen und ihm Aufklärung zu predigen. Dabei überschwemmten andere das Land mit literarischen Erzeugnissen nihilistischen Inhalts. Diese Flugschriften wurden von den jungen Agitatoren überall vertheilt, ohne Rücksicht auf die Folgen, welche solche Aufwiegelung des Volkes nach sich ziehen mußte.

Dieses Stadium des Nihilismus schildert Turgénjev mit gewohnter Meisterschaft in seinem prächtigen Roman „Neuland".*) In demselben führt uns der Dichter auch das abschreckende Fiasco der nihilistischen Propagandisten bei dem Volke vor Augen. Davon werden wir später noch ausführlicher sprechen.

Erst 1878, als die Nihilisten sahen, daß sie auf diese Weise nicht weiter kamen und daß die Regierung gegen sie in der rücksichtslosesten Weise vorging, faßten sie in ihrer Verzweiflung den Entschluß, der Regierung das Erlittene heim-

*) In der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" „Die neue Generation" betitelt.

zuzahlen und durch eine Schreckensherrschaft ihre Gegner einzuschüchtern. Der Geheimbund spaltete sich demzufolge in zwei Parteien, von denen die ultraradicale mit Hülfe von Attentaten ihr Ziel zu erreichen suchte.

In dem Kampfe, der sich jetzt zwischen Regierung und Nihilismus entspann und der beiderseits mit immer steigender Hartnäckigkeit und Grausamkeit geführt wurde, unterlag schließlich der letztere, nachdem ihm zuvor noch der Hauptstreich gelungen war — die Ermordung des Kaisers! Ein finsteres Verhängniß wollte, daß dieser Hauptstreich der Nihilisten gerade in dem Augenblick erfolgte, als der Car ein Document von unabsehbarer Tragweite unterzeichnet hatte. Wir begnügen uns hier vorläufig mit der Bemerkung, daß die Ermordung des Kaisers aus diesem Grunde das furchtbarste Unglück war, welches die Nihilisten über das Land gebracht.

Die beiden „Väter des Nihilismus", Herzen und Bakunin, erlebten nicht die letzten Phasen ihres geistigen Werkes; ersterer starb schon 1869, letzterer 1878. Herzen hatte sein ganzes Sinnen und Trachten auf eine friedliche Umgestaltung des russischen Reiches gerichtet; Bakunin hingegen träumte von einem gewaltsamen Umsturz mittels einer Revolution und Verbrüderung des also umgestalteten Rußland mit den übrigen, ebenfalls durch Revolution umgestalteten Staaten Europas. Noch zu seinen Lebzeiten hatte sich eine ultraradicale Partei gebildet, als deren Organ der 1874 von Lavrov gegründete „Vpered" („Vorwärts") betrachtet werden kann. Diese stellte damals schon unter dem Einfluß von Tkačev das Programm auf: „Die Actionspartei solle sich nicht lange mit zukünftiger Organisation beschäftigen, sondern lieber gleich an ihr Zerstörungswerk schreiten."

Bakunin selbst hatte sich schon früher bemüht, in Rußland der nihilistischen Partei eine festere Organisation zu geben. Da er selbst im Exil lebte, betraute er Nečajev mit dieser Aufgabe. Nečajev aber war es mehr um persönliche Interessen zu thun, und als er von einem Genossen durchschaut wurde, ermordete er diesen, um sich vor Verrath zu sichern. Er wurde jedoch verhaftet und 1871 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Herzen und Bakunin waren aber nicht die einzigen Urheber und Entwickler des Nihilismus. Um gerecht zu sein, muß man den Schriftsteller Černijševskij ihrem Bunde als Dritten beigesellen. Černijševskij begann seine schriftstellerische Thätigkeit 1855 und ging nach und nach vom Materialismus zum Socialismus über. Von da zum Nihilismus war nur noch ein Schritt, und Černijševskij machte ihn 1863 in seinem Roman „Čto djélat?" („Was machen?"), welcher ihm Verbannung nach Sibirien eintrug, wo er sieben Jahre in den Minen von Nerčinsk arbeitete und erst 1884 freigelassen wurde.

Černijševskij's Roman machte auf die russische Jugend einen ungeheuern Eindruck und brachte den Nihilismus um ein beträchtliches Stück vorwärts. Nicht wenig mag dazu des Schriftstellers Unglück beigetragen haben, denn es ist immer gefährlich, Märtyrer zu machen.

Der entstehenden nihilistischen Bewegung gegenüber sah sich die Regierung in großer Verlegenheit. Sie begriff, daß mit dem Unschädlichmachen der nihilistischen Führer nichts gewonnen sei, solange das Gift unter der studirenden Jugend epide-

misch um sich greife. Unter Nikolaus hatte man ängstlich dafür gesorgt, daß die römischen und griechischen Classiker sowie die Naturwissenschaften nur verstümmelt gelehrt wurden, da man deren „verderblichen" Einfluß auf die ohnehin zum Radicalismus geneigte Jugend fürchtete. Jetzt verfiel man in der Verzweiflung in das entgegengesetzte Extrem. Unter dem Einfluß Katkov's entschloß sich der Unterrichtsminister, Graf Tolstoj, die studirende Jugend gerade recht mit antiken Classikern vollzupfropfen, in der Meinung, sie hierdurch den modernen nihilistischen Ideen unzugänglich zu machen.

Aber die lange Vernachlässigung des Classicismus rächte sich jetzt. Die studirende Jugend und die Professoren selbst waren bereits des antiken Classicismus entwöhnt. Die Verordnung Tolstoj's begegnete daher überall passivem Widerstand und vermochte dem Umsichgreifen des Materialismus nicht Einhalt zu thun. Tolstoj bemühte sich von 1865 bis 1880 vergeblich, mit Hülfe des Unterrichtsprogramms den Nihilismus zu bekämpfen; er erreichte gerade das Gegentheil, und dies veranlaßte 1880 Loris-Melikov, den Rücktritt Tolstoj's zu bewirken. Da letzterer indeß Katkov's Freund war, wurde er schon zwei Jahre später von dem neuen Kaiser in seine frühere Stellung wieder eingesetzt.

4) Die Nihilisten.

Die Russen lieben es, für ihr Vaterland in allen Dingen die Originalität in Anspruch zu nehmen und zu sagen, daß das, was für das übrige Europa gut sei, sich für Rußland nicht schicke. Von diesem Standpunkte ausgehend haben sie auch nach den Revolutionen in Westeuropa nicht ermangelt mit überlegenem Lächeln achselzuckend zu bemerken: „Die alternden Staaten des Westens sind natürlich solchen Erschütterungen ausgesetzt. Unser jugendliches Volk jedoch ist auf keine Revolution angewiesen. Wir haben die sociale Frage bereits seit langem praktisch gelöst; unsere Bauerngemeinden leben in Gütergemeinschaft (mir); wir kennen kein Proletariat und keine Gegensätze in den Bevölkerungsschichten."

Die spätern Ereignisse haben bewiesen, daß auch Rußland nicht gegen revolutionäre Bewegungen geschützt ist. Der Unterschied liegt blos in der Persönlichkeit der Revolutionäre. Während es im Westen meistens das Proletariat oder doch die ungebildeten Volksklassen sind, welche die Masse der Unzufriedenen und Socialisten bilden, befinden sich letztere in Rußland bedeutend in der Minderheit. In dieser Beziehung sind die statistischen Erhebungen der sprechendste Beweis. Von den in die Hände der Polizei gefallenen Nihilisten hatten 82 Proc. eine höhere Schulbildung genossen und gehörten 80 Proc. den besten Familien an (Adelige, Offiziere, Beamte, Geistliche, Kaufleute, vornehme Bürger); 17 Proc. besaßen gewöhnliche Schulbildung und gehörten 15 Proc. dem Mittelstande an (kleine Beamte, Geschäftsleute, Handwerker); blos 1 Proc. hatte keine Schulbildung genossen und gehörten 5 Proc. den Arbeitern und Bauern an. Bemerkenswerth ist dabei, daß die meisten auf den Regierungsanstalten und oft sogar auf Staatskosten ihre Studien gemacht hatten, und daß die Mädchen und Frauen dem männlichen Geschlecht mit Bezug auf die erhaltene Bildung nicht nachstanden.

Das Ueberwiegen des höher gebildeten Elements unter den Nihilisten rührte zum Theil davon her, daß infolge der staatlichen Bevormundung, der uneingeschränkten politischen Freiheit und der Polizeiherrschaft, der regsame und fruchtbare Geist der Jugend unwillkürlich auf das Feld des Nachgrübelns und der innern Verschlossenheit gelenkt wurde. Zu andern Zeiten und bei andern Völkern würde eine solche politische Zwangslage die Geister zum Mysticismus und religiösen Fanatismus gedrängt haben; in Rußland trieb sie dieselben dem Nihilismus in die Arme.

Jedenfalls ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß der Geist der Auflehnung und Unzufriedenheit in Rußland nicht auf den wirklich bedrängten und nothleidenden Bevölkerungsklassen fußt, sondern auf jenen, welche ehemals die „privilegirten" bildeten und jetzt mit dem Namen der „Intelligenz" bezeichnet werden. Dies mag zum Theil auch daher rühren, daß gerade der Gebildete die Unfreiheit und den Zwang mehr spürt und ihn unwilliger erträgt als der mehr stumpfsinnige Ungebildete, welcher sich denkt, es muß so sein. Wundern wir uns daher nicht, wenn in Rußland fast die ganze „Intelligenz" — sofern nicht etwa persönliche Interessen in das Spiel kommen, wie bei den Stützen der Regierung — mehr oder minder nihilistisch angehaucht ist. Selbst die ultraconservativen Klassen und jene, welche mit der Regierung dicht verknüpft sind, haben schon einige Tropfen des nihilistischen Giftes eingesogen. Der hohe Adel und die hohen Staatsbeamten verharren größtentheils in zweideutiger Neutralität. Der niedere Adel hingegen, der noch so wenig zahlreiche Mittelstand, die niedern Beamten und die Söhne des untern Klerus stellen das Hauptcontingent zum Nihilismus. Es läßt sich dies auch begreifen, wenn man sich vor Augen hält, daß bei jenen Klassen auch noch Unzufriedenheit mit der materiellen Lage mitbestimmend wirkt.

Die eigentliche Pflanzstätte des Nihilismus sind die Schulen, insbesondere die Universitäten. Je höher die Schule, desto ausgesprochener ihr nihilistischer Charakter. Dies läßt sich nicht wegleugnen und ist schließlich auch ganz natürlich. Mit der steigenden Bildung erweitert sich der Gesichtskreis, ändern sich die Ansichten, beginnt der Mensch logisch zu denken und sich ein eigenes Urtheil zu bilden, die herrschenden Zustände kritisch zu untersuchen, ihre Gebrechen zu entdecken, und es entsteht bei ihm der Wunsch, letztere zu beseitigen. Aus diesem Grunde werden Aufklärung und Absolutismus immer unverträglich sein.

Nikolaus wußte dies, daher sein Bestreben, die Bevölkerung in Unwissenheit zu erhalten und die Schulen, besonders aber die Universitäten, zu unterdrücken. Ganz aufheben konnte er sie nicht; aber er beschränkte wenigstens die Zahl der Studenten und stutzte den Unterricht nach seinen Ideen zu. Alexander II. zeigte sich wol gegen die Schulen duldsamer, aber dennoch blieben Professoren und Schüler, der Wissenschaft halber, stets verdächtig und gewissermaßen unter polizeilicher Aufsicht. Die drückenden Beschränkungen, welche man ihnen auferlegte, konnten natürlich nicht anders als verstimmend und aufreizend wirken. Je mehr sich die Regierung bemühte, den Unterricht nach ihrer Weise zu leiten, desto mistrauischer und widerspenstiger zeigte sich die studirende Jugend. Dazu kommt noch, daß die Regierung so unpolitisch war (und noch ist), daß sie den absolvirten Studenten

den Eintritt in Staatsanstellungen eher erschwert als erleichtert, sodaß jene, welche sich durch ihre freisinnigen Anschauungen schon auf der Universität oder auf dem Gymnasium verdächtig gemacht, oft jahrelang keine Stellung finden, dem gebildeten Proletariat verfallen und dadurch dem Nihilismus förmlich gewaltsam in die Arme getrieben werden.

Diese Ungeschicklichkeit der Regierung ist nicht die einzige. Statt sich vor Augen zu halten, daß jeder Druck einen Gegendruck erzeugt und der menschliche Charakter zum Widerspruch und Eigensinn geneigt ist, machte sich die Regierung schon von vorherein bei Professoren und Studenten durch ihre kleinlichen Nergeleien, durch ihre drückenden Beschränkungen und durch die Geringschätzung, welche sie der Studentenschaft zeigte, verhaßt, während sie überdies durch ihre Confiscationen und Verfolgungen die Studirenden gerade auf die verbotenen Bücher und deren Verfasser aufmerksam machte.

Zu allen diesen Umständen tritt aber noch einer, welcher zur Förderung des Nihilismus mächtig beigetragen hat. Eine große Zahl der Studenten und Studentinnen hat nämlich ihre Angehörigen auf dem Lande oder in andern Städten. Die Studirenden, welche meistens aus weniger bemittelten oder ganz unbemittelten Familien stammen und auf Kosten des Staates oder mittels Stipendien und Stiftungen dem Studium obliegen, wohnen aus Ersparungsrücksichten zusammen ohne Aufsicht. Dies bringt erstens den Nachtheil mit sich, daß sich das Band zwischen dem Studenten und seiner Familie lockert und er schon frühzeitig auf sich selbst angewiesen wird; zweitens verliert seine Familie ihren leitenden Einfluß auf ihn, was um so mehr der Fall ist, wenn er ihr an Bildung überlegen wird*); drittens fehlt dem Studenten bei seinem Grübeln und seinen Zweifeln über Wahrheiten des Lebens und der Philosophie ein Anhaltepunkt und Leitstern, er verfällt also leicht den Einflüssen schlechter Kameraden.

Freilich gibt es Institute für Mädchen und Knaben, in welchen dieselben unter der Aufsicht von Lehrern erzogen werden; aber die Mehrzahl der studirenden Jugend wohnt dennoch gruppenweise beisammen.

Es bestehen jetzt ungefähr 2000 Stiftungen für unbemittelte Studenten, da sowol der frühere Kaiser als auch eine große Zahl Privatpersonen, Corporationen, Magistrate u. s. w. solche errichtet haben; außerdem gibt es Staatsstipendien. Aber die meisten dieser Stiftungen reichen kaum hin, den Studenten vor dem Verhungern zu schützen. Auch die meisten jener Studenten, welche nicht so glücklich sind, eines Stiftungsplatzes theilhaftig zu werden, sehen sich auf eine blos kärglich bemessene Pension seitens ihrer Familie angewiesen. Es muß nämlich erwähnt werden, daß infolge der vom Militärgesetz den diplomirten Studenten gewährten Erleichterungen viele unbemittelte Familien (besonders jüdische) kein Opfer scheuen, ihre Söhne studiren zu lassen.

Alle diese mehr oder minder am Hungertuche nagenden Studenten kämpfen beständig mit Entbehrungen. Oft mangeln ihnen nicht nur die nöthigen Lehr-

*) Ein großer Theil der Studenten stammt aus ungebildeten Bauern-, Arbeiter- und Handwerkerfamilien.

bücher, sondern entsprechende leibliche Nahrung, Kleider, ja sogar Licht und Feuer. Es wurde durch eine Commission constatirt, daß im Winter viele Studenten das Colleg nicht besuchen konnten, weil sie entweder durch den Mangel an Winterkleidung daran verhindert waren, oder wegen mangelnder Beleuchtung nicht studiren konnten, oder wegen mangelnder Beheizung im Bett liegen mußten.

Welcher Unterschied zwischen diesem Leben der russischen und jenem der deutschen Studenten, welche oft das Studium als Nebensache, das Trinken und die Paukereien als Hauptsache betrachten!

Das kümmerliche Leben der meisten russischen Studenten bringt aber noch andere Nachtheile mit sich. Aus Ersparungsrücksichten drängen sich nämlich Studenten und Studentinnen zu Dutzenden in ein Zimmer zusammen, und dies kann natürlich weder in Bezug auf Moral noch Gesundheit heilsam sein, und muß die Erörterung und Weiterverbreitung der nihilistischen Lehren erleichtern.

Trotzdem ist die Moral der Studenten und Studentinnen eine verhältnißmäßig große, obschon eigentlich der Nihilismus alle Zucht und Sitte zu perhorresciren scheint und die freie Liebe auf seiner Fahne geschrieben steht. Gleichwol hat es sich aus den zahlreichen Nihilistenprocessen und Untersuchungen ergeben, daß gerade die Verachtung sinnlicher und materieller Genüsse und übertriebene Keuschheit unter den Nihilisten die Regel bildete. Es wurde erwiesen, daß Mädchen, welche zu den glühendsten Sendlingen des Nihilismus gehörten und die Unterdrückung des Familienlebens, sowie die freie Vereinigung beider Geschlechter predigten, mit kurzen Haaren umherliefen, rauchten und das freie Benehmen junger Männer nachäfften, welche während ihrer Studienzeit jahrelang mit männlichen Collegen in einer Stube zusammengewohnt, ja sogar mitunter in kalten Nächten bei mangelnder Beheizung des Erwärmens halber mit ihnen in einem Bett geschlafen, dennoch keusch und rein geblieben waren. Es ist dies nicht unglaubwürdig, wenn man sich erinnert, daß ja auch Nihilistenehen geschlossen wurden, in welchen zwischen den Vermählten blos schwesterliche Beziehungen stattfanden, wovon wir später ausführlicher sprechen wollen.

Solche zur Charakterisirung der Nihilisten dienende Vorkommnisse zeigen hinlänglich den Fanatismus derselben, ihren Stoicismus, ihre Charakterstärke, Selbstverleugnung, aber auch ihren unbewußten Idealismus, obschon dieses Wort den Nihilisten ein Greuel ist. Aus allem geht hervor, daß die meisten Nihilisten eigentlich fanatische Idealisten genannt werden müssen.

Speciell das weibliche Geschlecht mit seiner leicht entzündlichen feurigen Phantasie gehört in diese Kategorie der Nihilisten, wie es auch nicht anders möglich war. In Rußland genießt das Mädchen häufiger als bei uns dieselbe Schulbildung wie der Knabe. In allen größern Städten gibt es weibliche Gymnasien, und die Zahl der russischen Studentinnen ist eine verhältnißmäßig große.

Bei der Beschaffenheit des weiblichen Charakters ist es nicht zu verwundern, wenn fast alle Studentinnen der nihilistischen Partei zugethan sind. Die Rolle, welche sie gespielt, ist bekannt. Studentinnen waren die eifrigsten und feurigsten Verbreiterinnen und Agitatorinnen des Nihilismus. Manche derselben gaben sich freiwillig der Prostitution hin, um durch deren Einkünfte die nihilistische Kasse

zu füllen. Andere benutzten ihre Reize, um der nihilistischen Sache Mitglieder von Bedeutung zu verschaffen, von hochgestellten Justizbeamten oder Kerkermeistern Parteilichkeit zu Gunsten verhafteter Nihilisten oder deren Freilassung zu erkaufen, oder sich in das Vertrauen von Gouverneuren und hohen Würdenträgern zu schmuggeln, um deren Liebe dann im Interesse der nihilistischen Partei auszubeuten, oder auch, um sich den „zum Tode verurtheilten" misliebigen Beamten nähern und das „Todesurtheil" vollziehen zu können. Wieder andere belohnten mit ihrer Liebe besonders verdienstvolle Nihilisten. Aber alle diese Mädchen, von denen übrigens manche den vornehmsten Familien angehörten*), bildeten doch nur die Minderzahl; die Mehrheit der Nihilistinnen setzt uns durch die trotz des abenteuerlichsten Lebens bewahrte Keuschheit in Erstaunen. Seit dem Proceß Nečajev (1871) hat fast jeder Nihilistenproceß die merkwürdigsten Thatsachen über Scheinehen ans Licht gebracht. Danach war es unter den Nihilisten etwas Gewöhnliches, daß rein platonische Ehen geschlossen wurden. Uns ist der Zweck derselben lange ein Räthsel geblieben. Ein competenter Russe, an den wir uns um Auskunft hierüber gewandt, hat uns wörtlich Folgendes geschrieben:

„Für die Mädchen hatte die Scheinehe den Zweck, ihnen die zur Erleichterung der nihilistischen Propaganda nöthige Freiheit und Selbständigkeit zu verschaffen. Man gab den Mädchen einen Mann, um ihnen die Freiheit der Frau zu sichern. Die Persönlichkeit des Mannes that dabei nichts zur Sache; war es nicht derjenige, welcher sie dem Nihilismus gewonnen, oder sonst ein Freund, so that es auch der nächstbeste Unbekannte. Auf diese Weise wurde z. B. der Kaiserattentäter Solovjev mit einem ihm ganz unbekannten Mädchen verheirathet. Nach der Trauung trennten sie sich sofort wieder. Als sie nach Petersburg kamen, wohnten sie ebenfalls getrennt." (In seltsamem Widerspruch mit dieser Enthaltsamkeit steht die Thatsache, daß Solovjev die Nacht vor dem Attentat in einem Bordell zubrachte!)

„Hatte das Mädchen eine Mitgift, so wanderte diese bei der Heirath in die Kasse der Nihilisten, da es eigentlich blos der Nihilismus war, den es geheirathet hatte. Für manche war die Scheinehe blos eine kameradschaftliche Verbindung zu gemeinsamer Arbeit im Interesse des Nihilismus. Für andere hatte die Scheinehe blos den Zweck, zu zeigen, daß ihnen eine von der Kirche und dem Staate anerkannte Ehe nichts sei, und daß sie über alle Vorurtheile erhaben seien. Der Gemahl misachtete die ihm von Religion und Gesetz eingeräumten Rechte, und seine Frau bewahrte sich trotz ehelicher Bande vollkommene Freiheit; ja sie spottete der legitimen Vereinigung, verweigerte sich ihrem Gatten und konnte sich mit dessen Zustimmung der freien Liebe hingeben. Wieder andere lebten längere Zeit in platonischem Verhältniß zusammen und vollzogen erst später die Ehe wirklich, nachdem sie sich hinlänglich geprüft. Es kam aber wiederholt vor, daß in einem solchen Falle der Gatte später die Entdeckung machte, daß seine Frau und einer seiner Freunde mehr Gefallen aneinander fanden. Dann erforderte es das Zart-

*) Sogar eine achtzehnjährige Fürstin von blendender Schönheit, sorgfältiger Erziehung und großem Vermögen opferte ihre Ehre zu nihilistischen Zwecken!

gefühl des Gemahls, daß er nach einer solchen Entdeckung verschwand, um den Liebenden nicht im Wege zu stehen, ihre Bedenken zu zerstreuen und sie nicht in Verlegenheit zu setzen. Kam er später wieder einmal zurück, so konnte er sich an dem stillen Glück des neuen Paares erquicken."

Wir gestehen offen, daß uns für solche Sonderbarkeiten das Verständniß fehlt und daß derlei allein schon die krankhafte Ueberreiztheit der nihilistischen Köpfe zur Genüge beweist.

Das große Contingent, welches die Universitäten zum Nihilismus stellen, wird natürlich in dem Maße vergrößert, als viele Studenten wegen Mangel an den nöthigen Mitteln ihre Studien nicht vollenden können und sich dann in ihrer Verzweiflung dem Nihilismus ganz in die Arme werfen. Die Vermehrung der Stipendien und Stiftungen wird dem Uebel aber so lange nicht abhelfen, als nicht auch zugleich dafür gesorgt wird, daß der absolvirte Student seine Versorgung findet. Wie wir aber schon oben erwähnt haben, hegt der Staat gegen seine eigenen Stipendisten Mistrauen und versperrt ihnen häufig die Laufbahn im Staatsdienst. Freilich waren z. B. auch die Kaiserattentäter Solovjev, Željabov und Ryssakov Staatsstipendisten und scheint demnach das Mistrauen der Regierung nicht so unbegründet zu sein.

Das einfachste wäre vielleicht, dem Studentenelend durch Staatshülfe ein Ende zu machen; aber das ist leichter gesagt als ausgeführt. Wol haben sich Regierung, Landtage und Corporationen bemüht, durch Gründung von Hülfsgesellschaften und Asylen den ärmern Studenten unter die Arme zu greifen, aber statt dadurch dem Elend ein Ende zu machen, hat man es nur verallgemeinert, indem der Andrang der Studirenden anwuchs. Infolge dessen ist man nach dem Regierungsantritt des neuen Kaisers in das entgegengesetzte Extrem verfallen, indem man, um den Zulauf der Jugend zu den Universitäten und Gymnasien zu hemmen, die Schulgelder bedeutend erhöhte. In einem Lande, wo die Schulbildung noch so wenig verbreitet ist und speciell die Zahl der höher Gebildeten eine verhältnißmäßig so geringe ist, war eine solche Verfügung wahrlich kein Geniestreich. Zweckmäßiger wäre es gewesen, jeden ein gutes Zeugniß aufweisenden Studenten auf Staatskosten weiter studiren zu lassen und ihm schließlich eine Anstellung zu geben. Auf diese Art würde einerseits eine bedeutende Anzahl Russen jährlich höhere Studien absolviren und andererseits dem Nihilismus zwei Haupttriebfedern entzogen werden. Das schwankende Verhalten der Regierung bei ihrer beständigen Einmischung in die innern Angelegenheiten der Universitäten taugt nichts. Was hat Graf Tolstoj mit seinen „Schutzmaßregeln" bisher gewonnen? Man hat die Studenten uniformirt, um sie dadurch dem argwöhnischen Auge der Polizei kenntlich zu machen; man hat sie in Kasernen gesteckt, um sie von der Außenwelt abzuschließen; man hat militärische Zucht eingeführt, um sie desto leichter überwachen zu können; man hat es versucht, die Zahl der Studenten oder die Ausdehnung des Unterrichts zu beschränken; man machte Anstrengungen, die sich behufs Erlangung von Selbständigkeit und Freiheit zum Studium drängenden Mädchen abzuwehren: hat man aber dadurch etwa den Nihilismus eingedämmt?

Wenn man die Nihilistenprocesse liest, so ist es besonders ein Umstand, der

unwillkürlich in die Augen fällt: die große Jugend der Angeklagten! Die meisten bewegen sich zwischen 20 und 24 Jahren. Nehmen wir den nächstbesten Proceß zur Hand, in welchem eine größere Zahl Angeklagter vorkommt, so gelangen wir zu folgendem Resultat:

1	Nihilist	von	27	Jahren,			
5	Nihilisten	„	25	„	darunter	1	Mädchen.
5	„	„	23	„	„	2	„
3	„	„	22	„	„	1	„
2	„	„	21	„	„	1	„
1	Nihilist	„	20	„			
2	Nihilisten	„	19	„	„	1	„
1	Nihilist	„	18	„			
1	„	„	17	„			

Das Durchschnittsalter dieser 21 Nihilisten betrug somit 22 Jahre; jenes der 6 Frauen und Mädchen ebenso viel. Unter diesen 21 Nihilisten befand sich kein einziger Ungebildeter; zwei waren Offizierssöhne, zwei Adelige, zwei Söhne von Geistlichen, drei Söhne von reichen Kaufleuten, zwei Söhne höherer Staatsbeamten, die übrigen gehörten den Mittelklassen an. Von den Mädchen waren vier Studentinnen.

Die Statistik, an sich eine höchst trockene Wissenschaft, ist dennoch lehrreicher als ganze gelehrte Abhandlungen für den, der es versteht, in den Zahlen zu lesen. Der Nihilismus wird aus den statistischen Ergebnissen so ziemlich erklärt. Wie kommt es, daß gerade nur die Jugend dem Nihilismus ergeben ist? Dieser datirt doch schon vom Beginn der sechziger Jahre, man müßte also auch auf Nihilisten von mindestens 40—50 Jahren stoßen. Weshalb findet man aber dann so wenig Nihilisten, welche älter als 27—30 Jahre sind? Wie ist es erklärlich, daß gerade die verwegensten Nihilisten in der Blüte ihrer Jugend standen, z. B. der kaum achtzehnjährige Mirskij, welcher zu Pferde auf den Chef der Dritten Abtheilung, General Drentelen, losſprengte und am hellen Tage auf belebter Straße den Revolver auf ihn abschoß?

Aus dem Ergebniß der Statistik glauben wir schließen zu dürfen, daß die Nihilisten mit dem zunehmenden Alter ernüchtert und enttäuscht werden und ihre Hirngespinste fahren lassen. Die frühe Jugend mit ihrer feurigen, zum Romantischen geneigten Phantasie, dem ungestümen Feuergeist und unbändigen Freiheitsdrang, voll von Illusionen, Idealismus, glühendem Verlangen nach Reformen und Umsturz des Bestehenden, ohne Erfahrung und Kenntniß vom wirklichen Leben — diese frühe Jugend muß den Irrlehren des Nihilismus verfallen, wenn sie um sich her verlockende Beispiele sieht, die ansteckend wirken, ohne daß seitens der Regierung oder der Familien rationelle Gegenmaßregeln getroffen werden. Mit der Jugend verfliegt der Rausch, folgt die Ernüchterung. Manchmal ist es aber dann schon zu spät; der enttäuschte, aus seinen Illusionen gerissene Nihilist verfällt in das entgegengesetzte Extrem, wird Pessimist, Menschenhasser, verzweifelt an sich und der ganzen Welt und endet schließlich im Irrenhause oder durch Selbstmord. Diesen Aussichten gegenüber sind jene fast noch

glücklich zu nennen, welche bereits vorher, noch voll von Illusionen, durch den Henker aus der Welt geschafft wurden.

Eine gräßliche Perspective, welche wir den Vertretern des Nihilismus eröffnet — aber leider nur zu wahr!

Am beklagenswerthesten sind dabei die weiblichen Vertreterinnen des Nihilismus, welche größtentheils Opfer ihrer Phantasie oder ihres Wissensdranges geworden sind.

Die Russin war bis zur Zeit Peter's des Großen ein untergeordnetes Wesen, so wie dies bei den Türken und Montenegrinern heute noch, bei den Serben bis in die jüngste Zeit der Fall war. Erst Peter der Große schaffte den von den Frauen obligatorisch getragenen Schleier ab und gab ihnen, die bis dahin in Harems gesperrt waren, die Freiheit.

Seither hat sich die Russin Schritt für Schritt weiteres Terrain erobert, wobei es vielleicht nicht ohne geringen Einfluß war, daß Rußland im Verlauf von kaum drei Generationen vier Kaiserinnen sah, welche meist mit Glück regierten. Ende der sechziger Jahre war die Russin, nach unsern Begriffen, bereits emancipirt, d. h. sie hatte sich dieselbe Stellung errungen, welche der Mann innehatte, und das Gesetz ließ ihr in der Ehe die Verwaltung ihres Vermögens.

Damit ist aber die Russin nicht zufrieden. Sie fühlt sich dem Mann ebenbürtig und verlangt daher in allem und jedem gleiche Rechte mit ihm, ohne zu bedenken, daß diese Forderung schon aus dem Grunde ungerecht ist, weil sie nicht gleich dem Manne dem Staat die wichtigste aller Steuern, die Blutsteuer, darbringt. Ohne diese, unserer Ansicht nach sehr wichtige Frage zu berühren, beansprucht die Russin das Recht auf Arbeit, Eröffnung verschiedener unabhängiger Laufbahnen für das weibliche Geschlecht und gleiche Ausbildung mit dem Manne.

Es läßt sich nicht leugnen, daß, da die Eheschließungen in den Städten beständig abnehmen und das Los unverehelicht gebliebener Mädchen nicht beneidenswerth genannt werden kann, nicht blos in Rußland, sondern auch im Auslande dem weiblichen Geschlecht das Recht eingeräumt werden sollte, sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu dürfen. Was bisher z. B. in Deutschland und Oesterreich für das Weib in dieser Beziehung geschehen ist, kann unmöglich befriedigen. Dort kann das Weib, welches gezwungen ist, sich selbst zu erhalten, blos zwischen schlecht bezahlter Handarbeit (die es kaum vor dem Verhungern schützt) oder der Stelle als Lehrerin, Erzieherin, Bonne, Hebamme, Telegraphistin, Postbeamtin, Buchhalterin, Verkäuferin oder Kassirerin wählen, wenn es sich überhaupt ehrlich fortbringen will. Nun wird man zugeben, daß keine dieser Stellungen angenehm oder einträglich genannt werden kann, besonders da die weiblichen Angestellten, obschon sie dasselbe leisten müssen, bedeutend schlechter bezahlt werden als ihre männlichen Collegen. Es ist dies eine schreiende Ungerechtigkeit unserer Zeit, und daher gewiß mit Genugthuung zu begrüßen, daß Rußland in dieser Beziehung dem Westen voraneilte und der Frau eine Anzahl Stellungen einräumte, welche ihr im Westen noch verschlossen sind. So haben wir gesehen, wie sich die Universitäten dem weiblichen Geschlecht öffneten und Advocatinnen, Doctorinnen und Professorinnen aus ihnen hervorgingen. Leider hat später die

Eifersucht ihrer männlichen Collegen, besonders aber das Mistrauen der Regierung, geweckt durch die nihilistischen Neigungen der Studentinnen, zu Beschränkungen geführt, welche weder vom Standpunkt der Humanität und der Gleichheit zu billigen sind, noch auch politisch klug genannt werden können. Denn gerade dadurch, daß der Staat den absolvirten Studentinnen die Verwerthung ihrer errungenen Kenntnisse erschwerte, trieb er die um ihr Dasein kämpfenden Mädchen und Frauen verzweifelt dem Nihilismus in die Arme. Aus dem anständigen Weibe wurde dann das abschreckende Geschöpf, welches wir gewöhnlich in der traditionellen Nihilistin sehen: ein Mädchen mit kurzen Haaren, frechen, herausfordernden Mienen, ungezwungenem, mitunter sogar unanständigem Benehmen, die Cigarre im Munde, jeden Hauch von Weiblichkeit abstreifend und in der Freiheit der Rede anständige Männer zum Erröthen bringend.

Nihilistinnen, ähnlich jenen, welche wir soeben hier beschrieben, haben wir in Rußland wiederholt gesehen und sie haben uns stets abgestoßen. Aber nicht alle Nihilistinnen gleichen diesem Bilde; wir sahen auch solche, welche ihre weibliche Würde nicht abgestreift hatten und uns lebhaft an die Amerikanerinnen erinnerten, die sich ebenfalls den Männern ebenbürtig fühlen und es meistens auch sind.

Die Emancipation der Russin ist für diese eine Lebensfrage, schon weil ihr das Gesetz im Verhältniß zum Manne nur einen geringen Theil des väterlichen Erbtheils läßt und die Aussichten auf Ehe immer mehr im Abnehmen begriffen sind. Den Männern kann man es nicht verdenken, wenn sie angesichts der steigenden Theuerung und der Kostspieligkeit einer Frau der Ehe abgeneigt sind. Man kann es aber auch den Russinnen nicht übel nehmen, wenn sie einen Ehrgeiz darein setzen, unabhängig vom Manne, oder neben diesem, durch ihre eigenen Fähigkeiten Geld zum gemeinsamen Haushalt zu verdienen. Daher darf man sich nicht wundern, wenn sich die Russinnen mit Ungestüm in die Gymnasien und Universitäten drängen, die classischen Sprachen, Naturwissenschaften, ja selbst die für weibliche Nerven wenig geeignete Medicin*) nicht scheuen und vor der trockenen Rechtsgelehrsamkeit nicht zurückschrecken. Am wenigsten verständlich ist uns der Massenzudrang der Russinnen zur Medicin, welche doch selbst an einen Mann harte Anforderungen stellt, eiserne Nerven verlangt und bei dem Studirenden Mangel an dem Gefühl des Ekels voraussetzt. Noch auffallender ist der Umstand, daß unter den Medicinerinnen wieder das jüdische Element einen so bedeutenden Procentsatz bildet. Zur Zeit der Nihilistenattentate waren unter 100 Medicinerinnen nicht weniger als 36 Jüdinnen: ein Verhältniß, welches annähernd auch bei den Medicinern beobachtet wurde und vor einiger Zeit Anlaß zu Beschränkungen gab; besonders bei den jüdischen Militärärzten, deren Zahl festgesetzt wurde.

Später wurde die Regierung durch die anwachsende Zahl der Medicinerinnen

---

*) Der Verfasser dieser Zeilen war einmal in einer russischen Ambulance Zeuge, wie mehrere russische Doctorinnen ohne Augenzucken der Amputation eines gräßlich verstümmelten Soldaten beiwohnten, während ihm, dem niemand Verzärtelung vorwerfen kann, übel wurde und er sich entfernen mußte.

besorgt, besonders da es sich herausstellte, daß die weiblichen Landärzte größtentheils nihilistische Propaganda trieben. Sie verbot daher den Landgemeinden, dieselben in größerer Zahl zu subventioniren, und hob am 1. Sept. 1882 den medicinischen Separatcursus für Weiber auf. Dagegen gestattete sie die Eröffnung eines andern mittels subscribirter Privatgelder.

Daß sich in Rußland genug Privatpersonen finden, welche zu Unterrichtszwecken Geld hergeben, besonders wenn es gilt, etwas zu errichten, was seinesgleichen im Westen nicht hat, beweisen zwei Mädchengymnasien („Bestužev" in Petersburg und „Ljubanski" in Moskau), die in ihrer Art in Europa allein stehen und dem Westen wirklich als Modell dienen können. Dort erhalten die Mädchen eine vollendete Ausbildung in den höhern Wissenschaften.

5) Die nihilistische Propaganda.

Nach dem, was wir bisher über den Nihilismus und seine Vertreter gesagt, wird uns wol niemand beschuldigen können, demselben geneigt zu sein; wir geben aber nur der Wahrheit die Ehre, wenn wir offen gestehen, daß die Aufopferungsfähigkeit und Entsagung der Nihilisten, ihr Enthusiasmus und Stoicismus, ihre Selbstverleugnung und Ausdauer uns imponirt haben. Wie oft, wenn wir die Nihilistenprocesse lesen, müssen wir unwillkürlich ausrufen: „Wie schade, daß so edle Anlagen und solche gute Eigenschaften zu so verwerflichen Zwecken angewendet wurden! Welche Dienste hätten jene Leute der Menschheit leisten können, wenn sie ihre Talente und Kräfte einer edlern Sache geweiht hätten!"

Daß die Nihilisten gemeinhin vor dem Richter ihre Unerschütterlichkeit bewahrten, ihren Enthusiasmus nicht verloren, unerschrocken aussagten, ihre Energie durch die Qualen der Gefangenschaft und die Verschickung nach Sibirien nicht einbüßten und mit heiterer Miene das Blutgerüst bestiegen: dies alles wollen wir nicht so hoch anschlagen, denn das finden wir bei den Märtyrern und Fanatikern aller übrigen Völker ebenfalls. Was aber an den Nihilisten besonders imponirt, ist die Art ihrer Propaganda, ihre Selbstverleugnung und freiwillige Entsagung gegenüber den Freuden dieser Erde. Wie groß mußte der Fanatismus oder die Begeisterung sein, wenn er Jünglinge und Mädchen aus den besten und vornehmsten Familien, deren Reichthum und sociale Stellung ihnen das angenehmste und behaglichste Leben ermöglicht hätten, bewog, ihrem Rang und ihrer Stellung zu entsagen, sich unter das niedere Volk zu mischen, mit ihm in Entbehrungen und schwerer Arbeit zu wetteifern und es ihm in allem gleichzuthun — und dies alles blos um sein Vertrauen zu gewinnen und es zum Nihilismus zu bekehren! Der Fürst Cicianov und mit ihm Dutzende von Adeligen, Vornehmen und Reichen verließen ihre privilegirten Stellungen, begaben sich in Schmieden und Werkstätten, zogen den Lederschurz an und schwangen den Hammer, blos um sich mit dem Volke zu verschmelzen! Eine Gräfin schätzte sich glücklich, in einer Fabrik als Köchin unterzukommen, blos um Gelegenheit zu haben, die sociale Frage persönlich zu studiren und ihre nihilistische Propaganda danach einzurichten. Ebenso verdingten sich Mädchen aus den vornehmsten und reichsten Familien als Mägde,

um unter dem Gesinde oder auf dem Lande Propaganda zu machen. Andere Nihilisten aus den besten Häusern unterbrachen ihre begonnene Laufbahn, um Handwerke zu erlernen, in den Provinzstädten hierauf derartige Geschäfte zu eröffnen und unter deren Deckmantel die Käufer und Arbeiter in das nihilistische Garn zu locken. Wieder andere, z. B. Solovjev, wählten den undankbaren Beruf eines Dorfschullehrers oder Gemeindeschreibers, weil sie als solche großen Einfluß auf die Jugend und die Bauern genossen. Wer den in Rußland noch herrschenden Kastengeist kennt, weiß es zu würdigen, was es heißt, freiwillig hohem Rang, glänzender Stellung, angenehmem Leben und geistigen Genüssen zu entsagen, um inmitten eines dummen, abergläubischen Volkes zu leben, das für die nihilistischen Lehren nicht einmal ein Verständniß hatte und die entlarvten Propheten steinigte! So sehr man die Attentate und nihilistischen Tendenzen verabscheut — muß man nicht die auf der andern Seite von so vielen Nihilisten entwickelten schönen Eigenschaften bewundern? Nach solchen Proben von Ausdauer kann man sich nicht wundern, wenn man vernimmt, wie die Nihilisten dazu gelangten, die Mine im Winterpalais zu legen, den Eisenbahndamm zu unterminiren, die Kassen zu berauben, den Kaiser zu tödten u. s. w.

Das Merkwürdigste bei allem ist die Verblendung der Nihilisten, welche wähnten, für ihre Lehre unter dem niedern Volke Verständniß zu finden. Wohl wußten sie, daß der noch ganz ungebildete Mužik gegen alles aus höhern Kreisen Kommende mistrauisch und insbesondere Neuerungen durchaus abgeneigt ist; aber sie hofften, es werde ihnen gelingen, den Mužik für sich zu gewinnen, wenn sie zu ihm herabstiegen und sich für seinesgleichen ausgaben.

Aber da erlebten sie schlimme Enttäuschungen! Der Mužik hängt vor allem in blinder Ergebenheit an dem Caren, der ihn befreit und der ihm in seiner kaiserlichen Machtfülle wie ein Gott erscheint. Wenn je die Bauern darauf kamen, daß der verkappte nihilistische Emissar des Kaisers Feind sei, tödteten oder verjagten sie ihn, wenn sie ihn nicht der Polizei überlieferten. Einmal gelang es den Nihilisten, mehrere tausend Bauern aufzuwiegeln, indem sie ihnen erzählten, daß der Kaiser von seinen Ministern gefangen gehalten werde und daß er von ihnen, den tapfern Bauern, seine Freiheit erwarte. Die Bauern geriethen in furchtbare Entrüstung, bewaffneten sich und verlangten von den Nihilisten, nach Petersburg geführt zu werden.

Schon frohlockten die Nihilisten, daß ihnen diese Pseudorevolution gelungen sei, und marschirten mit den betrogenen Bauern von den Ufern der Volga ab. Aber der Schwindel konnte nicht lange währen, und als er an den Tag kam, wurden die Verführer von den Bauern selbst ermordet.

Die zahlreichen Untersuchungen haben übereinstimmend ergeben, daß die Nihilisten bei dem Volke, beziehungsweise den Mužiks nur dann Gehör fanden, wenn sie vorspiegelten im Namen des Kaisers und in dessen Interesse zu kommen. Die Leichtgläubigkeit der russischen Bauern erleichterte ihnen meistens diesen Betrug. Ebenso waren die Nihilisten genöthigt, ihre Flugschriften unter falscher Flagge in die Bauerhäuser einzuschmuggeln. Die aufrührerischen Schriften erhielten das Aussehen frommer Tractätlein, Predigten, welche von bekannten Heiligen gehalten

worden u. s. w. Manche Bauern waren so einfältig, den Betrug nicht zu entdecken, und bewahrten diese „Andachtsbücher" sorgfältig auf; die meisten jedoch, wenn sie den Inhalt mit dem Titel nicht übereinstimmend fanden, warfen die Broschüren entweder unter Kreuzschlagen fort oder überlieferten sie der Polizei.

Außer den eigentlichen aufrührerischen Schriften verbreiteten die Nihilisten auch solche, welche scheinbar harmlos aussahen, aber entweder ironisch gemeint waren oder eine Allegorie enthielten, deren Nutzanwendung aufreizend wirken sollte. Derlei Dinge, wie z. B. „Die sinnreiche Maschine", „Die vier Brüder auf Reisen", „Das wunderbare Land" u. s. w. wurden von den einfältigen Bauern nicht einmal verstanden. Als Beweis hierfür diene nachstehende Geschichte.

Ein Schulmeister las den Bauern unter anderm die köstliche Satire: „Die Generale und der Mužik", von Ščedrin (Saltykov), vor. Der Inhalt derselben ist beiläufig folgender:

Zwei Generale wurden nach einer wilden Insel verschlagen. Als sie sich so verlassen sahen, setzten sie sich hin und begannen sehr zu weinen: „Was machen wir ohne Mužik? Wir müssen elendiglich verhungern. Ach wir Armen können uns allein nicht helfen!"

Da erblicken sie einen schlafenden Menschen. „Wir sind gerettet, Gott sei Dank!" jubeln sie; „das ist ein Mužik!" Und ohne viel Federlesens zu machen, wecken sie den Schlafenden mit einem tüchtigen Fußtritt und herrschen ihn an: „Auf Faulenzer! Wie kannst du dich zu schlafen unterstehen, wenn wir hier vor Hunger sterben? Marsch an die Arbeit!"

Der Bauer gehorcht, beginnt zu arbeiten, Geflügel zu fangen, Früchte zu sammeln und bedient die beiden Generale demüthig beim Speisen. Abends binden sie ihn dafür an einen Baum, damit er ihnen nicht entwische.

Mehrere Tage geht es so fort. Der Mužik arbeitet im Schweiße seines Angesichts für die Generale, welche ihn nur mit Püffen und Schlägen belohnen, sodaß er mager bleibt, während die Generale dick und fett werden.

Letztere beginnen aber sich zu langweilen, und sehnen sich nach Petersburg zurück. Sie zwingen daher den Bauer, ihnen ein Boot zu machen und sie dorthin zu führen. Dies geschieht. Der Mužik rudert seine Tyrannen mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte nach Petersburg, wo er für alles Ausgestandene und die geleisteten Frondienste großmüthig belohnt wird, indem ihm die Generale ein Gläschen Schnaps und 5 Kopeken geben.

Was glaubt man wol, welche Wirkung diese prächtige Satire auf die biedern Mužiks machte? . . . Sie lachten aus vollem Halse und waren stolz darauf, daß einer der ihrigen so hohen Herrschaften nützlich werden konnte!

Man kann sich denken, welche Erfolge die nihilistischen Emissare unter solchen beschränkten Leuten erzielten! Was Turgénjev über das Fiasco seiner Helden im Roman „Neuland" sagt, ist vollkommen aus dem Leben gegriffen. Aus diesem Grunde können wir uns nicht versagen, darauf näher einzugehen. Der Hauptheld des Romans, Nežданov, schildert seinen ersten Versuch, den Bauern zu predigen, folgendermaßen:

„Alle, mit denen ich gesprochen, sind ausnahmslos unzufrieden; aber kein ein-

ziger von ihnen wünschte auch nur zu wissen, wie man diese Unzufriedenheit beseitigen könnte. Ich habe zwei Flugschriften in Bauerhäusern zurückgelassen und eine dritte in eine Telega gesteckt. Gott weiß, was mit ihnen geschieht! Vier Personen bot ich Flugschriften an. Der eine fragte mich, ob es ein Gebetbuch sei — und nahm sie nicht; der zweite konnte nicht lesen und nahm sie für seine Kinder wegen des Bildchens auf dem Umschlag; der dritte stimmte mir anfangs bei, indem er fortwährend «So ist's» nickte — und dann ganz unerwartet zu schimpfen begann, ohne die Flugschrift zu nehmen; der vierte nahm sie zwar mit großem Dank; ich bin aber überzeugt, daß er sie gar nicht verstanden hat. Im übrigen hat mich ein Hund in die Waden gebissen und eine alte Bäuerin hat mir von ihrer Hütte aus mit der Ofengabel gedroht und mir zugerufen: «O du Schandkerl! Fort mit euch moskauer Landstreichern! Ist denn niemand da, der euch an den Galgen bringt?» Und ein beurlaubter Soldat, der sich vorerst auf meine Kosten berauscht, rief mir noch nach: «Halt, halt, Kamerad, ich will dich noch vorher ein wenig wichsen!»

„Zudem habe ich mir einen Fuß wund gelaufen, denn der eine Stiefel ist mir zu groß." (Nežданov hatte sich nämlich „volksthümlich" angezogen.) „Und jetzt habe ich Hunger und der Kopf zerspringt mir fast von dem Schnaps, den ich getrunken. Ich trank zwar nur wenig, des Beispiels halber, aber ich war in fünf Schenken und kann Vodka nicht vertragen. Wie unser Volk nur dieses abscheuliche Zeug zu trinken vermag, ist mir unbegreiflich. . . .

„Und dann habe ich noch einen beachtenswerthen jungen Menschen getroffen, der jedoch zu den Heftigen gehörte. «Herr», sprach er, «mache nicht so schöne Worte, sondern sage mir gerade heraus: willst du uns alles Land geben, das du besitzest? Ja oder nein?» Aber höre doch, antwortete ich ihm, wie kommst du auf die Idee, daß ich ein Gutsbesitzer bin? Ich erinnere mich, daß ich noch den volksthümlichen Spruch «Grüß dich Gott» hinzufügte. «Aber wenn du zu dem einfachen Volke gehörst», erwiderte er mir, «weshalb schwätzest du uns dann all dies Zeug vor? Laß mich gefälligst in Ruhe!»

„Und dann noch eins! Ich habe bemerkt, daß diejenigen, welche uns willig anhören und sofort Flugschriften nehmen, zu den Armen im Geiste oder Wetterwendischen gehören!"

Diese traurigen Erfahrungen hatten Nežданov's Muth und Begeisterung niedergeschlagen, doch bewog ihn seine Freundin Marianne, noch einen zweiten Versuch zu wagen. Dieser lief aber noch unglücklicher ab!

Auf das Gerücht eines Aufstandes hin fuhr Nežданov, von Pavel begleitet, in einer Telega nach dem Schauplatz der Unruhen. Unterwegs begann er die Bauern zu haranguiren:

„Holla, ihr Schlafmützen! Erwachet, erhebet euch! Die Stunde ist gekommen Fort mit den Steuern! Nieder mit den Gutsbesitzern!"

Einige der Bauern sahen ihn erstaunt an, andere beachteten ihn gar nicht, da sie ihn für betrunken oder verrückt hielten. Einer von ihnen erzählte sogar später zu Hause, er sei einem „Franzosen" begegnet, der in seinem Kauderwelsch allerlei unverständliches Zeug geplappert habe.

Im nächsten großen Dorfe hielt Nežđanov abermals eine Rede, welche von den Bauern kopfschüttelnd angehört wurde. Als er mit den Rufen: „Freiheit! Vorwärts! Ins Feuer!“ wieder fortstürzte, sahen ihm die Bauern verblüfft nach. Der scharfsinnigste unter ihnen schüttelte tiefsinnig den Kopf und sprach: „Wie strenge der ist!“ Und ein anderer fügte hinzu: „Das muß ein Befehlshaber sein!“ worauf der Scharfsinnige erwiderte: „Ja, ja, sonst würde er sich nicht die Kehle heiser schreien. Jetzt werden unsere Geldbeutel wieder bluten müssen!“

Nežđanov war inzwischen weiter gefahren und hielt vor der Schenke, wo eben eine Volksmenge versammelt war. Mit dem Rufe „Brüder!“ sprang er unter sie und begann sie zu haranguiren. Ein wild aussehender Bursche schlug ihn auf die Schulter und brüllte ihn an:

„Du hast recht, du bist ein wackerer Kerl!“ Dies sagend, zog er ihn in die Schenke und verlangte Schnaps für seinen „Freund“, den er zwar nicht kenne, der aber tüchtig auf die Großen schimpfe. „Trink, wenn du es mit unsereins wirklich gut meinst!“ schloß er seine Rede.

Nežđanov mußte trinken, und er war den Vodka nicht gewohnt! Die Wirkung zeigte sich bald. Er begann zu reden, zu schreien, mit derben Fäusten den Handschlag zu tauschen, klebrige Bärte zu küssen. Sein derber „Freund“ secundirte ihm und zwang ihn dabei, ein Glas nach dem andern zu leeren. Der Kopf wirbelte ihm, vor seinen Augen drehten sich grüne Kreise. Blaurothe Nasen, röthliche Haare, ausgedörrte Hälse, von Falten und Runzeln gleichsam zerhackte Nacken stürzten auf ihn zu. Behaarte Fäuste wurden von allen Seiten nach ihm ausgestreckt und packten ihn.

„Jetzt halte deine Rede!“ brüllten wüthende Stimmen. „Vorgestern hat auch so ein Landstreicher wie du eine prächtige Rede gehalten. Rasch, sprich, du Hundesohn!“

Nežđanov ist bereits vollständig betrunken und schwatzt das sinnloseste Zeug. Sein Begleiter Pavel, der bisher stummer Zuseher gewesen, rettet ihn durch List, indem er unter vielen Bücklingen den Bauern sagt, daß Nežđanov betrunken sei und man ihn für einen halben Rubel Lösegeld freigeben möge. Als er dann mit Nežđanov wieder heimfährt, bemerkt er philosophisch: „Das wäre eine herrliche Geschichte, wenn es keine Herren gäbe und die ganze Welt uns gehörte! Aber bisjetzt ist das Gesetz noch nicht erlassen, das solches anordnet!“

Marianne ist entsetzt, ihren Freund betrunken heimkehren zu sehen. „Alekšis!“ ruft sie schmerzlich.

Nežđanov öffnet mit Anstrengung die schweren Augenlieder und stottert: „Du sagtest immer, wir müßten uns «vervolksthümlichen» . . . Das hab' ich nun gethan! Da unser ganzes Volk immer betrunken ist, so begreifst du, daß . . .“

Nežđanov sieht endlich das hoffnungslose Unterfangen des Nihilismus ein und endet in Verzweiflung sein Leben durch Selbstmord.

Auch die übrigen nihilistischen Freunde Nežđanov's nahmen meist ein schlechtes Ende. Markelov wurde von den Bauern, welche er aufwiegeln wollte, mishandelt und der Polizei übergeben, Ostrodumov von einem Bürger erschlagen, dem er Aufruhr gepredigt, Goluškin von seinem Buchhalter verrathen. In seiner

Angst verrieth er dann seinerseits die andern, erbot sich, zur orthodoxen Kirche überzutreten, und schenkte einem Gymnasium das Bild des Metropoliten Filaret; auch hatte er 5000 Rub. zur Vertheilung unter die „invaliden Krieger" abgeschickt. Dafür erhielt er nur eine gelinde Strafe.

In ähnlicher Weise erging es den meisten nihilistischen Agitatoren auf dem Lande. Ein Mädchen, welches in der Nähe von Ufa den Bauern predigte, wäre beinahe als Hexe verbrannt worden. In den „Otečestvennaja zapiski" erzählt Frau Metelicin, welche sich auf ein Jahr als Magd verdingt hatte, um die Feldarbeiten praktisch zu erlernen, daß die Bauern, statt ihre Entsagung zu bewundern, sie anfeindeten, „weil sie einer wirklichen Arbeiterin das Brot wegnehme".

Trotzdem wäre es falsch, wenn man glauben wollte, daß der Mužik den Einflüsterungen der Nihilisten absolut unzugänglich sei. Diese Voraussetzung würde schon durch den Umstand widerlegt, daß bei den meisten größern Nihilistenprocessen auch Mužiks in den Reihen der Angeklagten zu finden waren. Željabov z. B. war der Sohn eines Leibeigenen und seine Genossen Halturin und Mihajlov gewöhnliche Bauern, welche bereits etwas von der Cultur beleckt worden waren. Auch Širjajev und Tihonov gehörten dem Bauernstande an.

Die Ursache, weshalb sich manche Bauern für den Nihilismus gewinnen ließen, beziehungsweise die schwache Seite, an welcher jene von den Nihilisten angefaßt werden können, ist in der unter den Bauern ziemlich allgemein herrschenden Hoffnung auf agrarische Reform zu suchen.

Als Alexander II. die Leibeigenschaft aufhob, wurden auch die großen Grundbesitze der Gutsherren getheilt: einen Theil behielten letztere für sich, den Rest erhielten die Bauergemeinden zur Nutznießung in der Weise, daß alle Mitglieder der Gemeinde gleichen Antheil an dem Grundbesitz derselben erhielten, wogegen auch die gemeinsame Arbeit obligatorisch war. Dieser Communismus heißt „mir". Nun leidet der Mir unter dem Nachtheil, daß die Bevölkerung, besonders in Rußland, sich außerordentlich vermehrt und dadurch der auf jeden entfallende Antheil des gemeinsam erzielten Gewinns immer geringer wird. Wäre der gesammte Grundbesitz des Reiches Eigenthum der Bauergemeinden, so könnte diesen etwaige Unzufriedenheit darüber nichts nützen, da dem Uebel nicht abzuhelfen wäre. So aber haben die Bauern die Domänen ihrer ehemaligen Herren beständig vor Augen, und in ihrer Einfalt finden sie es nur natürlich, daß auch diese Domänen über kurz oder lang unter die Bauergemeinden vertheilt werden.

Was man wünscht und hofft, das glaubt man, und so kann es nicht wundern, wenn die Bauern den nihilistischen Emissaren Glauben schenkten, wenn diese kamen und geheimnißvoll erzählten, der Kaiser wünsche einen Ukáz zu erlassen, welcher die Vertheilung der Domänen unter die Bauergemeinden verfüge, doch werde er von den Beamten und Adeligen daran gehindet. Von Zeit zu Zeit verbreiteten auch die Nihilisten das Gerücht, der betreffende Ukáz sei schon unterzeichnet, und die Behörden hatten dann vollauf zu thun, die aufgeregten Bauern zu beschwichtigen und die Gerüchte zu widerrufen. Oft glauben aber die Behörden selbst, daß an dem Gerücht etwas Wahres sei, und geben dann den Widerruf in

der Weise, daß es aussieht, als sei das Gerücht blos verfrüht und handle es sich vorläufig nur darum, von der Sache nicht zu sprechen.

Durch solche Manöver erhalten die Nihilisten das Volk beständig in Aufregung und Erwartung und befestigen in ihm die feste Ueberzeugung, daß der ersehnte Ukáz dennoch einmal kommen müsse. Wiederholt ist es schon vorgekommen, daß die getäuschten Bauern vom Gutsbesitzer die Auslieferung seiner noch erübrigten Güter verlangten „auf Grund des kaiserlichen Befehls", und ihm dabei großmüthig als Entschädigung die Stelle eines Gemeindeschreibers antrugen oder ihm die Versicherung gaben, man werde ihn bis an sein Lebensende erhalten und seine Kinder zu guten Bauern heranbilden.

Auch die Ermordung des Kaisers wurde von den Nihilisten ausgebeutet, um die Bauern glauben zu machen, daß er von den Beamten und Vornehmen blos deshalb aus dem Wege geräumt worden sei, weil er mit dem Gedanken umging, die agrarische Reform zu Gunsten seiner geliebten Bauern vorzunehmen. Auf diese Weise könnte es einmal geschehen, daß die Nihilisten sich die blinde Anhänglichkeit des Volkes an den Kaiser und seinen Lieblingstraum zu Nutze machen, um es gegen die Regierung, die Beamten und Besitzenden zu führen.

Derartiges ist auch schon wiederholt versucht worden. Die Bauern glaubten nur dem Willen des Kaisers zu gehorchen, wenn sie infolge Anrathens der Nihilisten zu geheimen Verbindungen zusammentraten, deren Zweck es war, eine bewaffnete Erhebung zu veranstalten, welche den Erlaß des kaiserliches Ukázes erleichtern sollte. Daß es noch nirgends zu ernsten Erhebungen kam, ist ein wahres Glück zu nennen, denn bei der Unwissenheit des Volkes würde eine Revolution schreckliche Greuel zur Folge haben und seine Wuth sich wahrscheinlich gegen alle Vertreter der westlichen Kultur richten. Kleine Proben von dem, was man von einem Aufstand der russischen Bauern zu erwarten hätte, bieten uns die Judenverfolgungen der letzten Jahre. Freilich darf dabei nicht verschwiegen werden, daß die Juden insofern diese Greuel provocirt hatten, als sie das Land unbarmherzig aussaugen und systematisch zu Grunde richten.

So viel über die Bauern und die nihilistische Propaganda unter ihnen.

Auf die Arbeiter in den Städten suchten die Nihilisten ebenfalls einzuwirken, doch hatten sie hier ebenso wenig Glück wie bei den Bauern. Theilweise mag dies daher rühren, daß eine große Zahl der städtischen Arbeiter aus Bauern besteht, welche nur zeitweilig in der Stadt wohnen; hauptsächlich dürfte jedoch der Umstand ausschlaggebend sein, daß die städtische Bevölkerung im allgemeinen den Nihilisten nicht sehr günstig gestimmt ist. In Petersburg mag dies vielleicht weniger der Fall sein, aber in Moskau nahm das Volk fast immer gegen die Nihilisten und „Neuerer" Partei. So schon 1861 bei den Studentenunruhen. Damals zerstreute das Volk selbst die Ansammlungen der Studenten, über die „Gassenbuben der Adeligen" schimpfend, „welche sich gegen die Regierung auflehnen wollen". Die Erbitterung des Volkes gegen die Studenten war damals so arg, daß diese sich nur in Civilkleidern auf die Gasse wagen konnten.

Auch 17 Jahre später fanden ähnliche Scenen statt, als die Studenten es wagten, einen Zug nach Sibirien wandernder Nihilisten mit Zurufen zu begrüßen.

In den eigentlichen Fabrikstädten haben die Nihilisten unter den Arbeitern auch nur geringe Erfolge erzielt, so z. B. in Ivanovo-Vosnesensk, wo der Fürst Cicianov nebst andern selbst den Hammer schwang, um die Arbeiter für den Nihilismus gewinnen zu können. Am meisten Boden scheinen die Nihilisten noch im Süden (Kijev) gewonnen zu haben, wo sie eine „Arbeiterunion" ins Leben riefen, welche 1880 und 1881 mehrere aufrührerische Proclamationen an die Arbeiter erließ. Trotzdem kann man sagen, daß die russischen Arbeiter weit weniger revolutionär gesinnt sind als jene irgendeines andern Landes. Ob dies auch so bleiben wird, wenn durch die immer mehr zunehmende Verwendung von Maschinen das Arbeiterproletariat beständig vermehrt wird, das muß erst die Zukunft lehren.

Die Vögel und ihr täglich Brot.

Von

William Marshall.*)

Von allen Thieren haben die Vögel die raschesten Bewegungen, die energischeste Respiration, die höchste Bluttemperatur, folglich den regsten Stoffwechsel und das größte Nahrungsbedürfniß. Obgleich wenig Geschöpfe dem poetisch angelegten Menschen ätherischer sozusagen anmuthen als die Vögel, so weiß doch der Fachmann, daß die meisten von ihnen, prosaisch genug, als starke Esser, ja manche geradezu als gewaltige Fresser bezeichnet werden müssen. Wer die Vögel und ihr Treiben genauer beobachtet, wird bald bemerken, daß all ihr Sinnen und Trachten, abgesehen von den kurzen Tagen der Liebe und den geringen Ruhepausen, auf Nahrungserwerb gerichtet ist. Mit welchem rastlosen Eifer durchstöbern die Meisen Busch und Baum; da bleibt kein Blättchen ununtersucht, jede Ritze der Rinde wird auf etwaige Nahrung hin inspicirt, in jedes Astloch ein prüfender Blick geworfen. Wie emsig wendet und dreht die Amsel den lieben langen Tag auf dem Boden des Waldes Blatt für Blatt, um ihre Beute mit schnellem Blick zu erspähen und mit sicherm „Schnabelgriff" zu erhaschen. Es wird uns bei solchen Beobachtungen wohl glaublich, daß ein Cormoran an einem Tage 43 Stück durchschnittlich 20 Centimeter langen Plötze fraß, und daß manche Vögel, wie die südamerikanischen von Früchten lebenden Euphonen in derselben Zeit Nahrungsmittel im dreifachen Betrage ihres eigenen Körpergewichts bewältigen können, denn wie unser Scheffel singt:

Gesegnet ist ihre Verdauung
Und flüssig wie ein Gedicht.

Ein Wort, das nicht nur für die Pinguine, auf die es zielt, wahr ist, das vielmehr für alle Vögel gilt!

Infolge eines so enormen Appetits ist die Concurrenz um die Nahrung, der Kampf ums Dasein bei den Vögeln ganz bedeutend ausgeprägt, und zahllos sind die Modificationen, die der Bau ihres Körpers und ihre Lebensgewohnheiten durch diesen Factor erlitten haben. Die Concurrenz war es, welche die Vögel, die man wie die Schmetterlinge mit Goethe ihrem ganzen Wesen und Sein nach als wahre Ausgeburten des Lichtes und der Luft bezeichnen muß, dazu veranlaßte,

---

*) Vortrag, gehalten am 3. Febr. 1886 im Ornithologischen Verein zu Leipzig.

während der Nacht, die keines Menschen und im Grunde auch keines Vogels Freund ist, ihrer Beute nachzugehen. Zahlreich sind die Uebergänge, mannichfach die Verbindungsglieder zwischen Tag- und Nachtvögeln: einerseits sehen wir, daß Tagvögel bis spät in die Dämmerung hinein der Jagd obliegen, andererseits, daß Nachtvögel, durch Hunger veranlaßt, schon am Tage ihre Schlupfwinkel verlassen. Spät am Sommerabend noch kreisen die Thurmschwalben, oft in Gesellschaft von Fledermäusen, hoch in der Luft: auch die Kornweihe jagt am liebsten in der Dämmerung und geht erst spät zur Ruhe. Viele Eulen hingegen scheuen vor der Helligkeit des Tageslichtes nicht zurück, ja eine Art der chilenischen Küste (Strix coquimba) pflegt nur am Tage zu jagen. Leicht erklärlich ist es, daß die nordische Schneeeule den ganzen Tag herumfliegt und auch beim heißen, glänzenden Sonnenschein ihrer Beute nachstellt; denn wollte sie in diesem Punkte besonders capriciös sein, so könnte sie während der langen Polartage verhungern. Allerdings ist, wie Gloger bemerkt, die Polarwelt durch ihre Vertheilung von Tag und Nacht nicht dazu angethan, daß sich in ihr die Standthiere in Tag- und Nachtthiere differentiiren konnten; sie alle, selbst die Schneehühner, müssen in gewissem Sinne Dämmerungsthiere und in beiden Sätteln gerecht sein, während umgekehrt in den Tropen, wo Tag und Nacht fast ohne Dämmerung ineinander übergehen, sich keine Dämmerungsthiere, wohl aber echte Nachtthiere in großer Zahl bilden konnten.

Die Gattungen der nächtlichen Vögel sind nicht sehr zahlreich und nur zwei Pflanzenfresser kennen wir unter ihnen: jene die Dunkelheit liebenden Formen finden sich in artenreichern, abgeschlossenen Gruppen unter den Raubvögeln als Eulen, unter den den Spechten nahe verwandten Langhändern als Nachtschwalben, unter den Kuckucksvögeln, abgesehen von einem einzelnen, sonderbaren Bienenfresser, als Schwalme (Podargidae). Unter den übrigen Vogelordnungen stoßen wir hin und wieder nur auf vereinzelte nächtliche Arten: so unter den Papagaien auf den merkwürdigen Kakapo (Strigops) von Neuseeland, unter den Straußvögeln auf den noch viel merwürdigern Kiwikiwi (Apteryx) desselben Landes. Aus der großen Masse der Stelzvögel kennt man als nächtlich den Dickfuß (Oedicnemus crepitans), die Rohrdommeln, Schnepfen u. a. m., während die Verkehrtschnäbler (Rhynchops), die Sturmvögel (Thalassidroma) und Pinguinen als Schwimmvögel mit wenigstens theilweis nächtlicher Lebensart bezeichnet werden. Diejenigen dieser Vögel, die sich am vollständigsten an ein Nachtleben angepaßt haben, zeigen, sowenig sie auch sonst etwa miteinander verwandt sind, eine Anzahl gemeinsamer Eigenschaften ihres Körperbaues: bei allen erscheinen zunächst selbstverständlich die Augen modificirt; sie sind groß, einer bedeutenden Erweiterung der Pupille fähig und in den Elementen der Sehhaut besonders differentiirt. Weiter herrscht auch in der Beschaffenheit des Gefieders bei allen diesen Formen eine gewisse Uebereinstimmung; dasselbe ist eintönig in der Färbung, bräunlich, grünlichgrau u. s. w., aber niemals auffallend oder lebhaft, und aus nahe liegenden Gründen: einmal sind durch diese matten und daher zugleich schützenden Farben jene Nachtvögel, zumal sie zum Theil noch am Tage sehr versteckt leben, manchen Beunruhigungen und Nachstellungen entzogen, und dann liegt es in der Natur der Sache, daß bei ihnen

die geschlechtliche Zuchtwahl auf die Färbung des Gefieders keinen umbildenden Einfluß erlangen konnte. Was würden dem Männchen der Nachtschwalbe die Schönheiten nützen, die das Weibchen doch nicht zu schätzen weiß? Anders ist das mit der auffallenden Form gewisser Federn mancher männlichen Nachtvögel, die dann bei den Lufttänzen derselben im matten Sternenlicht oder beim Mondschein gar wol zur Geltung gelangen und die Herzen der Weibchen bezaubern! Eine weitere Eigenthümlichkeit des Gefieders der echten nächtlichen Vögel ist die Weiche und Dichtigkeit; zunächst wird durch diese die Lautlosigkeit der Bewegung möglichst groß und alle diese Vögel haben im Flug in der That etwas Gespensterhaftes, wie sie denn auch in allen Theilen der Welt, wo sie nur immer vorkommen, am Orinoco und am Nil, in Schweden und auf den Philippinen, von ihren menschlichen Landesgenossen mit abergläubischen Augen betrachtet werden!

Und in tausend andern Punkten hat die Lebensweise, das ist in letzter Linie doch der Nahrungserwerb, ähnlich verändernd auf den Organismus der Vögel wie aller andern Thiere eingewirkt und die unendliche Reihe der größern und kleinern Verschiedenheiten der Geschöpfe bedingt.

Was die Nahrung der Vögel selbst betrifft, so ist diese außerordentlich verschieden, und während manche in hohem Grade Allesfresser sind, erscheinen andere auf sehr specielle Futterarten angewiesen und gleichen auch hierin nicht wenig den Insekten. Im allgemeinen lassen sich Formen unterscheiden, die sich ausschließlich entweder von animalischer oder von vegetabilischer Kost oder endlich von beiden zusammen ernähren: das letztere ist bei den meisten in höherm oder geringerm Grade der Fall. Fressen doch sogar gelegentlich die sogenannten „edeln" Raubvögel, wie Falken, Beeren und Kohl — der Hunger thut weh, und bekanntlich frißt sogar der Teufel in der Noth Fliegen!

Nur wenig Klassen des Thierreiches, nur solche vielleicht, die ausschließlich die Tiefen der Meere bewohnen, sind es, welche zu den Mahlzeiten der Vögel mit ihrem eigenen Leib und Leben nicht beisteuern, besonders aber bilden Wirbelthiere und Insekten das Lieblingswild. Der eine Vogel frißt nur eine Beute, die er lebend sich erjagte, ein anderer nur Aas, ein dritter beides zusammen: Falken, Adler, Habichte, Sperber und Eulen nähren sich von lebenden, meist warmblütigen Geschöpfen, und werden dadurch unter Umständen zu einer großen Calamität für die Jagd, unter Umständen können sie aber auch von großem Nutzen sein. Altum hat durch Untersuchung der sogenannten Gewölle, d. h. der in Gestalt von Ballen durch den Mund entleerten, unverdaulichen Reste der Mahlzeiten, nachgewiesen, daß besonders die kleinern Eulenarten durch Vertilgung ganz erstaunlicher Massen von Feldmäusen für die Landwirthschaft von höchstem Nutzen sind. Solche Wohlthäter tödtet der Landmann und nagelt sie als Trophäen und zum warnenden Exempel an sein Scheunenthor! Wenn das auch nur aus Verblendung und Unkenntniß, nicht aus Undank geschieht, es bleibt doch immer schlimm genug!

Den Lurchen und kriechenden Thieren stellen zahlreiche Waldvögel, der Schlangenadler, der Secretär (Gypogeranus), merkwürdige südamerikanische Kuckucke, Sauro-

theren genannt, und viele andere gefiederte Feinde nach; auch die stumme Schar der Fische findet unter den Vögeln, mehr noch als unter den Menschen, enthusiastische Liebhaber genug. Scharben und Pelikane, Möven und Seeschwalben, Sturmvögel und Albatrosse haben sich zu Herren des Meeres emporgeschwungen, in höherm Grade fast, als der kühnste Räuber der Tiefe, denn dieser ist an das Wasser gebunden; aber Vögel haschen schwimmend und tauchend die Bewohner der Flut nicht nur in deren uneigentlichem Element; sie nehmen auch die, welche, um der Scylla der Nachstellung anderer Fische zu entgehen auf kürzere Zeit nur das Wasser verlassend, sich in die Luft werfen oder mit beginnenden Flugorganen fliegend über dasselbe hinstreichen, als hungerige Charybdis gierig in Empfang. Und wo wäre im süßen Wasser ein Fischlein sicher vor den Nachstellungen der Vögel? Ueber ihnen kreist mit alles erspähendem Blick der Seeadler, die behende Möve und die kecke Seeschwalbe fliegen auf und ab die Gewässer entlang; am Ufer steht stocksteif die lauernde Schar der Reiher und Steißfüßer — Taucher, selbst Eisvögel und Wasseramseln stürzen sich ohne Zaudern in das Wasser und haben gelernt es ihrer Beute im Schwimmen gleich-, wenn nicht zuvorzuthun!

Den trägen Weichthieren hilft nicht Haus noch Schale; auch sie müssen auf dem Wege durch die Magen der Vögel wieder hinein in den ewig kreisenden Strom der Materie! Freilich dienen sie meist nur zur gelegentlichen Beikost und nur wenige der beschwingten Bewohner der Lüfte sind ausschließlich auf sie angewiesen, wie jene sonderbaren kernbeißerartigen Finken der Galapagosinseln, Nachkommen verschlagener südamerikanischer Ahnen, die auf jenen Felseneilanden keine Kerne zu knacken, aber in den Mollusken des Strandes einen zwar ungewöhnlichen, aber nahrhaften Ersatz fanden, deren Schalen zu zertrümmern ihr kräftiger Schnabel prächtig geeignet war. Hunger ist der beste Koch und Noth die beste Lehrmeisterin!

Doch die Welt der Insekten erst! Welche Massen derselben werden tagein tagaus von unzähligen Vögeln consumirt! Wie viele Gliederthiere wurden nicht schon in ihren Magen begraben, aber freilich immerfort pulsirt hier ein neues, frisches Blut! Nirgends und in keiner Gestalt sind die unglücklichen Kerbthiere sicher vor den Verfolgungen der Vögel: die feiste Larve, die tief im modernden Holz drinnen ein stillbeschauliches Dasein führt — Meister Specht weiß sie zu finden; die wohlbeleibte Spinne, die sich so sicher wähnt in ihrem dunkeln Winkel, entgeht dem spähenden Auge des Rothschwänzchens nicht; kleine Käfer und Mücken, die sehr gegen ihren Willen durch aufsteigende Luftströmungen der Mutter Erde entrückt und in gewaltige Höhen entführt wurden, sind den Schwalben droben eine willkommene Beute. Und nehmen die Insekten Flügel der Morgenröthe und fliehen an das äußerste Meer, sie entrinnen nicht den gefiederten Feinden!

So wenig wie die Thierwelt vor dem Appetit der Vögel sicher ist, so wenig vermögen sich die Pflanzen den Ansprüchen des Vogelmagens zu entziehen: von allem, was Pflanzen zu bieten vermögen, etwa nur vom Holze ausgenommen, nehmen die Vögel ihren Zehnten: die Kolibris verzehren neben den dem Blumenhonig nachgehenden Insekten, wie die Honigsauger und gewisse kleine Papagaien, auch diesen selbst sehr gern. Orchideenwurzeln und Lilienzwiebeln gräbt sich der

australische Nasenkakadu (Licmetis) mit seinem zu einem Pflanzenstecher umgebildeten Schnabel als nahrhafte Kost aus; in Chiloe wühlt ein Raubvogel (Polyborus chimango) zum Verdruß der Landleute die frisch gelegten Kartoffeln aus und verspeist sie mit Behagen; von aromatischen Baumblättern sollen sich einige südamerikanische Vögel ernähren, und der erwähnte wunderliche Nachtpapagai Neuseelands zieht ein feines Lebermoos allen übrigen Nahrungsmitteln vor; freilich muß er von demselben, das doch nur wenig Nahrungsstoff bietet, gewaltige Massen consumiren, und demzufolge ist sein Kropf, der nächste Stapelplatz genossener Speise, ganz unverhältnißmäßig ausgedehnt. Vor allem aber bieten Sämereien, Beeren und Früchte zahlreichen Vogelscharen in allen Theilen der Erde willkommenen Unterhalt. Doch ist es ein großer Unterschied, ob ein Vogel die Frucht ihres Fleisches oder ihres Kernes halber genießt. Der Pirol und der Kernbeißer, beide lieben die Kirschen; der eine wegen der saftigen Hülle, der andere wegen des pikanten Inhalts, und in letzterm Falle hat die Pflanze Schaden davon, im erstern hingegen Nutzen; denn die bunten, duftenden, süßen Beeren und Früchte sind überhaupt nur da, um gefressen und zwar meist von Vögeln gefressen zu werden! Diese werden durch den willkommenen, wohlschmeckenden Bissen, der sich durch ein prangendes Gewand von weitem schon verräth, angelockt, und indem sie das für den Haushalt der Pflanze sonst gleichgültige, nur zum Zwecke des Genossenwerdens erworbene Fleisch verzehren, verschlingen, verschleudern und verschleppen sie zugleich ein gut Theil der Kerne, von denen viele die Verdauungswege der Vögel nicht nur unbeschädigt, sondern in einzelnen Fällen selbst mit gesteigerter Keimfähigkeit verlassen. So tragen die Vögel wesentlich zur Verbreitung der Pflanzen mit bei; sie stehen unbewußt in ihrem Solde und für den süßen Sold, den sie genießen, leisten sie der betreffenden Pflanzenart, wenn auch nicht dem einzelnen Baum oder Strauch, die wichtigsten Dienste, und wenn wir sagen, die Pirole schaden den Kirschen und die Amseln dem Weinstock, so drücken wir uns grundfalsch aus, denn im Princip nützen sie den betreffenden Pflanzen; dem menschlichen Egoismus allerdings treten sie dabei zunahe. Der entrüstete Smyrnaer nennt den Rosenstaar, wenn er im Juli seine Obstbäume heimsucht, den „Teufelsvogel", und vergißt, daß er denselben Vogel im Mai, als er gründlich unter den Heuschrecken aufräumte, als den „Heiligen" begrüßte. Das ist eine Variante zu der bekannten Sentenz, wonach der Arzt, der sich dem Kranken hülfreich naht, ein Engel, wenn er aber dem Genesenen die Rechnung präsentirt, ein Teufel ist!

Die Rolle, welche die Vögel bei der Verbreitung der Pflanzen spielen, hat der erwähnte Gloger, einer der ideenvollsten und geistreichsten Ornithologen, dem nicht leicht ein interessanter Gesichtspunkt entging, in seiner beliebten aphoristischen Weise am besten gewürdigt.

Die verschluckten Sämereien unterliegen im Verdauungstractus durch den Einfluß der Magensäure und der Secrete anderer Drüsen zwar einer oberflächlichen Veränderung; aber diese ist, wie schon angedeutet wurde, für die Keimfähigkeit durchaus nicht schädlich; sie wirkt im Gegentheil, wie die von den Gärtnern in gewissen Fällen vorgenommene Samenbeize, nur günstig: Eicheln, die der Nuß-

heher in seinem Kropf eingeweicht hat, gehen, wenn er sie zufällig wieder verliert, weit sicherer auf als die vom Forstmann gesteckten. Manche Pflanzen sind für ihre Verbreitung sogar absolut auf die Vögel angewiesen; zwischen diesen und jenen findet eine Art des Mutualismus statt, d. h. jener merkwürdigen Erscheinungen, bei denen zwei sehr verschiedenartige Lebewesen voneinander gegenseitig Vortheil ziehen und sich vollständig aneinander angepaßt haben. Das schönste Beispiel zeigt sich in dem Verhältniß, das zwischen der Mistel und der Misteldrossel stattfindet: die Mistel, eine Schmarotzerpflanze unserer Laubbäume, besonders der Obstbäume, ist nicht nur, was für eine Schmarotzerpflanze schon sehr auffallend ist, grün; sie ist sogar immergrün, aber dieses Grün scheint nicht dem Blattgrün anderer Pflanzen zu entsprechen, hat jedenfalls nicht dessen Function, da die Mistel eben als Parasit von ihrem Wirthe Nahrung empfängt und mit ihm athmet. Da nun aber in der Natur eine wundervolle Logik herrscht und jede Erscheinung, auch die geringfügigste, ihre Ursache und Bedeutung hat, so muß auch die immergrüne Färbung der Mistel ihren besondern Grund und eigenen Nutzen haben. Um was kann es sich hier wol handeln? Nun, es ist dasselbe wie bei der Buntheit der Beeren und Früchte! Wenn die Mistel Früchte trägt, hat ihr Wirth sein Laub bereits abgeworfen und sie als grüner Busch ist auf weithin schon erkennbar. Ihre Früchte aber sind Beeren, deren Körnchen in einem außerordentlich zähen, leimartigen Fleische liegen; würden sie, wie es mit dem Samen vieler Pflanzen geschieht, einfach auf die Erde fallen, so würden die in ihnen enthaltenen Kerne keine Chancen haben aufzugehen. Die Pflanze wird aber mit ganz besonderer Vorliebe von der Misteldrossel aufgesucht, die sich in der betreffenden Jahreszeit fast ausschließlich von ihren Beeren ernährt und für welche die auffällige Farbe des grünen Busches auf kahlem Baum ein Anlockmittel, gewissermaßen ein Wirthshausschild ist. Die Kerne der Beeren, um welche das Fleisch besonders zäh und leimig ist, bleiben dem Vogel zum Theil an den Schnabelrändern hängen, und da, wie man leicht beobachten kann, jedem Vogel eine Verunreinigung des Schnabels unangenehm ist, so thut auch die Drossel ihr Möglichstes, durch Wetzen an den Baumästen die klebrigen Kerne wieder los zu werden; aber gerade weil diese eine klebrige Hülle haben, gehört hierzu Kraftaufwand und eine gewisse Energie, und so werden viele Kerne in ihre eigentlichen Bestimmungsorte, in die feinen Rindenrisse der Baumäste hineingerieben. Möglich auch, daß ein anderer Theil derselben mit dem Koth von dem Vogel an geeigneten Stellen entleert wird und daß das mittelalterliche Sprüchlein recht behält, das da lautet: „Turdus sibi ipse malum cacat", auf deutsch: „Und so erwächst ein bittrer Tod der Drossel aus dem eignen Koth", denn aus der Mistel wurde, sonst häufiger wie jetzt, der Vogelleim bereitet, der auch mancher Drossel zum Verderben gereichen mochte!

Ein geliebter Leckerbissen unserer Waldhühner sind die Erdbeeren, und ihr außenliegender Samen ist so winzig, daß er zwischen den Mühlsteinen des Muskelmagens jener Vögel der Zermalmung entgeht, und so säen die Waldhühner unbewußt mit ihrem Koth die Erdbeeren im Forst aus und helfen ihnen neue Standorte erobern. Unsere zahmen Gänse lieben ganz besonders die Blätter eines an

Bächen wachsenden Fünffingerkrautes (nach ihnen genannt Potentilla anserina) und fressen mit ihnen Massen des sehr kleinen daraufgefallenen Samens. Während die genannte Pflanze ihren natürlichen Standort ausschließlich an Bächen hat, wird sie durch die Gänse auch auf andere Localitäten verschleppt. Im Gebirge, wo fast alle Dörfer an kleinen Gewässern gelegen sind, findet sich das Gänsefünffingerkraut weit draußen auf den benachbarten Feldern und zwar so weit gegen den Wald hin, wie die Gänse im Herbst auf die Stoppeln getrieben werden.

Nachdem die Spanier von Chili Besitz ergriffen hatten, führten sie bald heimische Obstsorten, besonders Aepfel, dort ein; die Früchte dieser Bäume, die natürlich nur in der Nähe der Wohnungen angepflanzt wurden, fanden sehr den Beifall der eingeborenen Papagaien, und diese haben theils ganze Früchte, theils die unverdauten Kerne nach und nach so weit in das Land hinein verschleppt, daß der Reisende jetzt an Stellen, die im übrigen durchaus noch nicht von menschlicher Cultur beleckt sind, ganze Wälder verwilderter Aepfelbäume antrifft. Auf den Canarischen Inseln verbreiten ähnlich die Raben die Opuntien auch auf die unbewohnten Inseln und die Tannenheher in den Alpen die Samen der Arven an Stellen, wohin Winde und Menschen sie nicht zu bringen vermöchten.

Das schöne Bibelwort, das von den Vögeln sagt, daß sie nicht säen, auch nicht ernten und in die Scheuer sammeln, ist folglich in seinem ersten Theil nicht immer zutreffend; denn freilich gibt es Vögel, die, wenn auch unbewußt, säen; daß auch der zweite Theil des Ausspruchs vor den Erfahrungen der Wissenschaft nicht bestehen kann, werden wir bald sehen.

Durch den Trieb, sich möglichst bequem zu ernähren, sind nicht wenige Vögel veranlaßt worden, ähnlich wie mit Pflanzen, auch mit andern Thieren mutualistische Verbindungen einzugehen. Wir alle wol hatten schon Gelegenheit zu beobachten, wie Staare sich häufig und, wie es den Anschein hat, als gern gesehene Gäste auf den Rücken unserer weidenden Schafe niederlassen. Was treiben die geschwätzigen Gesellen da? Sie suchen die lästigen und quälenden Schmarotzer, Läuse und Zecken, die ihnen angenehme Leckerbissen sind, und werden so egoistische Wohlthäter des gepeinigten Wollviehs. Genau so und in derselben Absicht besuchen amerikanische Verwandte unsers Staars, die Kuh- und Schwarzvögel, in Gesellschaft des Ani die Rinder, denen in Afrika, wie kleine Reiher den Elefanten, ein Webervogel (Textor Dinemelli) denselben Liebesdienst erweist. In Südafrika klettert der Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha) auf Kamelen und Pferden herum, wie, nach dem Ausspruch Ehrenberg's, die Spechte an einem Baum, und derselbe Vogel soll, nach den Beobachtungen Cumming's, den Nashörnern und Flußpferden noch in anderer Hinsicht als im bloßen Befreien von Schmarotzern von Nutzen sein. Immer sind die vorsichtigen und wachsamen Vögel in Gesellschaft ihrer ungeschlachten Brotspender, und mit schrillem, wohlbekannten Warnungsruf wecken sie bei drohender Gefahr die ahnungslosen Schläfer. Lichtenstein erzählt uns, daß die afrikanischen Strauße und die Zebras gute Kameradschaft zu halten und Vortheil voneinander zu ziehen wissen: die Horden dieser schönen Pferde ziehen durch ihren Dung zahlreiche und stattliche Mistkäfer, an

denen Afrika bei der großen Anzahl ansehnlicher Heerdenthiere Ueberfluß hat, herbei, die ihrerseits ein Leibgericht der Strauße bilden. Naht sich aber eine Gefahr der vereinigten Gesellschaft, taucht z. B. am Horizont ein Reiter auf, so wird er bald von den langhälsigen, scharfäugigen Vögeln erspäht, die sich schleunigst in entgegengesetzter Richtung aus dem Staube machen, gefolgt von den, wie alle Pferde schlecht sehenden Zebras, die zwar nicht wissen, um was es sich eigentlich handelt, aber klug genug sind, sich auf ihre vorsichtigen Genossen zu verlassen. Es ist sehr interessant, daß sich dieselbe Erscheinung bei andern Thieren an ganz entfernten Punkten der Erde wiederholt: auch Südamerika besitzt mehrere Straußarten, die Nandus (Rhea), deren wenige Arten eine eigenthümliche, sich ausschließende Verbreitung haben und deren Bezirke, ungefähr allerdings nur, durch den Rio Negro zum Theil abgegrenzt werden; nördlich von diesem Strom findet sich, wie der Director des londoner Thiergartens, Sclater, einer der ausgezeichnetsten Zoologen, aus einem Briefe G. Claraz' mittheilt, nur der Pampasstrauß (Rhea americana), und immer in Gesellschaft des zahlreiche Heerden bildenden Pampashirsches (Cervus campestris), während weiter nach Süden vom Rio Negro beide Thiere verschwinden und statt ihrer Darwin's Nandu (Rhea Darwini) in innigstem Verein mit den Guanakoscharen auftritt. Die jagenden Bewohner des Kaukasus, scharfe Naturbeobachter, wie alle Jäger, versichern, daß das schöne und seltene Königshuhn (Tetraogallus caucasicus) in einer ähnlichen Freundschaft mit dem Steinbock lebe, dessen Losung gleichfalls zahlreiche Kerbthiere anlockt, welche den Hühnern eine willkommene Nahrung bieten, und gewissermaßen zum Dank dafür und als Gegenleistung sollen dieselben, sobald sie eine drohende Gefahr, den sich behutsam nähernden Jäger etwa, erspäht haben, die grasenden Böcke mit hellem Pfiff warnen: eine Erzählung, die durch jene ganz unabhängigen Beobachtungen an afrikanischen und amerikanischen Straußen an innerer Wahrscheinlichkeit beträchtlich gewinnt. Schon das Alterthum kannte einen ähnlichen Fall von Mutualismus zwischen einem Vogel „Trochilus", den wir jetzt Krokodilwächter oder wissenschaftlich Hyas aegyptiaca nennen, und dem Nilkrokodil: nach Berichten des alten Vater Herodot soll er dem Krokodil, wenn es mit offenem Rachen auf dem Lande liegt und schläft, das Ungeziefer besonders zwischen den Zähnen, Blutegel jedenfalls und ähnliche lästige Geschöpfe, ablesen und das Unthier wecken, wenn sein größter Feind, das Ichneumon, sich naht. Diese Erzählung ist als Fabel oft verlacht worden; aber neuere Beobachtungen, besonders unsers zu früh entschlafenen Brehm, haben dargethan, daß sie wahr ist!

Das Nahrungsbedürfniß veranlaßt die Vögel, oft zu sehr ungewöhnlicher Kost ihre Zuflucht zu nehmen: wenn unsere Sperlinge sich mit innigem Behagen über den noch warmen Pferdedung hermachen und ihn mit lüsterner Emsigkeit durchwühlen, so geschieht dies bekanntlich der nicht verdauten Haferreste wegen; aber es gibt auch wahre Koprophagen, Kothfresser unter den Vögeln: so lebt der Schmutzgeier, ähnlich wie sein Vetter, der Kappengeier, nach Brehm's drastischer Schilderung hauptsächlich von menschlichen Excrementen, und eine der schönsten Möven, die hochnordische Elfenbeinmöve (Larus eburneus), nährt sich in erster Linie von der Losung der Robben und Walrosse.

Bisweilen treten bei Vögeln wie auch bei andern Thieren und unter Umständen auch beim Menschen abnorme Richtungen oder Verirrungen des Geschmacks auf, deren Entstehungsmomente in einzelnen Fällen historisch nachweisbar sind. Zahmes Geflügel, wie Gänse, Hühner und Tauben, von denen namentlich die letztern eigentlich ganz strenge Vegetarier sind, kann man leicht durch Entziehung ihres eigentlichen Körnerfutters an den Genuß von Fleisch gewöhnen, das sie darauf, wie der treffliche Spallanzini schon wußte, aller andern Nahrung vorziehen und bisweilen in so hohem Grade, daß sie später vegetabilische Kost vollständig verschmähen. Da in diesen Fällen ein Zwang vorliegt, beweisen sie nicht viel; anders aber wird die Sache, wenn es sich um vollständig freiwillige, nicht durch eine Nothlage hervorgerufene, ungewöhnliche Gelüste und deren Befriedigung handelt. Bekanntlich hat vor einer Reihe von Jahren unsere gewöhnliche Amsel in dieser Hinsicht einige juristische und naturwissenschaftliche, ja selbst politische Berühmtheit erlangt: eine gewisse Sorte von Leuten war schon lange darauf aus, dem würzburger Professor der Zoologie, Semper, dem wir unter andern das köstliche Buch über die Existenzbedingungen der Thiere verdanken, etwas am Zeuge zu flicken, und da war es ihnen denn sehr willkommen, als sie erfuhren, daß der berühmte Gelehrte in seinem Garten die Amseln auszurotten bestrebt war. Sofort erhoben sie in ihrer bekannten Art ein gewaltiges Geschrei über Vertilgung eines nützlichen, gesetzlich geschützten Vogels und gaben sich zu Denuncianten her. Nichts lag nun weniger in der Art Semper's, als eine derartige Arroganz ruhig hinzunehmen, und so entbrannte um den Vogel eine heftige literarische Fehde, in der auf der einen Seite der competente Beurtheiler der Verhältnisse, auf der andern die unverfrorene Anmaßung stand, der im Grunde genommen das Schicksal der Amseln vollständig gleichgültig war, die sich aber den angenehmen Vorwand nicht entgehen ließ, die freie Wissenschaft in einem ihrer Vertreter, der noch dazu ein Naturforscher war, mit Schmuz und Geifer zu bewerfen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Amsel, und wie es scheint, erst in den letzten 20 oder 30 Jahren zu einem äußerst raubgierigen Thiere geworden ist und unzählige Bruten der kleinern Singvögel zerstört, ja da, wo man sie, wie das leider meist geschieht, zu sehr überhandnehmen läßt, die lieblichen Sänger ganz verscheucht und verdrängt hat. Wir selbst haben es erlebt, daß ein gefangener Amselhahn in der Volière des Zoologischen Instituts hiesiger Universität ein Nest junger Tauben trotz der Anwesenheit der beiden Alten kaltblütig ausmordete!

Indessen die Amsel ist ein Vogel, der von Haus aus schon in erster Linie von animalischer Kost, von Kerbthieren, Würmern und Schneckchen lebt, und ist der Schritt bis zur Verspeisung eines kleinen, hülflosen jungen Vogels nicht gar groß; anders aber liegt die Sache mit der Geschmacksverirrung eines schönen Papagais Neuseelands, des Kea (Nestor productus). Seinem Wohnorte schon, mehr noch seiner Organisation nach ist er ein rein von Vegetabilien, namentlich wol von Pflanzensäften sich ernährendes Thier, das zu blutdürstigen Gelüsten und räuberischem Beginnen ursprünglich wol kaum Gelegenheit hatte. Da führte man die Schafzucht auf Neuseeland ein, und der Vogel änderte sein Naturell; er lernte das Blut der geschlachteten Thiere kosten, und nachdem er einmal Blut geleckt

hatte, mundete es ihm so vortrefflich, daß er nicht mehr auf die unsichere Möglichkeit, seinem Appetit bei dem gelegentlichen Schlachten eines Schafes fröhnen zu können, wartete, sondern selbst die Initiative ergriff, sich Schafen, die durch Zufall eine kleine, blutende Verletzung erlitten hatten, ansetzte, die Wunde vergrößerte, um das Blut naschen zu können. Ja im Lauf der Zeit ging er dazu über, dem Zufall zu Hülfe zu kommen; fand er keine Verletzungen, so machte er solche leicht selbst mit seinem spitzen, kräftigen Schnabel, und diese wurden die Ursache bösartiger Geschwüre, an denen zum Verdruß der Züchter die Schafe massenhaft zu Grunde gingen.

Umgekehrt werden eigentlich von thierischer Kost lebende Vögel, gelegentlich und ohne durch die Noth dazu gezwungen zu sein, zu Vegetariern: zahlreiche Insektenfresser nähren sich in Südeuropa mit Vorliebe von Früchten, zumal von Feigen, und nicht blos die dort ansässigen, sondern auch unsere, wenn sie auf ihren Wanderungen jene Gegenden passiren. Auf Korfu gerieth ich in hohe, sittliche Entrüstung, als ich sah, wie ein alter langer Kerl mit einer ebenso langen und alten Vogelflinte kleine Singvögel, darunter meinen ganz besondern Liebling, den Plattmönch, mit abscheulicher Sicherheit schoß. Als ich ihm in einem angenehmen Gemisch von Italienisch und Englisch darüber Vorstellungen machte, schnitt er ein sehr verdutztes Gesicht und behauptete, es wären Beccafici und den Feigen außerordentlich schädlich. Ich lachte ihn aus, und um ihn durch den Augenschein zu überführen, nahm ich mein Taschenmesser, öffnete einem der getödteten Plattmönche Bauch und Magen, und jetzt war ich an der Reihe, ein verdutztes Gesicht zu machen: denn in Wahrheit, der Magen des Vogels war vollgepfropft mit dem breiigen, kernreichen Fleische reifer Feigen. Der Grünspecht, seinem ganzen Baue nach ein Insektenfresser ersten Ranges, frißt bei uns gern Vogelbeeren, und Pallas erzählt, daß er in der Gegend von Astrachan, wo er sehr häufig ist, dem Weinbau in hohem Grade schädlich wird. Auch der große Buntspecht soll ein ganz besonderer Verehrer von Haselnüssen sein, und um dieselben zu öffnen, ähnlich wie der Baumkleiber verfahren, indem er sie nämlich in Rindenfurchen einklemmt und mit seinem Schnabel aufhämmert; es wäre indessen recht wohl möglich, daß der Vogel nur solche Nüsse nähme, in denen ein sogenannter Wurm sich befände, und daß es auf diesen abgesehen wäre. Dem sei, wie ihm wolle, Thatsache ist es, daß der Spielraum für die Entwickelung individueller Geschmacksrichtungen bei den Vögeln ein großer ist; aber es sind ihm doch gewisse Grenzen gesetzt, über die ungestraft nicht hinausgegangen werden darf: „Eins schickt sich nicht für alle!“ Unsere Haustauben fressen ohne Schaden und mit großer Vorliebe Wicken, während die Gänse nach deren Genuß erkranken, ja häufig sterben. Wie geht das zu, sollten die Wicken für den einen pflanzenfressenden Vogel giftig sein, für den andern nicht? In gewissem Sinne, — ja! Aber das Gift ist in diesem Falle kein chemisch, sondern ein mechanisch wirkendes. Die Wicken haben die Eigenthümlichkeit, unter dem Einfluß der Feuchtigkeit sehr aufzuquellen; den Tauben schadet das nichts, denn bei diesen vollzieht sich der Proceß in einer Erweiterung der Speiseröhre, dem Kropf, in dem alle Nahrung erst einige Zeit verweilt, und aus dem, wenn er ja zu sehr ausgedehnt werden

würde, ein etwaiges Zuviel leicht einen Ausweg finden könnte. Ganz anders liegt aber die Sache bei den Gänsen; diesen Vögeln fehlt ein Kropf, die gefressenen Wicken kommen also direct in den Muskelmagen, der zwar für Aufnahme der gewöhnlichen Gänsenahrung hinreichend geräumig ist, aber nur eine geringe Ausdehnungsfähigkeit besitzt, jedenfalls nicht genug, um der Expansionskraft der in ihm unter Einfluß des Magensaftes quellenden Wicken den nöthigen Widerstand zu leisten, sodaß er also unter Umständen leicht Rupturen erleiden wird, die den Tod des Vogels veranlassen.

Während die Ursache der Wirkung solcher mechanischen Gifte, wie es die Wicke für die Gänse ist, sich leicht erklären läßt, bleibt es vorläufig noch ein physiologisches Räthsel, warum gewisse Thiere, unter ihnen auch einige Vögel, gegen manche chemisch wirkende Gifte, durch welche alle übrigen Geschöpfe schwer an ihrer Gesundheit geschädigt, wenn nicht gar getödtet werden, eine vollständige Immunität besitzen.

Die Beeren des Kellerhalses oder Seidelbastes, für die meisten Thiere ein sehr heftiges Gift, werden von Steindrosseln, Plattmönchen, Hänflingen und andern Vögeln gern und ohne den mindesten Schaden genossen; die Spechtmeise verzehrt die Beeren der Zaunrübe und die Früchte des Taxusbaumes, deren Hülle allerdings nach der Behauptung mancher Forscher nicht giftig sein soll, und unsere Feldflüchter fressen den Samen der cypressenähnlichen Wolfsmilch mit Behagen. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß der Giftigkeit der meisten unserer beerentragenden Giftpflanzen, der Tollkirsche, Einbeere und wie sie heißen mögen, eine ganz besondere Anpassung zu Grunde liegt: auch sie locken durch ihre sonst bedeutungslose Farbe und fleischige Hülle gewiß Thiere, vielleicht auch Vögel an, können aber nur von bestimmten ungestraft genossen werden, und das sind vielleicht gerade solche, die für eine praktische Aussaat der Pflanzen am geeignetsten sind, während andere, welche die Kerne nur unnütz und zum Nachtheil, anstatt zum Vortheil der Pflanzenart verschleppen würden, mit den für sie schädlichen Eigenschaften der lockenden Früchte wohl vertraut, dieselben in Ruhe lassen. Wenn man aber behauptet hat, daß Blaukehlchen ohne Nachtheil spanische Fliegen fressen können, so bin ich geneigt zu glauben, daß hier ein Irrthum vorliegt; wenigstens muß ich es erst sehen, ehe ich es glaube; denn Schleimhaut bleibt immer Schleimhaut, ob sie nun die Verdauungswege eines Menschen oder eines Vogels auskleidet, und die Folgen des Genusses eines so überaus heftig wirkenden Vesicatoriums werden unter diesen Umständen die nämlichen sein.

Es ist nun nicht immer genug, daß die Vögel Nahrungsmittel erbeutet haben; bisweilen sind sie auch genöthigt, dieselben bis zu einem gewissen Grade zuzubereiten: viele Raubvögel, besonders die kleinern, rupfen die gefangenen schwächern Mitvögel, bevor sie dieselben verspeisen; andere waschen ihren Fraß, wie ich es selbst an einem zahmen Storch zu beobachten Gelegenheit hatte. Während dieser überaus drollige Vogel Frösche ohne weiteres verschlang, weichte er vorgeworfene Mäuse erst gründlich ein; wahrscheinlich war ihm das Haarkleid dieser Nager lästig beim Verschlingen und der Bissen wollte nicht recht rutschen; und ein kluger

Canarienvogel meiner Bekanntschaft war auf den schlauen Kunstgriff verfallen, Semmelbröckchen, die ihm für seinen Schnabel zu hart schienen, sorgsam in seinem Trinknäpfchen aufzuweichen. Auch Muscheln, die lebend eine enorme Muskelkraft haben und ihre Schalen fest verschließen, machen den Vögeln viel zu schaffen: der Reiher weiß sich da bald zu helfen: er verschluckt die Thiere ohne weiteres mit sammt der Schale und behält sie in seinem Magen, bis sie durch dessen eindringenden Saft getödtet sind und ihre Schalen klaffen; dann speit er sie wieder aus und frißt die weichen Theile. Krähen nehmen sie hoch mit in die Luft und lassen sie auf Steine herabfallen, sodaß die Schalen zertrümmert werden. Aehnlich verfährt nach den Beobachtungen Krüger's der Lämmergeier mit großen Markknochen und Schildkröten, und vielleicht hielt jener Adler, der den Thales durch eine herabgeworfene Schildkröte tödtete, den glänzendkahlen Schädel des Philosophen für einen großen, extra harten Stein.

Auch das Sammeln in Scheuern ist, entgegen dem Bibelwort, wie früher schon bemerkt, eine in der Vogelwelt weitverbreitete Erscheinung; unsere Spechtmeisen sind in den Tagen des Ueberflusses, wenn die Haselsträuche voll Nüsse hängen, darauf bedacht, wie in Grönland die Schneehühner, für den langen Winter, die Zeit der magern Küche, zu sparen und legen sich in Baumlöchern Magazine an. Der Tannenheher sammelt oft bedeutende Quantitäten von Arvenkernen ein, und unser Nußheher ist, ein so leichtsinniger Patron und Augenblicksvogel er sonst auch scheint, gleichfalls ein kluger Hausvater, denkt an die Wahrheit des Sprichworts: „Spare in der Zeit, dann hast du in der Noth", und trägt Eicheln ein zum Wintervorrath; freilich passirt es ihm dabei manchmal, daß er seine Schätze vergißt oder daß ihm die Eichhörnchen darüber kommen! Am wunderbarsten in dieser Hinsicht ist indessen, was Saussure von einem Specht des südlichen Nordamerika, dem Kupferspecht (Colaptes mexicanus), erzählt, so wunderbar, daß man eher glaubt eine Mark Twain'sche Schnurre als den Bericht eines ernsten und gewissenhaften Forschers zu lesen. Die Seiten des erloschenen Vulkankegels Pizarro in Mexico sind während der klaren, dürren Wintermonate jener Gegenden bestanden mit den bis ins Mark verdorrten, hohlen Schäften vorjähriger Agavenblüten, über die hin und wieder ein Yuccabaum spärlichen Schatten verbreitet. Hierher kommen zur Zeit der Eichelreife zahlreiche Scharen jener Vögel mit Eicheln, die sie von weit her, wol viele Kilometer weit im Schnabel herbeischleppen müssen, da in größerer Nähe kein Eichbaum wächst. Sie bohren nun, von unten beginnend, mit ihrem geschickten Schnabel in kurzen Abständen Löcher in die hohlen Schäfte, eins nach dem andern, und füllen durch dieselben den innern Hohlraum, der im allgemeinen gerade weit genug ist, eine Eichel aufzunehmen. So liegen, wenn der Speicher gefüllt ist, in dieser Markröhre die Eicheln hintereinander gereiht, wie die Perlen eines Rosenkranzes. Kommt nun die Zeit, wo Schmalhans Küchenmeister ist, so eilen die eigentlich insektenfressenden Spechte zu ihren Speisekammern, holen sich die Eicheln hervor und fliegen mit ihnen zu den Yuccabäumen, in deren Rinden sie runde Löcher meiseln, gerade groß genug, die Eicheln, wie ein Eierbecher ein Ei, aufzunehmen, hämmern die eingeklemmte Frucht auf und genießen behaglich, was sie mit kluger Vorsorge sich gespart. Saussure

betont ausdrücklich, daß die betreffenden Eicheln gesund und nicht mit Maden besetzt sind, während nach neuern Beobachtungen Jackson's dies bei denen, die ein anderer, ein californischer Specht (Melanerpes formicivorus) in den Spalten der gelben Kiefer aufspeichert, wol der Fall ist. Im Herbst sind solche Eicheln leichter und in größerer Anzahl zu finden, als im folgenden Frühjahr, wenn der Vogel Junge hat, zu deren Aufzucht er jene Maden, wahrscheinlich die feisten Larven gewisser Rüsselkäfer, verwerthet.

Andere Vögel blicken weniger weit in die Zukunft und errichten nur für kürzere Zeit Magazine: die Schleiereule beschafft sich, nach Naumann, mit feinem Vorgefühl schlecht Wetter ahnend, einen Vorrath von Mäusen, damit sie in den nächsten stürmischen Nächten, in denen eine Jagd erfolglos und unthunlich sein würde, etwas zu beißen hat. Wenn unser rothrückiger Würger mehr erbeutet, als sein augenblicklicher Appetit bewältigen kann, so legt er sich den Ueberschuß zurück und spießt junge Vögel, Fröschlein und Kerbthiere auf Dornen auf, weshalb er denn auchOrndreher oder, da das Volk glaubt, daß die Zahl seiner Schlachtopfer immer neun sei, Neuntödter genannt wird. Es ist sonderbar, daß ein Vetter dieses Würgers, Collurio Smithii, in dem dornenreichen Afrika auf eine andere und schwierigere Methode verfallen ist, indem er kleinen Vögeln und Reptilien, die für seinen augenblicklichen Hunger zu viel sind, das eine Ende einer feinen elastischen Pflanzenfaser kunstgerecht um den Hals legt, das andere aber sehr fest um ein Zweiglein windet, und sich so eine Vorrathskammer in der etwas ungewöhnlichen Gestalt eines Galgens anlegt.

Aber nicht blos kleinere specielle Eigenthümlichkeiten, nebensächliche Episoden sozusagen des Vogellebens werden durch die Art des Erwerbes und der Beschaffenheit der Nahrung bedingt; auch größere und fundamentalere Züge desselben, die Wanderungen, die Verbreitung, viele Momente der Fortpflanzungsgeschichte sind in letzter Instanz theilweise auf sie zurückzuführen. Meist ist man zu sehr geneigt, den Wandertrieb, auf dessen Einzelheiten weiter einzugehen hier nicht die Stelle ist, direct auf klimatische Ursachen zurückzuführen und zu glauben, daß die periodisch wiederkehrende Rauheit und Kälte der Jahreszeit unsere beschwingten Sommergäste aus der Heimat verbannen, in die zurückzukehren ihnen erst eine wieder eintretende günstigere Witterung und gesteigerte Wärme gestatte. Das ist ein Irrthum: die kleinen Meisen und die anspruchslosen Zaunkönige, welche die versteckteſten Kerbthiere in ihren Winterquartieren und die kleinsten Insekteneichen zu finden wissen, auch ein Beerlein oder Körnchen nicht verschmähen, sie harren mitten unter Eis und Schnee munter bei uns aus; aber der stärkere und weit größere Kuckuck ist mit seinem enormen, hierzulande nur während der Zeit üppigsten Insektenlebens allenfalls zu stillenden Nahrungsbedürfniß gezwungen, schon sehr zeitig wieder nach dem Süden zu ziehen; der große Würger ist in Europa ein Standvogel und streift nur gelegentlich und um dem grimmigsten Nothstand aus dem Wege zu gehen, während seine drei einheimischen Vettern als echte Zugvögel erst im Mai erscheinen und im August bereits von dannen reisen; aber jener ist groß und stark genug, andere erwachsene Vögel und Mäuse zu übermannen, findet also jahraus jahrein einen, wenn auch nicht immer gleich reichlich gedeckten Tisch;

diese hingegen haben eben Kraft genug, außer größern Kerbthieren, die ihre eigentliche Nahrung bilden, etwa ein junges Wirbelthier, ein Fröschlein, Mäuschen oder Vögelchen zu bewältigen, und sie müssen uns verlassen, wenn mit dem Sommer zugleich diese Kost ein Ende hat. Die Rabenkrähe, ein abgefeimter Galgenvogel, dem alles, was nur irgendwie genießbar ist, zur angenehmen Schnabelweide dient, läßt sich des Winters Sturm und Unbill nicht anfechten, ihre Base hingegen, die Saatkrähe, deren Speisezettel weit beschränkter ist, würde die kalten Monate wegen Mangels geeigneter Nahrung in genügendem Maße kaum zu überdauern im Stande ein; daher zieht sie es vor, mit Erscheinen des Herbstes in großen Schwärmen über die Alpen und Pyrenäen nach den futterreichern Gefilden Südeuropas und Nordafrikas zu wandern.

Während diese flüchtigen Hinweise auf den Zusammenhang, der zwischen den regelmäßig wiederkehrenden, alljährlichen Wanderungen der Vögel und dem Vorhandensein ihrer Kost besteht, genügen mögen, sei es gestattet, bei der Beobachtung der Verbreitung und der accidentellen Wanderungen dieser wundervollen Geschöpfe, soweit in den Nahrungsverhältnissen ihre Ursachen liegen, etwas länger zu verweilen.

Es ist klar, eine Thierart kann nur da leben und gedeihen, wo die gewohnten Mittel zum Leben oder doch den gewohnten in jeder Beziehung möglichst ähnliche vorhanden sind; wo diese fehlen, kann sie keinen festen Fuß fassen; oder sie muß sich den neuen Verhältnissen anpassen, sich in ihren Lebensgewohnheiten und in ihrer Organisation nach und nach ändern und so mit der Zeit selbst eine andere, eine neue werden; wo indessen der gewohnte Lebensunterhalt in gewohnter Menge und zu gewohnter Zeit geboten ist, wird sie leicht heimisch werden und einer innern und äußern Veränderung und Umgestaltung, sie sei denn durch andere Factoren verursacht, nicht unterliegen.

Wenn wir uns nun die Frage stellen, welche Geschöpfe wol, welche Vögel in unserm concreten Falle, unter so bewandten Umständen die besten Chancen für eine möglichst große Verbreitung haben, so wird die Antwort lauten, einmal diejenigen, welche, wie etwa die echten Raben (Corvus), die echten Drosseln (Turdus) und eigentlichen Würger (Lanius), in der Wahl ihrer Nahrung am wenigsten peinlich sind, und dann solche, deren Lebensmittel selbst eine weite Verbreitung haben; je stricter hingegen sich ein Vogel an eine ganz besondere Art von Futter anpaßt und je beschränkter deren Verbreitungskreis ist, um so kleiner wird auch der Bezirk seines Vorkommens sein. Dies gilt nicht nur für Arten, es gilt in weiterm Umfang für Gattungen und Familien, und es ist nicht zu verkennen, daß sehr weit verbreitete Vögel, wenn sie sich nicht etwa als brillante Flieger, wie die Schwalben, Ziegenmelker, Segler, Kuckucke, Tauben u. s. w. hervorthun, auch häufig Standvögel sind und aus denselben Ursachen. Am gleichmäßigsten unter allen Klimaten und zu allen Jahreszeiten kommen Wirbelthiere vor, namentlich Fische und von Landbewohnern kleinere Säugethiere, die zugleich auch viel weniger weitgehende und voneinander abweichende Sonderanpassungen, denen ein Verfolger sich seinerseits wieder anpassen müßte, aufweisen als etwa die Insekten; nächst

ihnen zeigen gewisse wirbellose Bewohner des süßen wie des salzigen Wassers, hier namentlich aber die Uferbewohner innerhalb der Gezeitengrenzen eine sehr große Uebereinstimmung in allen Theilen der Erde. Von Landwirbelthieren ernähren sich die Raubvögel, soweit sie nicht zu der an das häufige Vorkommen größerer Säugethiere und sozusagen an eine ungeordnete Verwaltung der Straßenpolizei, secundär natürlich, gebundenen Familie der Aasfresser gehören; von ihren vier Familien haben drei ganz oder fast kosmopolitische Gattungen, ja was bei Landvögeln sehr selten ist, drei nur in sehr kleinen Gebieten der Erde fehlende Arten, nämlich den Wanderfalken, die Schleiereule und den Fischadler (Pandion haliaëtus), der von Fischen sowol des süßen wie des salzigen Wassers lebt. Fische und andere Wasserthiere bilden mit wenig Ausnahmen die Nahrung der großen Vogelgruppen, die man als Stelzvögel und Schwimmvögel bezeichnet und von den 17 Familien der erstern sind 4 ganz und 1 fast kosmopolitisch, während von den 8 Familien der letztern, die allerdings zum Theil zu den hervorragenden Fliegern gehörten, nur 3 keine universelle Verbreitung haben, und beide große Gruppen weisen mehr, fast auf der ganzen Erde vorkommende Gattungen (18 von 96 und 11 von 79) auf als alle übrigen Vogelfamilien zusammengenommen, wobei man allerdings nicht übersehen darf, daß viele dieser Gattungen, namentlich unter den entenartigen Vögeln, auf sehr schwachen Füßen stehen.

Es ist sehr interessant, daß auch aus den andern Vogelordnungen gerade diejenigen, welche in sehr hohem Grade auf Fischerei angewiesen sind, eine sehr weite Verbreitung haben: so sind die Eisvögel Kosmopoliten, und ganz besonders weit verbreitet ist die Gattung Ceryle, welche nach Brehm „die stärksten, gewandtesten und demzufolge auch die raubgierigsten Mitglieder der Familie umfaßt“ und nur in Australien, Madagascar, Europa und dem nördlichen Asien keine Vertreter hat. Auch die wenigen (9), nicht sehr voneinander abweichenden Arten der Wasseramseln, die ganz ähnlich wie die echten Eisvögel leben, haben eine sehr weite Verbreitung, soweit es kühle, klare und rasche Gebirgsbäche gibt. Die Rohrsänger, die echte Sumpfvögel sind, und die Pieper, von denen zum Theil dasselbe gilt, bewohnen einen, für Singvögel ungeheuer großen Theil der Erde und sie ernähren sich, wenn auch nicht durch Fischerei, so doch hauptsächlich von Insekten, die als Larven an das Wasser gebunden sind, und von Ufermollusken, z. B. der Bernsteinschnecke (Succinea), einem Weichthiergeschlecht, dessen Arten von Grönland bis Chiloe, Australien und zu den Fidschiinseln verbreitet sind und selbst auf so isolirten Inseln wie St.-Helena nicht fehlen.

Von geringerm Umfange ist der Verbreitungsbezirk derjenigen Vögel, die sich hauptsächlich von wirbellosen Landbewohnern, also namentlich von Gliederthieren ernähren; ihr Vorkommen hängt, ähnlich wie bei Pflanzenfressern, wenn auch indirect, so doch meist innig mit Vegetationsverhältnissen zusammen und es scheint, daß die Formen unter ihnen, die sich wie Meisen, Zaunkönige und Spechte von Insekten im Zustande der Ruhe, also als Eier und Puppen, oder von versteckt, etwa im Holze lebenden und nur geringer Ortsveränderung fähigen Larven ernähren, die weiteste Verbreitung haben und, da in einer von diesen Formen bei weitem die meisten Kerbthiere überwintern, in gemäßigten Klimaten auch Standvögel sind.

Je mehr ein Vogel aber auf die Imagines besonders der fliegenden Insekten angewiesen ist, in einem um so höhern Grade kann er nur in warmen Ländern Standvogel bleiben; er muß als Bewohner kälterer Länder, wenn er gelegentlich vegetabilische Kost verschmäht, ein guter Flieger sein und ist dann wenigstens genöthigt, sich beim Eintritt der rauhen Jahreszeit und beim hierdurch bedingten Verschwinden seiner Nahrung auf jene zurückzuziehen.

In höherm Grade noch ist das Vorkommen der pflanzenfressenden Vögel durch ihre Nahrung bedingt, und es ist interessant, zu sehen, wie die Entfaltung der Pflanzenwelt eines Landes auf die Entwickelung seiner Ornis zurückwirkt: Afrika, soweit es nicht bewaldet oder Wüste ist, die europäisch-asiatische Steppe, die Prairien Amerikas sind bedeckt von Gramineen und andern Gewächsen mit mehlreichen Samen und sie sind die Wohnstätten von Scharen von Webervögeln, Lerchen, Ammern und andern Körnerfressern, deren zahlreiche Arten Scharen von Tausenden und aber Tausenden bilden; sie gehören in den nördlichen Zonen meist zu den Stand- und Strichvögeln, da ihr Futter ja auch im Winter zu finden ist. Beerentragende Pflanzen überziehen gesellschaftlich ausgedehnte Striche der nördlichen Gegenden und folgen, nach Süden vordringend, den kühlern Regionen höherer Gebirge, und in ihrem Gefolge finden wir überall, in den Tundren Sibiriens, auf den Abhängen des Himalaja und in den Anden Perus beerenfressende Vögel aus gleichen Gattungen. In den an Früchten so reichen Wäldern der Tropen, besonders Südamerikas ist weit über die Hälfte der eingeborenen Vögel, und zwar aus sehr verschiedenen Familien auf den hauptsächlichen, ja selbst ausschließlichen Genuß solcher Früchte angewiesen; etwas, das in einem gemäßigten Klima, unter dem die Entwickelung der Früchte an eine so kurze Zeit des Jahres gebunden ist, nicht möglich wäre. Aber auch die ausgedehnten nördlichen Nadelwälder der Alten und Neuen Welt haben ihre streng auf den Genuß ihrer Samen angewiesenen Bewohner aus der Vogelwelt, die Kreuzschnäbel, die in einem ebenso hohen Grade wie die tropischen Papagaien Baumthiere geworden sind.

In den gemäßigten Klimaten ist nun, mehr als in den tropischen, und zwar bedingt durch schwankende Witterungsverhältnisse localer Natur, auch das Gedeihen von Sämereien und Früchten, von Insekten und selbst Wirbelthieren, z. B. Mäusen ein schwankendes. Das eine Jahr kann in dieser Beziehung ein reiches, das nächste ein höchst armes sein; in der einen Localität großer, weitausgedehnter Territorien können einmal für die Entwickelung gewisser Producte besonders günstige Bedingungen geherrscht haben, während in benachbarten Gegenden, aus allerdings oft kaum zu erklärenden Ursachen, das Gegentheil der Fall war.

Solche Verhältnisse müssen naturgemäß mächtig auf die Vogelwelt zurückwirken: einmal werden eigentliche Standvögel durch Misrathen ihres Hauptfutters und durch eintretenden Nahrungsmangel überhaupt, aus ihren angestammten Quartieren vertrieben und gezwungen, als Streifvögel Gegenden, denen sie sonst fremd sind, aufzusuchen. Wenn im Norden und in den höhern Gebirgen die Zirbelnüsse misrathen, so zieht der Tannenheher, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, nach Süden und in die Thäler, und ist es ein Misjahr für den Birkensamen, so überziehen Scharen von nordischen Leinfinken Europa. Schneereiche, langdauernde

Winter führen eine ganze Anzahl solcher nördlicher und nordöstlicher Vögel nach Deutschland und tief nach Südwesteuropa hinab, und der abergläubische Landmann sieht in den ungewohnten Gästen die Boten kommenden Unglücks.

Auf der andern Seite lockt in ungewohntem Maße vorhandene Nahrung Vögel in ungewohnte Gegenden oder führt sie in seltener Menge zusammen: Naumann erzählt, wie sich einst auf dem Anger bei seiner Wohnung Disteln in so enormer Masse angesiedelt hatten, daß der sonst üppige Graswuchs stellenweise vollkommen verschwand; da hätten sich aber, angezogen von diesem ihrem Lieblingsfutter, gleich große Scharen von Distelfinken, und in den folgenden Jahren zur Reifezeit des Distelsamens noch größere eingestellt, und in wenigen Jahren seien durch diese Vögel alle Disteln ausgerottet worden. An einer andern Stelle berichtet der Großmeister deutscher Ornithologie, wie einmal in einem nur 30 Morgen großen Kiefergehölz gegen 100 Kuckucke sich herumgetrieben hätten, angelockt durch enorme Mengen der Nonnenraupen; oft ist es beobachtet worden, wie sich Sumpfohreulen in Gegenden, welche von Mäuseplage heimgesucht wurden, zu Tausenden einfanden.

Auch den Scharen wandernder Thiere schließen sich zahlreiche Vögel an: regelmäßig mit den Zugvögeln wandert der Wanderfalke, den Heringszügen folgen zahlreiche Fischfresser, allen voran der Tölpel (Sula bassana), dessen Erscheinen den Fischern als das sicherste Zeichen der Annäherung der Heringe gilt. Hinter den gelegentlich weit nach Westen vorrückenden Heuschreckenschwärmen sind Rosenstaare, kleine Falken und andere östliche Vögel her; mit dem Lemming, der bekanntlich bisweilen von einem unwiderstehlichen Wandertrieb befallen wird, reist die Schneeeule, ja, in den frühern langen und wilden Kriegen hatten die Heere neben Wölfen auch Geier und Raben im Gefolge, und ich habe noch von Augenzeugen erzählen hören, daß den Trümmern der großen Armee bei ihrem jammervollen Rückzug aus Rußland Krähen zu Tausenden nachgezogen seien. Wo ein Aas ist, sammeln sich die Krähen! Und eine Krähe fragt nicht danach, ob sie sich vom Leichnam eines Karrengauls oder eines französischen Generals sättigt. Manche Vögel dürften sich auch sonst dem Menschen, oder besser seinen Culturgewächsen, vielleicht auch seinen Hausthieren folgend ausgebreitet haben; namentlich werden meist mit dem Getreidebau und der Obstzucht manche fremdartige Erscheinungen in die deutsche Fauna hineingerathen sein.

Von höchster Bedeutung sind die Verhältnisse der Ernährung namentlich auch für das Fortpflanzungsgeschäft der Vögel: durch sie wird die Zeit des Brütens, die Zahl der Bruten und der Eier unter Umständen ganz wesentlich mitbestimmt. Wir sind gewohnt, die Ursache davon, daß unsere Vögel im Lenz zum Brüten schreiten, ebenso wie die ihrer Wanderungen und ebenso unberechtigt direct in klimatischen Einflüssen zu suchen: wir sprachen vom Erwachen der Natur, und es scheint uns ganz selbstverständlich, daß bei diesem Erwachen das obligate Vogelnestchen mit seinem zarten Inhalt nicht fehlt. Und doch hat die Jahreszeit mit der Fortpflanzung der Vögel unmittelbar kaum etwas zu thun, auch diese wird weit mehr durch das Vorhandensein geeigneter Nahrung in genügender Menge bestimmt!

In den warmen Ländern der Erde, in Aegypten schon, mehr noch auf Ceylon

und in Brasilien u. s. w., sind die Vögel wenig oder gar nicht an eine bestimmte Nistperiode gebunden; sie nisten vielmehr dann, wenn für die einzelnen Pärchen die günstigsten Ernährungsbedingungen eingetreten sind, und man findet Nester und Eier derselben Arten in jedem Monat! Ein schöner Falke Südgriechenlands (Falco Eleonorae) brütet zu einer für einen Raubvogel höchst ungewöhnlichen Zeit, nämlich im August, und hat im September Junge; aber das hat seinen sehr guten Grund. Während dieser Zeit findet in jenen Gegenden der Herbstzug besonders der Wachteln statt, die sich während des Sommers in den nördlichern Ländern hübsch herausmästeten, und dank ihrer Menge und ihrer Unbehülflichkeit kann dann der Falke seine Jungen am bequemsten und am reichlichsten ernähren, weit besser als etwa während des Frühlingszuges, den nach den Beobachtungen Erhardt's die Wachteln nicht einmal über Südgriechenland zu nehmen scheinen. In Nordamerika brütet ein Seidenschwanz (Bombicilla carolinensis), auch noch unter dem 40.° nördl. Br., erst im Juni; aber er füttert seine Jungen mit Beeren und Kirschen. Unser Kreuzschnabel hingegen fragt nichts nach Jahreszeit und Temperatur; er etablirt seinen Hausstand so gut mitten im Winter unter Eis und Schnee, wie im hohen Sommer, wenn nur genügende Nahrung für seine Kinder vorhanden ist. Ein anderer Vogel, der gleichfalls sehr unregelmäßig brütet, ist die Schleiereule, und man hat Nestjunge, selbst Eier von ihr im October und November gefunden, aber stets in solchen Jahren und in solchen Gegenden, die sich durch die Anwesenheit gewaltiger Massen von Feldmäusen auszeichneten.

Diese verhältnißmäßig nur wenigen Beispiele mögen genügen, zu zeigen, wie auch beim Vogel sich fast alles um die Ernährung dreht, wie diese nicht nur die Individuen und die Arten erhält, sondern auch von fundamentaler Bedeutung für ihren Bau, ihre Verbreitung, überhaupt für alle ihre Lebensgewohnheiten ist, und wie wir mit vollem Recht auch auf die Vögel das Scherzwort anwenden können: „Sage mir, was du ißt, und ich will dir sagen, wer du bist!“

Charles Bradlaugh und die Northampton-Frage.

Von

Leopold Katscher.

Während die parlamentarische Mandatsdauer im Vereinigten Königreich Großbritannien und Irland gesetzlich auf sieben Jahre festgestellt ist, kann der bekannte Abgeordnete Charles Bradlaugh sich rühmen, innerhalb der Mandatsfrist eines einzigen Parlaments nicht weniger als viermal gewählt worden zu sein; Ende November 1885 wurde er von seinem getreuen Wahlkreise, Northampton, getreulich ein fünftes mal gewählt, diesmal in das neue Parlament, das am 12. Jan. 1886 zusammengetreten ist. Daß Bradlaugh, auf dem Festlande irrthümlich als „Eidverweigerer" bezeichnet, seit 1880 fortwährend zu kämpfen hatte, um seine Zulassung ins Unterhaus zu erreichen, ist allgemein bekannt; auch weiß jeder deutsche Zeitungsleser, daß Bradlaugh am 13. Jan. 1886 endlich den Eid leisten und seinen Sitz einnehmen durfte. Allein klare Begriffe über die Natur und den Verlauf des in England zu großer Wichtigkeit angewachsenen Verfassungsstreites haben wol nur äußerst wenige. Darum dürfte eine lediglich auf Thatsachen beruhende, zusammenhängende Darstellung desselben willkommen sein, bei der die Welt- und Lebensanschauungen des Trägers der „Northampton-Frage" nach Gebühr aus dem Spiele bleiben sollen.

Daß Bradlaugh, als er sich in der genannten Stadt 1868, 1874 und 1875 um ein Parlamentsmandat bewarb, durchfiel, war begreiflich, denn er hatte es infolge seiner republikanischen, atheistischen und malthusianischen Bestrebungen mit allen maßgebenden Factoren verdorben. Fast die gesammte Presse sprach sich gegen ihn aus, und man setzte die seltsamsten Verleumdungen über ihn in die Welt, um ihm zu schaden. Dennoch erhielt er das erste mal fast 1100 Stimmen, das zweite mal, obgleich er damals in Amerika weilte, schon 1653, das dritte mal bereits 1766 Stimmen (blos um 405 weniger als sein erfolgreicher Gegner). Nach der Auflösung des Disraeli'schen Unterhauses im Frühling 1880 bewarb er sich abermals um die Gunst der Wähler von Northampton, und diesmal drang er trotz der angestrengtesten Gegenbemühungen seiner Feinde durch.

Nach diesem lange ersehnten Siege begannen seine Anschauungen ihm mehr Schwierigkeiten zu bereiten als je zuvor in seinem kampfreichen Leben. Mit dem Tage seiner Wahl fing der noch jetzt nicht ausgefochtene Streit an, von dem wir

sprechen wollen und der einerseits die gefährdete englische Rede- und Meinungsfreiheit, andererseits ein verletztes verfassungsmäßiges Recht betrifft.

Hätte alles den gewöhnlichen Lauf genommen, so wäre Bradlaugh nach Eröffnung der Session am Tische des Hauses erschienen, um den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Dann hätte man ihn aber einen Heuchler genannt, da er als Freidenker schwöre. Er glaubte jedoch, auf Grund des Eidgesetzes vom Jahre 1868 berechtigt zu sein, eine Erklärung an Eidesstatt abzugeben, und wandte sich daher an den betreffenden Hausbeamten mit dem Ersuchen, daß ihm dies gestattet werde. Er wollte den Eid am liebsten vermeiden und schrieb diesbezüglich an die „Times": „Während der Eid auch Worte enthält, die für mich leer und bedeutungslos sind, wurden und werden diese von einer großen Anzahl meiner Landsleute als Appell an die Gottheit, von ihrem Schwur Kenntniß zu nehmen, betrachtet. Es wäre von mir eine Heuchelei gewesen, freiwillig die Eidesform zu wählen, solange ich glaube, daß mir eine andere zu Gebote steht, oder den Eid ohne Protest abzulegen, sodaß es den Anschein haben könnte, als hätte der Eid in meinem Munde die Bedeutung eines solchen Appells." Dazu bemerkte das hochtoryistische John-Bull-Organ „Saturday Review": „ . . . Es ist wohlbekannt, daß viele Mitglieder des jetzigen und früherer Parlamente denselben Ansichten huldigen wie Bradlaugh; auch ihnen gilt jene Formel («So helfe mir Gott!») als leer. Aber sie hatten den Verstand oder den guten Geschmack, ihre Ungläubigkeit nicht an die große Glocke zu hängen." Was soll man zu dieser offenen Vertheidigung der Heuchelei oder Bequemlichkeitsliebe und dieser versteckten Misbilligung der Ehrlichkeit und des Ueberzeugungsmuthes sagen?!

Das Haus wählte zur Entscheidung über Bradlaugh's Gesuch einen Ausschuß, der sich mit einer Mehrheit von einer Stimme gegen dasselbe aussprach. Als er nun sah, daß ihm die Alternative, den Eid zu vermeiden, nicht mehr offen stand, war er bereit, den Schwur nach Vorschrift zu leisten. Man kann ihm nicht vorwerfen, er sei inconsequent gewesen, denn er hatte sich niemals direct geweigert, zu schwören; er hätte den Eid nur, wie gesagt, gern vermieden. Er hat nie behauptet, der Eid habe überhaupt gar keinen Sinn für ihn; er meinte blos, derselbe sei für ihn nicht bindender als eine Ehrenerklärung; er betrachtete nur die Form als leer, während er den Kern für bindend hielt. Er sagte in dieser Beziehung im Hause: „Der Eid wird für meine Ehre und mein Gewissen vollkommen bindend sein. Obgleich ich das Recht, hier zu sitzen, sehr hoch schätze, würde ich keinerlei Eid oder Ehrenerklärung aussprechen, wenn der Kern für mich nicht vollständig bindend wäre." Sir Henry Drummond Wolff beantragte, Bradlaugh den Eid nicht ablegen zu lassen; doch wurde die Sache auf Gladstone's Vorschlag einem zweiten Ausschuß zugewiesen, der sich dahin äußerte, daß seiner Ansicht nach die Beeidigung im vorliegenden Falle unzulässig sei, daß es sich aber empfehle, Bradlaugh affirmiren zu lassen, auf seine eigene Verantwortung, denn es stände jedermann frei, die Gesetzmäßigkeit der Ehrenerklärung gerichtlich auf die Probe zu stellen. Statt sich nun mit diesem vernünftigen Auswege zu befreunden, nahm das Plenum des Hauses den Antrag eines Erztoryisten an, Bradlaugh weder die Eidesleistung noch die Abgabe einer feierlichen Erklärung zu gestatten.

Die Aufregung im Hause war gewaltig, stieg aber noch bedeutend, als der Vielgeplagte trotz dieses Parlamentsbeschlusses tags darauf erschien, um den Eid abzulegen und seinen Sitz einzunehmen. Das Haus forderte ihn durch den Mund des Sprechers auf, sich zu entfernen. Er „weigerte sich dessen achtungsvoll", weil „der Befehl des Hauses ungesetzlich" sei, worauf er von der Hauspolizei ins Parlamentsgefängniß abgeführt wurde. Als er am nächsten Tage entlassen wurde, drohte er, wiederzukommen. Die Drohung, sowie die zahlreichen Petitionen und die telegraphisch einlangenden Resolutionen der in allen Gegenden des Reiches abgehaltenen Entrüstungsmeetings bewogen den Premierminister, etwas in der Sache zu thun. Er beantragte demgemäß im Hause, den Vorschlag des zweiten Ausschusses anzunehmen. Nach einer mehrtägigen Debatte faßte das Haus am 2. Juli 1880 folgenden Beschluß: „Jeder zum Mitglied dieses Hauses gewählten Person, die im Sinne des Gesetzes zur Abgabe einer feierlichen Erklärung an Eidesstatt berechtigt zu sein glaubt, soll es in Zukunft gestattet sein, in der Form, die in der ... Acte vorgeschrieben ist, eine feierliche Erklärung abzugeben und zu unterschreiben."

Darauf hin affirmirte Bradlaugh und nahm seinen Sitz ein; letzteres that er auch bei Eröffnung der nächsten Session (1881). Aber ein reactionäres Parlamentsmitglied ließ durch einen obscuren Krämer das Gesetz auf die Probe stellen und die Gerichte entschieden gegen die Berechtigung Bradlaugh's, eine Erklärung an Eidesstatt abzugeben. Daraus folgte nothwendig, daß er im Parlament nicht sitzen dürfe, ohne zu schwören. In der Eidesacte von 1866 heißt es nämlich: „Wer im Hause sitzt und stimmt, ohne den vorgeschriebenen Eid geleistet und unterschrieben zu haben, ist mit 500 Pfd. St. zu bestrafen", und ferner, die gerichtliche Nichtanerkennung jener Berechtigung ziehe die Erledigung des betreffenden Mandats nach sich. Selbstverständlich mußte für Northampton eine Neuwahl ausgeschrieben werden. Die über die willkürliche Verletzung ihrer politischen Rechte, über die mittelbare Bevormundung ihres Seelenheils durch eine vorurtheilsvolle Unterhausmajorität erbitterten Wähler von Northampton ließen es sich natürlich nicht nehmen, Bradlaugh wiederzuwählen. Bigotte Fanatiker machten die wildesten Anstrengungen, dies zu verhindern. Ein gewisser Varley veröffentlichte eine Broschüre unter dem Titel: „Beweis, daß Bradlaugh durchaus unfähig ist, im Parlament zu sitzen", worin er dies freilich nicht „beweist". Andererseits haben anläßlich der Ausschreibungen der Neuwahl viele hervorragende Personen und Blätter, die früher durchaus gegen ihn waren und auch jetzt noch absolute Gegner seiner Anschauungen sind, nicht umhin können, die Gerechtigkeit seiner Sache in dem vorliegenden Fall und sowol seine guten Eigenschaften als auch die maßvolle, ruhige Würde und Loyalität seiner Haltung im Hause, in den zwei Ausschüssen und vor den Wählern anzuerkennen und die ihm durch das „Aufdieprobestellen des Gesetzes" widerfahrene Unbill zu rügen. Hatte er sich doch während seiner kurzen activen Theilnahme an der Thätigkeit der Volksvertretung keineswegs als der „wilde, selbstsüchtige Demagog" erwiesen, zu dem Hetzer à la Varley und Consorten ihn gern gestempelt hätten!

Er wurde, wie gesagt, wiedergewählt und versprach, thunlichst bald einen

Gesetzentwurf einzubringen, wonach es jedem Mitglied nach Belieben erlaubt sein solle, eine Erklärung an Eidesstatt abzulegen. Am 26. April 1881 erschien er am Tische des Hauses, übergab dem competenten Beamten sein Wahlprotokoll und nahm von ihm die Bibel entgegen, um als neues Mitglied den vorgeschriebenen Schwur zu leisten, als sich plötzlich Sir Stafford Northcote, der unter Lord Beaconsfield Finanzminister war, erhob, um gegen die Beeidigung des Vertreters von Northampton zu protestiren. Statt nun das Gesetz zu wahren und diese ordnungswidrige Unterbrechung zurückzuweisen, bemerkte der Vorsitzende: „Wenn ich nicht irre, so gedenkt das Mitglied für Nord-Devon dem Hause einen Antrag zu stellen, der eine Formsache betrifft. Bevor der sehr ehrenwerthe Baron dies thut, halte ich es für angemessen, zu constatiren, daß das Mitglied für Northampton eingeführt worden und jetzt an den Tisch des Hauses getreten ist, um den vom Gesetz vorgeschriebenen Eid in der herkömmlichen Form zu leisten. Er ist, um seinen Sitz einnehmen zu können, bereit, sich jeder Vorschrift des Gesetzes zu fügen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen sollte ein so regelrechter Vorgang zweifellos nicht unterbrochen werden; allein in Anbetracht einer frühern Resolution des Hauses und mit Rücksicht auf die Ausschußberichte in dieser Angelegenheit kann ich dem Hause die Möglichkeit nicht entziehen, über die neuen Umstände, unter denen der Eid jetzt abgelegt werden soll, ein Urtheil zu fällen.“ Der Unterbrecher schlug nun vor: „In Anbetracht einer Resolution des Hauses vom 23. Juni 1880 möge es Bradlaugh nicht gestattet werden, den Eid abzulegen.“ Dieser Antrag wurde mit einer geringen Majorität zum Beschluß erhoben, sodaß Bradlaugh nunmehr weder affirmiren noch schwören konnte, mithin außer Stand gesetzt war, seinen politischen Rechten und Pflichten Genüge zu leisten. Mit vollem Recht erklärte er diesen Beschluß für ebenso ungesetzlich wie die denselben hervorrufende Unterbrechung, und verlangte, zum Schwur zugelassen zu werden, worauf das Haus beschloß, er müsse sich entfernen. Als er dies ablehnte, wurde die Sitzung aufgehoben. Tags darauf erschien er abermals und bestand auf der Erfüllung der Vorschriften, zog sich aber sofort zurück, als das Haus versprach, baldigst einen von der Regierung einzubringenden Gesetzentwurf in der Eidfrage in Behandlung ziehen zu wollen.

Der Präsident des Hauses der Gemeinen lud eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, als er die Unterbrechung der Beeidigung Bradlaugh's durch Sir Stafford Northcote gestattete. Aus diesem Fehler sind alle spätern Verlegenheiten des Hauses, von denen wir alsbald sprechen werden, hervorgegangen. Da das Verfahren, wie er selbst anerkannte, dem Gesetz entsprach, Bradlaugh sich also keiner ungesetzlichen Handlung schuldig machte, hatte der Speaker kein Recht, die Unterbrechung zu gestatten. Obgleich er zugab, daß Bradlaugh eidberechtigt sei, machte er sich, in Verkennung seiner Befugnisse, zum Werkzeug einer Majorität, während es seine Pflicht gewesen wäre, das neutrale Organ des ganzen Hauses zu bleiben.

An das Unrecht des Speakers reiht sich dasjenige des Hauses. Dieses war durchaus nicht berechtigt, zu beschließen, Bradlaugh dürfe nicht schwören. Es hat überhaupt keinerlei gesetzlich gewährleistetes Recht, in einer solchen Sache abzustimmen. Hierüber sind hervorragende Kenner der Verfassung selbst auf gegne-

rischer Seite mit Bradlaugh einig. Das Haus ist vor dem Gesetz gar nicht competent, die eidliche Competenz seiner eigenen ordnungsgemäß gewählten Mitglieder zu beurtheilen; es ist eigentlich gar keine richterliche, zur Entgegennahme von Eiden berechtigte Behörde. Mit voller Richtigkeit erklärte Gladstone in der Sitzung vom 22. Juni 1880: „Vor dem Gesetz und im Sinne der Verfassung hat das Haus überhaupt keine Jurisdiction." Es erfreut sich hinsichtlich der Beeidigung seiner Mitglieder blos einer untergeordneten, mittelbaren Stellung. Früher ist der Parlamentseid auch gar nicht in die Hände eines Beamten des Hauses, sondern in die eines von der Kronexecutive ernannten Würdenträgers, „High Steward" genannt, abgelegt worden; oft war das Haus während der Beeidigung nicht einmal in formeller Sitzung versammelt, und kein in den letzten Jahrhunderten geschaffenes Gesetz hat dem Hause die Beeidigungsbefugniß übertragen.

Man drehe die Sache wie man wolle, man kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß durch eine zufällige Vereinigung von hauptsächlich durch religiöse oder persönliche Antipathien bestimmten Männern ein arger Verstoß gegen die Verfassung begangen worden ist. Bradlaugh ist also durch einen bloßen Zufall, dessen weittragende Folgen niemand vorhersehen konnte, in einer Art Verfassungsschlinge gefangen worden. Diese Lage, an der er gänzlich unschuldig ist, hat er seiner Offenheit und Ehrlichkeit, seiner gewissenhaften und vernünftigen Anschauung über die Natur des Eides, sowie dem Umstande zuzuschreiben, daß die Abgabe einer Erklärung an Eidesstatt zulässig zu sein schien; für diese Zulässigkeit sprachen sich unter andern auch der Oberstaatsanwalt und der Generalprocurator aus, und durch die Resolution vom 2. Juli 1880 gab ja das Haus selbst die Möglichkeit dieser Zulässigkeit zu. Setzen wir aber den Fall, das Haus sei wirklich berechtigt, über die Beeidigung seiner Mitglieder zu verfügen, so entsteht noch immer die Frage, ob die Gründe, aus denen Bradlaugh's Beeidigung sistirt wurde, gesetzlich stichhaltig sind. Auch dies muß verneint werden; denn kein Gesetz sagt, daß Atheisten, wenn sie ordnungsmäßig gewählt werden, keinen Eid ablegen dürfen. Daß Bradlaugh früher affirmirte, kommt logisch und juristisch nicht in Betracht. Aber, wenden die Gegner ein, moralisch wäre es ein Unrecht, wenn er schwören würde. Darauf ist zu antworten, daß dieser Standpunkt ein ganz falscher ist; denn die Behauptung, daß jemand nicht schwören darf, weil er erklärt hat, ein Eid binde ihn nicht mehr als eine Affirmation, könnte, wenn daran festgehalten würde, nur zur Folge haben, daß atheistische Parlamentsmitglieder in Zukunft ihre Gefühle verbergen und den Eid ablegen würden, ohne sich der offenen Ehrlichkeit Bradlaugh's zu befleißigen; und wäre das nicht eine weit größere Profanirung des Schwures als die, welche nach der Ansicht der Fanatiker des Parlaments sich Bradlaugh durch seine Aufrichtigkeit zu Schulden kommen läßt? Und wenn diese Fanatiker ihm schon nicht die Beeidigung gestatten wollten, damit der Schwur nicht profanirt werde, warum haben sie die Einbringung des die Affirmation erlaubenden neuen Gesetzentwurfs, welcher der Profanirung des Eides durch Atheisten auf immer ein Ende gemacht hätte, nicht lieber beschleunigt, statt sie mit allen möglichen Mitteln zu verhindern? Und wozu haben sie ihn, als er, statt den Eid zu „profaniren", affirmirt, vor Gericht gebracht? Dadurch zwangen sie ihn ja eben, sich zu der gefürch-

teten „Profanirung" zu melden! Die Wahrheit ist, daß seine Ausschließung auf den bigoten Vorurtheilen seiner Feinde beruht. Es ist eine große Schmach für den englischen Parlamentarismus, daß heutzutage noch immer die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein ordnungsmäßig gewähltes Mitglied einzig und allein um seiner religiösen Ansichten willen aus der Volksvertretung soll gestoßen werden können.

Als Bradlaugh sah, es sei keine Aussicht vorhanden, daß das Haus eine Eidbill in Berathung ziehe, erschien er am 10. Mai abermals am Tische, um zu schwören. Jetzt beschloß das Haus: „die Hauspolizei halte Bradlaugh dem Hause so lange fern, als er sich nicht verpflichtet, die Verhandlungen desselben nicht mehr zu stören". Hierauf wurde er gewaltsam aus dem Hause entfernt. Tags darauf richtete er an den Speaker ein Schreiben, worin er das Verfahren des Hauses als ungesetzlich und beispiellos hinstellte und dagegen protestirte, und am 14. Juli — als die Regierung bereits officiell erklärt hatte, die Eidbill könne in dieser Session nicht mehr berathen werden — kündigte er dem Vorsitzenden und allen Beamten des Hauses der Gemeinen schriftlich seine Absicht an, sich am 3. Aug. abermals einzufinden, um seinen Sitz einzunehmen. „Sollte mir . . . Gewalt entgegengesetzt werden", fügte er hinzu, „so wäre das eine ungesetzliche Handlung, eine Ruhestörung, eine Verletzung der Rechte der Wähler und der Parlamentsgebräuche. . . . Sollte ich durch physische Gewalt verhindert werden, den Vorschriften des Gesetzes nachzukommen, so würde ich, in Vertheidigung meines gesetzlichen Rechtes, der ungesetzlichen Gewalt Widerstand leisten und dieselbe zu überwinden versuchen." Mittlerweile hielt er eine große Anzahl von Meetings in allen Theilen des Landes ab, erläuterte seine Situation und wurde überall mit Begeisternng aufgenommen. Außerdem fanden mehr als 500 Volksversammlungen statt, bei denen er nicht anwesend war, an einem einzigen Abend nicht weniger als 140, und viele waren von religiösen Körperschaften einberufen, die ehrlich genug waren, das Princip von der Person zu trennen. Hatte Bradlaugh nach seiner ersten Erwählung dadurch, daß er den Eid zu vermeiden suchte, der Sache der Religionsfreiheit — auf die Gefahr hin, die Begriffe der „Saturday Review" von „Verstand und gutem Geschmack" zu verletzen — einen großen und dankenswerthen Dienst geleistet, so erkannte die öffentliche Meinung jetzt an, daß er sich durch das Bestehen auf seinem verfassungsmäßigen Rechte, zu schwören und seinen Sitz einzunehmen, als Vertheidiger der politischen Freiheiten der Wähler gegen den kühnen und unbesonnenen Versuch des Parlaments, über den Willen einer Wählerschaft zu Gericht zu sitzen, zeige. Er sagte, daß er nicht ruhen werde, ehe die ihn ausschließende Resolution des Hauses aus dessen Protokollen gestrichen wird, wie dies im vorigen Jahrhundert mit einer, John Wilkes ausschließenden Resolution geschah, die nach 13 Jahren mit dem Zusatz gelöscht wurde: „weil sie den Rechten der gesammten Wählerschaft des Reiches zuwiderlief".

Bradlaugh hielt Wort. Am 3. Aug. erschien er wieder im Westminsterpalast. Sein Genosse in der Vertretung Northamptons, Labouchère, stellte einen Antrag auf Widerrufung der bösen Resolution, und man hoffte vielfach, derselbe werde

angenommen werden. Allein dies geschah nicht, und es kam zwischen Bradlaugh und anderthalb Dutzend Hauspolizisten zu einem argen Handgemenge; Bradlaugh wurde aus dem Weichbild des ganzen Parlamentsgebäudes geschleppt und mußte infolge einer eintretenden Armlähmung mehrere Wochen hindurch das Zimmer hüten. Das Haus hatte sich nicht dazu entschließen können, die falsche „Würde" abzulegen.

Daß Bradlaugh seinen Sitz mit Gewalt erringen wollte, statt sich auf den Kampf mit Wort und Schrift zu beschränken, hatte seinen Grund wol darin, daß Wort und Schrift nicht so mächtig sind wie das Aufsehen, das im Gefolge von Gewaltsamkeiten einhergeht. Wahrscheinlich wollte er durch sein physisches Eingreifen die Erledigung beschleunigen. Dies gelang ihm aber nur in geringem Maße.

Nach den widerwärtigen, gänzlich unerhörten Auftritten vom 3. Aug. stieg die Aufregung der öffentlichen Meinung so hoch, daß der Premier, der übrigens von jeher für die Zulassung Bradlaugh's war, schon nach fünf Tagen eine Interpellation dahin beantwortete, daß, falls der Vielangefochtene „in der nächsten Session abermals erscheint, um den Eid zu leisten, die Regierung es für ihre Pflicht halten wird, die Frage in Betracht zu ziehen, wie der Streit zu schlichten sei". Bradlaugh verfehlte natürlich nicht, zu erscheinen; am 7. Febr. 1882 wollte er am Tisch des Hauses den Eid ablegen, aber Sir Stafford Northcote war rasch mit seinem alten Unterbrechungsantrag zur Hand. Der Minister des Innern erklärte im Namen der Regierung, das Haus habe kein Recht, zwischen ein gesetzmäßig gewähltes Mitglied und den Eid zu treten. Nun erhielt Bradlaugh die Erlaubniß, an der Schranke zu sprechen. Er forderte Gerechtigkeit und verlangte die Einbringung einer Affirmationsbill, die jedem Parlamentsmitgliede die Wahl zwischen dem Eid und der Erklärung an Eidesstatt überlassen sollte. Um den Vorwürfen der Gegner, ein solcher Gesetzentwurf hätte nur den Zweck, ihn (Bradlaugh) ins Parlament zu bringen, zu begegnen, wünschte er, daß derselbe keine rückwirkende Kraft erhalte, und erbot sich, nach Annahme der Bill sein Mandat niederzulegen, wobei er doch nicht wissen könne, ob er wiedergewählt würde. Auch sonst enthielt die Rede ungemein viel Vernünftiges; sie war überhaupt eine rhetorische Leistung von höchster Meisterschaft, eine glänzende Mischung von Würde, Stolz, Selbstbeherrschung und geistreichem Spott, und stand im vortheilhaftesten Gegensatz zu den geräuschvollen, wüthenden, engherzigen Auslassungen seiner „frommen" Feinde. Es war verlorene Liebesmüh', die Mehrheit nahm den Northcote'schen Antrag an. Nachdem Bradlaugh der erstern Aufforderung des Speakers, sich zurückzuziehen, eine Weigerung entgegengesetzt, entfernte er sich auf die zweite Aufforderung.

Da die Regierung nicht das Versprechen gab, eine Affirmationsbill einzubringen, erklärte am 8. Febr. Labouchère, er wolle eine einbringen; allein sie wurde schon im Keime durch zwei conservative Abgeordnete „blokirt", d. h. von der parlamentarischen Behandlung ausgeschlossen. Labouchère's Frage, ob der Beschluß vom 7. Febr. nicht die Erledigung des Bradlaugh'schen Sitzes zur Folge habe, ver-

meinten die Kronjuristen. Niemand wußte, was geschehen solle oder werde. Da machte der Held des traurigen Lustspiels einen Staatsstreich echt dramatischer Natur. Am 21. desselben Monats beantragte Labouchère, daß für Northampton eine Neuwahl ausgeschrieben werde. Kaum war das ablehnende Ergebniß der Abstimmung über diesen Antrag verkündet worden, schritt Bradlaugh, der den Sitzungen von dem für unbeeidigte Mitglieder bestimmten Platze aus regelmäßig beiwohnte und sich auch sonst, bis auf die Theilnahme an den Berathungen und Abstimmungen, aller Vorrechte eines wirklichen Parlamentsmitgliedes erfreute — behenden Fußes zum Tisch des Hauses hinan, nahm aus der Tasche ein Neues Testament, ein Blatt Papier und einen Bleistift, sprach den für die Volksvertreter vorgeschriebenen Eid aus, küßte das Buch, unterschrieb sich auf dem Papier und sagte zum Vorsitzenden: „Ich habe hiermit den gesetzlichen Eid abgelegt." Nachdem er Buch und Schriftstück auf den Tisch gelegt, zog er sich bis zur Schranke zurück, um sofort wieder vorwärts zu gehen und einen Sitz im „eigentlichen Hause" einzunehmen.

All dies geschah so schnell und rief eine so große Ueberraschung hervor, daß niemand Zeit hatte, Bradlaugh zu unterbrechen. Nun aber brach ein Sturm von Entrüstung, Heiterkeit und Aufregung los. Der Speaker befahl Bradlaugh, sich zurückzuziehen; dieser gehorchte, kehrte aber unverweilt zurück und setzte sich auf einen andern Platz. Nochmals aufgefordert, zog er sich nun gänzlich zurück, jedoch nicht ohne Protest. Die jetzt folgende hitzige Debatte dauerte zwei Tage, und der verstockte Sünder steigerte den Zorn seiner Gegner dadurch bis zur Wuth, daß er auch am zweiten Tage einen Sitz im Hause einnahm und überdies sich an einer Abstimmung, die während der Berathung seiner eigenen Angelegenheit stattfand, betheiligte. Das Haus weigerte sich, ihn anzuhören, als er zu seiner Rechtfertigung sprechen wollte, und beschloß, daß Bradlaugh's Mandat infolge seines ungesetzlichen Verhaltens erledigt sei.

Das brachte die Sache um keinen Schritt vorwärts, denn schon nach einer Woche wurde der Verjagte in Northampton wiedergewählt. Diesmal wollte Northcote schlau sein, und darum beantragte er die Neubeschließung seiner Resolution vom 7. Febr. (Nichtzulassung Bradlaugh's zum Eid), noch ehe Bradlaugh Zeit hatte, sich zu melden. Trotzdem Gladstone bemerkte, eine solche Maßregel betreffe Bradlaugh weniger als seine Wähler, nahm das Haus den Northcote'schen Antrag an.

Da die Regierung ihr Versprechen, „in Betracht zu ziehen, wie der Streit zu schlichten sei", nicht gehalten und sich überhaupt fortwährend ungebührlich energielos benommen hatte — andernfalls wäre die Sache längst geregelt gewesen — war Bradlaugh es sich und seinem Wahlkreise schuldig, im Jahre 1883 weiteres zu veranlassen. Nach einer Massendemonstration, die er am 15. Febr. inscenirte, fuhr er zur Eröffnung der Session ins Unterhaus. Sein Erscheinen genügte, die Regierung endlich zu der formellen Ankündigung zu bewegen, sie werde schleunigst eine Affirmationsbill einbringen. Mit Zustimmung seiner Wählerschaft erklärte er, das Schicksal der Bill ruhig abwarten zu wollen. Er hielt Wort, und das Ministerium that dasselbe. Die dritte Lesung des Gesetzentwurfs rief eine außerordentlich heftige Debatte

hervor, die fünf der längsten Sitzungen ausfüllte. Der Kronanwalt betonte, daß kein bestehendes Gesetz irgendwen wegen seiner Ueberzeugungen in Religionssachen von der passiven Wählbarkeit ausschließt. Der Premier hielt eine seiner ausgezeichnetsten Reden zu Gunsten der Bill. Bradlaugh selbst wurde gestattet zu sprechen, und sein Speech gehörte unbedingt, das gestanden selbst viele Gegner zu, zu den glänzendsten rhetorischen und dialektischen Leistungen parlamentarischer Beredsamkeit. Mehrere Redner wiesen darauf hin, daß die dem Vertreter Northamptons feindlich gesinnte Majorität nunmehr Gelegenheit habe, die von ihr verpönte Entheiligung des Eides für die Zukunft unmöglich zu machen. Aber es zeigte sich, daß es den Conservativen sowie den Geistesschwachen unter den Liberalen gar nicht auf die Heiligkeit des Eides ankam; sie wollten ganz einfach Bradlaugh nicht im Parlament haben, weil er Lärm geschlagen hatte, und weil er als Atheist ehrlich genug gewesen war, aus seinen Ansichten nicht nur kein Hehl zu machen, sondern auch praktische Consequenzen aus ihnen zu ziehen. Logik und echtes religiöses Fühlen, Gerechtigkeit und christliche Liebe gingen den gegen Bradlaugh eingenommenen Gesetzgebern gänzlich ab. Man wollte den Eid lieber von allen andern ins Parlament gewählten und zu wählenden Atheisten (und gerade im letzten Unterhause saßen ihrer nicht wenige; ja, während der Behandlung der Affirmationsbill trat einer ein: John Morley) entheiligen lassen, als durch ein neues Gesetz dem einen verhaßten Gottesleugner Gelegenheit geben, den Eid nicht zu profaniren und dadurch seinen Sitz zu erlangen. Man konnte sich nicht entschließen, die Person von der Sache zu trennen; man betrachtete die Bill nicht als eine Maßregel im Interesse der Denkfreiheit und der praktischen Nützlichkeit für eine ganze Klasse — wie denn auch die Quäker längst affirmiren dürfen, und wie ja die Eidbestimmungen auch zu Gunsten der Katholiken und der Juden abgeändert worden sind — sondern als ein Mittel, Bradlaugh ins Parlament zu bringen. Daß sie gleichzeitig auch ein Mittel gewesen wäre, dem Hause über seine peinliche Lage hinwegzuhelfen, wurde ebenfalls außer Acht gelassen. Kurz, das Haus lehnte die Bill ab, freilich nur mit einer kläglichen Mehrheit von drei Stimmen und nur mit Hülfe der gegen den überaus irenfreundlichen Bradlaugh undankbaren Irländer, die einerseits zumeist bigot sind, andererseits grundsätzlich jede Gelegenheit zu ergreifen pflegen, der Regierung Niederlagen zu bereiten. Von welchem Geist die Verwerfer der Bill beseelt waren, geht daraus hervor, daß sie das Ergebniß der Abstimmung mit wildem Freudengeschrei, mit Hutschwenken und Luftsprüngen aufnahmen.

Die Stellung des Hauses zu Bradlaugh war jetzt die folgende: Es gab zu, daß er gesetzmäßig gewählt sei, aber es erlaubte ihm nicht, seinen Rechten und Pflichten Genüge zu leisten. Es schien ihm zu sagen: „Wir lassen dich nicht schwören, aber auch nicht affirmiren. Auch wollen wir keine Maßregeln treffen, die dir den Einlaß erleichtern könnten. Aber an deiner Stelle soll auch kein anderer sitzen, denn wir haben nicht das Recht, dein Mandat für erledigt zu erklären. Wir schaffen für dich eine halbe, vage Stellung und berauben deinen Wahlkreis seiner gesetzlichen Vertretung. Und wir sind nicht gesonnen, Wandel zu schaffen."

Was war da zu machen? Einen Tag nach der Ablehnung forderte Bradlaugh den Präsidenten auf, ihn zum Eid zuzulassen. Dies wurde abgelehnt; wohl aber durfte Bradlaugh von der Schranke aus eine Ansprache halten, die jedoch ebenso wenig Erfolg hatte wie die drei frühern. Nun wurde abermals die bekannte Northcote'sche Resolution vom 7. Febr. 1882 angenommen. Und als es am 9. Juli an den Tag kam, daß der „Ungläubige" dem Cabinetschef geschrieben hatte, er werde sich bald wieder zur Beeidigung melden, fügte das Haus den weitern Beschluß hinzu, daß der Ordnungsbeamte (Sergeant-at-arms) „Herrn Bradlaugh vom Hause fern zu halten habe, bis er sich verpflichte, dessen Ruhe nicht zu stören".

Jetzt versuchte Bradlaugh sein Glück bei Gericht. Er verlangte von den Richtern, daß sie dem Sergeant-at-arms verbieten, gegen ihn Gewalt anzuwenden. Er wurde abgewiesen, weil dieser Beamte nur das unbedingt zum Gehorsam verpflichtete Werkzeug des Hauses sei. Und als er das Haus verklagte, um festzustellen, daß das ganze Verfahren desselben gegen ihn ungesetzlich sei, zeigte es sich, daß das Gericht sich gar nicht auf diese Frage einlassen konnte, weil kein Gericht über das Haus der Gemeinen rechtskräftig aburtheilen kann. Es stand den Richtern frei, den Fall zu untersuchen, und sie wären möglicherweise zu einer dem Hause ungünstigen Entscheidung gelangt; aber das hätte keinen Zweck gehabt, da von einer praktischen Anwendung des Urtheils ja doch keine Rede sein konnte. Mit seiner Klage gegen den Polizeiinspector des Hauses wegen des Angriffs vom 3. Aug. 1881 war Bradlaugh ebenfalls abgewiesen worden, weil der Inspector durch die Befehle des Speakers jeder Verantwortung enthoben sei; desgleichen mit der Klage gegen das Haus selbst wegen desselben Angriffs, weil das Haus eben, wie gesagt, von keinem Gericht zur Verantwortung gezogen werden könne. In diesen verschiedenen Processen enthüllte sich die Stellung des gesetzgebenden Körpers zum Gesetz als die der frühern englischen Könige: „The king can do no wrong", frei übertragen: „Das Parlament ist niemand Rechenschaft schuldig."

Nun schien Bradlaugh redlich alles versucht zu haben, was ihm zu seinem Sitz verhelfen konnte, und man hätte es ihm nicht verübeln können, wäre er, den Kampf als aussichtslos aufgebend, ins Privatleben zurückgetreten. Allein er war durchaus nicht geneigt, vom Kriegsschauplatz zu verschwinden und seine Gegner triumphiren zu lassen; hatte er doch an der Schranke des Unterhauses erklärt, daß, solange er das Vertrauen seiner Wähler genieße, „nur das Grab ihn von der Verfolgung des Zieles abhalten werde"! Zunächst wies er (1883) bei Gericht nach, daß jener Krämer als Privatperson gar nicht berechtigt war, ihn wegen seiner Abstimmungen (1880) anzuzeigen; dadurch ersparte er, die Geldstrafen und Proceßkosten, zu denen er verurtheilt worden war, zu bezahlen. Sodann wies er in einem zweiten Proceß nach, daß der bigote Abgeordnete, der den Krämer dang, sich hierdurch einer ungesetzlichen Handlung schuldig gemacht habe: dies zog die Verurtheilung des Betreffenden zu einer hohen Geldstrafe und den Kosten nach sich. Am 11. Febr. 1884 wiederholte er am Tische des Hauses die Selbstbeeidigung von 1882, zog sich aber auf das Geheiß des Vorsitzenden zurück, worauf Sir Stafford Northcote abermals die Nichtzulassung zum Schwur bean-

tragte. Um nunmehr der Regierung, die, wie sich herausgestellt hatte, die einzige zur Anstrengung solcher Klagen berechtigte Instanz ist, Gelegenheit zu geben, ihn gerichtlich zur Rechenschaft zu ziehen, nahm Bradlaugh an der Abstimmung über den Northcote'schen Vorschlag theil; hieran konnte er in keiner zulässigen Weise verhindert werden. Zur Wuth gereizt, beschloß die Majorität, die Bradlaugh'sche Stimmenabgabe eigens für ungültig zu erklären; aber der schlaue Atheist verfehlte nicht, sich auch an dieser Abstimmung zu betheiligen. Nun glaubte Northcote, den Wählern von Northampton noch den Schlag versetzen zu müssen, daß er beantragte, Bradlaugh sei nicht nur vom Sitzungssaal, sondern vom ganzen Parlamentsgebäude fern zu halten; dadurch wurden dem längst zum Märtyrer der Gewissens- und Wahlfreiheit gewordenen Volksvertreter Rechte entzogen, die selbst dem geringsten und gewöhnlichsten Bewohner oder Besucher des Landes zustehen. Dieser schmähliche Antrag wurde bei der herrschenden Aufregung thatsächlich zum Beschluß erhoben und Bradlaugh beeilte sich, auch diesmal mitzustimmen; natürlich stimmte er gegen seine Verjagung.

Um der beispiellosen Resolution keine lange Gültigkeitsdauer zu belassen, legte er noch an demselben Abend sein Mandat nieder. Selbstverständlich wurde er sofort wiedergewählt, und zwar mit einer größern Mehrheit als je zuvor; viele, die früher gegen ihn gestimmt hatten, weil seine Person oder seine Lehren ihnen missfielen, bekehrten sich, durch das tyrannische Vorgehen des Hauses zum Nachdenken angeregt. Diesmal erschien Bradlaugh nicht am Tische des Hauses, sondern schrieb an den Speaker, er werde das Ergebniß des von der Regierung gegen ihn wegen seiner Abstimmungen anzustrengenden Processes abwarten. Dennoch, „um gegen etwaige spätere Ereignisse geschützt zu sein", brachte Northcote auch jetzt seine beiden Ausschließungsanträge ein und — setzte sie durch. Da überdies die Regierung den Proceß gewann, stand die ganze Angelegenheit am Schluß der Session 1884 dort, wo sie vier Jahre vorher gestanden hatte. Man begann jetzt, sich allgemein mit der Ansicht zu befreunden, daß die Lösung der Frage einem neuen Parlament vorbehalten bleiben müsse. Als die Tories im Sommer 1885 ans Ruder kamen und Bradlaugh sich am 6. Juli nochmals zur Beeidigung meldete, wurde ihm denn auch die officielle Antwort zutheil, die Frage müsse von den Wählern des Landes entschieden werden.

Der Boden für die Entscheidung der Wähler war schon seit Jahren theils durch die zahlreichen publicistischen Veröffentlichungen Bradlaugh's und seiner Anhänger, theils durch eine überwältigende Menge von Volksversammlungen gehörig beackert worden, und während der jüngsten allgemeinen Wahlen ist die Saat in Halme geschossen. Die öffentliche Meinung im ganzen Lande interessirte sich für den Gegenstand so sehr, daß jeder einzelne Candidat befragt wurde, wie er sich dazu stelle, und daß viele von denen, die sich gegen die Gewissens- und Wahlfreiheit und gegen die wahren Interessen der Religion vergangen hatten oder vergehen zu wollen erklärten, nicht wieder- oder nicht neugewählt wurden. Bradlaugh selbst wurde trotz aller Verleumdungen und Wahlmanöver mit größerer Stimmenzahl als je wiedergewählt, und zwar ohne jedes Hinzuthun seinerseits.

Da seine drei Hauptgegner nicht dem neuen Parlament angehören — Northcote

rückte ins Oberhaus auf, Wolff und Newdegate wurden nicht wiedergewählt —, war vorauszusehen, daß niemand Lust haben werde, die alte schmuzige Wäsche neuerdings zu waschen. Und so kam's denn auch. Am 12. Jan. wurde die Session eröffnet; tags darauf erschien Bradlaugh am Tische des Hauses, legte den Eid ab, nahm seinen Sitz ein und wurde endlich „M. P. voll und ganz". Zwar hatte Sir M. Hicks-Beach einen Versuch à la Northcote gemacht; allein der neue Speaker erklärte, er würde nicht gestatten, daß ein ordnungsmäßig gewähltes Mitglied an der vom Gesetze vorgeschriebenen Beeidigung verhindert werde.

Damit ist aber die ins Rollen gerathene Frage der Abschaffung des letzten noch vorhandenen religiösen Zwangseides noch nicht gelöst. Ebenso wie es in England zur Abschaffung der obligatorischen Universitäts-, Gerichts- und Beamteneide gekommen ist, wird es zur Beseitigung des parlamentarischen Zwangsschwures kommen. Labouchère und Bradlaugh werden dafür sorgen, daß die 1883er Majorität von drei Stimmen gegen eine Affirmationsbill sich bei Vorlage einer neuen in eine Minorität verwandle. Nach Annahme eines solchen Gesetzes wird es sich nicht mehr ereignen können, daß ein Wahlkreis ohne sein Verschulden die gesetzlich gewährleistete Vertretung entbehren muß; auch wird die Möglichkeit aufhören, daß jemand wegen offener Bekennung zu misliebigen theologischen Meinungen an der Ausübung seiner parlamentarischen Rechte und Pflichten verhindert werde, und der in dem Verfahren der verflossenen Unterhausmehrheit gegen Bradlaugh liegenden Begünstigung der Heuchelei wird ein wirksames Ende bereitet sein. Die Erzielung dieser unvermeidlich gewordenen Ergebnisse wird alle Unbefangenen mit der ganzen unerquicklichen Angelegenheit aussöhnen.

Die mexicanische Volkswirthschaft

und deren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

A. Sartorius von Waltershausen.

II.

Seit dem Jahre 1882 hat sich die Regierung der Vereinigten Staaten wiederholt bemüht, durch einen die heimische Industrie begünstigenden Handelsvertrag den Einfluß der europäischen Kaufleute in Mexico zu brechen und der Zufuhr europäischer Waaren ein Hemmniß entgegenzusetzen. General Grant, welcher aus frühern Besuchen die Nachbarrepublik genau kannte, wurde, nachdem der seit 1848 gültige Vertrag gekündigt worden war, zu einer neuen Vereinbarung abgesandt. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und trotz aller Anstrengungen konnte der General es nicht verhindern, daß am 5. Dec. zwischen Mexico und dem Deutschen Reiche ein neuer, zunächst für zehn Jahre geltender Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit der bedingungslosen Einräumung der Rechte der meistbegünstigten Nation abgeschlossen wurde. Im Januar 1883 war zwischen dem mexicanischen Staatsmann Romero und General Grant ein Uebereinkommen getroffen worden, welches von einer aus Angehörigen beider Nationen zusammengesetzten Commission begutachtet wurde. Ein Jahr später etwa wurde der daraus hervorgehende Vertrag von dem Senat in Washington angenommen, allerdings mit dem Zusatze, daß er erst dann in Wirksamkeit treten solle, wenn die Congresse beider Länder die zur Ausführung der Vertragsbestimmungen erforderlichen Gesetze erlassen haben würden, was spätestens zwölf Monate nach dem Austausch der Ratificationen geschehen sollte. Das nordamerikanische Abgeordnetenhaus hat sich aber bisher geweigert, die zur Inkrafttretung des Vertrages erforderlichen gesetzlichen Bestimmungen zu erlassen, sodaß derselbe heute noch ein werthloses Stück Papier ist. In der Jahresbotschaft vom December 1885 hat der Präsident Cleveland dringend den Congreß aufgefordert, die nöthigen Schritte zu thun, aber eine baldige Erledigung steht wol kaum in Aussicht.

Das Ziel, auf welches viele unternehmungslustige Yankees, namentlich in industriellen Kreisen, hinstreben, ist die Gründung eines amerikanischen Zollvereins, welcher Schutzzölle gegen Europa und Freihandel zwischen Canada, den Ver-

einigten Staaten und Mexico, eventuell Südamerika, bedeuten würde. Ein solcher Bund würde ein größeres Freihandelsgebiet umfassen, als es die Welt je gesehen hat. Es wäre, wenn es sich nur auf Nordamerika erstreckte, etwa doppelt so groß wie ganz Europa, und würde alle Arten des Klimas, von dem der Polargegenden bis zu dem der Tropen, und alle denkbaren Abstufungen der Bodenbeschaffenheit umfassen. Hier wäre für den Anbau aller Pflanzenarten zum unmittelbaren menschlichen Consum und für die Verarbeitung durch den Gewerbefleiß Raum genug.

Dem politischen Lehrsatz Monroe's: „Amerika für die Amerikaner", wäre mit einem panamerikanischen Zollbunde wol zunächst Genüge gethan. Auch darüber kann kein Zweifel sein, wer den Löwenantheil davontragen würde. Was an mexicanischer und canadischer Industrie bestände, würde wol bald vernichtet worden sein, und die Verdrängung der europäischen Concurrenten müßte den monopolsüchtigen amerikanischen Fabrikbesitzern viel einbringen.

Der beabsichtigte Handelsvertrag mit Mexico ist freilich von dem Freihandel noch ein gutes Stück entfernt, aber er hat doch schon entschieden die Richtung dahin. Von Mexico nach den Vereinigten Staaten sollen zollfrei eingehen: Zuchtthiere, Rindfleisch, Häute, Ziegenfelle, Eier, Kaffee, Melasse, Zucker (nicht über Nr. 16 nach holländischer Werthung), Gerste, Palm- oder Cocosnußöl, Rohtaback, unbearbeitetes Bau- und Brennholz, Espartogras, Blumen, frische Früchte, frische Gemüse, Hanf, Sisal, Tampicofaser, Jalappe, Kautschuk, Leder, pflanzliche Farbstoffe, Indigo, Sarsaparilla und Quecksilber. Die zollfreie Einfuhr dieser Artikel ist für die Producenten der Union kein Nachtheil; denn die meisten der genannten Waaren werden aus klimatischen Gründen in derselben nicht producirt, der Rest aber, vielleicht mit Ausnahme des Zuckers, billiger. Der Zuckerimport kann jedenfalls zur Zeit nur als eine ganz unschädliche Concurrenz für die Zuckerrohrbauer von Louisiana betrachtet werden; denn Mexico producirt an Zucker nur für $8^3/_4$ Mill. Doll. jährlich. Der Theil davon, welcher bisher nach den Vereinigten Staaten ausgeführt wurde, betrug noch nicht ein Zehntel der Gesammtzuckereinfuhr. Außerdem ist der mexicanische Zucker von sehr geringer Güte, und die Zuckerausfuhr der Vereinigten Staaten nach Mexico stand 1883 mit 746175 Pfd. der Einfuhr von 2,764907 Pfd. von dort gegenüber. Die Ausdehnung der Production ist in der Terra calienta bis zu einem bedeutenden Maße möglich. Doch wird sich dieselbe nicht schnell vollziehen können, weil zu der Anlage der Zuckerfabriken sehr bedeutende Kapitalien gehören und für den Transport der Waare erst die Eisenbahnen gebaut werden müssen. Wenn man nun die heutige Zuckerkrisis beachtet, welche eine Kapitalanlage in Zuckeranbau nicht empfiehlt, wenn man außerdem bedenkt, daß der amerikanisch-mexicanische Handelsvertrag zunächst nur für sechs Jahre gelten sollte, so ist kaum anzunehmen, daß den Zuckerplantagenbesitzern von Louisiana eine ernstliche Gefahr droht. Dennoch scheint die Opposition von dieser Seite gegen das Zustandekommen des Handelsvertrages nicht gering gewesen zu sein.

Von den Vereinigten Staaten nach Mexico sollen zollfrei eingehen: Amboße, runde und achteckige Stahlbarren, eiserne Balken und Streben für Dächer, Acker-

baugeräthe, alle Arten Maschinen sowie deren Theile, Eisenbahnschienen, Anker, Telegraphendraht, Stacheldraht, Locomotiven, eiserne Oefen, alle Handwerksgeräthe aus Messing, Eisen oder Holz, Metallfedern, Druckertypen, eiserne oder hölzerne Häuser, wissenschaftliche Instrumente, Uhren, Accordions, Feuerspritzen, Pumpen, Asbest für Dachdeckung, Dachpappe, Dachziegel, Dachschiefer, Backsteine, lithographische Steine, Marmor in Blöcken oder Platten, alle Arten von Kutschen und Eisenbahnwagen, Bücher, Formen und Muster, Faßdauben, Schubkarren, Fensterbekleidungen, Wasserröhren, Brennholz, Kohlen, Petroleum, Naphtha, Sprengpulver, Quecksilber, Schwefel, Pottasche, Kalk, Würste, Früchte, Stroh und Viehfutter.

Man sieht, daß alle hervorragenden nordamerikanischen Industrieproducte, mit Ausnahme der Textile, Leder- und Papierwaaren und einiger Holzwaaren, zollfrei nach Mexico einströmen könnten. Damit würden dort keine nennenswerthen Interessen der Producenten verletzt werden, weil die Herstellung aller dieser Artikel nicht betrieben wird. Die Entstehung einer Industrie würde aber gehindert werden. Die freie Einfuhr von Kohlen ist wol kaum bedenklich, da der Transport derselben bei der Voluminosität dieses Artikels sehr hohe Summen ausmacht.

Diejenigen Staaten, welche mit Mexico einen Handelsvertrag auf Grundlage der Meistbegünstigungsclausel abgeschlossen haben, würden unter denselben Bedingungen wie die Vereinigten Staaten ihre Waaren importiren können. England hat ein solches Abkommen nicht getroffen — erst neuerdings sind zwischen Großbritannien und Mexico die diplomatischen Beziehungen aufgenommen worden — und würde mit der Bevorzugung der Yankees vor allem hinsichtlich des Exports seiner Eisenwaaren leiden. Dies würde den Amerikanern schon viel nützen.

Es kommt ihnen auch darauf an, den deutschen Kaufmann aus Mexico zu vertreiben. Mit Zollstipulationen läßt sich hierbei nichts erreichen, auch wenn zwischen Deutschland und Mexico ein Handelsvertrag nicht bestände, weil die deutschen Kaufleute sich nicht auf den Verkauf deutscher Waaren beschränken, sondern auch mit amerikanischen handeln. Daher hat man sich nach andern Mitteln umgesehen und in Washington eine Commission eingesetzt, welche den Handel mit „Spanisch-Amerika" einem genauen Studium unterwerfen und an Ort und Stelle die Verhältnisse kennen lernen sollte. Dieselbe hat dem Präsidenten Arthur einen Bericht erstattet, welcher für die Aussichten ihres Landes nicht sehr tröstlich lautet, da es manches zu thun gebe, was zur Zeit nicht durchgeführt werden könne. Sie hält unter anderm für nöthig: einen regelmäßigen directen Dampfschiffsverkehr, Vermehrung und Verbesserung des amerikanischen Consulardienstes, Errichtung amerikanischer Handelshäuser, Herstellung eines allgemeinen Werthmaßes und ein besseres Verständniß der Amerikaner für die Bedürfnisse der spanisch-amerikanischen Völker.

Dieser letztere Punkt ist für die Anschauungen der Commission besonders bezeichnend, denn das Gegenstück dazu ist bei den deutschen Kaufleuten in Mexico gerade vorhanden. Man spricht bei uns vielfach von der betrübenden Erscheinung, daß der Deutsche im Auslande so leicht die Sprache und Sitte seiner Nationalität ablegt. Dieser Vorwurf ist zum Theil begründet, aber auch nur zum Theil, da man unterscheiden muß, in welcher Nation der Deutsche lebt.

Jedenfalls hat diese oft geschmähte Eigenschaft der Deutschen die gute Seite, daß sie dem Handel und der Industrie des Mutterlandes sehr zu statten kommt; denn die Anschmiegsamkeit der Deutschen an die Lebensgewohnheiten eines fremden Volkes führt zu der Kenntniß der Bedürfnisse desselben und damit oft genug im Heimatlande zu der Production von Waaren, welche im Auslande regelmäßig abgesetzt werden können.

Ueber den Exporthandel schreibt die „Illinois-Staatszeitung" vom 12. Jan. 1885 unter anderm: „Der amerikanische Kaufmann oder Fabrikant setzt sich einfach aufs hohe Pferd und sagt: «Was für uns gut genug ist, wird wol auch gut genug für diese elenden ‚greasers' sein.» Er schickt seine glatten Baumwollstoffe nach Mexico, ohne zu wissen, daß man dort nur geköperte trägt; seine 14karätigen Golduhren, die dort niemand anrührt, weil der Mexicaner, wenn er überhaupt eine goldene Uhr kaufen kann, unter keinen Umständen eine von weniger als 18 Karat nehmen wird; seine eisernen Oefen, ohne zu bedenken, daß man dort weder Anthracitkohlen noch Schornsteine hat; seine Aexte, die der mexicanische Arbeiter weder gebrauchen kann, noch gebrauchen lernen will.

„Um für seine Waare in andern Ländern eine Nachfrage zu schaffen, muß der Yankee vor allen Dingen lernen. Und zwar zunächst lernen, daß andere Völker *ihre* Sprachen, Sitten und Gewohnheiten haben, die man als solche gelten lassen muß, die man nicht mit blödsinnigem Grinsen über dumme «foreigners» abthun kann. Danach muß er selbst die fremde Sprache lernen, die fremden Sitten und Gewohnheiten studiren, sich in dem fremden Lande heimisch machen. Erst wenn er es so weit gebracht hat, wird er den Deutschen in Spanisch-Amerika gleichstehen und mit ihnen den Mitbewerb versuchen können. Und wenn er es nicht so weit bringt, werden ihm alle Commissionsberichte und Congreßbeschlüsse nichts nützen."

Wird der amerikanische Kaufmann die Eigenschaften annehmen, welche ihn zu einem erfolgreichen Handel in Mexico befähigen? So bald wol kaum, da dies einer Aenderung des Volkscharakters gleichkommen würde. Wollten die Amerikaner darauf warten, so würden sie andern Nationen einen Vorsprung gewähren, den sie niemals einholen würden. Ich glaube nicht, daß sie es dauernd nöthig haben werden, als Fremde in Mexico Handel zu treiben. Eine starke Einwanderung von Menschen und Kapitalien aus den Vereinigten Staaten wird dazu führen, daß sie dort als Herren des Landes nicht blos im ökonomischer, sondern auch im politischer Beziehung schalten und walten werden. Der mit der Einwanderung unvermeidlich bevorstehende Rassen- und Nationalitätsconflict zieht diese Consequenz unvermeidlich nach sich.

Der Zuzug von Arbeitskräften in die mexicanische Republik kann nicht ausbleiben. Er wird zum größern Theil aus den Vereinigten Staaten, zum geringern aus Europa kommen, sobald das Leben in den erstern wesentlich erschwert sein wird, namentlich sobald die Aussicht auf den Erwerb eines selbständigen, ergiebigen Grundbesitzes für den kleinen Mann nicht mehr viel günstiger als bei uns sein wird.

Daß manche Theile des Landes aus klimatischen Gründen nicht für eine Einwanderung von Nordeuropäern tauglich sind, wurde schon bemerkt. Ein großer Theil der mexicanischen Hochebene und des Terrassenlandes ist aber zur Ansiedelung wohl geeignet, ebenso gut wie in Südbrasilien die Provinzen Parana, Santa-Catharina und Rio Grande do Sul. Auf dem Plateau wird wol der Anfang des Anbaues gemacht werden, weil die Einwanderer dort manche der in Europa üblichen Gewächse ziehen können. Das Terrain an den südlichen Zuflüssen des Rio Bravo ist für Colonisationszwecke schon oft empfohlen worden, und das nahe Texas wird nicht verfehlen, hier in günstiger Weise einzuwirken. Auch die Ländereien auf einer Höhe von 2500—4000 Fuß sind zur Landwirthschaft geeignet. Dort ist vor allem die Kaffeeproduction zu berücksichtigen, zu welcher aber immer Kapital gehört, da der Kaffeebaum erst vier oder fünf Jahre nach der Anpflanzung einen Ertrag liefert. Indeß ist der Boden die Zwischenzeit hindurch nicht gänzlich unergiebig, da Salat, Bohnen und Mais zwischen den Bäumen gepflanzt werden können, was sogar anfangs geboten erscheint, um den jungen Pflanzen den nöthigen Schatten zu gewähren. In derselben Höhe gedeiht auch der Buchweizen und der Flachs. Das Zuckerrohr ist in den südlichen Staaten noch bei einer Höhe von 3500 Fuß mit Erfolg anzupflanzen, nördlich vom Wendekreise bis zur Höhe von 1500 Fuß.

Bisher haben die meisten Reiseschriftsteller und auch uninteressirte Bewohner des Landes von einer Auswanderung nach den klimatisch geeigneten Theilen Mexicos abgerathen, und zwar mit Recht, da die socialen und politischen Zustände des Landes so viel zu wünschen übrigließen. Auch soll mit dem hier Gesagten eine voreilige Auswanderung keineswegs gutgeheißen werden. Es wird nur behauptet, daß sich der von Osten nach Westen bewegende Menschenstrom in nicht zu langer Zeit dort hinwenden muß. Und zwar wird der Andrang um so stärker werden, je mehr das nordamerikanische Kapital Arbeitsgelegenheit schaffen wird.

Die bisher in Mexico gemachten Massencolonisationsversuche sind immer fehlgeschlagen. Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Geschichte derselben darzustellen, sondern ich möchte bemerken, daß daraus kein Einwand gegen die Einzelniederlassung genommen werden kann. Ein ausgedehnter und vielseitiger Anbau Mexicos kann nur in derselben Weise stattfinden wie in dem Westen der Union, nicht durch die Speculation von Colonisationsgesellschaften und durch Arbeitscontracte, sondern durch die Initiative von freien Bauern, Handwerkern und Kleinkaufleuten.

Nur ausnahmsweise wird in der heutigen Zeit eine Massencolonisation glücken können: wenn sie auf freier genossenschaftlicher Basis beruht und die Gesammtheit durch ein stark wirkendes ethisches Motiv verbunden ist, welches sowol den Einzelnen zur selbstlosen Arbeit anspornt, als auch eine völlige Unterordnung aller unter die Zwecke des Ganzen ermöglicht. Die Besiedelung Utahs durch die religiös fanatischen Mormonen ist dafür ein Beispiel. Dieselben beabsichtigen gegenwärtig im Staat Sonora Niederlassungen anzulegen, da in den Vereinigten Staaten ihre Polygamie gesetzlich verboten worden ist und auch die dagegen gerichteten Gesetze mit Strenge durchgeführt werden. Im Herbst 1884

kamen die ersten Mormonen nach Mexico, um von den Yaquisindianern größere Landcomplexe zu erwerben. Die Urbarmachung des Landes hat bereits begonnen, und zwar ist der Präsident des Apostelvolkes, John Taylor, welcher vor 40 Jahren neben Brigham Young den wunderbaren Zug „nach dem gelobten Lande", und die Ansiedelungsarbeiten am Salzsee, welche aus einer staubigen Wüste einen blühenden Garten schufen, leitete, an die Spitze der Unternehmung getreten, um seine großen Erfahrungen im praktischen Colonisiren seinen Glaubensbrüdern zur Verfügung zu stellen.

Daß die mexicanische Regierung im allgemeinen den Weg der individuellen Ansiedelung selbst für den besten hält, geht wol daraus hervor, daß in der am 15. Dec. 1883 erlassenen neuen Landgesetzgebung mehrere dem amerikanischen Bundesheimstättegesetz analoge Bestimmungen enthalten sind. Eine große Schwierigkeit für den in Mexico einwandernden Landwirth besteht darin, daß das vorhandene öffentliche Land nicht vermessen ist. Was Privat-, Gemeinde- oder Staatseigenthum ist, wird häufig zweifelhaft sein, sodaß der in gutem Glauben erwerbende Einwanderer endlosen Processen ausgesetzt ist in einem Lande, dessen Sprache und Sitte ihm fremd sind und dessen Rechtspflege nicht immer eine zuverlässige ist. Die neue Landgesetzgebung ordnet nun die Vermessung, Abgrenzung und Abschätzung des Regierungslandes an und ermächtigt den Präsidenten, zu diesem Behuf die nöthigen Ingenieure anzustellen. Werden diese in unbestechlicher Weise ihres Amtes walten, so wird der Umfang des disponibeln Bodens nicht gering sein, zumal der ungetheilte Besitz der weltlichen Communen, soweit er brach liegt, auf Grund eines ältern Gesetzes eingezogen werden kann. An niemand sollen mehr als 2500 Hektar von dem neu vermessenen Lande überlassen werden: eine die Speculation einschränkende Bestimmung, die in den Vereinigten Staaten fehlt, und deren Mangel dort schon oft beklagt worden ist.

Fremde sowie Einheimische, welche die Absicht haben, sich dauernd als Bebauer des Landes niederzulassen, können solches aus der öffentlichen Landdomäne entweder durch Kauf beziehen, wobei der Kaufpreis in baar, aber auch in jährlichen Raten, vom zweiten Jahre der Niederlassung an gerechnet, spätestens im Verlauf von zehn Jahren entrichtet werden kann, oder nach Weise der nordamerikanischen Heimstätte erwerben, welche in Mexico auf 100 Hektar fixirt ist und deren Eigenthum unentgeltlich an den Ansiedler übergeht, wenn dieser fünf Jahre ununterbrochen wenigstens den zehnten Theil des Terrains regelrecht cultivirt hat.

Um den Anbau zu befördern, ist den Colonisten für zehn Jahre Befreiung vom Militärdienst, von directen Steuern, mit Ausnahme der an die Gemeinde zu zahlenden, von Exportzöllen für die Ernte und von Importzöllen für Lebensmittel, Ackerbaugeräthe, Werkzeuge, Maschinen, Brennmaterialien, gebrauchte Hausgeräthschaften und Hausthiere gestattet. Außerdem ist die Executivgewalt der Republik ermächtigt, die Einwanderer beim Land- und Seetransport mit Geldmitteln zu unterstützen, und Bedürftigen Lebensunterhalt für 14 Tage, ferner Handwerkszeug, Sämereien und Baumaterialien unentgeltlich zu verabfolgen.

Um eine erfolgreiche Cultivirung Mexicos zu erzielen, sind vor allem zwei Schwierigkeiten zu überwinden: die Latifundienwirthschaft und der Nationalitäts- und Rassenconflict. Die erstere fanden die Amerikaner in Californien auch vor und ihr Speculationsgeist hat dort aus den Händen der unproductiven Mexicaner manchen Acker dem fleißigen amerikanischen Farmer zugeführt. Der Großlandbesitzer im heutigen Mexico, der nur einen Theil seines Bodens in altmodischer, höchst extensiver Weise bestellt, wird sich innerhalb des Wachsens der wirthschaftlichen Cultur um ihn herum nicht halten können, da er selbst nicht arbeiten will, auch zu Neuerungen kein Kapital besitzt. Die Löhne der freien Leute werden erheblich steigen, sodaß er sie nicht mehr bezahlen kann, und auf die ihm verschuldeten Indier kann er auch auf die Dauer nicht mehr rechnen, wenn die Farmer, welche Lohnarbeiter suchen, mit ihrem Kapital die Schulden ablösen. Solche Ausgaben werden, wenn sie auch hoch sind, doch gemacht werden; denn ebenso gut wie amerikanische Unternehmer auf ihre Kosten Arbeiter aus Europa zu sich heranziehen, werden sie auch die Schuldsummen der verpflichteten Indier aufbringen. Der Boden wird so dem Latifundienbesitzer nutzlos und verkauft werden müssen. Hierzu kommt noch, daß sich der mexicanische Grundeigenthümer dem Niveau amerikanischer Lebensführung nicht wird entziehen können. Sein Stolz wird nicht dulden, daß er als Nachkomme eines glorreichen spanischen Geschlechts armseliger lebt als der verhaßte bürgerliche Yankee. Er wird auch der Versuchung, welche der steigende Import aller Art von Luxuserzeugnissen mit sich bringt, nicht widerstehen können. Das Resultat wird Verschuldung und Verkauf des Landes sein. Man kann nun einwenden, daß der Staat die heutigen Landesherren durch Anerkennung der gesetzlichen theilweisen Unveräußerlichkeit des Bodens schützen wird. Wer dies glaubt, übersieht einmal, daß damit einem hungernden, verkommenen Geschlecht gar nicht geholfen wird, und überschätzt auch den Patriotismus der leitenden mexicanischen Politiker, deren Gewissen durch amerikanisches Geld gewiß zu beschwichtigen sein wird.

Weit complicirter wird sich die Lösung des Nationalitäts- und Rassenconflicts gestalten. Hören wir zunächst die „Deutsche Zeitung" von Mexico vom 12. Juli 1884: „Am 24. Juni ereigneten sich in Celaya Scenen, die wieder den deutlichsten Beweis von der Abneigung des hiesigen Volkes gegen die Amerikaner geben. Daß selbst aber die Behörden ein so großes Unrecht nicht mit aller Energie verhindern, sondern gewissermaßen geschehen lassen, muß ein starkes Gefühl des Mistrauens gegen die sonst so gerühmte Gastfreundschaft und Toleranz der Mexicaner bei allen Ausländern wachrufen. Der Umstand, daß keine der mexicanischen Zeitungen der Hauptstadt das Factum gemeldet hat, stimmt ebenfalls genau zu der sonstigen Haltung der Presse den Nordamerikanern gegenüber; wenn nämlich einmal ein Yankee sich eine Unart gegen einen Mexicaner zu Schulden kommen läßt, so schlägt gleich alles die Lärmtrommel; werden aber Amerikaner von einem Pöbelhaufen in ihrem Hause überfallen, wird ihr Leben bedroht und ihr Eigenthum zerstört, so erhebt sich keine Stimme des Misfallens oder Tadels, sondern die Sache wird einfach todtgeschwiegen." Der Vorgang selbst war folgender: „Ein aufgeregter Pöbelhaufen machte einen Angriff auf den Reverend

A. W. Greeman und seinen Hülfsprediger Octaviano Torres. Beide Herren leiteten das Missionswerk der Methodistengemeinde an jenem Orte. Alle Berichte stimmen darin überein, daß das von jenen bewohnte Haus von mindestens 3000 aufgeregten Leuten gestürmt wurde, welche durch Brandreden des Parochialpfarrers aufgehetzt worden waren. Das Werk der Zerstörung dauerte mehrere Stunden. Thüren und Fenster des Hauses waren zuletzt vollständig demolirt. Greeman und Torres und die Gemahlin des letztern mußten sich in das Hinterzimmer eines Nachbarhauses flüchten. Nach einer kleinen Weile entdeckten aber die Verfolger das Versteck und schlugen gegen die Thür, bis sie in Stücke ging. Außer andern teuflischen Drohungen und Schmähungen versuchten die fanatischen Feinde ihre Opfer mit Messern zu stechen und feuerten zuletzt zwei Schüsse auf sie ab. Die Kugeln verfehlten glücklicherweise ihr Ziel. Als in dieser höchsten Noth keine Hülfe kam, machten Greeman und Torres gleichfalls von ihren Waffen Gebrauch, tödteten einen der Angreifer und verwundeten zwei andere. Unterdessen kam der spät und widerwillig gegebene Beistand der Behörden und die geängstigten Leute wurden in Sicherheit gebracht. Alle die Umstände weisen auf die Nachlässigkeit und fanatische Feindseligkeit des Bürgermeisters der Stadt hin. Zweimal hatten die bedrohten Geistlichen an dem Tage des Angriffes um Schutz der Behörden nachgesucht, aber nur ausweichende Antworten erhalten, dazu die Versicherung, sie würden, wenn sie in drei Tagen die Stadt nicht verließen, ermordet werden. Das Haus, wo der Angriff stattfand, liegt fünf Minuten vom Bureau des Bürgermeisters entfernt. Man weiß auch bestimmt, daß jener Beamte daselbst anwesend war und Kenntniß von allen Einzelheiten des Vorganges hatte, sodaß sein Benehmen nur als absolute Weigerung, den Bedrohten Hülfe zu leisten, aufgefaßt werden kann."

Es wurde hier der ganze Bericht wiedergegeben, weil er die Lage und Stellung der beiden einflußreichsten Stände, der Geistlichkeit und des Beamtenthums, den Amerikanern gegenüber charakterisirt. Jene fürchtet ihre klerikale, dieses seine politische Machtstellung zu verlieren. Der Pöbel, welcher die Gewaltthaten begangen hat, kommt nur als Mittel zum Zweck in Frage; denn die Indier und Mestizen, aus denen sich das städtische Proletariat zusammensetzt, sind weder der katholischen Confession fanatisch ergeben, noch hegen sie eine besondere Sympathie für die Willkür und Misregierung der Creolen, der sie unterworfen sind. Die Amerikaner sind ihnen heute noch ziemlich gleichgültig, da sie mit ihnen noch nicht in unmittelbare Berührung gekommen sind. Die rohe Freude am Zerstören und die üblichen Versprechungen machen die urtheilslose Menge geschickten Demagogen immer leicht zugänglich. Es wäre daher verkehrt, bei den mitgetheilten Vorgängen auf einen Rassenconflict zu schließen. Der politisch nationale Gegensatz und der confessionelle erklärt die Vorgänge zur Genüge.

Man ist leicht geneigt, wenn man von Differenzen zwischen den Staatsangehörigen verschiedener Abstammung vernimmt, die Ursache des Conflicts in dem Rassengegensatz zu suchen. Daß ein solches Urtheil zutreffen kann, ist nicht zu verkennen. Zu einer richtigen Auffassung der Dinge wird man nur durch eine Analyse gelangen können. Die Rassenabneigung ist etwas Instinctives, ein Ge-

fühlsurtheil, und läßt sich nicht aus einem historisch nachweisbaren Ereigniß oder einer Kette von Ereignissen erklären. Sie entsteht z. B. nicht dadurch, daß ein Volk ein anderes unterjocht und zur Sklaverei verdammt, oder dadurch, daß eins dem andern seine Religion aufdrängt. Auf nachweisbare Thatsachen ist ebenso der Fremdenhaß zurückzuführen, den man bei Völkern vorfindet, in deren Mitte sich Mitglieder einer andern, höher entwickelten Nation niedergelassen haben, auch wenn dadurch die politische Selbständigkeit des die Ausländer hassenden Volkes in keiner Weise beeinträchtigt wird. Dergleichen läßt sich in dem spanisch und portugiesisch redenden Amerika überall beobachten. Die Fremden werden rasch wohlhabend und dies erregt den Neid der Creolen, denen die wirthschaftliche Energie nicht in gleicher Weise eigen ist, und verletzt zugleich die Nationaleitelkeit. Feindliches Verhalten gegen Fremde aus wirthschaftlichen Gründen, politischer und religiöser Streit können selbstverständlich auch mit der Rassenabneigung zusammenfallen.

Eine solche ergibt sich aus der verschiedenen Beschaffenheit der beiden Rassen, und ist um so stärker, eine je größere Differenz zwischen denselben vorhanden ist. Sie läßt sich auf das Aeußere, auf die moralischen Anlagen und auf den Intellect zurückführen. Zu den äußern Unterschieden gehören die Hautfarbe, das Haupthaar und der Bartwuchs, der Körperbau, besonders die Schädelform, der Gesichtsausdruck und der Geruch. Die verschiedene Modulation der Stimme, die Bewegung des Körpers bei Affecten, bei Freude und Schmerz, bei Eifersucht, Zorn und Neid sind zwar auch etwas Aeußerliches, vermitteln aber zugleich den Uebergang zu dem Moralischen. Bei diesem werden die natürlichen Wurzeln desselben, Egoismus und Liebe, je nach ihrer Abgrenzung, Verbindung und Ausbildung von entscheidender Bedeutung sein. Die Unterschiede in dem Intellect zeigen sich in der Originalität und in den Talenten, in der Schnelligkeit und in der Tiefe der Auffassung, in der Beobachtungsgabe und der Art der Gedankenverbindung.

Der für die Beurtheilung wichtigste und praktisch entscheidende Maßstab für den Grad der Abneigung ist die relative Zahl der Eheschließungen zwischen den Angehörigen verschiedener Rassen, welche dasselbe Land bewohnen. Es ist dabei jedoch nur an die Monogamie zu denken, die Polygamie kann hier nicht in Frage kommen, weil bei dieser das ausschließliche Zusammenleben von zwei Personen nicht stattfindet. Die Vollständigkeit der Lebensgemeinschaft, wie sie die Ehe der Culturvölker mit sich bringt, ist eine so außerordentlich wichtige und folgenreiche Thatsache für den einzelnen, daß das Knüpfen dieses Bandes seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Je mehr er in dem andern Wesen ihm unsympathische Eigenschaften entdeckt, um so schwerer wird er sich entschließen, sich dauernd für die Zukunft zu binden. Die gegenseitige Liebe als das von der Natur gegebene Symptom der Zusammengehörigkeit, wird unter den Geschlechtern verschiedener Rassen um so seltener hervortreten, je mehr dieselben voneinander abweichen. Bei der gemischten Ehe kann man diejenige des Mannes der höher stehenden Rasse mit der Frau der tiefer stehenden, und diejenige der Frau der höher beanlagten mit dem Manne der geringern unterscheiden. Im allgemeinen ist das erstere Verhältniß das häufigere. Es erklärt sich dies in manchen Ländern,

z. B. früher in Mexico, aus der rein äußerlichen Thatsache, daß Männer kaukasischer Abstammung oft ohne Familie einwanderten und nur die Wahl zwischen der Nichtverheirathung oder der Heirath mit einer Indianerin hatten. Wo solche äußere Impulse fortfallen, wie heute in den Vereinigten Staaten oder in Mexico, hat die größere Zahl solcher Ehen ihren Grund in der Sitte, daß dem verheiratheten Mann eine größere Freiheit außerhalb des Hauses als der Frau gewährt ist, und daß der Ehebruch des erstern milder als der der letztern beurtheilt wird. Der weiße Mann fühlt sich daher durch die Ehe nicht so gebunden wie die weiße Frau, und entschließt sich leichter, eine Farbige, als jene einen Neger oder Indianer zu heirathen. Das Gegenstück zu der geringen Zahl der gemischten Ehen überhaupt ist die große Menge der temporären Geschlechtsverbindungen und der unehelichen Kinder. Je größer die relative Zahl dieser ist, das heißt hier im Vergleich zu den aus gemischten Ehen abstammenden, auf eine um so bedeutendere Rassenabneigung wird man schließen können.

Außer der Häufigkeit der Ehe gibt es noch andere Merkmale für die Beurtheilung des Rassengegensatzes. Dahin gehört die relative Zahl ökonomischer oder socialer Vereinigungen, in welche die Mitglieder von verschiedenen Rassen zusammentreten. Zu erstern sind zu rechnen die verschiedenen Arten der Handelsgesellschaften, deren Genossen miteinander täglich oder stündlich verkehren müssen, zu den letztern die Arbeiterorganisationen, in welchen die Mitglieder sich gemeinschaftlich berathen und gemeinschaftlich im Kampf mit den Arbeitgebern Leid und Freude theilen müssen. Ein anderes Symptom für die Stärke der Abneigung ist aus der Art der Vorschriften für die gleichzeitige Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel durch verschieden gefärbte Menschen zu ersehen. Dampfschiffe, Fähren, Eisenbahnen, Posten haben in Amerika bisweilen gesonderte Räume für die Farbigen; so z. B. die Dampffähren, welche den Hafen von Havana durchschneiden, für die Neger und Chinesen; dagegen macht die mexicanische Post zwischen Indianern und Weißen keine Unterscheidung. Auch das gemeinschaftliche oder gesonderte Arbeiten in Fabriken oder in landwirthschaftlichen Betrieben ist hier zu erwähnen. In Californien ist es eine höchst seltene Erscheinung, daß Kaukasier und Mongolen in derselben Arbeitsstätte für Lohn beschäftigt sind. Dasselbe gilt von Negern und Weißen in den nordamerikanischen Südstaaten, von Negern und Indianern in der mexicanischen Tierra caliente, nicht aber für Neger und Chinesen auf den Taback- und Zuckerplantagen Cubas, und nicht für Indier, Mestizen und Weiße in den Mantafabriken Mexicos. Schließlich möchte ich auch auf Kirche und Schule hinweisen. Je mehr hier eine Sonderung stattfindet, um so erheblicher wird der Rassengegensatz sein. Die Schwarzen Nordamerikas sind bekanntlich in dieser Hinsicht häufig von den Weißen getrennt; in der mexicanischen Kirche dagegen verrichten die rothen und weißen Menschen ihre Gebete gemeinsam, haben dieselben Beichtstühle, die „gemeinsamen" Communionen und gehen in derselben Procession nebeneinander her.

Man kann es daher nach diesen Beispielen für wahrscheinlich halten, daß die Antipathie von seiten der Kaukasier gegen die Neger, resp. gegen die Chinesen stärker ist als gegen die Indianer, gegen welche sie aber immerhin sehr stark ist,

wie die Seltenheit der gemischten Ehen genügend beweist, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß der indianische Typus nicht überall derselbe ist. Je mehr derselbe z. B. dem mongolischen sich nähert, um so mehr wird der Weiße sich von ihm abgestoßen fühlen. Ueber die Abgrenzung der Rassen voneinander sind bekanntlich die Ethnographen nicht einig. Für die Socialwissenschaft ist dies von keiner Bedeutung. Ihr Zweck beruht in der Gestaltung eines harmonischen Zusammenlebens der Landesangehörigen. Für sie ist entscheidend die dauernd constatirte Thatsache der instinctiven Rassenabneigung. Während daher die Völkerkunde nach objectiven Merkmalen für ihre Unterscheidungen sucht, genügen der Gesellschaftslehre die subjectiven. Die letztere ist wesentlich auf das unmittelbar Praktische gerichtet und bedarf daher an erster Stelle auch solcher Gesichtspunkte, welche sich bei der Verfolgung ihrer Ziele verwerthen lassen.

Im Laufe der Geschichte bilden sich neben und infolge des Rassencharakters eine große Anzahl Sitten, Gewohnheiten, Ideen und Maximen aus, welche wol fälschlicherweise sämmtlich als Rassenmerkmale bezeichnet werden. Wenn sich nun auch keineswegs leugnen läßt, daß alles dies einheitlich mit einem Stamm verbunden ist, so wäre es doch verkehrt anzunehmen, daß nicht manches von ihm abgelöst werden könne. Der Ursprung gerade entscheidet, ob dies möglich ist oder nicht. Die Rasseneigenschaften und ihre Consequenzen sind etwas Angeborenes, besser gesagt, seit unvordenklicher Zeit Vorhandenes. Sie sind daher für die absehbare Zukunft unveränderlich und bei jeder praktischen Socialpolitik muß man mit ihnen als mit einer gegebenen unerschütterlichen Thatsache rechnen.

Ein entscheidendes Merkmal für die Beantwortung der Frage, welche Eigenschaften bei einem Volksstamm veränderlich sind, liegt in dem Vergleich eines solchen in seiner Heimat mit den ihm angehörigen Ausgewanderten, welche dauernd in dem fremden Lande, nicht in abgeschlossenen Colonien, sondern überall hin zerstreut, in gleicher Freiheit wie die dort Ansässigen leben. Die Neger in den Vereinigten Staaten besitzen eine Summe von Eigenschaften, welche sie von dem kaukasischen Amerikaner wesentlich unterscheiden, obgleich sie seit langer Zeit dort wohnen und keineswegs localisirt sind. Nachkommen englischer, deutscher und skandinavischer Einwanderer in Nordamerika sind bekanntlich in der zweiten oder dritten Generation von den eigentlichen Yankees nicht mehr zu trennen. Die sociale Umgebung hat alle Unterschiede verwischen können, weil sie nationaler Art waren, d. h. nicht auf die Rasse sich zurückführen ließen.

Was bisher von der Individualität des Rassencharakters gesagt wurde, ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob bei jedem einzelnen dieselbe in gleicher Weise ausgeprägt sein müßte. Es ist vielmehr im Aeußern wie im Innern eine lange Reihe von Abstufungen wahrzunehmen. Selbst ganz auffällige Ausnahmen von dem Normaltypus, und zwar oft in nicht geringer Anzahl wird man nicht verkennen können. Durch solche Erscheinungen wird das Princip der Rassenbeharrlichkeit keineswegs umgestoßen. Denn es läßt sich nicht behaupten, daß bei den ursprünglichen Stammesältern, dem entwickelungsfähigen Geschlecht aus einer Reihe gewissermaßen von der Natur gemachter Versuche, z. B. nur gute oder nur schlechte Anlagen vorhanden gewesen sind, sodaß sich nur die einen oder nur

die andern auf die Nachkommenschaft hätten übertragen können. Es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß beide nebeneinander bestanden haben, und die praktische Bedeutung liegt nur in der Zusammensetzung derselben. Ganz einseitige böse oder edle, allseitig talentvolle oder durchweg stumpfe Naturen findet man außerordentlich selten, vielleicht gar nicht. Boshafte oder egoistische Menschen sind auch gelegentlich des Gerechtigkeitsgefühles fähig, und die vollkommensten und reinsten Charaktere sind niemals von kleinen Schwächen frei. Bei den Stammvätern der verschiedenen Rassen hat das eine oder das andere überwogen, und gerade dieses Plus ist für Nachkommen, als Ganzes betrachtet, segensreich oder verhängnißvoll geworden. Das quantitativ geringere Complement ist aber nicht verloren gegangen und tritt daher hier und da wieder auf; es kann vielleicht durch Fortpflanzung der besonders damit Ausgestatteten um ein Geringes verstärkt werden.

Es läßt sich indeß auch annehmen, daß solche von dem Durchschnittsbilde abweichende Charaktere durch die Rassenmischung nicht exceptioneller Individuen entstanden sind, und daß, wenn alle Nachkommen dieser Mischlinge wieder nur mit Angehörigen der einen Rasse sich fortgepflanzt hätten, äußerlich der ursprüngliche Typus derselben wiederhergestellt worden wäre. Die Erfahrung hat aber sehr oft gezeigt, daß die Mischlinge nicht die Tugenden, sondern nur die Laster ihrer Erzeuger in sich vereinigen, daß sie als Menschen schlechter sind als die reinen Rassen, und daß sie als Mitglieder der Gesellschaft die schlimmste Klasse der Bürger ausmachen. Tschudi, Nott und Gliddon sind über die 23 Mischrassen, welche in Amerika gefunden werden, entschieden dieser Ansicht.

Die meisten Nachkommen von Aeltern verschiedener Rasse in Nordamerika sind unehelich geboren. Sie kommen als ein ausgestoßenes Geschlecht in die Welt und wachsen, ihren Erzeugern grollend, ohne geistige Erziehung und ohne Pflege des Gemüthes heran, hochmüthig gegen die Verwandten dunklerer Farbe und kriechend, aber zugleich neidisch gegen die Kaukasier, die Söhne des Lichts. Da die Rassenabneigung die Mischehe nur selten zuläßt, so wird in der praktischen Socialpolitik, auch wenn ein günstiges Resultat aus der Kreuzung zu erwarten wäre, mit derselben nicht gerechnet werden können. Denn die Ehe ist die Basis der Cultur nicht blos in Europa, sondern auch unter dem tropischen Himmel Mexicos.

Ich vermuthe, daß die Rassenantipathie mit der Qualität des Triebes, die Gattung zu erhalten, welcher allem Leben innewohnt, einen Zusammenhang hat. Diese natürliche Anlage ist am stärksten in der Familie, in der Beziehung der Aeltern zu den Kindern entwickelt, schwächer tritt sie schon innerhalb der entferntern Blutsverwandtschaft auf, wieder geringer innerhalb des Stammes, der Nation, der Rasse; am meisten abgeblaßt erscheint sie in der allgemeinen, alle Völker umfassenden Menschenliebe, von welcher die Sympathie für alles Lebendige nicht weit entfernt ist. Das Band, welches eine Rasse umschlingt, ist noch ein festes, aber das, welches die Menschheit umrahmt, ein, im Verhältniß zu jenem, lockeres. Innerhalb der Genossen beider Abstammung erblickt ein jeder sich wieder. „Das bist du", ruft ihm eine innere Stimme zu. Kommt aber ein Mensch mit dem Angehörigen einer andern Rasse zusammen, so wird er mehr oder weniger, je nach seiner Individualität, fühlen: „Das bist du nicht." Die eine Rasse sieht

in der andern eher etwas Thierisches als etwas Menschliches. Das läßt sich z. B. aus der Sprache abnehmen, aus den Thierbezeichnungen, mit welchen eine Rasse die andere in verächtlicher Weise benennt. Der mexicanische Indier nennt den Mestizen Cayote, d. h. Schakal; der Amerikaner der californischen Westküste verglich die dichtgedrängten Scharen der einwandernden Chinesen mit einer Wolke wandernder Heuschrecken, welche mit gieriger Gefräßigkeit über ein grünendes Feld herfallen; die Türken haben die Westeuropäer oft genug als Christenhunde bezeichnet. Die Parallele des Negers mit einem Vierhänder ist von europäischen und nordamerikanischen Schriftstellern, welche den schwarzen Mann in seinem Heim beobachtet haben, oft gezogen worden. So schreibt Dr. F. Engel in seinen vortrefflichen „Studien unter den Tropen Amerikas“:

„Die ganze äußere Erscheinung des Negers macht unleugbar einen niedern, häufig an thierische Lebensäußerungen erinnernden Eindruck; der Gang, die Haltung und Bewegung der Arme, die Art und Weise, mit den Händen zu greifen, zu erfassen und festzuhalten, die Streckung und Windung des Rumpfes, die Stellung und das Ausschreiten der Füße und Beine, der Gesichtsausdruck, kurz: die ganze Haltung und Geberde erinnert an den Affen; besonders scharf ist dieser niedere Typus im Weibe ausgeprägt.“

Man wird eine Rasse um so edler nennen, je mehr die Idee des Menschlichen in ihr ausgeprägt ist. Die schöne Form, die reichere Begabung und das moralischere Empfinden ist ihr eigen. Da ihr dementsprechend ein stärkeres Mitgefühl, die Affectform des Triebes der Gesammterhaltung, innewohnt, so könnte man wol meinen, daß der Rassengegensatz auf ihrer Seite schwächer empfunden werde, als bei der von der Natur weniger günstig ausgestatteten Rasse. Das ist aber nur in einer gewissen Weise richtig und äußert sich in der mindern Grausamkeit, in den Rassenkämpfen und in der mildern Form des Rassenhasses. Bei der höhern Form der Menschheit besteht ein besonders stolzes Selbstgefühl, eine exclusive Selbstachtung, welche ein eigenthümlich scharfes Urtheil in ästhetischen und moralischen Dingen zur Folge hat. Hieraus ergibt sich gegen die niedern Rassen eine besonders scharfe Abneigung, welche aber ihre Stärke im Negativen hat, d. h. in dem Gefühl, mit den andern nicht in Verbindung treten zu wollen. Die positive Schädigung dagegen wird durch die edlern Antriebe in stärkerm Maße zurückgehalten als bei den niedern Rassen.

Damit der Rassenhaß entstehe, ist eine besondere Erregung erforderlich, eine Collision der Interessen. Gewöhnlich sind es wirthschaftliche Motive, welche die Veranlassung dazu bieten. Man denke nur an die Chinesenfrage in Australien und Californien, und an den Kampf der Chilenen mit den Peruanern, der vor einigen Jahren stattfand. Die Nordamerikaner dagegen hassen die Indianer ihres Landes nicht, wohl aber die letztern die erstern, weil sie von diesen aus ihren Jagdgründen, ihrer Nahrungsquelle, vertrieben worden sind. Die Weißen in den frühern Sklavenstaaten der Union haßten vor dem Secessionskriege die Schwarzen nicht, sondern betrachteten sie als ein nützliches, freilich persönlich unangenehmes Arbeitsvieh; heute sind sie oft genug gegen die Neger erbittert, welche bei den öffentlichen Wahlen als Republikaner gegen sie, die Demokraten, ihre Stimmen abgeben.

Der Rassenhaß wird aber einen viel schärfern Charakter annehmen, sobald die Arbeiterconcurrenz zwischen Weißen und Schwarzen eine breitere Basis als heute angenommen haben wird. Dieser Zustand ist unvermeidlich, wenn der Hauptstrom der Einwanderer von den Staaten des Nordens und des Westens infolge der dort abnehmenden Erwerbsleichtigkeit abgelenkt sein, und sich in den Süden ergießen wird. In diesem ist schon heute der Grundstein für eine große Industrie gelegt, welche nicht technisch gebildete und sittlich hochstehende Handwerker, sondern wenige einfache Handgriffe verlangt, die von den beiden Rassen mit verschiedener Lebenshaltung in gleich guter Weise vollzogen werden können.

Der Rassenkampf ist von allen Kämpfen der heftigste. Nach demselben tritt das Entsetzen über die Verirrung der Leidenschaft nicht hervor; Reue und Selbstanklage fehlen; jedes edlere Gefühl scheint erstickt zu sein. Nur der Gedanke, daß der Blutgier genügt sei, bleibt zurück, oder solange noch etwas zu vernichten ist, der Wunsch nach weiterm Gemetzel. Das Gewissen regt sich wenig, da der Mensch nicht glaubt, seinesgleichen zerstört zu haben. Aus dem Kampfe kehren die Männer zurück mit dem Gefühl der befriedigten Eitelkeit, wie der Jäger nach glücklicher Jagd.

In Prescott's Schilderungen der Eroberung von Mexico durch Cortez, und von Peru durch Pizarro findet man Beispiele genug von der Wuth und der Grausamkeit des Rassenkampfes. Von der Vertreibung der Mauren aus Spanien und von den Kreuzzügen des Mittelalters berichten uns die Historiker Aehnliches. Auch in Cooper's Indianerromanen wird diese psychologische Thatsache wahrheitsgetreu dargestellt. Die edler angelegte und besser gesittete Rasse wird zwar, wie oben bemerkt, weniger herzlos und zugleich gemäßigter mit den Feinden verfahren; denn dies entspricht ihrer Natur und den Fortschritten der Civilisation, welche nichts anderes bedeuten, als daß der Intellect der einzelnen in steigendem Maße von Jugend auf mit Zweckmäßigkeitsvorstellungen von verschiedener Stärke, welche gegen den Egoismus gerichtet sind, aus der socialen Atmosphäre, in welcher er lebt, versehen wird. Aber von dem, was man heute Humanität nennt, sind auch die höchstentwickelten Völker im Rassenkampf noch weit entfernt.

Man wird entrüstet sein über die bodenlose Schlechtigkeit der Menschennatur, wenn man die Berichte von den Schlachten liest, welche verschiedene Rassen gegeneinander geliefert haben, nachdem die Erbitterung einmal auf beiden Seiten hervorgerufen war. Durch Moralisiren wird man die Wurzeln des Antagonismus nicht auszurotten vermögen, und auf die fortschreitende Cultur wird man nicht rechnen können, weil jeder Schritt Jahrhunderte umspannt. Daher ist nur von der Vervollkommnung des socialen Wissens etwas zu erwarten.

Ich möchte es als eine der wichtigsten Aufgaben der Socialwissenschaft bezeichnen, die Bedingungen anzugeben, unter denen der Conflict in einem Staat, in dem verschiedene Rassen untereinander wohnen, ausgeschlossen werden kann. Es soll hier der Versuch gemacht werden, die mexicanischen Verhältnisse in diesem Sinne einer Erörterung zu unterziehen.

Der Nationalitäts- und Rassenconflict der heutigen Bevölkerung mit den Ein-

wanderern aus dem Norden wird, sobald die letztern eine einigermaßen erhebliche Zahl repräsentiren, dahin führen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich gezwungen sehen wird, in Mexico politisch zu interveniren. Wer von einer friedlichen Eroberung Mexicos durch die Yankees spricht, der übersieht vollständig, daß dieses Land von einem ihnen abgeneigten Volk bewohnt wird. Zunächst wird es zu Streitigkeiten zwischen amerikanischen Kapitalisten, Bau- und Bergwerksunternehmern, Ingenieuren und der herrschenden Klasse der mexicanischen Creolen kommen, deren wirthschaftliche Interessen gefährdet sein werden. Confessions- und Nationalitätshaß, sowie der Fremdenneid werden die Wogen der Erregung hochtreiben. Das amerikanische Geld wird freilich als Beschwichtigungsmittel bei den mexicanischen Behörden manches erreichen und in den Parlamenten und bei den Gerichtshöfen den Widerstand gegen die nordamerikanische Invasion abschwächen; aber was will dies dem einmal entbrannten Nationalitätsstreit gegenüber bedeuten! Dieser spielt sich nicht in den Debatten der gesetzgebenden Versammlungen, sondern auf dem Lande und in den Städten mit Gewalt und List, mit Aufruhr und Intrigue ab. Sein politischer Schauplatz wird zudem vor allem die Gemeinde, weniger der Staat oder der Staatenverband sein.

Zu solchen Differenzen wird mit der steigenden Einwanderung von Bauern, Handwerkern, Arbeitern, kleinen Kaufleuten der Rassenconflict hinzutreten. Zunächst wird der Mittelstand der trägen, genußsüchtigen Mestizen durch den fleißigen nordamerikanischen Farmer und Krämer, und den europäischen geschickten Handwerker verdrängt werden. Dann wird der Indier von seiner Scholle und aus der Stellung des Tagelöhners verdrängt werden. Der bedürfnißlose gefügige Nachkomme der Azteken wird freilich einen viel geringern Lohn als der anspruchsvolle, strikelustige nordamerikanische Gewerkvereinsmann beanspruchen, aber jener wird auch nur einen mäßigen Theil der Arbeit des letztern zu leisten vermögen. Der nordamerikanische Unternehmer producirt lieber gar nicht, als mit träumenden, lässigen Arbeitern. Wie er selbst rastlos thätig ist, verlangt er auch ein ununterbrochenes, angestrengtes Schaffen von seinen Leuten. Mit den nachahmungs- und erwerbslustigen, fleißigen Chinesen ließ sich in Californien etwas machen; aber der schwermüthige, grübelnde, sein Heim liebende, mit dem geringen Seinigen zufriedene Indier kann den gelben Mann nicht ersetzen.

Man kann dies schon daraus ersehen, daß man jetzt in Mexico bemüht ist, dorthin chinesische Kulis zu importiren. In der Hauptstadt ist kürzlich eine chinesische Waschanstalt gegründet worden. Contracte in großem Maßstabe sollen bereits abgeschlossen sein, und für eine regelmäßige Dampfschiffverbindung zwischen Hongkong, Yokohama, Honolulu, Mazatlan, San-Blas und Manzanillo ist durch Gewährung einer Subvention seitens der mexicanischen Centralregierung gesorgt worden. Sogar in den Vereinigten Staaten hat man sich überlegt, um die Plage der dortigen „gelben Pest" zu lindern, ob man nicht einen Theil der Söhne des Himmlischen Reiches in die Nachbarrepublik abschieben könne. So würde dann Mexico noch ein zweites Rassenproblem zu lösen haben. Daß Chinesen und Indier wenig harmoniren, weiß man aus der Geschichte Californiens und Perus, wo die beiden Rassen gelegentlich bei derselben Arbeit beschäftigt waren. Die Regierung

sollte daher von vornherein den Kuliimport nicht dulden, sie sollte nicht die Geister rufen, die sie später nicht los werden kann. Wer die Geschichte der Chinesen in Nordamerika verfolgt hat, wird der Republik Mexico ähnliche Kämpfe wie dort nicht wünschen können, und daran erinnern müssen, wie schwer es ist, trotz des Gesetzes, welches die Arbeitereinwanderung aus China verbietet, den gelben Mann jetzt von Amerikas Gestaden fernzuhalten.

Auf welche Weise sich die Intervention der Vereinigten Staaten in Mexico abspielen wird, läßt sich natürlich nicht vorhersagen. Veranlassungen werden sich sowol an der Nordgrenze bieten, als auch auf dem Isthmus von Tehuantepec, falls Kapitän Eads seine Schiffseisenbahn dort vollenden sollte. Die Bedrängung der Amerikaner wird zuerst zu diplomatischen Auseinandersetzungen, dann schließlich zur Waffengewalt führen. Ob dann eine theilweise oder ganze Annexion, eine feste oder lose Föderation folgt, ist für die wirthschaftliche und sociale Entwickelung des Landes ziemlich gleichgültig. Germanische Arbeit und nordamerikanisches Kapital werden bei der letztern die entscheidende Rolle spielen. Die politische Einmischung irgendeiner europäischen Macht ist nicht ausgeschlossen, aber sie wird nur von vorübergehender Bedeutung sein können. Die sociale Amerikanisirung Mexicos wird dadurch nicht aufgehalten werden. Sie wird durch Jahrzehnte hindurch sich schrittweise vollziehen, und man wird völkerrechtlich die Anerkennung derselben auch als politisches Factum schließlich nicht verweigern können. Wollte auch z. B. England oder Frankreich durch längere Zeitperioden die Unabhängigkeit Mexicos schützen — was man schwerlich glauben wird —, so würden doch alle Anstrengungen erlahmen müssen, wenn Mexico eine so starke Bevölkerung germanisch-amerikanischen Ursprungs hat, daß sie mit den Vereinigten Staaten verbunden sein will und über die politische Majorität, welche dazu nöthig ist, verfügt. Nur auf eine Weise könnte Mexico den Amerikanern streitig gemacht werden: wenn eine europäische Großmacht mit starker Auswanderung sich entschlösse, unterstützt von dem ganzen Volke, den Strom der überschüssigen Bevölkerung ausschließlich nach Mexico zu lenken. Dann würde dem nordamerikanischen Vordringen ein Halt entgegengerufen werden können. Aber solche Gedanken schweifen, weit entfernt von der Wirklichkeit, im Reiche der national fühlenden Phantasie.

Was wird nun aus der bisherigen herrschenden Bevölkerung Mexicos werden? Dasselbe wie aus derjenigen, welche ehedem in Californien, Neumexico, Arizona, Texas und Colorado lebte. Ein Theil geht zu Grunde, ein Theil vermischt sich mit den Amerikanern, ein Theil erhält die Reinheit des Stammes, aber amerikanisirt sich in Sprache und Sitte. Die Indianerfrage kann aber anders gelöst werden als in den ebengenannten frühern mexicanischen Ländern. Die Ausrottung kann vermieden werden. Denn erstens sind die heutigen mexicanischen Indier Ackerbauer und leben unter der weißen Bevölkerung, was in Texas, Californien u. s. w. nur ausnahmsweise galt, und zweitens ist ein großer Theil der Republik Mexico rein tropisch und kann insoweit von dem Nordländer nicht bebaut werden. Die Tierra caliente ist der natürliche Zufluchtsort der Indier. Dort schützt sie der glühende Sonnenstrahl vor der Concurrenz der weißen Einwanderung; dort können

sie gesichert arbeiten, sich ihres Lebens freuen und auch an dem Werke der Menschheit theilnehmen, indem sie die Producte der tropischen Zone den Bewohnern der kältern Länder zugänglich machen. Doch soll der Indier auf dem Boden bleiben, den er seit Jahrhunderten sein eigen nennt, so darf der weiße Unternehmer weder Neger noch Chinesen, welche ebenfalls dem tropischen Klima trotzen, in die Tierra einführen. Dem Anprall dieser Rassen, ausgerüstet mit dem Kapital und der Leitung der nordischen Intelligenz, wird der braune Mann nicht widerstehen können. Ich fürchte, es wird dahin kommen, weil die nordamerikanische Dollarjagd mit wahrhaft humanen Bestrebungen nicht vereinbar ist.

Wer heute den Nachkommen der Azteken und Tolteken in seinem Heim beobachtet hat, möchte glauben, daß dieser in ahnungsvollem Schauen den Untergang seines Volkes vorherempfinde. Sinnend, regungslos sitzt er stundenlang vor seiner ärmlichen Hütte mit trübem, verschleiertem Blick, arbeitsunlustig, grübelnd über seinen Haß gegen den weißen Mann, dessen überlegene Macht er zugeben und bewundern muß. Die uralte Sage von der Vernichtung seines Volkes glaubt er in seinem Innern zu hören, und wenn er sich nun erhebt, um einen schwermüthigen, monotonen Sang anzustimmen, da wird man nicht den Angehörigen eines Menschenschlages vor sich zu haben meinen, der mit hoffnungsvoller Freude der Zukunft entgegensieht.

Will man dem Indio seine Tierra erhalten, so muß ihn das öffentliche Recht dort mit einer starken Schutzwehr versehen. Wenn ihn nicht die Einsicht der herrschenden Nation schützt, so kann sein Stamm nicht fortbestehen. Zur Selbsthülfe mangelt ihm die Energie. Das Land darf daher nicht in das Eigenthum einiger bostoner und neuyorker Millionäre kommen, welche ganze Horden von Indiern in sklavenähnlicher Arbeit ausnutzen könnten. Ob man das alte Gemeineigenthum wieder beleben, oder nach Weise der strengen nordamerikanischen Heimstätteexceptionen unverschuldbare Bauernhufen gründen will — ob man die Erbpacht wählt, das sind Fragen, die heute kaum entschieden werden können. Die Tierra caliente, cultivirt von indianischen freien Bauern, aber unter politischer Leitung der nordamerikanischen Intelligenz ist ein schönes Zukunftsbild von der Lösung des sicherlich bevorstehenden Rassen- und Völkerconflicts. Zu eigener Politik mit weitern Gesichtspunkten ist der heutige Indier und Mestize nicht fähig. So mag denn der alte Zustand wiederhergestellt werden, welcher in Mexico zu der Zeit bestand, als Cortez mit seiner unerschrockenen Spanierschar das Land eroberte. Der herrschende Stamm bewohnte die Hochebene und theilweise die gemäßigte Zone des Landes, während auf dem tropischen Küstensaum tributäre Völker, aber mit wirthschaftlicher und socialer Selbständigkeit, lebten.

Die Augenblicksphotographie.

Von

Hermann Vogt.

Als ein beredtes Beispiel für die auf fast allen Gebieten der Wissenschaft und Technik während der letzten Jahrzehnte gemachten außerordentlichen Fortschritte kann die Entwickelung der Photographie seit ihren Anfängen gelten. Wer von den freundlichen Lesern gedenkt nicht noch der unbehaglichen Minuten, oder doch Secunden, die er vor 20 Jahren mit starr auf einen blendenden Punkt gerichteten Augen in der Werkstatt des Photographen zugebracht hat! Wie oft mußte damals die Aufnahme wiederholt werden, bis ein befriedigendes Resultat erreicht wurde! Welche Mühe und Zeit kostete es gar, um von einem Pferde, oder dem lebhaften Lieblingshündchen einer Dame ein halbwegs brauchbares Bild herzustellen! Jetzt ist man im Stande, springende Thiere, fliegende Vögel, fahrende Eisenbahnzüge in voller Schärfe zu photographiren, und in nächster Zeit schon wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Bild des aus dem todbringenden Rohre entsandten Geschosses in seinem rasenden Fluge die Reihe der vorhandenen Augenblicksbilder vervollständigen.

Die zahlreichen Momentaufnahmen, welche seit einigen Jahren in den Handel kommen, die trefflich gelungenen Porträts des Deutschen Kaisers und seiner Familie, die scharfe Wiedergabe figurenreicher, bewegter Scenen aus dem ländlichen Leben, die Manöverbilder in ihrer überraschenden Treue, die Serien von Pferden und andern Hausthieren, von Wild und Vögeln, sind in ihrer Vielfältigkeit wohl geeignet, das Interesse der verschiedensten Kreise zu wecken. Sie bekunden sämmtlich, selbst für den Laien, die hervorragende Geschicklichkeit des aufnehmenden Photographen so gut, wie dessen lebhaften Sinn für das natürlich Schöne und seinen künstlerischen Geschmack, mit dem er verständnißvoll stets Augenblicke, die sich für bildliche Darstellung eignen, zu ergreifen weiß. Alle diese Aufnahmen entstammen dem Atelier des Herrn Ottomar Anschütz*) in Lissa (Posen), und mit ihrer technischen wie künstlerischen Vollendung vermögen die sonst noch in den Handel kommenden Momentbilder nicht in die Schranken zu treten.

---

*) Die Augenblicksphotographien Ottomar Anschütz' in Lissa (Posen) umfassen mehr als tausend Nummern und sind erschienen im Selbstverlage des genannten Photographen.

Schon seit der Erfindung der Photographie war das Bestreben darauf gerichtet, Gegenstände und Personen in der Bewegung aufzunehmen. Doch gelangen die damaligen Augenblicksbilder nur unter besonders günstigen Umständen und sofern es sich um ganz langsame Bewegungen handelte. Die Bilder waren in den meisten Fällen verschwommen und zerfasert. Wirkliche Augenblicksbilder, wie sie jetzt vorliegen, konnten erst gewonnen werden nach Einführung eines neuen photographischen Verfahrens, auf das wir weiter unten zurückkommen. Zunächst fixirte man lediglich einen Moment oder einzelne Momente der Bewegung, dann aber wurde versucht, die Bewegung der Thiere durch mehrere, in kurzen Zwischenräumen hintereinander aufgenommene Bilder wiederzugeben. Dabei erreichten der Amerikaner Muybridge und der französische Physiologe Marey den nächsten Fortschritt auf dem Gebiete der wirklichen Augenblicksphotographie. Jener erhielt indeß lediglich schwarze Silhouetten auf weißem Grunde, und Marey, welcher seine weißgekleideten Figuren an einer dunkeln Wand vorüberschreiten ließ, erreichte nicht viel mehr. Mit scharfen Umrissen zeichneten sich seine hellen Bilder von dem schwarzen Hintergrunde ab, sie ließen auch schon manche Einzelheiten erkennen, doch ohne genügende Ausarbeitung der Details in der Zeichnung. Was aber den beiden genannten Experimentatoren nicht gelang, das hat unser Landsmann zu einem glücklichen Ende geführt. Die Schärfe, Klarheit und Durchbildung der einzelnen Photographien, die vollkommene Wiedergabe der gesammten körperlichen Einzelheiten, wie die Augenblicksbilder von Anschütz sie bieten, ist bisher unsers Wissens nach von niemand erreicht worden. Auf den Namen dieses deutschen Photographen muß deshalb dort wiederholt zurückgegriffen werden, wo es sich um eine Schilderung nicht nur des augenblicklichen Standpunktes, sondern der Zwecke und Ziele der Augenblicksphotographie handelt.

Anschütz hat in jeder Beziehung überraschende Resultate erzielt, und als sein bisheriger größter Erfolg dürfte wol die Aufnahme fliegender Vögel, Tauben und Störche, seine neuerdings gewonnenen Fuchs-, Affen- und Raubthierbilder, sowie diejenigen Serien gelten, welche das Pferd im vollen Laufe darstellen. Die in schnellster Bewegung befindlichen Flügel bis zu den Federspitzen und ebenso die Gliedmaßen der Vierfüßler sind ganz scharf wiedergegeben, sodaß in jeder einzelnen Aufnahme, deren Dauer den kleinen Bruchtheil einer Secunde, also ein Zeitmaß nicht überschreitet, von dem wir uns eigentlich keine Vorstellung machen können, ein völlig klares ausgearbeitetes Bild vorliegt. Auf diesen Serienbildern werden die sämmtlichen Phasen der Bewegung veranschaulicht. Die Gesammtbewegung eines Galoppsprunges beispielsweise, während dessen sich das Thier etwa 5 Meter weit vorschnellt, gelangt auf zwölf binnen einer Viertelsecunde aufgenommenen Bildern zur Darstellung. Wessen Auge hat je den Eindruck dieses Aneinanderreihens zahlreicher, meist recht unschöner Bewegungsmomente gewonnen beim Anschauen des langgestreckten Galoppsprunges eines edlen Pferdes? Und doch sind die Augenblicksaufnahmen völlig naturgetreu.

Die in der Darstellung photographischer Chemikalien gemachten Fortschritte, ebenso die zahlreichen Vervollkommnungen der Objectivgläser in den Apparaten haben selbstverständlich der Augenblicksphotographie erst die Wege geebnet. Als

eine Vorbedingung für die Möglichkeit derartiger raſcher Aufnahmen darf die Einführung der Trockenplatte gelten. Früher machte man die zur Fixirung der Bilder benutzte Platte gegen die Lichteindrücke empfindlich durch einen Aufguß von iodirtem Collodium. Mit dieſem Ueberzuge wurde ſie in in ein Silberbad getaucht und mußte dann ſofort verbraucht werden. Man bedurfte deshalb zu jeder Aufnahme eine Vorbereitungszeit von mehrern Minuten und hatte außerdem mit zahlreichen äußern Zufällen zu kämpfen. An die Stelle dieſer naſſen Platten ſind nun die Trockenplatten getreten, welche fabrikmäßig im großen hergeſtellt werden, ſehr haltbar ſind und deshalb nach beliebiger Zeit verwendet werden können. Ihr Hauptvorzug beſteht aber in der größern Empfindlichkeit. Sie ſind mit Bromſilber (Gelatine) präparirt, einer chemiſchen Verbindung, deren Empfindlichkeit bis zur Fixirung der allergeringſten und raſch vorübergehenden Lichteindrücke geſteigert werden kann. Anſchütz, der bei ſeinen Augenblicksaufnahmen dieſelben Platten benutzt wie jeder andere Photograph, hat durch langwieriges Studium nicht nur jeden Theil des Verfahrens zu einem möglichſt hohen Grade der Vollkommenheit herausgebildet und perſönlich die denkbar größte techniſche Geſchicklichkeit erworben, ſondern ſich zu ſeinen Arbeiten beſondere Apparate und eigene Momentverſchlüſſe conſtruirt. Für die Aufnahme eines Einzelbildes bedarf auch die Momentphotographie nur eines Apparats, zu den Serienaufnahmen aber ſind ſo viel Apparate nöthig, als Bilder gegeben werden ſollen.

Das Oeffnen und Schließen der Objective kann natürlich nicht mit der Hand geſchehen, man bedarf dazu einer blitzſchnellen, durch Federkraft getriebenen Bewegung. Die Apparate müſſen handlich und leicht transportabel ſein. Zu der Aufnahme von Manöverbildern mit einem Apparat hatte der ſtrebſame Photograph ſich beſondere Einrichtungen geſchaffen, welche, auf einen Wagen gebracht, ihm ermöglichten, den Uebungen zu folgen und im geeigneten Moment zur Arbeit bereit zu ſein. Der vornehmlich zur Aufnahme der bereits erwähnten Serienbilder hergeſtellte Apparat, welcher ſich nach jeder Richtung hin vortrefflich bewährt hat, beſteht aus zwölf Objectiven. Jedes derſelben iſt mit dem Momentverſchluß verbunden, und dieſe Verſchlüſſe können nacheinander auf elektriſchem Wege in verſchiedenen Zwiſchenräumen zum Fallen gebracht werden mit Hülfe eines eingeſchalteten Metronoms, welches ermöglicht, die Zeit der Aufnahme einer Serie der Dauer eines Bewegungstempos, beiſpielsweiſe eines Galoppſprunges anzupaſſen. Die elektriſche Anlage ſelbſt iſt derartig angeordnet, daß der betreffende Apparat in demſelben Augenblick zu functioniren beginnt, wenn das aufzunehmende Object in der Bewegung einen geſpannten Faden berührt. Vorläufig laſſen ſich mittels des Anſchütz'ſchen Apparats zwölf Momente nach der Schnelligkeit der Bewegung in der wechſelnden Zeit von $^1/_4$ bis zu $1^1/_2$ Secunden fixiren; doch ſoll die Leiſtungsfähigkeit noch bis zu dem Grade erhöht werden, um eine Serie von 24 Bildern in $^1/_{10}$ Secunde aufnehmen zu können. Wir müſſen es uns verſagen, auf die Herſtellung dieſer Bilder näher einzugehen, verweiſen aber in dieſer Beziehung auf die zweite Auflage der „Momentphotographie" von Prof. Dr. Eder (Halle, Knapp).

Es iſt Anſchütz nicht ſo leicht geworden, ſeine Abſichten und Pläne bezüglich

der Augenblicksphotographie auch in die That zu übersetzen. Die technischen Schwierigkeiten waren besiegt, dann aber stellten sich dem Photographen manche äußere Hindernisse in den Weg. Wo er mit seinem Kasten unter dem Arm erschien, da begegnete ihm vielfach Mistrauen und Abneigung, die nicht immer ohne weiteres zu überwinden waren.

Die neuen Apparate, welche Anschütz benutzt und an deren Vervollkommnung er unablässig thätig ist, stellt er im großen Ganzen selbst zusammen, oder er läßt sich die einzelnen Theile vom Mechaniker nach seinen Zeichnungen anfertigen. Ihre Beschaffung ist indeß mit großen Kosten verbunden. Da ist es denn erfreulich, daß in diesem Punkte der preußische Kultusminister durch Gewährung einer außerordentlichen Beihülfe aus Staatsmitteln den Arbeiten des thatkräftigen Photographen zu Hülfe gekommen ist. Doch hat der letztere auch von anderer Seite manche Aufmunterung erfahren. Die kronprinzlichen Herrschaften waren, wie überall, wo es sich um die Förderung wissenschaftlicher oder künstlerischer Bestrebungen handelt, von vornherein die Gönner Anschütz'. Auch der verstorbene Feldmarschall Prinz Friedrich Karl bekundete sein lebhaftes Interesse namentlich für die militärischen Augenblicksbilder, indem er während der von ihm geleiteten Reiterübungen in der Gegend von Rawitsch gewisse Momente als geeignet zur Aufnahme bestimmte. Fürst Hatzfeldt und verschiedene andere Grundbesitzer haben den Thiergarten des Photographen mit Wild allerlei Art bevölkert, und der Director des Zoologischen Gartens in Breslau, Steckmann, bewies dem Künstler sein Entgegenkommen durch Darleihung von Wölfen, Bären und Hyänen. Die heimischen Sportkreise und die Armee ebenso wie zahlreiche Künstler und Gelehrte verfolgen mit großer Theilnahme die stetig sich steigernden Leistungen auf diesem Gebiete; ob aber das große Publikum die zierlichen Darstellungen in den Schaufenstern der Kunsthändler nicht lediglich bewundert, sondern auch kauft, möge dahingestellt bleiben.

Welchen Nutzen stiftet denn aber die Augenblicksphotographie? Besitzt sie etwa nur den Werth einer netten Spielerei, eines interessanten Experiments? Keineswegs. Man hat nicht mit Unrecht Analogien gezogen zwischen der Mikroskopie und den Ergebnissen der Augenblicksphotographie, und begrüßt in den letztern die Anfänge einer neuen Wissenschaft, für welche von einer Seite schon der Name Tachyskopie in Vorschlag gebracht ist. „Die Mikroskopie schaut kleine Dinge, die Tachyskopie schaut schnelle Dinge." Aber selbst wenn man nicht so weit gehen will, in der Augenblicksphotograhie eine eigene Wissenschaft zu sehen, so ist ihre Bedeutung als Hülfsmittel auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete nicht zu unterschätzen.

Es ist bekannt, daß zahlreiche Künstler, und zwar gerade die erfahrensten und besten unter ihnen, in dem die unmittelbare Natur widerspiegelnden Momentbilde eine willkommene Förderung ihrer eigenen Aufgabe erblicken. Die Augenblicksphotographie gibt ihnen Aufschluß über den Zusammenhang flüchtiger Bewegungsmomente, die das Auge seiner Construction nach nicht zu erfassen im Stande ist. Sie fixirt auch, wie das sonst gar nicht möglich, die zahlreich be-

wegten Einzelheiten bei großen Menschenanhäufungen, schärft deshalb die eigene Beobachtung des Künstlers und bietet ihm ein reiches Studienmaterial. Um wirklichen Nutzen zu stiften, müßte allerdings die gesammte Künstlerschaft in die Lage gebracht werden, von den Augenblicksaufnahmen für ihre Zwecke den wünschenswerthen Gebrauch zu machen. Das kann nur geschehen, wenn die Augenblicksbilder für einen ganz billigen Preis zur Verfügung gestellt werden, wozu nach unserer Information die Absicht vorliegt.

Die Physiologie hatte seit längerer Zeit erkannt, daß die photographische Aufnahme von Thieren ihr wichtige Aufschlüsse über die mit bloßem Auge nicht wahrzunehmenden Bewegungen derselben zu geben im Stande sei. Doch genügten die frühern einmaligen Momentbilder den Anforderungen der Wissenschaft nicht. Zur völligen Klarlegung der verschiedenen Phasen der thierischen Bewegungen braucht man zahlreiche, in kurz aufeinanderfolgenden Zeitabschnitten fixirte Bilder, und so hat gerade die Physiologie den Anstoß zu den von Anschütz jetzt in solcher Vollkommenheit gelieferten Serienaufnahmen gegeben. Der Director des Physiologischen Instituts an der Universität Berlin, Geh. Medicinalrath Dr. Du Bois-Reymond, nimmt deshalb auch, wenn wir recht berichtet sind, im wissenschaftlichen Interesse lebhaften Antheil an der Weiterentwickelung der jungen Technik.

Physik und Astronomie können zu den verschiedensten Zwecken guten Gebrauch von der Augenblicksphotographie machen, und neuerdings hat die Militärwissenschaft sich die Leistungen derselben dienstbar gemacht. Im Auftrage des preußischen Kriegsministeriums und im Beisein einer staatlichen Commission wurden im Herbst vorigen Jahres Aufnahmen von Pferden in allen Gangarten gemacht. Nach der Ansicht der maßgebenden Persönlichkeiten sind die mit den oben bereits kurz erwähnten Serien gewonnenen Resultate schon jetzt für die Reitkunst im allgemeinen nicht ohne Bedeutung und namentlich geeignet, für das Zureiten der Remonten wichtige Fingerzeige an die Hand zu geben. Sie können als Prüfstein dafür dienen, ob das militärische Reiten wirklich nach rationellen Grundsätzen betrieben wird, und sind geeignet, in letzter Instanz die Frage zu beantworten, ob bei der heimischen Pferdezucht das Ziel größtmöglicher Leistungsfähigkeit unverrückt im Auge behalten wird. Die den Gang des Pferdes zur Anschauung bringenden Serien sollen zunächst praktische Verwendung finden in einem grundlegenden Werke über die Dressur der Pferde.

Wie der Gang der Pferde, so sollen auch die Schrittarten der Menschen mit Hülfe der Augenblicksphotographie zur bildlichen Darstellung gelangen. Auf Soldaten der verschiedensten Proportionsverhältnisse, mit und ohne Bekleidung, mit und ohne Gepäck, werden sich diese Aufnahmen erstrecken, deren Resultat zahlreiche Rückschlüsse mit Bezug auf die Bekleidung und Ausrüstung der Armee im Gefolge haben kann, andererseits auch dem Arzte werthvolle Beobachtungen über die Muskelthätigkeit gestatten und gewiß noch in anderer Beziehung Neues und Wissenswerthes zu Tage fördern wird. Endlich wird sowol von seiten der Militärbehörden wie der weltberühmten Firma von Friedrich Krupp in Essen die Augenblicksphotographie zur Lösung ballistischer Fragen in Anspruch genommen

werden. Das Geschoß im Fluge besitzt eine Geschwindigkeit von beiläufig 500 Meter in der Secunde. Es liegt auf der Hand, daß sich seiner photographischen Wiedergabe besonders große Schwierigkeiten entgegenstellen, die indeß zweifellos überwunden werden. Die geplanten Arbeiten auf diesem artilleristischen Gebiete werden sich darauf richten, den Rücklauf der Geschütze genau festzustellen, ferner die Aufnahme fliegender Geschosse am Anfange und am Ende ihrer Flugbahn, sowie die Fixirung der Projectile beim Einschlagen in den Panzer u. dgl. umfassen. Auch für andere militärische Zwecke wird die Augenblicksphotographie sich von Nutzen erweisen. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an Terrainaufnahmen aus der Gondel des Ballons, wenn deren allgemeiner Benutzung sich auch mancherlei erschwerende Umstände entgegenstellen.

Wie die Augenblicksphotographie sich zu einem genauen und treuen Berichterstatter über die gesammten Tagesereignisse gestalten kann, so besitzen ihre Arbeiten einen hohen Werth für die Zeitgeschichte. Was würde die jetzt lebende Generation nicht darum geben, wenn sie im Besitz derartiger lebenswahrer Episoden aus den Zeiten der Vorfahren wäre! Deshalb aber sollten wir im Interesse der Jetztzeit ebenso wie in demjenigen der Zukunft es nicht unterlassen, die wichtigsten geschichtlichen Augenblicke, soweit dies möglich, durch Momentphotographien gewissermaßen zu Denkmälern zu gestalten. Unvergängliche photographische Abdrücke würden die Schätze der Museen und Archive aus unmittelbarster Quelle zu einem Bilde von pulsirender Lebenswahrheit ergänzen und verdichten.

Unschwer ließe sich die Aufzählung der Fälle vermehren, in denen die Technik der Augenblicksphotographie berufen sein wird, ergänzend und unterstützend einzugreifen. Wenn aber Kunst, Wissenschaft und vielfache Gebiete des praktischen Lebens Nutzen und Vortheil aus ihrem Verfahren ziehen, so sollte man die Weiterentwickelung der Kunst mit ihren bedeutenden finanziellen Lasten nicht den Schultern eines Privatmannes aufbürden. Der Staat müßte hier mit regelmäßiger Unterstützung eingreifen, um die Durchführung der complicirten und nothwendigerweise sehr genauen Arbeiten der wissenschaftlichen Augenblicksphotographie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zu fördern.

Die Kündigung unsers Handelsvertrages mit der Schweiz.

Von

Julius Frühauf.

Unsere Industrie lebt seit einem Jahre in lebhafter Besorgniß wegen des von der Schweiz in Frage gestellten Fortbestehens unsers im Jahre 1881 mit ihr abgeschlossenen Handelsvertrages, dessen Kündigung viele Tausende werthvoller gegenseitiger Geschäftsverbindungen zerreißen und gerade unter der heutigen Conjunctur allgemein unbefriedigender Verkehrslage doppelt schädigend auf unsere commerziellen und industriellen Verhältnisse einwirken würde.

Wir wollen aber sofort, um die Gemüther zu beruhigen, mit gutem Grunde aussprechen, daß die Besorgnisse sich schon im Laufe der nächsten Monate als unbegründet erweisen dürften.

In der Schweiz hörten wir gelegentlich unserer Sommerreise 1885 von Industriellen selbst vielfach die Klage über die „erdrückende" Concurrenz der deutschen Waaren in sehr verschiedenen Gewerbszweigen, andererseits aber auch wieder das offene Eingeständniß der großen Wichtigkeit des deutschen Marktes gerade für die Hauptwaarenbranchen der eidgenössischen Industrie. Man sieht, daß sich die Herren im Canton Zürich, Basel-Land und Appenzell naiv in einem gefährlichen Kreise bewegen: sie möchten einen möglichst freien Markt für ihre Erzeugnisse bei uns haben, andererseits aber unsern Producten und Fabrikaten den Markt bei sich selbst thunlichst beschränken!

Es haben sich seit Mitte des Sommers 1885 verschiedene sehr bewegt verlaufende Versammlungen mit der Frage des Fortbestehens des Vertrages beschäftigt; wir können uns darauf beschränken, mit einigen Worten auf zwei Versammlungen einzugehen, auf die in Zürich gegen Anfang August und die etwas später in Basel abgehaltene. In der erstern wurden zunächst die Nachtheile der stark drückenden deutschen Concurrenz hervorgehoben, dann aber doch auch die erheblichen Vortheile nicht verkannt, welche die helvetische Gewerbsamkeit durch den noch immer wachsenden starken Absatz nach Deutschland genieße; vor allem aber wurde auf den außerordentlich umfangreichen Veredlungsverkehr hingewiesen, der zwischen beiden Ländern durch die vertragsmäßigen Erleichterungen im Grenzverkehr sich entwickeln konnte. Wir fügen für die im Zollwesen minder orientirten Leser hier

gleich zur Erklärung bei, daß rohe oder halbfertige Waaren des einen Landes zum Bleichen, Färben, Bedrucken, Besticken u. s. w. zollfrei und lediglich unter gewissen Controlmaßregeln ihrer Wiedereinfuhr (Rückkehr ins Ursprungsland) über die Grenze des andern gehen können, ja daß dieser zollfreie Uebertritt und die Verfrachtung in die Druckereien, Färbereien u. s. w. des andern Landes auch solchen Waaren gestattet wird, welche aus der Veredlungsanstalt, also aus der Färberei, Druckerei u. s. w. unmittelbar und ohne Rückkehr zum Ursprungsort hinaus in andere Länder gehen; eine zweite Art des Veredlungsverkehrs, den man „Transitveredlungsverkehr" nennt. In diesem Verkehr finden, wie in der Versammlung angeführt wurde, jährlich allein 2—300000 Stück Baumwolltücher ihre Veredlung und 10000 schweizerische Arbeiter ihr Brot!

Die Statistik des schweizer Zolldepartements gibt davon folgendes Bild:

Veredlungs- und Reparaturverkehr mit Deutschland.

	Aus Deutschland nach der Schweiz.		Nach Deutschland aus der Schweiz.	
Baumwollgarn, roh, zum Färben, Besticken, Weben, Zwirnen	1278	Doppelcentner	406	Doppelcentner.
Baumwollgarn, gefärbt, zum Appretiren, Bedrucken, Bleichen, Färben und Besticken	406	„	1969	„
Baumwollgewebe, roh, zum Färben und Besticken	4924	„	740	„
Cacaobohnen zum Rösten	820	„	—	„
Eisenbahnmaterial zum Repariren	137	„	620	„
Eisenmaterial zum Verarbeiten	863	„	18	„
Eiserne Walzen zum Adjustiren	672	„	78	„
Farbhölzer zum Mahlen	1564	„	—	„
Felle und Häute, roh, zum Färben und Gerben	3333	„	1	„
Fuhrwerke, Ackergeräthe, Eisenbahnwaggons, zur Reparatur und zum Mahlen	46425	Franken Werth	22	Franken Werth.
Gerberrinde zum Mahlen	846	Doppelcentner	—	Doppelcentner.
Getreide zum Mahlen	1897	„	555	„
Biergläser zum Bedeckeln	—	„	11	„
Holz zum Sägen und Schneiden	6389	„	4186	Franken Werth.
Musikalische Instrumente zur Reparatur	98	„	76	Doppelcentner.
Getragene Kleider zum Waschen und Färben	3	„	75	„
Leinengewebe, rohe, zum Bedrucken, Bleichen, Färben, Besticken	108	„	51	„
Maschinen zur Reparatur	1854	„	541	„
Seide und Floretseide zum Färben	455	„	123	„
Seidenstoffe und Seidenbänder zum Appretiren und Färben	952	„	42	„
Stickereien zum Bleichen und Appretiren	258	„	2946	„
Strumpfwirkerwaaren zum Färben	119	„	4	„

Sonst geht noch eine ziemliche Reihe anderer Waaren in geringern Qualitäten hinüber und herüber, wie Uhren, Waffen, rohe Wolle und rohe wie gefärbte Wollgarne, Wolltücher und -Decken, Bücher, Eisengußwaaren und Quincaillerien, Feilen, Flachs, Hanf und Jutegarne, Glas und Glaswaaren, Glocken, Holzwaaren u. s. w.

Im ganzen betrug in den zwei Jahren 1883 und 1884 der Veredlungsverkehr von Deutschland nach der Schweiz 37890 und 27645 metr. Centner, von der Schweiz nach Deutschland 7437 und beziehungsweise 8904 metr. Centner. Zur Darstellung der erheblichen Bedeutung des Verkehrs zwischen Deutschland und der Schweiz mögen folgende wenige Zahlen genügen: Deutschland führte dorthin aus im Jahre 1883: 13,089578 metr. Ctr., 1884: 13,662332 metr. Ctr.; es bezog von dort 1883: 1,294862, 1884: 1,662966 metr. Ctr. Unter der sehr hohen Ausfuhrsumme nach der Schweiz haben die großen Massen mineralischer und landwirthschaftlicher Producte, z. B. 6 Mill. metr. Ctr. Steinkohlen, 260000 metr. Ctr. Kartoffeln, $1^1/_2$ Mill. metr. Ctr. Cerealien, Mehl, Malz u. s. w. den Hauptantheil. In der schweizer Ausfuhr nach Deutschland haben die Spinn- und Webstoffe die höchste Wichtigkeit, weil hier die Werthe sehr bedeutend sind. Wir geben dafür einige Zahlen nach der Statistik des schweizer Handelsdepartements für 1884 in metrischen Centnern:

	Einfuhr aus Deutschland.	Ausfuhr nach Deutschland.
Baumwolle, roh	121714	1033
Baumwollabfälle	5706	14739
Baumwollgarn	19399	31796
Rohe Baumwollgewebe	29315	15700
Baumwollgewebe gebleicht, gefärbt, bedruckt	18644	37769
Stricke, Taue	740	1119
Seidenabfälle	2445	3516
Rohe Seide	1710	7049
Floretseide	1005	9798
Seidene Bänder	174	14629
„ Gewebe	378	7175
Wolle, rohe	29001	7096
Wollgarn, roh	908	9889
Wollgewebe, roh	19816	581

Die züricher wie später die baseler Versammlung stand unter dem Eindruck der für so nüchtern-praktische Leute, wie es die Schweizer sind, sehr laut sprechenden und überzeugenden Zahlen und kam, da der berner Bundesrath noch mit einer Enquête über den Einfluß unserer gegenseitigen Handelsbeziehungen auf die schweizerische Industrie beschäftigt ist, zu dem dilatorischen Beschluß, daß sich zur Zeit eine Kündigung des Handelsvertrages nicht empfehle. Die baseler Versammlung faßte durch Eingreifen des Nationalrathes Geigy, welcher bei Abschluß des Vertrages vor $4^1/_2$ Jahren in Berlin dem schweizerischen Gesandten Dr. Roth zur Seite stand, den zwischen den Gegensätzen vermittelnden Beschluß, daß ein neuer Vertrag geschlossen, indessen gefordert werden möge, 1) daß die schweizerische Exportwaare vor weitern Zollerhöhungen durch Bindung der Zölle geschützt und eine Reihe hoher deutscher Zollsätze ermäßigt; 2) daß die Bestimmung über den Veredlungsverkehr ergänzt und 3) der Vertrag auf weitere fünf Jahre geschlossen werde.

Die Schweiz hat am 26. Juni 1884 einen neuen Tarif publicirt, der sowol einen Conventionaltarif enthält für Staaten, die mit ihr im Vertragsverhältniß stehen, als auch einen hohen Generaltarif gegen Nichtvertragsstaaten.

Ob die Schweiz uns für den Fall, daß wir nach ihrer Ansicht uns nicht entgegenkommend genug zeigen sollten, im voraus ein Memento zurufen will, daß uns dann der Straf- oder Generaltarif drohe, der viele Zölle um 50—100 Proc. hinaufsetzt — wird sich ja zeigen! So würden, um nur einige Beispiele anzuführen, rohe Tuchenden, statt wie bisher 12, alsdann 25 Franken, gebleichte, gefärbte und bedruckte, statt 25, alsdann 40 Franken, Strumpfwaaren, Stickereien und Spitzen, statt 30, dann 60, Teppiche, statt 30, dann 50 Franken zahlen, und selbst diese exorbitanten Sätze noch dadurch eine weitere Erhöhung erfahren, daß diese Zölle nach dem Bruttogewicht erhoben werden sollen.

Wir haben aus sehr guten Gründen die Ueberzeugung, daß die Schweizer es sich sehr reiflich überlegen werden, ehe sie uns den Vertrag kündigen und damit sich sowol den großen werthvollen Markt ihrer Waaren in Deutschland, als auch den wichtigen Veredlungsverkehr ruiniren. Es wird außerdem am Sitz der Bundesregierung den vorsichtigen Mitgliedern des Nationalrathes die sehr scharfe Waffe nicht unbekannt sein, welche Deutschland in dem §. 6 des Gesetzes vom 15. Juli 1879 bereit hat, um auch unsererseits uns gegen die exorbitanten Zölle jenes obenerwähnten schweizerischen Generaltarifs zu wehren. Der erwähnte §. 6 lautet: „Waaren, die aus Staaten kommen, welche deutsche Erzeugnisse ungünstiger behandeln als diejenigen anderer Staaten, können, soweit nicht Vertragsbestimmungen entgegenstehen, mit einem Zuschlag bis zu 50 Proc. des Betrages der tarifmäßigen Eingangsabgabe belegt werden.“

Wie wir aus bester Quelle von Bern wissen, ist man sich über die zweischneidige Wirkung einer Vertragskündigung ebenso klar, wie seit jüngster Zeit darüber, daß man bei der deutschen Reichsregierung einer sehr festen Haltung begegnen wird. Daher auch bereits das Einlenken der schweizerischen Presse aus der heftig frondirenden Position gegen uns und die allgemeine Erwartung, daß das freundnachbarliche handelspolitische Verhältniß einen Bruch nicht erleiden wird.

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Auf dem Gebiet der Lyrik und Epik herrscht zwar stets die alte, durch einen gutmüthigen Verlagsbuchhandel unterstützte Rührigkeit; doch ist die Zahl der hervorragenden Erscheinungen nur eine geringe. Zu diesen muß ohne Frage jede neue Dichtung des Grafen von Schack gerechnet werden. Die Mythe „Memnon" (Stuttgart, Cotta) hat geistige Tiefe und weltweite Perspectiven, wie fast alle Werke dieses Dichters. Der Held ist der Held der ägyptischen Sage, der Feldherr des Rhamses, der beim Beginn der poetischen Erzählung hochgefeiert von einem Kriegszuge zurückkehrt und sich mit seinem Freunde Achat zu seinen Lieben am obern Nil begibt. Dort sucht er den hundertjährigen Priester Siamun auf, der für seinen Vater gilt. Er ist es aber nicht und verweist Memnon auf einen Sarkophag der Gräberstadt, der ihm über seinen Vater Auskunft geben wird: der Todte, dessen Inschrift er dort findet, heißt Monetho, und auf seinen Fahrten im Morgenlande hat er der Morgenröthe schöne Göttin Hatho kennen lernen und sich ihr vermählt: zur Strafe für diese Kühnheit hatten die Götter ihn fortgetrieben und von dem Sohn getrennt, der aber die Schuld des Vaters sühnen könne, wenn er die Mutter suche und finde.

Das sind die mythischen Voraussetzungen der Handlung. Memnon's Zug nach dem Osten, seine kriegerischen und Liebesabenteuer bilden nun den Hauptinhalt derselben; sie sind mit farbenreicher Pracht geschildert, wie besonders der Zaubergarten im Orient, zu dessen Beschreibung Graf Schack die Farben Ariost's und Tasso's geborgt hat; schwunghaft ist der Hymnus, mit dem die Königin Balkis begrüßt wird. Diese spricht die Tendenz der Dichtung aus, indem sie Memnon mahnt, von seinem Plan abzustehen; denn nimmer werde er das Sonnenaufgangsland finden, zu dem der Weg den Sterblichen verschlossen sei:

Und fliegst du auch bis an des Weltalls Grenzen,
Doch ferne siehst du, immer ferne noch
Vor dir das Morgenroth am Himmel glänzen.
Ja tauchtest du das Auge in den Bronnen
Des erstgebornen Lichts, dir bliebe doch
Der Blick von trüber Hülle noch umsponnen,
Durchschweiftest du auch alle Himmelssphären
Der Erde Zonen all, es wär' umsonst;
Nur aus dir selbst kann sich das Licht gebären.

Memnon eilt aber weiter, geräth in die Gewalt der schönen Fürstin Matali, die ihren Gatten vergiftet. Der Aufruhr erhebt sich gegen sie und gegen Memnon: dieser wird gefangen und geblendet. Er kehrt zu den Seinen zurück und fleht zur Mutter, daß sie ihn aus den Banden der Sinnenwelt erlöse und in ihr lichtes Reich aufnehme; dies geschieht am Schluß. Hier finden sich Stellen von erhabenem Schwung. Die Dichtung hat überhaupt etwas mystisch Tiefsinniges:

aber auch das größere Publikum wird sich durch die traumhafte Beleuchtung, die über dem Ganzen schwebt, durch die Fülle der bunten Abenteuer und die lebendige Schilderung derselben angezogen finden. Die Terzinen, nicht die strenge Strophenform, indem der mittlere der Dreizeiler reimlos bleibt, haben etwas Männliches und Kräftiges.

Einen ganz andern Ton, der an Tennyson anklingt, schlägt Hermann Oelschläger in seiner Dichtung „Engel Kirk" (Dresden, Minden) an. Es ist dies eine Criminalgeschichte in Versen, aber ohne Sensationshascherei behandelt. Der Ton ist schlicht, aber oft stimmungsvoll und ergreifend. An das englische Muster erinnert auch die Namengebung. Es handelt sich um einen Brudermord; der Gatte des Engels Kirk wird von seinem verwahrlosten Bruder, der im Zuchthause gesessen hat, in jeder Weise ausgesogen, beraubt; zuletzt will dieser gegen Engel Kirk Gewalt brauchen: da wird er von dem Gatten erstickt. Die beiden Kirk begraben die Leiche an einer Stätte, wo sie glauben, daß dieselbe unentdeckt bleiben wird: doch durch einen Wetterguß wird sie hervorgespült, Kirk als Mörder hingerichtet, Engel Kirk kommt ins Zuchthaus. Da gewinnt sie die Zuneigung eines Geistlichen, der ihre Befreiung bewirkt und sie zu sich ins Haus nimmt. Ihre eigenen Kinder haben sich von ihr losgesagt: sie aber rettet einem Kinde des Pfarrers das Leben und geht dabei zu Grunde. Der Erzählung sind ebenso frappante wie rührende Lichter aufgesetzt. Das Gericht über Kirk erscheint vom criminalistischen Standpunkt aus allzu streng; denn im Grunde handelte es sich ja um einen Act der Nothwehr. Hermann Oelschläger hat von seinem Talent, das er bereits bei den Novellen in Octaven und in seinen Gedichten bewährt hat, eine neue schöne Probe gegeben.

Den kühnen Versuch, einen Band selbständiger „Satiren und Epigramme" herauszugeben, hat Paul Schönfeld (Kaiserslautern, August Gotthold) gemacht. Es ist dies eben in Deutschland nicht Mode, wo man sich mit satirischen Streiflichtern begnügt und gern hin und wieder ein satirisches Kapitel in einem Roman liest, eine satirisch beleuchtete Scene auf der Schaubühne sieht. Sammlungen von Satiren sind im vorigen Jahrhundert zwar von Rabener und Jean Paul veröffentlicht worden, doch in Prosa, und man muß weit in unserer Literaturgeschichte zurückgehen, wenn man Sammlungen von Satiren in Versen auffinden will. Doch ist Paul Schönfeld in seinem guten Rechte, einen derartigen Gedichtband herauszugeben; denn die Satire braucht sich nicht mit der Rolle eines ästhetischen Aschenbrödels zu begnügen; sie kann auch als Prinzessin im dichterischen Faltenwurf und mit weit nachrauschender Schleppe einherstolziren. Paul Schönfeld hat für ein dichterisches Prunkgewand gesorgt: er ist ein Poet der Platen'schen Schule, und diese ist ein Atelier für glänzende sprachliche und malerische Ausstattung. Schönfeld's Satiren sind nicht blos in leichten Klappversen gedichtet, auch nicht in den bequemen Faust-Versen oder in heinisirenden Rhythmen: sie erscheinen in Sonetten, Ottave rime, Terzinen, selbst in Pindar'schen Strophen. Möglich, daß dem durch den Feuilletonwitz verwöhnten Publikum diese Einkleidung sowol wie auch der geistige Gang zu schwerfällig erscheint. In den lyrisch-epischen Reflexen der Zeit wird die höhere Tochter, die noble Welt, die Gattin des Jahrhunderts besungen, das Streberthum gegeiselt. „Moderner Liebesfrühling" ist ein Sonettencyklus, der die aus den Heirathsbureaus stammende Liebe mit ihrer realistischen Prosa in drastischer Weise zu Worte kommen läßt; auf hohem Kothurn erscheint die Satire in der Pindar'schen Verherrlichung des Wagensieges, den der Eisenbahnbaron von Ehrentheil davongetragen, eine mit kecken Arabesken durchwebte Epinikie. Ein dramatisches Intermezzo enthält „Ein Lustspiel mit gleichen Waffen", eine scharfe Satire auf Missstände des Universitätslebens, besonders auf den dort grassirenden Nepotismus. Wenn wir diese dialogische Studie als ein Lustspiel auffassen wollten, so würden wir an der Breite der Behandlungsweise, an der wenig poin-

tirten Fassung der einzelnen Scenen und daran Anstoß nehmen müssen, daß der sympathischen Charaktere so wenige sind und die Ecken und Kanten der andern in der satirischen Beleuchtung zu scharf hervortreten. Ausnehmend reich ist das Füllhorn von Epigrammen, welches in der letzten Abtheilung der Sammlung ausgeschüttet wird. Theils in Distichen, theils in Reimversen sind dieselben abgefaßt, und wenn auch nicht jeder Pfeil trifft, so finden sich doch einige recht scharf zugespitzte darunter, einige von einschneidender Wirkung.

Einen gänzlich andern Ton schlägt der Veteran der „Gartenlaube", Friedrich Hofmann, in seinen ausgewählten Gedichten: „Nach fünfundzwanzig Jahren" (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger), an: es ist ein gemüthvoller, oft jovialer Geist, welcher diese Gedichte durchweht: viele darunter sind sangbar; es sind gesellschaftliche Lieder, oft nach bekannten Melodien gedichtet, und oft in geselligen Kreisen oder bei festlichen Anlässen gesungen. Friedrich Hofmann ist ein alter Burschenschafter; ein Abschnitt der Sammlung führt den Titel „Aus dem Burschenleben", der frische und flotte akademische Geist ist in diesen Gedichten lebendig, aber auch in allen andern latent und schon in der Tonfärbung der meisten erkennbar. Ein mannhafter und siegesfreudiger Geist durchweht auch die patriotischen Lieder für Kaiser und Reich. Anmuthende Familienbilder bietet der Abschnitt „Im Himmel des Hauses und draußen"; es sind da allerliebste Kinderlieder und Kinderbilder mit dabei, die uns freundlich anlächeln mit ihrer harmlosen Genrebildnerei. Die ganze Sammlung hat, wie man vom Redacteur eines Volksblattes wie die „Gartenlaube" erwarten darf, einen ungesucht volksthümlichen Ton. Der Dichter gibt sich uns als frohgelaunter liebenswürdiger Gesellschafter; er setzt sich neben uns, plaudert und singt mit uns und gibt sich nirgends das Ansehen, als ob er aus dem Himmel des Zeus zu den Sterblichen herniederstiege; die Gedichte sind durchweg anspruchslos und harmlos und meistens von leichter, gefällig anmuthender Form.

Zu den Stürmern und Drängern der jüngsten Epoche gehört Georg Bleibtreu, der in seiner „Revolution der Literatur" (Leipzig, W. Friedrich) eine Art Programm für diesen Sturm und Drang geschrieben, zum mindesten das Inventar unserer heutigen Literatur vom Standpunkt der „Jüngsten" aufgestellt hat. Es geht durch diese kleine Schrift ein kraftgenialischer Zug: sie enthält Treffendes, Frappantes, aber auf manchen Seiten wandelt auch der Geist des Goethe'schen Baccalaureus, der am liebsten alle Alten todtschlagen möchte. Ein mit festen Zügen entworfenes Programm der Poesie der Zukunft bringt diese Schrift nicht; leider ist ihr Ausgang eine Verherrlichung Emile Zola's: mit solchen Bundesgenossen stürmt man nicht den Parnaß Schiller's und Goethe's, und wenn Bleibtreu in einem seiner Gedichte sagt:

Im Drange trotzigen Zusammenraffens
Brach ich der Zukunftdichtung sprödes Thor —

so ist mit dieser noch dazu sehr unschönen Phrase immer nur das Wollen ausgesprochen, ein unklares Wollen, das vom Vollbringen noch durch eine weite Kluft geschieden ist. Bleibtreu ist indeß, wie sein „Lyrisches Tagebuch" (Berlin, Steinitz u. Fischer) und seine „Lieder aus Tirol" (ebend.) beweisen, ein talentvoller Dichter von einer gewissen spröden, noch nicht recht in Fluß gekommenen Kraft; er gebietet über eine geniale Bildlichkeit des Ausdrucks und in einzelnen seiner Strophen ist ein gelungener kühner Wurf, wie er den höhern Gattungen der Lyrik zukommt, unverkennbar: ebenso oft aber vermißt man das rhythmische Gefühl, den melodischen Fluß; es zeigen sich sprachliche Schroffheiten und Herbheiten oder die Ueberschwenglichkeit der Kraftgenialität macht Einzelnes für den gesunden Geschmack ungenießbar. Von jenen beiden Sammlungen scheint uns die kleinere: „Lieder aus Tirol", den Vorzug zu verdienen, namentlich wegen des Liedercyklus, der dieselbe eröffnet: „Der Liebesdichter von Tirol", der wol das Beste ist, was die Muse Bleibtreu's bisher geschaffen hat in Bezug auf stimmungs-

vollen Hauch und melodischen Fluß. Auch in den andern Gedichten findet sich manches anmuthende Naturbild mit sinniger Spiegelung eines Gedankens, einer Empfindung; freilich auch einige hochtrabende Tendenzgedichte, in denen der reformatorische Drang metaphysische Blasen treibt in undichterischen abstracten Wendungen. Das „Lyrische Taschenbuch" erinnert an englische und nordamerikanische Meister, an Byron, Shelley, Tennyson, Walter Scott, und an die schottische Volkspoesie: es finden sich auch einzelne Uebertragungen und Nachdichtungen jener Autoren. Viele Gedichte haben etwas Herbes und Schroffes; hier und dort stoßen wir auf Heine'sche Anklänge, Pointen, die nicht immer glücklich sind. Die uneingeschränkte Verherrlichung Heine's und Napoleon's mag Anstoß erregen. Wie man aber auch über diese Ergüsse eines gärenden Talents denken mag: die Richtung nach dem Gedankenvollen, Geistreichen und Erhabenen, die bei der Modelyrik ganz verloren gegangen ist, muß, da sie auch bei den gleichgesinnten lyrischen Genossen vorhanden, als eine willkommene Verheißung für die Zukunft der deutschen Lyrik betrachtet werden, und Talente, die noch der Läuterung bedürftig sind, aber eine ursprüngliche Kraft besitzen, stellen ein Gegengewicht gegen die geistige Nichtigkeit der jetzt grassirenden Modelyrik in Aussicht.

Auf dem Gebiet der Romanliteratur verdient der umfangreiche Roman „Der getreue Eckart", von Julius Große (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung), in erster Linie erwähnt zu werden: es ist das bedeutendste Werk des Dichters im Bereich der Prosaerzählung; denn was er bisher hier geschaffen, reichte bei weitem nicht an seine dichterischen Erzählungen heran; ja es trug bisweilen das Gepräge etwas flüchtiger Arbeit. „Der getreue Eckart" ist ein Tendenzroman und seine Tendenz ist eine dem langjährigen Secretär der Deutschen Schiller-Stiftung sehr nahe liegende: er plaidirt für eine Altersversorgung der Künstler und Dichter in Prytaneen, in großartigen, zu diesem Zwecke begründeten Staatsanstalten. Sein Held, der getreue Eckart, ist, wie Leo in Spielhagen's „Reih' und Glied", nicht ohne socialdemokratische Antecedentien, dabei aber Cabinetsrath und Vertrauter eines Fürsten und durch eine große Erbschaft in den Stand gesetzt, den Grund zu einer Verwirklichung der ihn beseelenden Idee zu legen. Wie an den Spielhagen'schen Roman erinnert das Werk von Große auch an Gutzkow's „Ritter vom Geiste"; denn auch hier handelt es sich um solche Gründungen zukunftsvoller Organisationen, nur allerdings mit dem großen Unterschied, daß bei Gutzkow und Spielhagen die Tendenz eine allgemein socialistische oder humanitäre ist, während Große sich auf eine ganz specielle Frage beschränkt. Er ist realistischer als jene; aber was die Glaubwürdigkeit gewinnt, verliert die Poesie; es lassen sich sehr nützliche und zweckentsprechende Abhandlungen über die Nothwendigkeit solcher Prytaneen schreiben; eine darüber eröffnete Debatte kann das pro und contra gewissenhaft erörtern; aber gerade das unmittelbar Praktische der hier in einem Roman behandelten Frage erschwert die dichterische Fassung. Der Leser muß gleichsam zu Statutenberathungen eingeladen werden, und da leistet ein Romanleser nicht gern Folge. Gleichwol hat Große, besonders in der ersten Hälfte des Romans, es verstanden, auch für die Spannung zu sorgen durch Zuthaten freier poetischer Erfindung. Wir sehen den Untergang hochbegabter Männer, eines Wolkenburg, eines Cronegger, eines Mersing: und diese Schiffbrüche auf dem Meere der Literatur und Kunst, die wir schaudernd mit erleben, erregen unsere Sympathie für die gesellschaftlichen Rettungsapparate, welche der Held des Romans in Thätigkeit setzen will. Viele der knorrigen Künstlercharaktere, echte Sonderlinge, sträuben sich gegen die Einkasernirung in eine solche Heilsanstalt, welche ihnen das stolze Behagen einer oft schrullenhaften Selbständigkeit raubt. Hierzu kommt die Arbeiter- und Proletarierbewegung, in welche der Held, der früher sich als eine Art von Wanderprediger mit diesen Tendenzen allzu eng

verstrickt hatte, zuletzt zu Grunde geht. An Sensationsmotiven fehlt es in dem Roman nicht: auch die Frauencharaktere, die somnambule, etwas abenteuerliche Gabriele, und Franziska, das Waldkind mit seiner Leidensromantik, geben zu Romankapiteln mit allerlei spannenden Vorgängen Anlaß, die nicht ohne lebhaftes Colorit ausgemalt sind. Außerdem ist die Charakteristik besonders der zweiten Figuren, der verschiedenen Künstler und Gelehrten, sehr glücklich, und der Roman ist reich von geistvollen Reflexionen, die allerdings hier und dort sich fast zu Essays zusammenschließen und so den Rahmen des Romans zu sprengen drohen.

Auch Fragen des künstlerischen Lebens, wenngleich mehr vom Gesichtspunkt innerer Entwickelung aus, behandelt Hugo Lubliner in seinem Roman „Die Gläubiger des Glückes" (Breslau, S. Schottländer). Nachdem der Verfasser mit seinen letzten dramatischen Werken kein sonderliches Glück gehabt, hat er sich dem Roman zugewendet und stellt, wie es scheint, einen Cyklus in Sicht, der ähnlich wie der „Rougon-Macquard" von Zola ein Bild des pariser Lebens unter dem second empire, ein Bild des Lebens in der deutschen Reichshauptstadt in der jüngsten Zeitepoche geben soll. Er ahmt dem pariser Maëstro nach im Durchstudiren und genauen Coloriren des Stadtplans der Hauptstadt, in der gewissenhaften Angabe der Straßen und Häuser, wo die Handlung des Romans spielt; ja wir erhalten sogar die eingehende Schilderung eines berliner Asylhauses mit seinen Leitern und Einrichtungen, da sich ein Romankapitel in den Räumen desselben abspielt. Die Handlung bewegt sich in Künstlerkreisen, die aber freilich hier nicht so eingehend geschildert sind wie in dem Zola'schen Roman „L'oeuvre". Dort ist das Motiv selbst aus dem Kunstleben herausgegriffen: eine Künstlerseele ist gleichsam das unter die Lupe genommene Object; hier handelt ein Künstler wie andere Sterbliche; er heirathet ein reiches häßliches Mädchen, um seiner Kunst leben zu können; er hat das vorher mit großer Offenherzigkeit in Künstlerkreisen ausgeplaudert. Seine Frau erfährt dies und heirathet ihn doch. Zuletzt, da seine Frau sich in der Ehe verschönt und sein Herz durch ihre Liebenswürdigkeit gewinnt, kommt noch ein ungetrübtes eheliches Glück zu Stande. Ob die Voraussetzung dieser Erzählung zu den unannehmbaren gehört, darüber läßt sich streiten: gewagt ist es jedenfalls, daß Clara den Künstler heirathet, obschon sie weiß, in welcher Art er sich über sie und den Zweck seiner Ehe ausgesprochen hat. Die Verschönerung der Häßlichen gehört auch zu den Romanwundern. Der Roman zeigt im ganzen viel Beobachtungsgabe und einen gesunden Realismus: die Charaktere der Bürger und Bürgermädchen sind gut nuancirt und aus dem Leben gegriffen, weniger der problematische Charakter des socialistisch angeflogenen Baumgart. Lubliner liebt es, in seine Romane wie in seine Stücke irgendwelche romantische Episoden zu verweben, die in Italien spielen. Aehnlich der Bettlerin von Santa-Croce ist hier die Marianne aus dem Asylhause, die Mutter der Clara, die Trägerin des romantischen Elements, bei welchem die liberi naturales nie zu fehlen pflegen. Eine markante Originalität wird man in dem Roman von Lubliner vergeblich suchen; aber den Bedürfnissen der großen Lesewelt wird er in vieler Hinsicht entsprechen.

„Violanta" von Ernst Eckstein (Leipzig, Karl Reißner) ist mehr Novelle als Roman. Das italienische Localcolorit ist wie immer bei Eckstein meisterlich getroffen; in stilistischer Hinsicht gehören seine Romane und Erzählungen in die erste Reihe; wir haben hervorragende Romanschriftsteller, welche, wo es die Höhenpunkte der Handlung oder prächtige Umrahmungen derselben gilt, glänzend zu schildern verstehen, die aber oft dort schleppend und schwerfällig werden, wo es die Darlegung der Motivirungen, die Verknüpfung der Begebenheiten gilt. Bei Eckstein ist das harmonische Gleichmaß der Darstellungsweise rühmend hervorzuheben. Die Handlung in „Violanta" selbst ist nicht bedeutend: die Seelen-

marter einer jungen Frau, der Gräfin Violanta Buonaventura, die, eben erst verheirathet, durch den Besuch, den ein unheimlicher Fremder ihrem Gatten macht, in Verwirrung und Bestürzung versetzt wird, da dieser im Besitze eines sie compromittirenden Geheimnisses ist. Lagrange, ein Don Juan, strebt nach dem Besitze der jungen Frau: er benutzt dazu jenes Geheimniß, denn wenn sie sich nicht ihm hingibt, will er's ihrem Gatten verrathen. Sie hat einmal in Genua des Nachts jenen Lagrange im Hotel besucht: er hat das Beweisstück dafür in der Hand, und er macht davon den schnödesten Gebrauch, indem er sie, als sie spröde seine Anträge zurückweist, ihren Gatten denuncirt. Sie schwört, daß sie schuldlos und rein geblieben — doch der Gatte verstößt sie. Sie eilt verzweifelt hinaus in die Nacht, wo sie auf pfadlosem Weg versinkt: da wird sie gerettet von einem bologneser Käthchen, das den Grafen liebt, auf die Gräfin eifersüchtig ist, doch jetzt tiefes Mitleid mit ihr fühlt. Sie hat die Scene zwischen Lagrange und Violanta belauscht: sie kann dem Grafen ihre Unschuld beweisen. So lenkt alles ins friedliche Gleis: die Abenteuer der jungen Ghila, die sich zuletzt einen würdigen Gatten wählt, geben Anlaß zur Schilderung des italienischen Volkslebens. Lagrange wird als papistischer Verschwörer entlarvt und schießt sich zuletzt eine Kugel vor den Kopf. Auch hier hat die Voraussetzung, der nächtliche Besuch im Hotel, immerhin etwas Bedenkliches, was den Charakter der ideal gehaltenen Heldin einigermaßen gefährdet.

Italienische Stoffe liebt auch Richard Voß, dessen Roman „Der Sohn der Volskerin" (Stuttgart, Adolf Bonz) so recht aus dem Vaganten- und Brigantenleben der Albanerberge und des Volskergebirges herausgegriffen ist. Es ist nicht leicht, die Darstellungsweise von Richard Voß zu charakterisiren: sie hat etwas Sprödes, Vulkanisches; klaffende Risse in der Handlung, in den Gemüthsstimmungen, im Stil; feurige Lichter, die oft magische Reflexe werfen, Vorliebe für die epigrammatische Wendung, die schlaghafte Andeutung: das sind Charakterzüge, die mehr dem Drama als dem Roman zugute kommen. Das Epos verträgt einmal nicht das Sphinxartige; zu seinem Wesen gehört die Breite der Darstellung und die gleichmäßige sonnenhelle Beleuchtung; die darüber hinzitternden Sprühlichter geben dem Ganzen eine vibrirende Unruhe, welche durch das epische Stilgesetz ausgeschlossen ist. Gleichwol sind die Romane von Richard Voß interessant durch den großen Phantasiereichthum des Autors, seine kühnen Gedankenvoltigen, seine stimmungsvollen Beleuchtungen. Surana, die Mutter des jungen Orest, ist die Frau Ettore Bardi's: aber der Vater Orest's ist nicht dieser, sondern ein französischer Prinz, den Michele Falori erschossen, weil er auf seine Frau, welcher der Prinz den Hof machte, eifersüchtig war. Surana aber gab sich diesem hin aus Rache gegen Ettore Bardi: dieser hatte sie früher fälschlich des Ehebruchs beschuldigt und in der Wuth das eigene Kind getödtet. Alle diese Motive sind nur kurz berührt wie Kapitelüberschriften. Wir werden durch den Fortgang der Handlung, durch die Berg- und Wald-, Höhlen- und Räuberscenen, manche drollige Genrebilder so in Anspruch genommen, daß wir fast auf das Hauptmotiv vergessen. Gegen den Schluß hin mündet das Brigantenthum in die Garibaldi'sche Bewegung und den Abschluß bildet Garibaldi's Begräbniß, an dem sich Alba, Orest's Geliebte, als Matrone betheiligt. Das Ganze gemahnt wie ein Monte-Testaccio genial hingeworfener Fragmente.

Ein eigenartiges Werk ist die Novelle von Wilhelm Jensen: „Die Heiligen von Amoltern" (Leipzig, B. Elischer); der Humor derselben hat etwas Krauses, Wunderliches, ja Verzwicktes, und der Held, der Pater Romuald, ist in der That ein seltsamer Heiliger im Stil des Abraham a Sancta-Clara, ein etwas cynischer, halb burlesker Fastenprediger, der gegen die Andersgläubigen den fanatischen Zorn der ecclesia militans hegt, dabei aber allerlei communistische Weltbeglückungspläne ins kirchliche Gewand kleidet. Er scheitert damit in Deutschland wie in Spa-

nien, wo sich eine deutsche Colonie in der Sierra Morena gebildet hat: hierher ist er gepilgert und stört die Eintracht der Gemeinden, die sich dort in gleichem wirthschaftlichen Streben friedlich vereinigt, durch seine fanatische Kirchlichkeit, die sich bis zu Denunciationen bei der Inquisition versteigt. Seine Schwärmerei für christliche Brüderschaft erregt zuletzt auch das Mistrauen der Behörden; er wird in ein schwäbisches Kloster verwiesen und ihm bis an sein Lebensende Papier, Feder und Tinte fortgenommen. Diesen hünenhaften Mönch, der zugleich ein Weiberfeind und unersättlicher Trinkkumpan ist, hat Jensen in den Mittelpunkt des Romans gestellt, zum Träger eines oft saftigen Humors gemacht; er ist offenbar sein Liebling, obschon er sich die Sympathien der Leser wol nur in geringem Maße erwerben wird; denn seine Derbheit macht sich etwas zu breit und ist nicht immer recht genießbar, und sein kirchlicher Fanatismus wird ihm wenig Anhänger zuführen.

Daneben hat Jensen in der lieblichen Gestalt der Caton Waliser, welche dem Pater Romuald zuletzt als eine Heilige erscheint, sich eine Trägerin für jene etwas mystische Weltanschauung geschaffen, der wir in fast allen seinen Werken ins schwärmerische Auge sehen: hier begegnet uns auch eine Liebe mit romanhaften Abenteuern, eine Art jener blauen Blume, wie sie Jensen's Muse im Knopfloch trägt. Die ganze Novelle trägt indeß in der Mischung des traumhaft Poetischen und humoristisch Cynischen eine barocke Physiognomie zur Schau.

Einen ebenso genialen Zug, wenngleich in anderer Art, tragen die Romane von Dito und Idem zur Schau: „Astra" (Bonn, Emil Strauß) und „Aus zwei Welten" (ebend.). Ob sich unter diesem merkwürdigen Pseudonym Rumäniens Königin, die Dichterin Carmen Sylva, verbirgt? Fast möchte man es glauben; denn nicht nur geht derselbe starkgeistige kühne Zug durch diese Romane, wie durch ihre Gedichte: auch die Gegenden, die sie schildert, der locale Hintergrund der Erzählungen, der meisterlich gezeichnet ist, weist auf diese Dichterin hin: in „Astra" ist es die an Rumänien grenzende Bukowina, und ein Stück halbasiatischen Lebens wird uns vorgeführt; in dem zweiten Roman ist die Heldin eine rheinländische Prinzessin — und Carmen Sylva, die Prinzessin von Wied, wird wol davon unterrichtet sein, wie es auf rheinischen Fürstenschlössern zugeht. Beide Romane sind in einer Form geschrieben, gegen welche man begründete Bedenken hegen darf mit Bezug auf den epischen Stil, und welche auch in der neuesten Zeit nur sehr ausnahmsweise gebraucht wird: in der Brief- und Tagebuchform. Der Roman erhält dadurch einen stark subjectiven Zug: alle Schilderungen werden durch das Medium der bei der Handlung Mitwirkenden gefärbt, etwa wie im Drama — und der dramatische Zug zeigt sich auch in den langen Monologen der Heldinnen, welche selten durch den brieflichen Dialog und gegenseitigen Gedankenaustausch unterbrochen werden. Die Heldinnen beider Romane sind aparte, geistsprühende Mädchennaturen von trotziger Eigenart: Astra nennt sich selbst ein Irrlicht. Aus dem Norden kommt sie zu ihrer Schwester, die einen Gutsbesitzer in der Bukowina, Sander, geheirathet hat: dieser, eine Art Don Juan, der die Freigeisterei der Leidenschaft principiell vertritt, verliebt sich in Astra, und obschon diese, um seiner Werbung zu entgehen, einen gutmüthigen, aber wenig cultivirten Nachbar heirathet, wird doch die tragische Katastrophe nicht vermieden. In einem schwachen Augenblick sinkt Astra in Sander's Arme: die Frau des letztern sucht den Tod in den Wellen des Stromes während des Eisganges, zugleich mit ihrem Kinde, und Astra, die ihr nachgeeilt ist, verfällt dem gleichen Geschick. Ob diese tragische Katastrophe unvermeidlich war? Sander's Frau war doch sonst nicht so tragisch gestimmt, sondern friedlichern Lösungen geneigt. Ohne Frage ist Astra ein interessanter Mädchenkopf, mit vieler psychologischen Feinheit gezeichnet, und die Schilderungen der Landschaft und des Lebens in der Bukowina erinnern an Sacher-Masoch und Franzos. Mit Humor sind

die Flitterwochen Astra's auf dem Schloß ihres Gatten und dessen Mutter und Schwester geschildert. Prinzessin Ulrike in der Erzählung „Aus zwei Welten" ist ebenfalls ein aparter Mädchencharakter: die Correspondenz, die sie mit dem Professor Bruno Hellmuth nach der Lektüre seines kunstgeschichtlichen Werkes beginnt, ist durchweg originell, um so mehr, als dieser Gelehrte ihr mit seinem derb ungenirten Studentenhumor antwortet. Aus diesem Briefwechsel, der von beiden Seiten in markiger und schlagfertiger Weise geführt wird, entwickelt sich ein Liebesverhältniß mit glühender Leidenschaftlichkeit; eine persönliche Begegnung steigert dieselbe, Ulrike bricht mit ihrer Familie; die vornehme Welt der Aristokratie erweist sich unbeugsam, jeder Versöhnung mit der Welt des gelehrten Bürgerstandes abhold. Ulrike verläßt das Schloß ihrer Väter, heirathet den Professor, und nachdem im ersten Jahre dieser Ehe innerhalb derselben die Gegensätze der beiden Welten noch einmal hart aufeinandergeplatzt sind, nachdem Ulrike ohne Zustimmung des Professors an das Krankenbett ihres Vaters geeilt ist, wo die ganze Familie sie mit Misachtung behandelt, werden alle Conflicte zu einem versöhnlichen Schluß geführt. Beide Romane sind gedankenreich, und zwar frappiren sie oft durch eigenartige Wendungen: dabei haben sie etwas Schroffes und Herbes, etwas Unerbittliches, „Eisernes", wie es Carmen Sylva in ihren Gedichten preist und zur Schau trägt.

Allerlei Plaudereien und Humoresken bringen die heitern Novellen von N. Rosenthal-Bonin: „Stromschnellen" (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag), Geschichten, die gewandt und leichtflüssig erzählt, aber ungleich an Werth sind. Einige gehören zu den flüchtigen Schaumblasen der Feuilletonliteratur; andere sind etwas forcirt, wie besonders die Märchen- und Menageriebilder: in den besten aber zeigt sich eine gewandte Verwerthung origineller Volkssitten in artiger Erfindung: hierzu rechnen wir „Das Maifest zu Gnadix" und „Ditta's Zopf"; in der erstern ist das spanische Localcolorit, in der letztern das italienische gut getroffen.

Die Sammlung von Erzählungen, welche Mathilde Gräfin Luckner unter dem etwas zu philosophisch klingenden Titel „Ich und Nichtich" (Leipzig, Eugen Peterson) veröffentlicht hat, zeugen von einem sehr lebendigen Darstellungstalent, welches allerdings noch die ruhige epische Entwickelung verschmäht und deshalb für den größern Roman noch der Schulung bedürfte, aber durch ein aphoristisches Sprühfeuer von Schilderung und Gedanken die Novelle und Skizze angemessen belebt. Wir haben dies vielversprechende Talent in die Literatur eingeführt: den Lesern unserer Zeitschrift wird die Novelle „Doppelehe", die wir in dieselbe aufgenommen, noch in guter Erinnerung sein; sie knüpfte, wenn auch mit freier Ausführung, an einen thatsächlichen Vorgang an, obschon die ultramontane Presse diese thatsächliche Grundlage entschieden in Abrede stellte. Uns erscheint sie in ihrer frischen Darstellungsweise, welche in der ersten Hälfte eine mehr epische Entwickelung festhält, und durch die spannende Handlung als die beste der Sammlung. Nächstdem hat die Erzählung „Magdalena", in welcher ein Prinz als unbestrafter Mörder auftritt, durch die Blicke, die sie in das Seelenleben der Frau wirft, wol den am meisten bestechenden Reiz. Die dem Leben nacherzählte Novelle „Aus Dithmarschen" enthält in der ersten Hälfte einige prächtige Genrebilder. Die andern Beiträge sind kleine Skizzen: die „Reise nach Paris" ist ein Conglomerat von Aphorismen in allerflüchtigster Form. Was dem erfreulichen Talent der Gräfin Luckner besonders eigen ist: das ist ein leidenschaftlicher Zug besonders in den Schilderungen der Liebesverhältnisse. Daneben macht sich die Vorliebe für den Reitsport, der mit großer Kenntniß geschildert ist, bemerklich; in allen diesen Erzählungen sehen wir den Helden und die Heldinnen zu Pferde; auch den ungenirten Dialog der Offizier- und Sportkreise gibt die Dichterin mit vieler Treue wieder. Durch die meisten Erzählungen weht Meeresluft, und

zwar ist es das Meer, das an die schleswig-holsteinischen und dänischen Küsten brandet, welches oft mit poetischem Schwung geschildert wird.

Unter den zahlreichen Blüten der historischen Literatur des letzten Halbjahrs wollen wir nur einige hervorheben. Nach siebenjähriger Pause ließ Theodor Wenzelburger den zweiten Band seiner „Geschichte der Niederlande" (Gotha, F. A. Perthes) erscheinen, der auf fast tausend Seiten die hochwichtige Epoche von der Abdankung Karl's V. bis zum Westfälischen Frieden enthält und uns die glorreiche Befreiung des kernigen Volkes vom spanischen Joche im Detail mit souveräner Beherrschung des umfangreichen Materials berichtet; der Autor ist voll Begeisterung für Niederland und das Haus Oranien, weiß uns unwiderstehlich zu packen, schadet aber seiner Sprache manchmal durch sonderbare Ausdrücke (das Tragos, deftig, forsch u. a.). Es gab gewiß keine unglückseligere Verknüpfung als die der denkbar verschiedensten zwei Staaten unter einem Herrscher; die Niederlande wurden aus der Schutzmauer Deutschlands gegen Frankreich zum Ausfallsthor Spaniens gegen Mitteleuropa; war Karl V. Niederländer, so war Philipp II. ganz Spanier, blieb stets den niederländischen Interessen fremd und feind, wofür ihn Adel, Klerus und Volk haßten; und wie ihn, den kleinlichen, mistrauischen, unschlüssigen und unversöhnlichen Fürsten, haßten sie auch seine ersten Räthe Granvella und Alba, welche ihre politische und religiöse Freiheit auf Blutgerüst und Scheiterhaufen morden wollten. Um so inniger schlossen sie sich an die erhabene Gestalt Wilhelm's von Oranien, welchen Wenzelburger mit besonderer Vorliebe, vielleicht zu idealisirt und unbeirrt durch Kolligs' Arbeit (Bonn 1885), beurtheilt, gewiß den größten Staatsmann seiner Zeit, der mit dämonischer Gewalt die Geister fesselte. Der Adel war ohne innern Halt wie sein glänzendster Vertreter, Graf Egmont, und so führte der dritte Stand unter den Oraniern die nationale Bewegung an. Aus Blutbädern taucht ein Bild des Friedens empor, die Universität Leiden; sonst ist wenig Friedliches aus dieser Zeit zu berichten. Aus Oranien's Blut erhebt sich die Heldengestalt Moritz'; Leicester's Misregierung rettet die Provinzen vor der Gefahr, englisch zu werden; aber die Republik spaltet sich in zwei Heerlager: der große Oldenbarnevelt, ihr eigentlicher Stifter, repräsentirt den Frieden, Moritz, der sich von seiner Führung losgemacht hat, den Krieg, und beide platzen aufeinander; Moritz stürzt Oldenbarnevelt in dem Moment, in dem die Republik in ihrem Fortbestande gefährdet war. Auch für Moritz dürfte Wenzelburger parteiisch sein, wenn er in Oldenbarnevelt's Proceß nur eine Machtfrage, in Moritz' Haltung keine Schuld sieht und behauptet, Moritz sei durch Motley's Darstellung in ein falsches Licht gerückt worden. Unter Friedrich Heinrich, der Wilhelm wie Moritz nicht gleichkam, stand die Republik im Zenith; war es ja doch auch die Zeit Rembrandt's, Vondels', Cats', dem goldenen Zeitalter Griechenlands und Roms ebenbürtig! Mit dem Jahre 1648 wurden die Niederlande eine tonangebende Macht voll Kraft und Leben, Spanien aber trat in den Hintergrund zurück.

Auf Grund aller gedruckten Quellen gibt Arthur Winckler in „Die deutsche Hansa in Rußland" (Berlin, R. L. Prager) ein ansprechendes Bild der Handelsbeziehungen der deutschen Kauffahrer mit Rußland seit dem 12. Jahrhundert; wir sehen die Hansestädte, voran Lübeck, im eifrigsten Verkehr mit Großnowgorod, bis Moskau dies Emporium des Handels unterwirft; Boris Godunow begünstigt die deutschen Kaufleute, und auf seinen Bahnen wandelt Peter der Große, der nach dem Sinken der Hansa mit Brandenburg in enge Beziehungen tritt. Kein Herrscher Rußlands wol ist bisher durchgängig ungünstiger und unrichtiger beurtheilt worden als der unglückliche Kaiser Paul; jetzt bricht Licht über ihn herein. Ganz wie bei Kobeko steht Paul bei Friedrich Bienemann: „Aus den Tagen Kaiser Paul's. Aufzeichnungen eines kurländischen Edelmanns" (Leipzig, Duncker u. Humblot), vor uns; ursprünglich milde, gut gebildet, gerecht, gütig, wurde er

durch Schmeichler und Lügner, wie Kutaïssow und Pahlen, verblendet und verführt; niemand zeigte solche Contraste von Licht und Schatten; es war darum leicht, seine Fehler gegen seine Tugenden auszuspielen; er wurde immer launischer, unbeständiger, mistrauischer, bis endlich seine Ermordung wie eine nationale Erlösung betrachtet werden konnte. Der Verfasser der Aufzeichnungen war ein bedeutender Staatsmann, dessen Selbstgefühl überall durchschimmert, ein Todfeind Pahlen's, den er darum höchst gehässig charakterisirt; er schildert meist Selbsterlebtes, die Verkommenheit der Zustände, die Erbärmlichkeit der Hofschranzen, unter der er mitlitt. Zu den interessanten Beigaben zählt vor allem die Darstellung des exilirten Bourbonenhofes in Mitau; Paul selbst muß unser Mitgefühl erwecken.

Mit Benutzung der Depeschen der venetianischen Gesandten in England, Frankreich, Spanien und Holland, die manchen Aufschluß bieten, entwarf Moritz Brosch sein Werk „Oliver Cromwell und die puritanische Revolution" (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening). Erscheint Karl I. als ein schlechter Herrscher, der seine Nation nicht verstand, sein göttliches Thronrecht ihr aufnöthigen wollte, bei allem Eigenwillen ohne Selbständigkeit und stets von andern beherrscht war, Karl II. als ein verächtlicher Mensch, so wird Cromwell auf Unkosten der Stuart über die maßen verherrlicht; sein Bild ist ebenso geschmeichelt wie das Urtheil über einen Bradshaw; von hohem Belang hingegen dürfte die Darlegung der nichtswürdigen Rolle sein, welche Karl Ludwig von der Pfalz in der Revolution spielte. In demselben Verlage erschien, höchst geschmackvoll ausgestattet, Anton Bettelheim's „Beaumarchais", zu welchem Lebensbilde neben Loménie's bekannter Studie ungedruckte Papiere des Gefeierten, Acten aus Paris, London, Wien, Alcala u. s. w. verwerthet sind. In höchst anregender Weise führt uns der junge Autor durch einen der absonderlichsten Lebensläufe der neuern Geschichte; Beaumarchais mit seinem „Figaro" war gewiß ein seltener Künstler, ein wahrer Humorist und ein Schriftsteller von bleibendem Werthe, verdiente aber als Charakter die Verachtung von Mit- und Nachwelt; indiscret und selbstgefällig, egoistisch und ohne allen Sinn für Ideales, ohne Moral, ging er nur darauf aus, die Menschen zu betrügen, ihre Fehler und Schwächen auszubeuten, und war vom Scheitel bis zur Sohle ein Glücksritter gemeinsten Schlags. In die Geschichte des größten Abenteurers und seiner Familie führt uns Arthur Kleinschmidt in der zweiten Auflage seiner „Aeltern und Geschwister Napoleon's I." (Berlin, Schleiermacher); wo fänden sich interessantere Lebensbilder, wo so viele trotz tüchtiger Anlagen von einer unheimlichen Größe beherrschte und ertödtete Gestalten?

Gehen wir vom Auslande auf Deutschland über, so verdient Otto von Heinemann's „Geschichte von Braunschweig und Hannover" (Bd. 2, Gotha, F. A. Perthes) vor allem Erwähnung; wie im ersten Theile ist das Culturhistorische eingehender Beleuchtung gewürdigt und wirft manches Schlaglicht auf das rein Historische zurück. Albrecht der Große, Otto der Quade, Heinrich der Aeltere und der Jüngere, vor allen Julius, der Stifter der Universität Helmstedt, die noch unter ihm 600 Studenten zählen durfte, sind Persönlichkeiten von eigenartigem Gepräge; mit dem Umsichgreifen der Reformation ging auch hier die Steigerung der Macht des Fürstenthums gleichen Schritt.

„Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel" (Gotha, F. A. Perthes) sind gewiß einer der fesselndsten Beiträge zur Zeit der Revolution und des ersten Kaiserreichs; soeben kam ihr zweiter Theil in zweiter Auflage heraus. Die Jahre 1808 bis 1815 umschließend, bietet er uns ein lebendiges Porträt der Zeiten und Menschen; vorzügliche Aufmerksamkeit ist Hamburg und seinen Leiden in dieser Epoche gewidmet; aber wir erfahren auch viel von dänischen Verhältnissen, von einer für eine französische Allianz thätigen Hofpartei in Kopenhagen, erhalten manches Detail über französische, russische, dänische, deutsche, britische Staatsmänner, über das Leben in Hamburg und Paris; an

Varnhagen's Charakteristik der hamburger Vorgänge wird manches wesentlich berichtigt, besonders Tettenborn anders dargestellt. Demselben rührigen Verlage verdankt eine Quelle ersten Ranges zur „Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866" ihre Erschließung; Fr. von der Wengen machte hierzu weitgreifende Studien, die er zwar in etwas zu breiter Weise verwerthet, doch ist die Arbeit von peinlicher Gründlichkeit, widerlegt vielfach die Publikationen von Meding, Klopp, dem preußischen Generalstab u. s. w. und führt uns in die düstern Irrgänge von Georg's V. Abenteurerpolitik, nach Kurhessen, Gotha, Braunschweig, Süddeutschland, in das Cabinet Wilhelm's des Siegreichen und auf das Schlachtfeld von Langensalza; die würdige Haltung des Gesandten Ysenburg, die getäuschten Hoffnungen Georg's auf den Anschluß der Heere anderer Staaten sind werthvolle Beiträge zur Kenntniß der tragischen Katastrophe, die in den Geschicken der Welfenlegion ein ruhmloses Nachspiel fand.

Von der „Geschichte des deutschen Buchhandels", die im Auftrage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler die Historische Commission desselben herausgegeben hat (Leipzig, Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler), ist der erste Band erschienen, welcher die Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert führt. Seit dem Jahre 1877 hat Friedrich Kapp die große Aufgabe mit seltenem Fleiß zu lösen übernommen: nach Kapp's Tode trat die Commission mit eigenen Kräften ein, und zwar führten Geh. Hofrath Zarncke und Dr. Alb. Kirchhoff den ersten Band zu Ende. Das Werk enthält eine Fülle interessanter culturhistorischer Details, welches auch für das größere Publikum von Interesse ist.

Politische Revue.

24. Juni 1886.

Die Vorgänge in Baiern stehen im Vordergrunde des allgemeinen Interesses: die tragische Katastrophe am Starnbergersee hat der Chronik des Tages, die in Deutschland im ganzen an einer gewissen Nüchternheit leidet, auf einmal einen fast romanhaften Reiz verliehen: aber auch die ernstesten Betrachtungen, denen es nicht an politischer Tragweite fehlt, knüpfen sich an dieselbe.

In letzter Zeit hatten sich die Blätter schon viel mit der königlichen Cabinetskasse beschäftigt, welche nicht mehr im Stande war, die luxuriösen Ausgaben zu bestreiten, die ihr die Kunst- und Prachtliebe des Königs zumuthete. Namentlich das Schloß auf der Herreninsel des Chiemsees, dem versailler Schloß bis in alle Details nachgebaut und nachgezeichnet, erforderte einen so großen Aufwand, daß die Kosten desselben nicht mehr gedeckt werden konnten. Es wurden die verschiedensten Vorschläge zur Aushülfe gemacht; das Land selbst und seine Vertreter waren nicht geneigt, in die Lücke zu treten; Gerüchte, daß Kaiser Wilhelm oder Kaiser Franz Joseph die helfende Hand reichen würden, bestätigten sich nicht. Da hieß es, der Graf von Paris werde ein Darlehn von 40 Mill. Frs. bewilligen, unter der Bedingung, daß Baiern in einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland neutral bleibe. Diesem Gerücht liegt indeß nur die Thatsache zu Grunde, daß von einem untergeordneten französischen Vermittler eine derartige Offerte ausgegangen ist.

Der Baiernkönig in Hohenschwangau war schon längst zu einem Mythenkönig geworden: seine Menschenscheu, seine Liebe zur Einsamkeit, zu nächtigen Wald- und Bergfahrten, die Separatvorstellungen des münchener Hoftheaters, denen er ganz allein beiwohnte, seine großartigen Prachtbauten: das alles war wohlbekannt,

und über seine Absonderlichkeiten und Excentricitäten, seine Freundschaften mit jungen Schauspielern, seine Lohengrinfahrten im Bassin, das er auf dem Dache des münchener Residenzschlosses hatte herstellen lassen, circulirten eine Menge von Anekdoten; aber es blieb noch die Frage offen, wie weit sie verbürgt waren und man war gewohnt, sich den König als einen Sonderling vorzustellen, der als Menschenfeind im Reiche des Alpenkönigs lebte; doch inwieweit diese Grillen und Schrullen die Ausübung seiner königlichen Pflichten und Rechte beeinträchtigten, darüber dachte man nicht weiter nach. Man sah des Königs Unterschrift unter zahlreichen Erlassen, und die Agnaten wie die hohen Staatsbeamten, die mit ihm zu verkehren hatten, hegten ja doch, wie es schien, keinen Zweifel an seiner Fähigkeit, den Staat zu regieren. König Ludwig war beliebt beim Volke, auch bei der deutschen Nation: er hat die Initiative dazu ergriffen, die deutsche Kaiserkrone dem Hause Hohenzollern anzutragen, freilich nicht mit freudiger Hingebung, sondern mit Zögern, und erst als er erfuhr, daß diese Initiative sonst von dem König von Sachsen ausgehen würde; er hat sich stets als ein kunstsinniger, ideal angelegter Fürst gezeigt, war besonders für eine Reform des Theaters begeistert gewesen, im Schauspiel ein Anhänger classischer Dichtung, namentlich Schiller's, in der Oper der Mäcen Richard Wagner's, den er mit verschwenderischer Munificenz unterstützte: ohne König Ludwig hätte das Kunstwerk der Zukunft schwerlich so rasch seinen Weg gemacht, hätte die kleine Gemeinde der Wagnerianer sich schwerlich so rasch zu einem Publikum entwickelt, das die ganze Nation umfaßte. Der bildenden Kunst stellte er neue Aufgaben, gab er bedeutende Anregungen durch großartige Aufträge, die er den Künstlern selbst ertheilte: kurz, König Ludwig schien das Erbe seines Großvaters und seines Vaters angetreten zu haben, in eifriger Förderung nationaler Kunstpflege und echter Begeisterung für die idealen Züge des deutschen Geistes. Die Kunde einer dem wahrhaft Bedeutenden sich zuwendenden Protection künstlerischer Leistungen, die mit echt königlicher Liberalität ausgeübt wurde, schwächte den Eindruck gänzlich ab, welchen die Anekdoten von des Königs excentrischem Wesen und seinen tragikomischen Sonderbarkeiten hervorrufen mußten: man hatte die Steigerung derselben in den letzten Jahren nicht bemerken können; man wußte nichts davon, daß der romantische Spleen des Königs allmählich in einen wirklichen Cäsarenwahnsinn übergegangen war. Natürlich hatte er Tage und Stunden vollständiger geistiger Klarheit, in denen er die Regierungsgeschäfte erledigen konnte, in denen der geistvolle, hochgebildete Monarch seinen reichen Gedankenkreis ungestört beherrschte; aber diese Tage und Stunden wurden immer seltener; die Umnachtung des Geistes wuchs; Anfälle von Tobsucht, bei denen er seine ganze Umgebung mishandelte, sodaß er über 30 Entschädigungen an seine Kammerdiener und Chevauxlégers zu zahlen hatte, wiederholten sich immer häufiger. Der Verkehr mit den Ministern hörte gänzlich auf, und als er gar durch seine Kammerdiener ein neues Ministerium bilden lassen wollte, da stellte es sich klar heraus, daß er zur Regierung nicht mehr fähig war, und die durch die Irrenärzte angestellten Untersuchungen, bei denen die ganze Umgebung eidlich vernommen wurde, und die zum Theil unerhörte und auch schmutzige und widerwärtige Thatsachen zu Tage förderten, ließen keinen Zweifel über die vollständige Geistesstörung des Königs übrig. Die Nothlage der Cabinetskasse und die sich daran knüpfenden Verhandlungen schlugen dem Faß den Boden aus: sie wiesen alle Welt auf die mislichen und gestörten Verhältnisse des bairischen Königthums hin und steigerten die Krankheit des Monarchen selbst durch fortwährend neue Aufregungen und die traurige Nothwendigkeit, auf jene kostspieligen Luxusbauten zu verzichten, die ihm so ans Herz gewachsen waren, und sich zu Einschränkungen zu verstehen, die dem von Jugend auf an den größten Luxus und eine uncontrolirte Verschwendung gewöhnten Monarchen unmöglich schienen. So wuchs sein Verfol-

gungswahn, indem er in allen, die ihm derartiges zumuthen wollten, seine erbittertsten Feinde sah, während auf der andern Seite sein Größenwahn immer mehr zunahm, indem er seine unantastbare Souveränetät, welche er schon dadurch verletzt glaubte, daß man an sie, wo es die Finanzfrage galt, den gleichen Maßstab anlegte wie an andere Menschen. König Ludwig war ja ein hochgestellter Herrscher; aber seine ausschweifende Phantasie führte ihn dazu, sich für einen Selbstherrscher wie Ludwig XIV., ja für diesen selbst zu halten. L'état c'est moi — das wurde seine nicht mehr zeitgemäße Losung. Nicht blos das Schloß auf der Herreninsel im Chiemsee sollte das neue Versailles des neuen Ludwig XIV. werden: er versammelte auch die Marschälle und Minister des großen Königs an einer Tafelrunde, an welcher für alle gedeckt war, wo auch ihre Namen auf den einzelnen Gedecken lagen, während er selbst sich mit ihnen im Stil des Königs von Frankreich unterhielt.

Unter diesen Umständen mußten die Agnaten und Minister einen entscheidenden Entschluß fassen. Am 10. Juni übernahm Prinz Luitpold, als der älteste der königlichen Agnaten, die Reichsverwesung, da der König wegen dauernder schwerer Erkrankung an der Ausübung der Regierung auf längere Zeit gehindert sei. Der Reichsverweser ließ alsbald die Truppen Treue schwören; dem König brachte eine Deputation, bestehend aus dem Oberstallmeister Grafen Holnstein, Minister Freiherrn von Crailsheim, Reichsrath Grafen Törring, zugleich mit dem Obermedicinalrath von Gudden mit zwei Irrenärzten die Nachricht von der Uebernahme der Regierung in seine Bergschlösser: doch er war schon vorher davon unterrichtet und weit davon entfernt, seine Zustimmung zu geben. Er ließ im Gegentheil die Mitglieder der Deputation verhaften und in die Bedientenzimmer von Hohenschwangau werfen; ja er gab den Befehl, sie auspeitschen zu lassen, und seine Gensdarmen hatten nicht übel Lust, diesem Befehl nachzukommen. Die Nachricht von der Einsetzung der Regentschaft war hier überall noch nicht officiell publicirt worden: so regte sich auch die Bevölkerung ringsum, die Bauern des Gebirges, die Arbeiter aus Füssen nahmen eine drohende Miene an: galt es doch, wie es ihnen schien, den König gegen Hochverrath zu schützen. Der Adjutant des letztern, Freiherr von Dürkheim, war die Seele der Gegenbewegung: er wurde auch später verhaftet. Die Mitglieder der Deputation entkamen aus ihrem Gefängniß und fuhren mit größerer Schnelligkeit, als sonst des Königs schnellste Rosse zu laufen pflegen, nach der nächsten Eisenbahnstation.

Wie die Vorgänge in Schloß Hohenschwangau sich weiter abspielten, das läßt sich aus den fragmentarischen Nachrichten über dieselben schwer erkennen. Jedenfalls blieb Dr. von Gudden mit seinem Wärterpersonal, und er zögerte nicht, dem König energisch entgegenzutreten und ihn für seinen Gefangenen zu erklären, im Namen der Regentschaft. Der König fügte sich nun, fragte, wie lange seine Krankheit andauern werde, worauf ihm Dr. von Gudden mit beruhigenden Ausflüchten antwortete. Daß er für irrsinnig erklärt wurde, empörte indeß den Monarchen in innerster Seele; hatte er doch jetzt für seinen Verfolgungswahn die thatsächlichsten Beweise gefunden. Ohne Frage trug er sich mit Selbstmordgedanken: er wollte den Schloßthurm von Hohenschwangau besteigen, wozu ihm indeß die Erlaubniß verweigert wurde. Ruhig ließ er sich von seinem Kerkermeister von Gudden nach Schloß Berg hinüberführen, wo alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, wie sie in Irrenhäusern üblich sind. Die selbständige Regierung König Ludwig's hatte damit ihr Ende gefunden; er war für sein Land begraben, wie sein gänzlich geistesgestörter Bruder Otto, und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich jetzt den staatsrechtlichen Fragen zu, die in München zum Austrag kommen mußten.

Da kam plötzlich aus Schloß Berg die Nachricht von einer tragischen Katastrophe: König Ludwig hatte sich am 13. Juni abends in den Starnbergersee gestürzt, sein Wächter von Gudden wurde ebenfalls als Leiche in demselben auf-

gefunden. Hatten schon die Vorgänge in Hohenschwangau das größte Aufsehen erregt: so mußte dieser Selbstmord eines hochbegabten deutschen Fürsten eine noch bei weitem gesteigerte Theilnahme wachrufen. Hierzu kam das Dunkel, welches über dem sensationellen Ereigniß schwebte und das bis heute noch nicht gelichtet ist. Allem Anschein nach ließ sich von Gudden durch die entgegenkommende Liebenswürdigkeit des Königs täuschen, ließ bei dem Abendspaziergang im Park die Wächter auf den Wunsch seines Schutzbefohlenen zurück, auf die eigene Kraft vertrauend und außerdem dem Princip der Milde folgend, das er als Psychiatriker theoretisch und praktisch stets zur Geltung zu bringen suchte. Wie es scheint, kam es zu einem ernsten Kampf am Seeufer, wo Gudden durch einen Faustschlag des Königs betäubt wurde. Dann stürzte er diesem nach in die Fluten; es kam zu einem Ringen zwischen den beiden starken Männern, bei welchem Gudden, von der athletischen Kraft des Königs bewältigt, den Tod in den Wogen des Sees fand: der König, weiter in der Flut schreitend, doch nicht in den See hinein, sondern in einer mit dem Ufer parallelen Richtung, wurde bald darauf von den Wellen begraben. Handelte es sich um einen Selbstmord oder nur um einen Fluchtversuch, bei dem es von Hause aus auf Beseitigung Gudden's um jeden Preis abgesehen sein mußte? Eine dunkle Sage erzählt von einem Bauernbunde zur Befreiung des Königs, von einem rettenden Schiff, welches zu einer bestimmten Stunde in der Nähe des Schlosses Berg auf dem Starnbergersee einlaufen sollte. Die Häupter der katholischen Kirche Baierns haben jedenfalls einen Selbstmord des Königs für unerwiesen gehalten; sonst würden sie sich nicht an der feierlichen Beerdigung eines Selbstmörders, den Vorschriften der Kirche zuwider, mit so glänzendem Pomp und in so imponirender Zahl betheiligt haben.

Das tragische Ende eines geistvollen und nach edeln Zielen strebenden Fürsten hat den Zeitgenossen das Problem des Cäsarenwahnsinns, mit welchem der münchener Dichterkreis sich in seinen Schöpfungen so vielfach beschäftigt, in nächste Nähe gerückt: denn die letzte Epoche des Königs erinnert aufs lebhafteste an die römischen Nero und Tiberius. Bei länger anhaltender, wachsender Verdüsterung wäre die Aehnlichkeit noch frappanter geworden. Der große Unterschied liegt nicht in dem Charakter des Wahnsinns, sondern in dem Culturstande der Zeiten. Die Befehle König Ludwig's, der seine Minister hängen, seinen Cabinetssecretär vom Felsen stürzen, den Mitgliedern der Deputation die Augen ausstechen lassen wollte, wurden nicht ausgeführt; denn für die wahnsinnigen Ausschreitungen fürstlicher Allmacht finden sich keine Werkzeuge mehr: hätten dem König statt seiner Chevauxlégers, Gensdarmen und Lakaien die Römer Nero's und Caligula's zur Verfügung gestanden, so hätten die Zeitgenossen schaudernd Aehnliches erleben können, wie es Sueton und Tacitus berichten. Vor allem aber erinnert des Königs Irrsinn an denjenigen Nero's, der die prachtvolle aurea domus begründet und als wandernder Sänger durch die Lande zog. Der Irrsinn des Königs Ludwig hatte dieselbe phantastische Färbung; bei ihm wie bei dem römischen Kaiser war die Grenze verwischt, welche die Schöpfungen der Phantasie von der Wirklichkeit trennt: beides vermengte sich in ungeordnetem Taumel. Der Schwanenritter Lohengrin und Ludwig XIV. waren nicht mehr Gestalten, in denen die Phantasie des Königs mit voller Hingebung aufging: nein, er selbst war Lohengrin, war Ludwig XIV.; es waren gleichsam frühere Menschwerdungen von ihm; er fühlte sich eins mit ihnen.

Der Tod des Königs hatte die politische Situation in München gänzlich geändert: nach bairischem Thronfolgerecht und nach dem Satze: „Le roi est mort, vive le roi", mußte sogleich der Bruder Ludwig's, Otto, zum König ausgerufen werden: so begab sich in Baiern das in der Geschichte der Dynastien Unerhörte, daß anstatt eines wahnsinnigen Königs ein anderer wahnsinniger den Thron besteigt. Gleichwol blieb kein anderer Ausweg, wenn nicht alles Verfassungsrecht mit Füßen

getreten werden sollte. Die Truppen und Beamten leisteten König Otto den Eid der Treue: zugleich dem Reichsverweser, dem Prinz-Regenten; denn darüber, daß König Otto dauernd an der Ausübung seiner Regentenpflichten durch unheilbare Krankheit verhindert ist, hegt niemand den geringsten Zweifel. Seit dem Jahre 1875 ist er der Pflege der Irrenärzte überlassen und wohnt vereinsamt im Schloß Fürstenried. Sein Irrsinn ist nicht schöngeistiger Art, wie der seines Bruders, sondern hat einen mehr bigoten Charakter. Bekannt ist, wie Prinz Otto, den Wächtern auf Schloß Nymphenburg, seinem frühern Aufenthaltsort, entkommen, in einer Hauptkirche Münchens die Kanzel bestieg, mitten im Gottesdienst das Confiteor herbetete und eine Predigt halten wollte, woran er nur mit Mühe gehindert werden konnte.

Am 17. Juni sind die Kammern zusammengetreten: sie haben zunächst darüber zu entscheiden, ob das Verfahren des Prinz-Regenten seit dem 10. Juni und die Uebernahme der Regentschaft nach bairischem Verfassungsrecht berechtigt war. Dazu ist die Prüfung der Actenstücke, die den Wahnsinn des verstorbenen Königs betreffen, unerläßlich. Man fürchtet indeß den Skandal, den diese Prüfung aufwirbeln muß, da die Handlungen eines Geistesgestörten oft tragikomisch, oft anstößig sind. Ministerpräsident von Lutz befahl deshalb die Einsetzung einer Geheimcommission, deren Verhandlungen die übrigen Mitglieder unter Discretion beiwohnen durften. Eine solche Commission von 28 Mitgliedern wurde durch Acclamation gewählt; daß indeß durch hundert Kanäle, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, jede Einzelheit aus dem königlichen Haushalt an die Oeffentlichkeit gelangen wird, ist um so zweifelloser, als ja, ganz abgesehen von den Acten, die beeidigten Zeugen, deren Aussagen darin zusammengestellt sind, schwerlich das Gelübde des Schweigens abgelegt haben: es wird also, besonders für diejenige Presse, welche den pikanten Skandal liebt, eine reiche Ausbeute abfallen. Der Entwurf eines Finanzgesetzes, betreffs die Dotirung der Regentschaft mit 342857 Mark, ward ebenfalls einem Ausschusse überwiesen. Die bairische Reichrathskammer hat am 21. Juni die Regentschaft einstimmig genehmigt: die Beweise für die Geisteskrankheit des Königs ließen keinen Widerspruch zu; dagegen wurde von mehrern Standesherren darauf hingewiesen, daß das Ministerium früher hätte einschreiten müssen, indem Baiern so mehrere Jahre hindurch unter einer unzulässigen Ministerregentschaft gelebt habe. Minister von Lutz erklärte, bis zum Jahre 1886 nichts von einem Zustand des Königs gewußt zu haben, der ihn regierungsunfähig machte; das Ministerium habe das Befinden des Königs nicht vom Standpunkt des Irrenarztes, sondern nach der Beschaffenheit der Regierungshandlungen zu beurtheilen. Mit Bezug hierauf wurden die ersten Bedenken erregt durch den Befehl des Königs an den Minister des Innern, bei Strafe der Landesverweisung 20 Mill. Mark zur Fortführung der Bauten zu schaffen. Das lehnten die Minister im April ab, nachdem vorher Dr. von Gudden zu Rathe gezogen worden.

Das wahrhaft fürstliche Begräbniß des Königs, an welchem sich die Kronprinzen des Deutschen Reiches und Oesterreichs und viele deutsche Fürsten betheiligten, fand am 19. Juni in München statt.

Der neue sechsundsechzigjährige Regent, Prinz Luitpold, ein tüchtiger Artilleriegeneral, der sich im Hauptquartier an dem Deutsch-Französischen Kriege betheiligt hatte, gilt für kirchlich gesinnt, aber maßvoll, und ist ein Kunstfreund, wie sein Vater König Ludwig I. Sein ältester Sohn Ludwig, voraussichtlich Baierns künftiger König, ist strenger kirchlich und den Ultramontanen geneigt. Ob diese noch in der Abgeordnetenkammer in den letzten Vorgängen für einen Ansturm gegen das liberale Ministerium von Lutz eine ausreichende Grundlage finden werden, ist fraglich: die einen wollen ihm das zu brüske Vorgehen gegen den kranken König, die andern aber, wie einzelne Standesherren des Reichsrathes, eine fast königlose Regierung zum Vorwurf machen, die es jahrelang mit selbständiger Souveränetät

geführt. Was die Finanzverhältnisse betrifft, so geht das bedeutende Secundogeniturvermögen des Königs Otto jetzt auf den Prinzen Luitpold über: wie die Schulden der königlichen Cabinetskasse, denen indeß auch bedeutende Activa gegenüberstehen, gedeckt werden sollen, ist noch eine offene Frage.

Daß das monarchische Princip durch die Vorgänge in Baiern eine bedenkliche Schädigung erlitten hat, mag, bei der loyalen Gesinnung des Volkes, zunächst dort unbemerkt bleiben: doch werden die Gegner der Monarchie die Consequenzen zu ziehen in späterer Zeit nicht versäumen. Ein jahrelang herrschender geisteskranker König, und ein jahrelang geisteskranker, der zur Herrschaft berufen wird: das sind keine glänzenden Illustrationen monarchischen Regiments. Unter einer Regentschaft darf keine Verfassungsneuerung vorkommen, also auch diejenige nicht, durch welche es möglich würde, den Prinz-Regenten zum König zu machen. Die Juristen streiten über die formale Frage, die Abgeordneten wollen nicht daran rühren. So bleibt's bei dem gekrönten Wahnsinn im Hause der Wittelsbacher.

In England ist das Schicksal der Gladstone'schen Home-Rule-Bill am 8. Juni entschieden. Dieselbe wurde in zweiter Lesung mit 341 Stimmen gegen 311 Stimmen verworfen, obschon Gladstone noch einmal seine ganze Beredsamkeit aufbot, um das Parlament zu bestimmen, daß es den jetzigen goldenen Augenblick benutze, um Irland das segensreiche Geschenk zu machen. Noch einmal hob er hervor, daß locale Unabhängigkeit nicht Lostrennung zur Folge habe, daß die von der Regierung vorgeschlagene Selbständigkeit in den localen Angelegenheiten das Band der Union im Gegentheil noch mehr befestigen werde, und in summarischer Kritik verurtheilte er Chamberlain's Gegenvorschläge als chimärische Schöpfungen einer lebhaften Einbildungskraft, während Lord Salisbury keine andere Politik als die des Zwanges kenne. Vergebens hatte auch Parnell erklärt, daß Irland die Bill als eine endgültige Lösung ansehe. Göschen freilich nannte dieselbe ein Convolut von Unmöglichkeiten; sie enthalte alle Elemente der Reibung in commerzieller, finanzieller und administrativer Hinsicht. „Wir sympathisiren", rief er aus, „mit der irischen Nationalität, aber viel größere Sympathie hegen wir für die viel größere Nationalität des Vereinigten Königreiches. Die Interessen dieses Königreiches sind unlösbar verknüpft mit der legislativen Union der beiden Länder, und aus diesem Grunde sollte die Bill verworfen werden. Den englischen Demokraten darf nicht gestattet werden, den durch diese Bill vorgeschlagenen unwiderruflichen Schritt zu thun, der die Verfassung des Landes für immer verstümmeln würde. Ihr erstes Kapitel sollte nicht mit einem Verfassungsbruch eröffnet werden oder mit einer Untergrabung der Grundlagen, welche das Gewicht dieses kolossalen Reiches trage. Wir sind nur die lebenslänglichen Hüter dieser Verfassung, und die Pflicht und Ehre des Hauses verlangen gebieterisch, daß es sein Mandat nicht misbrauche."

Keineswegs theilten indeß alle Gegner der Bill diese Auffassung. Konnte doch Parnell nicht ohne Grund behaupten, daß auch die Tories bereit gewesen waren, Irland eine weitgehende Autonomie zu gewähren. Selbst Lord Randolph Churchill, der gegenwärtig die Protestanten von Ulster zum Kampfe gegen den irischen Papismus aufruft, soll damals der eifrigste Fürsprecher eines Bündnisses der Tories mit den Parnelliten gewesen sein. Bei den Radicalen, die unter Chamberlain's Leitung stehen, ist ebenfalls keine Abneigung gegen eine autonome Stellung Irlands vorhanden; sie wollen nur die Iren nicht vom englischen Parlament ausgeschlossen sehen, weil sie damit mächtige Bundesgenossen für ihre demokratischen Tendenzen verlieren würden. Außerdem aber haben zahlreiche liberale Wahlkörper sich im Widerspruch mit ihren Abgeordneten, deren Abstimmung sie verurtheilen, für Gladstone's Plan erklärt. Unter diesen Umständen war die Auflösung des Parlaments geboten, weil alle Aussicht vorhanden war, daß bei Neuwahlen sich die Opposition

gegen die Bill wesentlich verringern würde. Gladstone hält unbeugsam an seiner Lösung des englisch-irischen Problems fest. Für eine torystische Regierung unter Lord Salisbury oder eine whiggistische unter Lord Hartington ist keine parlamentarische Mehrheit vorhanden: sollte Gladstone unterliegen, so werden seine Nachfolger nicht umhin können, doch auf den Inhalt seiner Bill mehr oder weniger zurückzukommen.

In Frankreich beschäftigt jetzt die Prinzenfrage alle Gemüther: dieselbe ist acut geworden durch den Empfang, welchen der Graf von Paris auf seinem Schloß bei Gelegenheit der portugiesischen Hochzeit seiner Tochter veranstaltete. Die Orléans halten die Traditionen ihrer Familie aufrecht: es sind praktische Politiker ohne jeden Schimmer von Idealität, welcher selbst die hirnkranke Legitimität eines Grafen Chambord umschwebte: sie sind durch ihren Reichthum, den zu vermehren sie sich rastlos bemühen, durch ihre engen Beziehungen zu dem Finanzkönig Rothschild, in dessen Palast Ferrières die Tochter Frankreichs zum ersten mal auftrat, gefährlich für die Republik, und es ist keine Frage, daß sich um sie eine Zahl höchst einflußreicher Männer der Haute-Finance, Generale, auch Staatsbeamte in und außer Diensten gruppirt; sie haben immer mit der Republik geliebäugelt, sich mit den Volksvertretern auf gleichen Fuß gestellt; ihr Thronrecht beruht auf Revolution und Usurpation, hat aber jetzt nach dem Tode des Grafen Chambord staatsrechtliche Begründung gefunden. Das Ministerium Freycinet erklärte sich für unbedingte Verbannung der Prätendenten und ihrer Kinder, für facultative Verbannung der andern Prinzen. In der Commission der Deputirtenkammer herrschte die größte Zerfahrenheit.

In der Kammer selbst errang das Ministerium Freycinet in der Prinzenfrage einen vollständigen Sieg. Der Entwurf der Commission, der die allgemeine Ausweisung der Prinzen verlangt, wurde am 11. Juni abgelehnt, dagegen der erste Artikel des Brousse'schen Gegenentwurfes, in welchem die Ausweisung der directen Prätendenten und der ältesten Söhne derselben verlangt wird, mit 315 gegen 232 Stimmen angenommen. Der Brousse'sche Entwurf ist von der Regierung acceptirt. Auch die Artikel, denen zufolge die Regierung ermächtigt werden soll, die andern Prinzen durch Decret auszuweisen und durch welche für den Fall einer Rückkehr ins Land Strafen von zwei bis fünf Jahren Gefängniß festgesetzt wurden, fanden die Mehrheit der Deputirtenkammer. Im Senat freilich stieß die Regierung auf energische Opposition. Der am 19. Juni von Béranger vorgelesene Bericht der Senatscommission, der sich gegen die Ausweisung ausspricht, erklärt, dieselbe sei mit der Freiheit unvereinbar und schädige die guten auswärtigen Beziehungen Frankreichs. Die Ausweisung der Prinzen sei nicht Sache der gesetzgebenden Versammlung, sondern komme der richterlichen Gewalt zu. In der Berathung am 21. Juni bot Freycinet seine ganze Beredsamkeit auf, um den Senat von der Nothwendigkeit der beschlossenen Maßregel zu überzeugen. Am 22. Juni nahm derselbe in geheimer Abstimmung das Gesetz betreffend die Ausweisung der Prinzen in der Fassung, welche die Deputirtenkammer votirt hatte, mit 141 gegen 107 Stimmen an. Wenn diese Frage aufgeworfen worden war, um dem Cabinet Freycinet Verlegenheiten zu bereiten, so hat sich dasselbe mit Erfolg aus der Affaire gezogen und gegenüber dem Protest der Rechten und dem Andrängen der Intransigenten tapfer behauptet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leopold von Ranke.

Ein Essay

von

Hans Prutz.

Am 23. Mai 1886 ist Leopold von Ranke gestorben, im 91. Jahre eines Lebens, das bis auf die letzten dunkeln Tage des schweren Todeskampfes in rastloser Arbeit dem Dienste der Wissenschaft geweiht war.

Einer der glänzendsten Sterne an dem Himmel der deutschen Wissenschaft ist mit ihm erloschen; in ihm betrauern wir einen unserer fruchtbarsten und einflußreichsten Schriftsteller, einen genialen, wahrhaft schöpferischen Künstler, und um so tiefer und schmerzlicher traf uns sein Verlust, als wir ihn nicht nur durch ein gütiges Geschick uns weit über das Maß hinaus erhalten sahen, das sonst dem menschlichen Leben gesetzt zu sein pflegt, sondern staunend Zeugen sein durften, wie er, der drei Menschenalter sah, in unverwüstlicher Jugendlichkeit und siegesfroher Schaffenskraft weiter forschte und einem begeisterten Seher gleich die Räthsel der vielverschlungenen Weltentwickelung immer tiefer ergründete. Und nicht wir Deutschen allein haben in Leopold von Ranke einen der großen Lehrer unsers Volkes verloren, dessen Werke, dem classischen Bestande unserer Literatur zugerechnet, auch von nachkommenden Geschlechtern als eine unversiegliche Quelle sich immer mehr vertiefender Erkenntniß und immer neuer erhebender und veredelnder Anregung in Ehren gehalten werden sollen: weit über die Grenzen Deutschlands hinaus hat die Kunde von Ranke's Tod schmerzlichen Widerhall gefunden: mit uns betrauert in ihm die Menschheit einen ihrer glücklichsten Führer auf der Bahn zu fortschreitender Erkenntniß der Wahrheit.

Einfach und schlicht, wenn auch reich geschmückt mit allen den Ehren, durch welche Fürsten und Völker in einem Fürsten des Geistes sich selbst ehren können, ohne besondere Wechselfälle, ohne thätige Theilnahme an den Ereignissen einer innerlich und äußerlich vielbewegten Zeit, als das arbeitsame Forscherleben eines Gelehrten ist das Leopold von Ranke's in beglückter und beglückender innerer Harmonie verflossen, trotz der äußern Stille im Innern lebhaft bewegt durch die feinfühlige, verständnißvolle Theilnahme an der großartige Neubildungen vor-

bereitenden Zeitgeschichte. Nicht in dem Kampfe der Parteien, nicht in der so schnell abnutzenden und den Blick so leicht trübenden thätigen Antheilnahme an der politischen Alltagsarbeit ist Ranke zum Historiker geworden, sondern in der stillen, fast vornehmen Zurückgezogenheit eines in der reinen Luft des classischen Alterthums heimischen Geistes. Von unermüdlicher, sozusagen spürender Beobachtungsgabe und bei aller Anempfindungsfähigkeit der Phantasie an die unbeirrte Klarheit methodischen Denkens gewöhnt, hat er es früh verstanden, die bunte Fülle der Einzelheiten von großen Gesichtspunkten aus zusammenzufassen und nach dem ihre Entwickelung beherrschenden Gesetze zu gliedern. So wurde er in der Stille der klösterlichen Schulen, in denen er seine Bildung empfing, als Knabe und Jüngling der lebhaft mitfühlende, verständnißvolle Zeuge der welterschütternden Ereignisse, welche das alte Europa zertrümmerten und ein neues Weltalter heraufführten. „Denn das ist ja", wie Ranke selbst in einem merkwürdigen Rückblick auf sein Leben zu den ihm bei Vollendung des 90. Jahres glückwünschend Umringenden bemerkt hat*), „eben das Bedeutende, daß die Zeitgenossenschaft eine unendliche Wirkung auf das Individuum übt, und zwar nicht durch persönliche Einflüsse allein, sondern durch den Zug der Dinge und die einander berührenden Elemente des äußern und innern Lebens in ihrer Gesammtheit."

Am 21. Dec. 1795 zu Wiehe in Thüringen geboren, hat Ranke während des ersten Unterrichts, den er in der Klosterschule zu Donndorf empfing, an den Bulletins Napoleon's aus Spanien lesen gelernt und im Nachkritzeln derselben auf der Schiefertafel die kindliche Hand, welche einst den Griffel der Klio mit Meisterschaft führen sollte, in der schwierigen Kunst des Schreibens geübt. Damals zuerst, so erzählte noch der Neunzigjährige**), schlug das kaum verstandene Wort „Insurgenten" an sein Ohr. Und als dann der Jüngling als Zögling der Schulpforte, der aus dem Augustinerkloster Porta Coeli hervorgegangenen Stiftung des von Melanchthon berathenen Kurfürsten Moritz von Sachsen, in den classischen Schriftstellern lebte und webte, die alten Dichter, namentlich die Tragiker studirte und übersetzte, „veränderte sich abermals die Welt". Ranke studirte gerade den Agricola des Tacitus, als die Nachrichten von der Katastrophe in Rußland eintrafen. Nach den siegestrunkenen Bulletins traten andere Manifestationen ans Licht, welche dem Schos der Nationen entstammten, die zwar niedergedrückt, aber nicht unterdrückt waren. Ranke las eben die Rede der Boadicea, jener tapfern britischen Königin, welche ihr Volk zum kühnen Widerstand gegen den römischen Eroberer aufmahnt, mit ihren Anklängen an den Naturzustand der Völker und an die uralte Freiheit: welchen Eindruck machten sie ihm in jenem welthistorischen Augenblick! Nachdem die römische Welt in Napoleon gleichsam wieder in das Leben geführt worden war, las er in den Kundgebungen gegen Napoleon die Erneuerung der Reden der Königin Boadicea. „So kam", sagt Ranke, „innerhalb der Klostermauern und inmitten der classischen Studien die moderne Welt in meinen Kopf."

---

*) Vgl. „Leopold von Ranke an seinem 90. Geburtstag" (Berlin 1886), S. 25.
**) Ebend., S. 24.

Der allmächtige Zug dieser großen Zeit war es, der Ranke von dem anfangs in Aussicht genommenen Studium der Theologie zu dem des classischen Alterthums und der Geschichte führte. Nachdem er in Leipzig studirt und die philosophische Doctorwürde erworben hatte, trat er 1818 an dem Gymnasium in Frankfurt a. d. O. in die praktische Lehrthätigkeit. In die folgenden Jahre fällt die entscheidende Entwickelung, die Ranke nicht blos seinen Beruf erkennen und zum Historiker werden ließ, sondern den kaum Dreißigjährigen gleich mit seinem Erstlingswerk auf die Höhe seiner Wissenschaft erhob und durch die Schaffung einer ebenso einfachen wie ihrer Wirkung sichern Methode sofort zum Neubegründer derselben machte.

Auch hier folgt Ranke unbewußt der großen geistigen Strömung, welche damals vorherrschte. Er wurzelt durchaus in der Epoche der Restauration, die ja gerade für das Studium der Geschichte besonders anregend und fruchtbar geworden ist. Denn das war doch das allgemeinste Ergebniß aus den eben durchlebten Jahrzehnten einander rasch folgender Umwälzungen, daß man dem Ursprung, der Berechtigung und dem Werth der mit dem Untergange bedroht gewesenen ältern Zustände und Einrichtungen genauer nachging: die Bildungen der Vergangenheit, welche durch den revolutionären Impuls vernichtet zu werden in Gefahr geriethen, boten sich ganz naturgemäß dem Studium als vornehmster Gegenstand dar.*) Am stärksten war das in Deutschland der Fall. Verschiedene Momente wirkten dabei zusammen. Die Katastrophe des alten Reiches und der jähe Zusammensturz seines Rechtsbodens unter den Tritten der französischen Eroberer fanden ihre natürliche Gegenwirkung in dem erneuten Studium des allmählich verdunkelten nationalen Rechtes. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands begann Karl Friedrich Eichhorn seine „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“ nicht sowol, um durch die Wiederbelebung der großen Vergangenheit der Nation einen Trost zu bieten für die traurige Gegenwart, als vielmehr um durch dieselbe die Gegenwart und ihr Rechtsleben gründlicher und besser zu verstehen. Gleichzeitig wies Savigny ein reiches historisches Leben nach in einer Zeit des Verfalls, indem er zeigte, daß nicht Zufall und Laune die fortdauernde Geltung des römischen Rechts bestimmt habe, sondern daß darin ein Ergebniß historischer Entwickelung vorliegt. Damals begann jene gesegnete Thätigkeit, durch welche die Gebrüder Grimm und Ludwig Uhland die Schätze der deutschen Vorzeit hoben und unser Volk, das allzu lange von dem Abfall fremder Tafeln gelebt hatte, sich des eigenen köstlichen Besitzes wieder freuen lehrten. Hatte man sich bisher mit einem mehr oder minder verwässerten Bilde der Vorzeit begnügt und den kaum bruchstückweise erkannten Gang der historischen Entwickelung entweder in dem Prokrustesbett eines angeblichen Pragmatismus oder in oberflächlichen allgemeinen Betrachtungen, welche philosophisch klingende Redensarten an die Stelle erforschter Vergangenheit setzten, zur Anschauung zu bringen gemeint, so wollte man jetzt von der verflossenen Zeit ein bestimmtes, anschauliches Bild gewinnen, in ihr wie in der Gegenwart leben und sie sich auch in den

*) Vgl. „Leopold von Ranke an seinem 90. Geburtstag“, S. 26.

untergeordneten Nebendingen ihrer Erscheinung wie plastisch vor Augen gestellt sehen. Außerhalb Deutschlands fand diese Richtung glänzende literarische Bethätigung. Zu ihren glücklichsten Vertretern zählt Ranke selbst Augustin Thierry: er bekennt, dessen erste Werke hätten durch ihre Form seine Bewunderung erregt und ihm das Geständniß abgenöthigt, daß wir so etwas nicht zu Stande bringen könnten.*) Zu ganz eigenartigen Bildungen führte diese Richtung in England: dasselbe brachte damals den historischen Roman hervor, welcher durch die Werke Walter Scott's die literarische Welt beherrschte. „Wonach man trachtete", sagt Ranke in dem mehrfach erwähnten Rückblick des Neunzigjährigen auf seine literarische Laufbahn, „eine vollkommene Anschauung der Jahrhunderte zu geben, das schien hier erreicht zu sein. Ich begann damals eben meine Studien zu der Geschichte der romanischen und germanischen Völker. Ich studirte die Memoiren von Comines, und in den kleinen Schriften, die sich um ihn gruppiren, fand ich zuverlässige Berichte, die ihn ergänzten. Da erschien Walter Scott's «Quentin Durward», glaube ich, war es, und ich sagte: Mein Gott, Comines und die andern Relationen, die seinen Memoiren beigefügt sind, haben das ja ganz anders. Ich war gleichsam beleidigt im Namen der alten Fürsten, denen er eine andere Gesinnung zuschreibt als sie hegten, immer unter ihrem Namen. Ich empfand Widerwillen gegen den historischen Roman, namentlich in dieser Annäherung an die Begebenheiten, und faßte den Beschluß, daß in der Historie alles vermieden werden müsse, was von der beglaubigten Ueberlieferung der Thatsachen wesentlich abweicht. Ich leugne nicht", so schließt er, „daß mich diese Erwägungen in der kritischen Methode befestigten, welche dann als das Kennzeichen meiner Werke betrachtet worden ist, d. h. bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt."

Die kritische Methode — mit diesem Einen Wort ist die epochemachende Bedeutung Ranke's für die deutsche Geschichtschreibung nicht allein, sondern für die moderne Geschichtswissenschaft überhaupt gekennzeichnet. Indem er der Geschichte ihre eigene Methode gab, die ebenso sehr dem Wesen des von ihr zu behandelnden Materials entspricht, wie sie ihren letzten künstlerischen Aufgaben Genüge leistet, hat er sie erst selbständig gemacht, sie zu einer im eigenen Rechte wurzelnden Wissenschaft und ebenbürtig neben ihre ältern Schwestern gestellt, die sie bisher bevormundet und als Dienerin benutzt hatten. Wohl hatte sich namentlich in dem Gebiet der Rechtswissenschaft schon ein lebhaft historischer Sinn offenbart und fruchtbar bethätigt; wohl hatte sich in der Wissenschaft überhaupt im Gegensatz zu der bisher vorherrschenden systematisirenden Richtung bereits eine historische Schule Geltung verschafft; wohl hatte Niebuhr die historische Frage schon richtig gestellt und nach der einen, sozusagen negativen Seite auch richtig beantwortet: zu dem Range einer Wissenschaft ist aber die Geschichte doch erst durch Ranke erhoben worden, aber auch gleich mit Einem Schlage und ganz und voll.

Diese Seite in der Wirksamkeit Ranke's und damit Kern und Wesen derselben klar zu legen, muß man sich wenigstens in den Hauptmomenten die Phasen ver-

*) „Vgl. „Leopold von Ranke an seinem 90. Geburtstag", S. 26.

gegenwärtigen, welche die Geschichtschreibung bisher durchlaufen hatte, und die Stellung, in welcher sie sich danach bei Ranke's Auftreten befand.

In dem Zeitalter des wiedererblühenden wissenschaftlichen Lebens als Neben- und Hülfsdisciplin der humanistischen Alterthumskunde begünstigt und mitgetragen von dem diese erfüllenden frischen und freien Geiste, aber ohne die sichere Grundlage lebendigen nationalen Bewußtseins und ohne die kräftigende Beziehung auf ein nationales Staatsleben, wurde die deutsche Geschichtschreibung unter dem Einfluß der großen kirchlichen Bewegung, die im 16. und 17. Jahrhundert das geistige Leben der Nation gleichsam absorbirte, eine Magd der Theologie und dadurch ihrem wahren Beruf entfremdet. Ganz ähnlich überwog dann von der Mitte des 17. bis zu der des 18. Jahrhunderts der praktisch politische oder diplomatisch staatsrechtliche Gesichtspunkt, entsprechend der Herrschaft, die in dem Zeitalter der absoluten Monarchie die Staatsraison als die allein maßgebende Instanz auf das Leben der Völker ausübte. Damals wurde die Geschichte eine Dienerin der Politik, hier in Compendien zusammengedrängt, die dem künftigen Staatsmann mittheilen sollten, was ihm aus der Geschichte in seinem Beruf unentbehrlich war, dort zu weitschweifigen, in der Fülle des Actenmaterials gleichsam untergehenden staats- und völkerrechtlichen Deductionen angeschwellt und in den gelehrten Arbeiten ungenießbar durch die schwerfällige Zopfigkeit des Vortrages und meist werthlos durch die mechanische Art, in der die von der Vergangenheit zeugenden Stimmen nicht gewogen, sondern gezählt wurden. Fast schlimmer aber noch war die Richtung, die in dem Zeitalter der Aufklärung zur Herrschaft kam: denn im Dienste einer angeblich philosophischen Betrachtungsweise machte sie die Geschichte zurecht, wie es die zu erweisenden flachen Theoreme gerade zu erfordern schienen. Mit Anlehnung theils an Rousseau, theils an Voltaire meinte man die Geschichte speculativ behandeln zu können und wollte ihren Verlauf, statt ihn zu erforschen, construiren. Das Ergebniß war ein geistreich scheinendes Spielen mit Bildern und Vergleichen, eine angebliche Geschichtsphilosophie, die ohne sichere Kenntniß der Einzelheiten in die Luft baute. Freilich haben in keiner dieser Perioden die rühmlichen Ausnahmen ganz gefehlt: aber gerade im Vergleich mit den vereinzelten Anläufen zu wissenschaftlicher Geschichtschreibung wird die Verkehrtheit der im allgemeinen herrschenden Richtung völlig klar. Ueberall da aber, wo mehr geleistet wurde, entsprang das der Erkenntniß, daß die Ueberlieferung nicht eins ist mit der historischen Wahrheit, sondern von dem Geschehenen nur ein fragmentarisches und vielfach getrübtes Bild gibt.

Aber es kam eine Zeit, wo die Wahrheit nicht im Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntniß allein, sondern überhaupt in dem sittlichen Leben der Nation gebieterisch ihr Recht verlangte. Wer wollte es leugnen, daß der tiefe Fall Deutschlands im Revolutionszeitalter nicht blos die Folge eines großen politischen Zersetzungsprocesses, sondern auch die eines damit zusammenwirkenden moralischen Verfalles gewesen ist? In der Zeit der Erniedrigung durch die Fremdherrschaft ist das erkannt, in der Erhebung der Befreiungskriege ist die Reaction dagegen vollzogen worden. Diese hat sich nicht blos in der Politik und auf den Schlachtfeldern bethätigt; sie hat ihren Einzug auch in die Wissenschaft gehalten und

namentlich die Wissenschaft, die von allen dem politischen Leben zunächststeht, die Geschichte, sich ihres hohen Berufes wieder erinnern lassen. Die kritische Geschichtschreibung entsprang auch einer tiefen ethischen Regung: sie erfüllte eine ethische Pflicht und wirkte sittlich veredelnd auf die Nation. War doch die historische Literatur vor Niebuhr und Ranke beherrscht von der als classisch angestaunten Persönlichkeit Johannes von Müller's, dem niemand Gelehrsamkeit und Geist, noch weniger ein ungewöhnliches plastisches Gestaltungsvermögen und glänzende Farbengebung abstreiten wird, dessen Historiographie aber doch wie sein Leben krankt an der eiteln Lust nach Glanz, wie sie sich denn nicht leicht einen Effect entgehen ließ, auch wenn er nur auf Kosten der Wahrheit möglich war. Im schroffsten, bewußten Gegensatz zu dieser zwar glänzenden, aber innerlich unwahren Persönlichkeit und Geschichtschreibung proclamirte zuerst Niebuhr die Wahrheit als das ethische Gesetz wie der Wissenschaft überhaupt, so namentlich der Geschichte: ethisches Pathos hat Niebuhr zur historischen Kritik geführt. „Vor allen Dingen", sagt er, „müssen wir in der Wissenschaft unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das Allergeringste als gewiß schreiben, wenn wir nicht völlig überzeugt sind — wenn wir die Feder niederlegend nicht sagen können: ich habe wissentlich und nach strengster Prüfung nichts geschrieben, was nicht wahr ist, und weder über uns selbst noch über andere in nichts getäuscht, unsere verhaßtesten Gegner in keinem andern Lichte gezeigt, als wir es in unserer Todesstunde vertreten können: — wenn wir das nicht thun, so machen Studium und Literatur uns ruchlos und sündig."*)

In Erfüllung dieses Gebots wissenschaftlicher und zugleich nationaler Sittlichkeit übte Niebuhr an der Geschichte Kritik, indem er, zunächst bekanntlich an der römischen Geschichte, den Nachweis führte, daß die Quellen nicht die Ereignisse und Zustände selbst, wie sie sich zugetragen und wie sie gewesen, darstellen, sondern nur das Bild, welches der Berichterstatter sich davon gemacht hat, gemacht nur ausnahmsweise einmal auf Grund eigener Anschauung, meist auf Grund von Berichten, die ganz ebenso subjectiv sind wie der seinige und rückwärts wiederum auf gleich unzuverlässigen Gewährsmännern beruhen. Von hier aus bemerkte Niebuhr über die an unhistorischen Elementen so reiche Geschichtschreibung des Livius: „Wir aber haben eine andere Ansicht von der Historie, andere Forderungen, und wir müssen es entweder nicht unternehmen, die älteste Geschichte Roms zu schreiben oder eine ganz andere Arbeit unternehmen als eine nothwendig mislingende Nacherzählung dessen, was der römische Historiker zum Glauben der Geschichte erhob. Wir müssen uns bemühen, Gedicht und Verfälschung zu scheiden, und den Blick anstrengen, um die Züge der Wahrheit, befreit von jenen Uebertünchungen zu erkennen. Jenes, die Trennung der Fabel, die Zerstörung des Betruges mag dem Kritiker genügen; er will nur eine täuschende Geschichte enthüllen und er ist zufrieden, einzelne Vermuthungen aufzustellen, während der größere Theil des Ganzen in Trümmern bleibt. Der Historiker aber bedarf Positives; er muß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Zusammenhang und eine glück-

*) Vgl. Wegele, „Geschichte der deutschen Geschichtschreibung", S. 1023.

lichere Erzählung an die Stelle derjenigen entdecken, welche er seiner Ueberzeugung opfert.“*) Niebuhr setzt also der kritischen Thätigkeit die constructive, der mehr negativen des Forschers die positive des Darstellers entgegen: er bringt damit in die Geschichtschreibung einen Dualismus, an dem er selbst, unübertroffen als Kritiker, als Geschichtschreiber gescheitert ist. Aus dem Trümmerwerk der als unglaubwürdig erwiesenen Ueberlieferung sucht er mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit, durch Combination und Analogie die historische Wirklichkeit wiederherzustellen, mit ahnendem Sinn das Leben der Vorzeit neu erstehen zu lassen. Stolz sagt er: „Ich bin Historiker, denn ich kann aus dem einzeln Erhaltenen ein vollständiges Gemälde bilden und weiß, wo Gruppen fehlen und wie sie zu ergänzen sind.“**) Es liegt auf der Hand, zu welch bedenklichen Consequenzen der zweite Theil der in diesem Bilde enthaltenen Niebuhr'schen Methodenlehre führen kann: er gibt ein Parallelisiren, Analogisiren, Construiren frei, das an die Stelle des überlieferten trüben Bildes der Vergangenheit gelegentlich ein frei erfundenes setzen könnte.

Unanfechtbares Eigenthum aber der Wissenschaft bleibt der von Niebuhr aufgestellte Satz, daß jeder historische Bericht nicht unmittelbar das erzählte Ereigniß, sondern zunächst nur den Eindruck desselben auf den Berichterstatter wiedergibt. Gewiß klingt derselbe einfach und wie selbstverständlich: thatsächlich schließt er die Summe alles exacten Wissens auf historischem Gebiet in sich. Wie nun aber aus diesem Bericht das Bild des Vorganges selbst gewonnen werden kann, damit der Forscher endlich nicht mehr durch die Augen des Berichterstatters sehe, sondern wie zu der ursprünglichen Gestalt des Geschehenen vordringend dasselbe im Geiste schaue wie ein Augenzeuge und ein Mitlebender: das hat Niebuhr mit der genialen Divination des tiefblickenden, scharf beobachtenden und vielseitig bewährten Staatsmannes zu erreichen gemeint und in mancher Hinsicht erreicht; aber eine allgemein gültige, andere zu leiten geeignete Methode dafür hat er nicht entwickelt.

Das ist der Punkt, wo Ranke einsetzte, indem er der negativen Seite der kritischen Methode die positive Ergänzung beifügte, nicht in theoretischer Anleitung, sondern durch sein eigenes großes Beispiel in thatsächlicher Uebung der Kunst, von dem Bericht aus dem berichteten Ereigniß selbst möglichst nahe zu kommen.

Man hat Ranke oft wegen der Objectivität seiner Geschichtschreibung gepriesen. Als ob eine im vollen Sinne des Wortes objective Geschichtschreibung überhaupt möglich wäre! Als ob sie fordern nicht hieße dem Menschen zumuthen, seine menschliche Natur abzulegen und sich von den Bedingungen seines geistigen und sittlichen Daseins zu lösen! Wenn sie auch objectiv in ihren Ergebnissen ist, möchte ich die Ranke'sche Geschichtschreibung nach der kritischen Methode, auf der sie beruht, doch eher als subjectiv bezeichnen, subjectiv freilich im besten Sinne des Wortes.

Nicht allmählich gestaltet, nicht suchend und tastend, mit gelegentlichen Fehlgriffen hat Ranke diese von der historischen Wissenschaft überhaupt angenommene

---

*) Wegele, a. a. O., S. 1004.

**) Ebend., S. 1005.

Methode entwickelt: gleich in seinem Erstlingswerk war sie mit vollendeter Meisterschaft geübt und ihre Richtigkeit durch die Ergebnisse erwiesen. Im Jahre 1824 erschien der erste Band von Ranke's „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1534"; er reicht bis 1514; ein zweiter ist ihm niemals gefolgt. Wie er zu den vielfach neuen Ergebnissen gelangt war, entwickelte Ranke in einem als „Beilage" nachfolgenden Büchlein: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber."

„Man hat", sagt Ranke in der Vorrede zu diesem Werk, „der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zu Nutzen künftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Aemter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will blos zeigen, wie es eigentlich gewesen ist." Eine überraschend einfache Wendung, nicht ohne eine gewisse Ironie gegen diejenigen, die sich mit so viel Aufwand von Kraft und Geist und so geringem Erfolg abgemüht hatten, die Vorzeit zu richten und die Gegenwart zu meistern. Und mit einem unverkennbaren Anklang an das oben angeführte Wort Niebuhr's und wol nicht ohne eine polemische Tendenz gegen diesen sagt Ranke in dem Vorwort zu jener kritischen „Beilage": „Wir unsers Orts haben einen andern Begriff von Geschichte: nackte Wahrheit ohne allen Schmuck, gründliche Erforschung des Einzelnen: das übrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im kleinsten, nur keine Hirngespinste." „Strenge Darstellung der Thatsachen, wie bedingt und unschön sie auch sei, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz", bemerkte er ein andermal.*)

So einfach und selbstverständlich wie der Niebuhr'sche Fundamentalsatz aller historischen Kritik: so einfach und selbstverständlich ist eigentlich auch die Methode, die Ranke darauf gegründet hat. Es wiederholt sich eben immer die Geschichte von dem Ei des Columbus. Wenn nämlich die dem Historiker als Quellen vorliegenden Berichte nicht die Ereignisse selbst, wie sie geschehen sind, sondern nur den Eindruck wiedergeben, den sie auf die Berichterstatter hervorgebracht haben, so wird man dem Ereigniß selbst, „an sich" sozusagen, am nächsten kommen, wenn man einmal die aus eigener Anschauung sprechenden Berichterstatter vor allen andern hört, dann aber sich von der individuellen Eigenart jedes einzelnen derselben, seinen Neigungen und seinen Antipathien, seiner besondern Beobachtungs- und Urtheilsweise, seiner Art und den Eigenthümlichkeiten seines Ausdrucks, seinen Vorbildern und den bei ihm vorwaltenden Tendenzen ein anschauliches Bild construirt: alsdann wird man mit einer gewissen Sicherheit sagen können, was in dem Bericht der Individualität des Berichterstatters zuzuschreiben ist, und festhalten, was nach Abzug dieser subjectiven Momente an objectiven übrigbleibt, d. h. wie das Ereigniß gestaltet gewesen ist, welches in dieser Individualität dieses bestimmte, aus dem uns vorliegenden subjectiv gefärbten Bericht erkennbare Bild hervorgerufen hat. Bedenkt man, daß in vielen Fällen mehrere solcher subjectiv gefärbter Berichte vorliegen, so wird einleuchten, wie man durch die gleichmäßige Behandlung derselben das Bild des gesuchten Ereignisses von verschiedenen Seiten zu sehen bekommt und das so verschiedene Eindrücke erzeu-

*) Vgl. „Sämmtliche Werke", Bd. XXXIII, Vorrede S. VII.

gende wirkliche Wesen desselben von da aus zu reconstruiren vermag. Es ist ein ganz analoges Verfahren, wie wenn die geographische Position eines Ortes durch ineinandergreifende Winkelmessungen von verschiedenen Punkten aus bestimmt wird, oder, was bei der Unerreichbarkeit des eigentlichen Objects der historischen Forschung, des Ereignisses selbst, vielleicht noch zutreffender ist, wie wenn die Beobachter auf weit voneinander entfernt liegenden Sternwarten aus ihren sich gegenseitig controlirenden Beobachtungen die Stellung oder die Bahn eines neuentdeckten Sterns berechnen.

Durch diese Methode hat Ranke die Geschichte zu einer selbständigen Wissenschaft gemacht. So vielfach und so innig sie mit den angrenzenden und verwandten Disciplinen sich berühren mag: zu keiner steht sie mehr in einem Verhältniß der Dienstbarkeit, während ihre Methode von allen andern Wissenschaften angewandt wird, wo es sich für sie um historische Probleme handelt. Nur thörichte Ueberhebung hat der Geschichte auch nach Niebuhr und Ranke noch den Charakter als Wissenschaft abzustreiten versuchen können. Nur belächeln hätte man es sollen, wenn ein strebsamer englischer Autodidakt, der entsetzlich viel gelesen, aber gerade von den Ergebnissen der deutschen Gelehrsamkeit keine Ahnung hatte, mit jenem echt englischen naiven Glauben an die eigene Allmacht alles Ernstes berufen zu sein glaubte, die arme Geschichte endlich zum Range einer Wissenschaft zu erheben, indem er, ohne eine Ahnung von der Verschiedenheit des Stoffes und der Aufgaben, die von ihm für allein selig machend gehaltene Methode der Naturwissenschaften auf das Studium der Wandlungen im Leben der Völker anwandte und die historischen Thatsachen aus allgemeinen Gesetzen als nothwendig beweisen wollte. Und doch hat es auch in Deutschland Thomas Buckle eine Zeit lang nicht an Nachbetern gefehlt, die sich wirklich einreden ließen, die Zunft der Historiker sei erfüllt von Principlosigkeit und Denkfaulheit, und welche in ihrer natürlichen Beschränktheit glaubten, man brauche nur einige Jahre auf das Lesen einer gewissen Anzahl von Büchern zu verwenden, um die Geschichte eines großen Volkes zu schreiben und Ansehen in seinem Fach zu erlangen. Und dabei bestand Buckle's ganze Weisheit doch nur darin, daß er vermuthete, die frühesten und rohesten Vorstellungen über den Verlauf des menschlichen Schicksals seien in die Begriffe Zufall und Nothwendigkeit zusammengefaßt worden; daraus sei denn „höchst wahrscheinlich" das Dogma vom freien Willen und von der Vorherbestimmung entsprungen, beides Irrthümer oder doch nicht ausreichend als wahr erwiesen. Und dann wähnt er eine epochemachende neue Weisheit zu verkünden, wenn er sagt, daß alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein müssen, die Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unser Inneres und die Einwirkung unsers Innern auf die äußern Erscheinungen: die diese Wechselwirkung beherrschenden Naturgesetze nachweisend meint er die Geschichte endlich zum Range einer Wissenschaft zu erheben! Es hat in Deutschland nicht an rechtzeitigem und energischem Widerspruch gegen dieses unwissenschaftliche Gerede gefehlt, welches namentlich dadurch vielen imponirte, daß man dabei vorgab, auf die Geschichte die naturwissenschaftliche

Methode anzuwenden: damit kam es einer bei uns lange Zeit vorherrschenden Geistesströmung entgegen. Wenn nun aber neben den Naturwissenschaften, die vermöge ihrer eigenthümlichen Arbeitsart und bei der Augenfälligkeit ihrer fördernden Einwirkung auf die menschliche Cultur sich lange der bevorzugenden Gunst weiter Kreise erfreuten, auch diejenigen Disciplinen ihren Platz behauptet haben und mit der sich wieder regenden idealern Richtung der Geister an Ansehen und Einfluß gewinnen, die nicht mit dem Experiment forschen, nicht mit Maß und Gewicht lehren, nicht mathematisch beweisen, sondern neben dem beobachtenden, rechnenden und schließenden Verstande auch die andern Kräfte des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens in Wirksamkeit setzen, die mehr auf der breiten Grundlage des allgemein Menschlichen beruhen und deshalb auch mehr zu dem allgemein Menschlichen sprechen, so dürfen wir das wenigstens zum Theil der erhöhten Bedeutung beimessen, die vermöge ihrer bewährten Methode die historische Wissenschaft erlangt haben. Das aber ist wesentlich Ranke's Verdienst.

Eine solche Wirkung auf das geistige Leben seiner Zeit auszuüben reichte natürlich Ranke's Methode allein nicht aus. Dieselbe entsprang der großartigen, immer weitere Schichten durchdringenden Anwendung derselben in der erstaunlich fruchtbaren Praxis seiner Geschichtschreibung. Infolge seines Erstlingswerkes, das ihn sofort zu einer leitenden Stellung erhob, 1825 an die berliner Universität berufen, hat Ranke dort gegen vierzig Jahre gelehrt — weniger durch seinen Vortrag, welcher, der äußern Mittel entbehrend, von springender Lebhaftigkeit und einer nur dem Vorgeschrittenen zugänglichen geistigen Vornehmheit, für den Durchschnitt der Hörer mehr des Befremdlichen als des Packenden hatte, als vielmehr durch die Meisterschaft, mit der er die strebsamsten Köpfe der jüngern Generation zur fruchtbaren Uebung der kritischen Methode an der Fülle des von allen Seiten zuströmenden Stoffes anleitete. So entstand die Ranke'sche Schule, die Trägerin der modernen historischen Wissenschaft: ihr gehören fast alle die Männer an, deren Namen als die unserer bedeutendsten Historiker weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus einen guten Klang haben, von denen bereits eine zweite, eine dritte Generation in Ranke'schem Geiste geschulter Historiker herstammt. Bei der Einheit der Methode bot doch das unendliche Gebiet der historischen Wissenschaft für die mannichfaltigsten individuellen Fähigkeiten und Neigungen die Möglichkeit zu reichster Erprobung dar. Und da zeigte sich nun Ranke's pädagogische Meisterschaft. Er ging nicht darauf aus, das Talent seiner Schüler nach einer bestimmten Schablone zu formiren; er hatte im Auge die möglichst kräftige Entfaltung jeder individuellen Kraft, die möglichste Befruchtung jedes individuellen Berufes, und so wurden in der wissenschaftlichen Zucht seiner Schule die künftigen Vertreter der verschiedenartigsten Richtungen gleichmäßig gefördert, Gelehrte und Staatsmänner, Conservative und Liberale, Aesthetiker und Romantiker, Katholiken und Protestanten u. s. w.: Ranke's Schule wurde die historische Schule Deutschlands.*) Welche Fülle wissenschaftlichen Verdienstes, welche Ruhmestitel deutscher Gelehrsamkeit stellen uns allein schon die Namen der ältesten Schüler Ranke's vor

*) Vgl. „Leopold von Ranke an seinem 90. Geburtstag", S. 17.

Augen! Georg Waitz, unermüdlich und bahnbrechend für alle Zeit in der Erforschung des Mittelalters, seines Rechtes und seiner Verfassung; Max Duncker, der das orientalische Alterthum dem modernen Denken so nahe zu rücken vermochte; Heinrich von Sybel, der die Legende von den Kreuzzügen zerstört und dann unter dem Beifall zweier Nationen der revolutionären sowol wie der Napoleonischen Legende die Axt an die Wurzel gelegt hat; Wilhelm von Giesebrecht, der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit.

Und nicht auf Deutschland blieb die Ranke'sche Schule beschränkt: theils nach ihr, theils in ihr sind die Männer gebildet, welche heute in Frankreich und in England die Geschichte wissenschaftlich erforschen. Nach Ranke's Methode arbeiten die besten Historiker des zu neuem geistigen Leben erwachten Italien, und die neugestiftete American Historical Association gab dem gleichen Verhältniß huldigend Ausdruck, indem sie dem neunzigjährigen Ranke durch ihren Vorsitzenden Georg Bancroft die Ehrenmitgliedschaft darbrachte. Unter dem Einfluß Ranke's und seiner Schule ist das Interesse an der Geschichte in ungeahnter Weise gesteigert, zu planmäßiger Thätigkeit geregelt und geschult worden. Das genossenschaftliche Princip hat dabei Anwendung gefunden. Von Ranke rührt in den Hauptpunkten der Arbeitsplan her, welchen die von König Maximilian II. von Baiern gestiftete Historische Commission bei der münchener Akademie der Wissenschaften in mehr als fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit zur Ehre deutscher Wissenschaft verwirklicht hat, jene großen Quellensammlungen der Städtechroniken, der Hansarecesse, der Reichstagsacten, der Weisthümer, die auf erschöpfende kritische Einzelforschung beruhende Darstellung unsers Mittelalters in den „Jahrbüchern der deutschen Geschichte", die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" und die „Allgemeine Deutsche Biographie". Und überall, wohin wir in Deutschland blicken, regt sich eine fröhlich wetteifernde Thätigkeit im Gebiet der historischen Forschung. Ein Netz von historischen Vereinen umspannt Deutschland und greift von den wiedergewonnenen Grenzmarken an den Vogesen bis hinüber in die baltischen Provinzen Rußlands, gleichmäßig bemüht und verdient um die Sammlung und Sichtung der historischen Quellen und die planmäßige Erforschung und Darstellung der Vorzeit nach Landes-, Provinzial- und Stadtgeschichten, und überall, wo man sich über flachen Dilettantismus erhebt, wird nach Ranke'scher Methode gearbeitet.

Woher kommt das? Wie hat der von dem jungen frankfurter Oberlehrer gegebene Impuls so erstaunlich weit und tief wirken können? Die Antwort gibt uns eine Betrachtung Ranke's als Geschichtschreiber, eine Würdigung dessen, was er aus dem nach seiner Methode bearbeiteten Quellenmaterial als Schriftsteller gestaltet, als Künstler geschaffen hat.

In der lateinischen Rede, welche er 1828 bei Uebernahme der ordentlichen Professur der Geschichte in Berlin über den Unterschied und die Verwandtschaft der Historie und der Politik*) gehalten hat, nennt Ranke mit einem schönen Wort die Geschichte „gleichsam einen Theil des göttlichen Wissens": sie sei, sagt er,

*) „Sämmtliche Werke", XXIV, 285 fg.

weniger auf die Sammlung und Aneinanderreihung der Thatsachen gerichtet als auf das Verständniß derselben, und er kommt weiterhin zu dem Satze, daß ein Verständniß der Vergangenheit unvollkommen bleibt ohne Bekanntschaft mit der Gegenwart, so gut wie die Gegenwart dem verschlossen bleibt, der die Vergangenheit nicht kennt. Diese Worte brachen den Bann der dem Leben fremden Abgeschlossenheit, in der die gelehrte Geschichtschreibung sich bisher gehalten und die sie um jeden belehrenden und leitenden Einfluß auf die Nation gebracht hatte. So erst erhält sie ihr Recht an der Gegenwart und erfüllt ihre Pflicht gegen dieselbe. Freilich folgt daraus nicht, daß es erlaubt sei, die für die Gegenwart maßgebenden Standpunkte auf die Vergangenheit anzuwenden. „Interessen der Gegenwart in die historische Arbeit hineintragen", sagt Ranke bezeichnenderweise gerade in der Vorrede zur „Englischen Geschichte"*), „beeinträchtigt gewöhnlich die Vollziehung derselben. Eine in diesem falschen Sinne der Gegenwart zugekehrte Geschichtschreibung würde der Unbefangenheit der Urtheile über Menschen und Dinge verlustig gehen, dessen, worin ihre so oft misdeutete Objectivität allein zu sehen ist." „Die Muse der Geschichte", sagt Ranke an derselben Stelle, „hat den weitesten geistigen Horizont und den vollen Muth ihrer Meinung: aber sie ist in der Bildung derselben durch und durch gewissenhaft und, man möchte sagen eifersüchtig." Vielmehr will jene dauernde Beziehung der Vergangenheit auf die Gegenwart, die Ranke forderte, nichts anderes sagen, als daß der Historiker sich allezeit der in der Entwickelung der Menschheit herrschenden Continuität bewußt sein und nicht wähnen soll, irgendwo sei diese Kette unterbrochen, irgendwo ein Ende, das nicht zugleich Anfang, oder ein Anfang, der nach rückwärts nicht zugleich Ende wäre. Dieser große Begriff von der Einheit aller historischen Entwickelung, von dem immanenten Fortleben des Gewesenen in seinen auf die Folgezeit gekommenen Ergebnissen führt mit logischer Nothwendigkeit zu der universalhistorischen Auffassung als derjenigen, welche dem Wesen der Geschichte und der Aufgabe der Geschichtschreibung allein völlig gerecht wird. Deshalb soll der Historiker auch bei der Beschäftigung mit einem Einzelnen, mit einem Zeitabschnitt, mit einem Volke, einer Person sich der von da aus vor- und rückwärtsweisenden welthistorischen Beziehungen bewußt bleiben: dann erst gelangt er zu vollem Verständniß. „Die Geschichte ist ihrem Wesen nach universell", sagt Ranke in jener Antrittsrede**), und in der Einleitung zur „Geschichte des preußischen Staates"***) sagt er: „Die historische Forschung richtet sich ihrer Natur nach auf das Einzelne, aber man wird zugestehen, daß sie ihren Zweck verfehlt, wenn sie darin befangen bleibt." Damit übt Ranke eine treffende Kritik und spricht eine Meinung aus, die leider nicht immer beachtet worden ist. Hat doch alle Wissenschaft die Neigung zur Specialisirung, zu einer ihre Einheit gefährdenden Theilung der Arbeit. Auch im Gebiet der Geschichtsforschung hat die begreifliche Freude an der sichern Handhabung der bis zu einer gewissen Vollkommenheit entwickelten Methode denjenigen,

*) „Sämmtliche Werke", Bd. XIV, Vorrede S. X.
**) Ebend., XXIV, 291.
***) Ebend., Vorrede S. XI.

der diese auf einen engbegrenzten Stoff von untergeordnetem Werth und ohne jene universalhistorischen Beziehungen anwandte, zu dem Glauben verleitet, er sei Historiker: als ob ein Arbeiter, der die Steine zuhaut, schon ein Baumeister wäre! Noch als er seine epochemachende Abhandlung „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" nach einem halben Jahrhundert wieder zum Abdruck brachte, mußte Ranke in dem beigefügten Schlußwort den Wunsch aussprechen: „Möge die Masse des Materials die allgemeine Anschauung nicht verhindern, sondern fördern; das Ideal ist immer, die historische Wahrheit der Welt zu vergegenwärtigen."

Dieser universellen Auffassung der Geschichte durch Ranke widerspricht es nun doch nur scheinbar, daß Ranke bis auf den Schluß seiner literarischen Laufbahn selbst nicht Universalgeschichte als solche geschrieben hat: seine Werke werden schon durch ihre Titel als Monographien charakterisirt. Das Entscheidende ist, daß Ranke allezeit in dem Besondern das Allgemeine erkannt und nachgewiesen hat, daß er auch die engbegrenzte historische Einzelheit begreift als ein Glied in der unendlichen Kette des historischen Werdens, als eine Welle gleichsam in dem Strome historischen Lebens, und so von ihr aus nach vorwärts sowol wie nach rückwärts einen weiten Ausblick eröffnet. Auch ist es wahrlich kein Zufall, wenn Ranke's Studien sich gleich zum Beginn gerade der Zeit zuwandten, in welcher die Wurzeln des modernen Lebens überhaupt liegen, in deren Betrachtung daher auch dieser Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit besonders erkennbar und lehrreich ist: dem Zeitalter der Reformation, dem 16. und 17. Jahrhundert. Mit dem glücklichen Takt des Genius hatte Ranke bereits in seinem Erstlingswerk dieses Gebiet für seine Studien erwählt. Auch in den Einzelheiten offenbart sich gleich dieser universalhistorische Zug, z. B. schon in der Auffassung der germanischen und der romanischen Völker als zusammengehörig, als die sich in ihrer Entwickelung gegenseitig bedingenden Theile eines Ganzen. Denselben welthistorischen Dualismus fand Ranke, als er die „Geschichte der Päpste" bis auf die neueste Zeit fortführte, in dem zeitlichen Zusammenfallen des Sieges der deutschen Waffen über das zweite Kaiserthum mit dem Siege des die deutsche Sache mit verfechtenden nationalen italienischen Königthums über die weltliche Herrschaft des Papstthums: einem Zusammentreffen, in dem er als überzeugter Protestant die göttliche Entscheiduog sehen möchte gegen die Anmaßung des Papstthums, der einzige Interpret des Glaubens und der göttlichen Geheimnisse auf Erden zu sein.*) Epigrammatischer noch und dabei derber hat Ranke dem gleichen universalhistorischen Gedanken Ausdruck gegeben, als er im Herbst 1870 in Wien bei zufälligem Zusammentreffen mit Thiers, der in freiwilliger diplomatischer Mission von Hof zu Hof eilte, um eine Intervention zu Gunsten Frankreichs zu erbitten, auf dessen verzweifelte Frage, gegen wen wir denn nach Sedan eigentlich noch Krieg führten, die lakonische Antwort gab: „Gegen Ludwig XIV." Hat Ranke doch ferner in der „Geschichte der Päpste" den universalhistorisch reichsten und bedeutendsten Stoff behandelt, der sich der modernen Betrachtung überhaupt darbietet.

---

*) „Sämmtliche Werke", XXXIX, 207.

In dieser universellen Richtung offenbart sich das Wesen der historiographischen Thätigkeit Ranke's; aus ihr erklären sich ihre erstaunliche Energie und ihre Erfolge. Auch günstige äußere Umstände haben dabei mitgewirkt, nicht zuletzt der, daß Ranke in den von ihm für die Wissenschaft eigentlich erst entdeckten Berichten der Gesandten und diplomatischen Agenten, namentlich, wie bekannt, der Relationen der venetianischen Botschaft eine überreich fließende Quelle erschloß, die eine bis in das kleinste belebte Anschauung der Vergangenheit ermöglichte und besonders die persönlichen Momente zuerst recht zur Geltung kommen ließ. Das hat auf die historische Auffassung und mehr noch auf die Darstellung Ranke's einen unverkennbaren Einfluß geübt: bei aller sachlichen Objectivität sind beide doch in hohem Grade subjectiv. Und eben darin liegt zum guten Theil ihr Reiz.

Dieses subjective Moment gibt zusammen mit der universalhistorischen Tendenz der Geschichtschreibung Ranke's ihr charakteristisches, ihr classisches Gepräge. Ranke selbst kehrt beides mehrfach hervor. „Die Absicht eines Historikers", sagt er in der Vorrede seines Erstlingswerkes, „hängt von seiner Ansicht ab." Dieselbe Antithese kehrt mehrfach bei ihm wieder. Jene classischen Einleitungen, die er seinen Geschichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert voranschickt, um in großen, genial hingeworfenen Zügen Verlauf und Ergebniß der bisherigen Entwickelung festzustellen, bezeichnet er wol als „Ansicht der frühern deutschen Geschichte" u. s. w.; er schrieb eine „Ansicht des Siebenjährigen Krieges"; er bemerkt, seinem natürlichen Standpunkte gemäß richte der Historiker seine Absicht auf diejenige Epoche, die für die Entwickelung der Menschheit von der eingreifendsten Wichtigkeit wurde*), und in der Einleitung zur „Französischen Geschichte" sagt er: „Ich denke, auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe anbahnen."

Welches war denn nun Ranke's Absicht als Geschichtschreiber?

Wer sich der untrennbaren Zusammengehörigkeit von Vergangenheit und Gegenwart für ein volles Verständniß der geschichtlichen Entwickelung so stark bewußt ist, dem werden sich auch mit der fortschreitenden Klärung und Entfaltung der Zeitgeschichte neue, fruchtbarere, höhere Gesichtspunkte für die Betrachtung der Vergangenheit ergeben. Das ist bei Ranke in hervorragender Weise der Fall gewesen. Je länger, je mehr ist er dadurch ein Mitarbeiter geworden an der Erziehung seiner sich sammelnden und erhebenden Nation, indem er dieselbe ihre Vergangenheit kennen und damit die historischen Bedingungen ihrer Stellung in der europäischen Völkerfamilie verstehen lehrte. Die Grundlage unsers nationalen Lebens, die deutsche Reformation, ist doch eigentlich durch Ranke entdeckt und in ihr Recht eingesetzt worden; erst aus Ranke's Hand empfingen wir unsern Luther als das, was er war. In der Geschichte Englands und Frankreichs hat Ranke den welthistorischen Hintergrund weiter ausgeführt, von welchem die Entwickelung Deutschlands sich abhebt. In der „Geschichte der Päpste", dasjenige von seinen Werken, das rücksichtlich der künstlerischen Gestaltung eines bisher so gut wie ungekannten Stoffes wol am höchsten steht, schildert er das Unterliegen des Papst-

*) „Sämmtliche Werke", Bd. XIV, Vorrede S. VI.

thums gegen die deutsche Reformation und dann seine Wiedererhebung im Zeitalter der Gegenreformation; er erzählt deren traurige Geschichte in Deutschland im ganzen Umfange und mit dem Gefühl dessen, was wir dabei verloren haben. Ergänzend hat er später die Geschichte der unerquicklichen Zeit vom Religionsfrieden bis zu dem großen Kriege geschildert; in Wallenstein hat er uns den einzigen großen Staatsmann gezeichnet, den Deutschland damals hervorgebracht, der aber mit seinen heilsamen Entwürfen in dem Widerstreite dunkler Mächte schuldig wurde und untergehen mußte.

Aber auch ein starker politischer Zug ist Ranke's Geschichtschreibung eigen. An der Tagespolitik hat derselbe freilich niemals thätig Antheil genommen. Seiner contemplativen, sinnigen Natur, die auf die ruhige Ausreifung des sich gestaltenden Gedankens ausging und demselben eine psychologisch vertiefte, classische Form zu geben suchte, versagte sich den Ansprüchen eines in dieser Art handelnden Lebens. Die Lust dazu war ihm vollends genommen durch die Erfahrungen, die er 1832—36 als Herausgeber der „Historisch-politischen Zeitschrift" gemacht hatte. Man hat Ranke deshalb getadelt und als einen entschiedenen Gegner der Richtung bezeichnet, welche in den vierziger Jahren in Preußen und Deutschland immer entschiedener zur Geltung kam. Sympathisch war dieselbe dem vorsichtig zurückhaltenden Wesen Ranke's freilich nicht. Völlig klare Einsicht in Ursprung und Ziel der historischen Bewegung erstrebte er: schon deshalb war ihm eine so unklare gärende Zeit unbehaglich, wo die Gesetze der historischen Entwickelung dem Zufall, der Laune und der Willkür zu weichen schienen. Aber niemals hat er die ernste Muse der Geschichte in den Dienst der Partei gestellt. Nicht ganz freiwillig schrieb Ranke eben damals seine „Neun Bücher preußischer Geschichte": er gab dem Andringen seines königlichen Gönners nach und erfüllte eine Pflicht, welche ihm die Ernennung zum Historiographen des preußischen Staates auferlegt hatte. Daß freilich seine Auffassung der preußischen Geschichte vielfach Widerspruch fand, ist um so begreiflicher, als eben die Momente, welche derselben ein so außerordentliches Interesse verliehen, indem sie auf den deutschen Beruf der Hohenzollern hinwiesen, damals nicht stark betont werden konnten. Das Werk hat später eine Erneuerung von Grund aus erfahren, in der „Genesis des preußischen Staates". Wie ganz anders wird da, wo die historische Auffassung durch die Jahre 1866 und 1870/71 einen festen Boden gewonnen hatte, Ursprung und Wachsthum des Hohenzollernstaates geschildert! Jetzt, wo der Abschluß einer früher nur theilweise vorliegenden Entwickelung erreicht ist, erscheint auch Ranke nunmehr in ganz anderm Lichte. Seine spätern Arbeiten über die Geschichte Preußens und die Beziehungen desselben zu Oesterreich im 18. Jahrhundert, die Darstellung, die er im Anschluß an die Hardenberg'schen Memoiren von einer für Preußen besonders kritischen Zeit entwarf, gehören ebenfalls hierher. Sie alle geben ungesucht die wissenschaftliche Begründung des historischen Rechtes von Preußen auf die Stellung, die es eingenommen hat.

Aber auch auf diesem historisch-politischen Gebiet macht sich die Universalität Ranke's geltend. Auch hier richtet er seinen Blick von dem Einzelnen auf das Allgemeine, von dem Theil auf das Ganze und findet, mit überraschend feinem

Verständniß für den stillen Zug der Geschichte, die Punkte, in denen die großen Probleme der Zukunft entspringen. Es dürfte in weitern Kreisen heute kaum bekannt sein, daß Ranke in seinem Buch „Die Osmanen und die spanische Monarchie" nicht blos den welthistorischen Gegensatz der spanischen und der türkischen Macht mit unvergleichlicher Kraft veranschaulicht*), sondern überhaupt zuerst in Deutschland von der Natur, der Entstehung und den Sitten des Osmanischen Reiches ein klares und zuverlässiges Bild gegeben hat. Ranke zuerst hat die orientalische Frage, welche die Welt schon so lange beunruhigt hat, historisch festgelegt, in einer Weise, deren Genialität im Hinblick auf die später eingetretenen Wandlungen wahrhaft überraschend wirkt. Hierher gehört die so hochinteressante Schrift über die „Serbische Revolution", die an der Hand unmittelbarer populärer Ueberlieferung ein lebendiges Bild von der Erhebung der Serben gegen die türkische Herrschaft entwarf mit einer unvergleichlichen Kunst der naiven historischen Erzählung.

Die Aufgabe, welche er dereinst in seiner akademischen Antrittsrede der Geschichte gestellt hatte, das Wesen des Staates aus der Reihe der frühern Begebenheiten darzuthun und zum Verständniß zu bringen, hätte sie wol vollkommener, wissenschaftlich anregender und politisch fruchtbarer gelöst werden können? So viel höher sein Standpunkt, so viel tiefer und umfassender seine Einsicht geworden: die eigentliche Quelle für Ranke's Erfolge als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber lag doch immer noch darin, daß er zeigte, wie die Dinge eigentlich waren, in der auf die Wirklichkeit gerichteten, realistischen Art des geistigen Sehens und des Berichterstattens, welche alle Nebenabsichten, alle philosophischen Speculationen, alle voreiligen Verallgemeinerungen, alle moralisirenden Excurse vermeidet und durch die Unmittelbarkeit der in ihrer Wahrheit vor Augen gestellten Thatsachen die in der Geschichte sich offenbarenden Ideen, die in ihr waltenden Gesetze und die durch sie bestätigten Sittengebote um so nachdrücklicher zur Geltung bringt. Die lebendigen Kräfte, deren Kampf den Inhalt der Geschichte ausmacht, werden von ihm in ihrer einfachen Größe erkannt und in ihren Wirkungen zur Anschauung gebracht. „Auch in der Geschichte", sagt Ranke**), „bekämpfen und durchdringen sich Freiheit und Nothwendigkeit: die Freiheit erscheint mehr in den Persönlichkeiten, die Nothwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens." In immer wechselnden Formen erneut sich dieser Gegensatz in den verschiedenen Weltaltern. Seine Ueberwindung durch eine ihn aufhebende Ausgleichung ist gewissermaßen die Formel, in der sich die Geschichte immer vollzogen hat und immer vollziehen wird. Insbesondere besteht das Leben von Europa in der Energie der großen Gegensätze***), und jede großartige, historisch bedeutende Thätigkeit erwächst in dem Mitgefühl mit den allgemeinen Gegensätzen, welche die Welt immer entzweien; sie entfaltet sich inmitten des Kampfes der vorherrschenden Gewalten.†) Auch hier

*) Vgl. Wegele, a. a. O., S. 1046.

**) Vgl. „Historisch-biographische Studien", in „Sämmtliche Werke", Bd. XL, Vorrede.

***) Ebend., XXXIII, 323.

†) Ebend., XL, 10.

kehrt die psychologische Richtung der Ranke'schen Geschichtschreibung wieder. Gerade so wie er die Berichterstatter, aus deren Schriften er schöpft, individualisirt, sie sich nach ihrer geistigen Eigenart vergegenwärtigt, um zu wissen, wie sie gesehen und geurtheilt haben, um durch Ausscheidung der so gewonnenen subjectiven Momente die ihrem Bericht zu Grunde liegenden Ereignisse in ihrer objectiven Gestalt zu gewinnen: so faßt er auch die historischen Persönlichkeiten auf einmal in Rücksicht auf das, was sie bei ihrer Individualität, ihren Geistes- und Herzenseigenschaften aus den ihre Zeit bewegenden Gegensätzen an Anregung empfingen, und dann in Rücksicht auf das, was sie infolge dessen wiederum vermöge ihrer Individualität unter dem Einfluß der Zeitgenossenschaft an Einwirkung auf die sich gestaltende Entwickelung von sich haben ausgehen lassen. In der Aufdeckung dieser Beziehungen zwischen der historischen Persönlichkeit und ihrer Zeit und in der Schilderung ihres durch die Zeit bedingten Einflusses auf ihre Zeit liegt die besondere Stärke und Feinheit der Ranke'schen historischen Kunst. Nach mancher Meinung wäre darin zuweilen sogar des Guten zu viel gethan. Andere haben die Stetigkeit des Urtheils, die unverbrüchliche Durchführung desselben moralischen Maßstabes vermißt. Von dem ethischen Pathos eines Niebuhr, dem polternden Schelten des braven Schlosser, dem kleinlichen Meistern des nergelnden Gervinus findet sich bei Ranke freilich nichts: sowenig wie er die Vergangenheit richten will, sowenig glaubt er berufen zu sein, die großen Persönlichkeiten der Geschichte zu censiren; auch ihnen gegenüber ist sein Zweck nur zu zeigen, wie sie eigentlich gewesen sind, ihre Handlungsweise zu begreifen und begreiflich zu machen als das Ergebniß ihrer Individualität und der sie umgebenden Zeitverhältnisse und der Art, wie sich beide in dem Kampf zwischen Freiheit und Nothwendigkeit miteinander abzufinden hatten. So wird jeder Zeit und in derselben jeder Individualität ihr Recht, so lernt man — was mehr werth ist als sittenrichterliches Loben oder Tadeln — die Menschen der Vorzeit in ihren Handlungen verstehen und nach ihren Motiven begreifen. Damit aber fällt der vornehmste Anlaß zu moralisirenden Rückblicken fort. Denn „genaue Kenntniß", sagt Ranke mit Recht, „stellt die Menschen immer menschlicher dar; sie zeigt erst, inwiefern ein Fehler möglich und mithin verzeihlich sei."*) Dieses Verfahren bewahrt den Historiker ebenso sehr vor leichtfertigem Optimismus wie vor verzagendem Pessimismus. „Die Geschichte belehrt uns", sagt Ranke, „daß jedem Zeitalter seine eigene Fehlerhaftigkeit anhaftet und seine eigenthümliche Fähigkeit zur Tugend beiwohnt, sodaß wir weder zur Verzweiflung noch zum Stolz und Uebermuth Grund haben."**)

Ueber ein halbes Jahrhundert hat Ranke so die Geschichte erforscht und Geschichte geschrieben. Heimisch in der Literatur des classischen Alterthums, hat er in einer Anzahl bahnbrechender Einzeluntersuchungen über wichtige Probleme als Lehrer, als Urheber und geistiger Leiter großartiger Sammelwerke die Geschichte des Mittelalters auf neuen Grundlagen zu erbauen begonnen; vom Ende des 15. Jahrhunderts aber bis zur Mitte des unsern gibt es keine bedeutendere Periode,

*) „Zur Kritik u. s. w.", in „Sämmtliche Werke", XXXIV, 146.
**) Ebend., XXIV, 292.

kein Land, kein Volk, deren historische Kenntniß ihm nicht wesentliche Förderung verdankte. Dem Zuge zur Universalität, der ihm von Anfang in so hohem Grade innewohnte, ist ein wunderbar langes Leben mit einer bis zuletzt ungebrochenen Arbeitskraft zu Hülfe gekommen. Man begreift es, wenn Ranke seine unendlich fruchtbare literarische Laufbahn mit einer Weltgeschichte beschließen wollte, welche die Summe ziehen sollte seiner historischen Erkenntniß. Er hat damit einen Gedanken ausgeführt, den er schon in der Vorrede zu seinem Erstlingswerk berührt hatte. „Es wäre vielleicht überhaupt", sagte er da, „eine Aufgabe, die Generationen nacheinander aufzuführen, wie sie auf dem Schauplatz der Weltgeschichte zusammengehören und sich voneinander sondern. Man müßte einer jeden von ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; man würde eine Reihe der glänzendsten Gestalten darstellen können, die jedesmal untereinander die engsten Beziehungen haben und in deren Gegensätzen die Weltentwickelung weiter fortschritt.*) Angesichts des Abschnittes, welchen die Ereignisse des Jahres 1870/71 in der Entwickelung der Welt bezeichnen, schien ihm der Zeitpunkt zur Ausführung dieses großen Gedankens gekommen. „In jenen Ereignissen", sagt er in dem mehrerwähnten Rückblick auf sein Leben**), „läßt sich vor allem eine Niederlage der revolutionären Kräfte erkennen, welche die regelmäßige Fortentwickelung der Weltgeschichte unmöglich machen. Hätten diese den Platz behauptet, so würde von einer Fortbildung der historischen Kräfte, selbst von einer unparteiischen Anschauung derselben nicht die Rede gewesen, eine Weltgeschichte im objectiven Sinne unmöglich geworden sein. Ich würde nicht daran gedacht haben, eine Weltgeschichte zu verfassen, wenn nicht für mich im allgemeinen das Problem der beiden großen Weltgewalten nach langen Kämpfen und Abwandlungen wäre entschieden gewesen, sodaß es einen unparteiischen Rückblick auf die frühern Jahrhunderte gestattete."

Von dieser Weltgeschichte, welche den allmählichen Erwerb des Besitzes verfolgen will, den die Menschheit in dem materiellen und gesellschaftlichen Fortschritt, namentlich aber in der religiösen Entwickelung und nicht minder der Kunst und der Wissenschaft sich angeeignet hat und der von einer Generation der andern zur Vermehrung überliefert wird, liegen, während der letzten sechs Jahre entstanden, sechs Bände vor; ein siebenter, bis zum Ausgang Kaiser Heinrich's V. reichend, soll druckfertig hinterlassen sein: ein Werk, einzig in seiner Art, dem die Literatur keines Volkes etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat, trotz der Schwäche einzelner Partien, wo nur die Forschungen anderer reproducirt werden, bewunderungswürdig durch die Größe und Unwiderstehlichkeit des darin herrschenden kühnen Ideenzuges, durch die Tiefe des Einblicks in den Gang der Weltentwickelung und durch die Klarheit in Nachweis und Auseinanderlegung der darin schaffenden Kraft. In ihm hat Ranke sich selbst und uns und mit uns der Menschheit gewährt, was er in jungen Jahren als das höchste Ideal der Historiographie bezeichnet hatte. „Was kann es wol", so hatte er in seiner akademischen Antrittsrede gesagt, „Angenehmeres und dem menschlichen Verstande Willkommeneres

*) „Sämmtliche Werke", XXXIII, 323.

**) Vgl. „Leopold von Ranke an seinem 90. Geburtstage", S. 29.

geben, als den Kern und das tiefste Geheimniß der Begebenheiten in sich aufzunehmen und bei einem oder dem andern Volk zu beobachten, wie die menschlichen Dinge gegründet werden, Kraft gewinnen, wachsen und gedeihen. Und wie dann, wenn man allmählich dahin kommt, daß man entweder mit gerechtem Selbstvertrauen ahnen oder vermittels der schon geübten Schärfe der Augen vollständig erkennen kann, wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt, was es erstrebt, was es erworben und wirklich erlangt hat. Denn das ist gleichsam ein Theil des göttlichen Wissens."

Ranke hatte sich diese Schärfe der Augen erworben, er durfte in gerechtem Selbstvertrauen die letzten Räthsel der Weltentwickelung ahnend zu durchdringen hoffen: so ist er ein Verkündiger dieses göttlichen Wissens geworden und wird als solcher unvergänglich fortleben, bei uns und allen Generationen, bei seinem Volke wie in dem Gedächtniß der Menschheit.

Verirrt.

Novelle

von

Benvenuto Sartorius.

(Schluß.)

IV.

Anna.

Es war noch sehr früh am Morgen, als Bruneck nach einem stärkenden, traumlosen Schlaf die Augen aufschlug; aber das Geklapper der Mühle sowie der aus den Ställen und den Wirthschaftsräumen heraufklingende Lärm zeigten ihm, daß die Bewohner der Mühle bereits in voller Tagesarbeit begriffen waren. Sich behaglich in dem dicken Federbett dehnend, ließ er seine Augen langsam durch den Raum gleiten, der ihn umgab. Der alte Stadlmüller hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Sohne des Jugendfreundes das beste Zimmer einzuräumen; und wahrlich, er hätte seiner Anhänglichkeit an dessen Familie keinen beredtern Ausdruck verleihen können, denn jeder Gegenstand in diesem Raum zeugte von der Pietät des jetzigen Besitzers für die, welche vor ihm hier gelebt.

Auf der hochbeinigen Kommode aus fremdländischem Holz, die der Stolz von Bruneck's Urgroßmutter gewesen, stand noch immer die alterthümliche, von vier dünnen Säulen getragene „Heilige Geistuhr", wie dieselbe in der Familie genannt wurde; denn der Perpendikel flog in der Gestalt einer vergoldeten Taube aus dem Gehäuse heraus dem Beschauer entgegen, und so oft die Uhr zwölf schlug, ertönte ein Glockenspiel: „Komm, heil'ger Geist, Herr Gott." An den Wänden hingen in unscheinbaren braunen Holzrahmen die wohlbekannten alten Kupferstiche, Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend, und ein geschnitzter, vom Alter gebräunter Christus hing über dem Kopfende des hochlehnigen Bettes.

Bruneck kleidete sich langsam an und öffnete dann die nach der offenen Galerie führende Thür. Mit vollen Zügen athmete er die frische Bergluft ein, die ihn umwehte. Ein Gefühl stillen Glückes, wunschloser Zufriedenheit zog in seine Brust ein. Zum ersten mal in seinem Leben überkam ihn das Bewußtsein, daß er eine Heimat habe, daß der Boden, auf dem er stehe, mit dem Leben seiner Aeltern und Vorältern innig verknüpft sei. Es war ihm, als klänge es aus dem

Rauschen der Wogen, aus dem Getöse des Mühlwerkes, als riefen es ihm die altersgrauen ernsten Felswände grüßend zu: „Daheim!“ Und leise bewegten sich auch seine Lippen und sprachen das beseligende Wort aus, das so fremdartig klang in diesem Munde: „Daheim!“

In dem Gemüsegarten, der sich von der Mühle aus eine Strecke weit am Flüßchen hinzog, kniete die Müllerstochter und jätete. Sie trug dieselbe Werkeltagskleidung wie tags zuvor, doch die Füße steckten in bunten Zwickelstrümpfen, und das große schwarzseidene Tuch, welches nach Landessitte das Gesicht bis an die Haarwurzeln fest umschließt und am Hinterkopfe in einen großen Knoten geschlungen wird, war etwas weiter aus der Stirn geschoben und ließ einen Streifen lockiges, dunkles Haar sehen. Sie blickte öfters von ihrer Arbeit auf, um einen prüfenden Blick nach den Fenstern des Oberstübchens zu werfen; denn der Vater hatte sie streng ermahnt, den Gast ja nicht aufs Frühstück warten zu lassen.

„Grüß' Gott, Fräulein Anna“, schlug jetzt die Stimme desselben an ihr Ohr, „schon so fleißig bei der Arbeit?“

Das junge Mädchen erwiderte, sich aufrichtend, den Gruß. „Wenn's dem Herrn recht ist“, rief sie hinauf, „werde ich den Kaffee auf den Steintisch vor dem Hause bringen. Bei dem schönen Wetter schmeckt's im Freien besser als in der Stube.“

Der Gefragte gab bereitwillig seine Zustimmung, und wenige Minuten später saß er auf der alten Steinbank vor dem verwitterten runden Tisch. Anna stellte das Kaffeegeschirr aus geblümtem Porzellan vor ihn hin. „Das hat Ihr Vater selig“, sagte sie, „meinen Aeltern zur Hochzeit geschenkt. Seit der Mutter Tode ist es nicht mehr benutzt worden und hat unter andern Andenken im Glaskasten drinnen in der Wohnstube gestanden; aber der Vater hat mir extra aug'schafft, daß ich Ihnen heut den Kaffee drin bringen soll.“

Brueck dankte gerührt für diese neue Aufmerksamkeit. . . . „Ist Ihre Mutter schon lange todt?“ fragte er, auf ihre Worte zurückkommend.

„O ja, schon weit über sechs Jahre. Seit meinem vierzehnten Jahre führe ich dem Vater die Wirthschaft. Es war gar schwer damals, mich da einzuarbeiten, und ich hab' die Schulbücher alle in den Winkel werfen müssen, um nur in Stall und Küche fertig zu werden. Erst in den letzten Jahren hab' ich sie manchmal in der Winterszeit, wenn es weniger zu thun gibt, wieder vorgesucht und das Gelernte ein bisserl aufgefrischt; aber ich hab' da recht deutlich gesehen, wie schnell sich das vergißt, was man so schwer gelernt hat.“

„Haben Sie in L. die Schule besucht?“ wandte Brueck hier ein.

Das Mädchen lachte. „Ach Gott bewahre, wo denken Sie hin! Der Vater sollte sein Kind in die Stadt thun zum Lernen! Lieber, glaube ich, hätte er mich aufwachsen lassen ohne Schule und Kirche, wie das liebe Vieh, so verhaßt ist ihm alles städtische Wesen. Werden Sie mir's glauben, daß ich noch nicht ein einzigesmal nach L. gekommen bin? Ja, daß ich gar nicht einmal weiß, wie eine Eisenbahn aussieht, die doch jedes Bauerkind aus der Umgegend gesehen hat!“

Brueck blickte erstaunt auf. Es klang ihm, dem in der Großstadt aufgewachsenen Manne, wie etwas Unmögliches, was ihm da soeben mit ruhigen Worten

gesagt ward. Lächelnd begegneten die großen dunkeln Augen des Mädchens seinen neugierigen Blicken.

„Gelten S', Herr", fuhr sie fort, ihm gegenüber am Tisch Platz nehmend, „das hätten Sie nicht für möglich gehalten? So nachgiebig der Vater sonst mir gegenüber ist, in dem einen Stück hat er seinen eigenen Kopf und da darf ihm niemand einreden. Dieser Widerwille des Vaters gegen alles, was mit der Stadt zusammenhängt, hat mir schon manche schwere Stunde bereitet. Wenn ich den Fremden, die manchmal bei uns einkehren, zuhöre, wie viel Schönes und Sehenswerthes es in der Stadt gibt, da erfaßt mich eine fast unbezwingbare Sehnsucht, einmal hinauszukommen aus unserm stillen Bergland und alles das, was ich nur vom Hörensagen kenne, mit eigenen Augen zu sehen; besonders ins Theater möcht' ich für mein Leben gern einmal gehen, um die schönen Stücke von Schiller und Goethe leibhaftig vor mir zu sehen, die ich bisher nur in den Büchern gelesen. Ja nicht einmal alle! Denn Hochwürden, der Herr Pater Eusebius, meinten immer, in den meisten sei viel schlechtes, unmoralisches Zeug enthalten, wovor eine ehrbare Jungfrau Augen und Ohren schließen müßte, wie vor Teufelswerk, und der Vater stimmte ihm bei."

„Nun und Sie? Sind Sie auch dieser Meinung?" fragte Bruneck belustigt.

Die Gefragte schüttelte ernst den Kopf. „O nein", entgegnete sie bestimmt. „Ich mein' immer, wer so Herrliches ersinnen konnte, wie den «Tell» oder die «Iphigenie», der kann nichts Niedriges und Schlechtes schreiben, und wer das behauptet, der ist selbst eine niedrige Natur, die in allem etwas Gemeines herausfinden will. . . . Halten Sie mich nicht für eine, die leichtsinnig ein schnellfertiges Urtheil gegen die bewährte Ansicht erfahrener Männer ausspricht", fuhr sie eifrig fort, da sie das unverhohlene Erstaunen wahrnahm, welches bei ihren Worten in dem Antlitz des Mannes zu lesen war. „Ich habe meinen Glauben bestätigt gefunden, als mir im vorigen Winter unser Altknecht, der Franz, auf meine Bitte ein Bändchen Shakspeare'scher Dramen aus L. mitbrachte: ein Dichter, dessen ketzerische Schriften zu lesen in der Klosterschule ganz verpönt war; und je mehr ich las, um so gewaltiger und herrlicher offenbarten sich mir die Gedanken des großen Dichters, die Gestalten in seinen Werken waren für mich wie lebende Wesen, mit denen ich alles durchlebte, Lust und Weh, Hoffnung und Todesangst der Verzweiflung. Als ich das Buch zu Ende gelesen, war mir, als wolle mir die Brust zerspringen, wochenlang ging ich umher wie im Traum."

Die dunkeln Augen der Sprechenden schimmerten feucht und ihre Wangen brannten vor Erregung. Bewundernd hingen die Blicke des Mannes an dem schönen ihm zugekehrten Mädchenantlitz. Er hatte die Müllerstochter am vorhergehenden Tage kaum beachtet, es war ihm nicht in den Sinn gekommen, sich überhaupt die Frage vorzulegen, ob sie hübsch sei oder nicht. Bei der flüchtigen Musterung ihrer Persönlichkeit hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß er es mit einem Landmädchen gewöhnlichen Schlages zu thun habe, deren Horizont über Lesen, Schreiben mit mangelhafter Orthographie und die vier Species nicht hinausgehe, und nun sah er unerwartet ein junges Menschenkind, erfüllt von Wissensdrang und Sehnsucht nach allem Schönen und Edeln, eine hochgewachsene Jung-

frau, deren Antlitz, kühn und energisch geschnitten und von der Sonne dunkel gebräunt, doch alle Regungen der Seele widerspiegelte. Ein warmes Interesse, mehr über das Leben des seltsamen Naturkindes zu hören, erfüllte ihn.

„Sie sind in der Klosterschule erzogen?" nahm er, an die Erzählung des Mädchens anknüpfend, das Gespräch wieder auf. „Ich wußte nicht, daß die hochwürdigen Herren des Benedictinerklosters auch eine Erziehungsanstalt haben."

„Es ist auch eigentlich keine derartige Anstalt", erwiderte sie. „Nur die Kinder der vom Kloster angestellten Beamten werden von den geistlichen Herren unterrichtet, und da mich der Vater nicht in die Stadt geben wollte, that er mich für ein paar Jahr zu einer Verwandten, die beim hochwürdigsten Herrn Prälaten die Wirthschaft führt, und da hab' ich mit am Unterricht theilgenommen."

„Hatten Sie viele Lehrer, oder unterrichtete ein Pater in allen Fächern?"

„Nur zwei von den geistlichen Herren gaben sich damit ab. Der alte Pater Hugo lehrte uns Religion und die Geschichte der Heiligen; alles andere der Pater Eusebius."

„Sie sagen: der alte Pater Hugo", bemerkte Bruneck, „ist Pater Eusebius noch ein junger Mann?"

Die Gefragte sann einen Augenblick nach. „Nun ja", meinte sie endlich zögernd, „wie man's halt nimmt. Er wird so gegen die vierzig sein."

„So gegen vierzig Jahr", wiederholte Bruneck ironisch seufzend, „ja da hat's wol freilich mit der Jugend nicht mehr viel auf sich! Nicht wahr, Fräulein Anna?"

„Ach was fallt Ihna ein! Werden S' doch nit am Ende gar das Annerl Fräulein tituliren?" ließ sich hinter ihnen die Stimme des Stadlmüllers vernehmen. Der alte Mann war vor wenigen Minuten auf der Schwelle der Hausthür erschienen und hatte die letzten Worte gehört.

Anna war beim Erblicken des Vaters aufgesprungen und eilte, die unterbrochene Gartenarbeit wieder vorzunehmen. Der Alte sah ihr schmunzelnd nach:

„'S is a Prachtmädl, gelten S', Herr", meinte er dann, nachdem er seinem Gast einen Guten Morgen gewünscht, „und Verstand hat sie, mehr als wie die beiden hochwürdigen Herren z'samm, bei denen sie g'lernt hat."

Der Alte nahm den durch Anna's Weggang frei gewordenen Sitz ein. „I denk', es wird Ihna an nix g'fehlt haben", meinte er, prüfend das geleerte Geschirr musternd, „die Anna is an ordentliche Wirthin und wenn man ihr amol was anschafft, kann ma sich drauf verlassen, daß 's g'schieht. Darin is sie grad so wie der Franzl. Dös is a Schwestersohn von mir und seit a por Jahrln in der Stadlmühl' Oberknecht; dös is ah so a zuverlässiger un verständiger Bua, daß einem völli 's Herz aufgeht, wenn man ihm bei der Arbeit zuschaut. Na i denk, die beiden wer'n amol a schön's Paar abgeb'n, und wenn i d' Augen g'schloss'n hab', auf der Stadlmühl' weiter schaffen, so Gott will."

Noch vor wenigen Stunden würde Bruneck dem Project des Müllers seinen vollen Beifall gezollt haben: der Müllerknecht heirathet die Müllerstochter . . ., das ist eigentlich so selbstverständlich, daß es sich gar nicht verlohnt, darüber noch ein Wort zu reden; und der Erwählte sollte, den Worten des zukünftigen

Schwiegervaters nach, ein vortrefflicher, zuverlässiger Mensch sein, also voraussichtlich das Glück des ihm angetrauten Weibes ... merkwürdig, jetzt dünkte Bruneck die geplante Heirath wie ein Verbrechen an der Seele des Mädchens, die sich ihm ebenso rückhaltslos enthüllt. Vorhin bei ihren Worten hatte ihn der Gedanke durchzuckt, daß es in seine Hand gegeben sei, den Wissensdurst dieses jungen Wesens zu befriedigen, wenn er die Zeit seines Aufenthalts in der Stadlmühle, deren Dauer zu bestimmen ja ganz in seiner Hand lag, dazu benutzte, die in der Jugend erworbenen Kenntnisse lehrend zu verwerthen und nebenbei den Alten für den schnell in seiner Seele gereiften Plan zu gewinnen, die Tochter für den nächsten Winter seiner Mutter zuzusenden. Er war überzeugt, daß der Stadlmüller, trotz seiner Antipathie gegen alles Städtische, doch seine Einwilligung nicht versagen werde, wenn die Mutter selbst an den Freund des verstorbenen Gatten die Bitte richtete, ihr das Kind, das nach ihr seinen Namen erhalten, für kurze Zeit anzuvertrauen.

Jetzt, bei den so bestimmt ausgesprochenen Zukunftsplänen des Alten, schien ihm der Erfolg zweifelhafter; nichtsdestoweniger aber war er fest entschlossen, den Versuch zu wagen, damit die schöne Anna einen Blick in die weite große Gotteswelt thue, frei die Schwingen ihrer Seele entfalten könne und nicht mit verbundenen Augen ihr Geschick an das eines in geistiger Beziehung vermuthlich tief unter ihr stehenden Mannes knüpfe.

V.

Pater Eusebius.

„Ich sehe jetzt, daß ich meinen Beruf verfehlt habe", schrieb Bruneck einige Wochen später an seine Mutter, „als ich, nach beendigtem Studium der humanistischen Wissenschaften, mich ohne langes Bedenken der Journalistik in die Arme warf, um meinen Ansichten im Volke Anhang zu verschaffen. Ich hätte das mir vorschwebende Ziel auch auf einem andern Wege erreichen können und vielleicht besser und vollständiger als mit der Feder, ich hätte Lehrer werden sollen. Das Volk, für welches wir Journalisten schreiben, hat sich zum größten Theil seine Ansichten bereits gebildet und beharrt darauf, selbst wenn man ihm klar beweist, daß sie irrig sind, mit einem störrischen, schwer besiegbaren Eigensinn, sodaß wir oft entmuthigt die Feder sinken lassen, selbst an der überzeugenden Kraft unsers Wortes verzweifelnd.

„Dem Lehrer dagegen ist es vergönnt, in die Seelen der heranwachsenden Jugend seine Lehren zu schreiben wie auf ein unbeschriebenes Blatt. Die Jugend hat noch Ideale, die Jugend glaubt noch und gibt sich mit rückhaltslosem Vertrauen dem Manne hin, der bestrebt ist, sie einzuführen in die Schule des Lebens. Und wenn auch der Stand des Lehrers nach unsern modernen, nur nach pecuniären Vortheilen abwägenden Begriffen sicher der schwerste, dornenvollste ist: seine Vertreter, wenn sie nach aufreibendem Tagewerk das müde Haupt in die Kissen

legen, haben das stolze Bewußtsein, mehr als jeder andere mit gearbeitet zu haben an dem idealen Bau der Menschheit.

„Du wirst Dich, liebe Mutter, über diese plötzliche Begeisterung für den Lehrerberuf wundern, da Du schwerlich vermuthen kannst, daß sich hier, in diesem wenig bewohnten Erdenwinkel, Gelegenheit bietet zur Entfaltung pädagogischer Talente. Allerdings habe ich es hier nicht mit einer Schar aufmerksam lauschender kleiner Schulbesucher zu thun, sondern mein Auditorium beschränkt sich auf ein junges Menschenkind, dessen nach Wissen lechzenden Geist ich durch meine wenigen Kenntnisse erfrische. Ich spreche von der Tochter des Hauses, die Deinen mir so theuern Namen trägt. Es ist eine selbständig denkende, von keinen eingeimpften, sentimentalen Ansichten angekränkelte Natur. Ich lese jetzt den «Faust» mit ihr, und ihre Fragen und treffenden Bemerkungen über das Gelesene überraschen und entzücken mich durch die darin zu Tage tretende Gedankenschärfe und Originalität. Es ist ein Naturkind, das noch jedes Dichterwort «in ihrem Herzen bewegt», wie es in der Bibel heißt, und über seine Bedeutung, seinen tiefern Gehalt nachsinnt. Ein solches Mädchen zu belehren, zu beobachten, wie der aus den engen Grenzen der Alltäglichkeit befreite Geist sich mächtig entfaltet, erfüllt die Brust des Lehrers mit einem so tiefen Gefühl innigster Befriedigung, wie es selbst der glänzendste Erfolg eines zündenden Leitartikels nicht zu geben vermag. . . ."

So hatte Bruneck wirklich den unter der Einwirkung des ersten Gespräches mit der Müllerstochter entstandenen Plan ausgeführt und widmete sich mit voller Hingebung der Belehrung des lernbegierigen Mädchens. Da ihn keine Berufspflichten in die Stadt zurückriefen, konnte er den Urlaub, den er sich selbst ertheilt hatte, nach Belieben ausdehnen, und er hatte mit seinem Gastfreunde die Verabredung getroffen, die Sommermonate hier in der Mühle zuzubringen. Von Wien aus hatte man ihm auf seine Bitte einen Theil seiner Bibliothek nachgeschickt, und Anna half mit aufleuchtenden Blicken beim Auspacken und Aufstellen der Bücher. Sobald die nöthige Tagesarbeit abgethan, eilte die Müllerstochter zu der kleinen Hopfenlaube am Ende des Gartens, woselbst sie Bruneck mit einem Buch in der Hand erwartete. Ein paarmal hatte auch der Stadlmüller und sein Schwestersohn dem Vorlesenden zugehört; indessen behagte beiden ein Abschnitt aus der Zeitung mehr, „aus dem man doch erfahre, was in der Welt vorgeht", als „den Märchen und geschraubten Redensarten zuzuhören, die sich vor ein paar hundert Jahren irgendein schreibseliger Tagedieb ausgeheckt und zu Papier gebracht hatte", und sie zogen es bald vor, in ihrer Sägewerkstatt sitzend, ein Pfeifchen zu schmauchen und dabei ihre Meinung über Kirche und Staat auszutauschen.

Dem Franzl war es freilich nicht recht, daß seine Zukünftige — denn daß die Anna einmal sein Weib sein werde, war nach seiner und des Stadlmüllers Meinung eine abgemachte Sache — so viel allein mit dem feinen Stadtherrn war, und es wurmte ihn heimlich, daß er diesem, dem Müller gegenüber, so gar nichts am Zeug flicken konnte; denn des „Joseph Sohn" war in den Augen des Alten eine unverletzliche Persönlichkeit. So hatte der Altknecht keine Aussicht, ihn sobald aus der Mühle fortzubringen, obgleich ihn dieser Gedanke Tag und Nacht beschäftigte.

Pfingsten war vor der Thür. Bruneck war den ganzen Tag aus der Mühle verbannt, denn das Haus wurde von oben bis unten für die Feiertage gescheuert und geputzt. Anna war nur zu Mittag für kurze Zeit sichtbar, doch ließ sie sich auf keinerlei Unterhaltung ein und beeilte sich, nach eingenommenem Mahl alles schnell wieder wegzuräumen, um sich darauf aufs neue an die Arbeit zu begeben.

Auf die bittende Frage Bruneck's, ob er denn der einzige Unthätige heute sein solle und sich nicht eine kleine Arbeit auch für ihn ausfindig machen lasse, hatte die Jungfer gemeint: am meisten könne er sich noch nützlich machen, wenn er ein wenig die Umgegend durchstreifen und nach Maien ausschauen würde, die sie dann zusammen in der Dämmerstunde, wenn ihre Arbeit gethan, holen wollten.

„And're Jahr bin ich immer mit dem Franzl gegangen", fügte sie hinzu, „aber der kann heute lieber die Hopfenlaube etwas stutzen; es sieht da aus wie in einer Wildniß. Ich hätt' es ihm jetzt angeschafft, aber er ist ins Kloster zur Beicht' gegangen und wird vor fünf nicht zurück sein."

Bruneck bemühte sich, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen, und kletterte den Tag über in den Schluchten und auf den Bergen herum, jedes Birkenbäumchen, das sich mit seinen hellgrünen Zweigen aus den Felsspalten hervordrängte, aufmerksam musternd. Pünktlich um die Vesperstunde stellte er sich wieder in der Mühle ein, die Jungfer abzuholen.

„Der Franzl muß arg viel auf'm Herzen haben", meinte dieselbe, sich zum Fortgehen rüstend, und schaute nach dem Weiser der alten Uhr, der bereits die sechste Stunde zeigte, „seine Beichte dauert heut gar lang. Daß der Vater nicht zur Zeit heim sein werde, hab' ich mir gedacht, der verschwätzt sich jedesmal im Kloster; aber der Franzl verpaßt sonst nit gern die Vesperzeit, und jetzt geht's schon bald auf sieben."

Hätte Schön-Anna geahnt, was eigentlich des Franzl Herz drückte, und warum er heute früh, da sie seine Frage, ob sie zur Beichte gehe, verneinte, ihr so hastig ins Wort gefallen: „I hoff', die Jungfer hat nix dawider, daß i heut' den Müller ins Kloster begleit'. . . ." Ja, hätte sie geahnt, daß es den Franzl nur ins Kloster treibe, weil er sich bei den hochwürdigen Herren Rath erholen wollte gegen den unbequemen Gast, sie würde ihm nicht so ruhig geantwortet haben: „Mach' nur fort, Franzl, ich werd' schon alles mit den Mägden richten, und das Grünwerk kannst dann des Abends anschlagen, wann'st zurück bist aus'm Kloster."

Nichts ahnend von der Wolke, die sich über ihren Häuptern zusammenzog, beeilte sich Anna, der Mahnung Bruneck's nachzukommen und nicht länger auf den Ausbleibenden zu warten, damit die einbrechende Dunkelheit sie nicht an dem Einholen der Maien hindere. Sie nahm nur noch schnell das Tuch vom Kopfe, welches sich während der anhaltenden Arbeit etwas verschoben hatte, und trat vor den kleinen Spiegel, um sich dasselbe ordentlich umzulegen. Bruneck, der ungeduldig ihren Bewegungen mit den Augen gefolgt, war mit wenigen Schritten an ihrer Seite und nahm ihr das große Seidentuch aus der Hand.

„Kommen Sie heute einmal so, Anna", sagte er bittend, „der Vater ist ja

nicht zu Hause, der Sie schelten könnte, und ich bin froh, Sie einmal ohne das häßliche Tuch zu sehen."

Das junge Mädchen zögerte unschlüssig.

„Sehen Sie doch selbst", fuhr Brunneck drängend fort, in den Spiegel deutend, „wie sehr Sie sich durch diese Kopfbedeckung entstellen, welche das schönste, was unser Herrgott dem Weibe gegeben, das Haar, so vollständig verhüllt. Thun Sie es mir zu Liebe, Anna."

Diese letzten Worte trugen den Sieg davon. Das junge Mädchen faltete das Tuch zusammen und legte es über den Arm, und wenige Minuten später schritt sie mit Brunneck auf dem steilen Felsensteig dahin, der eine Zeit lang am Bachesufer entlang, dann aber in steilen Zickzackwindungen den Berg hinaufführte.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen der Müllerknecht begegnete. Er streifte mit einem unfreundlichen Blick den neben der Jungfrau schreitenden Mann und rückte, während er ihn vorbeiließ, ein wenig an seinem Filzhut.

„Schau, Annerl", wandte er sich darauf, stehen bleibend, an diese, „i hätt' di bald nimmer kennt, wie d' daher gehst. Ma sollt' di eher für a Städlerin halten, als für des Stadlmüllers Tochter, so schaust aus. No der Vater wird a Freud' hab'n, er kommt nit weit hinter mir."

Anna warf ihm einen stolzen Blick zu: „Glaubst vielleicht, ich thät' mich vor mei'm Vater fürchten, wenn ich den Fetzen da", sie deutete auf das über ihrem Arm hängende Tuch, „amol nit über'm Haar hab? Da hast g'fehlt, Franzl. Aber an guten Rath laß dir sagen: B'halt deine Bemerkungen über mein Thun und Treiben künftighin für dich, wann d' willst, daß wir Freunde bleiben!"

Der Zurechtgewiesene blickte unsicher zu ihr hin. Er drehte den mit einem Blumenstrauß geschmückten Hut, den er bei ihrem Blick unwillkürlich vom Kopfe gerissen, verlegen hin und her. „Wie kannst' nur glei so red'n, Annerl", sagte er begütigend, „i hab' mir wahrhafti gar nix Schlimm's dabei denkt. Da", fuhr er fort und nestelte den Strauß vom Hut, „den Busch'n da schickt dir d' Muhm' mit an schönen Gruß, un du sollst doch die Feiertäg' nit ganz auf sie vergess'n und dich amol na ihr umschauen."

„Schönen Dank", erwiderte Anna, die Blumen an ihrer Jacke befestigend. „Und nu schau, daß d' in d' Mühl kommst und die Kränz und Guirlanden über der Thür annagelst, bevor der Vater heimkommt; sonst ist ihm gleich die Laune verdorben für die Feiertäg'."

Der Bursch zögerte noch: „Und die Maien, will die Jungfer die allein holen?"

„Brauchst dich nit drum zu sorgen", entgegnete sie kurz, „der Herr da wird mir schon helfen. Also b'hüt di Gott."

Und ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, setzte sie ihren Weg fort.

Der Knecht biß sich auf die Lippen. Mit einer heftigen Bewegung stülpte er den Hut wieder über das kurzgeschorene Haar, während er den Davongehenden einen durchaus nicht freundschaftlichen Blick nachsandte. „Daß dich!" murmelte er grimmig, und die in der Hosentasche steckende Rechte ballte sich, „verdammter Städter! . . . Aber wart' nur! I hab euch beid'n a Supp'n einbrockt beim Pater

Eusebius, die ihr noch heut werd't auseff'n müff'n! Fuchsteufelswild war der hochwürdige Herr, wia i ihm von dem G'speränzl und Gethn derzählt hab' in der Beicht' . . . oder i will mi auf koan's Menschen G'ficht mehr auskennen." Einen langgezogenen Pfiff zwischen den Zähnen hervorstoßend, schritt er rüstig fürbaß der Mühle zu.

Bruneck war während der von den beiden gepflogenen Zwiesprache bis zur nächsten Wendung des Weges vorausgegangen, wo er stehen blieb und das ihm eilig nachkommende Mädchen erwartete.

Ein Schatten schien bei ihrem Anblick über sein Antlitz zu gleiten; mit der Hand auf den Strauß an ihrer Brust deutend, sagte er hastig: „Wie kommen Sie zu diesen Blumen, Anna?"

Sie sah ihn ob der Art und Weise seiner Frage verwundert an. „Der Franzl hat sie mir mitgebracht von der Muhme", entgegnete sie einfach.

„Werfen Sie den Jasmin weg", drängte Bruneck. „Ich kann ihn da nicht sehen!"

Das Mädchen zögerte, dem Ansinnen nachzukommen. „Was haben Ihnen denn die armen Blüten gethan?" fragte sie betroffen.

„Nichts, nichts!" entgegnete er erregt. „Aber Sie sollten sich nicht mit diesen farblosen Dingern schmücken. Rosen, kleine wilde Pfingstrosen, wie sie am Mühlenbach wachsen, das paßt für Sie. Die bleichen Blütensterne des Jasmin wecken mit ihrem starken Duft Erinnerungen, wie an geliebte Todte. . . ."

Das Mädchen sah verständnißlos die wachsende Erregung des vor ihr stehenden Mannes. Sie erinnerte sich wohl, gehört oder gelesen zu haben, daß einige Naturen starken Blumenduft nicht vertragen können, doch nur im geschlossenen Raum, hatte sie gemeint. Nichtsdestoweniger beeilte sie sich, Bruneck's drängender Bitte nachzukommen, und der kleine Strauß rollte über den steinigen Abhang und blieb in einem Brombeergestrüpp hängen.

„Mögen sie da ihr kurzes Dasein beschließen, die armen Frühlingsblüten", sagte sie, mit einem stillen Seufzer des Bedauerns ihnen nachblickend. „Aber nun lassen Sie uns eilen", mahnte sie den noch immer in sich versunken Dastehenden, „daß wir unsere Maien vor des Vaters Heimkehr nach Hause bringen. Der Franzl hat eigentlich nit unrecht, ich hätte mich nicht so leichtsinnig vom Althergebrachten losmachen sollen; ich wollte ihm nur das Recht nit einräumen, mir etwas vorzuschreiben, oder gar mich zu tadeln."

Bruneck sah wie aus einem Traum erwachend auf das Mädchen an seiner Seite. „Und glauben Sie wirklich", begann er, gleich ihr jetzt einen schnellern Schritt einschlagend, „daß Ihr Vater sehr ungehalten sein würde, wenn er Sie so sähe?"

Anna nickte. „Sie ahnen gar nicht, wieviel der Vater auf die Sitten und Gebräuche unsers Landes hält. Ich glaube", fügte sie lachend hinzu, „sogar bei Ihnen kann er sich noch immer nicht ganz über die städtische Kleidung hinwegsetzen, und Sie würden ihm noch einmal so lieb sein — wenn sein Gefühl für Sie überhaupt noch einer Steigerung fähig ist —, wenn er Sie in der Lodenjacke und dem Hut mit der Spielhahnfeder sähe?"

„Und Sie, Anna? Würden Sie mich auch lieber als Bauerknecht in der Mühle Ihres Vaters arbeiten sehen?“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein“, entgegnete sie ernst, ihm voll ins Auge blickend, „Sie dürften um nichts anders sein, als wie Sie da vor mir stehen. Zu der bäurischen Gewandung passen nicht die Bücher, aus denen Sie mir allabendlich vorgelesen und mich belehrt haben, was Ihnen der liebe Herrgott vergelten möge! Wenn ich zurückdenke an die Zeit vor Ihrer Ankunft, so kommt es mir immer vor, als ob ich taub und blind gewesen wäre; denn erst Ihre Worte haben mir die Augen und Ohren geöffnet für die Schönheit der Gotteswelt. Ich hab' Ihnen das schon lang sagen wollen, aber ich schämte mich, weil ich wußte, daß es aus meinem Munde ungeschickt und thöricht klingen würde. Und doch möchte ich Ihnen gern danken, von ganzem Herzen danken für Ihre Mühe und die Stunden, die Sie mir geopfert haben!“

Brueck ergriff mit beiden Händen die braungebrannte Rechte des Mädchens, die sich ihm dankend entgegenstreckte. Seine Augen schimmerten feucht.

„Es war kein Opfer“, entgegnete er halblaut, ihren Blick voll erwidernd. „Glauben Sie mir, ich habe Ihnen mehr zu danken als Sie mir! Jene stillen Abendstunden gemeinschaftlichen Lehrens und Lernens haben mir den Frieden wiedergegeben, den mir ein schweres selbstverschuldetes Geschick geraubt. Die Ahnung in meiner Brust hat mich nicht betrogen, die dem muthlosen Manne, wenn er sich müd gegrübelt über dem Problem von der Richtigkeit des Glückes, immer und immer wieder das Bild der Heimat zeigte, die alte Mühle mit den brausenden Rädern: «und immer hört ich's rauschen, du fändest Ruhe dort!...» O wenn Sie wüßten, Anna, wie sich mein müder Geist nach dieser Ruhe sehnt!“ fügte er schwermüthig hinzu, die Hände des Mädchens an seine Brust ziehend.

Eine tiefe Glut hatte bei den letzten Worten und der Bewegung Brueck's das Antlitz der Jungfrau gefärbt. Jetzt befreite sie hastig ihre Hände aus den seinen und deutete auf den vor ihnen liegenden Weg. Da wo derselbe sich in dem Niederwald, der den Höhenkamm bedeckte, verlor, traten eben zwei Gestalten aus dem Schatten der Bäume.

Das Auge des Mannes folgte der angedeuteten Richtung. „Wer ist der Geistliche, der Ihren Vater begleitet?“ fragte er.

„Pater Eusebius!“ stieß das Mädchen hervor. „Er darf uns jetzt nicht sehen! In Ihrer Gegenwart ertrüge ich seine frommen Ermahnungen nicht.... Lassen Sie uns eilen! Nicht weit von hier, unter jener Felswand, weiß ich ein verstecktes Plätzchen, wo wir uns so lange aufhalten können, bis sie vorübergegangen sind. Noch haben sie uns nicht bemerkt.“

Sie ergriff die Hand ihres Begleiters und zog ihn etwas vom Wege ab durch das Himbeergesträuch nach einer durch einen überhängenden Felsblock vor Regen und Unwetter geschützten Moosbank.

„Sehen Sie“, sagte sie, während sie sich darauf niederließen, „dies habe ich mir selbst als Kind hier aus zusammengetragenen Moosstücken erbaut. Jedesmal, wenn ich von der Muhme Erlaubniß erhielt, die Aeltern zu besuchen, nahm ich aus dem Walde, den man, vom Kloster kommend, durchschreiten muß, eine Schürze

voll Moos mit und schichtete es hier auf; denn hier pflegte ich immer ein wenig zu rasten; so ist das Ding allmählich entstanden und ich habe noch jetzt meine Freude dran."

Das Mädchen verstummte, denn in nicht allzu großer Entfernung von ihnen erklangen Schritte und zugleich schlugen Männerstimmen an ihr Ohr.

„Weiter duld' i 's aber nit", sagte der Stadlmüller, „daß Hochwürden sich bemühen, mir das Geleit zu geb'n. Der Abstieg zur Mühl' is steil und später durch wandermüde Füß' schwer zu erklimmen. Also Pfüat Ihna Gott un Dank für die gute Meinung."

„Laßt's uns hier noch ein bisserl rasten, Stadlmüller, bevor wir auseinandergehen", entgegnete die tiefe Stimme seines Begleiters. „Ich wollt' gern noch ein ernstes Wort mit Ihm reden wegen Seiner Tochter, der Anna."

„Wegen der Annerl?" wiederholte der Müller und räusperte sich ein paarmal, als sei er in Verlegenheit, wie er fortfahren solle. „Nix für ungut, Hochwürden, i woaß scho, wie Sie's meinen. Aber das Mädel konnt' heut wahrhafti nit zur Beicht' gehen, 's war im Haus und Hof gar so viel noch z'schaff'n für d'Feiertäg', un die Großmagd, die Peppi, hat koan Ueberblick in derlei Sach'n."

„'S ist nicht wegen der Beicht'", unterbrach der Geistliche ungeduldig die schwerfällige Auseinandersetzung des Alten; „ich wollt' Ihn nur warnen, daß Er ein wachsames Aug' auf die Jungfer hat und sie nit zuviel mit dem feinen Stadtherrn zusammen lesen und philosophiren lasse. Es taugt zu nichts, glaub' Er mir, wenn Weibsbilder sich auf die Studirten hinausspielen wollen. Ich will nichts von der Gefahr für das Seelenheil meines Beichtkindes sprechen, die durch diese modernen Schriften und die darin enthaltenen ketzerischen Anschauungen heraufbeschworen wird, sondern Ihm nur sagen: Haltet die Augen offen! Ein Weiberherz ist im Flug genommen, und wenn das Unglück da ist, so macht alles Jammern und Fluchen die Sach' nicht wieder ungeschehen."

„Ach was glauben's nit gar, Hochwürden", fiel ihm der alte Müller erschrocken ins Wort. „Der Herr is ja beinah no amol so alt wie das Annerl, un könnt' leichter ihr Vater sein als alles andere." Der geistliche Herr mochte wol eine dies Argument zurückweisende Bewegung gemacht haben, denn der Müller fuhr, sich immer mehr in Eifer redend, fort: „Die Anna is ah viel z'klug, als daß sie sich auf so was einlassen sollt'. Sie weiß außerdem von der Muhm' — Weibsleut' können jo ka G'heimniß nit bei sich b'halten un müssen all's ausplauschen — daß es mein un der seligen Mutter Lieblingswunsch is, sie amol mit'm Franzl z'sammzugeb'n. . .." Er schien nachzusinnen, denn es entstand eine Pause. Dann spuckte er heftig ein paarmal aus. „Wann's aber doch so käm', wie Hochwürden andeuten, un unser Herrgott mir das anthun wollt', daß i mei einzig's Kind sollt' in d'Stadt ziehen sehen un an Städter zan Schwiegersohn krieg'n, so wär' mir des Joseph Sohn immer no lieber als jeder andre."

Der Geistliche lachte leise vor sich hin. „Meint Er, Stadlmüller?" sagte er ironisch; „na vor dem, denk' ich, braucht Er keine Angst nit zu haben! Unsern Mädeln die Köpfe verdrehen, das verstehen die feinen Herren alle; aber dann

salviren's sich zur rechten Zeit und lassen die armen verblendeten Dinger in Schimpf und Schande sitzen."

Der Knotenstock des alten Müllers stampfte heftig den Boden, als zwinge der Träger sich nur schwer zur Ruhe. „Danken 's Gott, Hochwürden", sagte er jetzt mit heiserer Stimme, „daß Sie den geistlichen Rock tragen, sonst . . . i steh nit gut dafür, was i thät' . . . bei den blutigen Wunden des Heilands, i hätt' mi beinah an Ihna vergriffen! . . . Die Anna is mei Fleisch un Blut! Un der Mann, von dem Sie red'n, mei Gast, und des Joseph, meines seligen Herrn, Sohn!"

Der Bedrohte schien, dem Geräusch nach, welches sein schleppendes Gewand verursachte, vor dem beleidigten Alten zurückzuweichen.

„Ja ja ja, Stadlmüller", sagte er besänftigend, „wer wird denn gleich so hitzig sein! Daß ich so red' und nicht anders, erklärt sich ganz natürlich; denn von einer Heirath zwischen der Anna und dem Karl Bruneck kann keine Rede nicht sein. . . . Oder", fügte er lauernd hinzu, „wäre es Ihm auch recht, wenn seine Tochter den Glauben ihrer Väter abschwören und lutherisch werden thät'?"

„Lutherisch? . . . Ach wo denken's denn hin, Hochwürden! Dem Joseph seine Kinder sind so gute katholische Christen wie wir beide."

„Schon recht", unterbrach ihn der geistliche Herr kurz. „Aber der Karl Bruneck ist verheirathet, und wenn er sich auch mit seiner Frau nit zum Besten stehen mag, so wird ihm doch kein Consistorium die Erlaubniß geben, bei Lebzeiten der Frau eine zweite Ehe einzugehen. Denkt daran, Stadlmüller, und verhütet ein Unglück, ehe es zu spät ist."

Die unter dem Felsen Sitzenden hatten kein Wort von dem Gespräch verloren, das nur wenige Schritt entfernt von ihnen geführt wurde. Anna hatte gleich beim Beginn desselben die Hände über das erglühende Antlitz geschlagen. Bei den Worten: „Karl Bruneck ist verheirathet", zuckte sie zusammen; die Hände sanken schlaff herab und wie entgeistert starrte sie auf den Mann, der mit gesenktem Haupt und schmerzlich fest aufeinandergepreßten Lippen den anschuldigenden Worten des Geistlichen lauschte. Es war, als fühle er die Blicke des Mädchens, denn er sah auf und begegnete ihren Augen, die in angstvoller Spannung auf ihn gerichtet waren. Sie schien sprechen zu wollen, aber kein Wort kam über die geöffneten Lippen.

„Er hat gelogen, der scheinheilige Pfaffe!" stieß sie endlich mühsam hervor. „Nicht wahr, es ist alles Lüge?" Ihre Hand erfaßte krampfhaft seinen Arm, als suche sie nach einer Stütze.

Bruneck schüttelte traurig den Kopf. „Er sprach die Wahrheit, Anna", sagte er leise.

Ein dumpfes Aechzen rang sich aus der Brust des armen Mädchens.

„Ich dachte", fuhr er ebenso fort, „daß Sie das alles längst wüßten, da überall, wo ich auch hinkam, mir die Kunde meines Unglücks vorausgeeilt war. So glaubte ich, daß nur das Zartgefühl Ihnen und Ihrem Vater die Lippen schließe. Ich war Ihnen so dankbar, daß Sie diese wunde Stelle in meinem

Innern nie durch falsch angebrachte Theilnahme verletzten! ... Anna", sagte er in beschwörendem Ton, da er sah, wie ihr ganzer Körper in krampfhaft unterdrücktem Schluchzen bebte, „halten Sie mich nicht für schlecht! Bei Gott, hätte ich geahnt, daß mein Bleiben in Ihrem Hause ein Verbrechen an Ihrer Seele sei, daß Ihre Augen anders auf mich, den vierzigjährigen Mann, blickten, als auf einen väterlichen Freund, ich wäre längst gegangen! Oder", fügte er dumpf hinzu, „ich wäre gar nicht in dieses stille Thal des Friedens gekommen."

„O wären Sie nie gekommen", wiederholte sie bitter seine letzten Worte; „dem Blinden ist es besser, nie die goldene Sonne zu erblicken, als eine kurze Zeit das süße Himmelslicht zu sehen, und dann für ewig in die Nacht der Blindheit zurückgeschleudert zu werden! ..."

Brueck hatte stumm den leidenschaftlichen Gefühlsausbruch des sonst so ruhigen Mädchens über sich ergehen lassen. Jetzt versuchte er ihre Hand zu ergreifen, aber sie entzog sie ihm, und der Blick aus ihren brennenden verweinten Augen sagte mehr als jede Zurechtweisung.

„Leben Sie wohl", sagte sie leise, sich aufrichtend, „leben Sie wohl auf ewig! Ich werde dem Vater sagen, daß ich für einige Zeit zur Muhm' ins Kloster gehe. ... Und wenn ich dann von dort heimkehre ... und ...", sie stockte, ihre Stimme bebte, „die Gaststub' in der Stadlmühl' ist leer und alles daheim geht wieder seinen Gang wie immer, jahraus jahrein ... dann wird's da drinn", sie preßte die Hand aufs Mieder, „auch still werden. ..."

Brueck hatte mit gesenktem Haupt den Abschiedsworten des Mädchens gelauscht; als er aufschaute, war die Müllerstochter verschwunden, und aufhorchend hörte er ihre Tritte in der Richtung des Thales verklingen.

VI.

Aufs neue heimatlos.

Ich wollte, ja ich habe mich vermessen,
In diesen Bergen suchen mir mein Glück!
Ich wollte ... ach! und konnte nicht vergessen!

Das schicksalsschwere Dichterwort klang in der Seele Brueck's wider, da er, in den engen Postwagen eingepfercht, in glühender Mittagshitze auf der staubigen Landstraße dahinfuhr; für immer vertrieben aus den heimischen Bergen, die mit den unergründlichen Urwaldsaugen unter trotzig wilden Felsenstirnen so finster dem in die große Welt zurückkehrenden Sohne des Waldthales nachblickten. „Nicht vergessen!" darin war der ganze Jammer seines Daseins ausgedrückt! Der Fluch, der sich an seine Fersen heftete, wo immer er sich auch hinflüchtete: in die alle Fibern seines Geistes anspannende Arbeit am Schreibtisch oder in die Arme der Mutter Natur — die Erinnerung an das durch die Schuld eines verhängnißvollen Augenblicks verlorene Glück verfolgte ihn überall, unabwendbar, erbarmungslos!

Brunneck hatte, ungeachtet der lebhaften Proteste des alten Müllers, der die plötzliche Abreise des lieben Gastes, so erwünscht sie ihm in mancher Beziehung sein mußte, durchaus nicht zugeben wollte, sofort nach seiner Rückkunft von dem verhängnißvollen Spaziergang seine Sachen gepackt und durch einen Boten einen Brief an seinen Freund in L. gesandt, worin er denselben von seiner für den zweiten Pfingstfeiertag bestimmten Ankunft benachrichtigte.

Der Stadlmüller ließ es sich nicht nehmen, dem Sohn des Jugendfreundes noch eine Strecke das Geleit zu geben, bis zu dem kleinen Flecken, der an der nach L. führenden Poststraße liegt, von wo aus Brunneck die täglich durchpassirende Diligence zum Weiterkommen benutzen wollte.

Hier nahm der Alte gerührten Abschied von seinem Gast und versicherte ihn unzähligemal, wie leid es der Annerl thun werde, daß sie, ohne eine Ahnung von seiner bevorstehenden Abreise zu haben, einer dringenden Einladung der Muhme ins Kloster nachgekommen, sodaß es ihr nun nicht vergönnt sei, ihm Lebewohl zu sagen und ihm für die Mühe zu danken, die er auf sie verwandt.

Brunneck athmete auf, als endlich die Ankunft der Diligence diesen peinigenden Reden ein Ende machte und er sich, so gut es ging, in dem engen Wagengehäuse placirt hatte, das sich mit schneckenähnlicher Langsamkeit auf der steilen steinigen Straße fortbewegte. Der Wagen war vollgepfropft mit Passagieren, und Brunneck saß auf dem Eckplatze, den er glücklich erobert, so eingekeilt, daß er von den Bergen, zwischen denen die Straße hinführte, nur den untersten Theil zu sehen vermochte. In gleichförmiger Monotonie wechselten vor seinen Blicken dunkle Waldflächen, graue Schieferwände, dünnberaste steile Berghänge, über die in dünnen Wasserfäden zahllose Rinnsale herabsickerten; dabei schwirrte um ihn ein Durcheinander von Stimmen, die in mehr oder weniger abgebrauchten Gemeinplätzen ihrem Entzücken über die im Gebirge verbrachten Pfingsttage Ausdruck gaben. Alles dies wirkte so einschläfernd auf den einzigen, an der allgemeinen Unterhaltung nicht betheiligten Passagier, daß ihm allmählich die Lider über die Augen fielen. Er hörte noch abgerissene Worte von Sonnenschein und Primaforellen, von unverfälschter Butter und Waldluft; dann senkte sich ein fester Schlaf bleischwer auf ihn nieder und ließ ihn für einige Zeit die Tropenhitze in dem Postwagen und die Gespräche der von ihrem Pfingstausflug befriedigt heimkehrenden L.schen Spießbürger vergessen.

Ein lebhafter Aufschwung der Unterhaltung, wobei sämmtliche Betheiligte gleichzeitig das Wort ergriffen, weckte ihn aus seinem unerquicklichen Schlummer.

Man war inzwischen mit den Vorzügen es Landlebens fertig geworden und zu denen der lieben Vaterstadt zurückgekehrt. Es hatte sich soeben eine lebhafte Debatte über das daselbst bestehende Theater entsponnen, welche sich dadurch auszeichnete, daß im Grunde genommen jeder dasselbe behauptete, sich indeß bestrebte, diese seine Ansicht mit den lebhaftesten Ausdrücken der Bewunderung kundzuthun.

„Ich glaube kaum, daß sich irgendeine andere Provinzialbühne mit unsern Kräften messen kann."

„Ach was, Provinzialbühne! Die Burg könnt' froh sein, wenn sie solch ein

Personal hätt'. Dös is a Zusammenspiel ..." Der Sprechende küßte entzückt seine Fingerspitzen.

„Haben Sie die Waldegg gesehen in «Donna Diana»? Oder die kleine Bettini als Grille?"

„Nu wo werd' i nit? 'S wird halt kaum an gebildeten Menschen in L. geben, der Ihnen auf die Frag' mit «Nein» antworten könnt'."

„Ja unser Director is a verfluchter Kerl! Er hat für diese Saison alles, was nur an Capacitäten aufzutreiben war, engagirt; wenn nit für die ganze Zeit, doch für a kurzes Gastspiel."

„Aber er findet auch seine Rechnung. Von den Herrschaften, die sich für den Sommer in der Umgegend aufhalten und an den Hochgebirgsseen leben, hat sich ein reger Besuch eingestellt, und was in L. selbst Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, ist beinahe Abend für Abend im Theater; wenigstens so oft P. auftritt."

Bruneck fuhr bei Nennung des berühmten Tragöden erstaunt aus seiner apathischen Gleichgültigkeit auf. Er war der Unterhaltung bisjetzt nur mit halber Aufmerksamkeit gefolgt: jetzt fühlte er sich veranlaßt, sich in das Gespräch zu mischen.

„Ich höre eben von einem Auftreten P.'s sprechen", wandte er sich an seinen Nachbar, einen dicken L.schen Bräuer. „Wie kommt dieser berühmte Künstler dazu, an einer Provinzialbühne zu gastiren?"

Die Herren schmunzelten. „Ja da müssen's unsern Director fragen", nahm einer von ihnen das Wort. „Das ist ein Pfiffikus! Als er aus der Fremdenliste erfuhr, daß P. seinen Urlaub in einer nahe gelegenen Sommerfrische zubringt, setzte er sich sofort auf und fuhr hin. Er hatte eine stundenlange Conferenz mit dem großen Schauspieler, und das Resultat derselben war, daß P. während der Sommermonate dreimal wöchentlich bei uns auftritt."

„Was der Theaterkasse sehr zugute kommen soll", fiel ein anderer ein, „trotz des hohen Spielhonorars, das er sich ausbedungen."

„Na wer den P. einmal gesehen hat, der läßt sich den Genuß, ihn wieder zu hören, nicht entgehen. Ein vollendeteres Spiel kann man sich gar nicht denken. Ich sah ihn neulich als Nathan, und wahrhaftig, wenn das Stück heute wieder gegeben wird, ich gehe ins Theater, trotz der anstrengenden Tour, die wir in diesem Marterkasten zurücklegen, und trotz des Staub- und Gasgeruchs, der unsere, durch die Waldluft erfrischten Lungen auf eine harte Probe stellen wird."

„Gut, daß du kommst!" empfing ein paar Stunden später der Freund den Ankommenden. „Ich hatte schon Angst, du könntest bei dem herrlichen Wetter dich nicht von der idyllischen Waldeinsamkeit trennen und würdest deine Abreise noch in der letzten Stunde verschieben. Du hättest dir dadurch einen Genuß entgehen lassen, der einem nicht zweimal geboten wird."

„Weiß schon, weiß!" fiel ihm Bruneck ruhig ins Wort. „P. spielt heute Abend den Faust. Bei unserer Fahrt durch die Stadt habe ich den Titel des Goethe'schen Dramas auf den Theaterzetteln an den Straßenecken prangen sehen;

und da mir vier Stunden lang von begeisterten Theaterhabitués dieser guten Stadt vom P.'schen Gastspiel vorgeschwärmt worden war, gehörte keine besondere Divinationsgabe dazu, den Darsteller der Titelrolle zu errathen. Also: P. gibt heute den Faust!"

„Und L. den Mephisto!" ergänzte der Freund und sah triumphirend in das erstaunte Gesicht Brueck's. „Was sagst du zu diesem Zusammenspiel? Du bist ein Glückskind, daß du es gerade so getroffen hast! Und ich hoffe, du wirst mir dankbar sein, daß ich eine Loge genommen habe."

Brueck nickte zerstreut mit dem Kopfe. „Gewiß, gewiß", erwiderte er, die Hand des Freundes schüttelnd. „Laß uns aber jetzt vor allen Dingen, da bis zum Beginn der Vorstellung glücklicherweise noch ein paar Stunden Zeit sind, einen kleinen Spaziergang durch die Stadt machen. Es verlangt mich danach, die alten lieben Straßen aufzusuchen, die einst Zeuge unserer Knabenspiele und ausgelassenen Streiche gewesen sind; vielleicht werde ich dort den jugendlichen Frohsinn und die Elasticität des Geistes wiederfinden, die mir die tückische Zeit geraubt."

Ungefähr um dieselbe Zeit, da die beiden Freunde Arm in Arm, ihre Jugenderinnerungen austauschend, die Stadt nach allen Richtungen hin durchstreiften, schritt auf dem vom Klosterwalde nach der Stadtmühle führenden Wege eine hohe kräftige Mädchengestalt, vom Kloster kommend, dem Thale zu. Die Augen, die so ernst in den dunkeln, wolkenlosen Himmel blickten, waren dunkel umschattet und die braunen Wangen fahl, wie nach durchwachten Nächten. Je mehr sie sich dem Felsen näherte, unter dessen Schatten sie am Vorabend der Pfingsten die schwersten Stunden ihres jungen Lebens durchgekostet, um so zögernder wurde ihr Schritt. Jetzt blieb sie schwer athmend stehen und ging dann langsam, als verursachte ihr jeder Schritt heftige körperliche Schmerzen, vom Wege abzweigend, der Felswand zu. Hier brach sie in die Knie und vergrub ihr Gesicht in das feuchte Moos der kleinen Ruhebank, wo sie Seite an Seite mit dem Manne gesessen, dem die erste tiefe Neigung ihres jungen, unerfahrenen Herzens gegolten. Minutenlang verharrte sie regungslos, dann richtete sie sich auf und strich das Haar aus der brennenden Stirn.

Unter ihren Füßen knisterte es. Ein kleiner weißer Zettel blickte ihr von dem moosigen Grunde entgegen. Sie hob ihn auf, es standen Verse darauf, flüchtig mit dem Bleistift hingekritzelt, und sie kannte diese Schriftzüge nur zu gut!

Mit thränenumflorten Augen las sie:

Es war ein Traum, ich hab' es ja gewußt!
Und doch — wie tönte so verlockend leise
Die längst verklung'ne, halbvergessne Weise
Verheißungsvoll durch die bewegte Brust!

Es klang wie Frühlingswehn, wie Lenzeslust,
Das Herz befreiend von des Winters Eise,
Daß es, entrückt dem niedern Erdenkreise
Sich frei emporschwang über'n Alltagswust.

Es war ein Traum! Doch weh der rauhen Hand,
Die mitleidslos ihn von der Wimper scheuchte,
Zurück mich rief aus meinem Wolkenland.

Was ich geahnt, gefühlt . . . nun faß' ich's kaum!
Den Schmerz verschleiernd, klagt der thränenfeuchte
Wortlose Blick nur stumm: es war ein Traum!

Hatte Brunneck das Blatt aus seinem Notizbuch verloren? War es ein Abschiedsgruß, den er dem vereinsamten Mädchen sandte?

VII.

Die Schatten der Vergangenheit.

Brunneck hatte seinen Theaterbesuch von einer Bedingung abhängig gemacht, deren Erfüllung ihm die liebenswürdige Gattin seines Freundes bereitwillig zugestand. Er hatte gebeten, daß man ihm gestatte, sich im Hintergrunde der Loge zu placiren; damit, falls seine Nerven nach den Anstrengungen der Reise und — was er verschwieg — den Gemüthsbewegungen der letzten Tage den Dienst versagten, sein Verschwinden keine Störung verursache.

Die phantastischen Spukfahrten Faust's nach Auerbach's Keller und zur Hexenküche waren eben vorüber, und Brunneck, von der vor ihm sitzenden Dame um seine Ansicht über die Ausstattung dieser Scenen in der Burg befragt, hatte sich über die Lehne des Fauteuil gebeugt und gab halblaut die gewünschte Auskunft. Der Meinungsaustausch ward noch flüsternd fortgesetzt, als sich der Vorhang bereits wieder gehoben hatte, sodaß ihnen die Begegnungsscene vor dem Dome entgangen war.

„Kann ungeleitet nach Hause gehn. . . ." Brunneck fuhr beim Klange dieser Stimme auf, konnte aber leider nur noch einen Moment die Gestalt der Weggehenden sehen.

„Eine reizende Erscheinung, die Waldegg, nicht wahr?" wandte sich die Frau Doctorin an ihn.

„War das die Waldegg?" fragte er zurück. Sein Auge streifte die von der Hand der Dame auf dem Theaterzettel bezeichnete Stelle: „Gretchen . . . Brunhild von Waldegg." Der Name war ihm aus den Recensionen ausländischer Blätter rühmlichst bekannt, und er hatte schon lange gewünscht, die gefeierte Schauspielerin einmal in einer ihrer Glanzrollen zu sehen. „Ich kann über ihr Aeußeres noch nicht urtheilen, gnädige Frau", beantwortete er jetzt die an ihn gestellte Frage, „aber sie hat eine sympathische Stimme."

Gespannt blickte er bei dem Wiederauftreten Gretchen's nach der Bühne: es war eine hohe Gestalt von herrlichem Ebenmaß, die Gesichtszüge etwas scharf markirt, aber von edelm Schnitt und belebt von einem Paar großer, tiefblauer Augen. Brunneck starrte sie an wie eine Erscheinung, fassungslos, kaum seiner selbst mächtig! Jetzt wußte er, weshalb die Stimme vorhin ihm so eigenthümlich bekannt geklungen! Auch das Aeußere der Schauspielerin, ja jede ihrer Bewegungen zeigte eine selt-

same Aehnlichkeit mit einer Theuern, Längstverlorenen! Und doch wies er den Gedanken, daß ihm hier auf der Bühne sein Weib gegenüberstehe, sofort von sich. Was hätte Melissa veranlassen sollen, sich dem Schauspiel zu widmen, sie, deren herrliche Stimme ihr so ganz andere, glänzendere Bahnen wies? Und dann deuchte ihm die Gestalt Gretchen's höher, ja, bei näherer Betrachtung des Gesichts, schien ihm sogar die anfangs so frappirende Aehnlichkeit zu schwinden. Wie hätten sich die weichen, kindlichen Linien im Antlitz seines Weibes so verschärfen sollen? Auch der müde Ausdruck dieser Augen hatte nichts gemein mit den lachenden, strahlenden Sternen, die nachts so oft in seinen Träumen leuchteten. . . .

„Es war ein König in Thule", ertönte jetzt das alte Volkslied von den Lippen Gretchen's.

Brunneck athmete auf, wie von einem Alp befreit. Hatte sich noch ein Zweifel in seiner Brust geregt, jetzt war er zerstoben. Er war sich klar, daß es nur eine Täuschung seiner Sinne gewesen, als er momentan sein Weib vor sich zu sehen wähnte. Das war Melissa's Stimme nicht! Diese matten, gebrochenen Töne erinnerten auch nicht mit einem Hauch an den mächtigen, glockenreinen Sopran seines Weibes.

Trotz dieser in ihm unumstößlich feststehenden Ueberzeugung war es ihm doch nicht möglich, ganz den Eindruck abzuschütteln, den ihm der erste Anblick Gretchen's verursacht; ja, je mehr die Handlung auf der Bühne fortschritt, um so lebhafter wirkte diese anfängliche Sinnestäuschung wieder auf seine Phantasie ein, unterstützt durch das vollendete Spiel der Schauspielerin, sodaß er bei Gretchen's rührender Erzählung von dem todten Schwesterchen wähnte, sein Weib sei es, die ihm, nur ihm allein, voll tiefer Wehmuth von den tausend kleinen Sorgen für den verstorbenen Liebling erzählte, ihn an die unschuldigen Freuden erinnerte, die damals ihre Herzen erfüllt.

Er erinnerte sich nicht, diese Rolle jemals in solcher Verkörperung gesehen zu haben. Zum ersten mal lebte er mit den Gestalten des Dichters; er, der abgehärtete Theaterhabitué, dem es sonst, selbst bei der vorzüglichsten Darstellung, nicht gelang, die Wirklichkeit zu vergessen, folgte in steigender Erregung der Entwickelung des Dramas, als sähe er etwas ganz Neues, Niegekanntes. Beim Beginn der letzten Scene legte er die Hand über die Augen, um die Außenwelt ganz von sich abzuschließen, und lauschte athemlos, in unbeschreiblicher Seelenqual, den erschütternden Lauten, die dem Munde der Wahnsinnigen im Kerker entklingen:

Laß mich nur das Kind noch tränken,
Ich herzte es die ganze Nacht —
Sie nahmen es fort, um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht!

War es Wirklichkeit, oder deuchte es nur ihm, dem schuldbewußten Manne, so, als ob die Stimme der Schauspielerin bei diesen letzten Worten in schrillem Tone brach? Entsetzt schaute er auf. Ihm war es, als ob die ins Leere starrenden Blicke Gretchen's auf ihn gerichtet seien in anklagendem Schmerz der Verzweiflung, wie Melissa's Augen in jener Nacht, an der Leiche ihres Kindes . . . „sie sagen

nun, ich hab' es umgebracht!" — als ob nur er allein das Recht habe, das namenlose Weh dieser Worte mitzufühlen.

Es war ihm unmöglich, die lauten Beifallsbezeigungen des begeisterten Publikums zu ertragen. Alle Anforderungen der Höflichkeit vergessend, stürmte er, ohne sich von seinen Freunden zu verabschieden, während der Vorhang fiel, hinaus ins Freie. Wie ein Erstickender schwer athmend, taumelte er schwankend auf der breiten Allee dahin. Erst als das vielstimmige Getöse der dem Theater enteilenden Menge zu ihm drang, kam er etwas zur Besinnung. Eine im Schatten der Platanen stehende Bank bemerkend, nahm er darauf Platz und ließ den Menschenschwall an sich vorüber. Dann kehrte er langsam auf demselben Wege zurück, den er gekommen.

Als er das Theater wieder erreicht, hatten auch die Schauspieler zum größten Theil bereits das Gebäude verlassen. Es gelang ihm, noch einen der Theaterdiener zu erwischen, der, durch ein in die Hand gedrücktes Geldstück geschmeidig gemacht, ihm die Adresse der Waldegg angab. Die Schauspielerin wohnte in demselben Hotel, in dem auch er abgestiegen war.

So schnell die Pferde des noch glücklich errungenen Fiakers zu laufen vermochten, jagte er seinem Hotel zu. Er wollte versuchen, vor der Rückkunft der Schauspielerin anzulangen und womöglich noch an diesem Abend ihre Bekanntschaft zu suchen, um die in seiner Brust tobende Unruhe zu beschwichtigen.

Als Schauspielerin würde sie die Wahl dieser späten Visitenstunde höchstens etwas originell finden, ihn jedoch sicher noch empfangen, und vielleicht war eine Unterhaltung mit ihr — er kannte ja zur Genüge den Gehalt einer solchen Künstlerplauderei! — das beste Mittel, den ihn beherrschenden Wahn zu zerstören, ihm das innere Gleichgewicht zurückzugeben.

Er hatte seine Absicht erreicht. Bei seiner Ankunft im Hotel schüttelte der Portier auf die Frage, ob Frau von Waldegg bereits angelangt sei, verneinend den Kopf, und Brueck schritt mehrmals den langen Corridor auf und ab, welchen die Schauspielerin passiren mußte, um in ihr Zimmer zu gelangen, bevor das Anfahren ihres Wagens und gleich darauf das Rauschen ihrer schleppenden Gewänder auf den Steinfliesen der Treppe an sein Ohr schlug. Nur noch wenige Minuten, und die Angekommene schritt, in einen weiten Mantel gehüllt, das Antlitz dicht verschleiert, an ihm vorüber.

„Melissa!"

Die Gestalt zuckte zusammen und wandte das Gesicht nach der Seite, von wo der Ruf gekommen. Ein momentaner Schwindel schien sie zu überkommen, sie wankte. Aber gleich darauf, bevor noch Brueck, der bei diesem Zeichen des Erkennens auf sein Weib zueilte, sie erreicht, hatte sie ihre Fassung wiedererlangt und schritt, als sei nichts geschehen, ihrem Zimmer zu, in dessen geöffneter Thür eine junge Zofe sichtbar ward.

Brueck war mit einigen Schritten an ihrer Seite.

„Du täuschest mich nicht, Melissa", sagte er erregt, „und da ich dich gefunden, endlich, nach jahrelangem Suchen gefunden, wird keine Macht der Welt mich dazu bewegen, von deiner Seite zu weichen, bevor du mir nicht ein paar Worte der

Rechtfertigung, der Bitte gewährt. . . . Nur ein paar Worte!" wiederholte er leidenschaftlich, da sie, ohne ihn weiter zu beachten, den Fuß auf die Schwelle ihres Zimmers setzte. „Bei der Erinnerung an jene glücklichen Frühlingstage in der Burg deiner Väter beschwöre ich dich . . ."

Sie schlug den Schleier zurück und wandte ihm das bleiche tiefernste Antlitz zu.

„Bei dem Glück der Vergangenheit!" wiederholte sie bebend. „Brunhilde Waldegg kennt keine glücklichen Erinnerungen, und die Vergangenheit ist für sie todt! Versuchen Sie nicht, sie wieder zu erwecken, es wäre vergeblich!"

„Nun denn, im Namen zweier Unglücklicher", fuhr er in demselben leidenschaftlich beschwörenden Ton fort, „flehe ich dich an: versage mir diese kleine Bitte nicht, deren Erfüllung man dem fremdesten Menschen gewährt. Ein Wort der Erklärung und", fügte er, mit einem Blick die noch immer neben ihnen stehende, neugierig aufhorchende Zofe streifend, mit gesenkter Stimme hinzu: „ohne Zeugen."

Die Schauspielerin gab dem Mädchen, welches ihrer Herrin geschäftig Mantel und Tücher abgenommen, ein Zeichen, worauf diese mit den Sachen in einem kleinen Nebenzimmer verschwand. Als die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war, trat Bruneck ungestüm auf sein Weib zu.

„Wozu dieser fremde Ton zwischen uns?" begann er mit vor Erregung bebender Stimme, „zwischen Mann und Weib!" Er versuchte ihre Hand zu ergreifen, doch sie entzog sie ihm. „Willst du auch jetzt, da wir ohne Zeugen sind, fortfahren Komödie zu spielen!" setzte er bitter hinzu.

„Komödie!" wiederholte sie ebenso. „Ja, Sie haben recht, ich bin eine elende Komödiantin, die um die Gunst des Publikums buhlt, ohne innern Impuls, mit blutendem Herzen, um des pecuniären Vortheils, um des täglichen Brotes willen! Doch wer trägt die Schuld, daß es so gekommen?! Wer hat einst mit zersetzender Ironie die idealen Träume einer für die Kunst begeisterten Mädchenseele zerstört, sie aus den Bahnen, die ein Gott ihr in dem ihr geschenkten Talent gewiesen, herausgerissen, unter den Vorspiegelungen eines höhern, noch idealern Zieles: des Glückes, geliebt zu werden?! Und als ich alles hinwarf um dieses einen himmlischen Ideals willen, weil die Sehnsucht nach Liebe in des Weibes Brust stärker ist als jede andere Empfindung, da fand ich mich verkannt, zurückgestoßen durch unwürdigen Argwohn des Mannes, dem ich meine goldenen Zukunftsträume geopfert!"

Bruneck hatte die Hand verhüllend über die Augen gelegt, er fühlte sich unfähig, dem Blick, der sich bei diesen Worten auf ihn richtete, zu begegnen, ohne die nur schwer behauptete Fassung einzubüßen.

Nach einer minutenlangen Pause fuhr Melissa mit zuckenden Lippen fort: „Als ich dann, zum Tode verwundet durch seine grausamen, das Mutterherz zerfleischenden Worte, wieder hinausflüchtete in die Welt, da klopfte ich vergebens an die Pforten des heiligen Tempels der Kunst, der einst meiner Jugend Ideale umschlossen. So wie in mir alles erstorben war, dehnte sich vor mir die Zukunft aus, todt und öde. . . .

„Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich in dieser Stimmung nicht einen

andern Beruf ergriff, sondern den Vorstellungen eines Freundes, der mir eine Stelle am Theater zu F. verschaffte, Gehör gab. Sein mächtiger Bundesgenosse war der Hunger. . . ."

Bruneck sah entsetzt zu ihr auf. Sie schien den Eindruck ihrer Worte auf ihn kaum zu bemerken. Es klang vielmehr, als spräche sie dies alles nur zu sich selbst, als habe sie die Anwesenheit des Mannes ganz vergessen. Nach den letzten Worten starrte sie einen Augenblick düster vor sich hin. „Ja, der Hunger", wiederholte sie dann leise. „Aus dem Hause, dem ich entflohen, wollte ich kein Almosen; zu arbeiten, Stunden zu geben verstand ich nicht, da man es mich nie gelehrt. So blieb mir nur dieser eine Weg, und ich schlug ihn ein."

„Und warum", fragte Bruneck leise, „gingst du nicht, wie du einst gewollt, zur Oper? Die Nennung deines Mädchennamens hätte dir überall die Wege geebnet."

„Zur Oper!" — sie lachte unheimlich kurz auf. „Nun, Sie haben ja meine Stimme heute gehört, so werden Sie sich selbst die Frage beantworten. . . . Ich wurde damals, als wir uns getrennt, schwer krank. Lange Zeit hoffte ich, Gott würde sich meines Elends erbarmen und mich zu meinem todten Kinde bringen, aber die Kunst der Aerzte zwang mich zu leben. Als ich mich von meinem Krankenlager erhob, war meine Stimme . . . todt. . . ."

Ein Schauer schien durch ihre Glieder zu rinnen, und sie preßte, als gälte es, das aufsteigende Schluchzen zurückzuhalten, das in ihrer Hand fest zusammengeballte Spitzentuch gegen die Lippen.

Bruneck fühlte tief die erschütternde Tragik, die in diesen wenigen Worten lag. „Armes, unglückliches Weib!" murmelte er leise.

„Ich bin mit meiner Geschichte noch nicht zu Ende", fuhr sie ruhiger fort. „Ich habe Ihnen ja nur erzählt, wie die Künstlerin in mir starb und ich zu der Komödiantin wurde, als die Sie mich heute wiedersehen.

„Die Nothwendigkeit, meinen Lebensunterhalt zu verdienen, trieb mich auf die Bühne. Ich spielte ohne innern Trieb, mit dem todten, erstorbenen Herzen, aber das Publikum zollte mir Beifall. Die Kritik rühmte meine Auffassung der Rollen, ich kam in die Mode! Man überschüttete mich mit Lorbern, die ich nicht erstrebt, deren Besitz mich nicht beglückte. Ich erhielt Aufforderungen an bekannte Bühnen, auch nach Wien. Selbstverständlich schlug ich den Ruf dahin aus. Ich kannte ja nur noch ein einziges Streben, nur ein einziges Gebet: nie wieder dem zu begegnen, der all' dies Elend über mich gebracht! Der angenommene Name deckte mich vor Nachforschungen von seiner Seite, und ich vermied es, trotz des Heimwehs, das mich verzehrte, den Fuß über die Grenzen der Heimat zu setzen.

„Da schickten mich die Aerzte nach G. in die Bergluft. Ein Zusammentreffen mit dem mir befreundeten P. entriß mir das Zugeständniß, in einem Cyklus classischer Stücke mit ihm zusammen hier aufzutreten. Ich hatte mich vorher genau nach den in der Umgebung wohnenden Sommergästen erkundigt, mir die Fremdenliste verschafft, Ihr Name war nicht darunter . . . da gab ich das Versprechen."

Sie verstummte und blickte mit düster zusammengezogenen Brauen vor sich nieder.

„Und so fand ich dich, so fanden wir uns wieder!“ vollendete Bruneck leise, aber mit leidenschaftlicher Betonung. „Der Gott der Liebe selbst hat uns, die der Irrthum einer bösen Stunde auseinandergerissen, wieder vereint. . . .“

„Halten Sie ein!“ unterbrach ihn Melissa dumpf. „Sie vergessen, daß kein leichtgläubiges Kind mehr vor Ihnen steht, sondern ein schwergekränktes, durch ein ungerechtes Schicksal gereiftes Weib!“

Sie stand hochaufgerichtet vor ihm und preßte die Hand fest aufs Herz, als wolle sie da eine Stimme, die für den einst geliebten Mann sprach, zum Schweigen zwingen. „Zwischen uns gibt es nichts Gemeinsames mehr“, fuhr sie darauf mit unnatürlicher Ruhe stolz fort. „Längst vor jener Nacht, die mich aus Ihrem Hause trieb, war ich Ihnen eine Fremde geworden.

„Eine Fremde!“ wiederholte sie, da er eine Bewegung gemacht, sie zu unterbrechen. „Das einzige Band, das uns noch aneinander fesselte, damals, ist zerrissen, todt . . . durch meine Schuld!“ Sie legte die Hand verhüllend über die Augen und ein Zittern überlief ihren Körper.

Hätte sie in die Züge des vor ihr stehenden Mannes geblickt, sie würde darin die Qualen gelesen haben, die sein Inneres bei diesen Worten erschütterten.

„Melissa“, bat er jetzt, da sie verstummte. „Laß das Vergangene vergessen sein! Kehre zu mir zurück! Was ich an dir gesündigt, wahrlich, ich habe es schwer gebüßt, durch jahrelange, unsagbare Sehnsucht nach dem geliebten Weibe, durch schlaflose, qualvolle Nächte, in denen die Bilder des verlorenen Glückes mich umgaukelten und mir das ganze Elend der Gegenwart, der Zukunft zeigten! Weise diesen Stolz, der deiner weichen Natur so fremd ist, von dir und folge der Stimme, die in deinem Herzen für mich spricht! Denn auch du bist unglücklich in dieser selbstgewählten Vereinsamung. Habe Erbarmen mit dir selbst, Melissa, und gib uns beiden das Glück, den Seelenfrieden zurück!“

Die Augen Melissa's hatten sich bei den leidenschaftlich flehenden Worten des Mannes umflort; aber sie ergriff die ihr entgegengestreckte Hand nicht, sondern preßte, als fürchte sie einer Schwäche zu unterliegen, die verschränkten Arme fest gegen die wogende Brust.

„Wenn Ihnen an meinem Seelenfrieden gelegen ist“, entgegnete sie ernst, „so verlassen Sie diese Stadt und vergessen Sie, daß Ihnen Brunhilde Waldegg jemals etwas anderes gewesen ist als — eine Komödiantin!“

Die Portière, welche den kleinen Salon vom Schlafgemach der Künstlerin schied, schloß sich hinter der Davongehenden. Bruneck war allein.

Einen Moment später stand die kleine Zofe vor ihm, um die Thür hinter dem Herrn zu schließen. Mit einem schmerzlichen Seufzer verließ er das Gemach.

Als die Jungfer am andern Morgen ihre Herrin zu wecken kam, fand sie dieselbe noch angekleidet, schlummernd auf dem Fauteuil neben dem Bett. Die bleichen Wangen zeigten Spuren von vergossenen Thränen, und in ihrem Schos, ihrer Hand entglitten, lag ein kleines goldenes Medaillon.

Das neugierige Mädchen beugte sich vor, um den Inhalt zu erkennen, es enthielt nichts als ein paar winzige hellblonde Haarlöckchen.

VIII.

Melissa.

Wenige Tage nach der „Faust"-Aufführung kündigten die Affichen die Abschiedsvorstellung der Tragödin Brunhild von Waldegg an. Dieselbe hatte ihren Contract mit dem L.schen Theater gelöst und es verlautete, daß sie beabsichtige, den Rest ihres Urlaubs in Sanct-Moritz zuzubringen, um Hochgebirgsluft zu athmen.

Das Haus war selbstverständlich ausverkauft und ein Blumenregen umrauschte die Schauspielerin, als sie die Bühne betrat. Außer den Lorberkränzen, welche zum Schluß der Vorstellung der scheidenden Künstlerin überreicht wurden, fielen noch einige verspätete Blumenspenden zu ihren Füßen nieder. Sie verbeugte sich dankend und hob dabei den kleinsten, unscheinbarsten Strauß auf, welcher dicht an der Rampe liegen geblieben war, sodaß der herabsinkende Vorhang ihn zerdrücken mußte.

Eine Stunde später saß die gefeierte Künstlerin allein in ihrem kleinen Salon im Hotel. Die letzten der abschiednehmenden Freunde hatten sie soeben verlassen, und von der Thür zurückkehrend, bis wohin sie dieselben begleitet, sank sie, erschöpft von den Anstrengungen des Abends, in einen Fauteuil und, die Hand gegen die schmerzende Stirn pressend, schloß sie die Augen.

Eine schwüle, blumenduftgeschwängerte Atmosphäre erfüllte den kleinen Raum, obgleich die Zofe auf Befehl der Künstlerin alle Blumen bereits entfernt hatte, bis auf den kleinen Strauß, den ihre Herrin bei der Rückkunft in der Hand gehalten und auch, als sie den Befehl aussprach, nicht zu den andern Blumen gelegt, sondern auf ihrem Schos behalten hatte. Während der halbstündigen Unterhaltung mit der Zahl derer, die ihr noch einmal Lebewohl zu sagen kamen, spielten ihre Hände unabläßig, wie in nervöser Erregung, mit den weißen Jasminblüten des Bouquets.

Todtenstille herrschte seit dem Weggang des letzten Besuchs in dem kleinen Salon. Die Künstlerin hatte auch ihre Zofe bereits entlassen, sie wollte den letzten Abend in dieser Stadt, in der sie so viel erlebt, allein sein. Einige Minuten verharrte sie regungslos, dann öffnete sie langsam mit einem tiefen Seufzer die Augen.

Ihr Blick fiel auf die in ihrem Schos duftenden Blumen. Ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen. „Meine Lieblingsblumen", flüsterte sie leise, wie in Erinnerungen versunken, „Nelken und Jasmin! Und es denkt mein Herz an ihn, der sie mir sandte als Abschiedsgruß!"

Sie stützte den Kopf in die Hand und blickte mit den von aufsteigenden Thränen verdunkelten Augen auf den kleinen Strauß, dessen duftende Blüten ihr von Jugend, Glück und Liebe erzählten. Unwillkürlich der Regung des Herzens folgend, beugte sie sich nieder und zog den Strauß an ihre Lippen.

Als sie ihn wieder fallen ließ, bemerkte sie, daß ein beschriebenes Blatt Papier sich um die Blütenstengel wand. Einen Augenblick zögerte sie ... dann lösten ihre bebenden Finger den Streifen, und mit halblauter Stimme las sie:

Fremd soll ich dir entgegentreten,
Nicht zeigen, daß du lieb mir bist!
O wüßtest du, die drum gebeten,
Wie schwer mir die Verstellung ist!

Denn was du mir von je gewesen,
Wovon dies Herz so übervoll,
In meinen Augen mußt du's lesen,
Wenn es der Mund verschweigen soll.

Den Augen kann ich nicht gebieten,
Sie fleh'n dich an: schau nicht zurück!
Nicht im Vergangnen find'st du Frieden,
Dort, in der Zukunft winkt das Glück!

„Nicht im Vergangnen find'st du Frieden", wiederholte sie mit zuckenden Lippen, „nicht im Vergangnen!"

„O komm! Die Zukunft birgt das Glück!" schloß die erregte Stimme Bruneck's, der ungehört von der Lesenden ins Zimmer getreten war und nun sein schwankendes Weib in die Arme und an seine Brust zog.

Sie versuchte nicht, sich von ihm loszumachen; wie bewußtlos ruhte die schlanke Gestalt in den sie umfangenden Armen. So verstrichen für Bruneck einige endlose, qualvolle Minuten. Mußte er nicht fürchten, daß jeder nächste Augenblick ihm aufs neue die kaum Wiedergeschenkte rauben werde! Daß sein Weib, sobald ihr das Bewußtsein zurückgekehrt, ihn wieder von sich stoßen werde, wie an jenem Abend ihres ersten Wiedersehens?

Endlich öffnete Melissa die Augen, aber sie hob den Kopf nicht von seiner Brust. „Karl", flüsterte sie kaum vernehmbar, „träume ich, oder ist es Wahrheit, du kommst zu mir?"

Er schloß sie mit einer ungestümen Bewegung noch fester an sich. „Melissa", sagte er flehend, „höre mich an, ehe du mich wieder von dir weisest! Ich bin nicht mehr der Egoist, den du in mir verdammt, der, auf die Allmacht seiner Liebe pochend, dich der Kunst, deren göttliche Weihe du empfangen, entreißen will, ein Talent, das Gott nur seinen Auserwählten geschenkt, die ganze Welt damit zu beglücken, zwang, in der Einsamkeit zu vergehen. Ich habe das Unrecht, das ich dir zugefügt, bitter bereut und will versuchen es wieder gut zu machen. Die Liebe zu dir, die meine Seele erfüllt, wird mir den Weg zeigen, wie ich dein mir entfremdetes Herz wiedergewinnen kann. Aber sei barmherzig und laß mich bei dir bleiben! Ich will dir folgen auf deiner Künstlerbahn, überall wohin dein Talent dich führt, will neidlos zusehen, wie sich die Blicke der Menge auf dein liebes Antlitz heften, nur stoße mich nicht zurück!"

Er hielt erschöpft inne und blickte mit fieberhafter Erregung in das zu ihm aufschauende bleiche Antlitz seines Weibes, angstvoll den Worten lauschend, die sie ihm zuflüsterte:

„Sei ruhig, Karl, ich gehe nicht mehr von dir. Sieh, wie du mich da hältst, bin ich dein eigen, wenn du mich haben willst. Dir ganz allein gehöre ich von dieser Stunde an, denn der Kunst habe ich heute Abend auf ewig Lebewohl gesagt."

Er öffnete die Lippen zu einem Protest, aber sie legte schnell ihre Hand auf seinen Mund. „Sage nichts dagegen, mein Freund", fuhr sie bittend fort. „Es ist kein Opfer, das ich dir bringe. Die Lorbern, die man mir heute reichte, sind erkauft durch Jahre voll bitterer Seelenkämpfe und heißer Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies des Jugendglücks! Als du zu mir kamst, da bebte mein Herz im Gefühl der Seligkeit, deine Stimme wieder zu hören, in deinen Augen die alte Liebe zu lesen ... doch bei deinen Worten stiegen die Schatten der Vergangenheit auf und stellten sich trennend zwischen mich und das Glück. Kannst du mir die Worte verzeihen, die ich damals, erfüllt von falschem Stolz, zu dir gesprochen?"

Bruneck drückte einen innigen Kuß auf die Stirn seines Weibes. „Sprich nicht vom Vergeben", sprach er ernst. „Wir haben beide gefehlt und unsere Schuld schwer gebüßt, nur allzu schwer! Lassen wir die Vergangenheit ruhen, Melissa! Und laß uns mit ungetrübten Blicken in die schöne, glückverheißende Zukunft schauen."

Triester Studien.

Von

Ferdinand Schifkorn.

I.

1) Historische Rückblicke.

Wer sähe nicht mit Bewunderung „Adrias Perle" zum ersten mal im vollen Strahlenglanz des Tagesgestirns, welches Himmel, Erde und Meer in goldige Fluten taucht!

Hier, im Schose der zu Fels erstarrten Riesenwogen des Karstes die reizend verborgene Thalmuschel mit ihrem Pinienhain, ihren aus smaragdgrünen Gartenинseln hervorschimmernden Villen; dort die Stadt selbst mit dem malerischen Terrassenaufbau, mit den von Menschen aus allen Welttheilen wimmelnden Molen und dem schlanken Pharus als Wahrzeichen des Weltverkehrs; endlich darüber hinaus, so weit die Sehkraft reicht, die Herrlichkeit des Meeres, ein in Azurblau und Gold prangender, blitzender Zauberspiegel, in welchem sich die dunkeln Schatten von Berg und Fels mit den hellen Doppelbildern alterthümlicher Städtchen und Thürme, mit Hundert und aber Hunderten von glitzernden und zitternden Masten und Segeln, Wimpeln und Flaggen zu buntem Farbenspiel vereinigen — gewiß, es ist ein Bild so reich und mannichfaltig, wie es nur wenige Punkte unserer Erde bieten.

Hat sich jedoch das Auge satt gesehen, betrachtet der Schauende die Welt nicht allein als Naturbewunderer, kennt er vielleicht die großen Handelsplätze anderer Länder, wie Marseille, Hamburg oder Liverpool, deren Verkehr sich in den letzten Decennien bekanntlich verdoppelte und verdreifachte; dann wird sich sein Forscherdrang unwillkürlich die Frage stellen, wie es wol kommen mag, daß eine Handelsstadt zu derselben Zeit in einen Zustand der Stagnation, ja relativ des entschiedenen commerziellen Rückganges gerieth, deren herrliche Lage sein Auge eben entzückte; eine Stadt, welche zudem in früherm raschen Aufschwunge die stolze Meeresbeherrscherin und Rivalin Venedig verdunkelnd, als erster Handelsplatz eines Reiches von 40 Mill. Seelen einer großen Zukunft entgegenzugehen schien.

So natürlich diese Frage scheint und so oft dieselbe daher schon gestellt worden ist, eine wirklich befriedigende, klare und umfassende Beantwortung wird ihr aus dem Munde der Betheiligten selten oder nie zutheil. Nicht daß es etwa

an Gründen fehlte; im Gegentheil, dieselben sind an dem gesegneten Golf der Adria billiger noch als Haselnüsse: Mangel an Unterstützung, ungenügende Verkehrswege, hoher Eisenbahntarif, falsche Zollpolitik, Concurrenz, Dampf, Suezkanal, Freihafen, Bismarck, Rübenzucker und sofort, werden je nach dem Parteistandpunkte des Befragten als Wurzeln des Uebels genannt, und es geschieht daher dem Wißbegierigen nicht selten, daß ihm ein und dasselbe Schlagwort als Quelle des Siechthums und wieder als einziges Heilmittel bezeichnet wird.

Der Unbefangene erkennt allerdings schon aus diesem bedenklichen Widerspruch der Meinungen, daß hier wie einst im Staat Dänemark so manches faul, daß, wenn auch in den meisten der vorgebrachten Ursachen des Niederganges ein gut Körnchen Wahrheit enthalten ist, die eigentliche Grundursache weit tiefer liegen müsse. Und diese Grundursache zeigt sich denn auch dem ungetrübten Auge schon bei aufmerksamer Prüfung der Gegenwart in gewissen Anzeichen und Merkmalen, wie sich etwa die Fährte des Wildes dem klaren Jägerblick dort zeigt, wo für andere jede Spur unmerklich ist. Diese Zeichen werden aber deutlicher noch und überzeugender, wenn jener Prüfung ein vergleichender Rückblick in die Vergangenheit folgt.

Die spärlichen Geschichtsquellen der ältesten Zeit durchblätternd, überrascht uns sofort die eigenthümliche Verkettung in den Beziehungen und Geschicken der historisch bedeutenden Adriastädte, deren detaillirte Erforschung und Darstellung wol das interessanteste Kapitel eines die Geschichte der großen Handelsemporien umfassenden Werkes bilden würde.

Da ist vor allen Aquileja, die berühmte, prächtige Handelscolonie der weltbezwingenden Römer, der Schlüssel Italiens und Knotenpunkt der wichtigsten Handelsstraßen des Alterthums, eine der üppigsten Blüten römischer Cultur, neben welcher dem kleinen Tergeste mit seinem Bevölkerungsconglomerat von Celten, Thraziern, Gepyden u. s. w. nur eine sehr bescheidene Rolle vergönnt war. Selbst als die Herrlichkeit des Römerthums ringsum schon gleich morschem Mauerwerk einer werdenden Ruine zerbröckelte, wuchs Aquileja noch immer an Macht und Reichthum, um erst nach mehr als sechshundertjährigem Bestande und auf stolzester Höhe der Entwickelung der plötzlichen Vernichtung durch Feuer und Schwert (452 n. Chr.) anheimzufallen.

Doch wie der Phönix aus der Asche, so erstand sie, wenngleich unter anderm Namen, verjüngt und prächtiger noch als wogenumrauschte Wunderstadt ein Lichtbild in dem dunkeln Chaos einer Zeit, in welcher die letzten Reste einer tausendjährigen Cultur von der gewaltigen Sturmflut halb wilden, halb christlichen Barbarenthums hinweggefegt wurden. Die Sage nämlich erzählt, daß es vorzüglich die vor den blutlechzenden Hunnen flüchtigen Bewohner von Aquileja waren, welche auf ihrem Asyl, der Inselwüste von Chioggia, Malamocco und Rialto den Grund legten zum nachmaligen großartigsten Handelsstaat des Mittelalters. Solche Kunde aber klingt um so wahrscheinlicher, als sie den wunderbaren Aufschwung der kleinen Republik von Sanct-Markus auf die natürlichste Weise deutet.

Ueber den Grund, weshalb die flüchtenden Aquilejer die fernern, unwirthbaren Inseln dem so nahen und von den Hunnen wol seiner Unbedeutendheit wegen

verschonten Tergeste als Zufluchtsort vorzogen, schweigt die Sage, und ebenso wenig findet der sich unabweislich aufdrängende Gedanke einen Ausdruck, wie so ganz anders sich die Geschicke der beiden Rivalinnen entwickelt hätten, wäre der kühne, rastlose Unternehmungsgeist vielerfahrener Kaufleute mit den Heimatlosen von Aquileja in die kleine Schwesterstadt eingezogen.

Dies geschah aber nicht. Während unter der Sonne der Freiheit und den eifrigen Bemühungen der thatkräftigen Gemeinde in den Sümpfen von Rialto die herrlichste Frucht unbemerkt heranreifte, gerieth das arme Tergeste infolge nie endender innerer Unruhen in die lichtlose Nacht geistiger und leiblicher Knechtschaft als Vasallin des Patriarchats von Aquileja! Nicht mehr der üppigen römischen Handelsmetropole zwar, doch immerhin desselben Aquileja, dessen Machtsphäre dem schwachen Tergeste von Anbeginn an die Bedingungen gedeihlicher Entwickelung entzogen hatte.

Man muß es den Bewohnern des damaligen Triest lobend nachrühmen, daß sie selbst unter dem ertödtenden Joch eines solchen Kirchenregiments Muth und Freiheitsliebe nie verloren, sich im Gegentheil nach mehrhundertjährigen fruchtlosen Kämpfen (948—1295) endlich die Unabhängigkeit von den herrschsüchtigen heimischen Bischöfen sowol als von den nicht minder herrschsüchtigen Patriarchen von Aquileja erstritten; leider kam jedoch dieser Erfolg zu spät, um die goldenen Früchte der jungen Freiheit zu ernten.

Schon hatte der geflügelte Löwe seine Kraft erprobt gegen slawische Piraten, Normannen, Sarazenen und gegen seine gefährlichste Feindin, die genuesische Republik; eifersüchtig auf jede rivalisirende Handelsbewegung im Bereiche seiner Machtsphäre schlug er mit der gewaltigen Pranke um so grimmiger auf den kecken kleinen Freistaat los, je erfolgreicher sich derselbe anderer Gegner erwehrt hatte.

So schien es denn, als sei das unglückliche Tergeste durch eine seltsame Verkettung der Umstände zum Aschenbrödel unter den rivalisirenden Schwesterstädten an der Adria bestimmt, zumal es den schlimmsten seiner Feinde in den eigenen Mauern beherbergte, den Parteihader nämlich, der die Bürger unter sich zu Mord und Todtschlag hetzte, ja im Jahre 1313 endlich zum offenen Bürgerkriege führte, bis schließlich die gehaßten Anhänger des Deutschen Kaisers niedergemacht, deren Häuser aber von dem blind wüthenden Pöbel niedergerissen wurden!

Es war die Drachensaat, aus welcher zum Unglück der Stadt der Unfriede Jahrhunderte hindurch fortwucherte, ja unter andern Formen und Namen noch heute seine Blüten treibt.

Den Manen der erschlagenen deutschgesinnten Bürger und Patrioten wurde zwar schon 1382 eine ebenso lehrreiche wie denkwürdige historische Sühne, indem sich die Vertreter der bedrängten Adriastadt am 30. Sept. jenes Jahres am Hoflager Herzog Leopold's III. zu „Grätz" einfanden, um das zu erbitten, was ihre Väter mit dem Aufwande kostbaren Bürgerblutes befehdet, den Schutz eines deutschen Fürsten; aber auch dieser konnte, vielbeschäftigt mit näher liegenden Angelegenheiten, keine Wunder wirken. Daher untergruben innere Wirren und äußere Streitigkeiten den Wohlstand der Stadt allmählich, trotz aller von den deutschen Schirmherren ihr zugewandten Gunst.

In der That könnte man Folianten füllen mit den Verordnungen, Privilegien und Patenten, welche in den nächsten Jahrhunderten von den Herrschern Oesterreichs, nicht selten zum Nachtheil der eigenen Erblande, zur Hebung des triester Handels erlassen wurden. In älterer Zeit (seit 1462) war es namentlich der sogenannte „Straßenzwang", durch den zur nicht geringen Plage der inländischen Kaufleute die Waarenzüge gewaltsam von dem gewohnten und bequemen Handelswege nach Venedig abgezogen und über schlechte, steile Bergstraßen nach Triest geleitet wurden: ein Verfahren, das übrigens selbst für den begünstigten Theil seine Schattenseiten hatte, da es diesen in endlose Fehden verwickelte. Ja die Stadt entging infolge dieser Begünstigung nur mit genauer Noth, durch Vermittelung ihres ehemaligen Bischofs und berühmten Papstes Aeneas S. Piccolomini, gänzlicher Zerstörung durch die Heeresmacht der venetianischen Republik, welche keineswegs gewillt war, sich die Kunden des Festlandes ohne Einwendung hinwegdecretiren zu lassen.

Gleichwol war es schließlich abermals die Hydra innerer Zwietracht, welche, Schlimmeres vollbringend als der schlimmste Feind, alle Kräfte der Bürger lähmte und die unglückliche Stadt im Laufe der nächsten Jahrhunderte derart herabbrachte, daß ihre Mauern 1711 nicht mehr als 3000 Bewohner schützten, ja daß nach Versicherung der Chronisten in ihren Straßen das Gras wucherte.

Karl VI. wird von der Mehrzahl der Historiker als Wiederhersteller, resp. Begründer Triests genannt. In der That war er jedoch nur der unermüdlichste Wohlthäter der durch innere und äußere Feinde zu Grunde gerichteten Handelsstadt, indem er viele Millionen deutschen Geldes zur Herstellung der zerstörten Magazine sowie des verwüsteten Hafens spendete, dessen erster aus Quadern erbauter Molo noch heute des Deutschen Kaisers Namen trägt; indem er ferner nicht nur die frühern Privilegien bestätigte, und zur Erleichterung wie Regelung des Handelsverkehrs ein Handels- und Wechselgericht für Triest errichtete, sondern auch den neuen Hafen für einen Freihafen erklärte (2. Juni 1717).

Allein trotz dieses Regens von Gnadengeschenken, so gewinnbringend er für die verarmten Bewohner der Handelsstadt sein mochte, gewann diese selbst als erster Handelsplatz eines großen Reiches kaum merkbar an Bedeutung; auch dann nicht, als sich zu all diesen Beweisen kaiserlicher Gewogenheit noch die Gunst der launischen Glücksgöttin gesellte. Venedig, die unversöhnliche Feindin, schon durch den Verlust des ostindischen Handels geschwächt, der mit Beginn des 17. Jahrhunderts den von Vasco de Gama entdeckten neuen Seeweg genommen, hatte den Rest seiner Macht in langen erbitterten Kämpfen gegen die fanatischen Horden der Osmanen eingebüßt, um nach heroischem Widerstande in jenes dumpfe, träumerische Hinbrüten zu versinken, das bei Individuen wie bei Völkern sanguinischen Temperaments schweren Schicksalsschlägen zu folgen pflegt.

Der rastlose, durch Erfolg beflügelte Handelsgeist der gefährlichsten Concurrentin Triests war gebrochen, die Bahn frei; es galt nur, sie ebenso kühn und muthig zu betreten! Doch vergeblich lockte der neue Freihafen die Schiffer aller Nationen; der erhoffte „Mastenwald" wollte sich nicht zeigen, der Molo von San-Carlo sich nicht beleben, die Magazine sich nicht füllen; es war, als läge ein

Fluch auf der stillen Stadt und ihrem Freihafen, ein Bann, welcher alle Segel fernhielt von ihren Gestaden.

Dieser Bann aber bestand in der That; er bestand in dem ganz abnormen Fremdenhaß der damaligen Kaufmannschaft Triests, welche theils aus religiöser und nationaler Intoleranz, noch mehr aber einem Triebe engherziger Eigensucht folgend, mit Verkennung des wahren Wohles der Stadt jeden nicht im Weichbilde der letztern Geborenen von den Vortheilen der erhaltenen Privilegien ausschloß, den auswärtigen Kaufherrn gleichsam nur als Gewinnobject, nicht aber als Theilnehmer am Gewinn behandelte. Dieser kleinen, aber einflußreichen Abderitenpartei war schon 1478 unter Kaiser Friedrich III. die Erwirkung eines kaiserlichen Erlasses gelungen, welcher allen Fremden in Triest bei schwerer Strafe verbot, Handel zu treiben; im Jahre 1673 aber setzte dieselbe ein noch einfacheres Verfahren ins Werk, indem summarisch alle Fremden ohne Ausnahme, wie etwa heutzutage Dirnen und Vagabunden, polizeilich fortgeschafft wurden, ein Verfahren, das man 1678, als sich abermals eine Anzahl übel berathener Fremdlinge eingefunden, mit gleicher Strenge wiederholte: gewiß ein drastisches Beispiel der Methode, womit man in der guten alten Zeit eine verödete Handelsstadt zu beleben versuchte!*)

Kaiser Karl VI. war diese Schattenseite seiner Lieblingsstadt trotz seiner so vielseitigen Sorgen nicht entgangen; doch kein Freund einschneidender Maßnahmen, beschränkte er sich darauf, das Fremdenverbot insoweit abzuschaffen, daß Ansiedler wenigstens so lange geduldet wurden, als es ihnen nicht beifiel, den einheimischen Kaufmann durch Concurrenz zu stören, d. h. Handel zu treiben. So stieg denn die Bevölkerungsziffer durch die Einwanderung von Tagelöhnern und Handwerkern um ein Geringes, dem mit dem Aufwande so großer Kosten angestrebten Ziele aber kam man damit auch nicht um einen Schritt näher.

Dem scharfen Auge eines Kaunitz, der mächtigen und glücklichen Hand der großen Maria Theresia blieb es vorbehalten, den Krebsschaden, welcher so lange schon an dem Marke der Adriastadt zehrte, in seiner ganzen Gefährlichkeit zu erkennen und sofort mit scharfem Schnitt zu beseitigen.

Ein kaiserlicher Erlaß vom Jahre 1747 sicherte nunmehr ausdrücklich allen unbescholtenen Fremden ohne Unterschied des Standes und der Religion volle, ungeschmälerte Handelsfreiheit zu, gewährte jedem Bewohner Triests, ob ansässig oder nicht, gesetzlich gleichen Schutz und gleiches Recht; ein anderes Patent aber dehnte die Zollfreiheit auf den ganzen Umkreis der Stadt aus, wodurch erst jener später so schwunghaft betriebene Depot- und Zwischenhandel ermöglicht wurde.

Wenig bekannt und noch weniger gerühmt zählen beide Gesetze gleichwol zu den erfolgreichsten Thaten der großen Herrscherin und ihres geistvollen Kanzlers. Wie ein aus dumpfer Kerkerluft befreiter Gefangener athmete die ihrer Fesseln

---

*) Diese charakteristischen Daten sind H. von Costa's gründlichem Werke: „Der Freihafen von Triest" (Wien 1838), entnommen, welches, durchweg aus Originalquellen schöpfend, die Localverhältnisse und Ereignisse stets vom Standpunkt des wärmsten Patriotismus beurtheilt.

entledigte Handelsstadt auf, Fremde aus aller Herren Ländern strömten herbei, dem Handelsverkehr neue Impulse, ungezählte Summen zuführend, und wäre über die entscheidende Wirkung jenes Fremdengesetzes überhaupt ein Zweifel möglich, er müßte vor der Thatsache schwinden, daß schon vier Jahre später die Zahl der den damaligen Levantehandel beherrschenden eingewanderten Griechen die Bildung einer sich wechselseitig unterstützenden Gemeinde und den Bau einer eigenen Kirche gestattete.

Ein Fremder war es aber auch, der deutsche Kaufherr Bolz, welcher 1783 die erste Ostindische Handelscompagnie gründete, ein Fremder, Commerzienrath Verporten, welcher 1779 das erste Handelsschiff nach Amerika entsendete, durch solches Beispiel eine neue, unerschöpfliche Quelle gewinnreichen Verkehrs erschließend. Die freie Bahn war betreten, und dem mächtig entfachten Wetteifer einheimischer und fremder Kräfte gelang es binnen wenigen Decennien, die schlummernde Rivalin Venedig zu überflügeln, die unscheinbare „Perle der Adria" zum hochbedeutsamen Kleinod des Reiches zu erheben.

Nahezu 60 Jahre währte solche Blütezeit, nur unterbrochen durch die brutale Behandlung Napoleon's I., dessen Zorn die Stadt durch Uebertretungen der drückenden Satzungen des berüchtigten Continentalsperrsystems erregt hatte. So sehr aber auch der triester Handelsverkehr unter französischer Gewaltherrschaft zu leiden hatte, ein Niedergang derselben läßt sich von jener Epoche um so weniger herleiten, als ziffermäßige authentische Beweise dieser Annahme entgegenstehen. Diesen Beweisen zufolge war nämlich der Waarenwerth des triester Handels während des französischen Interregnums von 54 auf $2^1/_2$ Mill. Fl. gefallen, zwei Jahre nach letzterm jedoch schon auf 76 Mill. Fl. gestiegen, um unter Schwankungen von nebensächlicher Bedeutung bis zum Jahre 1876 die Höhe von circa 400 Mill. zu erreichen.

Von einem absoluten, jener Zwischenperiode entspringenden Niedergange kann also nicht die Rede sein; im Gegentheil nahm Triest im Laufe des letzten halben Jahrhunderts noch immer an Bedeutung zu, und erst bei genauem Vergleiche seiner jährlichen Bilanzausweise mit jenen anderer Handelsemporien entdeckt man, daß diese Zunahme nur bis zu einem gewissen Zeitabschnitt den Charakter kräftigen Gedeihens an sich trägt, dann jedoch allmählich in kümmerliches Vegetiren übergeht und endlich in einen, immer vergleichungsweise, gänzlichen Stillstand geräth.

Faßt man aber diesen Zeitabschnitt schärfer ins Auge, so erkennt man sofort, daß die Symptome der Erschlaffung des triester Handels genau mit der geistigen Erstarrung zusammenfallen, welcher die Bevölkerung Oesterreichs nach dem Tode seines edelsten Herrschers, Joseph's II., anheimfiel, und hat damit auch die Grundursache der räthselhaften Erscheinung gefunden.

Der materiellen Verkehrssperre Napoleon's war das geistige Sperrsystem Metternich's gefolgt, unter dessen Einfluß die Bewohner der Adriastadt ebenso wie jene des ganzen weiten Reiches in ein traumhaftes Genußleben, in eine Art von somnambulen Zustand versetzt wurden, dessen Nachwirkungen trotz des stür-

mischen Erwachens in den Märztagen noch heute fühlbar sind. Während man aber innerhalb der schwarz-gelben Pfähle drei Decennien freiwillig oder gezwungen verträumte oder verschlemmte, eilte man außerhalb derselben rastlos vorwärts auf der Bahn des Fortschrittes; ja als gelte es, die im Osten vergeudete Zeit einzubringen, löste der menschliche Geist im fernen Westen eins jener Probleme, deren Ausführung zu den höchsten Triumphen der Culturarbeit unsers Jahrhunderts zählt. Der Amerikaner Fulton hatte sein erstes Dampfschiff erbaut (1807), und alsbald wetteiferten Amerika und England in erster, Frankreich und Deutschland in zweiter Linie, die ungeheuere Tragweite der Erfindung erkennend, in deren Ausbeutung; nur Oesterreich schlummerte ruhig fort, wohl bewacht von seinem Herrn und Meister, der auf keinem Gebiet ein Freund gefährlicher Revolutionen, auch dieser ein vielleicht ahnungsvolles Mistrauen entgegenbrachte.

So kam es denn, daß, als schon längst alle Meere von Hunderten amerikanischer, englischer und anderer Dampfer befahren, in allen Welttheilen neue Handelsverbindungen angeknüpft worden waren, der Oesterreichische Lloyd in Triest seinem Ehrenpräsidenten, dem Fürsten Metternich, erst den Plan einer Dampfschiffahrtsverbindung auf den Gewässern der Levante zur Einsicht und Genehmigung submissest unterbreitete (1836).

Die Früchte des Metternich'schen Systems, das ja mit dem Sturze seines Trägers noch lange nicht abgethan war, zeigen sich so recht anschaulich, wenn man die Entwickelung anderer Handelsmarinen mit jener Oesterreichs vergleicht; so besaß beispielsweise im Jahre 1869 die amerikanische Handelsmarine 3341 Dampfer mit 1,015000 Tonnen, die englische 2916 mit 1,161000 Tonnen, jene Oesterreichs aber 84 Dampfer mit 47304 Tonnen! Solchen Ziffern gegenüber wunderte man sich aber noch über den Niedergang des triester Handelsplatzes!*)

Trotz alledem schien in neuester Zeit eine andere Großthat auf dem Gebiet der Cultur, der Durchstich des Isthmus von Suez, nach langen Kämpfen ausgeführt von dem genialen Franzosen Ferdinand von Lesseps, eine neue Aera des Aufschwunges für Triest zu versprechen. Mußte man es doch als einen unerhörten Glücksfall betrachten, daß mit dem Aufwand ungeheuerer Summen und Arbeitskräfte gleichsam vor den Thoren der Stadt eine Straße nach den unermeßlichen Handelsgebieten Hindostans und Chinas eröffnet war, welche den adriatischen Seefahrern einen Vorsprung von acht bis zwölf Tagereisen gegenüber ihren gefährlichsten Concurrenten gewährte.

Und gewiß hätten Energie und Unternehmungsgeist, unterstützt durch solchen Glücksfall, so manche frühere Versäumniß auszugleichen vermocht; doch an der Adria blieb alles im altgewohnten Gleise, und so trat denn mit der unerbittlichen Consequenz eines Naturgesetzes mit der Eröffnung des Suezkanals das gerade Gegentheil des erhofften Aufschwunges ein. Die Kürzung des Weges für Triest wurde eben von seiten der Concurrenten durch den gewaltigen Einsatz ihrer

*) Wie sehr man in Oesterreich die Wichtigkeit der Dampfschiffahrt verkannte, geht am deutlichsten aus der Thatsache hervor, daß man eben jetzt, 75 Jahre nach deren Erfindung, ein Steuerbefreiungsgesetz zur Hebung derselben — vorbereitet.

Dampfkraft wettgemacht, indem gegen je hundert österreichische tausend fremde Dampfer die neue Straße benutzen.

Aber nicht nur die Zahl, auch die Größe der heutigen Transportmittel zur See ist zum bedeutenden Moment in diesem Wettstreit der Nationen geworden und deshalb der größten Beachtung werth.

Leider besitzt die erste und größte Dampfschiffahrtsgesellschaft Oesterreichs noch bisjetzt kein Schiff, das an Tonnengehalt und Dampfkraft die Riesendampfer der Engländer und Franzosen erreichte, welche dadurch in der Lage sind, nicht nur den Löwenantheil des ostindisch-chinesischen Handels zu behaupten, sondern gleichsam im Fluge ein gutes Stück des levantinischen Waaren- und Personenverkehrs an sich zu reißen, Triest zum Kleinspediteur der Levante herabzudrücken.

Um das Maß voll zu machen, wird aber selbst in diesem bescheidenen Geschäftszweige des Seehandels die Concurrenz für Triest mit jedem Jahre fühlbarer. Nicht nur, daß die ehrwürdige Venetia, wie aus langem Schlaf erwachend, den alten Wettkampf wieder aufzunehmen sich anschickt, erstand in aller Stille in der magyarischen Treibhauspflanze Fiume eine neue Rivalin, deren jüngste Handelserfolge zwar beweisen, was eine zielbewußte, consequent verfolgte Handelspolitik auch ohne große Mittel zu leisten vermag, aber zugleich unserer „Adriaperle" den letzten Nachschimmer ihrer Glanzperiode zu rauben drohen.

Das Leben von Völkern und Städten, nach Jahrhunderten zählend, zeigt oft seltsame Parallelen. Wie zu Karl's VI. Zeit steht das alte Tergeste an einem Wendepunkte seines Geschickes; wie damals plant man auch heute eine großartige Umgestaltung des kaum vollendeten neuen Hafens; wie damals sollen die österreichischen Steuerzahler viele Millionen Gulden für das Gedeihen einer Stadt opfern, welche bisher solche Liebesgaben nicht zu würdigen wußte.

Man sehe sich vor. Nicht nur der Hafen, anderes noch im innersten Weichbilde der Stadt bedarf vor allem der Umgestaltung, soll die historische Parallele nicht eine unliebsame Fortsetzung erfahren, sollen weite Wasserbecken, prächtige Kais, ungeheuere Magazine nicht wie vor anderthalb Jahrhunderten vergebens der Schiffe und Waaren harren, um gefüllt und belebt zu werden.

2) Handel und Wandel.

„Der Handel ist's, der mit einem Federstrich Welttheile verbindet", sagte einst Schiller als Lehrer der Geschichte, wie immer die idealste Seite des seinem Geiste vorschwebenden Stoffes beleuchtend. Weit hinweg über alle kleinlichen Schwächen menschlichen Treibens, wie über den unreinen Bodensatz des „Geschäfts" sah das Auge des edeln deutschen Dichters nur das Schöne und Großartige der Handelswelt.

Solchem Poetenauge würde sich gewiß auch in Triest viel des Schönen und Anregenden erschließen, wie denn auch der nüchterne Blick des Nichtpoeten bei nicht zu langem Verweilen oder zu scharfem Vergleichen meist ein günstiges Erinnerungsbild der „Adriaperle" mit sich nimmt.

Abgesehen von der herrlichen Lage der Stadt wie vom Anblick des Meeres, das den unverwöhnten Beschauer immer und überall zur Bewunderung zwingt, ist es namentlich die Fremdartigkeit des Colorits, verbunden mit dem verwirrenden Aufwande südlicher Lebhaftigkeit, was den Fremden bei einem Gange längs des Hafenkais oder der Molen überrascht, eine Lebhaftigkeit, welche namentlich ganz geeignet ist, auch ein Kennerauge über Gewicht und Umfang des Geschäftsverkehrs zu täuschen. Nimmt es doch ein einziger, Kastanien oder Naschwerk feilbietender, welscher Knirps an Lärmeffect mit zehn nordischen Heringsverkäufern auf; sprudeln doch zwei streitende Fachini in einer Minute mehr Injurien aus, als deutsche Lastträger für das ganze Jahr vorräthig haben; erreichen doch ein Dutzend hamburger Fuhrleute mit der Lenkung und Anfeuerung ihrer wohlgenährten Riesenrosse nicht entfernt die großartige Wirkung auf die Gehörnerven ihrer Nebenmenschen, wie ein triester Karrenbesitzer im Verein mit einem bedauernswerthen, mühselig vorwärts schreitenden Ochslein!

Denkt man sich nun noch das Signalgetöse der Dampfschiffe dazu, das Geklingel der passirenden Tramwaywagen, das Schreien der Matrosen, die Zurufe der Barkenführer, das Knarren der Walzen und Krane, das Rollen der Fässer und Ballen, alles mit südlicher Energie betrieben, so begreift sich leicht, daß der durchreisende Fremde angesichts solcher Beweise betäubenden „Weltverkehrs" allen kritischen Gedanken und Vergleichen entsagt, um dem überlegen dreinschauenden triester Fremde oder Cicerone seine aufrichtige Bewunderung auszudrücken.

Eine andere, zumal in deutschen Gemüthern noch immer gern gehegte Illusion jedoch schwindet jedem in Triest Weilenden am ersten Tage schon, die Illusion nämlich, daß die Perle der Adria eine deutsche Handelsstadt sei. Vor 20 Jahren noch konnte man mit Hülfe einiger Phantasie die freundliche Täuschung festhalten; heute gehört selbst des neuesten triester „Fremdenführers" (1881) schüchternes Mahnwort: „man spreche den Triestiner deutsch an, und er wird deutsch antworten", in das Gebiet frommer Wünsche. Nein, will man aufrichtig sein, so muß man offen bekennen, daß nicht nur das deutsche Element selbst auf ein Minimum reducirt, sondern auch die Kenntniß der deutschen Sprache in Triest nicht mehr die Regel, sondern nur eine Ausnahme ist.

Die Ursache dieser Erscheinung liegt theils in politischen, theils localen Verhältnissen, theils endlich auch in der Eigenart des Deutschen, resp. Deutsch-Oesterreichers selbst.

Was die erstern anbelangt, so ist es ja eine allbekannte Thatsache, daß durch die in der „Versöhnungsära" beliebte Bevorzugung aller Nichtdeutschen in Oesterreich der letztern ohnedies nicht geringes Maß von Selbstgefühl und Herrschlust in einer Weise gesteigert wurde, daß den Deutschen, wo ihnen nicht der natürliche Schutz überwiegender Majorität zur Seite steht, nachgerade die Existenz verleidet wird; tritt nun infolge localer Verhältnisse, wie dies speciell in Triest der Fall ist, ein feindliches ultranationales Element hinzu, das seines Hasses gegen das Deutschthum im allgemeinen, wie des Oesterreicherthums im besondern gar kein Hehl hat, so darf es nicht mehr wundernehmen, wenn statt der frühern deutschen Zuwanderung eine unscheinbare, aber stetige Auswanderung eintrat, in welchem

Umstande denn auch die geringe Zunahme der Stadtbevölkerung*) theilweise Erklärung findet.

Andererseits ist die Klage über die rasche Entnationalisirung des Deutschen in der Fremde nirgends berechtigter, die beklagte Thatsache aber auch nirgends natürlicher als eben in Triest. Erweist sich das dem germanischen Charakter wenig sympathische Polen- oder Magyarenthum so zugkräftig, daß im Umgange mit demselben schon die Söhne deutscher Einwanderer zu Ultrapolen oder Magyaren heranwachsen, so kann es nicht mehr befremden, daß der Deutsch-Oesterreicher in seinem bisher äußerst bescheidenen Nationalbewußtsein — von Stolz sei gar nicht die Rede —, besonders da ihn meist nur geschäftliche oder dienstliche Interessen in Triest festhalten, sich seines daselbst nur unbequemen Deutschthums so rasch als möglich entäußert, um Sprache und Sitte eines Volkes anzunehmen, das in Wort und Bild zu verherrlichen deutsche Dichter und Künstler ja nimmer müde werden!

Ein Blick nur auf die Firmatafeln des österreichischen Handelsemporiums gibt ein beredtes, wenn auch stummes Zeugniß für diese selbstverleugnende deutsche Schwärmerei; Namen wie Antonio Hubermaier, Enrico Müller oder Giovanni Abeles kann man fast in jeder Gasse in Goldlettern prangen sehen, und trotz eines unwillkürlichen Lächelns über solch possirliche Concession an das herrschende Idiom beschleicht den deutschen Leser doch ein beschämendes Gefühl, zumal wenn er gewahr wird, daß das Deutsch Hubermaier's oder Müller's in der That noch possirlicher ist als sein — Italienisch.

Jenen Optimisten jedoch, welche ihre Schlüsse aus zufälligen Begegnungen mit deutsch sprechenden Triestinern ziehen, seien nachfolgende authentische Ziffern zur Berichtigung ihrer voreiligen Folgerungen empfohlen.

Zufolge der jüngsten Volkszählung (1881) gab es in Triest, Stadt und Vororte zusammengenommen, unter 133383 Einwohnern 88887 mit italienischer, 26500 mit slawischer und 5141 mit deutscher Umgangssprache. Bedenkt man, daß unter diesen 5141 Deutschen die große Zahl kaiserlicher Beamten, Professoren, Lehrer, Journalisten u. s. w. eingeschlossen ist, so wäre die Percentualziffer der freiwillig in Triest, der vermeintlich deutschen Handelsstadt, noch weilenden Deutschen geringer als die der Hauptstadt Frankreichs oder Englands. Noch drastischer erscheint aber diese Ziffer, wenn man derselben die Zahl der triester Israeliten deutschen Stammes mit 5000 Köpfen gegenüberstellt, da sich hieraus die interessante Thatsache ergibt, daß es die große Mehrzahl deutscher Triestiner zweckentsprechend fanden, sich ihren mehr oder minder wohlklingenden germanischen Namen zum Trotze für Landsleute des göttlichen Dante zu declariren!

Die Romanisirung Triests ist somit eine nicht mehr wegzuleugnende Thatsache; es handelt sich nur noch um die Frage, ob denn der Jubel der Triestiner auch berechtigt, ob das Heil der Stadt in der That damit begründet ist, wie die hypernationale Partei bei jeder Gelegenheit glauben machen will.

---

*) Im Jahre 1869 zählte man in der eigentlichen Stadt 70000, 1876 77000, 1881 72000 Einwohner.

Die Statistik, eine bisweilen recht unangenehme Wissenschaft, spricht ein entschiedenes „Nein". Der Triestiner weiß sich jedoch als geschickter Rechner zu helfen, indem er die unangenehme Wahrheit der Wissenschaft im Handumdrehen in eine angenehme — Täuschung umwandelt.

Um dieses Kunststück der Rechenkunst richtig zu würdigen, muß man wissen, daß Triest — vielleicht in Voraussicht künftiger Größe — in zehn Bezirke eingetheilt ist, wovon fünf die wirkliche Stadt, die andern fünf jedoch die Umgebung unter dem Namen „Contrade suburbane" umfassen. Wäre nun diese Umgebung, ähnlich den Vororten Wiens, der Stadt an Gebäuden und Bevölkerungscharakter homogen, so ließe sich gegen deren Einbeziehung in die Einwohnerzahl des Stadtrayons nicht das mindeste einwenden; betrachtet man jedoch einen Plan von Triest, so kann man in den fünf Umgebungsbezirken — mit alleiniger Ausnahme desjenigen, der das Lloyd-Arsenal und dessen Arbeiterbevölkerung umfaßt — beim besten Willen und mit dem schärfsten Glase nur vereinzelte Gehöfte und Dörfer entdecken, deren Bewohner bekanntlich zum weitaus größten Theil slawische Landleute sind.

Allerdings wird trotzdem niemand dem Triestiner grollen, wenn sich derselbe im patriotischen Eifer auf die Frage des Fremden nach der Zahl der Bewohner von Triest zur stattlichen Ziffer von 133000 oder wol gar 141000 emporschwingt, in welch letzterer dann auch das sogenannte Stadtgebiet mit seiner rein bäuerlichen Slawenbevölkerung eingeschlossen ist; in ganz anderm Lichte erscheint aber die Sache, wenn, wie dies häufig geschieht, die Statistik geradezu misbraucht wird, indem man auf Grund der slawischen Fruchtbarkeit ringsum auf Berg und Thal eine Zunahme der Stadtbevölkerung von Triest allen Ernstes in Schrift und Wort behauptet. Wer von einer Krankheit genesen will, darf die Symptome nicht verleugnen; ein Krankheitssymptom und nichts anderes ist es aber, wenn die Seelenzahl einer Handelsstadt sich in 24 Jahren (1857—81), wie schon erwähnt, nur um eine Ziffer von 7300 vermehrt*), während die Einwohnerzahl der ländlichen Umgebung in demselben Zeitraum von 34000 auf 61000 steigt, sich also nahezu verdoppelt!

Jeder Freund Triests — und wer von denen, die je in der schönen Adriastadt verweilt, wäre dies nicht — muß dieses sichtliche Dahinkranken einer Stadt beklagen, welche von der Natur mit allen Bedingungen zur Entfaltung reichster Blüte begnadet, vor allem berufen schien, ein adriatisches Hamburg oder Liverpool zu werden; jeder wahre Freund muß aber auch zugestehen, daß dieser Zustand nur zum geringern Theile eine Folge äußerer Einflüsse wie ungünstiger Handelsconstellationen, Bahnverbindungen, Tarife u. s. w. ist, so gern der triestiner Kaufherr sich dies selbst und der Welt glauben machen will, sondern daß der größere Theil der Schuld eben die Majorität dieser Herren selbst trifft, welche seit Decennien ihre besten Kräfte an die Erreichung des nationalen Hauptzieles, die gänzliche Romanisirung Triests vergeudeten, ohne in ihrer Verblendung zu bedenken, daß eine Handelsstadt wol der ungeeignetste Tummelplatz für nationalen Sport ist.

---

*) Hamburgs Bevölkerung vermehrte sich während dieser Zeitperiode um 153000 Personen.

Diese Schuld erscheint aber um so größer, faßt man Einfluß und Macht ins Auge, über welche der Handelsstand von Triest gebietet. Weit mehr noch als in andern Handelsstädten tritt hier vor dem traditionellen Nimbus des „Negocianten-thums" Rang und Ansehen jeder Art in den Hintergrund, selbst wenn sich diese auf die hervorragendsten Geistes- und Charaktereigenschaften stützen; weit mächtiger als anderswo ist daher auch der triester Kaufherren Einfluß auf die hundert Räder der städtischen Verwaltungsmaschine sowol wie auf Geist und Sitte des gesellschaftlichen Lebens, sodaß das Wort „Negoziante" hier in der That dem „Selam" des Märchens gleicht, vor dessen Klang sich Thore und Thüren, jene der einbruchsichern Kassen nicht ausgenommen, öffnen.

Während jedoch ähnliche sociale Machtverhältnisse in großen Handelsemporien anderer Länder höchstens in dem Sinne ausgebeutet werden, daß man all die vielseitigen, im Entwickelungsgange einer See- und Handelsstadt auftauchenden Fragen mit Hintansetzung aller ethischen Rücksichten vom rein praktischen Standpunkte des „Geschäfts" auffaßt, nahm in Triest in dem Maße, als das romanische Element durch Zuwanderung aus dem nahen Citronenlande im Schos der einflußreichsten Körperschaft wuchs, der frühere patriotische Ehrgeiz des triestiner Handelsherrn ab, die Heimatsstadt zum Herrscherthron der Adria zu erheben, dem noch heißern Wunsche weichend, dieser Heimat das geliebte nationale Gepräge aufzudrängen.

So kam es denn, daß bald die unbedeutendsten wie die ernstesten Lebensfragen der Stadt vom einseitig und engherzig nationalen Standpunkt aus betrachtet, der nationale Parteihader selbst zur Hauptsache aufgebauscht, endlich das Gemeinwohl der Stadt nationalen Sonderwünschen geradezu geopfert, ja geflissentlich untergraben wurde, um auf Grund allgemeiner Unzufriedenheit den Bau des nationalen Luftschlosses zu begründen.

Allerdings lag und liegt dies nicht in dem Willen der großen Mehrheit des triester Kaufherrenstandes; vielmehr wurde diese Majorität unbewußt von einer kleinen fanatischen Clique misbraucht; nichtsdestoweniger verrichtete erstere die Geschäfte der letztern, indem sie sich mit Hintansetzung jeder andern Rücksicht allgemach einen separaten Staat im Staate, ein nationales Zaunkönigreich zurechtmachte, und dadurch jenen verderblichen Sondergeist nährte, der, abgesehen von dem heute beliebten welschen Gewande, wie schon gezeigt wurde, von jeher das eigentliche Stigma Triests bildete. Ja im Sinne der nationalen Heißsporne an der Adria müßten noch heute die wenigen stationären Fremden mit Polizeigewalt entfernt werden, um die nationale wie mercantile Bequemlichkeit der „Levantespediteure" vor Concurrenz zu bewahren.

Die Folgen solcher nationalen Engherzigkeit mußten aber gerade für Triest noch weit verhängnißvoller werden als für andere Handelsstädte, weil ersteres in dem seine Mauern umgebenden breiten Gürtel dichtbevölkerten Slawenlandes nicht jenen homogenen Kraftzuwachs findet, den keine Stadtbevölkerung auf die Dauer, ohne Gefahr zu entarten, entbehren kann.

Dieser bisher wenig gewürdigte Umstand fiel nur so lange nicht ins Gewicht, als aus dem noch österreichischen Italien zahlreicher Ersatz zufloß, gleichzeitig aber

das noch stark vertretene deutsche Element die allgemeine Erschlaffung der Kräfte hintanhielt; nachdem aber Triest die Bürger des national geeinigten, freien Italien nicht mehr zur Zuwanderung verlockte, das deutsche Element dagegen, insoweit es sich nicht dem romanischen amalgamirte, glücklich abgestoßen worden war, wurde der nationale Siegesjubel plötzlich durch die erwähnte unangenehme Entdeckung gedämpft, daß die slawische Bevölkerung der Umgebung trotz aller Romanisirungsversuche in rapider Zunahme begriffen ist, während die mit allen Mitteln raffinirter Treibhauskunst erzeugte Stadtbevölkerung italienischer Nationalität unheimlichem Siechthum entgegensieht.

Gleichwol ist dieses Resultat des leidenschaftlich betriebenen Nationalsports lange nicht das schlimmste.

Es wurde schon darauf hingewiesen, wie wenig Verständniß die Metternich'sche Regierung der wichtigsten Erfindung des Jahrhunderts auf technischem Gebiet, der Anwendung der Dampfkraft, entgegengebracht. So unverzeihlich aber auch dieses Versäumniß von seiten der Regierung war: an den reichen Kaufherren von Triest*) wäre es gewesen, dieselbe durch eigene Kraft möglichst unschädlich zu machen; statt dessen aber sahen diese mit verschränkten Armen zu, wie alle Handelsplätze der Welt ihren letzten Thaler opferten, um einander in der Zahl, Größe und Triebkraft ihrer Dampfschiffe zu überbieten, sahen zu mit dem vergnügten Lächeln eines Geschäftsmannes, welcher, sein Schäfchen im Trockenen wissend, die Thoren belacht, die ihr sauer Erworbenes in ehrgeizigen Speculationen vergeuden. Es geschah dies zur goldenen Zeit des Levantehandels, der namentlich durch die Einwanderung der Griechen einen reichlich lohnenden, ungeahnten Umfang gewonnen hatte.

Wozu also in die Ferne schweifen? Zwar sank der triester Welthandelsplatz hierbei allmählich zum Speditions- und Depotmagazin herab; indessen das Geschäft nährte seinen Mann, und was noch werthvoller, man bedurfte weder der verhaßten deutschen, noch überhaupt einer andern Weltsprache mehr als der italienischen, welche für den Levantehandel zum herrschenden Idiom geworden.

Der Calcul war also bequem und patriotisch zugleich, und wenn er sich schließlich dennoch als unrichtig erwies, so war nur der böswillige Eigensinn der übrigen Handelswelt daran schuld, welche auf Flügeln des Dampfes vorwärts eilend, in ihrem Wetteifer endlich auch die triester Herren aus ihrer behaglichen Ruhe aufrüttelte.

Es war spät; doch wäre es noch immer nicht zu spät gewesen, das Versäumte nachzuholen, da ein überaus günstiger Zufall den triester Handelsherren ein neues technisches Wunder zur Verfügung stellte.

Ressel, der geniale Erfinder des Schraubendampfschiffes, war nach Triest gekommen und hatte nach langem Suchen in dem reichen Fontana einen Mann

*) Wie bedeutend dieser Reichthum zu jener Zeit thatsächlich war, geht aus dem Umstande hervor, daß die damals noch kleine Stadt im Jahre 1805 20 Mill. Frs., im Jahre 1809 aber 50 Mill. Frs. an Kriegscontribution baar zu zahlen vermochte, ohne dadurch, wie der mercantile Aufschwung nach Wiederherstellung der alten Ordnung bewies, in seinem Betriebskapital erschöpft worden zu sein.

gefunden, der die Wichtigkeit der neuen Entdeckung für die Entwickelung der Dampfschiffahrt wenigstens ahnte: einer Entdeckung, welche für Triest epochemachend geworden wäre, wenn an der Adria nur ein Funke englischen Unternehmungsgeistes und Gemeinsinnes geglüht hätte. Doch kaum, daß Ressel Triest den Rücken kehrte, um in Marseille persönlich die Anfertigung einiger Maschinenbestandtheile zu überwachen, setzte auch schon eine heimische Krämerclique alle Hebel in Bewegung, um Argwohn gegen den „deutschen Projectenmacher und Schwindler" zu erregen und dadurch die drohende Concurrenzgefahr von ihren eigenen Versuchen, den „Weltverkehr" zwischen Dalmatien und Istrien mittels dreier Dampfbarkassen zu beleben, für immer abzuwenden!

Wahre Patrioten verhinderten das Gelingen dieser tückischen Anschläge, und mit neuem Muthe ging der bedauernswerthe Erfinder ans Werk, welcher in Marseille von seinem Geschäftsfreunde und Gönner Fontana fast dem Hungertode preisgegeben worden war.*) Nach unsäglichen Mühen machte das erste Schraubenschiff Civetto unter Ressel's persönlicher Leitung die Probefahrt auf den Wellen der Adria, mit dem glänzendsten Erfolge beginnend. Doch siehe! Plötzlich hielt das Schiff mitten im Laufe inne und blieb, allen Bemühungen zum Trotze, unbeweglich auf einem Flecke stehen. Wie eine nachträgliche Untersuchung ergab, hatte ein von jener heimischen Gesellschaft bestochener Handwerker eine Röhre weich statt hart angelöthet und so das rasche Abschmelzen derselben herbeigeführt. Daß durch solche Nichtswürdigkeit eine der wichtigsten Erfindungen in ihrer Heimat unterdrückt werden konnte, ist bezeichnend für die damaligen Zustände in Oesterreich. Vergeblich blieben alle Schritte Ressel's wie einsichtiger triester Patrioten, eine zweite Probefahrt zu ermöglichen: jene im Dunkeln intriguirende Clique hatte die allmächtige Polizeibehörde für ihre Interessen gewonnen und wußte endlich sogar einen Ukas zu erwirken, welcher einfach und kurz jeden weitern Versuch mit der Ressel'schen Schraube verbot!

Der deutsche Erfinder war damit für immer „unschädlich" gemacht, Triest vor dem Schicksal bewahrt, sein kleinliches Sonderwesen als mächtiges Handelsemporium einzubüßen!

Die thörichte nationale Verbissenheit der Triestiner zeigte sich am deutlichsten, als elf Jahre später, nachdem die Pläne und Zeichnungen zur Ressel'schen Erfindung durch Betrug und Diebstahl in die Hände englischer Ingenieure gerathen waren, das erste englische Schraubenschiff in den Hafen von Triest dampfte. Mit frenetischer Begeisterung jubelten Tausende und aber Tausende dem Resultat der „neuen Erfindung" zu, die ja nun „keine deutsche mehr war"! Am 25. April des Jahres 1862 aber weigerte sich der triester Gemeinderath in öffentlicher Sitzung, einen Platz für das projectirte Denkmal eines Mannes anzuweisen, der nicht nur der unglückliche Erfinder der Dampfschraube, sondern auch als Forst-

*) Die moralischen und physischen Leiden, welche der edle Dulder infolge der elenden Ränke seiner triester Feinde und marseiller Speculanten erlitten, mit allen Details in Ressel's Biographie geschildert, müssen jedes deutsche Herz mit Ingrimm und innigem Mitleid erfüllen.

mann ein Wohlthäter Triests war und bleiben wird, indem er es war, welcher die erste Anregung zur Wiederaufforstung der die Stadt umgebenden Steinwüste der Karstberge gab; und was immer zur Entschuldigung dieses denkwürdigen Beschlusses von seiten der Intelligenz Triests vorgebracht werden mag, derselbe bietet einen der eclatantesten Beweise für die Wahrheit des Satzes, daß nationaler Parteigeist und Parteihader schließlich jede edlere Empfindung, jede Regung von Dankbarkeit oder Gerechtigkeitsgefühl, ja selbst den gesunden Sinn für das heißbegehrte Eigenwohl vernichtet.

Consequenterweise fand der zweite seltene Glücksfall für Triest, die Eröffnung des Suezkanals, ebenso wenig Verständniß wie die Erfindung der Schiffsschraube, und bedurfte die erste und größte Dampfschiffahrtsgesellschaft der Monarchie achtjähriger Anstrengung, um mit ihren Schiffen den Weg nach Indien und China zu finden; ja ganz mit derselben Consequenz stimmten die triester Abgeordneten im Reichsrathe zu Wien gegen ihre eigenen Principien, um die gefürchtete Aufhebung des triester Freihafens für einige Jahre wenigstens abzuwenden.*) Der Egoismus der Compatrioten gleicht eben in seinem Wirken ganz dem Treiben der unersättlichen Medusen des Meeres, alles ringsum für sich begehrend, alles an sich reißend, alles verzehrend ohne Gegenleistung, ohne Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, ein betrübender Anblick für die wahren Freunde der schönen Adriastadt!

Wohl ist es begreiflich, daß eine Lebensfrage wie die Aufhebung eines hundertjährigen Privilegiums, auch dem Vorurtheilslosen, Einsichtigen zu denken gibt; kein Zweifel ferner, daß die Interessen gewisser Klassen und Minoritäten durch die Entziehung des Freihafenpatents momentan gefährdet werden, und daher die Ausführung mit aller Vorsicht und Milde ins Werk gesetzt werden muß; daß diese Maßregel aber unvermeidlich, soll die größte Handelsstadt Oesterreichs vor dem gänzlichen Verfall bewahrt bleiben, ist trotzdem für jeden Sachverständigen endgültig entschieden.

Freihafenprivilegien, so werthvoll in einer Zeit, welche dem Verkehr allerorts tausend Beschränkungen und Hindernisse in den Weg legte, sind heutzutage, angesichts des freien, durch Dampf beflügelten Völkerverkehrs nicht nur ein Anachronismus, sondern ein directer Hemmschuh für die Entwickelung des großen Welthandels; doppelt hemmend für Triest, wo die zahllosen Plackereien und Widerwärtigkeiten, mit welchen der Waarentransport nach dem Festlande durch die vom Freihafenprivilegium unzertrennlichen Zollschranken zu kämpfen hat, sich eine Art Chinesischer Mauer bildete, hinter welcher nationaler Fanatismus sein herostratisches Wesen trieb, und noch heute treibt.

Indessen wie jeder wichtige Gedanke von Bedeutung trotz Polterns und Lärmens von seiten des Janhagels schließlich doch durchdringt, so hat sich auch die Idee

---

*) Daß selbst das seitens der besten Männer Triests befürwortete Project der Industrieausstellung in öffentlicher Gemeinderathssitzung (25. Oct. 1881) von dem nationalen Janhagel mit Pfeifen und Johlen begrüßt wurde, war die Consequenz desselben unseligen Parteigeistes.

der Aufhebung des alten Hafenprivilegiums durch Unvernunft und Sonderinteresse Bahn geschaffen; ja die Einsichtigen beginnen sich mit dem Gedanken an das Unvermeidliche schon so weit zu befreunden, daß infolge der daran geknüpften Wünsche und Hoffnungen eine neue Hafenfrage, die Erweiterung des neuen Hafens nämlich, die interessirten Kreise der Handelsstadt auf das lebhafteste bewegt.

So erfreulich aber dieser Umschwung der öffentlichen Meinung ist, auch in dieser neuen Frage zeigt sich nicht nur die alte Uneinigkeit, sondern auch jenes verbissene Verharren auf eingewurzelten Vorurtheilen, Gewohnheiten und Bequemlichkeiten in drastischer Weise.

Aus dem Chaos der Meinungen lassen sich drei Hauptrichtungen ausscheiden, von denen jede ihre Anhänger und beredten Vertheidiger hat: 1) successive Vergrößerung des neuen Hafens nebst Verbesserungen bezüglich des Betriebes nach Erforderniß des Verkehrs; 2) sofortige Vergrößerung nebst Adaptirung bezüglich der Betriebseinrichtung im Hinblick auf die Aufhebung des Freihafens; 3) das erste Project mit Verlegung des Zukunftshafens in die Bucht von Muggia.

„Raum, mehr Raum!" So lautet die Forderung, in der die verschiedensten Meinungen übereinstimmen. „Mehr Raum zum Anlegen der Schiffe, mehr Raum zum Aus- und Einladen der Waaren, mehr Raum für die Fuhrwerke, und mehr Raum für Magazinirung"; denn der neue Hafen genügt für alle diese Zwecke bei dem stets zunehmenden Verkehr schon jetzt nicht, um so weniger daher für die Zukunft, wie das große Ereigniß vom 26. Oct. 1885, an welchem Tage drei Schiffe auf der Rhede vor dem Hafen ankern mußten, schlagend darthut.

Angesichts dieser emphatischen Darstellung, vertreten durch einen Anonymus der „Triester Zeitung", drängt sich unwillkürlich die Frage auf, was es denn mit den beständigen Klagen über drückende Concurrenz, schlechten Geschäftsgang u. dgl. dann für Bewandtniß habe; doch sehen wir davon ab, um den „zunehmenden Handelsverkehr" etwas näher zu betrachten.

Friedrich Bömches, der Leiter des vollendeten Hafenbaues, welcher die Hafenfrage in ruhiger, durchwegs fachgemäßer Weise erörtert, berechnet diese Verkehrszunahme nach den authentischen Ziffern der triester Handelskammer*) auf rund 45000 Tonnen per Jahr, um hierauf seine bescheidenen Verbesserungsvorschläge im Rayon des neuen Hafens zu basiren.

---

*) Die Waarenbewegung (in Tonnen) im Hafen von Triest während der Jahre 1876—85 war nach den Aufschreibungen der Handelskammer wie folgt:

Jahr	Import	Export	Zusammen
1876	985682	985044	1,970726
1877	1,089272	1,077953	2,167225
1878	1,168119	1,171646	2,339765
1879	1,102070	1,109880	2,211950
1880	1,111931	1,121642	2,233573
1881	1,143950	1,148187	2,292137
1882	1,226369	1,238497	2,464866
1883	1,208949	1,200761	2,409710
1884	1,162088	1,175529	2,337617
1885	1,267946	1,264051	2,531997

Aber auch er erhält diese sehr mäßige Ziffer nur dadurch, daß er eins der schlechtesten Verkehrsjahre, 1876, als Ausgangspunkt seiner Berechnung nimmt. Zieht man dagegen nur die letzten sieben Jahre (1878—85) in Betracht, so erhält man für diese ganze Periode die überraschende Verkehrssteigerungsziffer von 12232 Tonnen, oder rund 2000 Tonnen per Jahr!

Und auf diese Steigerungsziffer hin, welche in Marseille, Hamburg*) oder Liverpool als ein schreckenerregendes Niedergangssymptom betrachtet würde, verlangt der triester Handelsstand Raum, und immer mehr Raum mit dem sehnsuchtsvollen Hinweis auf einen neuen Hafen in der Bucht von Muggia, dessen Herstellung ja nur die Kleinigkeit von 25—30 Mill. Fl. erfordern würde!

Doch wir vergaßen die drei Schiffe auf der Rhede. Die Angabe wurde zwar von competenter Seite berichtigt, da aber auch Friedrich Bömches die Thatsache erwähnt, so sei sie als constatirt angenommen. Verwunderlich ist es nur, daß der Anonymus der „Triester Zeitung" diese vereinzelte Thatsache allen Ernstes als schlagenden Beweis für die Dringlichkeit der Hafenvergrößerung vorbringt, obschon ihm die wirkliche Ursache dieses Falles wie des ständigen Raummangels im triester Hafen überhaupt ebenso genau bekannt sein muß wie Friedrich Bömches, welcher dieselbe in seiner Broschüre „Der Hafen von Triest" (Wien 1885) ehrlich herausjagt.

Der Erbauer dieses Hafens, ein Mann, dessen tüchtige Fachkenntniß auch von der „Triester Zeitung" anerkannt wird, führt ausdrücklich als Mittel zur Beseitigung des beklagten Raummangels eine Kürzung der sogenannten „Wartezeit" an, „da es vorkommt, daß Dampfer zum Löschen und Laden ihrer Waaren in Triest beinahe die gleiche Anzahl Wochen benöthigen, als hierzu in Marseille und Hamburg Tage erfordert werden". Als statistischen Beleg aber bemerkt er an anderer Stelle, daß englische Dampfer 38 bis 40 Tonnen, ja sogar 60 Tonnen pro Stunde, die Schiffe des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd dagegen unter gleichen Bedingungen nur 28 bis 30 Tonnen löschen.

So ergibt sich denn aus der Beleuchtung der beiden Hauptgründe, welche die triester Handelswelt durch ihren anonymen Vertreter für die Nothwendigkeit größerer Raumbeschaffung angibt, die merkwürdige Thatsache, daß es nicht die jährliche Steigerungsziffer des Handelsverkehrs, sondern einfach der unverzeihliche Schlendrian von seiten der Rheder und Handelsherren ist, was den constanten Raummangel im triester Hafen veranlaßt.

Gleichwol ist damit, wie man sehen wird, diese dunkelste Seite der „Triester Platz-Usancen" noch lange nicht in ihrer ganzen Bedeutung gekennzeichnet: es fallen in den gleichfalls broschirten Herzensergießungen des Wortführers der triester Handelswelt wie in dem Bericht des triester Stadtbauamtes bezüglich des

---

*) In Hamburg beträgt die Steigerungsziffer allein bei der Einfuhr zur See nach dem Durchschnitt von 17 Jahren berechnet gegen 5 Mill. Tonnen. Aber es vermehrte sich auch die Einwohnerzahl der Stadt in derselben Periode um nicht weniger als 150000 Köpfe, d. h. um die gesammte Einwohnerschaft der tausendjährigen Seehandelsstadt Triest sammt Gebiet und dessen slawischer Landbevölkerung!

Projects Barret noch weit grellere Streiflichter auf die verrostete Eigenart dieser sogenannten Platzgebräuche.

Das Project Barret, im Auftrage der Regierung mit Rücksicht auf die schon für das Jahr 1889 (?) in Aussicht genommene Aufhebung des Freihafens entworfen, faßt nämlich den künftigen Welthandelsverkehr ins Auge und plant deshalb bei gleichzeitiger Vergrößerung des neuen Hafens wie Reconstruirung des alten die Erbauung von großartigen Hangars und Waarenmagazinen mit Stockwerken und Kellerräumen, für den Betrieb aber die Aufstellung von 40 hydraulischen Kranen, nach den Principien, wie sie die Erfahrung des marseiller Verkehrs als erprobt bewährte.

„Alles schön und gut", sagen die triester Handelsherren durch ihren Vertreter, „Herr Barret ist zweifellos ein genialer Ingenieur, aber Triest ist nicht Marseille, und Herr Barret vergißt, daß sich unsere Waaren in zehn und mehr Magazinen der Stadt zerstreut befinden und mit Hunderten von Wagen zugeführt werden müssen. Wo und wie will man sie aber zuführen, wenn der ganze Raum zwischen Uferwand und Perron der Hangars nur 7,5 Meter beträgt, und überdies mit dem kolossalen Kran u. s. w. ausgefüllt ist? So schön sich die knauserige Raumausnützung in der Theorie ausnehmen mag, in der Praxis ist sie — wenigstens in Triest — unausführbar, und würde unsern Handel, der sich bisher frei bewegte, der mit der Handarbeit rascher und billiger zu Wege kam als mit Behelfen und Maschinen, Hindernisse und Kosten verursachen, die ihm schwere Schädigung zufügen könnten."

Und an anderer Stelle: „Die allgemeine Anlage, die Disposition Barret's wird vom triester Stadtbauamte verurtheilt, weil sie eben nicht den hiesigen Verhältnissen Rechnung trägt, weil sie uns etwas aufpfropfen will, was nicht für unsere Eigenart paßt, da Triest nicht Marseille ist und auch für die Zukunft weder in Rücksicht auf die Platzgebräuche noch auf die handelsgeschichtliche Entwickelung ein solches werden kann und will."

Das ist deutlich genug. Mag das Project Barret was immer für Fehler haben, aus diesen geharnischten Protesten geht es klar hervor, daß dieselben Herren, welche sich von den österreichischen Steuerzahlern den Zukunftshafen von Muggia um 30 Mill. Fl. erbauen lassen wollen, ihrerseits jede Gegenleistung, wäre es auch nur das Abgehen von tausendjährigen Misbräuchen, von vornherein ablehnen.

Ja, in dem guten, alten Tergeste will man sich zwar wie immer die Erbauung neuer riesiger Magazine gern gefallen lassen, doch keineswegs die luftverpestenden Stadtmagazine, und damit die kostbaren Raum erfordernde Zu- und Abfuhr mit elenden Karren, von je einem Oechslein mühselig gezogen, aufgeben. Man will zwar Raum, viel Raum an den Kais und Molen, doch nicht, damit die Tausende von Schiffen des künftigen Weltverkehrs anlegen und ihre Belastung mittels Maschinen binnen kürzester Frist löschen oder aufnehmen können, sondern um nach alter Gewohnheit die kostbare Zeit mit Hülfe der Ochsenkarren und Handarbeit, d. h. der zehn Finger des Facchino — rasch und billig, wie die Tergestianer sagen — zu vertrödeln. Mit Einem Worte, man ahnt, daß die Weltstadt Triest nicht das warme welsche Nest Tergeste oder Trieste bleiben kann, und

darum will man sich auch nicht um den Preis von 20 oder 30 Mill. „etwas aufpfropfen lassen", was der welschen Bequemlichkeit zuwider; darum kann und soll Triest niemals ein Marseille werden.

Man sieht, es ist nicht nur vieles faul im Handelsstaate Triest, sondern noch mehr verknöchert und versteinert. Den zahlreichen Verehrern dieses interessanten archäologischen Zustandes aber, welche nicht müde werden, Raum zu begehren, darf man mit Fug und Recht zurufen: Gebt selbst Raum für ein neues frisch pulsirendes Leben; gebt Raum für den Fortschritt, für die Forderungen des Zeitgeistes, der nichts zu thun haben will mit verrosteter nationaler Eigenart; gebt Raum für Fleiß, Intelligenz und Unternehmungsgeist allen Nationen, zumal der deutschen, welche als euere Wohlthäterin und Beschirmerin vor allen berufen ist, „die adriatische Colonie romanischer Levantespediteure" zum Weltemporium zu wandeln.

Aegypten und der Sudan.

Von

Friedrich von Hellwald.

III.

1.

Außer der nationalen Militärpartei, die wir im vorhergehenden Abschnitt kennen lernten, kamen in Aegypten noch andere hochwichtige Factoren in Betracht, nämlich England und Frankreich, welche den Vicekönig Tewfik-Pascha gleichfalls als ihr Werkzeug benutzten; dann der Sultan als eigentlicher Herr des Nillandes. Sie alle schielten sehr bedenklich nach dem Pharaonenlande hin. Die Wichtigkeit Aegyptens besteht heute nicht blos darin, daß es den Weg nach Indien beherrscht; es erscheint geradezu als der Schlüssel der mohammedanischen Welt. Nach seinem Besitz trachtet England, um Herr des Suezkanals zu sein, trachtet Frankreich, weil es in der Ausbreitung seiner Macht in Nordafrika nicht gehemmt sein will, trachtet der Sultan, weil hier die Fäden seiner Herrschaft über die Koranglaubigen zusammenlaufen. In diesem Lande saß ein Herrscher, der nach Unabhängigkeit strebte, und um diese zu erlangen, bald auf den Sultan gegen die lästigen fremden Controleure, bald auf die unter sich rivalisirenden Mächte gegen den Sultan sich stützte. In diesem Lande nun erhob sich überdies noch eine einheimische, nationale Partei, welche Aegypten für die Aegypter forderte und am liebsten die Engländer und die Franzosen, den Sultan und den Chidiv selbst aus dem Hause geworfen hätte, zugleich aber bei dem Spiel der sich bekämpfenden auswärtigen Interessen auch am kräftigsten gedieh. Gegen diese mußte also zunächst Front gemacht werden. Auf die Initiative Leon Gambetta's, welcher die Regierung von St.-James angeblich sehr widerstrebend mit fortzureißen wußte, überreichten die Generalconsuln beider Staaten am 7. Jan. 1882 eine Collectivnote, worin England und Frankreich ihren Entschluß erklärten, den Chidiv, welchen sie auf den Thron erhoben, auf demselben aufrecht zu erhalten, und seine Autorität gegen jede Beeinträchtigung, sei es im Innern oder von außen, zu schützen. Ein authentischer Commentar fügte sofort hinzu, daß unter den Einmischungen, gegen welche der Chidiv durch seine uneigennützigen Freunde geschützt werden sollte, besonders weitere Einmischungen der Pforte gemeint seien. Unverkennbar hatte diese Collectivnote einen

drohenden Charakter, drohend gegen den Chidiv, falls er andern Einflüssen gehorche als dem der Westmächte, drohend gegen den Sultan, wenn er die alten Rechte des Khalifen zurückfordern wollte. Allein diese gemeinsame Note war ein Schlag ins Wasser! Zunächst wagte es der Chidiv nicht einmal, die Note zu veröffentlichen, aus Furcht vor der immer mächtiger werdenden Nationalpartei, welche den Gedanken einer türkischen, bewaffneten Intervention ebenso sehr zurückwies, als ihr die Möglichkeit einer englisch-französischen Einmischung verhaßt war. Arabi selbst erklärte, er betrachte den Sultan nur als sein geistliches Oberhaupt, allein er bekämpfe entschieden jegliche Einmischung des Padischah in die Regierung Aegyptens und würde sich der Einführung türkischer Truppen auf das entschiedenste widersetzen. Die Nationalpartei wollte das Land von jeglicher Fremdherrschaft, auch von der türkischen, befreien und dazu das Band vollends zerschneiden, das Aegypten mit der Türkei verknüpft.

Die Pforte ihrerseits betonte in einer Note vom 12. Jan. 1882, daß ein directer Verkehr der Westmächte mit Aegypten gegen die türkischen Hoheitsrechte verstoße, daß sie die Collectivnote daher als „non avenue" ansehe und verlange, die Mächte sollten sich in allen auf die Lage in Aegypten bezüglichen Fragen an die Pforte wenden: ein Standpunkt, welchen das wiener Cabinet als durchaus berechtigt anerkannte, wie denn die Nordmächte nichts sehnlicher als die Aufrechterhaltung aller vertragsmäßigen Verhältnisse wünschten. Das Vorgehen Frankreichs und Englands machte aber auch großen Eindruck in Italien, welches sich mit aller Entschiedenheit der deutsch-österreichischen Politik in dieser Angelegenheit anschloß. So überreichten denn Oesterreich, Deutschland und Italien, welche sich auch Rußland beigesellte, bei der Hohen Pforte eine identische Note, gegen die beiden Westmächte gerichtet, welche durch ihre Interventionsnote verrathen hatten, daß sie die ägyptischen Dinge als ihre besondere Domäne zu behandeln geneigt waren. Ihnen rief die identische Note zu, daß die Ordnung im Nillande eine Sache sei, welche alle europäischen Mächte angehe und nur durch Einvernehmen aller, nicht durch das Eingreifen einzelner, abgeändert werden könne. Im englischen Cabinet waren übrigens die radicalen Mitglieder Bright und Chamberlain entschieden dagegen, daß man „den fremden Wucherern zu Liebe" die Notabelnversammlung in Kairo blos deshalb sprenge, weil ihre Existenz nicht auf den großherrlichen Fermanen beruhe, und allem machte Gambetta's Sturz am 26. Jan. 1882 ein Ende, da nun auch Frankreich unter Freycinet's Leitung nichts mehr von abgesondertem Vorgehen wissen wollte. Darauf traten die beiden Westmächte den Rückzug an, indem sie in einer gleichlautenden Note den Wunsch ausdrückten, sich auf Grundlage des Statusquo und der Achtung der internationalen Verpflichtungen mit den andern Mächten ins Einvernehmen zu setzen.

Die englisch-französische Collectivnote hatte aber nicht einmal den Erfolg gehabt, die Nationalpartei einzuschüchtern, welche auch im Parlament immer mehr Boden gewann. Die Notabelnversammlung wollte auf ihr Recht, das Budget zu votiren, nicht Verzicht leisten, beanspruchte dagegen vollkommene Ministerverantwortlichkeit und die Initiative in allen Gesetzen. Dieses Programm vertrug sich nicht mit jenem des Chidiv und Scherif-Pascha's, welches der englische und fran-

zösische Generalcontroleur unterstützten. Scherif's Stellung mußte aber bald als eine erschütterte gelten, obwol Arabi-Bei den Vermittler zwischen ihm und den leitenden Mitgliedern der Nationalpartei machte. Am 30. Jan. 1882 fand eine längere Unterredung Scherif's mit der siebengliederigen Deputation der Notabelnversammlung statt und wurde über 48 von 52 Clauseln des neuen Reglementsentwurfs eine Einigung erzielt. Bezüglich der das Budget betreffenden Clauseln wurde Scherif-Pascha von der Deputation ermächtigt, über ein Abkommen mit den Westmächten zu verhandeln. Dennoch war sein Sturz unvermeidlich. Die Nationalpartei drang auf die Bildung eines neuen Ministeriums unter dem bisherigen Kriegsminister Mahmud-Pascha-Barudi, einem Gegner der Finanzcontrole, und zwang die Notabelnversammlung zu diesem Schritte. Die Kammer lehnte es anfänglich ab, dem Chidiv eine Ministerliste zu unterbreiten, weil ein solcher Schritt ein Eingriff in die Prärogative Sr. Hoheit wäre; die Nationalpartei zeigte indeß so viel Erbitterung über diesen Entschluß, daß die Kammer nachgab; 15 ihrer Delegirten schlugen am 3. Febr. dem Chidiv in einer Audienz als Ministerpräsidenten Mahmud-Barudi vor, als eine Persönlichkeit, welche das Vertrauen und die Achtung des Volkes genieße. Der schwache Chidiv antwortete sofort bejahend, und Mahmud-Barudi nahm auch den angebotenen Posten an. Als Mitglied einer Commission, welche mit der Ausarbeitung der neuen Militärgesetze betraut war, wurde zugleich Arabi-Bei durch seinen Freund Mahmud an die Spitze des Kriegsministeriums berufen. Die Nationalpartei hatte demnach einen vollständigen Sieg erfochten, eine Verfassung mit Budgetrecht durchgesetzt und ihr Haupt, den thatkräftigen Arabi-Bei, fast an die Spitze der Regierung gebracht. Ohne Pulver und Blei, ohne Schlacht und Blutvergießen vollzog sich eine der folgenschwersten Umwälzungen, die mit einer vollkommenen Machtübertragung endete. An die Stelle der Europäer, die bis dahin das Heft in den Händen hatten, traten Einheimische. Und der Mann, der dies zu Wege gebracht, Arabi-Bei, war nunmehr der volksthümlichste Mann in Aegypten; während er noch vor wenigen Monaten für einen rohen Meuterer galt, schwebte jetzt sein Name als der eines Nationalheiligen auf den Lippen aller Aegypter von Syene bis Pelusium. Bei der Mahmalfeier am 11. Febr. — der Einbringung des von Mekka zurückgekommenen Teppichs — bildete Arabi den Gegenstand begeisterter Huldigungen, wie sie in der neuern Geschichte Aegyptens ohne Seitenstück dastehen. Alles drängte sich hinzu, Arabi durch einen Kuß auf seine Schuhe, Kleider u. s. w. Verehrung auszudrücken. Seine Handschuhe wurden von den Küssenden buchstäblich in Fetzen zerrissen. Aber selbst die Kairoten und die Levantiner bequemten sich dazu, an ihm höhere Eigenschaften zu entdecken. Sein Wille hatte die ganze Bewegung geleitet; er hielt das Parlament völlig in der Hand, und er würde es behandelt haben wie Oliver Cromwell, hätte es ihm nicht gehorcht. Nach de Blignières, dem französischen Finanzcontroleur, ist hingegen Arabi einfach ein engherziger, aufgeblasener und unwissender Fanatiker, welcher einige umlaufende Phrasen von 1789 auswendig gelernt hat und dieselben bei jeder Gelegenheit an den Mann bringt. Sein Bestreben und Ziel sei, alle Arten von Christen aus Aegypten zu vertreiben. Bezeichnend für das neue Cabinet war, daß dessen

Chef Mahmud-Barudi der erste ägyptische Premier seit langer Zeit war, der keine europäische Sprache geläufig sprach.

Am 8. Febr. 1882 wurde Tewfik gezwungen, die neue Verfassung zu unterschreiben, welche den Notabeln das Budgetrecht gewährte. Am 12. fand eine äußerst zahlreich besuchte Festversammlung zur Feier der Verkündigung des Staatsgrundgesetzes statt, und es wurden patriotische Reden gehalten, die auch der Antipathie gegen die Beamten europäischer Herkunft Ausdruck gaben. Nach dem Programm des neuen Cabinets wollte es zwar mit der westlichen Controle Hand in Hand gehen, aber blos vorläufig. Als erster Schritt zur Abschüttelung derselben konnte der Feldzug gegen die Sinecuren und hohen Gehälter der englisch-französischen Finanzbeamten galten. Die Nationalpartei war sich darüber klar, daß Aegypten fremder Hülfe nicht entbehren könne, und unternahm deswegen keinen Feldzug gegen die fremden Beamten als solche. Was sie aber nicht dulden wollte, das waren diejenigen Beamten, die, zu technischen Zwecken berufen, ihre Stellung lediglich zu politischen Umtrieben ausnutzten, wie es bisher die Engländer und Franzosen gethan. Man war der Ansicht, daß die Generalconsuln der betreffenden Mächte dieses Geschäft nachgerade zur Genüge besorgten, und daß Aegypten nicht nöthig habe, zu gleichem Zwecke noch eigene Beamte anzustellen und theuer zu bezahlen. Auf den Protest, welchen die beiden Generalcontroleure gegen das neue Verfassungsstatut an das ägyptische Ministerium richteten, erwiderte daher der Premier, daß er denselben für unbegründet ansehe, da das Statut den Generalcontroleuren ihre Rechte nicht verkümmere. Wenn das frühere Cabinet sich Uebergriffe der Generalcontroleure habe gefallen lassen, so entstünden daraus keinerlei Rechtsansprüche. Ihre rechtlich begründeten und durch das organische Statut bestimmten Befugnisse würden ihnen auch in Zukunft ungeschmälert belassen werden, darüber hinaus aber nichts. Sehr bald übrigens hatten die europäischen Finanzcontroleure allen Einfluß verloren, und schon im April durfte man sagen, daß die englisch-französische Controle factisch nicht mehr bestehe. Beförderungen in der Armee und andere von der Regierung genehmigte militärische Ausgaben, welche die Finanzlage des Staates schlechterdings berühren mußten, wurden unabhängig von der machtlos gewordenen Controle beschlossen. Arabi-Bei, als Kriegsminister, beherrschte die Lage fast unumschränkt und fühlte sich stark genug, nicht allein der Autorität des ohnmächtigen Chidiv Trotz zu bieten, sondern ihn abzusetzen, wenn er dies für angezeigt erachtete. Nur des Scheines halber, und weil dieser doch einmal rechtlich innerhalb gewisser Grenzen Regent des Nillandes war, schonte Arabi den Vicekönig, welcher seinerseits in offenkundiger Feindschaft mit der Nationalpartei lebte. Doch wagte der haltlose Fürst nicht, sich zu widersetzen, weil seine Gegner die Macht in den Händen hatten. Am 26. März ward die Kammer in aller Ordnung aufgelöst und die Abgeordneten kehrten nach einem ihnen bereiteten Feste wieder ruhig zu den Ihrigen zurück.

Einen dunkeln Punkt in dem Programm der Nationalpartei bildete die beabsichtigte Vermehrung des Heeres. Bei dem so hervorstechend unkriegerischen Charakter des Fellah ist es schwer zu begreifen, daß dieses Volk von Hammeln

wirklich nach einer Armee von 50000 Mann verlangte. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob es sich in dieser Hinsicht lediglich um ausgiebige Schaffung von Offiziersstellen, mehr um Aufstellung der Cadres als um deren Ausfüllung gehandelt habe, damit diese Cadres mit Anhängern der Nationalpartei besetzt werden konnten. Die Nichtfellahin trachtete man auf alle mögliche Weise zu entfernen. Die türkischen und tscherkessischen Offiziere entsandte man nach dem Süden, was unter diesen großen Unmuth hervorrief. Sie hielten im April eine Versammlung, um eine Eingabe behufs Zurücknahme dieser Verordnung aufzusetzen. Hierbei stieß einer der Offiziere, einen Revolver in der Hand haltend, Drohungen gegen Arabi aus. Diese Thatsachen wurden angezeigt und darauf alle Tscherkessen, 16 an der Zahl, verhaftet. Nach anderer Lesart hätte sich unter den tscherkessischen Offizieren eine Verschwörung gebildet mit der Absicht, Arabi zu ermorden; doch sei der Plan durch den Adjutanten Rached-Ener, einen der Mitverschworenen, verrathen worden. Sicher ist, daß die Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt wurden und die Schuldigen die härteste Strafe treffen sollte. Die Gefangenen legten das Geständniß ab, Zweck der Verschwörung sei gewesen, Arabi zu tödten, den Chidiv zu entthronen und Ismail-Pascha wieder in die Herrschaft einzusetzen. Doch ruht auf dieser angeblichen Verschwörung immer noch ein geheimnißvolles Dunkel; man sprach sogar davon, daß das ganze Complot eine Erfindung Arabi's und die Anklage gegen die ihm verhaßten Tscherkessen nur auf die Aussagen gekaufter oder der Folter unterworfener Zeugen aufgebaut worden sei. Wie dem immer sein mochte, im Ministerrathe überraschte der Chidiv den letztern durch die Vorlesung einer Depesche der Pforte, worin diese ihre Einmischung in der Angelegenheit der verhafteten Tscherkessen ankündigte und einer von ihr zu ernennenden Untersuchungscommission die Entscheidung anheimzustellen beabsichtigte, ob die Beschwerden der erwähnten Offiziere gerechtfertigt seien oder nicht. Arabi, gegen den augenscheinlich dieser Schachzug der Pforte gerichtet war, sprach sich natürlich gegen die Zulässigkeit einer Einmischung der türkischen Regierung aus, was auch Tewfik nicht für vereinbar mit der ihm durch wiederholte Fermane der Pforte eingeräumten Stellung hielt. Weder dem Sultan noch der Nationalpartei wollte er zu Willen sein. So verweigerte er beharrlich die Bestätigung des kriegsgerichtlichen Urtheils, zumal auch die Generalconsuln Frankreichs und Englands sich der Sache annahmen und mildere Behandlung der Verurtheilten verlangten. Um aber auch das Begehren des Sultans abzuschneiden, verwandelte Tewfik, seinen Ministern zum Trotz, das gefällte Urtheil in einfache Verbannung durch ein Decret vom 9. Mai 1882, welches in Uebereinstimmung mit den Vertretern der Westmächte festgestellt war.

Die Antwort auf diesen Schritt gab Arabi schon am nächsten Tage, indem er, ohne den Chidiv zu fragen, die Notabeln einberief, um vor diesem Forum den Streit mit dem Vicekönig in Sachen des kriegsgerichtlichen Urtheils zum Austrag zu bringen, zugleich wol auch um zu versuchen, den Schildknappen der Westmächte ganz abzuschütteln. Damit war der Bruch vollzogen. Arabi und Genossen befanden sich nunmehr im erklärten Kriegszustande mit Tewfik-Pascha. Arabi erklärte offen, die Erhaltung der Familie Mehemed-Ali's auf dem ägyptischen Throne

sei völlig überflüssig; durch die Absetzung Tewfik's würde das Land jährlich 300000 Pfd. St. ersparen. So befand sich der Chidiv in wahrhaft übler Lage. Niemand hielt mehr zu ihm, der so oft Beweise unerklärlicher Schwäche gegeben, als die Vertreter der Westmächte. Selbst die Pforte strebte ziemlich unverhüllt, ihn durch seinen Oheim Halim-Pascha, den jüngstgeborenen Sohn Mehemed-Ali's, einen Prinzen von Energie und andern guten Eigenschaften, zu ersetzen. Da raffte sich Tewfik etwas auf. Er ließ seinen Palast durch eine starke Besatzung bewachen und trat den Notabeln, welche zu Gunsten des Ministeriums eintreten wollten, muthig mit der Erklärung entgegen, mit Rebellen gar nicht verkehren zu wollen. Dabei vertraute er auf den Beistand sowol der fremden Consuln, welche im Hinweis auf eine bevorstehende Katastrophe Panzerschiffe von ihrer Regierung verlangten, als der Beduinen, dieser alten Feinde der Fellahin, welche auf die Kunde von Tewfik's beabsichtigter Absetzung beschlossen hatten, Kairo sofort zu besetzen. Des Chidivs ausnahmsweise Festigkeit blieb nicht ohne Eindruck auf die Notabeln, welche nunmehr den Vorschlag machten, daß Mahmud-Barudi, welcher den Chidiv persönlich beleidigt habe, aus dem Cabinet entlassen werde, und daß der Vicekönig einen der übrigen Minister mit dem Vorsitz im Ministerrathe beauftragen solle. Tewfik nahm den Vorschlag an und berief Mustapha-Pascha, den Minister des Aeußern, welcher zwar den Premierposten ausschlug, aber mit alledem war Zeit gewonnen, die dem Chidiv zu statten kam. Seine Autorität hatte sich in dieser kritischen Lage offenbar befestigt; der Anlauf Arabi's war misglückt, der erste Versuch der Nationalpartei, Aegypten dem fremdländischen Einfluß zu entreißen, gescheitert. Die Aussicht auf das Erscheinen eines fremden Geschwaders, die ersichtliche Einigkeit der Westmächte, dazu das wenigstens in Worten nachdrückliche Eingreifen des Sultans, der jetzt gleichfalls für Tewfik Partei nahm, scheint dann vollends das übrige gethan zu haben, sodaß man sich von allen Seiten zur einfachen Beibehaltung des Statusquo entschloß. Was die zwischen England und Frankreich erzielte Einigung anbelangt, so konnten die beiden Westmächte nicht, ohne ihr Ansehen in der muselmanischen Welt zu schädigen, einen Verbündeten im Stiche lassen, der ihnen seit dem Tage, als sie ihn auf den Thron berufen, stets ergeben gewesen. Doch erfuhr man erst später, daß diese Einigung ein schweres Stück Arbeit und durchaus nicht von vornherein gesichert war, was freilich bei der Eifersucht, mit der beide Mächte sich im Mittelmeer beobachteten, kein Wunder ist. Dennoch einigten sie sich über eine gemeinsame Flottendemonstration auf der Rhede von Alexandria, wodurch sie ihrerseits hofften, die Stellung Tewfik's zu befestigen. Sie ließen es bei einer einfachen Anzeige ihrer Action an die übrigen Mächte bewenden. Dagegen, wie gegen jedes militärische Einschreiten der Westmächte, eine Action, zu der nur dem Sultan das Recht zustehe, protestirte wieder ein Rundschreiben der Pforte vom 14. Mai, welche, beseelt von einem außerordentlichen Eifer, ihre Souveränetät über Aegypten bei diesem Anlaß wiederherzustellen, 12 Panzerschiffe ausrüsten ließ. Auf die identische Note vom 16. Mai, worin die Westmächte ihren definitiven Entschluß anzeigten, nach Alexandria ein Geschwader zu senden, und worin der Türkei der Rath ertheilt wurde, sich jeder Einmischung zu enthalten, antwortete der Sultan mit einem

erneueten Protest in Form eines telegraphischen Rundschreibens, das am 19. Mai von den Vertretern der Pforte an den verschiedenen Höfen übergeben wurde. So dringlich und entschieden dieser Protest auch lautete, Erfolg hatte er nicht; er wurde von den Westmächten ad acta gelegt und hielt ihre Action zunächst nicht auf. Das englisch-französische Geschwader, je drei Schiffe unter den Befehlen der Admirale Sir Beauchamp Seymour und Conrad, ging am 17. Mai nachmittags von der Insel Candia ab, wo es sich in der Sudabai vereinigt hatte, und warf am 21. Anker auf der Rhede von Alexandria. Als die türkische Regierung die Nutzlosigkeit ihrer Proteste erkannte, wollte sie sich der Demonstration wenigstens anschließen, ward aber von den vier Ostmächten in letzter Stunde vermocht, davon abzustehen. Zwei türkische Panzerschiffe, schon für das Auslaufen nach dem Mittelmeer fertig gestellt, erhielten Gegenbefehl, weil die vier Ostmächte den Schritt misbilligten. Dafür ließ der Sultan seinem nachdrücklichen Protest vom 17. wieder eine neue Note nachfolgen, worin unverblümt die sofortige Zurückziehung des Geschwaders verlangt ward. Auch der einsichtsvolle Lesseps, der um jene Zeit im Nillande weilte, sprach sich, nebenbei bemerkt, dahin aus, das Nothwendigste sei, die europäische Flotte sofort zurückzuberufen; dann werde alles gut gehen.

Die Flottendemonstration von Alexandria wurde von den beiden Westmächten auf eigene Faust, aber auch auf eigene Gefahr ins Werk gesetzt. An den übrigen Höfen verbarg sich aber der Mismuth nicht über die Art und Weise, wie England und Frankreich aus ihren überwiegenden Interessen in Aegypten ohne weiteres den Grund zu einer Action hergeleitet hatten, von der sie die andern Mächte erst benachrichtigt hatten, nachdem sie beschlossen war. Man freute sich deshalb im übrigen Europa durchaus, als sich herausstellte, daß die Westmächte mit ihrem Unternehmen zunächst in eine Sackgasse gelaufen waren, aus der sich so leicht nicht herauskommen ließ. Die Verwickelung, zu deren Beilegung angeblich die Flotte entsendet wurde, existirte gar nicht mehr. Tewfik hatte sich nämlich kurz vorher mit den Männern der Nationalpartei „ausgesöhnt", obwol die zwischen dem Chidiv und seinen Ministern herrschende Gereiztheit die Aussöhnung zu einer Komödie machte und die Generalconsuln Frankreichs und Englands auf die Unterdrückung des militärischen Elements, mithin auf die Beseitigung Arabi's hinarbeiteten. Ihre Verhandlungen mit ihm scheiterten aber vollkommen. Das Ministerium betrachtete die gemachten Angebote, namentlich dasjenige des französischen Vertreters, als Zeichen westmächtlicher Schwäche und verweigerte seine Abdankung. Arabi erklärte, nur der Gewalt zu weichen. Sobald er dann sah, daß die drohenden Kriegsschiffe blos zum Demonstriren, nicht zum Handeln gekommen waren, spielte er den Unversöhnlichen, erklärte gar nicht verhandeln zu wollen, bevor die Flotte abberufen worden sei, ordnete, um den Hohn vollzumachen, kriegerische Maßregeln an, ließ Torpedos legen und schrieb Kriegssteuern aus, die, wie es scheint, namentlich von der Geistlichkeit reichlich und willig einliefen. Die Wirkung der Flottenkundgebung bestand zunächst blos in einer gewaltigen Aufschürung des mohammedanischen Fanatismus. Die Ulema wurden unruhig, die Kammer und die Armee schwankten; Tewfik's Anhang minderte sich, nur die Beduinen blieben ihm treu.

Die Mitglieder der Notabelnkammer, welche kurze Zeit sich bemüht gezeigt hatten, Arabi zur Annahme der französischen Vorschläge zu bewegen, verbanden sich nunmehr offen mit ihm. Darauf hin beschlossen die Consuln der Westmächte, ein Ultimatum an Aegypten zu richten, welches sie in der That am 25. Mai 1882 überreichten und das folgende Bedingungen enthielt: 1) Arabi-Bei zeitweilig unter Belassung seiner Besoldungen und sonstiger Einkünfte aus Aegypten zu entfernen; 2) Ali-Fehmi-Pascha und Abdullah-Pascha ebenfalls unter Belassung ihrer Besoldung und Einkünfte ins Innere des Landes zu interniren; 3) Rücktritt des ganzen Ministeriums. Das Ultimatum erklärte ferner, daß, wenn nöthig, England und Frankreich auf Erfüllung dieser Bedingungen mittels einer Intervention dringen würden. Dazu hatte man im soldatenarmen England türkische Truppen unter westmächtlicher Controle in Aussicht genommen: ein Plan, dem aber Frankreich lebhaft widerstrebte, welches um keinen Preis ein Wiederaufleben des türkischen Einflusses in Nordafrika gestatten wollte. Wider Erwarten that das Ultimatum seine nächstbeabsichtigte Wirkung und führte den Sturz des Ministeriums herbei, welches sich dadurch eine anständige Deckung verschaffte, daß es vor seinem Abgang noch einen Protest gegen die fremde Einmischung erließ. Der Chidiv sah sich also aus den Händen seiner Peiniger befreit, ergriff wieder mit Hülfe der fremden Mächte die Zügel der Regierung, entwickelte eine merkwürdige Energie, um geordnete Zustände herzustellen, erließ Proclamationen an die Behörden und an die Armee, übernahm selbst den Oberbefehl über die bewaffnete Macht und schickte die Reserven, deren Ansammlung in der Hauptstadt eine Gefahr für die dortigen Europäer zu werden drohte, nach Hause. Seine Stellung, eben noch eine hoffnungslose, schien auf einmal wieder befestigt, und die Westmächte, die ihren Willen durchgesetzt hatten, sahen ihr Ansehen wiederhergestellt und sich selbst aus einer übeln Sackgasse wunderbar befreit. Aber nur für einen Augenblick! Die ganze Freude war von kurzer Dauer. Die Notabeln, die Geistlichkeit und das Militär hielten trotz der Proclamation des Chidiv zusammen und setzten den Widerstand erfolgreich fort. Alle Vorbereitungen zu einer Vergewaltigung Kairos waren getroffen; der Palast wurde doppelt besetzt, die Telegraphendrähte sollten durchschnitten, die Brücken abgebrochen und jede Verbindung mit Alexandria aufgehoben werden. Da Scherif-Pascha und andere sich der Aufgabe nicht unterziehen wollten, herrschte bald förmliche Anarchie, und eine Kammerdeputation bestand am 29. Mai beim Chidiv namens der Armee auf der Beibehaltung Arabi's, da sonst das Leben des Vicekönigs gefährdet sei. Auch die Ulema, die Deputationen der Schulen und einheimischen Handelsleute verlangten die Ernennung Arabi's zum Kriegsminister im Interesse der öffentlichen Ordnung. Der Chidiv erklärte sich für einverstanden, und Arabi ward wieder in sein Amt eingesetzt. Er bildete aber gar kein Ministerium und ertheilte Befehle, die er wie ein militärischer Dictator unterzeichnete, und jedermann gehorchte ihm. Das Volk lebte in dem Glauben, daß nur er allein es beschützen könne.

Die Westmächte hatten also mit ihrer Flottenkundgebung vollständig Fiasco gemacht. Zweck derselben war, das ehrgeizige Haupt der Nationalpartei aus Aegypten zu entfernen, und Arabi stand fester denn je, spottend über die Drohungen

der beiden Großmächte. Der ausschließliche Einfluß der Westmächte sollte in durchschlagender Weise befestigt werden; statt dessen hielt das ganze Land wider die Fremden zusammen. Die Macht des Sultans über Aegypten sollte vernichtet werden; umgekehrt lebte sie stärker auf als je, ja erwies sich in gewisser Hinsicht als unentbehrlich. In Paris freilich war man über das Benehmen des Sultans tief empört, dem man ein doppeltes Spiel zuschrieb, da derselbe einerseits den Vicekönig zu unterstützen schien, während er andererseits immer verdächtiger ward, zugleich hinter Arabi als Spiritus rector zu stehen. Die Ansicht, Arabi und Tewfik trieben nur ihr vom Sultan vorgezeichnetes Spiel, um die türkische Intervention als eine unabweisbare, von allen Mächten gebilligte Folge der bisherigen Vorfälle erscheinen zu lassen, dünkt uns zwar wenig wahrscheinlich in Bezug auf Arabi und die Nationalpartei. In ihrem Kampfe gegen alles Fremdenthum mögen sie aber wol die Einsicht erlangt haben, daß es wichtiger sei, sich zunächst der Europäer zu entledigen als der wenigstens glaubensverwandten und culturell näher stehenden Türken, und da diese an der Vernichtung des europäischen Einflusses ein fast ebenso großes Interesse hatten wie sie selbst, so gebot die Klugheit, die Opposition gegen sie einstweilen aufzuheben, ja sich mit ihnen gegen das Europäerthum zu verbünden. So appellirte denn schließlich die Nationalpartei selbst an den Sultan, und das Gleiche that auch der Vicekönig. Der Sultan erlaubte sich nun gar das Unerhörte, indem er nicht nur die Nationalpartei zur Mäßigung ermahnte, sondern auf Anrufen des Chidiv, ohne die Ansicht der europäischen Mächte abzuwarten, die Entsendung einer ottomanischen Commission nach Kairo anordnete, an deren Spitze Derwisch-Pascha gestellt ward. Dieser Absendung eines türkischen Commissars, den Franzosen ein Dorn im Auge, sollte nun dadurch vorgebeugt werden, daß man den ganzen Handel lieber dem europäischen Areopag übergab. Das Cabinet Freycinet appellirte deshalb an eine Botschafterconferenz zu Konstantinopel: kein ungeschickter Zug, wäre er erfolgreich gewesen. Denn trotz dieses Vorschlags verzichtete der Sultan nicht darauf, durch die Absendung eines Commissars nach Kairo seinen Souveränetätsrechten über Aegypten einen feierlichen Ausdruck zu geben, weigerte sich auch, dem Conferenzvorschlag zuzustimmen, mit dem Hinweis, daß die Entsendung Derwisch-Pascha's, der mit Lebeb-Bei, gewesenem ersten Secretär des Padischah, und mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, am 3. Juni abreiste, völlig genüge, um die bestehenden Schwierigkeiten zu lösen und normale Zustände wiederherzustellen. Die Gesandtschaft bestand im ganzen aus 58 Personen, worunter sich außer Derwisch-Pascha und dessen Sohn 10 Adjutanten, 15 Beis und 6 Offiziere niederer Grade befanden. In London ward Derwisch's Sendung mit dem allergrößten Mistrauen verfolgt. Das Gefolge, welches dem Pascha mitgegeben wurde, insbesondere die Anwesenheit Achmed-Assad's, welcher auch die vorjährige Mission begleitet und dann den Vermittler zwischen dem Sultan und Arabi gebildet hatte; ferner Derwisch's Aufenthalt in Tantah, angeblich um am Grabe des heiligen Scheich Said-el-Bedawi zu beten, in Wahrheit jedoch, um mit Arabi geheim zu verhandeln, endlich der Ton der türkischen und der ägyptischen Presse bewiesen, daß der Sultan Tewfik's Ergebenheit gegen die Westmächte viel schlimmer auffaßte als Arabi's Empörung. Bis auf einen ge-

wissen Punkt gingen auch in der That die Interessen des Sultans zusammen mit jenen der Nationalpartei und Arabi's, welcher immer seine Unterwürfigkeit gegenüber dem Beherrscher der Gläubigen bezeigte. Am 8. Juni traf die Gesandtschaft in Kairo ein. Jakub-Khan, der Unterstaatssecretär im Kriegsministerium, reiste, den Befehlen des Chidiv zuwider, in dem Sonderzuge der Gesandtschaft und saß später auf dem Wege nach dem Ghezirehpalast unweit Kairo in Derwisch's Equipage mit dem Commissar Achmed-Assad. Mehrere hundert Jungen der niedern Klassen liefen unmittelbar vor und hinter dem Aufzuge und schrien: „Allah mache den Islam siegreich! Allah vernichte die Heiden!" Diese Eingeborenen beleidigten auch die in den Veranden der Hotels versammelten europäischen Zuschauer in grober Weise, der erste Fall dieser Art, denn bis dahin war die äußerliche Ordnung in Aegypten durchaus aufrecht erhalten und den Europäern nicht das mindeste Leid angethan worden. Arabi hatte seine Zusage, daß die Europäer geschützt sein sollen, auf das pünktlichste erfüllt.

Da trat eins jener unerwarteten Ereignisse ein, welche die Berechnungen der Staatskunst über den Haufen zu werfen oder, wo diese in rathloses Stocken gerathen, einen neuen Anstoß der Handlung zu geben pflegen. Das Volk, das bisher eine musterhafte Geduld in dem Streite bewiesen, der doch zuletzt um seine Haut geführt ward, ließ sich zu bedauerlichen Ausschreitungen hinreißen, deren Schauplatz die Stadt Alexandria war. Dort hatte nach Ankunft des westmächtlichen Geschwaders Arabi Befestigungsarbeiten im Hafen vornehmen lassen, von welchen die französisch-englische Flotte sich bedroht erklärte und große Angst heuchelte. Ob nun diese Anstalten wirklich so fürchterlich waren, daß den neun Panzerschiffen, zu welchen das Geschwader angeschwollen war, eine ernste Gefahr drohte, wird man wol bezweifeln dürfen. Admiral Seymour telegraphirte aber in seiner Angst nach London, und dort wandte man sich an den Sultan mit der Vorstellung, daß, wenn die ägyptischen Vorbereitungen greifbare Gestalt annehmen würden, dieselben nothwendig einen Zusammenstoß herbeiführen und zu bedauerlichen Conflicten zwischen dem Geschwader und den Festungswerken Anlaß geben müßten. Der Sultan, vermuthlich lächelnd über den Heldenmuth der Abendländer, sandte denn auch an Aegypten den Befehl, die Befestigungsarbeiten einzustellen; dem fügte sich auch Arabi, jedoch nicht ohne Hinweis auf die Aufregung und die Beunruhigung des Volkes, welche durch die Anwesenheit des Geschwaders in den ägyptischen Gewässern hervorgerufen wurden. Die Evolutionen und Flottenmanöver, welche dasselbe innerhalb wie außerhalb des Hafens ausführte, die Sondirungen, die es im Verlaufe dieser Manöver vornahm, wobei es sich angesichts der Befestigungen der Küste näherte, steigerten die Unruhe und die Aufregung der einheimischen Bevölkerung Alexandrias auf das höchste. Immer mehr zeigte sich, daß die muselmanische Welt, wie verschiedenartige Elemente sich auch innerhalb derselben wieder bekämpfen mögen, doch fest zusammenhält gegen die Abendländer, welche dafür büßen mußten, daß sie ihre Macht in Aegypten misbraucht hatten. Sie waren die Herren im Lande gewesen; aber durch ihr schonungsloses Ausbeutungssystem überspannten sie den Bogen, sodaß der Nationalpartei das gesammte Volk zufiel. Dabei war, alle Berichte stimmen darin überein,

die Volksstimmung, der Haß der Aegypter weit mehr gegen die Engländer als gegen irgendeine andere Nation gerichtet. Da brach am 11. Juni nachmittags in der Rue des Soeurs zwischen einem Malteser und einem Araber ein Streit aus, wobei der Europäer den Eingeborenen erdolchte. Darauf entstand große Aufregung unter den Arabern, welche die Truppen in dem Quartier zu unterdrücken außer Stande waren. In kurzer Zeit säuberten Tausende mit Knitteln bewaffnete Aegypter die Straßen, griffen die Europäer an und erbrachen plündernd Häuser und Läden, welche des Sonntags wegen geschlossen waren. Der Hauptkampf fand in der Rue des Soeurs statt, die hauptsächlich von Europäern bewohnt ist, während die Seiten- und Hinterstraßen dicht von Aegyptern bevölkert sind. Diese Rue des Soeurs ward völlig demolirt und geplündert. Die Europäer schossen aus den Fenstern, viele Araber tödtend, welche ihrerseits ein furchtbares Blutbad unter den Europäern in den Straßen anrichteten. Cookson, der britische Consul, ward auf dem Wege zum Gouverneur aus dem Wagen gezerrt und durch einen Knittelhieb am Kopfe schwer verwundet, drei Offiziere des englischen Schiffes Superb getödtet. Die Anzahl der Todten und Verwundeten war sehr bedeutend, man sprach von 150, nach andern gar von 300 gefallenen Europäern. Die Hand voll Soldaten, welche zuerst vorhanden waren, betrugen sich gut, waren aber verloren inmitten der Tausende von kämpfenden Aegyptern und Europäern. Der Gouverneur, der Polizeipräfect, der Unterpräfect wie die Beamten zeigten viel Eifer, und nach Ankunft sämmtlicher Truppen aus den verschiedenen Kasernen wurde der Tumult noch vor Anbruch der Dunkelheit unterdrückt. Soldaten wurden in den Straßen postirt, die Banken, Consulate und das Telegraphenamt von innen und außen bewacht.

So war denn, was die Westmächte gewünscht hatten, geschehen, freilich in ganz anderer Weise, als sie es wünschten. Derwisch's Sendung hatte den Zweck, die Sache „unter sich" abzumachen, die entstandene Verwirrung derart zu schlichten, daß die mohammedanischen Parteien sich untereinander verständigten und dadurch ein Eingreifen der Europäer unmöglich machten. Die Absicht Derwisch-Paschas soll geradezu gewesen sein, eine Aussöhnung Arabi's mit dem Chidiv zu Stande zu bringen, was für die Sache der Aegypter wie für die Sache des Sultans auch das Wünschenswertheste gewesen wäre. Der Anfang ließ sich auch ganz gut an, und in Frankreich und England stieg sichtlich der Aerger über den anscheinend friedlichen Verlauf. England zumal war es keineswegs mit einer Ordnung der Dinge gedient, wonach Arabi thatsächlich, der schwache Tewfik nur nominell den Chidiv gespielt hätte und — dies blieb die Hauptsache — der Einfluß Englands durch den der Pforte gänzlich verdrängt worden wäre. Vielmehr mußte Tewfik's Macht — gleichbedeutend mit Englands Macht — wiederhergestellt und das revolutionäre, d. h. England feindliche Element aus dem Lande entfernt werden. So wünschte man geradezu ein gewaltthätiges Auftreten Arabi's und seiner Anhänger, nur um eines Grundes zur Einmischung nicht verlustig zu gehen. Jetzt war die Gewaltthat zum Ausbruch gelangt, aber freilich in unerwünschter Weise; statt zu offener Widersetzlichkeit gegen den Sultan, kam es zur Vergießung europäischen Blutes. Immerhin war es den Westmächten sehr bequem, daß die Ord-

nung endlich wirklich gestört worden; denn damit wurde die erste Bedingung für das Gelingen der Mission Derwisch-Pascha's, nämlich die Fortdauer der äußern Ordnung in Aegypten, hinfällig. Europa hatte aufs neue das Recht und die Pflicht erworben, selbst im Nillande Ordnung zu schaffen. Derwisch-Pascha, der fünfundsiebzigjährige Albanesenbändiger, verlor indeß den Kopf nicht und zeigte sich gerade in diesem kritischen Augenblick als Herr der Lage, ja erwies sich thatsächlich als Gebieter über die bewaffnete Macht. Er ertheilte dem Kriegsministerium Befehle, begab sich sofort persönlich nach einer Unterredung mit den Generalconsuln Oesterreichs und Deutschlands nach Alexandria, stellte dort die Ordnung wieder her und wußte die vom englischen Admiral geplante Landung britischer Marinetruppen in Alexandria, wodurch höchst wahrscheinlich neue Unruhen ausgebrochen wären, zu hintertreiben. Hatte schon der bloße Anblick der fremden Flotte den nationalen Fanatismus der Aegypter aufgestachelt, so hätte eine Landung ohne Zweifel die Leidenschaften vollends ganz entfesselt. Ebenso taktvoll benahm sich Arabi, welchen man für die Ausschreitung persönlich verantwortlich machen wollte, da er die höchste Gewalt in den Händen hatte. Als die Generalconsuln sein Haus verlassen hatten, theilte er den in großer Menge bei ihm versammelten Offizieren mit, daß sich die Mächte nunmehr an ihn wegen Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe gewandt hätten, daß er deren Bewahrung im Namen der Armee versprochen habe und daß er von all seinen Kameraden erwarte, man werde ihm helfen, das gegebene Wort einzulösen. Dann begab auch er sich nach Alexandria. Das Gleiche that am 13. Juni der Chidiv, der in der Hafenstadt nur einen kalten Empfang fand. Die Läden waren noch geschlossen, die Europäer hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen. Die Besorgniß unter ihnen war sehr groß, und auch im übrigen Aegypten bemächtigte sich eine allgemeine Panique der europäischen Bevölkerung. Alles flüchtete nach Alexandria, in die Nähe der Geschwader; die Consuln in Kairo forderten selbst ihre Angehörigen zur Flucht auf und schlossen sich denselben an. Die Rhede Alexandrias füllte sich mit europäischen Fahrzeugen, bestimmt, die Landesangehörigen an Bord zu nehmen. Die Auswanderung der Europäer ward allgemein, da die Furcht verbreitet war, daß am Freitag in der heiligen Nacht Leilat-ul-Kadr ein allgemeines Blutbad stattfinden werde. In Kairo blieben Banken, Kaffeehäuser, Verkaufsläden geschlossen. Viele Flüchtlinge gingen nach Suez und Port-Said, da Alexandria für gefährdeter galt. Selbst die reichern Araber, hieß es, flohen aus dem Lande. Am 19. Juni soll die Gesammtzahl der Ausgewanderten, wol stark übertrieben, 92000 betragen haben. Durch die plötzliche Flucht kamen viele Personen um ihre ganze Habe. Hauptsächlich waren es Engländer und Franzosen, welche massenhaft entflohen, während Oesterreicher und Deutsche mit größter Seelenruhe in ihren Wohnstätten blieben. Sie sind eben bei den Orientalen viel beliebter als die ob ihres Benehmens verhaßten Engländer und Franzosen. Die Gewaltscenen gegenüber Europäern wiederholten sich aber nirgends wieder; Arabi, nunmehr unumschränkter Herr in Kairo, hielt wieder getreulich Wort. In der an das Volk erlassenen Aufforderung, sich friedlich zu verhalten, erklärte sich der Dictator — denn das war Arabi jetzt im vollsten Sinne — persönlich für die Sicherheit des Lebens

und Eigenthums der fremden Einwohner verantwortlich. In der That gelang es ihm, die Ordnung leidlich aufrecht zu erhalten, und damit war den Mächten eine Frist gegönnt, in welcher ihre Verabredungen über das, was geschehen sollte, zur Reife gedeihen konnten.

Eine recht traurige Rolle spielte während dieser Tage der Chidiv Tewfik-Pascha. Zwar empfing Se. Hoheit in Alexandria die Patriarchen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, das diplomatische Corps, die Spitzen der Behörden, sowie mehrere der tonangebenden europäischen Einwohner und beruhigte sie über die Zukunft; doch bestand seine ganze diplomatische Kunst darin, daß er beim Sultan um Entsendung türkischer Truppen nachsuchte, wobei er wol dem Einflusse Derwisch-Pascha's folgte, welcher es trefflich verstand, die ganze Wucht seiner Ueberlegenheit empfindlich zu machen. Er empfing jedermann, hörte alle geduldig an, gestattete aber nicht die geringste Aeußerung, die einem Rathschlage oder einer Einflußnahme auf seine Meinung gleichkam. Die Pforte ihrerseits schien noch immer den Plan einer Aussöhnung mit der Nationalpartei zu verfolgen, und da dieselbe mit einem andern Chidiv sich voraussichtlich besser bewerkstelligen ließ, tauchten die Gerüchte von der Ersetzung Tewfik's durch seinen Onkel Halim wieder auf. Truppen nach Aegypten zu entsenden zögerte jedoch der Sultan, weil — mochte nach dem Misgriff der Flottendemonstration auch eine türkische Einmischung so ziemlich als die einzig mögliche Lösung der Verwickelung erscheinen — die Westmächte die Erlaubniß dazu nur dann geben wollten, wenn die Pforte sich die europäische Controle gefallen ließe, also gewissermaßen als der Mandatar Europas in Aegypten aufträte. Dazu wollte die Pforte sich nicht verstehen, weil sie darin eine Gefährdung ihrer Rechte in Bezug auf Aegypten erblickte. Wohl war sie zum militärischen Einschreiten bereit, aber nur kraft ihrer Souveränetät, nicht mit einem europäischen Mandat beschwert. Deshalb widerstrebte sie auch dem von den Westmächten festgehaltenen Vorschlage einer Conferenz der Botschafter zu Konstantinopel, obwol derselbe seitens der Vertretungen der übrigen Großmächte, um sich Frankreich und England, die einen Ausweg aus ihren Nöthen suchten, gefällig zu erweisen, nachdrücklich unterstützt ward. Um nun den Conferenzvorschlag zu beschleunigen, erklärten die Westmächte der Pforte am 15. Juni, daß, wenn sie die Conferenz nicht annehme, sie die Abhaltung derselben außerhalb Konstantinopels beantragen würden. Darauf hin glaubte die Pfortenregierung von der Truppensendung zunächst überhaupt absehen zu sollen, während sie Mukhtar-Pascha zur Unterstützung Derwisch's nach Aegypten beorderte. In ihrem Widerstande gegen das Conferenzproject blieb sie hartnäckig, selbst nachdem dasselbe eine beschlossene Sache geworden. Noch am Vorabend des Zusammentritts der Botschafter erneuerte die Pforte nicht blos ihre Weigerung, an der Conferenz theilzunehmen, sondern auch ihre Warnung an die Großmächte vor einem so unnützen, eher schädlichen Beginnen. Die Ordnung in Aegypten, hieß es in der türkischen Rundnote vom 21. Juni, sei wiederhergestellt, das Vertrauen wieder erwacht, der Erfolg der Thätigkeit Derwisch-Pascha's gesichert. Die Pforte müsse daher im Interesse Europas wie der Lage Aegyptens darauf beharren, die Erklärung abzugeben, daß die Conferenz zwecklos sei.

Gleichwol traten am Donnerstag, 22. Juni 1882, in Konstantinopel die

Botschafter zusammen, um über die ägyptische Angelegenheit zu berathen; aber ein Vertreter des Padischah fehlte. Auch sonst begann die Conferenz unter sehr schwierigen Umständen. Dadurch, daß ein neues Ministerium ans Ruder gekommen, waren die wirren Zustände Aegyptens noch bedenklicher geworden, nämlich für die Engländer und Franzosen. Unter dem Einfluß Derwisch-Pascha's und der Mitwirkung der Consuln, wol hauptsächlich jener der Ostmächte, erfolgte Mitte Juni die Bildung eines Ministeriums, in welchem Ragheb-Pascha, ein Türke, Ministerpräsident und Minister des Innern, Arabi-Pascha Kriegsminister und Achmed-Raschid-Pascha, früher Unterstaatssecretär des Innern, Minister des Innern waren. Der neue Finanzminister Ruschdi-Pascha war der Sohn eines maltesischen Renegaten; der Minister für öffentliche Arbeiten, Mahmud-Falaki-Pascha, war bisher blos als Astronom und Alterthumsforscher bekannt. Ali-Ibrahim-Pascha, der neue Justizminister, früher Richter am internationalen Appellhof und später Unterrichtsminister, galt als ein achtbarer, aber schwacher Charakter. Der Minister der geistlichen Güter, Hassan-Pascha-Scherei, bekleidete einen ähnlichen Posten im letzten Ministerium und hatte den Ruf eines frommen Muselmanen. Dieses angeblich von den Cabineten von Wien und Berlin vorgeschlagene Ministerium war durchaus anticnglisch. Ragheb-Pascha's europäerfeindliche Gesinnungen waren bekannt; hatte doch derselbe seinerzeit vom Chidiv Ismail auf Verlangen der Westmächte entlassen werden müssen. Da zudem Arabi Kriegsminister blieb, so bedeutete dies so viel, als daß sich an der Herrschaft der Militärpartei nichts geändert habe. Alle Minister waren Anhänger der Nationalpartei; die Seele des Ganzen war natürlich Arabi-Pascha, während Ragheb als Cabinetsminister geradezu ein förmlicher Hohn auf die Westmächte war. Das neue Cabinet kennzeichnete sich demnach als ein direct gegen den Einfluß der Westmächte gerichtetes und den Vicekönig zur vollständigsten Ohnmacht verurtheilendes. Als sein Programm verkündete es die allgemeine Amnestie, außer für die am alexandriner Blutbade Betheiligten. Die Untersuchungscommission über die zahlreich Verhafteten führte indeß ihre Verhandlungen hinter verschlossenen Thüren. Die Ordnung ward zwar vollkommen aufrecht erhalten, die Flucht der Europäer dauerte aber fort. Tausende wandten sich mittellos nach Malta. Alexandrias englische Bevölkerung schmolz auf 300 Personen zusammen. Auch Kairo leerte sich ziemlich. Durch diesen Auszug der Europäer, ein Schauspiel, dem die stolzen Panzerflotten Englands und Frankreichs unthätig zusehen mußten, ward das Programm der Nationalpartei: Aegypten den Aegyptern, auf eine unerwartete Weise zur Wahrheit. Weiter sollte die Regierung nach dem Rescript Ismail-Pascha's vom 28. Aug. 1878 geführt und niemand auf andere Weise als nach den Vorschriften der Gesetze bestraft werden; alle Beziehungen mit den fremden Mächten endlich sollten direct zwischen diesen und dem ägyptischen Ministerium des Auswärtigen geleitet werden. In dem erwähnten Augustrescript erklärte nämlich Ismail-Pascha, er wolle die alten Wege der Verwaltung verlassen und die Geschäfte mit dem Ministerrath und durch denselben führen. Unterstützt ward das neue Cabinet durch die Vertreter Oesterreich-Ungarns, Deutschlands und Italiens; jene Frankreichs und Englands unterhielten zu demselben keine Beziehungen.

Der Sultan aber verlieh am 26. Juni Arabi-Pascha den Medschidjeorden erster Klasse, während er gleichzeitig dem Chidiv ein werthvolles Brillantengeschenk überreichen ließ. Daraus ging die hohe Zufriedenheit des Großherrn mit der Bildung des neuen Versöhnungsministeriums wie mit den Erfolgen der Mission Derwisch's hervor. Für die Westmächte war diese doppelte Auszeichnung höchst verdrießlich, hatte auch wol geradezu den Zweck, England und Frankreich tüchtig zu ärgern. Die Westmächte bestanden in ihrem Ultimatum auf der Absetzung und Verbannung Arabi's; jetzt ward er vom Sultan in schmeichelhafter Weise ausgezeichnet. Der Sultan führte damit zugleich die Conferenz ad absurdum. Diese sollte die Ordnung wiederherstellen, allein sie kam post festum; denn die Ordnung war wiederhergestellt und das Versöhnungs- und Beruhigungswerk so glänzend gelungen, daß der Sultan bereits seine Belohnungen dafür austheilen konnte. Zwar setzte die Conferenz ihr geräuschloses Dasein fort, allein sie war wirklich, wie die Pforte gesagt hatte, überflüssig. In ihrer ersten Sitzung beschloß sie eine Mittheilung an die Pforte, worin deren Abwesenheit aus dem Conferenzsaal bedauert, und in der zweiten Sitzung ward die förmliche Anerkennung der Souveränetätsrechte des Sultans über Aegypten, natürlich innerhalb der einschränkenden Fermane, ausgesprochen, was sich von selbst verstand. Die Hauptfrage für die Mächte blieb: wie stellt man sich zu dem in Aegypten thatsächlich regierenden Arabi-Pascha? Der Sultan fühlte sich den Westmächten gegenüber offenbar in sehr fester Stellung, weil durch die Ostmächte gedeckt, während der Bund der Westmächte immer tiefere Risse zu zeigen begann. Ein um jene Zeit veröffentlichtes französisches Gelbbuch hatte nämlich Enthüllungen darüber gebracht, wie Frankreich unter Gambetta den Bundesgenossen zur Action hatte fortreißen wollen, von demselben aber zurückgewiesen worden war. Diese Veröffentlichungen dienten lediglich dazu, das Vertrauen Englands in die französische Freundschaft zu erschüttern. Um dem immer stärkern Andrängen der Opposition zu begegnen, faßte man demnach in London den Entschluß, lediglich die eigenen Interessen zu Rathe zu ziehen und auch vor einem isolirten Einschreiten, wenn es nöthig würde, nicht zurückzuschrecken. Als das Cabinet von St.-James anfing, alle Vorkehrungen zu einem solchen zu treffen, erwachte auch in Frankreich das Mistrauen in die englische Bundesgenossenschaft, was zur Folge hatte, daß Freycinet in seiner abwartenden Zurückhaltung verharrte und nunmehr seinerseits die Aufforderung Englands zu einer Mitwirkung ablehnte. Die Rollen waren also geradezu vertauscht. Erst wollte Gambetta zur Action fortreißen, vergeblich; jetzt lud Gladstone die Franzosen zum Mitthun ein, mit demselben Erfolg. Während nun das Auseinandergehen der westmächtlichen Freundschaft die sichtbarste Wirkung der letzten Ereignisse war, und Ferdinand von Lesseps, dieser genaue Kenner des Landes, öffentlich empfahl, man solle die nationale Bewegung, die eine durchaus berechtigte sei, ihren Weg gehen lassen, auch vor jedem bewaffneten Zusammengehen mit England warnte, betrieb letzteres eifrig Rüstungen zu Wasser und zu Lande; denn die Ansicht, daß seine Interessen am Suezkanal ein rücksichtsloses Vorgehen erheischen, gewann zusehends an Gewicht. Zwar erklärte Arabi, der Suezkanal sei ungefährdet; derselbe liege außerhalb der Sphäre der ägyptischen

Politik; er werde daher den Betrieb des Kanals nicht stören, wenn derselbe nicht zum Nachtheil des ägyptischen Volkes gebraucht werde; auch gingen zum Schutze des Kanals zwei ägyptische Regimenter nach Ismailia ab, sodaß der Kanal von 5000 Mann besetzt war; England ließ sich aber in seinem Thun nicht beirren und stellte für alle Eventualitäten ein Landungscorps zur Besetzung des Suezkanals fertig.

In Aegypten selbst wurde durch diese Nachricht die Lage unverkennbar verschlimmert. Die Drohung einer britischen Landung hatte gerade noch gefehlt, um den Haß der Aegypter gegen ihre bisherigen Blutsauger und gegen die Europäer überhaupt vollends zur Siedehitze zu treiben. Die Abreise des englischen Generalconsuls Sir Edward Malet und die geplante des französischen, Herrn Sienkiewicz, der übrigens mehr der Vertreter seiner eigenen Interessen als jener seiner Regierung gewesen sein soll, vermehrte die Beunruhigung. Die Europäer fühlten sich höchst unbehaglich und suchten Zuflucht im Hafen von Alexandria, wozu besonders der österreichische und der deutsche Generalconsul riethen. Die Auswanderung der Fremden nahm ihren Fortgang. Zur Beförderung der unbemittelten Deutschen wurde der Lloyddampfer Danae gechartert. Der Vertreter Oesterreich-Ungarns drängte auch ebenso wie die Türkei und die Nationalpartei den Chidiv, sich nach Kairo zurückzubegeben und dort bis zum Thronbesteigungstag, den 26. Juni, zu verweilen. Tewfik kam diesem Rath nicht nach, hielt aber an jenem Tage in Alexandria einen großen Empfang, bei welchem die europäische Colonie verhältnißmäßig zahlreich vertreten war, während die im Hafen liegenden fremden Kriegsschiffe im Flaggenschmuck Salutschüsse mit den Forts zu Ehren des Tages wechselten. Kurz zuvor hatte freilich der britische Admiral kategorisch angefragt, was die ägyptische Regierung bezüglich der ermordeten englischen Flottenangehörigen vorzunehmen gedächte. Arabi-Pascha benahm sich aber wie ein Mann, der sich seiner Stellung als unentbehrliche Persönlichkeit voll bewußt ist, und schien dem Einschreiten der Engländer mit großer Zuversicht entgegenzusehen. Ziemlich großsprecherisch erklärte er, seinen eigenen Weg ohne Rücksicht auf irgendjemand gehen zu wollen. Zugleich begann auch Aegypten zu rüsten; die Citadelle Kairos wurde verproviantirt, die Einziehung der Reserven angeordnet, die Küstenbefestigung wieder aufgenommen, der Schlund der Geschütze gegen die europäischen Panzerschiffe gerichtet. Trotz der Gunst der Localität und des Vertrauens der Fellahin verfügte Arabi indeß über keine imposante Macht, und aus dem Element, auf welches er sich stützte, ließ sich eine solche auch kaum jemals schaffen. Die Lage verdüsterte sich inzwischen immer mehr; jeden Augenblick konnte in Alexandria eine Collision zwischen der Flotte und den Forts entstehen. Am 6. Juli benachrichtigte Admiral Seymour in einem zweiten Schreiben Arabi-Pascha, daß alle Vorbereitungen zu strengern Maßregeln getroffen seien, falls der erneuerten Aufforderung zur sofortigen Einstellung der Hafenbefestigungsarbeiten nicht unweigerlich Folge geleistet würde. In der That wurden alle Handelsschiffe aus dem innern Hafen entfernt und die britischen Kriegsfahrzeuge für eine bevorstehende Geschützaction klar gemacht, während gleichzeitig eine Recognoscirung längs des Hafenstrandes ergab, daß die Aegypter 98 Geschütze gegen die ankernde

Kriegsflotte in Stellung gebracht hatten. Das Ultimatum des Admirals wurde von Tullea-Pascha, dem Commandanten der alexandriner Garnison, mit einem Appell an Sir Beauchamp Seymour's Humanität und mit der Versicherung beantwortet, daß keine feindselige Handlung gegen die britische Flotte im Zuge sei. Wie durchaus unberechtigt das Vorgehen Englands war, ergibt sich aus dem Umstande, daß die Flotten aller andern Staaten sich durch die angeblichen Befestigungsarbeiten der Aegypter nicht im mindesten bedroht glaubten und deshalb auch keinen Anlaß nahmen, gegen dieselben einzuschreiten. Weshalb aber auf einen Hafen gerichtete Geschütze englische Schiffe mehr bedrohen sollen als französische, italienische und deutsche, die dicht neben ihnen vor Anker lagen, ist schwer zu begreifen. England *suchte* aber förmlich eine kriegerische Lösung mit allerlei nicht einzugestehenden Hintergedanken.

Ohne sich um den Beschluß der in Therapia tagenden, freilich recht kläglichen Botschafterconferenz zu kümmern, welche in ihrer Sitzung vom 2. Juli an die Berathung des vom englischen Vertreter, Lord Dufferin, selbst gestellten Antrages ging, die Türkei einzuladen, daß sie ein Occupationscorps nach Aegypten sende, dessen Befehlshaber von einem englischen und einem französischen Offizier begleitet würde, schritt England zur Gewalt, angeblich zum Schutze des von Arabi freilich gar nicht bedrohten Suezkanals. Dieser „Schutz" nahm seltsamerweise in Alexandria seinen Anfang. Nachdem alle vorbereitenden Maßregeln getroffen, die Europäer in Sicherheit gebracht worden waren, sämmtliche Consuln sich entfernt hatten, erließ Admiral Seymour am Abend des 9. Juli eine Proclamation, welche die Beschießung der Stadt ankündigte, wenn die Forts nicht binnen 12 Stunden ausgeliefert würden. Am andern Morgen 4 Uhr zeigte er dem Gouverneur an, nach Ablauf von 24 Stunden, zum Zweck der Notification an die Mächte, werde die Beschießung beginnen. Die Fahrzeuge wurden in Gefechtsstellung gebracht, und am 11. Juli 1882, genau einen Monat nach dem angerichteten Blutbad, morgens 7 Uhr, ward das Feuer wirklich eröffnet. Aber von den Engländern allein! Da alle andern Schiffe den Befehl erhielten, vor Beginn des Bombardements den Hafen zu verlassen und ins hohe Meer zu steuern, so kann man darin wol ein Zeichen erblicken, daß alle übrigen Mächte das Verfahren der britischen Regierung misbilligten. Auch das französische Geschwader verließ, als die Engländer bei ihrem Entschluß beharrten, die Rhede von Alexandria und dampfte nach Port-Said. Die Pforte betrachtete den Angriff und Einfall in einem ihrer Suzeränetät unterstehenden Lande als einen gegen sie selbst gerichteten Friedensbruch; sie versuchte denselben noch im letzten Augenblick abzuwenden, und nachdem dies vergeblich gewesen, verständigte sie von ihrem Protest alle übrigen Mächte. Das europäische Concert war durch Englands Schuld gründlich durchbrochen. Noch in letzter Stunde, bevor die Feuerschlünde entfesselt wurden, trafen ägyptische Parlamentäre auf der britischen Flotte ein; sie kamen allerdings nach dem im Ultimatum festgesetzten Termin, aber sie hatten die ganze Nacht gesucht, das britische Flaggenschiff zu finden. Sie brachten ein Schreiben des Ministeriums, welches die Entwaffnung der Strandbatterien, das Eingehen auf alle englischen

Forderungen versprach; aber man wies sie ab; der britische Admiral erklärte, die Zeit der Unterhandlungen sei vorüber. Die Engländer wollten eben Gewalt brauchen, wollten zerstören.

Was nun die Wirkung der Geschütze anbetrifft, so versuchten wol einige Forts, Marsa und Elkanat, zu antworten, wurden aber bald zum Schweigen gebracht. Um 8 Uhr war das Fort Pharos eingeschossen, der Thurm in die Luft gesprengt, um die nämliche Stunde auch Marsa wie Elkanat in die Luft geflogen. Der Palast des Chidiv, Ras-el-Pin, zwischen den Forts Ada und Pharos gelegen, brannte ab und vermehrte die Rauchwolken. Bis Mittag waren sämmtliche, das Meer beherrschende Forts zum Schweigen gebracht. Dann wurde die Beschießung der Forts des innern Hafens begonnen, und da die Kanonen des Fort Men den Angriff so stark erwiderten, daß sie nach einer halben Stunde das Thurmschiff Monarch zum Schweigen brachten, so mußten noch der Invincible und der Temeraire zur Unterstützung des Admirals beordert werden; erst ihrer Hilfe gelang es, das Fort allmählich zu überwältigen. Freiwillige wurden zur Landung aufgerufen und ihrer zwölf gewählt, welche unter Lieutenant Bradford und begleitet von Major Tulloch ans Land schwammen und die Geschütze vernagelten. Die Aegypter vertheidigten sich so gut sie konnten, aber selbstverständlich, ohne daß sie damit ihr Schicksal abzuwenden vermochten. An der Wirksamkeit der britischen Kanonen war ja nicht zu zweifeln; immerhin wäre der Ausgang ein unsicherer gewesen, hätten die Aegypter lauter schwere gezogene Kanonen gehabt. Alle englischen Schiffe waren ohne gefährliche Verletzungen am 12. früh wieder gefechtsbereit. Morgens 8 Uhr ward an Bord des Admiralschiffes Kriegsrath über die Wiederaufnahme des Kampfes gehalten, welcher in der That bis Mittag fortgesetzt wurde, als die weiße Parlamentärflagge auf dem Palast Ras-el-Pin aufgezogen wurde. Die Engländer machten bei diesem Anblick lange Gesichter, denn dies drohte sie um ihr Bombardement zu bringen. Lieutenant Lambton begab sich daher zu Tulba-Pascha, welcher jedoch constatirte, daß er nicht in der Lage sei, irgendwelche Bedingungen anzunehmen, bevor er sich nicht in Verbindung mit dem Ramleh-Fort gesetzt habe, wo der Chidiv und seine Minister weilten. Der englische Offizier erwiderte, daß die nothwendige Zeit für eine solche Verbindung nicht eingeräumt werden könne, und daß, wenn die Absicht, die Forts zu übergeben, nicht vor $2^1/_2$ Uhr erklärt würde, das Feuer wieder eröffnet werden müßte. Dies geschah auch um $3^1/_2$ Uhr nachmittags. Die englischen Granaten erzeugten Feuersbrünste, und bald brannte die Stadt an drei Stellen. Eine zweite weiße Flagge wurde nun aufgehißt, bedeutete aber nicht das Ende der blutigen Action. Nur in trügerischer Absicht, so behaupteten die Briten, sei die Flagge aufgezogen worden; sie habe nur den Abzug der ägyptischen Truppen in der Richtung nach Kairo decken sollen. Die Feuersbrünste nahmen aber gar bald an Ausdehnung zu und wurden noch von Mordbrennerbanden geschürt; das Feuer wüthete furchtbar, und am 13. Juli war die halbe Stadt bereits niedergebrannt. Raubgesindel drang plündernd in die Häuser, das europäische Viertel ward fast dem Erdboden gleichgemacht, und die noch zurückgebliebenen Europäer von den Arabern niedergemetzelt. Die Zahl der ermordeten Europäer ward sehr verschie-

den angegeben, von 200 bis 2000! Doch waren die höhern Zahlen unbegründet. Dem weitern Umsichgreifen der Flammen ward durch die Landung englischer Truppen Einhalt gethan. Auch deutsche Matrosen wurden ans Land gesetzt und ihnen der Schutz des Hospitals anvertraut. Englische Marinesoldaten hielten die Thore der Stadt besetzt; ihnen bot sich ein schaudererregender Anblick. Massenhaft lagen furchtbar verstümmelte Leichname in den Straßen umher, mitten unter den Trümmern eingestürzter Häuser und ausgeplünderter Kaufläden. In den engen Straßen kam es an mehrern Orten zu wahren Gefechten zwischen dem sengenden und raubenden Pöbel und den gelandeten Blaujacken, welche schließlich die Mitrailleuse spielen ließen. Der Mangel an Landungstruppen erwies sich als sehr empfindlich. Die Engländer verfügten blos über 3—4000 Mann, und diese waren an allen Orten nöthig. Zu den Engländern flüchtete auch der aus Ramleh mit Derwisch-Pascha herbeieilende Chidiv. Se. Hoheit ward auf einem kleinen Dampfer eingeschifft und in den Hafen geführt, wo er endlich in Sicherheit gebracht war.

Rußlands innere Zustände.

IV.

Der Nihilismus und die Reformen.

2.

1) Die Organisation der Nihilisten.

Das großartige Unterfangen der Nihilisten, ein Reich von mehr als 104 Mill. Einwohnern auf den Kopf stellen zu wollen, die Kühnheit ihrer Attentate, das geheimnißvolle Dunkel, in das sie sich lange Zeit zu hüllen verstanden, ihre Proteusnatur, welche es ihnen gestattete, überall und nirgends zu sein, die Flut von Brandschriften, mit denen sie das ganze Reich überschwemmten: alles dies zusammen brachte der ganzen Welt die Ueberzeugung bei, daß der Nihilismus ein Geheimbund von ungeheuerer Ausdehnung sei, der sich über das ganze Reich erstrecken und mindestens 50000 Mitglieder zählen müsse. Es währte lange, ehe der geheimnißvolle Schleier sank und das erstaunte Rußland sah, eine wie kleine Schar von Revolutionären im Stande gewesen war, mehr als ein Lustrum hindurch das ganze Reich in seinen Grundfesten zu erschüttern. Thatsächlich gab es blos ein paar Dutzend „handelnde" Nihilisten, zu denen ungefähr 200 Helfershelfer kamen, während die Zahl derer, welche dem Nihilismus durch Hehlen, Schmuggeln von Brandschriften u. dgl. Vorschub leisteten, sich höchstens auf 1000 belief.

Damit wollen wir natürlich nicht sagen, daß sich die Zahl sämmtlicher Nihilisten auf 1200 oder 1300 Personen beschränkte, sondern daß blos eine so geringe Zahl sich bemühte, für den Nihilismus Propaganda zu machen, ihn förderte und die Attentate vorbereitete. Wollten wir auch jene als Nihilisten bezeichnen, welche mit den Ansichten derselben einverstanden waren und ihnen heimlich Erfolg wünschten, ohne jedoch dabei das Geringste dazu beizutragen, so würden wir auf eine bedeutend größere Ziffer stoßen; vielleicht wäre dann 100000 nicht zu hoch gegriffen.

War es nicht ein wahnsinniges Unterfangen, daß sich 1200 oder 1300 junge Leute ohne Erfahrung, ohne Stellung, ohne besondern Einfluß einbildeten, ein Reich von mehr als 104 Mill. Einwohnern aller Rassen mittels Brandschriften, Predigten und Meuchelmorde umstürzen zu können? Es ist richtig, daß die Nihilisten mehrere Chancen für sich hatten: den Volkshaß gegen Polizei und Bureaukratie, die Unzufriedenheit der Bauern mit der agrarischen Frage, die Unzufrieden-

heit der gebildeten Liberalen mit dem herrschenden Absolutismus, die Bestechlichkeit der Beamten und verschiedene Fehler der Regierung. Zu diesen ist auch der Krieg von 1877 zu rechnen — nicht als ob er vielleicht unpopulär gewesen wäre (im Gegentheil!), aber weil er blos durch die Ungeschicklichkeit der Regierung Rußland so wenig Ehre einbrachte. Rußland wäre es ein Leichtes gewesen, den Krieg mit 600000 Mann zu beginnen, im Verein mit 200000 Rumänen, Serben und Montenegrinern dem Türkischen Reiche innerhalb zweier Monate den Garaus zu machen und den Engländern zum Trotz das heißersehnte Konstantinopel zu behalten; statt dessen begann man den Krieg mit 120000 Mann, lehnte die Mitwirkung der Rumänen und Serben vornehm ab, setzte sich hierdurch den schmählichsten Niederlagen aus und ließ sich schließlich von Lord Beaconsfield ganz unnöthig einschüchtern. Das schreiende Misverhältniß zwischen den gebrachten Opfern und dem erzielten Resultat rief in Rußland eine Misstimmung hervor, welche von den Nihilisten geschickt ausgebeutet wurde.

Trotzdem konnte der Nihilismus selbst, wie wir aus den vorhergegangenen Kapiteln ersahen, in der Bevölkerung keine tiefen Wurzeln schlagen. Die Nihilisten vermochten es wol, über 20 Attentate zu unternehmen, den Kaiser und eine Anzahl misliebiger Persönlichkeiten aus dem Wege zu räumen, aber sie waren nicht im Stande das Volk aufzuwiegeln und auch nur den geringsten Aufstand hervorzurufen.

Wir haben oben gesagt, daß die Zahl der eigentlichen „handelnden" Nihilisten sich blos auf ein paar Dutzend Personen belief. Dies scheint nun festgestellt, denn die Untersuchungen haben ergeben, daß bei den meisten Attentaten fast immer dieselben Personen betheiligt waren. Zwar thaten die verhafteten Nihilisten gewöhnlich sehr geheimnißvoll, stellten sich blos als Werkzeuge eines unsichtbaren Executivcomité hin, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß letzteres aus eben jenen 20 oder 30 handelnden Hauptpersonen bestand, deren 15 auf dem (später ausführlicher zu schildernden) „Congreß zu Lipeck" den Kaisermord beschlossen und eben das Executivcomité eingesetzt hatten. Fast alle diese handelnden Hauptpersonen, mithin auch das Executivcomité, sind seither umgekommen oder nach Sibirien geschickt worden, und dies ist wol der Hauptgrund, weshalb der Nihilismus seit einigen Jahren so wenige Lebenszeichen von sich gibt.

Die Seele des Executivcomité scheint Željabov gewesen zu sein. Neben ihm spielten Kibalčič, Sofija Perovskij, Ryssakov, Suhanov, Solovjev, Kobyljanskij, Goldenberg, Weimar, Mihajlov, Jesse Helfmann, Mirskij, Hartmann, Halturin, Širjajev, Tihinov u. a. hervorragende Rollen. Im Auslande wurden sie von Lavrov, Fürst Krapotkin, Vjera Zasulič, später auch von Hartmann u. a. unterstützt.

Das Executivcomité veranstaltete alle Attentate der letzten Jahre, indem seine Mitglieder selbst die Hand ans Werk legten, d. h. Minen gruben, Dynamit verfertigten, Brandschriften druckten und die Attentate ausführten. Die secundären Arbeiten hierbei wurden von den „Helfershelfern" besorgt, welche in den verschiedenen Städten verstreut lebten und mit dem Executivcomité in Verbindung standen. Der weitere Kreis der Mitwisser hatte blos die Ausführung der Beschlüsse des Comité zu erleichtern.

Die durch Verhaftungen entstandenen Lücken im Executivcomité wurden aus den Helfershelfern ergänzt, welche sich ihrerseits wieder aus den Mitwissern rekrutirten. An Rekruten fehlte es niemals, da die nihilistisch gesinnten Studenten und die Mitglieder der Rabočaja družina (Arbeitergesellschaft) meistens glücklich und stolz waren, in die Zahl der Auserlesenen aufgenommen zu werden. Auch Handwerker, denen es an Pässen mangelte, fielen der nihilistischen Partei zu, welche die Paßfabrikation schwungvoll betrieb. Gerade die geringe Zahl der eingeweihten Nihilisten war die Bürgschaft des Erfolges, denn je ausgebreiteter ein Geheimbund, desto schwieriger die Kunst, das Geheimniß zu bewahren.

Man hat vielfach behauptet, daß die Nihilisten deshalb so lange ungestraft ihr Wesen treiben konnten, weil sie Verbindungen in den höchsten Kreisen besaßen und sogar von einem Großfürsten (man nannte Konstantin und dessen Sohn Nikolaus) unterstützt würden. Letztere Behauptung scheint uns abgeschmackt zu sein, und was erstere betrifft, so hat sie auch wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Es ist möglich, daß sich in der Umgebung des Kaisers heimliche Anhänger des Nihilismus befanden, die es unternahmen, dem Caren nihilistische Briefe und Proclamationen in die Tasche zu stecken oder auf den Schreibtisch zu legen; aber das dürften schwerlich hochgestellte Persönlichkeiten gewesen sein. Derlei kann auch ein untergeordneter Bediensteter vollführen.

Ebenso unrichtig ist die Vermuthung, daß sich die nihilistische Oberleitung in den Händen der russischen Auswanderer befunden habe, welche in der Schweiz, England und Frankreich lebten. Wol arbeiteten Lavrov, Krapotkin, Hartmann und Zasulič im Interesse der nihilistischen Sache; aber es scheint sicher, daß ihre Beziehungen zum Executivcomité blos oberflächlich waren und sich auf den Abdruck der für Europa bestimmten nihilistischen Kundgebungen beschränkten. Weder hatten die Emigranten die Mittel, den Nihilismus in Rußland materiell zu unterstützen, noch konnten sie aus der Ferne und bei der Unsicherheit des Briefgeheimnisses die Vorbereitung und Ausführung der Attentate leiten. Letztere wurden alle an Ort und Stelle geplant und vorbereitet. Die Rolle der Emigranten beschränkte sich darauf, mit der Feder für den Nihilismus zu wirken, nicht nur auf Rußland, sondern auch auf die öffentliche Meinung Europas.

Woher nahmen aber dann die Nihilisten die Mittel zur Ausführung ihrer Pläne? wird man fragen. Auch darüber haben uns die Untersuchungen und Processe genügend unterrichtet. Kibalčič verfertigte die Sprengstoffe nach den Weisungen der Lehrbücher, welche er als Zögling der Bergwerksschule besaß; die Zöglinge der Ingenieurschule verwertheten ihre dort erworbenen Kenntnisse zum Graben von Minen unter den Eisenbahngleisen, in Häusern und unter Straßen; die typographisch gebildeten Nihilisten unternahmen den Druck der Brandschriften, Proclamationen und Zeitungen. Das Geld floß den Nihilisten aus verschiedenen Quellen zu.

Vorerst waren es die Beiträge der Mitglieder, die Mitgift der Scheinehen eingehenden Mädchen, Beiträge unzufriedener Nichtnihilisten oder von Leuten, deren nihilistische Thätigkeit sich auf Zuschuß von Geldern beschränkte. Da haben wir z. B. allein 200000 Rub., welche der reiche Dmitrij Lizogub 1879 beigesteuert.

Auch Dr. Weimar, welcher Mirskij zu dessen Attentat ausgerüstet und während des Balkanfeldzuges in den Spitälern für den Nihilismus Propaganda gemacht, steuerte große Summen bei. Reiche Leute, welche dem Nihilismus wohlwollend gesinnt waren, aber sich zu compromittiren fürchteten, lieferten ihm Geld unter der Maske von wohlthätigen Stiftungen oder auch anonym.

Außer diesen freiwilligen Beiträgen flossen der nihilistischen Kasse auch erzwungene bei. Furchtsame Reiche oder solche, von denen es bekannt war, daß sie sich auf Staatskosten oder sonst unredliche Weise bereichert, erhielten Aufforderungen, eine gewisse Summe der nihilistischen Kasse auszufolgen, widrigenfalls man sie zum Tode verurtheilen werde. Die meisten ließen sich einschüchtern, da sie wußten, wie leicht die Nihilisten ihre Attentate ausführten, und zahlten die Contribution.

Eine dritte Art und Weise, sich Geld zu verschaffen, war jene durch Fälschung von Banknoten und Beraubung der Staatskassen. Wie einträglich letztere war, geht aus dem Umstande hervor, daß die mittels einer unterirdischen Galerie 1879 bestohlene Staatskasse von Harkov den Nihilisten allein eine Summe von 1½ Mill. Rub. einbrachte. Auch Regiments- und kleinere Kassen verschmähten die Nihilisten nicht heimzusuchen.

Daß die eingehenden Gelder nicht immer unberührt in die Kasse flossen, läßt sich bei der in Rußland herrschenden Corruption und dem Umstande, daß Juden bei der Geldmanipulation mitbeschäftigt waren, wol voraussetzen. Aus diesem Grunde dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Nihilisten in Geldverlegenheiten geriethen und auf die Idee kamen, den päpstlichen Peterspfennig und das Rothe Kreuz nachzunahmen. Man schrieb regelmäßige Sammlungen aus und gründete im Januar 1882 eine „Gesellschaft vom Rothen Kreuz der «Narodnaja Volja»“ (der Aufruf erschien in Nr. 7 der „Narodnaja Volja“ vom 23. Dec. 1881/4. Jan. 1882). Deren Zweck sollte programmmäßig sein: „Allen für die Gedanken- und Gewissensfreiheit Verfolgung Leidenden materielle und moralische Hülfe zu leisten“, in Wirklichkeit jedoch der nihilistischen Kasse Geld zu verschaffen. Dieser Aufruf wurde in Paris von Lavrov und Zasulič im „Intransigeant“ wiederholt, was des erstern Ausweisung zur Folge hatte. In England war man weniger streng. Dort durften die Anarchisten öffentliche Versammlungen halten und Sammlungen „zu Gunsten der Opfer der Tyrannei des Caren“ veranstalten, zu denen auch einige deutsche Socialisten beisteuerten.

2) Ziele und Thätigkeit der Nihilisten.

Als die Russen vor Konstantinopel standen, brachte dort der Zufall den Schreiber dieser Zeilen mit einem russischen Intendanten zusammen, welcher sich als verkappter Nihilist entpuppte. Das Attentat der Vjera Zasulič auf General Trepov gab uns Anlaß, über den Nihilismus zu sprechen. Der Intendant behauptete, es sei jetzt eine ganze Reihe von Attentaten bevorstehend, da die Nihilisten beschlossen hätten, durch Schrecken die Regierung zur Nachgiebigkeit, die Beamten zur Ehrlichkeit zu zwingen. Dagegen versicherte er auf das bestimmteste, daß man an den Kaiser nicht Hand anlegen werde, da er sich durch die Aufhebung

der Leibeigenschaft und Einführung der Reformen im Herzen jedes Russen ein Denkmal gesetzt und Anspruch auf Dankbarkeit habe.

An diese Worte mußte ich in der Folge oft denken, wenn Kunde von einem neuen Attentat auf Alexander II. kam. Hatte mich der Intendant falsch berichtet?

Die Antwort fand ich in andern Mittheilungen, welche mir derselbe über die Zwecke der Nihilisten gemacht.

„Die Nihilisten", sagte er, „haben ursprünglich gar nicht an Attentate oder sonstige Gewaltmaßregeln gedacht. Nachdem der Nihilismus in den sechziger Jahren blos theoretisch oder platonisch in den Köpfen der Jugend gespukt, begann erst 1871 die eigentliche nihilistische Propaganda. Seither haben sich die Nihilisten mit Eifer daran gemacht, unter das Volk zu gehen und ihm ihre Lehrsätze beizubringen. Die Nihilisten zerstreuten sich infolge dessen über das ganze Reich, predigten dem Volke und suchten ihre Grundsätze durch Wort und Schrift zu verbreiten. An unmittelbare Revolution dachte niemand. Es handelte sich blos darum, den Zündstoff für eine Zukunftsrevolution aufzuhäufen, diese durch Aufklärung des Volkes vorzubereiten.

„Die Sache hätte in dieser Weise noch lange fortgehen können, wenn es nicht der Regierung eingefallen wäre, gegen die Nihilisten mit ausgesuchter Strenge vorzugehen. Alle nihilistischen Missionare, deren man habhaft werden konnte, wurden nach Sibirien geschickt oder eingekerkert. Die Behandlung, welche die Nihilisten erfuhren, stand in keinem Verhältniß zu ihrer Schuld, wenn von solcher überhaupt die Rede sein kann. Was wunder, wenn der Vernichtungskrieg, den die Regierung gegen die Nihilisten begonnen, diese zur Verzweiflung brachte und bewog, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Der Proceß der Hundertdreiundneunzig in Moskau schlug dem Faß den Boden aus; von nun an gab es keine Versöhnung mehr. Die Nihilisten hatten gewünscht, mit der Regierung in Frieden zu leben, aber es war angesichts solcher Verfolgungen nicht möglich; sie faßten somit den Entschluß, nach dem Spruche «Auge um Auge, Zahn um Zahn» zu handeln, die verhafteten und mishandelten Kameraden zu rächen und jeden Mord mit einem andern zu beantworten. Von jetzt an werden Sie sehen, welch furchtbarer Kampf um die Existenz zwischen den Nihilisten und der Regierung entbrennen wird. Wie er enden mag, weiß Gott! Schade nur, daß der Car selbst gegen die Nihilisten Partei ergreift, denn gerade mit ihm wünschten sie auf friedlichem Fuß zu leben! . . ."

Aus diesen Mittheilungen des Intendanten kann man sehen, daß der Nihilismus erst durch die Verfolgungen der Regierung so furchtbare Dimensionen angenommen. Ihre verhafteten Freunde rächend, ermordeten die Nihilisten jene Gouverneure, Richter und sonstige Personen, welche an der Verhaftung derselben schuld waren. Die Regierung ihrerseits, dadurch gereizt, wüthete um so ärger gegen die Nihilisten, deren sie habhaft werden konnte. Dies gab natürlich den Anlaß zu weitern Attentaten, welche abermals verschärfte Maßregeln seitens der Regierung zur Folge hatten. So suchten sich die beiden Kriegführenden an Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit immer mehr zu überbieten, bis endlich der Gedanke an den Carenmord in den Köpfen der Nihilisten Wurzel faßte. Wie die verhafteten

Kaisermörder später aussagten, geschah dies erst, „nachdem von Alexander II. keine Aenderung seiner innern Politik und seiner Haltung gegenüber dem Nihilismus zu erwarten war".

Die bisherigen Attentate*) hatten nur misliebigen Persönlichkeiten und Verräthern gegolten; da jedoch die Regierung sich nicht einschüchtern ließ, hoffte man, ein Attentat auf den Kaiser selbst werde schneller zum Ziele führen. Zwar misbilligten die gemäßigtern Nihilisten die Attentate überhaupt und eins auf den Kaiser insbesondere; doch trennte sich die terroristische Fraction von der gemäßigten und beschloß, auf eigene Faust zu handeln.**) Von sechs jungen Leuten, die sich zur Ermordung angeboten hatten, wurden der Jude Goldenberg und der Katholik Kobyljansky nicht angenommen, weil man hoffte, daß das Attentat eines rechtgläubigen Russen einen größern moralischen Eindruck machen werde. Daher fiel die Wahl auf Solovjev, der sich seiner Schießfertigkeit rühmte. Aber von fünf Revolverschüssen, die er am 14. April 1879 auf den Kaiser abgab, der eben vor seinem Palast spazieren ging, traf kein einziger, und Solovjev büßte sein Unterfangen am 9. Juni mit dem Leben.

Diesen zu rächen und sein Unternehmen fortzusetzen kamen einige Tage später 15 Nihilisten in der Nähe des Städtchens Lipeck auf einer Wiese zusammen und berathschlagten die fernern Pläne. Dieser sogenannte „Congreß von Lipeck" beschloß nach mehrern Sitzungen und längern Berathungen, sich als „Executivcomité" und „dirigirende Commission" zu constituiren und den „Tyrannenmord" mittels Dynamit zu betreiben.

Die „Narodnaja Volja"-Partei ging sofort ans Werk, ihre Beschlüsse auszuführen. In der Nähe Moskaus wurde ein Häuschen gekauft, von welchem aus das Bahngleis unterminirt wurde. Als der Kaiser am 1. Dec. 1879 von Livadija nach Moskau fuhr, flog sein Gepäckzug in die Luft. Er selbst wurde durch den Zufall gerettet, daß sein Zug ausnahmsweise vor dem Gepäckzug gefahren war.

Die Terroristen veröffentlichten hierauf am 26. Jan. 1880 ihr Programm, laut welchem sie Volksvertretung, Selbstverwaltung, Freiheit des Wortes, Gewissens, der Presse, Vereine, Versammlungen und Wahlagitationen, allgemeines Wahlrecht und Ersatz der stehenden Armee durch ein Milizheer verlangten, widrigenfalls der Kaiser sterben müsse.

Letzterer ließ sich nicht einschüchtern, und so suchten denn die Nihilisten ihre Drohung zu verwirklichen, indem sie am 17. Febr. 1880 das kaiserliche Speisezimmer im Winterpalast in die Luft sprengten. Der Zufall, daß sich der Fürst von Bulgarien verspätet hatte, rettete diesmal den Kaiser.

---

*) Auf General Trepov (von Vjera Zasulič) am 5. Febr. 1878; General Mezencov, 16. Aug. 1878; Gouverneur Fürst Krapotkin, 21. Febr. 1879; Gensdarmerieoberst Knoop, 7. März 1879; Jude Reinstein, als Verräther, 9. März 1879; „wankelmüthige" Nihilisten Zaleski und Bajdaševskij, 17. und 27. März 1879; General Drentelen (von Mirskij), 25. März 1879; Generalgouverneur Graf Čartkov, 5. April 1879; Polizeimeister Pëtrovskij, 10. April 1879; Baron Heyking, 1879.

**) Sie wird nach ihrem Organ „Narodnaja Volja" genannt, die gemäßigte „Cërnij Peredjel".

Das Executivcomité erklärte hierauf: „Nur gezwungen haben wir den Kampf begonnen, gezwungen durch den Despotismus, durch den Druck der Tyrannei; unser Endzweck ist das Glück des Volkes. Die Regierung läßt dem anständigen Mann nur die Wahl zwischen dem unbedingten Aufgeben eines jeden dem Volkswohl sich zuwendenden Gedankens und dem Kampf bis aufs Messer gegen die gegenwärtigen Machthaber. Noch einmal erklären wir, wir werden von diesem Kampf nicht abstehen, bevor nicht Alexander II. seine Macht in die Hände des Volkes niederlegt, bis eine constituirende Nationalversammlung die Grundlagen einer socialen Reform festgestellt haben wird."

Der Kaiser beantwortete diese Proclamation mit den bekannten außerordentlichen Maßregeln der Dictatur Loris-Melikov's (24. Febr.). Die Nihilisten ihrerseits antworteten darauf am 3. März durch das von Mladecki auf Loris-Melikov unternommene Attentat.

Loris-Melikov ließ sich trotzdem nicht abhalten, menschlicher und gerechter vorzugehen als Graf Tolstoj, der ohne viel Federlesens Schuldige und Unschuldige (besonders Studenten) nach Sibirien geschickt hatte. Aber die allgemein erwarteten Reformen blieben aus. Im Gegentheil, der Riesenproceß der Zweihundertachtzig, welcher im November 1880 zu Ende geführt wurde, bewog die Regierung, wie in frühern Zeiten, von den strengen Formen des Rechtsverfahrens abzusehen und gegen alle „Verdächtige" (und wie leicht konnte man in Rußland „verdächtig" werden!) auf dem administrativen Wege durch Verhaftung und Verschickung vorzugehen. Diese Willkür wurde in allen Kreisen des Volkes als eine besonders schmachvolle Demüthigung empfunden, und als der Jahrestag der Thronbesteigung (2. März) verstrich, ohne daß er die ersehnten Reformen gebracht hätte, schritt sogar der petersburger Adel dazu, von den ihm zustehenden, aber nur äußerst selten angewandten Rechte der unmittelbaren Petition Gebrauch zu machen. Er unterbreitete dem Caren die Bitte, die noch immer bestehende „administrative Verschickung" aufzuheben. Damit gelangen wir zu der wichtigen Frage der Reformen.

3) Alexander II. und die Reformen.

Noch bevor der petersburger Adel den ebenerwähnten Schritt unternahm, hatte sich der Kaiser mit dem Dictator Loris-Melikov über die Nothwendigkeit einzuführender Reformen berathen. In ganz Rußland fühlte man diese Nothwendigkeit; die einen, weil sie glaubten, daß dann die Nihilisten ihre Attentate einstellen würden; die andern, weil sie sich schämten, daß Rußland nebst der Türkei der einzige autokratische Staat Europas geblieben; wieder andere, weil sie einsahen, daß es mit dem Absolutismus und der daraus resultirenden Corruption der Beamten und Behörden nicht mehr weiter gehe.

Daß etwas geschehen müsse, davon schienen auch der Kaiser und sein Dictator überzeugt zu sein; nur waren sie in Verlegenheit, zu entscheiden, *was* denn eigentlich zweckmäßigerweise geschehen solle, ohne daß die autokratische Macht des Kaisers beschränkt werde. Die liberalsten Vertrauensmänner wagten zwar nicht das verpönte Wort „Constitution" auszusprechen; aber sie meinten doch so leichthin, daß

man es im russischen Volke als eine Demüthigung empfinde, selbst der freisinnigen Einrichtungen beraubt zu sein, die man dem durch russische Waffen befreiten Bulgarien gewährt hatte. Jene Freisinnigen meinten, es würde die thatsächliche Macht des Kaisers nicht schwächen, wenn man beispielsweise dadurch an die bulgarische Verfassung Annäherung suche, daß man dem Staatsrath (gosudarstvennij sovjét) eine Anzahl hoher Civil-, Militär- und Kirchenwürdenträger, sowie Abgeordnete der Provinzialstände (zemstvo) oder sonstige vom Volke gewählte Abgeordnete beifüge. Dadurch käme eine Versammlung zu Stande, deren Zusammensetzung allein schon den Caren beruhigen könnte und doch für Rußland ein großer Fortschritt wäre. Nach Maßgabe der fortschreitenden Bildung des Volkes könnte man später dieses „sobránje" durch weitere Abgesandte des Volkes vermehren, es später in zwei Kammern theilen und wäre dann allmählich und unvermerkt beim Constitutionalismus angelangt.

Aber eben dieser letztere Umstand bewog den Kaiser, von der Annahme dieses Vorschlages abzustehen.

Inzwischen aber hatten die Nihilisten die Regierung so in die Enge getrieben, daß selbst Loris-Melikov an dem endlichen Siege zu zweifeln begann und daher als ultima ratio einen Appell ans Volk in Aussicht nahm. Er erklärte dem Kaiser, daß nur dann Hoffnung auf baldige Vernichtung des Nihilismus vorhanden sei, wenn das Volk selbst aus seiner Gleichgültigkeit herausgerissen und an der Ausrottung des Nihilismus interessirt werde. Dies konnte aber nur durch eine Versammlung der Vertreter des Volkes erreicht werden. Loris-Melikov schlug daher dem Kaiser vor, eine Versammlung einzuberufen, deren Mitglieder ausschließlich von den Provinzialständen und den Gemeinderäthen (dúma) der großen Städte gewählt würden.

Dieser „sobór" hätte den Vortheil gehabt, daß er keine Neuerung und nichts „Ausländisches" war — die Nationalrussen verabscheuen alles, was „ausländisch", d. h. nicht nationalrussisch oder slawisch ist — denn schon im 15. und 16. Jahrhundert gab es in Rußland einen „zémskij sobór" (Landrath), in welchem alle Bojaren, Bischöfe und vornehmen Bürger berathend saßen. Jenen zémskij sobór hatten die Care (auch Peter der Große) wiederholt in Stunden der Gefahr oder Krise oder bei wichtigen Entscheidungen einberufen. Allerdings ähnelte er stark den alten französischen Generalständen, deren Einberufung 1789 die große Französische Revolution eingeleitet hatte, und aus diesem Grunde war es unsicher, ob der Car sich nicht durch die historische Reminiscenz werde abschrecken lassen.

Als daher Loris-Melikov dem Kaiser den erwähnten Vorschlag machte, betonte er, daß der neue „zémskij sobór" blos eine berathende Versammlung sein würde. Er hätte sich lediglich mit der Prüfung der ihm vorgelegten Gesetzentwürfe zu befassen; die Entscheidung würde jedoch nach wie vor Recht der Krone sein.

Alexander II. hörte seinen Dictator schweigend an, dann sprach er nach kurzer Ueberlegung:

„Was du mir hier vorschlägst, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Vorschlag, welchen Necker Ludwig XVI. im Jahre 1789 machte. Man darf nicht vergessen, was die Folgen der Einberufung der Generalstände waren. Wenn du

aber trotzdem der Meinung bist, daß dein Vorschlag dem Lande zum Heil gereichen werde, so will ich mich ihm nicht widersetzen."

Diese denkwürdigen Worte gereichen Alexander II. zur Ehre, und seine Schuld ist es nicht, wenn Alexander III. anderer Ansicht war als sein Vater.

Eine so hochwichtige und möglicherweise folgenschwere Verfügung mußte natürlich noch reiflich erwogen werden, daher berieth sich der Kaiser mit seinen Ministern und den Großfürsten. Außer Loris-Melikov wurde das Project noch von den Ministern Abaza, Graf Valujev und Miljutin lebhaft befürwortet. Schließlich einigte man sich darüber im Princip und setzte eine Commission ein, welche die Einzelheiten studiren und den Wortlaut entwerfen sollte. Sie tagte im Aničkovpalast bei dem Carevič, welcher durch Loris-Melikov nach langen Bemühungen für den Vorschlag gewonnen worden war. So kam es, daß Ende Februar 1881 der Entwurf des neuen zémskij sobór bereits fertig war und nur noch der kaiserlichen Unterschrift harrte.

Unglücklicherweise erfolgte die Veröffentlichung dieser einschneidenden Reform, deren Tragweite geradezu unberechenbar war und die wahrscheinlich den Anbruch einer neuen Aera für Rußland bedeutet hätte, nicht sofort. Der Car wollte damit bis nach der Fastenzeit warten. Die Gründe dieses Zögerns sind nicht recht faßbar. Wenn man behauptet, die Flitterwochen seien daran schuld gewesen, welche der Car mit seiner neuen morganatischen Gattin verlebte, so scheint eine solche Vermuthung um so hinfälliger, als man kaum von Flitterwochen sprechen kann, wo die Fürstin Dolgoruckij-Jurjevskij schon seit so vielen Jahren seine Geliebte gewesen. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß der Car aus Aberglauben irgend einen von ihm für günstig gehaltenen Tag (einen sogenannten „Glückstag") abwartete, vielleicht seinen Geburtstag, den 29. April. Thatsache ist, daß das kaiserliche Manifest, durch welches der neue zémskij sobór einberufen werden sollte, schon am 10. März unterzeichnet war.

Am 12. März erfuhr der Car, daß Željabov verhaftet und man dadurch einem neuen gegen ihn gerichteten Attentat auf die Spur gekommen sei. Dies bewog den Kaiser, von seinem ursprünglichen Plan abzukommen. Am Morgen des 13. März schickte er dem Minister des Innern den Befehl, am folgenden Tage (14. März) im officiellen „Reichsanzeiger" die Einberufung des zémskij sobór zu veröffentlichen. Dann sagte er zu seiner Gattin: „Ich habe jetzt soeben einen wichtigen Schritt unternommen, welcher, wie ich hoffe, guten Eindruck machen und Rußland zeigen wird, daß ich ihm alles gewähre, was möglich ist." Und sich bekreuzend, wie er es bei feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegte, fügte er hinzu, „Ich habe Befehl gegeben, daß es morgen veröffentlicht werde."

Dann begab er sich zu einer Parade in der Mihajlovskij-Manége, von der er um $1^3/_4$ Uhr nachmittags in scharfem Trabe durch die schmale Straße am Katharinenkanal zurückfuhr. Die Nihilisten hatten an diesem Tage so gut ihre Vorbereitungen getroffen, daß der Kaiser ihnen nicht entkommen konnte, auch wenn er durch andere Straßen gefahren wäre. Am Gitter des Mihajlovskijparks, welcher die Straße am Katharinenkanal einsäumt, standen zwei Nihilisten mit Sprengbomben. An den Enden der Gassen, aus welchen der kaiserliche Wagen kommen

mußte, standen die Nihilistinnen Sofija Perovskij und Jesse Helfmann, welche durch Signale mit Taschentüchern die Richtung avisirten, die der kaiserliche Wagen genommen. Auf diese Art gelang es Ryssakov, die mit Nitroglycerin gefüllte Bombe rechtzeitig unter den schnell einherfahrenden Wagen zu werfen, der hierdurch zertrümmert wurde. Der Kaiser, welcher unverletzt geblieben war, beging die (übrigens begreifliche) Unvorsichtigkeit, auszusteigen, wodurch er dem zweiten Nihilisten Gelegenheit gab, ihm eine Bombe vor die Füße zu werfen.

Die Wirkung war furchtbar! Beide Beine des Kaisers wurden vollständig zerschmettert, Unterleib und Genitalien entsetzlich verstümmelt, Kopf und Arme durch Glassplitter verwundet. Anderthalb Stunden nach diesem Attentat erlag der arme Kaiser seinen Wunden, ohne daß er zur Besinnung gekommen wäre.

Der Nihilist, welcher ihn getödtet hatte, starb an den gleichfalls erhaltenen Wunden, ohne seinen Namen zu nennen. Ryssakov war gleich, nachdem er seine Bombe geworfen, verhaftet worden, Sofija Perovskij, Kibalčič, Mihajlov und Jesse Helfmann wurden es in den nächsten Tagen. Letztere, weil schwanger, kam mit dem Leben davon. Ihr Geliebter Sablin hatte sich bei seiner Verhaftung erschossen. Die übrigen vier Nihilisten nebst Željabov wurden am 15. April öffentlich gehenkt.

Als der Kaiser starb, war man in der Staatsdruckerei eben beschäftigt, sein letztes Manifest zu setzen. Loris-Melikov, dem neuen Kaiser Alexander III. seine Aufwartung machend, theilte ihm seines Vaters letzten Willen mit und fragte ihn, ob er mit der Veröffentlichung einverstanden sei. Im ersten Augenblick gab Alexander III. die Antwort:

„Aendere nichts an den Verfügungen meines Vaters; es wird sein Testament sein!“

Diese Antwort war ebenso edel wie politisch klug und pietätvoll. Dadurch flocht der Kaiser seinem verblichenen Vater noch im Tode den Lorberkranz um die Schläfe, vermied den Anschein, als habe er sich durch die Gefahr einschüchtern lassen, und machte auf das Volk, dem die entsetzliche Nachricht mit der letztwilligen Verfügung des Reformators zugleich bekannt wurde, einen tiefen Eindruck, der nur der Dynastie zugute kommen konnte. Folgte also Alexander III. seinem ersten Impuls, so eröffnete er dem Lande eine glänzende Zukunft. Wie ganz anders würde heute Rußland dastehen, wenn vor fünf Jahren ein Strahl der Freiheit auf es gefallen wäre!

Bekanntlich drängen sich an jeden Thron gewisse Leute heran, welche sich für die „besten Freunde“ des Monarchen ausgeben und monarchischer als er selbst sind. Auch an Alexander III. drängten sich am Abend des 13. März 1881 solche Männer heran und stellten ihm vor, daß man den Erlaß des Manifestes für eine Folge der Einschüchterung halten werde, die der Mord seines Vaters auf ihn geübt; daß ferner das Manifest selbst möglicherweise der Revolution die Pforte öffnen werde; daß es viel zweckmäßiger sei, einen so folgenschweren Schritt nochmals reiflich zu überlegen u. s. f.

Wenn jene „Freunde der Krone“ des Kaisers ärgste Feinde gewesen wären, hätten sie ihm keinen andern Rath ertheilen können.

Der neue Car ließ sich von seinen „Freunden" umstimmen und sandte noch um Mitternacht der Druckerei des Regierungsanzeigers den Befehl, das bereits im Druck begriffene Manifest nicht zu veröffentlichen.

So hatte es also der Nihilismus glücklich dahin gebracht, Rußland in seiner Entwickelung um mehrere Jahre — vielleicht mehrere Lustra! — zurückzuhalten. Hätte ein Zufall das Attentat vom 13. März verhindert — welches Aussehen hätte Rußland vielleicht heute!

4) Alexander III. und die Reformen.

Einige Tage nach seiner Thronbesteigung versammelte Alexander III. seine Vertrauensmänner zur Berathung. Da er dazu noch alte Rückschrittsmänner aus der Zeit seines Großvaters Nikolaus und erklärte Anhänger des Statusquo zog (wie z. B. Pobiedonoscev), so konnte man über seine geheime Absicht nicht im Zweifel sein. Vergebens stellten Loris-Melikov, Miljutin, Graf Valujev und Abaza die Nothwendigkeit von Reformen vor — der Kaiser entschied sich dagegen! Am 11. Mai ging er sogar so weit, in einem Manifest ausdrücklich zu erklären, daß er entschlossen sei, der autokratischen Gewalt unter keinen Umständen zu entsagen. Loris-Melikov, Miljutin, Abaza und Graf Valujev sahen ein, daß unter solchen Umständen ihr Ausharren in der Regierung zwecklos sei, und nahmen nacheinander ihre Entlassung.

Die Nihilisten hatten wol durch die zahlreichen Verhaftungen ihre Häupter verloren, aber doch noch vorher Zeit gehabt, am 14. März eine Proclamation zu erlassen, in welcher es hieß, daß an dem Kaiser Alexander II. das über ihn vor zwei Jahren ausgesprochene Todesurtheil vollzogen worden sei. Dann hieß es weiter: „Dem neuen Kaiser, Alexander III., rufen wir zu, daß Rußland nicht mehr so weiter existiren darf, wie es bisher existirt hat. Wir erinnern ihn, daß jeder Vergewaltiger am Volkswillen ein Volksfeind und Tyrann ist, und der Tod Alexander's II. hat gezeigt, welche Strafe ein solches Benehmen nach sich zieht. Wir wenden uns schließlich an die Gesellschaft und bitten sie, uns mit Mitteln zu unterstützen, falls wir gezwungen sein sollten, auch gegen Alexander III. den Kampf aufzunehmen."

Der neue Car verließ sich jedoch auf die ganz außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, welche zum Schutze seiner Person getroffen wurden, auch achtete er eine weitere ihm persönlich zugesteckte Proclamation nicht, in welcher ihm die Nihilisten erklärten, sie seien bereit, sich ihm zu unterwerfen, wenn er eine allgemeine Amnestie für sämmtliche politische Verbrecher erlassen und eine Vertretung aller Stände und Klassen des russischen Volkes ohne Unterschied einberufen wolle, mit völliger Freigebung der Wahlagitation.

Die Antwort auf diese Aufforderung bestand in dem Erlaß des schon oben erwähnten Manifestes vom 11. Mai, das zu charakteristisch für die Ansichten des Kaisers ist, als daß wir uns versagen könnten, die schlagendste Stelle aus demselben zum besten zu geben:

„Inmitten unserer großen Trauer befiehlt uns die Stimme Gottes, fest die Zügel der Regierung zu halten im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und in

dem Glauben an die Kraft und Wahrheit der selbstherrscherlichen Gewalt, welche wir berufen sind zu festigen und zum Wohl des Volkes vor jeder Anfechtung zu bewahren."

Nicht zufrieden damit, keine Reformen zu gewähren, nahm der Car sogar schon beschlossene Zugeständnisse zurück, wie z. B. die Verminderung der Loskaufssumme, durch deren Höhe noch 3,700000 Muziks in thatsächlicher Leibeigenschaft oder drückender Lage erhalten wurden.

Man darf sich nicht wundern, wenn unter solchen Umständen das Volk dem Kampfe der Regierung mit den Nihilisten gegenüber eine dumpfe Gleichgültigkeit bewahrte. Letztere gewannen dabei, indem sie sich von den schweren Schlägen, die sie durch Vernichtung ihres Executivcomité und Beschlagnahme von Kassen und Druckereien getroffen, zu erholen begannen. Im Herbst 1881 erschienen sieben Proclamationen und zwei Zeitungen, was den Caren so in Unruhe versetzte, daß er sich am 13. Oct. nach Gačina zurückzog, wo er in freiwilliger Gefangenschaft lebte und von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen war. Dort erhielt er auch die Kunde von dem am 25. Nov. auf den Viceminister des Innern, General Čerevin, unternommenen Attentat, dem am 30. März 1882 ein anderes auf General Strelnikov, den Procurator des kijever Kriegsgerichts, folgte.

Ignatijev, der mittlerweile Minister des Innern geworden war, sah ein, daß Reformen dringend noththaten, und begann daher gegen den unheilvollen Einfluß der Finsterlinge Katkov und Pobjedonoscev anzukämpfen, bis er am 2. Juni 1882 so weit ging, vom Kaiser direct die Einberufung des zémskij sobór zu verlangen. Dies wurde ihm jedoch so übel genommen, daß er am 12. seine Entlassung erhielt.

Fünf Tage später traf die Nihilisten ein schwerer Schlag. Man entdeckte auf der Vasilij-Insel in der Neva ein Nihilistenhaus, in dem eine große Anzahl Sprengbomben und Dynamit gefunden wurde. Wichtiger noch waren jedoch die bei den Verhafteten gefundenen Papiere, aus welchen man ersah, daß sie durch einen höhern Beamten im Ministerium des Aeußern, Volkov, über die chiffrirte Correspondenz der Regierung mit dem Auslande, soweit dieselbe die Nihilisten interessirte, auf dem Laufenden gehalten wurden. Einer der Nihilisten war Husarenmajor.

Im Juli folgte dann die Entdeckung einer Nihilistendruckerei im Marineministerium, wobei 9000 mit der Unterschrift des Großfürsten Nikolaus Konstantinović versehene Proclamationen saisirt wurden. Der Departementsdirector Čičakov tödtete sich selbst.

Durch die vielen Schläge, welche in der letzten Zeit den Nihilismus getroffen, hob sich wieder der gesunkene Muth des Kaisers und er wagte es, am 12. Jan. 1883 Gačina zu verlassen und an seine Krönung zu denken.

Als das Volk davon erfuhr, freute es sich, weil jedermann überzeugt war, daß der Kaiser die Gelegenheit seiner Krönung benutzen werde, die sehnlichst erwarteten Reformen anzukündigen. Man kann sich demnach die Enttäuschung denken, als am 5. Febr. 1883 das Krönungsmanifest erschien, in dem keinerlei Reformen versprochen wurden.

Die Nihilisten antworteten darauf mit der Versicherung, daß ihre Vor-

bereitungen für die Krönung bereits fertig seien; doch schüchterte dies den Kaiser nicht ein, da ihm der Polizeiminister die bestimmte Versicherung gegeben hatte, daß bei den getroffenen Vorsichtsmaßregeln nichts zu fürchten sei und überdies die Nihilisten durch die in den letzten zwei Jahren fortwährend erlittenen Schläge schon ziemlich ohnmächtig geworden seien.

Daß diese Behauptungen begründet waren, zeigte der ruhige Verlauf der am 27. Mai stattfindenden Krönung.

Diejenigen, welche sich noch über die Gesinnungen des neuen Kaisers Illusionen machten, hofften natürlich, derselbe werde jetzt, unmittelbar nach der Krönung, die ersehnten Reformen verkünden. Der moskauer Bürgermeister, Professor Čičerin, war auch so kühn, in seiner Beglückwünschungsansprache an den Kaiser diese Erwartung unverblümt auszusprechen. Dieser „Männerstolz vor Königsthronen", welcher dem muthigen Manne einen Ehrenplatz in der Geschichte Rußlands anweist, trug ihm jedoch nur des Caren Ungnade und Strafe ein. Der Kaiser verschloß nach wie vor sein Ohr der Stimme des Volkes. Alles was Alexander III. dem Volke zum Lohn für dessen Loyalität gewährte, war Folgendes: Erlaß aller Rückstände der Kopfsteuer, der directen und indirecten Abgaben seit 1. Jan.; Strafmilderung aller Urtheile, die noch nicht rechtskräftig geworden waren; Erleichterung abzubüßender Strafen und Aufhebung der polizeilichen Aufsicht jener administrativ Verschickten, deren Rückkehr gestattet worden; Amnestie der polnischen Emigranten und einiger gemeiner Verbrecher.

Sogar dem Staatsrath schien dies zu wenig und er unterbreitete dem Kaiser noch folgende Wohlthaten: Religions- und Gewissensfreiheit für die Sektirer und Schismatiker (Raskolniken); Aufhebung der Kopfsteuer vom 1. Jan. 1884 an für die ärmsten Bauernklassen, Ermäßigung derselben um die Hälfte für die andern Bauernklassen und um ein Zehntel für die übrigen Steuerzahler.

Der Kaiser nahm diese Vorschläge an; daß er aber weiter gehen und die agrarische Frage im Sinne der Bauern lösen werde, bestritt er ausdrücklich in der Antwort an die Adelsdeputation.

Der Nihilismus war inzwischen wol ziemlich lahmgelegt, aber noch lange nicht ausgerottet. Wie sehr derselbe sogar in die höchsten Kreise gedrungen war, zeigte sich am 10. Oct. 1883, als man in Warschau im Marienstift, welches Damen aus der höchsten Aristokratie beherbergte, eine nihilistische Druckerei entdeckte und eine Anzahl Lehrerinnen und Elevinnen verhaften mußte.

Um jene Zeit begannen auch wieder nihilistische Schriften aufzutauchen, und am 28. Dec. fand nach längerer Pause auch wieder einmal ein Attentat statt, indem der Unterdirector der geheimen Polizei, Oberstlieutenant Sudejkin, von den Nihilisten ermordet wurde. Trotzdem kann man sagen, daß die Kraft des Nihilismus bereits gebrochen ist. Zwar flackerte er Ende 1884 nochmals auf. Am 21. Sept. kam es zu Kijev, am 16. Oct. zu Moskau zu Studentenunruhen; am 20. Dec. erschien eine Nummer der „Narodnaja Volja", am 22. Oct. wurde abermals eine nihilistische Druckerei in Petersburg entdeckt und am 10. Oct. erfolgte die Verurtheilung von sechs Offizieren; doch hat zum mindesten der Terrorismus nachgelassen.

5) Ueber die Nothwendigkeit von Reformen.

Seltsamerweise sind die Meinungen sowol über die Nothwendigkeit von Reformen überhaupt, als auch über die Art derselben in Rußland selbst sehr getheilt. Man erinnert sich, daß die Propheten des Panrussismus, Katkov und Aksákov (in Deutschland oft irrthümlich für Panslavisten gehalten), den Caren Alexander III. ausdrücklich baten, ja keine Verfassung zu geben, und in spätern Reden sich verächtlich über die „Fetzen der westlichen Cultur" aussprachen, „in die sich zu kleiden eine Schmach für Rußland wäre". Unter diesen „Fetzen" verstanden jene weisen Thebaner den Constitutionalismus. Bei so beschränkten Ansichten kann man sich einen Begriff machen, weß Geistes Kinder die moskauer Propheten und ihre panrussischen Anhänger sind.

Wenn der Panslavismus vom slavischen Standpunkte aus verständlich ist, so ist es der Panrussismus nicht im geringsten — selbst nicht vom rein russischen Standpunkte aus. Daß es für Rußland gut wäre, wenn alle Slaven Russen wären, ist sicher. Da dies aber nicht der Fall ist, muß man mit den nackten Thatsachen rechnen, und dann ist der Panrussismus nicht nur eine Thorheit, sondern sogar ein politischer Fehler. Denn in ein panslavisches Reich (in dem natürlich die Russen vermöge ihrer Ueberzahl die Hegemonie hätten) könnten sich die übrigen slavischen Völker unter Umständen schicken; aber zu einem panrussischen Reiche ist keine einzige nichtrussische Völkerschaft zu haben. Dadurch, daß Alexander III. Katkov's beschränkte Politik zu seiner eigenen gemacht, hat er in den fünf Jahren seiner Regierung es gründlich verstanden, die Sympathien der übrigen slavischen Völker dem russischen Reiche zu entfremden. Man sehe sich einmal Bulgarien und Serbien an, deren Abgott Rußland noch vor einem Decennium war! Die Nordslaven haben für den Panrussismus ebenso wenig Verständniß, und die Polen verharren wie früher in offener Feindschaft. Dahin führt die angeblich „nationale" Politik der Katkov und Aksákov!

Leute von solcher politischer Beschränktheit wie jene Stockrussen können also unmöglich in politischen Fragen maßgebend sein, und daher ist auch ihr Protest gegen eine Verfassung eher als Beweis für deren Nothwendigkeit als für das Gegentheil anzusehen. Dennoch wollen wir nicht leugnen, daß die Verfassungsfrage für Rußland nicht so leicht zu erledigen ist als in irgendeinem andern Lande Europas — die Türkei natürlich ausgenommen. Die Ursache dieser Thatsache liegt darin, daß Rußlands 104 Mill. Einwohner nicht nur ein Conglomerat der verschiedenartigsten Völkerschaften bilden, sondern daß sie auch in geistiger Beziehung die grellsten Unterschiede aufweisen. Rechnen wir Finland ab, das schon seit der Eroberung eine Verfassung besitzt, so finden wir die geistige Cultur am höchsten stehend in den Ostseeprovinzen und Polen, am tiefsten in den asiatischen und östlichen Provinzen. Es liegt auf der Hand, daß, was sich für die Ostseeprovinzen schickt, unmöglich für Sibirien, Turkestan oder den Kaukasus passend sein kann. Es ist daher schon von vornherein unmöglich, alle russischen Unterthanen mit dem gleichen Maße zu messen. Auch in Großrußland, wo die Bevölkerung am gleichartigsten ist, scheidet sie sich hinsichtlich der geistigen Bildung

ziemlich scharf. Auf der einen Seite eine hochentwickelte Intelligenz, auf der andern eine erdrückende Mehrheit unwissender ungebildeter Bauern ohne eigentlichen vermittelnden Mittelstand. Daß unter solchen Umständen die politische Reformfrage eine überaus verwickelte und schwierige ist, läßt sich nicht leugnen. Unserer Ansicht nach kann aber der Umstand, daß so viele Millionen unwissender und ungebildeter Leute für freisinnige Einrichtungen unreif sind, nicht die Härte rechtfertigen, einige Millionen gebildeter Leute in Unmündigkeit zu erhalten. Für wen soll denn eigentlich Rußland regiert werden? Für das ungebildete Volk, dessen unterste Schichten (die zugleich die genügsamsten sind), oder für den gebildeten Theil der Bevölkerung? Im erstern Falle müßte Rußland ein großes Dorf und der Car Kaiser aller Muziks werden. Statt also das niedere Volk allmählich zu heben, würde man das höhere auf die Stufe des niedern hinabdrücken. Wo hat man aber je gesehen, daß sich der gebildete Theil eines Volkes freiwillig degradiren und der Unwissenheit überantworten ließ? Um dies zu thun, müßten alle größern Städte niedergerissen, alle höhern Unterrichtsanstalten geschlossen, alle Häfen zugeschüttet, alle nach dem Auslande führenden Eisenbahnen zerstört und an der Grenze eine Chinesische Mauer aufgeführt werden. Derlei kann heutzutage selbst der Autokrat nicht mehr wagen!

Peter der Große hat Rußland aus einem asiatischen Staate zu einem europäischen gemacht; seine Nachfolger können dies nicht mehr ungeschehen machen, sie müssen in der einmal eingeschlagenen Richtung fortfahren. Nun strebt aber im übrigen Europa der Zeitgeist unablässig vorwärts; der Liberalismus entwickelt sich immer mehr und mehr, die Völker werden immer selbständiger — kann also in dem gegenwärtigen Zeitalter des Dampfes und der Elektricität, welche die früher bestandenen Grenzen zwischen den einzelnen Nationen niedergerissen, die Rede davon sein, Rußland allein im Fortschritt aufzuhalten?

Ein hochgestellter, freisinniger Russe, dem der Schreiber dieser Zeilen diese seine Ansicht mittheilte, antwortete darauf folgendermaßen:

„Was Sie da vorgebracht, ist alles schön und richtig, aber die Zustände in Rußland hindern vorläufig die Ertheilung politischer Freiheiten. Welche Verfassung wäre denn auch für ein aus so heterogenen Elementen zusammengesetztes Reich passend? Einem unwissenden, erst gestern aus der Sklaverei befreiten Volke eine Verfassung verleihen zu wollen, wäre ein Experiment, das möglicherweise Rußland an den Rand des Abgrundes bringen würde. Dagegen bin ich ganz von der dringenden Nothwendigkeit einer auf dem Selfgovernment basirenden Erweiterung unserer Zemstvos und Dumas überzeugt. Geben Sie uns eine treffliche Verwaltung, ein gerechtes Justizwesen, eine anständige Polizei und ehrliche Beamte, und wir können leicht einer Verfassung entrathen.“

Auf diese scheinbar begründeten Einwände antwortete ich folgendermaßen:

„Vor allem halte ich Ew. Excellenz Befürchtungen für übertrieben. Obwol ich zugebe, daß die Verleihung einer Verfassung an ein unwissendes, unreifes und seiner Menschenwürde unbewußtes Volk ihr Mißliches hat, bin ich doch überzeugt, daß ein solches Experiment für Rußland keine besonders schädlichen Folgen hätte. Wir haben ja an den Balkanvölkern ein Beispiel. Griechen, Serben und

Bulgaren standen bei ihrer Befreiung vom türkischen Joch gewiß auf keiner höhern Culturstufe als Rußland heute, und dennoch haben sie die ihnen sofort verliehenen Verfassungen vortrefflich ertragen, nachdem nur die unvermeidlichen Kinderkrankheiten überstanden waren. Wäre es nicht für die Russen demüthigend, anzunehmen, daß ihnen Griechen, Serben und Bulgaren in geistiger und moralischer Beziehung überlegen seien? Im Anfang würden sich natürlich viele Auswüchse zeigen, aber schließlich müssen doch der gesunde Kern des Volkes und seine Jugendkraft die ersten Krisen überwinden und es an politische Freiheit gewöhnen.

„Was endlich den zweiten Einwand Ew. Excellenz betrifft, daß locale Reformen den politischen vorzuziehen seien, so möchte ich Sie denn doch aufmerksam machen, daß sich dies in der Praxis anders ausnimmt als in der Theorie. Wie wollen Sie denn die bürgerlichen Freiheiten, Ihr locales Selfgovernment bewahren, wenn damit nicht politische Mündigkeit Hand in Hand geht? Hat man denn nicht in den letzten Jahrzehnten wiederholt den Verwaltungsapparat reformirt, ohne die erwarteten Früchte erzielt zu haben? Was ist nicht alles geschehen, um Verwaltung, Justiz, Polizei u. s. w. zu reformiren und die Beamten ehrlicher zu machen, aber hat man das Ziel wirklich erreicht? Dies kann nur dann geschehen, wenn eine ausgiebige Controle vorhanden ist, theils durch eine freie Volksvertretung, theils durch eine freie Presse. Ich leugne nicht, daß für Rußland eine locale Autonomie ganz besonders geeignet wäre, schon wegen seiner riesenhaften Ausdehnung und der Verschiedenheit seiner Völker, aber politische Mündigkeit ist dabei unerläßlich."

„Zugegeben, daß dem so wäre, wie wollten Sie es anstellen, unsere verschiedenen heterogenen Elemente zu vereinigen?"

„Eine solche Vereinigung ist weder mit noch ohne politische Freiheit möglich, aber auch nicht nothwendig. Man könnte z. B. Polen, den Ostseeprovinzen, Litauen und Kleinrußland besondere, jenen Bevölkerungen angepaßte Verfassungen und eine Sonderstellung im Reiche bewilligen, wie sie Finland bereits hat. Wenn dabei die Einheit des Heeres unangetastet bliebe, hätte eine solche Umgestaltung der Dinge für Rußland ebenso wenig Gefahr, als sie bisher Finland bot. Die Polen, Ostseeprovinzler, Litauer und Kleinrussen hätten dann keinen Grund mehr zur Unzufriedenheit und würden begreifen, daß ihr Heil nur in dem treuen Halten zum russischen Reiche bestehe. Wir wären damit beim Föderalismus angelangt; aber meiner Ansicht nach ist derselbe die einzige für Rußland passende Regierungsform, wie denn überhaupt ein aus vielen heterogenen Völkerschaften zusammengesetztes Reich nur im Föderalismus Garantie für dauernden Bestand finden kann. Beweis dafür ist Nordamerika und die Schweiz. Verharrt Rußland beim Centralismus, wird es einmal in Stücke zerfallen.

„Der Kaukasus, Sibirien und Turkestan könnten, meiner Meinung nach, nach der Art von Colonien oder Militärprovinzen verwaltet werden, und was dann noch übrigbleibt, das eigentliche Rußland, müßte ebenfalls eine passende Verfassung erhalten."

„Das ist leicht gesagt, Sie übersehen aber dabei den Unterschied zwischen Nordrussen und Südrussen, zwischen Petersburg und Moskau!"

„Ich vergesse ihn nicht, aber ich halte ihn nicht für unüberbrückbar. In der Verfassung könnte den beiderseitigen Eigenthümlichkeiten Rechnung getragen werden, und wenn sich auch im russischen Landrathe Petersburger und Moskowiter feindlich gegenüberstehen würden, so zöge dies nicht mehr Nachtheile nach sich, als der Kampf der Whigs und Tories, der Liberalen und Conservativen, der Monarchisten und Republikaner, der Aristokraten und Demokraten, der Föderalisten und Centralisten u. s. w. in andern Staaten. Absolutes Einvernehmen wird nie zu erzielen sein, und wollte man warten, bis jedes Volk nur einer und derselben politischen Ansicht geworden, würde man demselben eine politische Freiheit zu geben gar nie in die Lage kommen."

„Ihre Ausführungen sind sehr gut, wenn man dabei ein selbständiges Volk gleich dem nordamerikanischen vor Augen hat, das in einer Republik lebt. Wie wollen Sie aber den Föderalismus mit dem Carenthum in Einklang bringen?"

„Wenn Sie unter dem «Carenthum» den Absolutismus verstehen, so ist dies allerdings unmöglich. Ich setze aber als selbstverständlich voraus, daß sich auch in Rußland der Absolutismus überlebt hat. Uebrigens ist es durchaus nicht nöthig, daß Rußland, um eine föderalistische Form anzunehmen, Republik wird. Auch wenn Russen, Polen, Litauer, Kleinrussen und Ostseeprovinzler gleich den Finnen ihre eigene Verfassung besäßen, würde des Caren Thron vollkommen feststehen. Er würde gewissermaßen das Centrum bilden, um das sich die sechs autonomen Länder gruppiren, an das sie sich klammern. Außerdem darf man nicht vergessen, daß die erwähnten Verfassungen vorläufig nicht so freisinnig zu sein brauchten wie die englische. Mit Kleinem beginnend, würden der Krone noch genug Vorrechte bleiben. Wähler dürften nur solche sein, die lesen und schreiben können.

„Jedes der autonomen Länder besäße seinen Landrath, in dem seine eigenen Fragen zur Erörterung kämen. Fragen, die das ganze Reich betreffen, würden in dem Centralparlament zu Moskau besprochen werden. Daneben würde der Staatsrath in erweiterter Form als eine Art Oberhaus bestehen, und der Kaiser selbst an der Spitze des föderativen constitutionellen russischen Reiches stehen. In dem Maße, als sich die Volksbildung hebt, würde sich auch die Zahl der Wähler und Abgeordneten mehren und die einzelnen Verfassungen immer freisinniger und volksthümlicher werden, der Kaiser allmählich seine dann überflüssigen Vorrechte verlieren."

„Glauben Sie aber nicht, daß die Revolutionäre durch die Gewährung von politischen Freiheiten Stärkung und neue Kraft erhielten?"

„Allerdings würden die Revolutionäre aus den politischen Reformen Vortheil ziehen und daraus Angriffswaffen schmieden. Aber sie wären nicht die einzigen, welchen die politischen Reformen zugute kämen. Auch die Gesellschaft und die Regierung fänden in denselben genug Vertheidigungswaffen, und jedenfalls wäre es vorzuziehen, wenn künftig der Kampf zwischen den Revolutionären und der Regierung auf legalem Boden mit legalen Waffen geführt würde. Haben Sie nicht gesehen, wie nutzlos es war, daß die Regierung sich in den letzten Jahren so oft an die Gesellschaft um Unterstützung in dem Kampfe gegen den Nihilismus wandte? Aller politischen Freiheit beraubt, zum Schweigen und zur Gleich-

gültigkeit verdammt, hat die Gesellschaft dem Aufruf weder Folge leisten können noch wollen. Die unzähligen von Loyalität triefenden, aber durch keinerlei Thaten bekräftigten Adressen aller Bevölkerungsklassen an den Caren sind blos werthloses Papier. Geben Sie dem Volke politische Mündigkeit, und Sie werden ganz andere Unterstützung finden. Solange ein Volk mundtodt gemacht wird, zwingt man es, seine Gedanken insgeheim zu flüstern, innerlich zu murren, zu conspiriren! Solange der Car seinem Volke jegliche politische Freiheit verwehrt, wird der Verschwörungen und heimlichen Unzufriedenheit kein Ende sein. Wer seine Wünsche und Beschwerden laut aussprechen darf, hat es nicht nöthig, insgeheim zu wühlen, zu schimpfen und zu hetzen. Einzig und allein durch das Verleihen politischer Reformen kann der früher oder später unabwendbar über Rußland hereinbrechenden Katastrophe vorgebeugt werden. Jetzt genügen noch bescheidene Reformen; je länger jedoch Rußland wartet, desto ungenügender würden sich dieselben später erweisen. Wären die von Alexander II. vorgenommenen Reformen schon eine Generation vorher eingeführt worden, so hätte der Krimkrieg einen andern Ausgang genommen, oder besser gesagt, es wäre gar nicht zu ihm gekommen."

„Was Sie sagen, hat allerdings viele Berechtigung; die Schwierigkeit bleibt blos, es auch dem Kaiser plausibel zu machen. Er würde von Verfassung nichts wissen wollen."

„Ich habe schon gesagt, daß er sich vor derselben ganz unnöthig fürchtet. Die Verfassung könnte immerhin eine derartige sein, daß der Kaiser in den Landräthen und im Reichsrathe die Majorität in der Hand behielte. Dies ließe sich dadurch erreichen, daß der Krone die Ernennung einer bestimmten Anzahl Abgeordneter— beispielsweise der Hälfte — überlassen bliebe. Die Macht des Caren würde dadurch nur geringe Einbuße erleiden, das bescheidene Maß von Freiheit aber für das Volk immerhin ein großer Gewinn sein. Verwaltung, Polizei, Justiz und besonders die Finanzen würden am Gewinn betheiligt sein. Schon die freie Erörterung des Budgets müßte für die Staatsfinanzen von dem wohlthätigsten Einfluß sein.

„Man darf ferner nicht übersehen, welch bedeutenden Umschwung ein constitutionelles Rußland in der öffentlichen Meinung Europas bewirken würde. Die freien Staaten, denen bisher Allianzen mit dem absolutistischen Rußland widerstreben, würden sich zu solchen geneigter finden; das Vorurtheil gegen Rußland würde schwinden, seine Diplomatie würde im Auslande an Ansehen und Einfluß gewinnen, die Sympathien der liberalen Völker würden sich ihm zuwenden — endlich, last not least — das Selbstgefühl des Russen müßte sich bedeutend heben, wenn er sich sagen könnte, daß er nicht unfreier sei als die übrigen Völker."

Dieser Anschauungen bin ich auch noch heute. Jedenfalls ist der gegenwärtige Zustand Rußlands ein so unerträglicher und auf die Dauer unhaltbarer, daß man durch ein constitutionell-föderalistisches Experiment die Lage nicht verschlimmern könnte. Schon Alexander II. sah ja bei seiner Thronbesteigung ein, daß ihm nur die Wahl bliebe: „Entweder oben Reformen, oder unten Revolution!"

Am Guahyba.

Brasilianische Reiseerinnerungen

von

Hermann von Ihering.

Ende December 1883 verließ ich meinen bisherigen Wohnort, den kleinen, am Abfall des Hochlandes malerisch gelegenen Ort Taquare in der deutschen Colonie Mundo novo, um nach meinem jetzigen Wohnort Rio Grande, der Hafenstadt der gleichnamigen südlichsten Provinz des großen Kaiserreichs, überzusiedeln. Es sollte dieser Umzug aber kein directer sein, da ich mir vorgenommen hatte, einen lange gehegten Plan bei dieser Gelegenheit zur Ausführung zu bringen und am Guahyba einen längern Aufenthalt zu nehmen, um mich namentlich mit dessen noch wenig erforschter Thierwelt näher bekannt zu machen. Der Zweck der folgenden Blätter wäre erfüllt, wenn es mir gelungen sein sollte, die Eindrücke, welche ich auf dieser Reise empfangen, in anschaulicher Weise vorzuführen.

Der Weihnachtsabend traf uns in jener Unordnung, welche einem weiten Umzuge unmittelbar vorhergeht. In frühern Jahren hatte uns am Christabend nie ein Pinienbäumchen gefehlt. Die brasilianische Araucaria, durch größere, fast blattförmige Nadeln von der deutschen Tanne verschieden, steht dieser an Schönheit als Weihnachtsbaum nicht nach, und auch die Bewohner unsers bisherigen Wohnsitzes hatten sich, unserm Beispiel folgend, der schönen deutschen Sitte wieder zugewandt, welche in Porto-Alegre sogar schon in rein brasilianische Kreise einzudringen beginnt. Da im Trubel des Packens die Beschaffung einer Pinie nicht anging, mußte ein Lorberstämmchen die Stelle desselben übernehmen, und als es in altgewohnter Weise aufgeputzt im Glanze selbstgezogener Wachslichter strahlte, konnten selbst die danebenstehenden Kisten die weihevolle Stimmung des Festes nicht wegspotten.

Der nächste Vormittag verging noch im Packen und Fortfahren der Kisten nach dem etwa eine kleine Stunde entfernten Flusse. Man sollte meinen, daß man auf dem Lande in Brasilien mit wenig umfangreicher Ausrüstung auskommen müsse. Aber ein deutscher wohleingerichteter Haushalt ist eben doch weit entfernt von der Genügsamkeit des brasilianischen, der sich bei größter Einfachheit auf Sattelzeug, Kleider und Kochtöpfe beschränkt. In welcher Weise aber die ganze Ausstattung sich mehrt, wenn es sich um den Haushalt eines Naturforschers handelt,

davon macht man sich nicht leicht eine zutreffende Vorstellung. Da kommen zahlreiche große Kisten hinzu für die Aufnahme der Bibliothek, andere mit Instrumenten, Fangapparaten u. s. w., der ärztlichen Ausrüstung und der nicht unbeträchtlichen Hausapotheke und vielen Reagentien, Schränke mit Sammlungen von Insekten, Conchylien, Schädeln und Vogeleiern, und endlich die ganze Masse von ungefähr 6000 Gläsern, welche zum Theil mit Schlangen, Fröschen und Insekten gefüllt, zum Theil, wie die vielen kleinen Glastuben, zum Versand kleinerer Thiere bestimmt sind. In der That hatte ich für diese Reise auch den kleinen Flußdampfer Mundo novo sammt dem großen angehängten Kahn fast nur mit meinen Effecten eingenommen. Solch großes Gepäck ist eine rechte Last, aber schließlich doch ein nicht zu entbehrendes Arbeitsgeräth.

Endlich erschien denn auch der letzte zu unserer eigenen Beförderung bestimmte Wagen. Noch ein Blick auf das herrliche Panorama der Gebirgskette, auf den inmitten tropischer Vegetation so freundlich gelegenen deutsch redenden Ort, auf das hübsche Anwesen, welches, jetzt in andere Hände übergegangen, den vergeblichen Versuch verkörperte, feste Wurzel zu schlagen auf fremder Erde — und vorüber ging es an den letzten Häusern des Ortes, an Plantagen und Viehweiden, vorüber auch an jener schlechten Stelle des Weges, wo wir einst bei Nacht ankommend mit dem Fuhrwerk umgefallen waren. Bald führte uns der altersschwache Mundo novo, welcher trotz seines geringen Tiefganges von nur $^3/_5$ Meter doch bisweilen monatelang auf dem seichten Rio dos Sinos keine Fahrt unternehmen kann, stromabwärts. Sorgsam sucht man sich in dem engen Raume einzurichten. Ein einziges schmales Gemach, in der Mitte von einem großen Tische eingenommen, an der Seite mit je einer Bank, welche bei Nacht als Bett dient, nach vorn und hinten noch durch aufgethürmte Säcke und Gepäck eingeengt: das ist die Kajüte, in deren Besitz wir uns für die nächsten Tage und Nächte mit dem Commandanten und Besitzer des Schiffes zu theilen haben. Daß der Aufenthalt in diesem Raum zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Daseins gerechnet werden könnte, würde schwer zu behaupten sein. Die alte Zwischenthür mit ihren zerbrochenen Scheiben, welche die Kajüte von der Maschine trennt, gestattet der heißen Luft unbehindert Eintritt, wie andererseits der Mangel der meisten Scheiben in den Fenstern das Hereinspritzen des von den Schaufelrädern aufgeworfenen Wassers begünstigt. Ueber den Staub und Schmuz des ganzen Gemaches und seiner Ausrüstung breiten wir ebenso den Mantel christlicher Liebe und Discretion, wie über die obligate Zugabe von Flöhen, Schaben und Mosquitos. Es ist das für den schon Acclimatisirten doch nur harmloses Ungeziefer, und man ist froh, wenn man nicht mit schlimmerm Bekanntschaft macht, oder, um ehrlich zu sein, es rasch wieder los wird. Wenn man bedenkt, daß, sofern nicht Passagiere anwesend sind, die Kajüte den Schiffsleuten zur Wohnung dient, und wenn man die Kinder des Landes öfters bei ihrer ganz ungenirt betriebenen Kopftoilette zu beobachten Gelegenheit hatte, dann muß man es freilich fast für ein Wunder ansehen, wenn man unter solchen Umständen verschont bleibt.

Wir hatten endlich unser Gepäck leidlich untergebracht und begannen bei einer Flasche Bier das Gefühl der Ausspannung zu kosten, welches nach tagelangem

Packen lange ersehnt war. Unterdessen hatte auch der Koch sein aus schwarzen Bohnen, Reis, Farinha und Fleisch bestehendes Mahl beendet und eben aufgetragen. Da tönen wirr durcheinanderfahrende Stimmen vom Deck herunter, ein heftiger Stoß erschüttert das Schiff in seinen Fugen, prasselnd schlagen Zweige und Aeste vom Ufergebüsch gegen das Schiff, noch ein heftiger Stoß — und wir sitzen fest, bewegen uns in dem heftig dahinbrausenden Strom nicht mehr weiter, obwol die Maschine noch arbeitet. Bald kam denn auch der Commandant und ersuchte uns, auf den großen, dem Dampfer angehängten Kahn überzusteigen, da wir ein großes Leck hätten, von dem man noch nicht wisse, ob es verstopft werden könne. Als wir so auf dem Kahne saßen zwischen unsern Kästen und Schränken, ängstlich auf die Kinder Acht gebend und zwischendurch so gut es ging unser Mittagessen einnehmend, rings um uns der brausende Strom, über uns die Wipfel der Uferbäume, weit und breit kein Haus und neben uns der alte schiffbrüchige Dampfer, dessen Leck mit Lumpen und Säcken verstopft wurde, so gut es eben ging, kamen wir uns vor wie eine Familie Auswanderer auf einem Segelschiffe! Auswanderer waren wir ja nun wol auch — aber trotz hinreichender Eingewöhnung in die Verhältnisse des Landes keine, welche allem, was diese Reise uns bot, angepaßt gewesen wären!

Endlich kam wieder alles ins richtige Gleis. Der Mundo novo schleppte uns noch ein oder zwei Leguas weiter und wurde dann über Nacht angebunden. Eine milde Mondscheinnacht lockte uns noch auf Deck, während vom Kahn herüber die muntern Gesänge der Schiffsleute erschollen, begleitet von der nationalen guitarreähnlichen Viola, welche leider gegenwärtig mehr und mehr verdrängt wird von der aus Deutschland in großer Zahl importirten Harmonica.

Der folgende Tag brachte uns stromabwärts bis São-Leopoldo, der ältesten und größten deutschen Niederlassung der Provinz. Die Fahrt auf dem überall von dichtem Uferwald gesäumten mäßig breiten Flusse ist ziemlich uninteressant. Da der Fluß bei den zumal nach Ende des Winters selten ausbleibenden Ueberschwemmungen oft 10—20 Fuß steigt, so finden sich nur an wenigen Stellen Ansiedelungen nahe am Ufer; nur hier und da zwischen den Waldbäumen ins Auge fallende Orangenpflanzungen zeigen, daß früher hier angesiedelte Bewohner schlechte Erfahrungen gemacht haben müssen. Die großen Waldriesen sind überall in der Nähe des Flusses längst der Axt zum Opfer gefallen, und so bietet die Uferlandschaft nur selten imposante Bilder. Uebrigens ist doch die große Mannichfaltigkeit von Laubbäumen aller Art, von Buschwerk und Schlinggewächsen, von Bambus und dichten Rohrgrasmassen, von Baumparasiten der verschiedensten Sorten, kurz, die Abwechselung in der Zusammensetzung dieses üppigen Pflanzenwuchses eine so große, daß sie jedem, welcher sich in ihre Beobachtung versenken mag, stets von neuem Interesse und Genuß gewähren wird. Doch bleibt der Grundzug bei diesem wie bei fast allen brasilianischen schiffbaren Flüssen ein monotoner, und auch das Thierleben verstärkt diesen Eindruck. Von Ottern und Wasserschweinen, Krokodilen und Schildkröten sieht man bei der Fahrt fast nie etwas, und wenn nicht ab und zu ein entenähnlicher schwarzer Biguá mit schwerem Flügelschlag den Fluß kreuzte, oder ein Eisvogel oder ein kleiner weißer Reiher uns voraus-

eilte, um bei abermaliger Annäherung von neuem die Flucht zu ergreifen, wenn nicht ab und zu das Schreien einer Schar hoch über uns hinfliegender Papagaien uns auffiele oder schöne am Waldessaum langsam hinschwebende Schmetterlinge unsern Gedankengang in das düstere Waldesdickicht lenkten, in welchem sie unserm Blicke sich entziehen, so möchte man glauben, diese so erstaunlich üppig entfaltete Vegetation entbehre fast ganz der Bewohner. Im Verhältniß zur Masse seines Pflanzenwuchses ist auch der brasilianische Wald wenig belebt und nur langsam wird man sich des thatsächlich vorhandenen Reichthums an Formen bewußt.

São-Leopoldo, unsere nächste Station, ist außer durch den von hier aus fast jederzeit schiffbaren Fluß auch durch die Eisenbahn mit Porto-Alegre verbunden. Es ist ein unmittelbar am Fluß weitläufig gebautes Städtchen. Die Bewohner sind meistens Handwerker und Industrielle, und es macht einen günstigen Eindruck, wenn man wahrnimmt, daß viele der gut eingerichteten Etablissements, Schneidemühle, Destillationen u. s. w. mit Dampfbetrieb arbeiten. Eine wichtige Rolle spielen hier die Jesuiten, deren Hauptsitz in der Provinz eben São-Leopoldo ist. Sie unterhalten eine große Schule, ein Töchterinstitut unterhalten die „Schwestern". Imposant sind die Gebäude, welche den Ordensmitgliedern und ihren Schülern und Pensionären zur Unterkunft dienen. Auch eine stattliche katholische Kirche existirt, wogegen die evangelische Kirche einen kümmerlichen Eindruck macht, entsprechend vielleicht den unerquicklichen Verhältnissen der in zwei Parteien gespaltenen Gemeinde. Dagegen existirt ein recht stattliches Clubgebäude mit großem Saal und Liebhabertheater. Zwei Brücken führen hier über den Fluß, eine steinerne, welche die Gemeinde gebaut, aber noch nicht bezahlt hat, und eine Eisenbahnbrücke. Letztere wurde viel zu niedrig gelegt und hindert daher die Schiffahrt; ja vor einigen Jahren fuhr der Dampfer Mundo novo bei Hochwasser über sie hinweg.

Bei São-Leopoldo, von wo uns die nächste knappe Tagesfahrt nach Porto-Alegre brachte, beginnt der Fluß sich zu erweitern. An seinen Ufern tritt der Waldsaum mehr und mehr zurück und der Blick schweift frei über die kahle Grasebene hin. Wir sind im Bereiche der Campos, Prairien, welche die Küstengebiete der Provinz, wie ihren ganzen Westen und Süden im wesentlichen einnehmen. Bei Porto-Alegre nun vereinigt sich der Rio dos Sinos mit drei andern Flüssen, unter welchen der Jacuhy weitaus der mächtigste, zu einem gemeinsamen, fast eine Meile breiten Strombett, dem Guahyba, welcher 9 Leguas stromabwärts bei der Ponta de Itapuam in die weite Lagoa dos patos, Brasiliens größten Binnensee, sich ergießt.

Eine Schilderung Porto-Alegres, der großen an 40000 Einwohner zählenden, malerisch an den Uferbergen des Guahyba sich ausbreitenden Hauptstadt der Provinz, würde uns zu weit abführen, wol auch nur Bekanntes bieten können. Nach einem durch viele Besuche werther Freunde angenehm verbrachten Rasttage ging es bei schönem Wetter, aber stark bewegter See auf dem Guahyba weiter, unserm vorläufigen Reiseziele zu, welches in einer einsamen Estancia am rechten Ufer des hier fast seeartigen Stromes bestand, die etwa noch eine Meile weiter stromab-

wärts gelegen ist als der Ort Pedras brancas, auf welchen wir mit unsern materiellen Bedürfnissen im wesentlichen angewiesen waren. Die Wogen gingen fast zu heftig zum Ausladen, verminderten sich aber etwas, als wir die letzte unser Ziel noch verdeckende Landzunge umfahren hatten und nun an der Mündung des kleinen, an Alligatoren besonders reichen Passo fundo-Flusses angelangt waren. Bald hatten Boote uns ans Ufer befördert und unsere Kisten und Möbel auf dem blendenden Sande der „Praya" abgeladen.

Das Haus, welches wir beziehen sollten, lag von dem am Strande befindlichen etwa eine Viertelstunde entfernt, und dazu belehrte uns auch der erste Blick, daß in demselben nicht lange unsers Bleibens sein könne und auch für unsere Effecten nur theilweise Raum sich finde. An Hülfe fehlte es auch sehr. Von den beiden Brasilianern, welche in dem untern am Ufer gelegenen Hause wohnten und für den Besitzer des Anwesens dessen Obstpflanzung in Stand zu halten hatten, war der eine krank, und in einer so schwach bevölkerten Gegend, wo selbst die wenigen Anwesen noch weit auseinanderliegen, hält es natürlich schwer, Leute zu Dienstleistungen zu gewinnen. Und doch konnten wir ja nicht unter freiem Himmel bleiben. Die Rettung erschien endlich in der Person eines deutschen Colonisten, welcher mit einem improvisirten Fuhrwerk wenigstens einigemal nach dem zu unserer Wohnung bestimmten Hause fahren konnte, doch nicht oft genug, weil eins der beiden Zugthiere, ein uralter Esel, so gut wie gar nicht zog. So mußte ich mich denn drein finden, daß der größere Theil meiner Habe im Freien liegen blieb, von wo im Laufe der folgenden Tage wenigstens ein Theil in einem leer stehenden Zimmer des untern Hauses untergebracht wurde. Da aber das völlig defecte Dach auch nur geringen Schutz gegen Regen gewährte, so mußte ich mich in der Hoffnung auf mäßige Erhaltung meines Eigenthums und namentlich meiner Bibliothek fast ausschließlich auf die Beständigkeit des Wetters vertrösten.

Wir richteten uns nun so gut es ging in der neuen Wohnung ein. Das Haus war zwar erst vor drei Jahren erbaut, aber größtentheils aus den Resten eines niedergerissenen alten Gebäudes, und daher namentlich im Holzwerk völlig ruinenhaft, da keine Thür richtig schloß oder hielt und kein Fenster ganz war. Einen Theil der Fenster schloß ich durch Zunageln der Läden; an einigen wurden die zerbrochenen Scheiben durch Breter, Stroh oder Pappdeckel nach Möglichkeit ersetzt; ganz war es aber nicht möglich, weshalb denn auch der Wind beständig stark durch das Haus zog. Am schlimmsten hauste er in der Küche, wo er von dem offenen Herdfeuer den Rauch hinwegwehte und durch die Zimmer trieb. Meine Frau, welche nicht gleich Aushülfe fand, hatte daher fast immer thränende Augen, wenn sie aus der Küche kam. Später nahmen wir einen jungen Schweizer als Diener an, der auch leidlich guter Koch war und uns über viele Schwierigkeiten hinweghalf; die Lebensmittel mußten fast $1^1/_2$ Stunden weit hergeholt werden.

Es war in der That eine wunderbar unglückliche Idee, dieses Haus so mitten in den Camp hinzustellen. Die Brasilianer pflegen sich einigermaßen geschützte Stellen auszusuchen, zumal solche, welche durch Buschwerk oder kleine Waldpartien etwas Schutz gewähren. Hier dagegen war das Haus völlig frei auf dem Camp

errichtet; kein Garten umgab es, kein Strauch oder Baum bot Schutz gegen den mit ungebrochener Kraft über die Ebene hinsausenden Wind. Dazu fehlte Trinkwasser, und auch das etwas weiter hergeholte Flußwasser war kaum genießbar. Neben dem Hause befand sich allerdings ein ziemlich tief gegrabener Brunnen, dessen Wasser aber infolge einer dicken Schicht hellgrauen Thones, die er durchsetzte, ganz milchig getrübt war, wie Seifenwasser. Einige Breter lagen über dem Brunnen, aber der Schutz, den sie boten, war nicht hinreichend, weshalb wir denn häufig Frösche oder Schlangen, welche hineingefallen waren, herausfingen, um sie meiner Sammlung einzuverleiben. Der interessanteste Bewohner dieses Brunnens war aber eine große Schildkröte, welche, einst am Ufer des Guahyba gefangen, absichtlich hineingesetzt worden war. Die Brasilianer thun dies gern, weil das Reptil zur Reinhaltung des Wassers wesentlich beitrage. Mangel an Nahrung litt das Thier jedenfalls nicht: das zeigte seine Körperfülle, als wir es später herausfingen und untersuchten. Man findet im südlichen Brasilien und Uruguay häufig Brunnen mit einer Schildkröte als Bewohnerin, die ja jedenfalls appetitlicher ist als das Ungeziefer, von dem sie lebt.

Eine weitere Schwierigkeit erwuchs aus der Beschaffenheit der Lebensmittel, welche, soweit sie nicht von den nächsten Nachbarn beschafft werden konnten, aus dem etwa anderthalb Stunden entfernten Orte Pedras brancas geholt werden mußten — soweit eben dort solche existirten. Die brasilianische ländliche Bevölkerung ist in Bezug auf Kost sehr genügsam; etwas Mandiokamehl (Farinha) und schwarze Bohnen, gedörrtes Fleisch (Xarque) und Matéthee bilden für gewöhnlich den Inbegriff aller Nahrung. Man findet daher in den kleinern Ortschaften des Landes weder einen Bäcker noch einen Metzger, und man hat Mühe, sich mit diesen Thatsachen abzufinden, die natürlich auch für Pedras brancas trotz seiner fast 500 Seelen zählenden Bevölkerung nicht fehlten. Da wir dem Xarque wenig Geschmack und Appetitlichkeit nachrühmen können, wurden wir Vegetarianer, soweit nicht etwa Hühner aufzutreiben waren oder unsere Jagdzüge gutes Geflügel in die Küche lieferten. Es ist ein eigenes Ding um dieses riograndenser Dörrfleisch. Man ist häufig auf dasselbe angewiesen, und es gibt viele Leute, die es dem frischen Fleische weit vorziehen. Einmal aber gewinnt es, sofern es nicht mit allergrößter Sorgfalt bereitet worden, leicht einen etwas faulen Beigeschmack, oder es ist allzu zäh und trocken, und dann ist auch Bereitung, Versand und Verkauf wirklich wenig appetitlich. Die großen Fetzen und Lappen, in welchen sich die Waare präsentirt, liegen meist am Boden umher, günstigenfalls auf einen Haufen geschichtet, der abwechselnd Negern und sonstigen rauchenden oder Taback kauenden und ewig spuckenden Kunden oder den Katzen und Hunden zum Sitz dient. Kurz, nach allem was ich gesehen, entschließe ich mich nur selten zu diesem zweifelhaften Genuß.

Erfreulicher als Wohnung und sonstige äußere Bedingungen des Daseins war die Umgegend unserer neuen Station. Das ganze westliche Ufergebiet des Guahyba ist in hohem Grade freundlich und anziehend. Mäßig hohe Bergketten, sanfte Hügel und weite Thäler, ausgedehnte, aber nicht unbegrenzte Campos und größere Waldungen, üppig grünende feuchte Niederungen, inselartig aus der Campfläche

sich erhebende Waldparcellen, sogenannte Capãos, buschumsäumte Bäche und kleine Teiche: alles das durchkreuzt und verschlingt sich hier in der anmuthigsten Weise und macht den Eindruck einer überaus abwechselungsvollen und lieblichen Landschaft auf das für Naturschönheiten empfängliche Gemüth. Dazwischen tritt auch wieder die ordnende Hand des Menschen zu Tage. Gute Fahrstraßen und bequeme Fußpfade bezeugen es, Drahtzäune oder haushohe Marikáhecken als Grenzen der hier schon recht kleinen und dicht aufeinanderfolgenden Estancias, ab und zu eine Wohnung oder eine Gruppe von Gebäuden etwas abseits von der Straße freundlich zwischen Grün hervorlugend, wie nicht minder die Rinderheerden, welche erst neugierig, fast drohend dem Jäger nahen, um dann plötzlich, durch irgendeine Bewegung desselben erschreckt in wilder Flucht das Weite zu suchen.

Was mich am meisten überraschte, war der günstige Eindruck, den ich von der Camplandschaft hier empfing. Wer den Süden und Westen der Provinz wenig oder nicht kennt, bringt sich, sobald er von Camplandschaft hört, unwillkürlich die Bilder in Erinnerung, die aus den Schilderungen aller Reisenden bekannt sind, welche etwa Alegrete oder das Gebiet von da ab gegen den Uruguay hin besuchten. Endloser, kaum ab und zu einmal durch einen verlorenen Capão dem Auge einen Ruhepunkt bietender Camp, in der Ferne von den welligen Contouren sanft abfallender Hügelrücken, sogenannter Cuchilhas, begrenzt, hinter denen in ermüdender, die Geduld erschöpfender Weise immer aufs neue der gleiche Anblick sich wiederholt: so ist das Bild der reinen Campgebiete, der Charakter der Pampas wie der Prairien, sicher nicht geeignet, durch den Zauber landschaftlicher Schönheit zu fesseln.

Wie ganz anders aber gestaltet sich hier das Verhältniß, wo eine reichere Gliederung des Bodens und seiner Erhebungen der Landschaft mehr Leben verleiht und Waldungen noch einen wesentlichen Antheil an der Zusammensetzung derselben haben. Dadurch wird der Camp nur zu einem der vielen, das landschaftliche Bild bestimmenden Momente, und in diesem Zusammenhang und Umfang wirkt er überaus freundlich.

Die ganze Höhe der Besitzung, auf welcher wir wohnten, der Fazenda Santa-Clara, wird von einer weiten ebenen Campfläche eingenommen; allein diese, ab und zu von Capãos durchsetzt, wird nach mehrern Seiten hin von stattlichen Höhenzügen begrenzt, so namentlich im Westen von dem langgestreckten Morro Massimiano, von dessen Gipfel man eine köstliche Rundsicht genießt, indeß näher an den Guahyba hin immer mehr Waldungen die Ueberhand gewinnen. So macht im ganzen dieser wenn auch sehr große, aber ringsum so mannichfach begrenzte Camp den Eindruck eines weiten Seebeckens, dessen Wasser abgelaufen. Wunderschön gestaltete sich zumal gegen Abend der Anblick, wenn die Dämmerung ihre dunkeln Schatten über die Fläche ergoß, von den Höhenzügen nur noch die Contouren deutlich blieben und darüber dann der Abendhimmel sein wunderbares Farbenspiel entfaltete, aus Blaßgelb und Grüngelb durch Rosa in den tiefen Purpur des Abendroths übergehend, um endlich in Violett und Cyanblau auszuklingen. Je länger die Sonne verschwunden, um so mehr traten dann die hellern Farben-

töne zurück, bis der ganze Abendhimmel im wunderbarsten Roth bis hoch hinauf erglühte und noch eine Stunde nach Sonnenuntergang den gleichen großartigen Anblick gewährte, der unwillkürlich die Vorstellung erweckt, als wäre er durch eine ungeheuere riesenhafte Feuersbrunst geröthet. Dieses früher, soviel ich weiß, nicht beobachtete Phänomen eines verlängerten und verstärkten Abendroths ist im vorigen Jahre in ganz Südamerika beobachtet worden und hat die Gemüther vielfach beschäftigt, auch seitens der Astronomen mancherlei, aber wol der Sache nicht auf den Grund kommende Erklärungsversuche veranlaßt.

Nirgends sah ich dieses großartige Naturschauspiel in seiner vollen Schönheit so ganz zur Geltung kommen wie hier auf dem Camp, wo nichts das Auge ablenkt oder hindert. Ergriffen gibt man sich dem Zauber solcher Momente hin, kaum glaubend, daß der Reiz derselben noch könne erhöht werden, und doch trat dieser Fall ein, wenn aus der dunkeln, nachtumlagerten Fläche sich scharf die Flammen eines fernen Campbrandes abzeichneten, bald im Rauche halb erstickt, oder von glühendem Dampfe überlagert, bald wieder hell und hoch zum Himmel emporlodernd. Einsam wird es und still, nur große Leuchtkäfer durchschwirren die laue Abendluft oder lassen im Grase ihr magisches Licht erglänzen.

So gehören diese Ufergebiete des Guahyba mit ihrer reichen Mannichfaltigkeit von Camp und Wald, von Ebenen und Bergen mit dem majestätischen Strome im Vordergrunde unzweifelhaft zum landschaftlich Schönsten, was die in dieser Hinsicht sicher nicht karg bedachte Provinz Rio Grande aufzuweisen hat. Wer nur vom Dampfer aus den Guahyba kennen gelernt, macht sich allerdings hiervon keine rechte Vorstellung, da ja die absolute Erhebung der Uferberge keine sehr bedeutende ist. Wohl aber wird es jeder anerkennen, der von der Höhe von Pedras brancas oder vom Gipfel einer der höhern Berge den Strom überblickt. Am gegenüberliegenden, östlichen Ufer des Guahyba fällt am meisten die Ponta Grossa in die Augen, eine scharf und steil ins Strombett vorspringende Zunge, ein ziemlich hohes Vorgebirge, dessen Ausläufer wol unter Wasser noch weit sich hinziehen, da gerade dort eben der kleine Kriegsdampfer der Provinz, der Jaguarão, festgefahren war, welcher von einer Commission von Ingenieuren zum Studium der Untiefen im Fahrwasser der Lagoa benutzt wurde und jetzt unrettbar verloren ist. Seltsame Ironie des Schicksals! Von dem scharfgezeichneten Profil der Ponta Grossa an kann man die Küstenberge einerseits bis zu der, einen Leuchtthurm tragenden Ponta Itapuam verfolgen, bei welcher der Guahyba sich zur Lagoa dos patos erweitert, andererseits bis weit über Porto-Alegre hinaus, wo dann die parallelen Hügelketten der Uferlandschaft sich gegen die blauen Züge der fernen Costa da Serra verlieren.

Von der Ponta Grossa aus, an deren steilen Gehängen man die Wohnungen italienischer, seit kurzem dort angesiedelter Colonisten gewahrt, macht sich am Ufer die Nähe der stolz gelegenen weithin schimmernden Capitale der Provinz immer deutlicher geltend. Zuerst sind es industrielle Etablissements, Ziegeleien und Xarqueadas, welche ins Auge fallen, dann das malerisch gelegene Findelhaus von Santa-Theresa, der Kirchhof, Kapelle und Vorstadt Menino Deos und endlich, amphitheatralisch aufgebaut, die Hauptstadt der Provinz selbst, deren Kathedrale

wie auch viele andere größere Gebäude, z. B. den bischöflichen Palast, man auf weite Entfernung hin leicht unterscheidet. Im Gegensatz hierzu sind es am westlichen Ufer mehr die Erzeugnisse der Natur, die das Auge auf sich lenken, welches von dem Binsensaume des Stromes über den niedrigen Buschwald der Praya hingleitet, häufig mit Wohlgefallen auf einem stattlichen wilden Feigenbaume haftend, der wie ein Riesenschirm weithin seine dichtbelaubte Krone entfaltet, oder auf den grotesken Formen hoher Säulencactus, die vollends wunderbar erscheinen, wenn sie noch mit langem Baumbart bewachsen sind.

Das Ufer ist im allgemeinen flach und sandig; ab und zu aber treten Felspartien dazwischen, bald in losen, oft riesigen Blöcken, bald als anstehender Fels, der fast durchweg aus blauem, seltener aus rothem Granit besteht. Am wunderbarsten tritt der Granit ohne Zweifel in dem kleinen Felseneilande Pedras brancas zu Tage, nahe der gleichnamigen Ortschaft. Mitten aus dem Strombette hebt sich hier eine Masse riesiger, wie von Gigantenhand aufeinandergethürmter Felsblöcke empor: ein trotz seiner romantischen Lage trostlos öder Platz, welcher aber gleichwol durch die zwischen die Felsmassen eingezwängten Gebäude des Pulverthurms und der Wohnung für die Mannschaft des hier stationirten Wachtpostens ein malerisches Ansehen gewinnt.

Eine andere romantische Felspartie befindet sich an der etwa zwei Meilen unterhalb Pedras brancas gelegenen Ponta Itapona. Diese vorspringende etwas erhöhte Landzunge, von der man eine prächtige Aussicht genießt, war mein Lieblingsplatz. Auf der höchsten Stelle steht weithin Schatten spendend eine mächtige alte Figueira. Von Feigenbäumen hat man in der Provinz eine größere Anzahl von Arten, deren Milchsaft bei einigen scharf und blasenziehend wirkt und als abführendes und wurmtödtendes Mittel auch innerlich Verwendung findet. Die Feige in der Guahybagegend ist die sogenannte rothe; durch ihren kräftigen, nicht sehr hohen Stamm, die schirmförmige Krone und das kleinblätterige Laub erinnert sie keineswegs an die südeuropäische Feige, mit der sie aber in Bezug auf die kleinen blaßrothen und ziemlich wohlschmeckenden Früchte übereinstimmt. Die wilden Feigen der hiesigen Urwälder tödten, indem sie mit ihren Luftwurzeln andere Bäume umstricken, oft große Waldriesen, deren Leiche der allmählich erstarkende „Baumwürger" noch lange in seinem Netzwerk von Wurzeln und Aesten umschlossen hält, bis Verwesung und Regen endlich die modernden Reste ausspülen.

Die alte Figueira an der Ponta Itapona umschlingt mit ihren arm- bis schenkeldicken Wurzeln einen riesigen Granitblock, ihn wie in einem Netze umschlossen haltend. Wenn wir am Mittag nach heißem Marsche unter ihrem Dache unsern Imbiß verzehrten und im Geiste den vorüberziehenden Schiffen folgten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, was wol dieser Baum von seinem Standpunkte aus alles möge mit angesehen haben, was er berichten werde, wenn das leise Rauschen seiner Blätter sich in verständliches Flüstern verwandeln könnte. Der Gedanke liegt ja nahe und ist in deutscher Sprache oft ausgeführt worden, namentlich in Bezug auf uralte Eichen. Wie viel näher liegt er hier, wo die ganze Geschichte Rio Grandes kaum einen Zeitraum von 150

Jahren umspannt und schon ein Sprung von 200 Jahren uns in die vorgeschichtliche oder ungeschichtliche Zeit versetzt, und die Geschichte des Guahyba ist im Grunde auch die Geschichte der Provinz. So sah ich in Gedanken die Figueira noch als schlanken Schößling im Winde sich biegen. Nichts erinnerte noch an das Dasein des weißen Mannes als seine Rinder, die lange schon vor Besiedelung der Provinz in großen verwilderten Heerden die Fluren durchstreiften. Das Land war unbestrittener Besitz der Indianer, die bis auf den Lendenschurz nackt mit Pfeil und Bogen dem Wasserschwein oder Enten und Fasanen hier nachstellten. Und dann sah unser dem Felsblock sich anschmiegender Stamm kühne Abenteurer aus São-Paulo auf ihren Entdeckungszügen die Gegend durchstreifen, sah die ersten von Europäern gebauten Schiffe die Colonisten von den Azoren vorüberbringen, deren Niederlassung weiterhin zur Begründung von Porto-Alegre führte, sah Generale und Gouverneure aus Rio de Janeiro ankommen, während die Patos-Indianer langsam zurückwichen, nichts hinterlassend als viele Eigennamen von Bergen und Flüssen, wie denn ja auch der Name der Lagoa dos patos an sie erinnert. Dann brachten Schiffe die Begründer der deutschen Colonien zumal von São-Leopoldo, und dann hörten die friedlichen Scenen auf: in Pedras brancas hielten die Revolutionäre ihre ersten Vereinigungen ab, neun Jahre lang zerfleischte Bürgerkrieg die Provinz und mit wechselndem Glücke sah die Ponta Itapona Kaiserliche und Farrappen vorüberziehen, unter letztern auch den jugendlichen Abenteurer Garibaldi mit seinen Scharen. Und dann sah unser schon zum starken Baum herangewachsener Feigenbaum die ersten Dampfer, sah regen Verkehr und Handel sich entwickeln, dazwischen auch wieder Kriegsschiffe mit Soldaten und Munition für den Paraguay-Krieg vorbeifahren. Später wurde in seiner nächsten Nähe ein großes Anwesen erbaut; eine Ziegelei und andere industrielle Unternehmungen brachten Leben und Verkehr, bis nach dem Tode des Besitzers die Gebäude verkauft und abgerissen wurden. Einsam ward es wieder um den Altern-den, Farn und Schlingpflanzen überwucherten die Ruinen. Verstummt ist das Flüstern des Baumes, der mit Verwunderung leise das Haupt schüttelt über den neuen ungewohnten Anblick, welchen ihm jetzt der deutsche Zoologe bietet, der zu seinen Füßen von den aus dem Wasser gezogenen Steinen die ersten in der Provinz gesammelten Begozoen und Süßwasserschwämme abschabt.

Wenn man so auf den majestätischen von Segelschiffen und Dampfern belebten Strom niederblickt, und über das Felseneiland von Pedras brancas den Blick hinübergleiten läßt zu den malerischen Uferbergen oder nach der fernen Serra, um endlich immer aufs neue wieder gefesselt zu werden von den schimmernden Häusermassen der malerisch gelegenen Hauptstadt der Provinz, so kann man sich unmöglich dem Zauber, dem Reize dieses herrlichen Gemäldes entziehen. Unwillkürlich zieht man den Vergleich mit den prachtvollen Seen von Oberitalien, und wenn auch die Gebirgspartien dort ungleich großartiger sind und die Spuren vielhundertjähriger oder richtiger tausendjähriger Cultur dort weit mehr sich geltend machen — schön, ja reizend ist auch dieser Guahyba: das wird niemand leugnen, der ihn näher kennen gelernt hat.

In der Höhe der früher erwähnten Felseninsel Pedras brancas liegt am west-

lichen Ufer des Stromes der Ort gleichen Namens, von welchem man aber vom Guahyba aus nur die höchstgelegenen Häuser gewahrt. Beide danken ihren Namen dem vorherrschenden Gestein, dem graublauen Granit, welcher von weitem wirklich bei heller Beleuchtung als „weißer Fels" erscheint. Bei dem Städtchen Pedras brancas tritt übrigens der Granit meist nur in Form großer loser Blöcke auf, welche unwillkürlich die Frage aufdrängen, welche Kräfte denn diese an unsere Erratischen Blöcke gemahnenden Felsmassen an ihren gegenwärtigen Platz mögen geschafft haben. Wenn man weiterhin zumal am Ufer die Gegend durchstreift, trifft man übrigens öfters Stellen wo der Fels frei zu Tage steht, und man wird, da das Gleiche auch vom östlichen Ufer gilt, kaum irregehen, wenn man sich das ganze Thal und Strombett des Guahyba als ein riesiges Becken aus Granit vorstellt, dessen Oberfläche jedoch meist von den jüngern aus Sand, Thon und Lehm bestehenden Schichten überdeckt ist. Dieser Granit von Pedras brancas ist ein äußerst sauberes schönes Material, von dem man fast bedauern möchte, daß es so wenig Verwendung findet, da es höchstens bei der Fundamentirung der Häuser benutzt wird.

Pedras brancas ist ein kleiner weitläufig gebauter Ort von ungefähr 500 Einwohnern. Ein Theil der Häuser steht nahe am Ufer; andere liegen nach verschiedenen Seiten am Fuße des mittlern Hügels, auf welchem die Kirche und mancherlei andere Bauten malerisch gelegen sind. Von hier oben genießt man einen prächtigen Blick auf das Guahybathal, und man muß den Geschmack eines reichen Kaufmanns von Porto-Alegre anerkennen, welcher an diesem bevorzugten Platze eine elegante Villa mit großem Garten und Plantagen besitzt.

Im allgemeinen macht das Städtchen einen etwas überlebten, um nicht zu sagen verkommenen Eindruck, und man begreift nicht recht, wovon die Leute eigentlich leben. Vollends unverständlich würde dies sein ohne den Matadouro, das große Schlachthaus, in welchem täglich zwischen 40 und 60 Stück Rindvieh für den Markt von Porto-Alegre geschlachtet werden. Diese Schlächterei ist sehenswerth, wenn sie wol auch nicht gerade ein Musteretablissement genannt werden kann. Die große offene Halle, in welcher die Arbeit verrichtet wird, ist solide aus Stein errichtet unter möglichster Vermeidung von Holzwerk, und daher auch nach beendeter Arbeit leicht und gründlich zu reinigen. Ein Schienengleis führt den Karren, auf welchem das Vieh geschlachtet wird, in die Halle und befördert später auch das in Viertel grob zerlegte geschlachtete Vieh auf der ins Wasser weit hinausgebauten Landungsbrücke zum Schiff. Das Vieh wird in einer kleinen Umzäunung mit dem Lasso gefangen, worauf ein Pferd die über eine Rolle laufende Schnur anzieht und so das Opfer an die Barrière befördert, hinter welcher, den todbringenden Stahl in der gezückten Rechten bereit haltend, der Metzger den richtigen Moment abwartet, um durch einen wohlgezielten flinken Stich in die Halsvene ein rasches Ende herbeizuführen. Meist geht die ganze Procedur rasch vor sich; ein andermal aber will das sich sträubende Thier lange nicht in die rechte Stellung kommen, und es gewährte mir dann einen widerlichen Anblick, den ungeduldigen rohen Knecht seinem Unmuth mit dem Messer an der Schnauze oder den Augen des Opfers Luft machen zu sehen. Noch zuckend wird

das in seinem Blute zusammengesunkene Rind von dem in die Halle geschobenen Karren auf den Boden hinabgezogen und sogleich gehäutet, ausgeweidet und zerlegt, indeß der blutige Wagen bereits wieder ein neues Opfer aufgenommen hat.

Alles hier gewonnene Fleisch geht nach Porto-Alegre, sodaß für die Bewohner von Pedras brancas der Genuß von frischem Fleisch etwas Ungewohntes und Seltenes sein muß, da ein Metzger daselbst ebenso wenig existirt wie ein Bäcker. Dagegen wird von Matadouro an die Bewohner der Ortschaft Herz, Lunge u. s. w. verkauft; in den übrigen Abfall theilen sich die Hunde und die großen hochbeinigen Schweine, welche neben der Schlächterei ihre Umzäunungen haben. Es macht einen befremdlichen Eindruck, mitten zwischen der etwa ein Dutzend Leute beschäftigenden Schlachtthätigkeit einen Hund an einem Gekröselappen herumkauen oder ihn gegen einen neidischen Genossen vertheidigen zu sehen.

Das Fleisch wird in einen großen Kahn verladen, welcher von dem Dampfer Cupy nach Porto-Alegre geschleppt wird. Dieser saubere kleine Dampfer vermittelt auch den Personen- und Frachtverkehr mit Porto-Alegre. Der Cupy geht früh, etwa um $^1/_2$9 Uhr, von Porto-Alegre ab und braucht bis Pedras brancas $1^1/_2$—2 Stunden. Die Passage kostet 2 Mark, eine Eintheilung in Klassen existirt nicht. Nachmittags kehrt der Dampfer nach Porto-Alegre zurück. Es ist bei schönem Wetter eine wahre Vergnügungsfahrt: so mannichfach ist die Scenerie, so freundlich das Aussehen der von den verschiedenen Seiten nacheinander sich präsentirenden Provinzialhauptstadt. Reiz gewährt auch die Fahrt durch den Hafen, in welchem man neben Hiaten und Schonern auch die großen englischen Transportdampfer sieht, welche den directen Verkehr mit Rio de Janeiro vermitteln, oder Segelschiffe, welche den Ocean durchfurcht haben und von denen gar manches die deutsche Flagge wehen läßt. Geht doch die Hälfte der circa 30 Segelschiffe, welche alljährlich von Hamburg die Producte deutscher Industrie nach Rio Grande bringen, direct nach Porto-Alegre. Da Porto-Alegres Aufschwung größtentheils an das Aufblühen der deutschen Colonien anknüpft, wie denn auch der Importhandel fast ganz in deutschen Händen liegt, so könnte das Beispiel jenen zur Prüfung empfohlen werden, welche nicht an die Nothwendigkeit deutscher Colonialpolitik glauben wollen, und die kurzsichtig genug sind, zu verkennen, daß deutsche Colonien das beste Mittel sind zur Hebung deutschen Exports und deutscher Industrie. Schafft geschlossene deutsche Colonien, gleichviel unter welcher Fahne, und dem deutschen Handel ist ein neues entwickelungsfähiges Absatzgebiet erschlossen! Wenn es eine Sprache der Thatsachen gibt, so ist das der Inhalt, den sie hinsichtlich der deutschen Colonisation von Rio Grande redet.

Eine andere Quelle regern Verkehrs bildet für Pedras brancas die Beförderung des aus der Campanha anlangenden Viehes nach den beiden großen Xarqueadas von Lopez und Fraeb. Die anlangenden Viehheerden kommen zunächst in einen umzäunten Hof und dann auf die Landungsbrücke, an deren Ende der zu ihrer Aufnahme bestimmte Kahn liegt. An der Seite der Brücke ist in der Höhe ein schmaler Steg angebracht, von dem aus man das Einladen beobachten kann. Sobald die Thür des Hofes geöffnet wird, drängt unter lautem

Johlen und Schreien der Treiber das Vieh eng aneinandergepreßt in dem von festen Breterwänden begrenzten Gange der Brücke nach vorwärts. Laut stampfend und trampelnd hört man sie herankommen, durch die gellenden Stimmen der Treiber in immer lebhafteres Tempo versetzt, bis die vordersten an der in den Kahn hinabführenden schrägen Brücke angelangt sind und hier trotz des heftigen Drängens der nachfolgenden Heerde wie angewurzelt stehen bleiben. Weder Rufen und Schlagen noch auch der unzähligemal tief in Haut und Fleisch eingestoßene Eisenstachel bringt sie von der Stelle. Ruhig lassen sie von unten her den Knecht nahen, der die Schlinge des Lasso um das Bein des vordersten befestigt. Erst wenn die ersten hinabgezogen sind, folgen willig die andern, beständig geschlagen und gestoßen, um soweit wie möglich ins Schiff vorzudringen, wo sie bald so dicht ineinandergedrängt stehen, daß Thiere, deren Kopf unter die Beine von andern gerathen ist, ihn nicht mehr heben können. Es sind zwei solcher Transportschiffe vorhanden, von welchen das eine 35, das andere 50 Stück Vieh aufnimmt, freilich nur, indem die Thiere in entsetzlicher Weise zusammengepreßt werden, noch mehr gepeinigt durch die Roheit der Mannschaft, welche selbst dann noch nicht damit nachläßt, dieselben mit Stacheln, Stangen und Messern zu quälen und zu verwunden, wenn das Schiff bereits in voller Fahrt ist. Der Riograndenser ist überhaupt dem Vieh gegenüber oft roh; er hat weder wirkliche Liebe zum Vieh, noch Verständniß für dessen Pflege, Zucht und Veredelung. Doch geht dieser Zug ja durch das ganze romanische Südamerika; nur in Argentinien, welches in so vielen Dingen Brasilien weit voraus ist, regt sich neuerdings lebhafter Eifer für Vervollkommnung in der Viehzucht und Veredelung der Rassen.

Den Transport des am „Trapich" verladenen Viehs nach den Xarqueadas am andern Ufer besorgt der schmucke kleine Dampfer Aviso, welcher wie der Cupy im Besitze des Herrn Friedrich Bier ist, der offenbar mit diesen Unternehmungen einen glücklichen Griff gethan hat. Der Aviso macht in der den Sommer und Herbst währenden Schlachtsaison täglich drei bis vier Fahrten und hatte Anfang Januar in 14 Tagen 3000 Stück Vieh übergesetzt, für deren Transport pro Stück 1 Mark bezahlt wurde. Unwillkürlich wundert man sich darüber, daß die beiden Xarqueaden einen Ort sich erwählten, welcher so ungünstige Bedingungen für den Transport des Viehs darbietet; denn abgesehen von der Erhöhung der Spesen geht auch manches Rind auf dem Boote infolge der übertriebenen Zusammenquetschung und Quälerei der Thiere zu Grunde. Wenn trotzdem diese Etablissements an das östliche Ufer verlegt wurden, so geschah es offenbar deshalb, weil dasselbe ziemlich steil abfällt und daher auch größern Seeschiffen das Anlegen gestattet, während am westlichen Ufer selbst die kleinen Schleppdampfer oft nicht bis an die weit ins Wasser hineingebaute Brücke heranfahren können. Es hängt dies namentlich von der Richtung und Stärke des Windes ab, indem im Zusammenhang hiermit das Wasser steigt oder fällt. In dieser Hinsicht stimmt der Guahyba mit der Lagoa dos patos überein, in welcher dieser Einfluß in noch weit höherm Grade sich geltend macht.

Durch die geschilderten Verhältnisse kommt einiges Geld nach Pedras brancas,

welches sonst ein ödes Nest sein müßte. Die Geschäftshäuser haben wenig Umsatz und manche Familie mag wol noch wesentlich auf den Ertrag der Arbeit ihres oder ihrer Schwarzen angewiesen sein. Für diese große Gruppe von Familien, welche weder selbst arbeiten noch auch ihre Kinder dazu anhalten, wird die Abschaffung der Sklaverei von den empfindlichsten Folgen begleitet sein. Es bleibt mir immer eins der größten Räthsel, wie in Brasilien so viele arbeitsscheue Leute bestehen. Allerdings leisten die Brasilianer vielfach an Genügsamkeit in Bezug auf Lebensmittel, auf Comfort und Ordnung im Hause das denkbar Möglichste. Es ist daher auch leicht begreiflich, daß es in Pedras brancas weder ein Wirthshaus noch ein Hotel gibt. Ein Gasthof, welcher bis vor kurzem bestand, ging wieder ein. Im Gegensatz zu diesem Mangel kann man aber den Ort nicht durchwandern, ohne von frechen Frauenzimmern angesprochen zu werden — und das an einem Orte, der weder ein Hotel noch sonst ein Wirthshaus besitzt, der weder einen Metzger noch einen Bäcker unter seine Bewohner zählt! So schlimm freilich, wie auf dem Lande in den La-Platagebieten, wo dieser anstößige Theil der Bevölkerung in den kleinen Ortschaften, in welchen die über das flache Land zerstreuten Viehzüchter verkehren, die Mehrzahl der Bewohner ausmacht, ist es in Brasilien nicht. Wie ganz anders aber stellen sich im Gegensatz zu solchen Zuständen Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse in einem deutschen Dorfe dar!

Trotz seiner Aermlichkeit hat es Pedras brancas an manchen Begünstigungen nicht gefehlt; es hat zwei Regierungsschulen, einen Geistlichen und zwei Kirchen, ein Postamt und die mit dem Range als Freguezia verknüpften Stellen. Näher zu thun hatte ich nur mit der Post, hinsichtlich deren meine in Brasilien gemachten Erfahrungen ergänzt wurden, insofern es mir bisher noch nicht vorgekommen war, daß ich einem Postbeamten Unterweisung geben mußte über die Briefmarken des Landes. Ich benutzte für Briefe nach Deutschland Couverts mit eingedruckter Marke, wie sie die großen Postämter des Landes verkaufen. Daß der Beamte, übrigens ein liebenswürdiger alter Herr, diese Couverts nicht kannte, war nun wol nicht befremdlich, wohl aber, daß er die Marke für eine Art Monogramm hielt, während sie doch ihm so deutlich das wohlbekannte Bildniß des Kaisers und die Umschriften „Brazil“ und „200 Rs.“ zeigten. Mit den Postämtern auf kleinen Stationen erlebt man überhaupt in Brasilien Wunderbares, was insofern ganz begreiflich ist, als die Postbeamten auf dem Lande nicht gelernte und examinirte „Agenten“ sind, sondern irgendwelche Bewohner, die dies wenig lucrative Nebengeschäft übernehmen, und die daher selten orthographisch schreiben, oft genug auch nur mühsam lesen können. Mit welcher Lotterigkeit von diesen Leuten oft ihr Amt verwaltet wird, davon gab mir eine andere kleine Agentur in der Nähe meines frühern Wohnsitzes den Beweis. Der Beamte pflegt den Postsack auf sein Bett auszuleeren, und was dann da herunterfiel, blieb auf dem Boden, der natürlich weder gefegt noch aufgewaschen wird, liegen. Ein Bekannter von mir entnahm diesem Schlupfwinkel einst eine größere Anzahl von Briefen und Kreuzbandsendungen, unter ihnen auch mehrere an mich bestimmte. Nur mit

recommandirten Sendungen gehen diese Herren ängstlich um. In andern Ländern würde ein untüchtiger Beamter, zumal wenn er nie oder unregelmäßig Rechenschaft ablegt, beseitigt werden. In Brasilien aber wird dies der Postdirection oft dadurch unmöglich, daß der Betreffende Verwandter oder Protégé des einflußreichen Localchefs der herrschenden politischen Partei ist, mit dem man es nicht verderben darf. Die Partei erlaubt dann keine Maßregelung, und der Oberpostdirector ist seinerseits abhängig von den politischen Chefs, welche ihn an seine Stelle gebracht haben und welche sie ihm auch wieder untergraben können. Die unglückselige Parteiwirthschaft, welche in Brasilien auch auf dem ganzen Gebiete der Verwaltung sich geltend macht, hemmt eben den wirklichen Fortschritt ungemein, wenn auch glücklicherweise nicht ganz und gar.

Einen Beleg für das eben Gesagte bilden auch die beiden Kirchen von Pedras brancas, welche beide auf der Höhe des Berges gelegen sind, und von denen die alte noch in Gebrauch befindliche ein niedriges, aber großes und sauber getünchtes Gebäude ist. Die neue Kirche hingegen ist eine jener modernen Ruinen, welche man in Brasilien nicht selten antrifft und welche baufällig sind, ehe sie fertig ausgebaut wurden. So steht auch bei dieser Kirche die solide Umfassungsmauer lange fertig, aber das Dachgerüst ist schon faul, trotzdem noch kein Ziegel darauf liegt. Wenn man den Ursachen dieser Verhältnisse nachforscht, so kann man sie nur in dem Verhalten des Provinziallandtages finden. Wenn in diesem ein Mitglied der Majorität besondere Wünsche hinsichtlich seiner Gemeinde hat, so wird man sie, wenn es angeht, erfüllen, und dabei weniger die Frage des etwa vorhandenen Bedürfnisses als den politischen Einfluß des Antragstellers und die Zahl seiner Wähler in Betracht ziehen. So ist dann auch Pedras brancas zu einer höchst überflüssigen zweiten großen Kirche gekommen. Das Geld für die vielen von der Assamblea provincial unterstützten Kirchen entstammt dem Erträgniß der Provinziallotterie, welches ausschließlich für katholische Kirchen, Hospitäler und andere humanitäre Zwecke Verwendung findet. Wegen der vielen hierbei zu berücksichtigenden Ansprüche entfällt dann oft auf einzelne Kirchen zu wenig, und da der Bau gleichwohl beginnt, ergeben sich vielerlei Unregelmäßigkeiten, auch fehlt die Fiscalisirung über die richtige Verwendung der bewilligten Gelder.

Unter den Bewohnern von Pedras brancas befinden sich auch einige Deutsche, von denen einer eine wohl eingerichtete Gerberei und Sattlerei besitzt, ein anderer die bestassortirte Venda (Kramladen) unterhält. Auch in der weitern Umgebung findet man vereinzelt Deutsche, denen es leidlich gut geht. Sonderlich günstige Bedingungen freilich sind hier für Colonisten nicht geboten. Der Campboden hat hier wenig Fruchtbarkeit und eignet sich daher zur Pflanzung nur in beschränktem Sinne. Dies eben begreift aber der Colonist nicht so recht, welcher einmal gewohnt ist, seine Bohnen und seinen Mais zu pflanzen, und nicht bedenkt, daß er auf seinem magern Camplande nicht dasselbe pflanzen kann wie früher auf dem schweren Urwaldboden. Gleichwohl ist die Lage der Colonisten auf solchem Camp, wo sie leichte Absatzverbindung haben, keine aussichtslose. Klar liegt ihnen der Weg des Handelns vorgezeichnet, indem sie auf rationelle Vieh-

zucht angewiesen sind, auf regelmäßige Stallfütterung, Anbau von Futterpflanzen und Verwerthung des Düngers im Garten und Feld. Gute frische Butter wird in Porto-Alegre und Rio Grande mit 4—6 Mark pro Kilogramm bezahlt und findet jederzeit bereitwillig Abnahme.

Die auf dem Camp lebenden Brasilianer aber haben für alle Fortschritte, die eine größere Sorgfalt und Reinlichkeit oder die Anwendung einfacher Maschinen und Instrumente erheischen, keinen Sinn. Ihre ganze Viehzucht, bei der das Vieh jahraus jahrein sich selbst auf den Weidegründen überlassen bleibt, bezweckt nur den Verkauf von Schlachtvieh, die Milch wird höchstens für den Haushalt verwendet. Unser nächster Nachbar hielt auf seiner Estancia viele hundert Stück Vieh und machte sogar etwas Butter, die er um circa 5 Mark das Kilo verkaufte: ein hoher Preis, der aber bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt erscheint, wenn man die Bereitungsweise erfährt. Da nämlich die offenbar noch zu moderne Erfindung des Butterfasses bis zu diesem patriarchalischen Hirtenvolke noch nicht vorgedrungen ist, so wird die Butter in einer Schüssel durch Schlagen der Sahne mit dem Holzlöffel bereitet. Man möchte diese Einfachheit und Ursprünglichkeit niedlich finden, wenn sie Princip wäre und einen andern Ursprung hätte als die traurigste Indolenz. Auf andern Gebieten weiß man sehr wohl den Fortschritten der Neuzeit und der Mode zu folgen. Derselbe Fazendeiro, welcher von irgendwelcher Beeinflussung der Züchtung keine Ahnung hat, erscheint, wenn er zur Venda oder zum Besuche oder zum Wettrennen ausreitet, als vollständiger Cavalier auf silberbeschlagenem Sattelzeug, und seine Frau, welche die primitive und schmuzige Wirthschaft ganz den Schwarzen überläßt, würde der Näherin den Rücken drehen, welche ihr für Auswahl des Musters zu einem neuen Kleide nicht die allerneueste Nummer des „Bazar" vorlegte, und ihr Hut und ihre sonstige Toilette muß „Mode de Paris" sein, oder, wenn sie schon etwas in der Cultur vorgeschritten ist, „Mode de Berlin", was bereits beginnt beliebter zu werden.

Wenn man diese Verhältnisse ins Auge faßt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese den Camp bewohnende und Viehzucht treibende Bevölkerung einer schweren Krisis entgegengeht, deren Ende und Resultat sich noch gar nicht überschauen läßt. Es war bisher auf keine Weise möglich, diese Leute zu irgendwelcher Verbesserung in ihrer rohen Viehzucht zu bewegen. Ihr zähes Festhalten am alten Schlendrian und ihre Indolenz schließen Neuerungen und Fortschritt aus. Dazu kommt die langsam, aber stetig ihrem Ende sich nähernde Emancipation der Sklaven. Wird auch später der Viehzüchter bestehen können, wenn er hohen Tagelohn bezahlen soll, während ihn jetzt die Leistungen der ererbten oder in seinem Hause geborenen Schwarzen kein Geld kosten; wird er auch dann noch seiner Frau Bedienung halten können, und wie soll die junge Generation, die nicht einmal an strengen Gehorsam den Aeltern gegenüber gewöhnt ist, sich in ein solches Leben voller Entbehrung und Arbeit hineinfinden? Es kommt noch ein anderes Moment hinzu, welches sich mir in diesen Campdistricten aufdrängte. Die einzelnen der Viehzucht dienenden Grundstücke, die sogenannten Fazendas, sind in dieser von mir besuchten Gegend schon ungemein klein. Die

Viehzucht aber im riograndenser Stil erfordert viel Land. Zur Unterhaltung des großen Haushalts muß sehr oft ein Stück Vieh geschlachtet werden, gar manches andere geht durch Crepiren oder Diebstahl verloren. Um nun den sämmtlichen übrigen Bedarf des Haushalts zu decken, muß ein nicht zu geringer Theil der Heerde jährlich verkauft werden, und dieser Antheil, soll der Gesammtbestand der Heerde nicht leiden, darf ein Zehntel bis ein Neuntel nicht übersteigen. Es gibt hierfür ebenso gut Normen wie für die Besetzung der Weide mit Vieh, und so ließe sich leicht ein gewisses Minimalmaß für die einzelnen Fazenden angeben, unter welches die Größe derselben nicht herabsinken darf. Mir scheint, daß dieses Minimalmaß am Guahyba bereits erreicht, wo nicht überschritten ist; denn fast alle zehn oder funfzehn Minuten passirt man ein neues Thor in einer jener mächtigen Dornenhecken, welche die einzelnen Besitzungen scheiden. Wenn nun bei jetziger Lage diese Besitzungen schon fast zu klein sind, wie soll es mit ihnen erst werden, wenn sie durch Erbschaft abermals getheilt werden?

So drängt eben alles unwiderstehlich auf eine neue Ordnung der Dinge hin, und nur reichliche Einwanderung, Fortschritt durch die Fremden und Ausdehnung der Landwirthschaft können diese einleiten. Die Brasilianer im großen ganzen sind freilich noch weit davon entfernt, sich den Ernst ihrer Lage und die Nothwendigkeit der Einwanderung genügend klar zu machen. In neuerer Zeit beginnt nach dieser Richtung hin ein Umschwung einzutreten, was im wesentlichen ein Verdienst der Central-Einwanderungsgesellschaft in Rio de Janeiro ist.

Der Camp in der Guahybagegend ist nicht der beste, mit den fruchtbaren Weidegründen von Uraguay kann er nicht entfernt verglichen werden. Es ist dies auch der Grund, weshalb hier von Weizenbau nicht, von Landwirthschaft überhaupt nur in beschränktem Maße die Rede sein kann. Im Süden und Südwesten der Provinz wird der Campboden besser und auch zum Weizenbau geeignet. Der allgemeine Eindruck solchen Camplandes, selbst wenn keine Waldungen denselben unterbrechen, ist ein wesentlich anderer als etwa der von deutschen Wiesengründen. Der Graswuchs ist ungleichmäßig und neben zarten saftigen Halmen finden sich hohe Büsche eines starren zähen Grases, welches vom Vieh nur in geringem Grade genossen wird. Je mehr dasselbe überhandnimmt, um so schlechter als Weide wird der Camp; doch läßt sich ein solcher unter der Hand sorgsamer Besitzer auch verbessern, während die nachlässigern sich darauf beschränken, im Sommer die hohen trockenen Pflanzenmassen wegzubrennen, welche nicht selten, zumal wenn auch dornige ananasartige Kräuter dazwischen wachsen, schwer zu passiren sind. Immer aber ist der Gang durch diese besonders an nassern Stellen nicht fehlenden Grasdickichte unheimlich, weil man nie recht sieht, wo man hintritt und daher auch die in ihnen hausenden Schlangen nicht bemerkt. Während meiner Anwesenheit wurde an einer solchen Stelle eine große Giftschlange (Xenodon) von über 2 Meter Länge und Armsdicke erschlagen. Im Magen hatte sie einen Sandhasen, oder sagen wir, was verständlicher ist, ein wildes Meerschweinchen.

Im allgemeinen freilich sieht man wenig Schlangen auf dem Camp. Meine Ausbeute davon war daher nur eine geringe. Häufiger sind Eidechsen, sowol

eine kleine grüne als auch die große 2—3 Fuß lange Tejuseidechse, der Lagarto der Brasilianer. Man trifft die Spuren ihrer Füße mit den vom nachschleppenden Schwanze herrührenden Mittelstreifen überall, wo lockerer Sand die Eindrücke erhält. Komisch aber sieht es aus, wenn die Thiere aufgeschreckt oder verfolgt den Schwanz schräg emporgehoben in hastiger Eile das Weite suchen. Im allgemeinen ist der Charakter der Vegetation ein dürftiger. Zwar fehlt es nicht an mancherlei zum Theil recht schönen bunten Blumen, allein sie sind klein und haben keinen wesentlichen Antheil an dem Gesammtbilde. Mehr gilt das von den vereinzelten Sträuchern und Büschen, unter denen namentlich der Molho auffällt durch seine merkwürdigen großen, hohlen Galläpfel, an denen sich ein runder Deckel bildet, welcher zur Zeit der Ausbildung des Insekts von selbst ausfällt. Nicht selten sieht man auf diesen Sträuchern, kaum 4 oder 5 Fuß über dem Boden, ein kugeliges Nest, von mehrern Fuß Durchmesser ganz aus Dornen und dürren Zweigen gebaut. Der unscheinbar gefärbte Vogel, welcher es baut, ist ein naher Verwandter des „Dreckbauers" oder „Lehmhans", dessen backofenartig aus Lehm erbaute große Nester man auf vereinzelt stehenden Bäumen oft gewahrt.

An jagdbaren Thieren ergeben die Ausflüge außer zahlreichen Rebhühnern wenig. Ab und zu sieht man den schwer zu erjagenden Strauß; reiches Vogelleben aber entfaltet sich an den vereinzelten kleinen Teichen, wo oft reiche Ernte an Schnepfen, Enten, Ibis und andern Wasservögeln abfällt. An solchen Stellen fallen auch die zahlreichen aus Erde erbauten bis einen halben Fuß hohen Schornsteine auf, welche die Krebse über den Oeffnungen ihrer Gänge errichtet. Mehr noch fesseln die Aufmerksamkeit die oft 2—3 Fuß hohen Erdbauten der Termiten, deren es oft in nächster Nähe zwei Arten gibt. Die sehr festen Hügel stehen oft in großer Anzahl beieinander. Wenn man mit der Hacke den Hügel öffnet, findet man ihn aus einem Gewirr enger Gänge zusammengesetzt, in denen die lichtscheuen „Erdläuse" rasch verschwinden. In der Mitte des Haufens näher am Boden findet man die an Länge die Arbeiter um das Fünf- bis Sechsfache übertreffende Königin, oft auch neben ihr noch mehrere kleinere. Als seltenere Gäste trifft man mehrere Käferarten in ihnen an, und auch Eidechsen und Schlangen sind in der untersten Schicht bisweilen zu treffen, wo sie ihre weißen mit lederartig fester Hülle versehenen Eier ablegen.

Ergiebiger als auf dem Camp waren die Excursionen am Ufer des Guahyba. Die sehr allmählich sich senkenden Uferpartien sind hier an den meisten Stellen mit Binsen bewachsen. An andern Orten sind sie durch dichtgedrängte Pontederien und andere großblätterige Wasserpflanzen ersetzt. Die gemeine Pontederie des Guahyba mit ihren langen auf dem Wasser flutenden Guirlanden von großen dunkelgrauen Blättern und blauen hyacinthenähnlichen Blüten ist eine der schönsten Wasserpflanzen. An einer Stelle trafen wir sie in so enormer Menge, daß sie das Wasser völlig erfüllten und man bei raschem Zutreten auf den niedergebeugten Stengeln stehen und gehen konnte. Wir kamen an einer großen ganz von Pontederien-Rasen erfüllten Bucht an, die uns zu einem Umwege von fast einer Stunde, noch dazu in sumpfigem, stark verwachsenem Terrain genöthigt haben würde, wenn wir uns nicht entschlossen hätten, sie zu durchwaten. Das Wasser

war nicht tief, nur wenig über die Knie reichend, allein die dicht verwachsenen Pflanzenmassen hinderten jede freiere Bewegung. Mit Hunderten von Stielen und Fäden sah sich der Fuß bei jeder Bewegung gefesselt, und nur mit größter Mühe, mit Händen und Füßen zugleich arbeitend, gelang es uns langsam vorzurücken. Fast verzweifelten wir, als wir, in der Mitte angekommen, noch ein so großes Stück zu überwinden hatten. Mit größter Anstrengung wurden wieder 15 oder 20 Schritte gemacht, dann wieder ausgeruht. So brauchten wir, um eine Strecke von kaum zehn Minuten zurückzulegen, fast eine Stunde, und das, während die erschlaffende Mittagshitze eines heißen Sommertages ohnehin die Kräfte erlahmen ließ. Als wir dann endlich wieder in freiem Wasser waren, fand sich rasch ein günstiger Platz zum Trocknen der völlig durchnäßten Kleidung, und ein erfrischendes Bad, ein kräftiger Imbiß und ein Schluck aus der Feldflasche stellten das gestörte Gleichgewicht wieder her.

Diese Ausflüge im Guahybathal bildeten überhaupt so ziemlich das Anstrengendste, was ich an Jagdtouren und Excursionen bisher durchzumachen hatte. Obwol ich leicht und bequem gekleidet war, bedingte doch die ganze Ausrüstung mit Waffen und Sammelgeräth, Gläsern u. s. w. eine gewisse Schwerfälligkeit. Namentlich verschuldete das die lederne Reisetasche und das umgeschnallte große schwere Waldmesser, ohne das ich der wohlbegründeten Landessitte gemäß nie den Wald betrete. Eine solche für meine Zwecke nicht zu entbehrende umständlichere Ausrüstung wird namentlich dann lästig, wenn man den Wald durchkreuzt, der überall längs des Guahyba besonders dicht verwachsen und schwer zu passiren ist. Fußpfade findet man selten, häufiger die Gassen, welche sich das Vieh als Weg zum Wasser ausgetreten hat. So ist man denn gezwungen, bald vornüber geneigt oder seitlich ausweichend, sich an Dornen und Schlingpflanzen vorüberzudrücken oder halb kriechend darunter durchzuschlüpfen, bald wieder muß man über Stämme oder Holzzäune klettern, den Fuß aus dem Moder eines alten Stammes befreien, in welchen man eingebrochen, oder, wenn man ganz rathlos dem Dickicht gegenübersteht, mit dem Messer sich eine Bahn öffnen. Dazwischen geräth man denn wol in Sumpfland, das durchwatet oder durch schwierige Wegbahnung umgangen wird, und Dornen und Stacheln lassen an Haut und Kleidung ihre Spuren als Erinnerungszeichen zurück. An dies alles hat man sich nun ja schon einigermaßen gewöhnt; als wir aber eines Nachmittags noch überdies mit Muscheln und anderer Beute schwer bepackt den rechten Weg verfehlten und uns im Uferwald verirrten, ohne einen Ausweg zu finden, und unterdessen die Sonne immer tiefer sank, und bereits dämmernder Schatten sich über den ohnehin wenig erhellten Wald breitete, wurde uns denn doch ungemüthlich zu Muthe; denn in diesem wilden Gestrüpp, durch welches man sich selbst bei Tage kaum durchfindet und nie in einer geraden, das Beibehalten einer bestimmten Richtung gestattenden Linie, wäre es nach Sonnenuntergang vollends unmöglich, auch nur eine kleine Strecke zurückzulegen. Aber die Sonne, die uns zur Eile gemahnte, ließ uns auch über die Richtung, in welcher wir uns zu halten, nicht im Zweifel.

Am unbequemsten war das Sammeln im Wasser. Da man sich mit den wenigen etwa am Ufer zu findenden abgetödteten und von der Sonne gebleichten

Stücken nicht begnügen kann, muß man die Thierwelt im Wasser selbst beobachten. So wurden denn häufig viele Stunden im Wasser zugebracht, schutzlos den sengenden Sonnenstrahlen preisgegeben, und oft konnte ich nachts kaum schlafen wegen der heftigen, zur Abschälung der Epidermis führenden Hautentzündung. Im Wasser selbst, wo man ab und zu untertaucht, oder flüchtig die Haut benetzt, empfindet man die Einwirkung der Sonne weniger. Unter den Tropen, etwa in Batavia, dürfte man so etwas überhaupt nicht wagen; Rio Grande ist aber doch schon mehr als sechs Breitengrade jenseit des Wendekreises gelegen. Unbequemer noch war ein anderer Umstand: die Anwesenheit vieler Krokodile. Diese „Jacarés" werden hier meist nicht größer als 4—5 Fuß, sind aber doch unheimliche Bestien. Ein Exemplar von etwa 3 Fuß Länge wurde bei einem der Nachbarn gefangen, als es, den Fluß verlassend, an einer kleinen Quelle gesehen wurde. Die Leute warfen ihm die Lassoschlinge um den Hals und schleiften es hinter dem Pferde her nach unserer Wohnung, wo wir noch Mühe genug hatten es zu tödten. Die Riograndenser unterscheiden noch eine zweite Art von Alligator, die sogenannten „Pap amarellos", mit gelber, statt weißer Kehle, welche viel gefährlicher sein sollen, von denen ich aber kein Exemplar erlangte, da sie am Guahyba nicht vorkommen. Was die Jacarés des Guahyba betrifft, so habe ich mir die Meinung gebildet, daß sie dem Menschen ausweichen. Immerhin war es uns eine unangenehme Perspective, möglicherweise diese Ansicht durch eine eigene Erfahrung ändern zu müssen, und seit wir einmal eins in den Binsen aufgescheucht, wobei es mir fraglich blieb, ob mein Diener oder das Reptil schleuniger die Flucht ergriffen, gingen wir doch nur zu dreien nahe zusammen und mit starken Knütteln bewaffnet noch ins Wasser.

Sehr reich entfaltet ist in der Uferzone das Leben der Mollusken. Dicht am Ufer ist der Boden des Stroms völlig durchsetzt mit kleinen Muscheln der Gattung Cyrena. Die Masse dieser wenig mehr als bohnengroßen Schalthiere ist eine so enorme, daß ich sie nicht einzeln sammelte, sondern dazu ein kleines Sieb benutzte. Wenn ich dieses mit Grund füllte und im Wasser ausschüttelte, hatte ich mindestens 50—60 Muscheln als Rückstand. Sie bilden die jeder Zeit in genügender Menge vorhandene Nahrung der Piava, eines großen Süßwasserfisches, dessen große, plumpe Zähne auf eine solche Nahrung hinweisen. Mehr im tiefen Wasser findet man denn die größern Muscheln, die man mit dem Fuße entdeckt. Die große Masse der Schnecken dagegen verläßt die Binsen im allgemeinen nicht, und an deren Stengeln findet man Chilinen, Bithynien und Ampullarien. Die schönen, harten, korallenrothen Eiertrauben der letztern bemerkt man gleichfalls häufig an Wasserpflanzen, altem Holz, oder sonstigen festen Körpern. Krebse findet man meist nur an steinigen Stellen.

Besonders reich ist im Thierleben des Guahyba natürlich das Heer der Fische vertreten. Man findet hier einerseits dieselben Arten wie in den Flüssen, welche sich in den Guahyba ergießen, andererseits aber auch andere, welche im salzigen Wasser bei Rio Grande ihre Heimat haben, wie Bagre, Dainha, Corvina und, wiewol sehr selten, eine Scholle, welche ab und zu auch in den Flüssen im Innern noch angetroffen wird. Solche Wanderungen der Fische sind ja allerwärts

beobachtet. Viele der hier vorkommenden Fische sind durch Besonderheiten ihrer Fortpflanzung bemerkenswerth: so die kleinen lebendig gebärenden Girardinus, so der Geophagus, welcher seine Jungen, sobald ihnen Gefahr droht, ins Maul nimmt und dann sie in Sicherheit bringt, so namentlich auch der Bagre (Arius Commersonii), dessen riesige Eier von der Größe einer dicken Kirsche im Munde des erwachsenen Thieres ihre ganze Entwickelung durchlaufen. Die Fischer machen sich dies zu Nutze, indem sie diese Eier auf dem Sande trocknen und dann als Köder am Angelhaken benutzen.

Der Strand des Guahyba in der Nähe von Pedras brancas dient im Sommer vielen Fischern als Station. Sie schlagen da im Schatten der Bäume ihre Zelte auf und verlegen sich hauptsächlich auf den Fang des Bagre. Die erbeuteten Fische werden zerlegt und die gesalzenen Hälften an langen Gerüsten auf Seilen, die aus den im Walde gefundenen Schlingpflanzen bestehen, zum Trocknen aufgehängt. Aus den Köpfen wird Thran gewonnen, indem dieselben in enormen eisernen Töpfen gekocht werden, worauf der stinkige Thran in alte Petroleumbleche gefüllt und später an Gerbereien verkauft wird.

Während die wissenschaftliche Ausbeute meiner Excursionen somit eine recht ergiebige war, gestalteten sich die Verhältnisse in der Wohnung immer unerträglicher. Unser Hauptkummer waren die Sandflöhe, von denen es im Hause und seiner Umgebung wimmelte. Das kleine Insekt, welches dem Floh in Gestalt und Bewegung sehr ähnelt, aber halb so groß ist, bohrt sich im Verlaufe weniger Stunden in die Haut ein und kann dann nur durch schmerzhafte Operation mit der Nadel wieder ausgegraben werden. Bemerkt man es nicht gleich den ersten Tag, so hat es sich bereits in eine ebenso große Blase verwandelt, aus welcher bald die großen Eier entleert werden. Es kostet Mühe, diese Blase ganz aus der Haut herauszuarbeiten; sie hinterläßt ein großes Loch, das aber dann rascher heilt, wenn man scharfe beizende Substanzen hineinträufelt, Jodtinctur, Sublimatlösung oder Tabackslauge. Am empfindlichsten wird der Schmerz, wenn das Insekt sich unter den Nagel eingebohrt hat. In Büchern über Brasilien begegnet man bisweilen der wunderbaren Vorstellung, als belästigte der Sandfloh nur barfuß gehende, unreinliche Leute. Die Wahrheit aber ist, daß da, wo sie in größerer Zahl sich finden, und das ist auf dem Camp mehr der Fall als in den Waldgebieten, denen der Sandfloh ursprünglich ganz zu fehlen scheint, niemand sich vor ihnen retten kann und man täglich mehrmals seine Füße untersuchen und von den Eindringlingen befreien muß. Mein Diener, dessen etwas niedriger gelegenes Zimmer am meisten mit ihnen besetzt war, entfernte eines Tags in Gegenwart und mit Hülfe meines Sohnes in einer Sitzung über 60 Sandflöhe aus seinen Füßen. Und wenn man schon die Qualen sich vorstellen kann, denen wir alle hierdurch ausgesetzt waren, so ist kaum zu sagen, welche Mühe und Selbstbeherrschung es kostete, um den kleinen heftig schreienden, weinenden und natürlich nicht stille haltenden Kindern die Parasiten zu entfernen. Und doch mußte dies, mit so großem Widerstreben man sich auch dazu entschloß, ge-

schehen, da man sonst den Verlust von Zehen hätte riskiren können. Die Nägel gingen ohnehin fort.

Die Plage der Sandflöhe, deren wir trotz täglichen Brühens der Zimmer mit siedenden Wasser nicht Herr werden konnten, würde allein genügt haben, uns zu baldiger Abreise zu drängen, welcher auch meinerseits insofern nichts im Wege stand, da ich in ungefähr sechs Wochen hinreichend Gelegenheit gehabt, mich wenigstens so weit über die naturhistorischen Verhältnisse der Gegend zu orientiren, als dies in meiner Absicht gelegen. Auch sonst war ja der Aufenthalt auf diesem verlorenen Posten allzureich an Entbehrungen und Strapazen. Der mangelnde Schutz gegen die Witterung, der stete Zug in dem unwohnlichen Hause mit seinen größtentheils zerbrochenen Scheiben, der Mangel an Trinkwasser, die Schwierigkeit in der Beschaffung von Lebensmitteln: dies alles konnte ja doch nur für kurze Zeit in Kauf genommen werden. Es gab oft wirklich komische Scenen. Einmal wurden wir nachts durch die allzu massenhaft erscheinenden Ameisen aus dem Bett getrieben. Die Ameisen kamen aus dem Boden heraus und zwangen uns in ein anderes Zimmer mit den Betten zu wandern. Auch dort war aber unsers Bleibens nicht, weil es, wie sich am folgenden Tage bei einem Gewitter zeigte, gerade in dieses Zimmer am meisten durchregnete. Der Ameisen aber konnten wir nicht Herr werden, weil sie ihr Nest in der Mauer des Hauses hatten. Ein andermal kam der Diener voll Schrecken zu mir gestürzt und sagte mir, in seinem Schlafzimmer liege eine Schlange. Ich glaubte zwar anfangs, es würde eine jener Schlangen sein, welche meine Frau schon öfters im Hause entdeckt und die sich regelmäßig als ein Band, ein Lederriemen oder Aehnliches entpuppt hatten, mußte mich aber bald davon überzeugen, daß es die echte Jararaca war, neben der Klapperschlange die gefährlichste Giftschlange der Provinz.

So erschien es uns denn allen eine wahre Erlösung, als endlich am Morgen des 14. Febr. das Segelschiff erschien, welches uns mit unsern Effecten für die Kleinigkeit von 400 Mark nach Rio Grande zu bringen übernommen hatte. Die Hiate Coelho ward denn auch, da alles hinreichend vorbereitet, in wenigen Stunden beladen, trotzdem die Einladeweise etwas umständlich war, indem des niedern Wasserstandes wegen das Boot der Hiate nicht am Ufer anlegen konnte, sodaß die Kiste mit der von Ochsen gezogenen Carrette erst weit ins Wasser gefahren werden mußte, ehe sie auf das Boot geladen werden konnte, das sie an Bord brachte. Leicht ward uns der Abschied. Das Wohlthuendste dabei war die herzliche Theilnahme der beiden Arbeiterfamilien, welche in dem am Strande gelegenen Hause wohnten, und die es sich nicht nehmen ließen, uns noch Hühner und frischen Traubenmost mit auf die Reise zu geben.

Ein günstiger Wind führte uns rasch den Guahyba hinab, und abends zeigte uns das Leuchtfeuer von Itapuam, daß wir in die Lagoa dos patos eingetreten. Am folgenden Tage aber wurde der Wind conträr, und ohne den mindesten Erfolg kreuzten wir bis gegen Abend vor dem Leuchtthurm Christovão Pereira umher. Da auch am nächsten Morgen der Wind sich nicht geändert hatte, so bot sich mir die willkommene Gelegenheit, an Land zu gehen. Mit lebhaftestem Interesse konnte ich hier constatiren, daß die Thierwelt der Lagoa, obwol wir uns noch im Be-

reich des Süßwassers befanden, hier bereits eine völlig andere war. Abgesehen von einem auch im Guahyba lebenden Krebse, waren es nur See- oder Brakwasserthiere, die hier angetroffen wurden.

Von Interesse war auch die Besichtigung des Leuchtthurms. Derselbe ist solid aus Stein erbaut und wird von einer größern Anzahl von Oellampen erleuchtet. Die Gegend ist hier völlig flach und öde. Kaum daß in der Nähe an verkrüppelten Stämmen und Büschen das nöthigste Brennmaterial zu finden ist, und wie vollends das Vieh, welches ich in der Nähe sah, auf dem kaum hier und da spärlich bewachsenen Sandboden hinreichend Nahrung finden kann, ist mir räthselhaft. Unterdessen hatte der Wind sich etwas gedreht und die Reise konnte weiter gehen. Bequem waren die Einrichtungen auf unserer Hiate natürlich nicht. Die beiden uns zur Verfügung stehenden Räume, von denen der eine noch als Durchgangsraum diente und mehrere in häufigen Gebrauch genommene Schränke enthielt, boten jeder nicht viel mehr Raum als etwa eine große Kommode. Aber wir waren doch wenigstens vor Sandflöhen sicher, und die Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig. Am nächsten Abend kündete uns prächtiges Meerleuchten die Nähe unsers Reiseziels, und die folgende Nacht schliefen wir bereits in dem für uns bereit stehenden Hause in Rio Grande.

Wol liegt Rio Grande in flacher, öder, sandiger Gegend, die wahrlich durchaus nicht anziehend ist; allein wenn man so vielerlei Entbehrungen und Strapazen hat durchmachen müssen, füllt nur eine Idee, nur ein Verlangen die Brust, der Wunsch, wieder Ordnung und Reinlichkeit die Herrschaft gewinnen zu sehen und aller der bekannten und in ihrer Bedeutung für unser Wohlbefinden wol manchmal unterschätzten Vorzüge und Errungenschaften moderner Cultur wieder theilhaftig zu werden.

Wie manchmal mag nicht unerfüllbares Verlangen und Sehnen die Phantasie des Naturforschers in die Gebiete schlanker Palmen und bunter Papagaien entführen, wenn er die seit so langer Zeit nach allen Richtungen erforschten heimischen Gauen durchzieht. Im Grunde ist wol solches Streben unberechtigt, denn dem klar beobachtenden und denkenden Forscher fehlt es nie und nirgends an vielerlei seiner Studien würdigen Objecten und Fragen. Es ist ja nicht der mehr oder minder edle Stoff, welcher den wahren Werth des Kunstwerks bestimmt, das der Bildhauer unter den Händen hat, sondern die technische Fertigkeit und die geniale Conception des Künstlers. So bleibt es auch für alle unsere allgemeinern weiter tragenden Fragen und Anschauungen gleichgültig, ob die auf ihre Klärung zielenden Arbeiten im Institut einer kleinen deutschen Universität oder in den Urwäldern Südamerikas angestellt werden. Gering nur ist die Zahl derjenigen, dem europäischen Gebiet abgehenden Organismen, deren Kenntniß für die Verfolgung wichtiger Probleme vergleichender Forschung uns unentbehrlich scheint.

Dem unter den Naturforschern und zumal den Zoologen so weit verbreiteten Wunsche, tropische Gebiete durch eigene Anschauungen kennen zu lernen, liegt daher weniger die Absicht zu Grunde, durch das Studium von interessantern Geschöpfen wichtigere Untersuchungen zu Tage zu fördern, als die Sehnsucht nach dem unver-

gleichlichen Genuß, den die großartige Ueppigkeit und Eigenart der ganzen Lebewelt in den tropischen und angrenzenden Gebieten dem Naturfreunde gewährt, der Wunsch, einmal aus den gewohnten beschränkten Verhältnissen heraus in völlig andere zu kommen, mit deren Bildern die Phantasie von Jugend auf erfüllt ist, und dadurch Anschauung, Kenntnisse und Blick zu erweitern. Für den in eine neue noch wenig erforschte Gegend versetzten Forscher kommt noch der weitere Reiz hinzu, welcher in dem Bewußtsein liegt, so vieles bisher Unbekannte als Erster der Wissenschaft zuführen und zur vollständigern Erschließung eines nur unvollkommen bekannten Gebietes wesentlich beitragen zu können.

So sehr daher dieser Reiz der unerschöpflich reichen Natur Brasiliens — und Rio Grande gehört nicht nur politisch, sondern auch nach seiner Flora und Fauna vollkommen dem brasilianischen Reiche an — voll und rückhaltslos anzuerkennen ist, so bleibt es hinsichtlich des Studiums derselben doch auch andererseits nicht minder wahr, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt und gar manchem Ungewohnten und Unbequemen ausgesetzt ist. Man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß man in den größern Städten Brasiliens auf europäischen Comfort verzichten müsse. Alles, was die materielle Cultur unsers Jahrhunderts an Neuerungen und Fortschritten aufzuweisen hat, wird man in Brasilien selbst in kleinern Städten nicht oder nur zum geringen Theile missen. Wie ganz anders aber sich das Verhältniß gestaltet, wenn man nur einige Schritte von den großen Centren und Verkehrsstraßen sich entfernt, dafür können die hier geschilderten Erlebnisse wol als Beleg dienen. Bei denjenigen aber, welche der Arbeit des Naturforschers mit einigem Interesse folgen, dürften diese Berichte vielleicht in ähnlicher Weise Theilnahme erwecken, wie die reizvollen Darstellungen von Ernst Haeckel in dessen prächtigen „Indischen Reisebriefen".

Die erste Präsidentschaft Grévy.

Von

Friedrich Sulzer.

III.

1) Paragraph 7.

Während in der Provinz Konstantine bei jeder Festlichkeit sowol dem Gouverneur wie den aus Frankreich zugereisten parlamentarischen Gästen die Nothwendigkeit vor Augen gehalten wurde, die Araber bis in die Wüste zu verdrängen und sie ihres Besitzthums in mehr oder weniger gesetzlicher Form zu berauben, erfreute in der Provinz Oran das einträchtige Zusammenleben von Franzosen, Arabern und eingewanderten Spaniern das Auge der Touristen. Hier in Oran war eben vielfach und in abfälliger Weise von der starken Einwanderung der Spanier die Rede, und wiederholt wurde die Befürchtung ausgedrückt, daß dieses Element nach und nach das französische verdrängen könnte. In der That hatte infolge der Misernte in den südlichen Provinzen des Königreiches infolge der anhaltenden Ueberschwemmungen und vielleicht auch der Misverwaltung das Elend derart überhandgenommen, daß die andalusischen und murcianischen Bauern scharenweise über das blaue Mittelmeer herüberströmten, um sich in dem üppigen Algier entweder als Tagelöhner zu verdingen oder bei der eben in Schwung gekommenen Industrie des Alfa thätig zu sein. Oran, hieß es, sei mit Spaniern überfüllt, die ihr hochfahrendes Wesen und die gefährliche Lust, mit der berüchtigten Navaja zu hantieren, mit hinübergebracht hatten. Ja es wurden Stimmen laut, welche die Besorgniß äußerten, daß bei der getreuen Anhänglichkeit der Spanier an ihr ursprüngliches Vaterland die Provinz Oran ganz und gar Frankreich entfremdet und für eine Annexion an Spanien reif erklärt werden könnte. In der That sah es bei weitem nicht so schlimm aus; im Gegentheil, Franzosen und Eingewanderte vertrugen sich ganz gut, und bei letztern wäre das spanische Nationalgefühl einem gewissen Localpatriotismus gewichen, der aus den spanischen Emigranten allerdings keine „gute" Franzosen, aber „gute" Algierer schuf, sodaß für etwaige spanische Annexionsumtriebe kein Boden vorhanden war.

Die Rundfahrt durch die Provinz Oran, die Festlichkeiten in dieser alten arabisch-spanischen Festungsstadt, die sehr gelungene landesübliche „Fantasia", die

bei dem Dorfe „Gambetta" stattfand, bildeten offenbar den Glanzpunkt der „Karavanenfahrt". Der Ausflug erstreckte sich bis an die Grenzmarke der Wüste, auf den Gebieten, welche von den ebenso berühmten wie berüchtigten „Bureaux arabes", also durch militärische Dictatoren verwaltet wurden.

Bei diesem Anlaß machten die Parlamentarier die nähere Bekanntschaft der afrikanischen Häuptlinge, der Beis, Agas und Baschagas, welche gewissermaßen die Vasallen und die Verbündeten Frankreichs sind, welchen man aber gerade keinen besondern Grund hat zu trauen. Interessant war auf der Rückreise der Aufenthalt in der Colonistenstadt Bouffarik, welche im Juni 1848 gebildet wurde. Diese politischen Sträflinge haben aus dem unwirthlichen, sandigen und von Morästen durchschnittenen Terrain eine Mustercolonie geschaffen, die Gegend verschönert, urbar gemacht und dabei ihre eigene Rechnung gefunden, denn die Ortschaft bietet alle Merkmale der Behäbigkeit und des Wohlergehens. Bei dem unvermeidlichen großen Banket, welches der Deputation in der „Ferme modèle" eines des reichsten Ansiedlers, Chiris, Abgeordneten (heute Senator) von Nizza, gegeben wurde, erschienen auch einige Ueberreste der socialistischen Juni-bataille in Calabreser und rothem Halstuch, die einen Hymnus auf ihre Nachfolger und Nachahmer, die Commune, anstimmten, welchem durch rasche Aufhebung der Tafel die Spitze in brüsker Weise abgebrochen wurde.

Die Rückkehr nach Algier erfolgte gegen den 25. Oct., und am 27. schiffte sich die Karavane auf einem sehr dürftig eingerichteten Schiff zur Heimfahrt ein. Sämmtliche Herren, worunter die meisten das kanonische Alter überschritten hatten, waren von den Strapazen der inmitten der schwülsten Sommerhitze unternommenen Rundreise sehr ermüdet und im Kopfe von dem vielen, was sie so rasch und in solch ununterbrochener Reihenfolge gesehen hatten, ziemlich wirr. Die Ueberfahrt fand unter sehr erschwerenden Umständen statt, und jene Reisenden, welche der Seekrankheit ausgesetzt sind, waren wirklich zu bedauern. Fast schien es, als hätte dieser widerliche Beschluß der Karavane den Theilnehmern die Erinnerung an der ganzen Tour verbittert und sie davon abgehalten, der parlamentarischen Excursion praktische Folgen zu geben: denn die vielfach gepriesenen und von vornherein verheißenen Resultate dieser Fahrt sind bis heute so ziemlich lettre morte geblieben.

Bei ihrer Rückkehr nach Paris fanden die parlamentarischen Touristen große Aufregung in den finanziellen Kreisen und infolge der enormen Schwankungen an der Börse in der Geschäftswelt überhaupt. Es war nämlich eins jener finanziellen Unwetter hereingebrochen, welche den Ruin gar vieler Familien und Bankhäuser nach sich ziehen. Der Ausgangspunkt dieses Krachs war einerseits die verwegene Speculationslust des brüsseler Gründers Philippart, und andererseits die Machtkämpfe und Nebenbuhlerschaften verschiedener Häupter der Haute finance. Philippart war im Jahre 1875 an der pariser Börse aufgetaucht und erregte durch seine gegen die großen privilegirten Eisenbahngesellschaften gerichteten Kämpfe und durch die Versuche, neben denselben selbständige kleinere Gesellschaften zu schaffen, gewaltiges Aufsehen. Seit fünf Jahren, seit dem Kriege, war der pariser Markt still und ruhig geblieben, während in Wien und in Berlin die Agiotage

wahre Orgien feierte. Aber der Stein wollte wieder einmal ins Rollen kommen und wartete blos auf einen Impuls; Philippart gab denselben und man erlebte auch in der Rue Vivienne wieder wilde stürmische Tage der Jagd nach dem Glück und plötzlich erworbenem Vermögen; gewisse Actien stiegen um 100 bis 150 Frs. an einem Tage; Creditinstitute, über welchen der modische Gründer seine Hand hatte, gelangten 3 bis 4 mal über Pari; das tolle Treiben währte jedoch nicht lange. Die in ihrem Monopol bedrängten großen Bahngesellschaften bildeten eine Liga, um ihre Vorrechte zu vertheidigen, und binnen wenigen Wochen gelang es ihnen, Philippart zu verdrängen und diejenigen, welche zu seinen Plänen Vertrauen gezeigt hatten, zu ruiniren. Vier Jahre kämpfte der kühne Belgier gegen die Haute finance, die seinen Sturz herbeigeführt und ihm einen ganzen Bündel Processe angehängt hatte. Letztere bestand er ziemlich bequem, da die höhern Instanzen die Verurtheilungen, welche die ersten ausgesprochen hatten, aufhoben. Jetzt glaubte Philippart, daß sein Stern von neuem leuchten werde, und mit einer Masse von Projecten, Plänen, Concepten, eins hochtrabender als das andere, betrat er wieder den schlüpfrigen Boden der pariser Börse. Der leichte Gewinn, im Anfang die gleisnerische Reclame, mittels welcher er es verstand, den Leuten einzureden, daß er das Vertrauen des Publikums besitze, lockte viele Privatleute an die Börse heran, welche eigentlich dort nichts zu suchen hatten. Auch diesmal währte die Herrlichkeit nicht lange; aber da intensiver geschwindelt wurde, da neue Cirkel in den Zauberkreis des Schwindels eingefädelt wurden, war der Sturz um so jäher und die Katastrophe desto empfindlicher. Der Wahn, d. h. die den Philippart'schen Unternehmungen angediehene Hausse, dauerte drei Monate, weshalb diese Periode scherzweise die „hundert Tage" genannt wurde, wie die Periode zwischen der Rückkehr Napoleon's aus Elba und der Katastrophe von Waterloo.

Nachdem man sich an den neuen Gründungen des Belgiers satt speculirt hatte, kam der Rückschlag, wozu die Regierung übrigens so ziemlich die Hand bot, indem sie plötzlich und ohne alle äußere Begründung den Bankzinsfuß heraufschraubte und ein Sinken der Rentencurse um 5 Proc. verursachte. Nun fielen die neu emittirten Papiere mit ungeheuerer Geschwindigkeit und in geradezu erschreckender Weise, z. B. binnen wenigen Tagen um 4—500 Frs. pro Stück. Einige Werthe verschwanden ganz und gar vom Curszettel! Und Philippart, hinter dem eine ganze Meute von Börsenagenten und Coulissiers, die um ihre Differenzen betrogen waren, einherzog, machte sich aus dem Staube und verbreitete sogar geschickterweise das Gerücht seines Selbstmordes. Mit diesen finanziellen Skandalen, welche übrigens viel rascher überwunden wurden, als man es vermuthet hatte, endete das Jahr 1879 inmitten der Mühsalen eines rauhen Winters, der schwer auf den Arbeiterklassen lastete, deren Erwerb beinahe vollständig unterbrochen wurde. Fünf Millionen wurden vom Staat beigesteuert, abgesehen von den in ganz Frankreich unter officiellem Patronat veranstalteten Sammlungen, um das Proletariat thunlichst vor Noth und Elend zu beschützen.

2) Die Decrete gegen die religiösen Genossenschaften.

Das Ministerium Waddington, das erste Cabinet der Aera Grévy, sollte den Anbruch des Jahres 1880 nicht erleben! Verschiedene Schwierigkeiten, welchen es in der Kammer begegnete und die sich seit der am 27. Nov. eröffneten Session verschärft hatten, das Drängen der meisten Gruppen der Linken nach einer vollständigen Amnestie, ließen eine baldige Krisis voraussehen. Man verübelte es namentlich dem Justizminister Le Royer, daß er in seinem Bericht an den Präsidenten der Republik über die Ausführung des Begnadigungsgesetzes vom 3. März 1879 die Commune in den schärfsten Ausdrücken verurtheilt und das Unternehmen als ein durch und durch verbrecherisches gebrandmarkt hatte. Auch mit dem Kriegsminister General Gresley zeigten sich die republikanischen Gruppen höchst unzufrieden; man hatte rasch vergessen, daß es dieser General gewesen, der die Abdankung Mac-Mahon's wenigstens äußerlich veranlaßt hatte; man erhob gegen ihn die Anklage, daß er mit den aristokratischen Offizieren viel zu glimpflich verfahre und denselben erlaube, in Uniform ihre legitimistischen Gefühle auszudrücken und sich an Kundgebungen gegen die Republik zu betheiligen. Die Vertheidigung, welche der General versuchte, war nicht nach dem Geschmack der Majorität; andererseits aber trat der Kriegsminister derart auf, daß man wol annehmen durfte, er habe abgerechnet und sei zu seiner Dimission entschlossen.

Den ganzen Monat December hindurch lauerte diese latente Ministerkrisis im Hintergrunde aller wichtigen Staatsgeschäfte und paralysirte alle praktische Thätigkeit. Die verschiedenen Clubs und Gruppen beriethen über die Vertheilung der Ministerstellen und keine wollte zu kurz kommen. In einer Anwandlung übler Laune und von allen Seiten von Rathgebern, deren er sich gern erwehrt hätte, umlagert, beschwerte sich Ministerpräsident Waddington über die „Couloirspolitik", die ihm das Leben so sauer und jede Regierung unmöglich mache. Aber dieser Politik mußte er schließlich weichen; denn das Staatsoberhaupt sah ebenfalls bald ein, die Stellung des Cabinets im Parlament sei so erschüttert, daß man kaum ruhig weiter wirthschaften könnte. Abgesehen davon und trotzdem er sich mit Waddington ganz leidlich vertrug, hatte Grévy den Mann gefunden, dessen Persönlichkeit ihm die angenehmste war und der so recht den Ministerpräsidenten nach seinem Herzen, wie er sich ihn wünschte und vorstellte, abgeben mußte.

Herr von Freycinet gehörte, wie bereits erwähnt, dem Cabinet Waddington als Minister der öffentlichen Arbeiten an. Er hatte dieses Departement bereits im Cabinet Dufaure verwaltet und den Kammern jenen großartigen Plan zum Ausbau und zur Vervollständigung des Schienennetzes vorgelegt, dessen beinahe unmöglich scheinende Ausführung eine lange Reihe von Jahren in Anspruch nahm und eine Menge von Milliarden kostete. Herr von Freycinet, der in der Periode 1870/71 als Adlatus Gambetta's und technischer Dirigent des Kriegsministeriums sich durch seinen Eifer, seine Zähigkeit und die Leidenschaft, mit welcher er für den Krieg bis aufs äußerste (la guerre à outrance) einsprang, bemerkbar machte, handelte, nachdem er wieder auf

der politischen Bildfläche aufgetaucht war, als das, was er von Haus aus ist, als Ingenieur. Seine Pläne wurden sehr weitschweifig gefunden und man war anfangs ein wenig bestürzt über die Leistungen, welche den französischen Staatsfinanzen zugemuthet wurden. Allein es stellte sich bald heraus, daß, wenn der Plan des Herrn von Freycinet so umfassend war, wenn seine Ausführung Milliarden erforderte, so lag dies an dem Umstande, daß Frankreich ungeheuer viel nachzuholen hatte, um sich bezüglich des Verkehrswesens auf die Höhe, welche seine Nachbarn einnehmen, emporzuschwingen. Das wurde auch von allen Sachverständigen nach genauerer Prüfung der Vorlagen eingesehen, und was die Ausgaben anbetrifft, so durfte man wol hoffen, daß ein Staat, der sich so rasch von dem kostspieligen Kriege finanziell erholt, der die riesige Kriegscontribution von fünf Milliarden so leicht verschmerzt hatte, die Mittel finden würde, productive Ausgaben zu decken, welche ja später mit Zinsen und Zinseszinsen dem nationalen Wohlstand zugute kommen mußten.

Die langweiligen Debatten, welche die Eisenbahnpläne verursachten, gaben Herrn von Freycinet Gelegenheit, seine überzeugende und gewissermaßen einschmeichelnde Beredsamkeit im hellsten Lichte glänzen zu lassen. Er verband auf das innigste seinen Namen mit diesem Plan, und seitdem ist das Eisenbahnnetz, dem Frankreich die rasche und directe Verbindung der wichtigsten Städte verdankt, unter dem Titel „Réseau Freycinet" bekannt. Das Prestige, welches dem Minister der öffentlichen Arbeiten seit der Kriegsepoche anhaftete, der vornehme und hochelegante Anstrich, die Festlichkeiten, welche er während der Weltausstellung gegeben hatte, stempelten ihn in jeder Beziehung und in sämmtlichen Kreisen zu einer persona grata. Mit dem Elysée hatte sich Herr von Freycinet sofort nach dem Regierungsantritt Grévy's auf den Fuß des intimsten freundschaftlichen Verkehrs zu stellen gewußt, und dieses Verhältniß erstreckte sich ebenfalls auf die Dauer. Frau von Freycinet und deren anmuthige Tochter gehörten bald zu den Vertrautesten der Frau Präsidentin und der intelligenten resoluten Tochter des Staatsoberhauptes.

Trotzdem Herr von Freycinet auf manche Schwierigkeiten stieß, trotzdem er wiederholt auf seine Mission verzichten wollte, redete ihm der Präsident so sehr Muth zu, versprach ihm so eindringlich seine Unterstützung, daß Herr von Freycinet in der Weihnachtswoche 1879 das Werk der Reconstituirung des Cabinets vollenden konnte. Herr von Freycinet selber, dem Grévy, wie eine Note im „Journal officiel" besagte, volle Freiheit bei der Wahl seiner Mitarbeiter gelassen hatte, übernahm nebst der Präsidentschaft das Auswärtige Amt, während Lepère Minister des Innern blieb. Die wichtigsten Veränderungen gingen im Justiz-, Kriegs- und Finanzministerium vor; für das erstere wurde Cazot ausersehen an Stelle des durch seine Verurtheilung der Commune misliebig gewordenen Le Royer. Außerdem zählte Cazot zu der Gruppe der „republikanischen Union", der speciellen Partei Gambetta's, welche täglich an Wichtigkeit zunahm, sich nicht mehr mit der parlamentarischen Führerschaft begnügen wollte, sondern nach der Herrschaft strebte, unbekümmert, ob die Macht direct oder indirect ausgeübt werden könnte. Mit Cazot durfte Gambetta auf einen sichern, zuverläs-

sigen Stellvertreter im Schos des Ministeriums rechnen. Magnin (Finanzen) war ein viel prononcirterer Republikaner als sein Vorgänger Léon Say, und gleich nach seinem Amtsantritt legte der neue Kriegsminister General Farre Proben seiner Gesinnungstüchtigkeit ab.

Auch die Unterstaatssecretärstellen wurden derart besetzt, daß man die Verschiebung der Regierungsgewalt nach links merken mußte. Eine der ersten Thaten des Herrn von Freycinet war, Herbette, den Verfasser einer Flugschrift über die gründliche Reorganisation des französischen Consulardienstes und die Umgestaltung der französischen Diplomatie überhaupt, zum Vorsteher des Personals des Ministeriums des Aeußern zu ernennen, und ihm zu gestatten, seine reformatorischen Ideen durchzuführen. Herbette war auch in der That während der drei Ministerien, welche Herr von Freycinet leitete, die Seele des Auswärtigen Amtes, und es ist ihm gelungen, einen Theil seines Programms durchzuführen.

Wie eine schwüle Gewitterwolke lagerte über dem ganzen Lande die Ungewißheit über das Schicksal jenes Unterrichtsgesetzes, welches die Kammer bereits angenommen hatte und welches nun dem Senat zur Beschlußfassung vorlag. Jules Simon hatte in seinem vielfach angefeindeten Bericht die Verwerfung des §. 7 beantragt, der, wie bereits erwähnt, die nicht gesetzlich befugten Genossenschaften von den Schulen vollständig ausschloß. Die Klerikalen setzten alles in Bewegung, um die Annahme dieses Paragraphen, den die Kammer gutgeheißen hatte, zu hintertreiben. Sie zeigten sich abermals groß in der Veranstaltung jener Sturmpetitionen, welche darauf berechnet waren, dem Parlament die Meinung einer Minorität als Volkswillen aufzudrängen. Dank einer vortrefflichen agitatorischen Organisation gelang es ihnen, beinahe 1,500000 Unterschriften, oder Kreuze, welche sie ersetzten, zu Stande zu bringen, und sie ermangelten nicht, diese Schriftstücke in auffallender Weise und mit großem Gepränge, manchmal nicht ohne marktschreierischen Lärm, dem Bestimmungsort, dem Senat, zuzuführen.

Die verschiedenen Ligas und Vereine zur Bekämpfung der klerikalen Tendenzen veranstalteten nun Gegenpetitionen und machten sich anheischig, die Zahl der klerikalen Protestler durch eine viel größere Anzahl Anhänger der weltlichen Schule zu erdrücken. Die Regierung hielt jetzt rückhaltslos an dem §. 7 fest. Sie machte allerdings aus der Annahme oder Verwerfung keine Cabinetsfrage; aber Jules Ferry ließ schon die Möglichkeit durchblicken, daß, falls der Senat sich gegen die Vorlage äußern würde, die Regierung ihr Möglichstes thun würde, um sich mit den „bestehenden Gesetzen" zu helfen und sich die Klerisei auf administrativem Wege vom Halse zu schaffen. Man begann bereits zu studiren und in dem Arsenal dieser Gesetze nachzuforschen, welche sich dazu am besten eignen würden. Man fand nun Paragraphen in Hülle und Fülle, welche der Regierung gestatteten, die meisten religiösen Genossenschaften nicht nur aus den Schulen, sondern aus den von ihnen bewohnten Klöstern und Conventen zu vertreiben. Da erhoben sich warnende Stimmen. „Gebet Acht, Ihr Herren Senatoren", lautete dieser avis au lecteur, „gebet Acht! Ihr könntet den Kuttenträgern, welche ihr in Schutz nehmt, verhängnißvoll werden; der berühmte §. 7 hat weiter keinen

Zweck, als die frommen Brüder von dem Schulunterricht auszuschließen; wenn wir jedoch genöthigt sein sollten, auf administrativem Wege vorzugehen, so müßten wir sie ganz einfach manu militari überhaupt hinausweisen. Die Verwerfung des verhältnißmäßig harmlosen §. 7 würde die schärfsten Maßregeln zur Folge haben, und die Klerikalen hätten auch nicht den geringsten Grund, sich darüber zu freuen!"

Aber wie es meistens der Fall ist, wenn es sich einerseits um starre Grundsätze, andererseits um Leidenschaften handelt, verhallten diese vernünftigen und vermittelnden Stimmen ungehört. Links und rechts schenkte man den Kampfhähnen und Herolden der verschiedenen Richtungen Aufmerksamkeit, dem sehr gewandten Wortführer der Klerikalen, Chesnelong, und dem glühenden Bekämpfer Roms, Eugène Pelletan, der ganz und gar im Stil der Conventsredner von 1793 gegen die Jesuiten donnerte und wieder eine jener Philippiken vom Stapel ließ, die ihm während des Kaiserreiches zu einem bedeutenden Ruf als Orator verholfen hatten. Die Klerikalen (Lucien Brun unterstützte in wirksamer Weise Chesnelong) stellten sich ganz und gar auf den Boden der absoluten Freiheit, wie sie es ja so gern thun, wenn sie in der Opposition sind, und sie erfanden für die Bedürfnisse des Augenblicks sogar einen neuen Ausdruck, „die Freiheit des Familienvaters", seine Kinder nach seinem eigenen Ermessen erziehen zu lassen. Diese Argumentation machte Eindruck auf die Senatoren, welche mit einer ziemlich erklecklichen Majorität den §. 7 verwarfen und auf diese Weise der ganzen Novelle die Spitze nahmen.

Nun ging die Regierung mit großer Entschlossenheit und rückhaltsloser Strenge an die Ausführung der administrativen Maßnahmen, womit man die Congregationen bedroht hatte. Zwei Monate ungefähr dauerten die Vorbereitungen, die Consultationen der politischen Rechtsgelehrten, welche Gutachten auf Gutachten abgaben, und das Recht der französischen Regierung, gewaltsam vorzugehen, theoretisch begründeten. Man versuchte seitens des Klerus, Grévy beizukommen und den Streich durch seine persönliche Intervention abzuwenden. Es wurde auf gewisse Einflüsse gerechnet, die sich als unzulänglich erwiesen, und das Staatsoberhaupt erklärte, gar keine Ursache zu haben, mit den Feinden der Republik und der Aufklärung glimpflicher zu verfahren als seine Minister, die ja „auch keine Tyrannen wären".

Im Laufe des Juni erfolgte an sämmtliche Jesuiten, Ligurianer, Dominicaner und Angehörige nicht gesetzlich autorisirter Genossenschaften die Aufforderung, die Klöster und Niederlassungen, die sie innehatten, zu räumen. Die nicht französischen Mitglieder der Orden wurden außerdem angewiesen, die Republik zu verlassen. Die „autorisirten" Genossenschaften, darunter die durch ihre Schnäpse wohlbekannten Trappisten, Chartreux und Benedictiner, blieben unbehelligt. Die mit der Ausweisung bedrohten Genossenschaften beeilten sich, den Aufforderungen der Regierung durchaus nicht nachzukommen; die Androhung der Gewaltmaßregeln vermochte nicht, sie zur Nachgiebigkeit zu stimmen; entweder dachten sie, daß es nicht zur Ausführung kommen würde, oder sie wollten sich das Beneficium einer zahmen Märtyrerschaft nicht entgehen lassen.

Der letzte Juni war die für die Räumung der Klöster u. s. w. angesetzte Frist. Die Regierung war es nur ihrer eigenen Würde schuldig, ihre Androhungen nicht als todten Buchstaben zu betrachten.

Sie dachte übrigens sehr ernst daran, ihre Drohungen auszuführen, und für den Morgen des 1. Juli waren sämmtliche Anstalten zur gewaltsamen Verjagung der Congregationisten getroffen. In Paris hatten die Klerikalen in auffallender Weise ihre Absicht angekündigt, nicht nur gegen die Maßnahmen zu protestiren, sondern Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen und die Schließung der Kapellen und Klöster zu verhindern.

In der That stieß die Polizei an mehrern Stellen auf Widerstand, namentlich in dem von verschiedenen Ordensbrüdern occupirten Kloster der Rue des Sèvres, mitten im Viertel, welches gleichzeitig von der studirenden Jugend (Quartier latin), von der Aristokratie (Faubourg St.-Germain) und von allen Ordensbrüdern und Ordensschwestern bewohnt wird. Bereits am Tage vor der Expulsion und Schließung der Kapelle, die sich in dem gewaltigen Bau der Rue de Sèvres befand, hatten sich mehrere durch ihren zelotischen Eifer bekannte Klerikale, sehr pfäffisch gesinnte Laien, darunter etliche Senatoren und Deputirte, mit den Ordensbrüdern eingeschlossen. Es handelte sich hier nicht blos um einen platonisch ritterlichen Beistand, sondern um die Geltendmachung eines juridischen Kniffes. Hatten doch im letzten Moment die in ihrem Besitzstand bedrohten Brüder durch einen natürlich fingirten Verkauf ihre Häuser diesen Laien abgetreten; und war z. B. der Senator Ravignan angeblich der nunmehrige Eigenthümer des Hauses, gegen welches die Behörden zu „operiren" bereit waren. Eine Anzahl junger Leute, meistens Zöglinge der in Lille und Poitiers seit 1873 errichteten katholischen Hochschule und der jesuitischen Vorbereitungsschule für die Kriegsakademie (École de la Rue des Postes), hatten sich Ravignan und seinen Collegen angeschlossen; die jugendlichen Köpfe waren sehr erhitzt und einige hatten die Anforderungen, welche an sie gerichtet wurden, derart ernsthaft genommen, daß sie mit Revolver und andern Waffen versehen waren. In der frühesten Stunde des sommerlichen Morgens erschien der Polizeipräfect Andrieux (er hatte die Nacht auf einem Ball zugebracht und trug die nachträglich so vielfach erwähnten perlgrauen Handschuhe), von dem Polizeicommissar Clement begleitet und von einem Schwarm Agenten in Uniform und in Civil gefolgt. Er fand die Thore geschlossen; erst nach wiederholtem Pochen und Anläuten erschien der Bruder Oberer in Begleitung von Ravignan u. s. w. Des letztern Protest wurde jedoch abgewiesen, seine Eigenschaft als substituirter Hauseigenthümer nicht anerkannt, und der Polizeicommissar wollte seines Amtes walten, d. h. erstens die Hauskapelle, wo kein Gottesdienst mehr abgehalten werden durfte, schließen und die geweihten Geräthe in Gewahrsam nehmen, zweitens die Brüder aus ihren Zellen vertreiben.

Die Kapelle war von innen fest verschlossen, und da jedes Zureden fruchtlos blieb, requirirte der Polizeipräfect einen Schlosser, der mittels Nachschlüssel das Sanctuarium öffnete und auf das Geheiß Andrieux' den Hostienbehälter und den Gerätheschrank mit den Reliquien ebenfalls erbrach. Jetzt wurde die Jugend der

katholischen Universitäten rege, jetzt gab es argen Krawall, jetzt schritten die Polizeisergeanten ein und faßten die aristokratischen Herren und Herrchen am Kragen, als wenn es Proletarier wären. Es kam unter den Augen der höchsten Polizeibeamten zu einem Handgemenge, welches mit der Verhaftung verschiedener jungen Aristokraten endete. Schließlich aber behielt die gesetzliche Gewalt recht; die Kapelle wurde verschlossen, die Hostien wohl verwahrt und die Ordensbrüder und Ordensschwestern sahen sich genöthigt, die Räumlichkeiten zu verlassen. Auch auf verschiedenen andern Punkten in Paris kam es zu dergleichen Auftritten, aber nirgends wurde der Widerstand weiter getrieben als bis zu diesen ziemlich harmlosen Protesten.

Etwas schärfer mußten die Behörden in der Provinz auftreten, namentlich im Westen, in der alten Bretagne, wo sich Damen der Aristokratie an die Spitze der Protestirenden stellten und sogar gegen die Präfecten und andere behördliche Organe energisch auftraten. Verschiedene Klöster mußten militärisch besetzt, eins davon sogar förmlich belagert werden. Im ganzen aber zeigte sich weder in den obersten Gesellschaftsschichten noch im Volke selbst eine große Begeisterung für die gemaßregelten Congregationen, und die Prophezeiungen der Redner in der Kammer und im Senat oder der Redacteure der klerikalen Blätter, welche Mord und Todtschlag vorausgesagt hatten, falls die „Decrete" zur Ausführung gelangen sollten, erwiesen sich als trügerische. Auf der Bahn des Fortschritts hatte Frankreich aber eine gewaltige Etappe zurückgelegt: es war gelungen, die Macht der Kirche über die Schule zu brechen, und man durfte hoffen, daß die neuen Generationen in Ideen aufwachsen würden, welche mit der nunmehrigen Ordnung der Dinge übereinstimmten.

3) Die Amnestie und das erste Nationalfest.

Wenn der Aufstand sich selten so furchtbar, so verheerend, angesichts des kaum beendigten Krieges und unter den Augen der Armee des Siegers zeigte, wie die Revolution der pariser Commune, so wurde auch selten, vielleicht niemals eine Empörung, in welcher, wie es der deutsche Reichskanzler im Reichstage bemerkt hatte, „ein Körnchen Wahrheit steckte", mit solch rauher Schärfe, mit solch leidenschaftlicher Strenge geahndet.

Nicht blos, daß die siebentägige Straßenschlacht in Paris mit Hekatomben endete, die sich nach langen Jahrhunderten den Massenopfern der mittelalterlichen Religionskriege der Albigenser und Hussiten anreihen; nicht blos, daß in der ersten Aufwallung über 30000 Menschen summarisch erschossen wurden; 30000 Opfer, welche durchaus keine eingefleischten Communards waren; denn es gab darunter neben den auf frischer That ertappten Theilnehmern auch Gleichgültige, Neugierige, ja sogar Gegner der Aufständischen, welche entweder furchtbaren Missverständnissen, der blinden Wuth der vollständig entmenschten Soldateska, oder elenden Denunciationen ihr Ende verdankten. Nachdem diese Massenhinrichtungen beendet waren, begann die gesetzliche Repression mit ihren Sandhaufen auf dem Hügel von Sartory und ihren schwimmenden Käfigen, welche die Deportirten wie

reißende Thiere verwahrt, wie Heringe zusammengepreßt nach Neucaledonien brachten. Bis 1877 dauerten die Untersuchungen und Erhebungen wegen des Communeaufstandes, und sechs Jahre, nachdem er niedergeworfen worden, hörte man noch von Verhaftungen. Leute, die das Unrecht begangen hatten, von der aufständischen Regierung eine Stelle anzunehmen und welche diesen Frevel entweder übersehen oder vergessen glaubten, Leute, die sich einer friedlichen Existenz nun gewiß wähnten, wurden plötzlich aus dem Kreise der Ihrigen gerissen, ihrem Gewerbe entzogen und je nachdem es den Behörden am besten paßte, nach Mazas, dem Civilgefängniß, oder in das versailler Stockhaus gebracht. Denn der Belagerungszustand wurde erst im März 1876 aufgehoben und bis dahin arbeiteten die Kriegsgerichte unverdrossen weiter.

Ja selbst nachdem Paris und die umliegenden Departements von dem Bann der Militärdictatur befreit worden, nachdem der Minister Dufaure in der Kammer feierlich erklärt hatte, man dürfe der „unermeßlichen Gnade" des Marschalls vollständig vertrauen, fanden neue Verhaftungen, neue Verurtheilungen statt. Die „Gnade" des Marschalls äußerte sich allerdings durch zahlreiche Herabsetzungen des Ausmaßes der Strafen und durch nicht unbeträchtliche Entlassungen aus dem Bagno, aus den Strafcolonien und Gefängnissen.

Aber nur die Handlanger des Aufstandes, die Soldaten, die in Reih und Glied aufmarschirt waren, nicht aber die Chefs, welche an der Spitze der Colonnen schritten, erfreuten sich dieser Gnadenacte. Kein einziges Mitglied der Commune, kein hervorragender Beamter derselben, kein Redner noch Schriftsteller von Bedeutung durfte ins Vaterland zurückkehren. Abgesehen davon waren die Begnadigten eben nur „begnadigt" und nicht amnestirt, d. h. die materielle Strafe wurde aufgehoben, allein die rechtlichen und politischen Folgen derselben blieben aufrecht. Die Begnadigten z. B. durften nicht etwa hoffen, daß sie gleich nach dieser Rückkehr in einem fortgeschrittenen oder gar socialpolitischen Wahlkreise, auf ihre Erlebnisse und ihr Märtyrerthum pochend, auftreten konnten, um sich um ein Mandat zu bewerben, das sie für alle Mühsalen entschädigt hätte. Der Communard sollte auch, aus Neucaledonien zurückgekehrt oder aus dem Gefängniß entlassen, ein politischer Paria bleiben. Die von der Kammer votirte Amnestie dagegen hätte den Begnadigten alle ihre Rechte zurückgegeben und die Verurtheilung vollständig gelöscht.

Die meisten radicalen Deputirten, welche aus den Wahlen von 1876 hervorgegangen waren, versprachen in mehr oder weniger gewundener Weise die Heimkehr der „verirrten Brüder" anzuregen und wenn möglich durchzusetzen. Allein die Atmosphäre war für einen solchen Generalpardon keineswegs günstig; weder Mac-Mahon noch Dufaure waren geneigt darauf einzugehen, d. h. der Kammer ein auf die Rückkehr der Communards abzielendes Gesetz einzubringen. Und alle Anträge, welche aus der persönlichen Initiative der Deputirten hervorgingen, wurden ohne viele Umstände beseitigt. Victor Hugo, der bereits nach dem „fürchterlichen Jahr" in consequenter Weise die Amnestie gepredigt und für diese Idee in Versen und Prosa eingetreten war, hielt im Senat eine glühende, aber praktisch resultatlose Rede; es blieb bei der „unermeßlichen Gnade" des

Marschalls bis zum Sturze des Herzogs von Magenta. Jetzt, namentlich nachdem auch Dufaure gewichen war, wurden andere, schärfere Saiten aufgezogen; die Wähler mahnten die Deputirten an ihr Versprechen, die Presse, die sich vollständig frei fühlte und über deren Haupt nicht mehr das Damoklesschwert der Suspendirung oder Unterdrückung — durch den Ukas eines commandirenden Generals — schwebte, rührte die Trommel, und für ein radicales Journal wurde die Amnestie zum ersten Paragraphen seines Glaubensbekenntnisses.

Allein Grévy war für eine unbedingte und vollständige Amnestie nicht eingenommen, und weder Waddington noch Le Royer konnten sich mit dem Gedanken befreunden, denselben Männern, welche angesichts des Feindes den 16. März organisirt und den Bürgerkrieg entfesselt hatten, wieder zu Ansehen und politischer Macht zu verhelfen, denn sie sahen voraus, daß die Amnestirung der Communarden diese direct in das Parlament führen würde, und daß die Stimmen der leidenschaftlichen und mitunter sehr begabten Forumredner, die in der Verbannung dumpf verhallten, wieder mächtig ertönen würden in den Volksversammlungen und den Meetings, deren vollständige Freiheit die Regierung nach ihrem Programm gewähren mußte.

Eine gänzliche Verwerfung des Amnestiegedankens lag aber durchaus nicht in der politischen Luft. Mehr und mehr kam die Anschauung zur Geltung, daß die Commune eine Verirrung gewesen, welche stark genug gebüßt wurde, und daß es Zeit sei, den Verirrten mit Nachsicht entgegenzukommen — bis man sie verherrlichte, bis ihre Apotheose aus der Wahlurne hervorging. Der pariser Gemeinderath wurde nicht müde, namentlich durch allerhand Resolutionen und „Wünsche" die vollständige Freilassung und Rehabilitirung der Communarden zu verlangen. Die Regierung wurde ihrerseits ebenfalls nicht müde, diese ungesetzlichen Beschlußfassungen zu annulliren; aber bis zu einem gewissen Grade mußte sie den dringenden Wünschen der allgemeinen Meinung Rechnung tragen.

Zwei Monate nach dem Regierungsantritt Grévy's, im März 1879, wurde ein Gesetz eingebracht und von den Kammern angenommen, welches die „Amnestie" des weitgrößten Theils der verurtheilten Insurgenten aussprach, allein die Häupter des Aufstandes und jene Individuen, die wegen gemeiner Verbrechen im Zusammenhang mit der Insurrection verurtheilt worden, beharrlich ausschloß. Im Juli 1880 beherbergte Neucaledonien noch 80 gefangene Insurgenten, und über 200 in contumaciam Verurtheilte durften nicht nach Frankreich, da sie sich noch immer bei dem Ueberschreiten der Grenze der Verhaftung durch den ersten besten Gensdarmen aussetzten.

Die Agitation zu Gunsten dieses restlichen Häufleins Geächteter wurde sehr ostentativ betrieben; Blätter, welche die Wahl des Präsidenten mit Begeisterung begrüßt hatten, wurden misgestimmt, ja formell feindselig. Ein pariser Bezirk wählte demonstrativ den Galerensträfling Trinquet, der noch immer in Neucaledonien zurückbehalten wurde, zum Gemeinderath, und in den Versammlungen und Meetings war die Amnestie an der Tagesordnung. Trotzdem hätte man im Elysée nicht nachgegeben, wenn Gambetta nicht für die Massenrehabilitirung agitirt hätte. Dadurch war seine Popularität unendlich gestiegen, und seine Macht ebenfalls.

Das Ministerium konnte sich nicht lange sträuben und versprach die Vorlage einzubringen. Gambetta, welcher die Angelegenheit jetzt mit größtem Eifer betrieb, bestand darauf, daß das Gesetz zur ersten Feier des eben decretirten Nationalfestes erlassen werde, damit die in Brüssel und Genf harrenden Proscribirten in die Lage versetzt würden, das Fest „mitzumachen."

Die Kammer votirte den Anträgen der Commission entsprechend, nach einer längern und sehr warmen Rede Gambetta's, einen unbedingten und durchaus vollständigen Generalpardon. Allerdings hatte der von seinem Präsidialstuhl herabgestiegene Tribun auch Gründe politischer Schlauheit geltend gemacht, die geeignet waren, die conservativen Republikaner zu beruhigen. Gambetta wies nach, wie sehr die demagogischen Aufwiegler es verstanden, aus der Weigerung der Amnestie Kapital zu schlagen. Es war eine scharfe Waffe, die sie in ihrer Hand führten, und Gambetta wollte ihnen diese Waffe entreißen. Er hielt offenbar die zu amnestirenden Communards für politisch harmlos und glaubte die Demagogen mundtodt zu machen, indem er ihnen das vornehmste und beliebteste Thema ihrer Standreden entrückte.

Der Senat zeigte sich spröde. Die Rechte überließ es Jules Simon, die Amnestie zu bekämpfen. Salbungsvoll in der rhetorischen Form, aber unerbittlich im Grundton seines Vortrags eiferte Simon gegen die Vorlage. Seine Zähigkeit konnte allerdings nicht die Verwerfung der Novelle herbeiführen, wohl aber wurden einige restrictive Clauseln eingeschaltet, welche die wegen gemeiner Verbrechen Verurtheilten ausschloß. Die Abgeordnetenkammer fügte sich des Friedens willen.

Der Gedanke, ein Nationalfest zu feiern, war gleich nach dem Regierungsantritt Grévy's erwacht und machte rasch bedeutende Fortschritte. Die Festlichkeiten, welche während der Weltausstellung von 1878 stattgefunden hatten, der herrliche Anblick, den das beflaggte Paris und der in einem Lichtmeer strahlende Bois de Boulogne darboten, die Menge Fremder, welche diese Schauspiele herangelockt hatten, erweckten die Lust zur Wiederholung derselben, und man fand keinen bessern Anlaß als die Feier des ersten Ereignisses der großen Revolution, der Erstürmung der Bastille. Der 14. Juli war der nach mannichfachen Schwankungen und Aenderungen gewählte Tag; er wurde dem 22. Sept., dem Datum, an dem die erste Republik proclamirt wurde, vorgezogen; den 4. Sept. schloß man von vornherein aus; denn dieser erinnerte ja an die Schmach von Sedan, gerade so wie an den Sturz des Kaiserreichs. Nachdem der Gedanke von der Presse vertreten und von der Regierung angenommen wurde, schritt man zur Verwirklichung desselben und es wurde mit einer wahren Begeisterung vorgegangen. Zunächst decretirten Senat und Abgeordnetenhaus den 14. Juli als gesetzlichen Festtag ganz wie der Sonntag Pfingsten, wie Weihnachten und Ostern; darauf wurden bedeutende Credite zur Abhaltung der Feier bewilligt. Nicht nur in Paris, nicht blos in den bedeutendsten Provinzstädten, auch in kleinen Ortschaften arbeiteten die Gemeindevorstände und die ad hoc gewählten Comités an den Vorbereitungen, welche übrigens in mancher Hinsicht an die Vorkehrungen erinnerten, welche sonst für die Feier des 15. Aug., des Napoleonstages, getroffen wurden. In Paris jedoch sollte eine großartige militärische Feier den Mittel- und Glanzpunkt des

Festes bilden, die Vertheilung neuer Fahnen an sämmtliche Regimenter, deren Standarten seit 1871 nicht mehr vorhanden und auch nicht ersetzt worden waren. Der Kriegsminister Farre, der einen sehr großen republikanischen Eifer an den Tag legte, beorderte Deputationen sämmtlicher Regimenter nach Paris und sorgte dafür, daß die „Fahnenübergabe" mit einem Gepränge vor sich gehe, welches auf sämmtliche Anwesende einen tiefen Eindruck hervorrufen mußte. Sanguiniker wollten in dieser Ceremonie sogar den Schlußstein der militärischen Reorganisation erblicken und glaubten wol das Wort Leboeuf's wiederholen zu dürfen, daß dem französischen Kriegsheere kein „Gamaschenknopf" fehle.

Einen Monat vor dem 14. Juli bildete das Nationalfest factisch das einzige, sagen wir das hauptsächliche Thema, womit sich die Pariser beschäftigten. Die Liebe zur Republik, der Kunstsinn, der sich bei einem solchen Anlaß offenbaren durfte, und bei den Geschäftsleuten die Aussicht auf fremden Besuch und namhaften Geldumsatz trugen viel dazu bei, die Stimmung der Bevölkerung zu heben und das Interesse für den Julitag zu mehren. Abgesehen von dem officiellen, ungemein weitläufigen Programm, welches in riesigen Plakaten an den Straßenecken angeschlagen wurde, erließen die Maires und die Comités, welche sich in den verschiedenen Vierteln gebildet hatten, Aufrufe zur Ausschmückung der Straßen, zum Bewimpeln und zur Illumination der Gebäude und Veranstaltung besonderer Festlichkeiten, namentlich der Bälle im Freien, worin die einzelnen Quartiere miteinander wetteiferten. In der That bot Paris am Vorabend des großen Tages einen fröhlichen und grandiosen Anblick. Die Decoration war feenhaft. Während die großen Verkehrsadern nach dem officiellen Plan und nach der herkömmlichen Verschönerungsschablone geschmückt worden waren, boten die gewerb- und volkreichen Straßen des Fabrikantenviertels Marais und Faubourg St.-Martin und die Vorstädte ein buntes und ungemein pittoreskes Bild der Vielseitigkeit und des ansprechenden Wesens, womit der behende Privatgeschmack des Pariser aus den Volksschichten sich geltend macht. Da verdeckten vielfarbige Fahnen die rußigen Wände des Hauses, Triumphbogen aus Laub und Reisig erhoben sich aller hundert Schritte, sinnreiche Inschriften in Prosa und Versen wechselten ab und an der Kreuzung der Straßen wurden Tanzböden errichtet. Inmitten dieser Vorbereitungen ertönten Böllerschüsse, Raketen, Pistolen- und Flintensalven. Hat doch schon vor 300 Jahren, zur Zeit der heiligen Liga, der pariser Bürger seine lustige Stimmung, seine Freude am liebsten geäußert, indem er dem Pulver das Wort gab. Schmetternde Hörner und frohe Lieder ertönten dazwischen und übertrumpften das Getöse der Hämmer und andern Werkzeuge, welche die Festgerüste zimmerten. Das Wetter begünstigte den glühenden, sonnenhellen Julitag, und somit mußte die Feier, welcher außer den 2 Mill. Parisern 2—300000 zugereiste Fremde beiwohnten, eine höchst gelungene sein.

Die Amnestie war eben zu Stande gekommen und am Morgen des 14. Juli hatte sich Rochefort mit seinen Leidensgenossen Courbet und Olivier Pain angekündigt. Eine unabsehbare Volksmenge fand sich am Bahnhof der Lyoner Compagnie ein und begrüßte die Ankommenden aufs wärmste. Der Wagen Rochefort's wäre ohne die Opposition des Laternenmannes, der nicht gern ins Lächerliche

hinüberspielt, beinahe ausgespannt worden. Bei dem Anblick der Volksmenge, die ihn umflutete, bei dem ungeheuern Absatz, den die erste Nummer des „Intransigent" fand, drängte sich so manchem das Gefühl auf, die Amnestie hätte einer neuen Revolution, einer Zukunftscommune Thor und Thür geöffnet.

Auf diese ängstlichen Gemüther mußte dagegen die stramme Haltung der Regimenter Eindruck machen, welche in Longchamps aus den Händen Grévy's, der eine sehr ernste und lapidarische Ansprache hielt, die Fahnen erhielten. Das waren die erhebenden Momente der ersten Nationalfeier. Das übrige war Spaziergang, Gesang, fröhliches Zechen, unermüdlicher Tanz, der bis in den nächsten Tag hineindauerte.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

24. Juli 1886.

Der Deutsche Reichstag ist am 26. Juni geschlossen worden: an diesem Tage wurde der Branntweinsteuerentwurf in zweiter Berathung begraben, während die allgemeine Rechnung über den Reichshaushaltsetat und die Uebereinkunft mit England zum Schutze der Rechte an Werken der Literatur und Kunst genehmigt wurde. Eine kurze Debatte knüpfte sich an die von der preußischen Regierung nach §. 23 des Socialistengesetzes getroffenen Anordnungen: Verhängung des kleinen Belagerungszustandes in Spremberg und Beschränkung des Versammlungsrechtes in Berlin. Singer führte aus, daß die Tumulte in Spremberg nicht Folgen irgendwelcher socialdemokratischen Agitation und daß die Aufreizung von der Polizei ausgegangen sei. Alle Maßregeln der Regierung würden nur dazu dienen, die Reihen der Socialdemokraten zu verstärken. Staatssecretär von Bötticher suchte den Gegenbeweis zu führen, daß die ganze Bewegung in Spremberg einen socialdemokratischen Charakter habe. Richter benutzte den Vorfall zu Angriffen auf das Regierungssystem des Fürsten Bismarck, welches die Socialdemokratie befördere. Er griff besonders die Aenderung in Bezug auf das Versammlungsrecht in Berlin an: hier habe das Socialistengesetz zu einer Beschränkung des Coalitionsrechtes geführt, was eine ungeheuere Erbitterung erzeugen müsse. Durch solche Maßnahmen werde der Socialismus künstlich genährt und großgezogen. Noch sprachen die Socialdemokraten Frohme und Hasenclever: der letztere so herausfordernd, daß er sich einen Ordnungsruf zuzog.

Die Beerdigung des Entwurfes über die Besteuerung des Branntweins fand nicht statt, ohne daß einzelne Leidtragende wenigstens die leise Hoffnung auf eine Wiederauferstehung, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, aussprachen. Finanzminister von Scholz räumte ja ein, daß mit der Ablehnung dieser Vorlage wol auch diejenige einer zweiten verbunden sei, über welche sich die verbündeten Regierungen verständigt hätten: dennoch gab er sich der Hoffnung hin, daß die jetzt geleistete Arbeit keine durchaus verlorene sein werde, daß man auf der schwierigen Bahn der Steuerreform doch wieder einen Schritt vorwärts gekommen sei: drei große Parteien des Hauses hätten sich darüber geeinigt, nicht nur daß die Einnahmen des Reiches und der Staaten vermehrt werden müßten, nicht nur daß der Branntwein ein geeignetes Steuerobject sei, sondern auch daß für das Bedürfniß nach Vermehrung jener Einnahmen durch eine Verbrauchsabgabe auf den Branntwein neben der Maischraumsteuer Abhülfe zu schaffen sei, wenngleich über die Art und Weise der Erhebung dieser Verbrauchsabgabe eine sehr bedeutende Differenz bestände. Abgeordneter Rickert warf in die Debatte ein neues Streitobject: die Regierung beabsichtige, mit dem Ertrag der Steuer die Gehälter der Offiziere und Beamten zu erhöhen. Finanzminister von Scholz wies auf die anerkannte Nothwendigkeit solcher Erhöhung hin, für die aber von 300 Mill.

nicht einmal 30 in Anspruch genommen würden. Der Abgeordnete Kayser knüpfte daran die Bemerkung, man solle lieber die Gehälter der Briefträger als die der Präsidenten und Geheimräthe erhöhen. Windthorst klagte über die Höhe des Militäretats, der keine Steigerung mehr zulasse. Herr von Hellwald kam auf das Monopol zurück, welches allein die Durchführung einer zweckmäßigen Consumsteuer möglich mache. Buhl sprach im Namen seiner Partei für das System der Lagerhäuser und eine facultative Fabrikatsteuer. „Der Rest war Schweigen" — die einzelnen Paragraphen des Gesetzes wurden einstimmig abgelehnt.

Das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigte sich in seinen letzten Sitzungen mit der Nothstandsvorlage betreffs der Weichsel, mit den Ueberschwemmungen der Oder und im Eichsfelde, mit den Abänderungen der Kirchengemeinde- und Synodalordnung. Bei der Kreis- und Provinzialordnung für Westfalen hatte das Herrenhaus für §. 27 eine andere Fassung beschlossen: das Abgeordnetenhaus stimmte bei und ignorirte einen aus der Mitte des Centrums hervorgegangenen Antrag, jenen Paragraphen, der von der Art der Ernennung der Amtmänner handelt, nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses wiederherzustellen: sonst wäre das Gesetz in dieser Session nicht zu Stande gekommen. Ein großer Theil der Angelegenheiten, über welche das Abgeordnetenhaus berieth, hatte nur eine provinzielle Bedeutung. Am 30. Juni wurden die beiden Häuser des preußischen Landtags in einer gemeinsamen Sitzung geschlossen.

In Baiern entwickeln sich die Angelegenheiten weniger stürmisch, als man nach den heftigen Angriffen der Ultramontanen auf das Ministerium Lutz hätte erwarten sollen. Am 26. Juni fand in der bairischen Abgeordnetenkammer die große Debatte über das Regentschaftsgesetz statt. Der klerikale Abgeordnete Born berichtete über die Verhinderung des Königs Ludwig und des Königs Otto: er gab eine ziemlich pikante Blumenlese aus den letzten Lebensjahren des verstorbenen Fürsten; Abgeordneter Stamminger fuhr mit dieser psychischen Section fort, griff aber die Minister heftig an, daß sie mit einem irrsinnigen König regiert hätten: besser wäre es gewesen, den Weg der Abdankung zu betreten. Er hob hervor, der böse Dämon des Königs sei Richard Wagner gewesen. Ministerpräsident von Lutz, der schon vor Stamminger's Rede die Vorstellungsschreiben der Minister über die Situation der Cabinetskasse erwähnt hatte, erklärte ausdrücklich, daß ihm bis in die allerneueste Zeit nichts von alledem bekannt gewesen, was über die Briefe des Königs an seine Cabinetssecretäre, Hallucinationen, Einsperren, Mishandeln jetzt mitgetheilt worden. Erst als von Gudden ausdrücklich erklärt hatte, der König sei verrückt, habe sich die Situation geändert. Was Lutz über die Schwierigkeit derselben und zu seiner Vertheidigung sagt, wird gewiß allgemeine Zustimmung finden: es war warm empfunden und logisch begründet. Als Abgeordneter Walter gegen das Ministerium schwere Anklagen erhoben hatte, sprach von Stauffenberg unter lebhaftem Beifall gegen ihn und für die Pflicht, alles zu vermeiden, was zur Beunruhigung führt. Die Vorlage, betreffend die Regentschaft, wurde mit sämmtlichen 151 Stimmen angenommen. Neuerdings hat das Ministerium seine Entlassung eingereicht: diese ist aber vom Prinz-Regenten nicht angenommen worden. Die Klerikalen haben mit ihrem Ansturm zunächst einen Miserfolg errungen.

Der Kampf zwischen Königthum und Republik wird in Frankreich jetzt mit Erbitterung geführt; allerdings mit ungleichen Waffen; denn das Königthum besitzt nur Anweisungen auf die Zukunft, die Republik die ganze Macht der Gegenwart. Frankreich ist schon lange nicht mehr eine nur auf dem Papier stehende Republik, auch nicht mehr die Opportunitätsrepublik des Herrn Thiers, der aus der Zwickmühle der drei monarchischen Parteien sich in den Nothhafen der Republik

flüchtete und sie als eine provisorische Zwischenstation betrachtete: die republikanische Gesinnung hat in Frankreich entschieden große Fortschritte gemacht, trotz der geringen Erfolge der auswärtigen Politik, welche den Staat nicht mehr mit dem Nimbus einer tonangebenden Großmacht zu bekleiden vermochte; die Verwaltung und besonders das Heer sind republikanisirt und die Zahl der frondirenden monarchischen Offiziere schwindet immer mehr zusammen; auch dürften sie bei einer Auflehnung gegen die bestehende Regierung bei den Soldaten auf keine Heeresfolge rechnen dürfen. Schwebt ein Krieg mit Frankreich immer als eine dunkle, wenn auch zunächst nur leise sich abzeichnende Wolke am Horizont der deutschen Politik: so scheint, wie auch schon der Fürst-Reichskanzler angedeutet hat, diese Wolke immer festere Umrisse zu gewinnen und droht, sich später einmal über Deutschland mit dem Blitz und Donner der revolutionären Ideen zu entladen.

Es war unklug vom Grafen von Paris, diese republikanische Gesinnung zu reizen, indem er gleichsam einen monarchischen Hof hielt und die Verbindungen seines Hauses mit auswärtigen Fürsten in herausfordernder Weise hervorhob. Der zögernde Senat, dessen Commission anfangs gegen die Ausweisung der Prinzen gestimmt hatte, ließ sich durch den Präsidenten des Cabinets für diese Maßregel gewinnen, und am 22. Juni konnte der Ausweisungsbeschluß publicirt werden: der Graf von Paris begab sich nach England: Jérôme Bonaparte und sein Sohn Victor, von denen bekanntlich jeder den Präsidenten auf eigene Rechnung spielt, schlugen getrennte Wege ein; der erstere ging nach Genf, der zweite nach Brüssel.

Wenn man darüber noch Zweifel hegte, ob die Maßregel der französischen Regierung eine gerechtfertigte war: so thaten die Prinzen selbst das Ihrige, um diese Zweifel zu beseitigen. Besonders der Graf von Paris hat in durchaus unzweideutiger Weise seine Ansprüche auf den Thron Frankreichs geltend gemacht und den Trumpf des Prätendententhums jetzt rückhaltslos ausgespielt. Natürlich, ohne Programm kein Prätendent; und so hat denn auch der „Chef des Hauses Frankreich" den Franzosen einen flüchtigen Blick auf die glänzende Zukunft verstattet, mit welcher er bei seiner gehofften Rückkehr das Land beglücken wird: eine allen zugängliche, über allen Parteien stehende Regierung als Stütze der demokratischen Gesellschaft, eine Regierung, deren Beständigkeit für Europa die Bürgschaft dauernden Friedens sein werde. Es ist zu bezweifeln, ob man in Europa, nach den Erfahrungen des letzten Jahrhunderts, an die Beständigkeit einer französischen Regierung glauben dürfte; jedenfalls lautet das Programm des Grafen von Paris wesentlich anders als dasjenige des Grafen von Chambord: der Enkel Ludwig Philipp's weiß der Zeit Rechnung zu tragen, den Demokraten, den modernen Principien Zugeständnisse zu machen. Die Napoleoniden dagegen berufen sich auf die Plebiscite der Zukunft, auf den Willen des souveränen Volkes, der freilich wie der Mohr Fiesco's „wieder gehen" soll, wenn er seine Arbeit gethan hat. Das Programm des Grafen Chambord war ein monarchisches und stand im vollsten Gegensatz zu der jetzt herrschenden Staatsweisheit. Die Programme der Orléans und Bonaparte kokettiren mit der Demokratie — und da ziehen die Franzosen denn doch die selbständige Demokratie vor, die sich in republikanischen Formen bewegt. Ohne Frage sind die besitzenden Klassen mistrauisch gegen die Ueberflutung mit radicalen Grundsätzen, die immer mehr in die Regierungskreise einbricht, und würden den Halt gern sehen, den ihnen eine Dynastie Orléans gewährt, die ja selbst durch ihren Reichthum und ihre glücklichen Geldspeculationen mit den großen Finanzmächten auf Einer Linie steht.

Wie der Graf von Paris, ist jetzt auch der Herzog von Aumale ausgewiesen worden. Man hatte ihn aus der Armeeliste gestrichen: er hatte infolge dessen einen Brief an den Präsidenten Grévy geschrieben, in welchem er behauptet, daß die Macht des Präsidenten sich nicht auf die militärischen Grade erstrecke. Der ganze Charakter des Briefes ist derjenige einer hochverrätherischen Auflehnung

gegen die höchste Staatsgewalt, welche die Generale zu ernennen und Krieg und Frieden zu erklären hat, wozu sie allerdings genöthigt ist, wenn Senat und Deputirtenkammer es einstimmig verlangen. Die Orléans werfen jetzt die Maske ab, die sie lange Zeit getragen: sie beeilen sich, der Regierung vor ganz Europa recht zu geben. Als im Senat die militärischen Grade für unanfechtbar erklärt wurden, indem nur kriegsgerichtliche Entscheidung sie fortdecretiren könne, stimmte Boulanger dieser Ansicht bei, indem er mit schneidendem Sarkasmus hinzufügte, diese Grade müßten aber regelmäßig erworben sein: er wies darauf hin, daß sie in rascher Folge dem Herzog nur als einem Prinzen des königlichen Hauses verliehen worden. Senat und Deputirtenkammer billigten die Ausweisung des Herzogs von Aumale: er gehörte allerdings zu denjenigen Mitgliedern regierender Häuser, welche nach dem neuen Gesetz in Frankreich unangefochten bleiben durften, wenn sie die Gesetze der Republik nicht verletzten. Dies hat der Herzog von Aumale unzweifelhaft durch seinen Brief an Grévy gethan, sodaß die Ausweisung durchaus gerechtfertigt erscheint. Der Appell des Herzogs an die Offiziere wird spurlos verhallen.

In immer schärfer hervortretenden Umrissen zeichnet sich das Bild des Kriegsministers Boulanger ab: er ist ein radicaler Hitzkopf, aber von scharf durchgreifender Energie. Wo es noththut, weiß er wieder einzulenken: so in der Affaire mit dem sehr beliebten General Saussier, welcher ohne Ermächtigung des Kriegsministers einen Brief veröffentlicht hatte, in welchem er die unter ihm stehenden Offiziere gegen schwere Beleidigungen seitens der pariser Blätter vertheidigte. Boulanger, eifersüchtig auf seine Machtstellung, verlangte, daß Saussier seines Commandos enthoben wurde. Der Ministerrath gab indessen nicht seine Zustimmung. Boulanger enthob darauf den Generalstabschef Saussier's seines Postens; worauf dieser seine Entlassung einreichte, welche der Ministerrath einstimmig ablehnte. Bei der großen Revue am Tage des Nationalfestes ritt Saussier an Boulanger's Seite, ein Zeichen, daß die beiden Kriegsmänner sich wieder ausgesöhnt hatten: Boulanger, auf seinem feurigen Rappen die Revue abnehmend, bei der auch einzelne Tongking-Regimenter defilirten, war der Held des Tages und erhielt auch bald darauf von Grévy das Großoffizierkreuz der Ehrenlegion.

Das Ministerium Gladstone in England ist durch die neuen Parlamentswahlen zu Fall gekommen und wird durch ein Ministerium Salisbury abgelöst werden. Mochte sich der Premier anfangs der Hoffnung hingeben, durch die Wahlen in den Landbezirken würde der Vorsprung wieder eingeholt werden, den die Gegner in den Städten und bei den sogenannten sichern Candidaturen, wo die Candidaten nur nominirt zu werden pflegen, gewonnen hatten: diese Hoffnung auf die durch Gladstone's Wahlreform gewonnenen Bezirke wurde ebenfalls getäuscht: nur 191 Gladstonianer gingen aus der Wahlurne hervor und 86 Parnelliten: damit war das Schicksal der Home-Rule-Bill von Haus aus entschieden. Die Tories haben zwar in dem neuen Parlament auch nicht die ausschlaggebende Mehrheit, aber die Liberalen, die Gladstone's Führung abtrünnig geworden sind, werden sich ihnen anschließen. Als das Parlament am 26. Juni aufgelöst wurde, da hoffte Gladstone noch durch einen neuen Appell an das Volk den Sieg gewinnen zu können. Darin sieht er sich jetzt gänzlich getäuscht: mit der Home-Rule-Bill fällt auch diejenige über die Auskaufung der irischen Landlords. Der greise Minister war nicht müßig in der Zwischenzeit; er hat in die Wahlbewegung oft mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit eingegriffen, und diese hat Triumphe gefeiert, welche seine Hoffnungen auf eine ihm zuströmende Parlamentsmehrheit verstärken mochten! Es war ein Gedankengang, der alle seine Reden beherrschte: er erklärte, alles was Rang, gesellschaftliche Stellung und Reichthum besitze, sei gegen ihn; doch die herrschenden Klassen hätten sich ebenso gegen alle

großen Reformen gesträubt, von der Katholikenemancipation und der ersten Wahlreform an, ohne sie doch verhindern zu können. In Liverpool sagte er, die Massen hätten stets über die Klassen gesiegt, wenn es sich um Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit gehandelt habe, und so werde es auch diesmal wieder sein. In andern Ländern würde man einen Redner, der solche Gesichtspunkte herauskehrt, für einen staatsgefährlichen Demagogen halten: in England darf der Premierminister sich in solcher Weise aussprechen.

Offenbar trugen Gladstone's irische Reformpläne das Gepräge eines großen Stils: aus dem Bankrott sowol aller halben wie aller gewaltsamen Maßregeln Irland gegenüber hervorgegangen, suchten sie in einer Art von Personalunion ein lockeres, aber freundschaftliches Band. Gegen diesen Angriff auf die Staatseinheit setzte sich der britische Stolz zur Wehr; Gladstone unterlag. Damit ist aber die irische Frage wieder in aller Schärfe aufgetaucht, ungelöst und der Lösung spottend. Die bereits hoffnungstrunkene Schar der Parnelliten wird sich nicht nur von neuen halben Lösungsversuchen trotzig und feindlich abwenden; die Bewegung in Irland selbst, die sie daniedergehalten, wird wieder mit früherer Heftigkeit zum Ausbruch kommen, alle Zugeständnisse der Gemäßigten, mit denen sie nichts erreicht, werden ihnen jetzt von den hinter ihnen stehenden Revolutionären ins große Schuldbuch geschrieben. Das Cabinet Salisbury hat allerdings auch früher mit den Parnelliten verhandelt und wird jetzt diese Verhandlungen wieder aufnehmen müssen: was aber kann es den Iren bieten, gegenüber den großen, durchgreifenden, allgemeinen Reformen, welche der greise Staatsmann ins Werk setzen wollte, Reformen, die in ihrer Tragweite dem ganzen Volk verständlich waren. Größere Zugeständnisse an Irland sind auch nach der Niederlage Gladstone's, nachdem diese tiefgehenden Fragen einmal aufgewühlt worden sind, unvermeidlich; auch Salisbury wird nicht wie früher nur an Zwangsmaßregeln und Beförderung der Auswanderung denken dürfen: auf seinem Programm wird unfehlbar eine größere Selbstverwaltung Irlands stehen, jedenfalls aber mit localen Beschränkungen und nicht entfernt an die Bedeutung eines irischen Parlaments heranreichend. Die Whigs unter Lord Hartingdon, auf die das neue Cabinet zählen muß, werden die Tories jedenfalls weiter nach vorwärts drängen, als die eigenen Grundsätze der letztern es ihnen sonst gestatten würden; aber der Unfriede zwischen den beiden Ländern wird von neuem ausbrechen, wenn nicht Vorgänge auf dem Gebiet der europäischen Politik allzu eindringlich zum Frieden mahnen.

In der That ist die orientalische Frage, die durch die Eintracht der Cabinete zur Ruhe gebracht zu sein schien, keineswegs aus der Welt geschafft, oder auch nur bis auf weiteres vertagt: die Unzufriedenheit Rußlands über die Gestaltung der Zustände auf der Balkanhalbinsel läßt Europa nicht zur Ruhe kommen. Diese Unzufriedenheit äußerte sich zunächst nur in den heftigsten Ausbrüchen der Presse gegenüber dem bulgarischen Fürsten: neuerdings aber sind auch genug Symptome hervorgetreten, welche beweisen, daß die russische Regierung selbst die Zeit für gekommen erachtet, auf der Balkanhalbinsel wieder ein entscheidendes Wort zu sprechen. Daß man in Bukarest über einen eventuellen Durchmarsch russischer Truppen durch Rumänien verhandelt habe, ist zwar von der officiellen Presse dieses Staates abgeleugnet worden. Doch wird von anderer Seite die Nachricht aufrecht erhalten, und es ist schon bezeichnend genug für die politische Situation, daß sie überhaupt in Curs gesetzt werden und Glauben finden konnte. Der offenkundige Bruch des Berliner Vertrages aber, der darin lag, daß die Freihafenstellung von Batum, die in ihm festgesetzt worden, von Rußland aufgehoben und diese mit wenig stichhaltigen Gründen gerechtfertigte Aufhebung aller Welt verkündet wurde, trägt doch einen entschieden aggressiven Charakter, rüttelt an den völkerrechtlichen Grundlagen des europäischen Ostens und wird England

jedenfalls zu einem Gegenzug bestimmen, der auch andere Paragraphen des Berliner Vertrages in Frage stellen dürfte.

Man darf es den Russen nicht verübeln, wenn sie in höchster Misstimmung über die Vorgänge in Bulgarien sind. Mit großen Opfern an Blut und Geld ist auf der Balkanhalbinsel im letzten Russisch-Türkischen Kriege von Rußland ein Statusquo geschaffen worden, dessen ursprünglich in Aussicht genommene Gestaltung schon durch die Zugeständnisse an die europäischen Mächte und den Berliner Frieden wesentlich verkümmert wurde; aber auch dies „Stückwerk", das von den kühnen Festsetzungen des Friedens von San-Stefano übriggeblieben, droht jetzt zu zerfallen, die Balkanhalbinsel sich gänzlich der russischen Machtspäre zu entziehen. Serbien ist im Fahrwasser Oesterreichs und Bulgarien hat für Rußland nichts als leere Phrasen einer dankbaren Gesinnung, während der Fürst gegen die Bestimmungen des Berliner Friedens eine Union Bulgariens und Ostrumeliens anstrebt und dabei mehr nach Konstantinopel sieht als nach Petersburg.

Am 14. Juni ist die bulgarische Nationalversammlung eröffnet worden: der Fürst sprach in seiner Thronrede seine Freude darüber aus, daß die Union Nord- und Südbulgariens eine vollendete Thatsache sei. Handelte es sich blos um die zugestandene Personalunion, so war der Triumph kein allzu großer, und gerade die russischen Agitatoren arbeiten ja auf einen bulgarischen Einheitsstaat hin: natürlich ohne Prinz Battenberg, der für ein unbequemes Werkzeug in der Hand einer feindseligen Politik gilt. Doch abgesehen von der Personalunion hat ja Fürst Alexander einen entscheidenden Schritt für die Vereinigung beider Staaten gethan, indem er eine gemeinsame Nationalversammlung nach Sofia einberief. Dazu war ihm noch kein Recht gegeben, und die Pforte selbst mußte, auf russisches Andringen, den Fürsten zur Verantwortung ziehen. Dieser erklärte indeß: er habe die Beschlüsse der Botschafterconferenz in Konstantinopel den gemeinsam versammelten Vertretern Nord- und Südbulgariens vorlegen müssen; so wären nur aus Opportunitätsrücksichten zwei Versammlungen in eine verwandelt worden.

Während die türkisch-bulgarische Commission mit der Revision des ostrumelischen Statuts noch immer nicht begonnen hat, ist Fürst Alexander unermüdlich daran, die beiden Staaten durch gleichartige innere Organisationen miteinander zu verschmelzen. So gewinnt die Personalunion eine über die Personenfrage hinausgehende Bedeutung. In Philippopel wird eine Filiale der bulgarischen Nationalbank in Sofia angelegt; das Gerichtswesen in Rumelien reformirt; es werden 27 Gerichte erster Instanz in den einzelnen Bezirken, 6 Gerichtshöfe in den Hauptorten der Departements und ein Appellhof in Philippopel errichtet. Der Rückstand des Grundzinses von Ostrumelien, nachdem der geforderte Credit in der Nationalversammlung in Sofia berathen und bewilligt worden, soll an die Pforte alsbald bezahlt, wie auch alle übrigen Finanzfragen mit Delegirten von Konstantinopel bald geregelt werden. Fürst Alexander bietet alles auf, sich mit der Pforte auf guten Fuß zu stellen, und diese drückt ein Auge zu gegenüber all den Neuerungen, welche sich mit den Bedingungen des Berliner Friedens und den Beschlüssen der Botschafterconferenz nicht leicht in Einklang bringen lassen. Die Freundschaft mit Rußland erscheint der Türkei von zweifelhaftem Werth: die Verhandlungen in Livadia haben nicht zu dem in Petersburg gewünschten Resultat geführt. Soweit die Anforderungen der russischen Regierung, den Fürsten Alexander zur Ordnung zu rufen, sich auf internationale Abmachungen stützen, kommt die Pforte ihnen wol nach, aber mit geringer Energie und ohne nachhaltige Ausdauer. Die Gegengründe, welche der Bulgarenfürst vorbringt, finden, so wenig stichhaltig sie sein mögen, bei der Pforte ein geneigtes Ohr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Clavela.

Novelle

von

Clara Biller.

I.

Durch ein grünes Thal Asturiens wandern in den ersten Septembertagen 1872 zwei sehr ungleiche Gestalten: ein sorgenbedrücktes Bauerweib und ein frischer junger Mann.

Sie ist dunkel und dürftig gekleidet. Im Gehen betet sie den Rosenkranz, halb aus Gewohnheit, halb weil ihr der Fremde unheimlich ist, der sich ihr in Mieres angeschlossen hat. Mit ihren schwarzen, immer noch funkelnden Augen schielt sie mistrauisch nach ihm hin, wenn er plötzlich stehen bleibt, ein Auge zukneift, mit dem andern starr vor sich hinsieht und dann in jauchzende Laute ausbricht, die sie nicht versteht.

Ihr Begleiter ist ein junger Maler aus Berlin, seinen zahlreichen Freunden unter dem Namen „der rothe Wolf" bekannt. Das Haar hat sich längst gebräunt, der Name ist ihm von der Schule geblieben. Er ist zweiundzwanzigjährig, schlank gewachsen und hat die helle Hautfarbe, das Erbtheil der Rothen, welche spanische Frauen entzückt. Die Augen sind braun und können so treuherzig blicken, daß selbst der Vormund — von der Mutter gar nicht zu reden — ihm die dummen Streiche immer verzieh, ohne die der Künstler einmal nicht mündig wird. Der Vormund rechnet zu Wolf's dummen Streichen auch diese Studienreise durch Spanien, das wieder einmal an allen vier Ecken brennt. Den alten Thron der spanischen Bourbonen, durch eine Revolution umgestürzt, hat „ein Fremder, Don Amadeo", wie er im Lande mit verächtlichem Zucken um den Mund genannt wird, eingenommen. Karlisten, Alfonsisten und Republikaner stehen ihm gegenüber, um nach seinem Fall sich die Herrschaft untereinander streitig zu machen.

Das gebirgige Asturien, zum Guerrillakriege wie geschaffen, gehört zu den Provinzen, auf die Don Carlos, der dritte Carlos jener bekannten Prätendentenlinie, seine Hoffnungen gesetzt hat. Unterstützt von einem großen Theile des Klerus, der von ihm die Wiederherstellung der Kirche in alter Glorie erwartet, sammelt er hier in versteckten Thälern seine Anhänger, um sie unter Lizaraga den regulären Truppen, welche die Regierung von Madrid vertreten, entgegenzustellen.

Wolf kümmert sich wenig um die Politik. Er reist auch nach keinem bestimmten Plan und läßt sich vom Zufall und der Künstlerlaune führen. In der Ebene von Leon hätte er sich beinahe das Fieber geholt, das in einer sumpfigen Gegend während der Augusthitze ausgebrochen war. Da fiel ihm glücklicherweise ein, sich in den Bergen des benachbarten Asturien zu erfrischen. Bald die Post benutzend, bald zu Fuß wandernd, war er gerade zum Jahrmarkt in Mieres eingetroffen. Ein Gasthaus gab's dort nicht; doch gestattete der Hufschmidt, daß gegen eine kleine Vergütung Fremde an seinem Herd brieten oder kochten, was sie Eßbares in der Nähe auftreiben konnten. Am Herdfeuer machte Wolf auch die Bekanntschaft der Bäuerin. Sie hieß Gontroda Trelles und war ein paar Stunden von Mieres, in Covadonga, zu Hause.

Covadonga? Wolf sieht in seinem Handbuch nach und erfährt, daß sich das Grab des großen Gothenkönigs Pelayo dort befindet. Pelayo, der spanische Leonidas, hat lange vor den katholischen Königen, Ferdinand und Isabella, das Land schon einmal von den Mauren befreit. Sein Grab reizt Wolf. Gontroda weiß von dem Helden nichts, dagegen erzählt sie viel von dem wunderthätigen Marienbilde, dessen Fest am 8. Sept. begangen werde. Der Jungfrau von Covadonga ist eine eigene Kirche erbaut und zu ihrem Hofstaat gehören zwölf Priester, welche nichts thun, als ihr zu Ehren Messe lesen. Die Häuser um Covadonga stehen alle im Zusammenhang mit der heiligen Frau und ihrem Hofstaat. Gontroda ist die Wäscherin der geistlichen Herren. Das Marienbild ist für sie das Wichtigste, was es in ganz Spanien gibt. Und außer Spanien existirt für sie nur die Havana, wohin jeder auswandert, der's daheim zu nichts bringt. Ihr eigener Mann war einst auch dorthin übers Meer gezogen und — verschollen.

Für Wolf hat das bevorstehende Namensfest der Heiligen als Sittenbild eine fast ebenso starke Anziehungskraft wie das Heldengrab. Er fragt Gontroda, ob sie ihn für ein paar Nächte beherbergen könne.

„Wenn's der Felipe zufrieden ist . . . meinetwegen!"

Felipe ist ihr Sohn. Wolf verspricht, sich diesem zu unterwerfen, und so machen sie sich zusammen auf den Weg.

Gesprächig sind beide nicht und wechseln wenig Worte. Nur als sie nach ein paar Stunden des ansteigenden Weges sich ausruhen und Wolf, dessen Lunge vom Steigen nichts merkt, zu singen anfängt, beginnt Gontroda zu reden. Sie hat nur ein Thema . . . jede Mutter eines Sohnes hat dasselbe.

„Voriges Jahr, wenn mein Felipe von der Arbeit kam, sang er gerade wie Ihr, Herr . . . accurat so eine helle Stimme."

„Und hat er die Stimme verloren oder das Singen verlernt?"

„Ach, lieber Herr . . . Gott weiß, warum es ihn treffen mußte . . . denn alles hat seine Ursache . . . aber ein Kreuz ist es! Hat man ein Kind einmal großgezogen . . . mit Waschen und Spinnen ist das nicht leicht . . . der Mann will doch auch etwas lernen . . . so meint man, nun sei man über den Berg . . . da kommt die Sorge von einer andern Seite! . . . Und er könnte es so gut haben! Ihm geht nichts ab . . . nichts!"

„Das können Sie nicht wissen, meine beste Señora. Sehen Sie, ich hatte es

gerade so gut wie Ihr Felipe ... es ging mir auch nichts ab. Und doch hörte ich eines Tages auf zu singen und ließ mir Reisegeld geben. Schicken Sie den Felipe auf Reisen ... ein junger Mensch will nicht immer zu Hause sitzen."

Sie versteht mit dem Instinct der Mutter: „Das ist es nicht, Herr, das nicht. Hier, wenn einer jung ist und sich grämt, so ist's um ein Mädel!"

„Aha ... die Liebe! So quält ihn sein Schatz?"

„Ich glaub's wohl! Daß er sie nicht kriegt ... das quält ihn!"

„Sie liebt ihn vielleicht nicht!"

Die Alte fährt auf. „Ich dächte gar ... wird ihn nicht lieben!" ruft sie fast zornig. „Da müssen Sie ihn erst sehen, eh' Sie so etwas sagen! Horchen Sie nur herum ... drüben in der Eisenschmelze von Abarsuza, da wird man Ihnen schon sagen, was mein liebes Kind werth ist. Dort hat er's vom Arbeiter zum Werkmeister gebracht! Aber die Ehre freut ihn nicht, weil er nur an das Mädel denkt. Sprech' ich: «Felipe, geh', es gibt schönere und ebenso brave ... muß ja nicht gerade die sein!...» Spricht er: «Mutter, wir können nicht lieben, wie andere wollen ... die Liebe kommt über den Menschen und er muß sie ertragen.»"

„Nun, wenn sie ihn liebt und er sie, und ist sonst ein tüchtiger Mann ... da müßt's doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sie sich nicht kriegten."

„Etwas ist auch nicht richtig, lieber Herr! Da haben sie uns vor etlichen Monaten einen Fremden als Postmeister in die Gegend geschickt, den Vicente ... der hat sie mit dem bösen Blick angesehen."

„Das Weib ist Zunder, Funke der Mann —
Da bläst der Teufel das Feuer an!"*)

meint Wolf.

„Ja, der Teufel!" ruft sie und schlägt ein Kreuz; „denn ist einer brav und es geht ihm gut, kommt gleich ein Neider und gönnt's ihm nicht! Das Mädel will er ihm abspenstig machen ... und weil mein Felipe nicht zur Messe geht, da hetzt er auch noch die geistlichen Herren gegen ihn! ... Doch wozu schwatz' ich das aus?" setzt sie plötzlich hinzu, als bereue sie, den Fremden in ihrer Betrübniß zum Vertrauten gemacht zu haben.

„Wahrscheinlich, weil Sie voraussetzen, daß ich Ihnen mit meiner Erfahrung nützen kann."

Ihr Kummer läßt sie den Spott nicht merken. „Ach, lieber Herr", fährt sie nach einer kleinen Pause fort, „ich habe immer viel vom Beten gehalten; das gehört sich auch, wenn man die Wäsche unter sich hat, in der sie oben Messe lesen ... und ich dachte immer: wenn man sich auch fürs Gebet nichts kaufen kann, so gibt's doch Frieden. Aber, verzeih mir Gott die Sünde, mein vieles Beten hat meinem einzigen Kinde nicht einmal Frieden geben können!"

„Ist sie denn so sehr schön?" fragt Wolf mit dem heimlichen Wunsch, daß sie in der Nähe wohnen und er sie malen könne.

„Das weiß ich selbst nicht ... braun ist sie ... nicht so arg schön ... aber

---

*) Spanisches Sprichwort.

was nützt das? Wenn es einen treffen soll, daß er ein Mädel lieben muß, so kann sie lahm sein oder pockennarbig . . . für ihn ist sie doch die Schönste."

Und damit fährt sie sich über die Augen und steht auf, um weiter zu gehen. Der Weg wird eine Zeit lang recht steil; er läuft im Zickzack eine Anhöhe hinauf durch dichtes Laubwerk. Die Streifen Himmelsblau, die man durch die Blätter schimmern sieht, werden immer schmaler. Ein kräftiger Geruch von frischgefälltem Holz durchzieht die Luft. Jenseit des Berges kommt ihnen das Rauschen eines Waldbaches entgegen. Das Thal, in das sie hinabsteigen, ist zwar ziemlich schmal, erweitert sich aber bei einer Biegung, und eine üppige grüne Ebene liegt wie in einem Kessel vor ihnen. Schroffe Felsen grenzen sie fast nach allen Seiten hin ab; über diese hinaus ragen die Schneegipfel der Peña de Europa. Aus einer Bergspalte von beträchtlicher Höhe stürzt schäumend die Deva. Unmittelbar darüber liegt auf einem Vorsprung des Felsens die kleine Kirche der heiligen Frau von Covadonga.

Unter ihr, wie sich's gebührt, sieht man aus dem niedern Nadelholz einige rothe Ziegeldächer schimmern, oder es tritt auch da oder dort ein ganzes kleines Haus hervor. Der Himmel ist nicht so klar wie in den südlichen Provinzen. Die feuchten Nebel der nahen Küste ballen sich hier zu Wolken zusammen und erscheinen oft auf den entfernten Bergspitzen wie riesenhafte Vögel, die vom Fluge ruhen. Die Sonne ist im Sinken, sie durchbricht das Grau mit wunderbarem röthlichen Golde.

„Hier wird Halt gemacht, wenn Sie nichts dagegen haben, meine liebste, beste Señora; ja selbst wenn Sie etwas dagegen hätten!" schreit Wolf begeistert, wirft sich ins Gras, richtet die Staffel und präparirt die Palette.

Erstaunt sieht Gontroda eine Weile zu, wie das hübsche Milchgesicht die Gegend beguckt, mit kleinen Pinseln hin- und herfährt und so den Berg zwingt, die Wolken, die Kirche, ja selbst den Pater Ramon, der mit dem Schulzen von Cangas den Berg herunterkommt, sich in einem Stück Leinwand vor ihm zu spiegeln.

Wolf hat sie vergessen. Erst als sie über seine Schulter gebeugt ihn an den Malstock stößt, dreht er sich so rasch nach ihr um, daß sie entsetzt ein paar Schritt zurückfährt.

„Verehrte Mutter Felipe's", bittet er, „stören Sie mich nicht, sondern ziehen Sie sich nun an Ihren Herd zurück und schmoren Sie mir eine riesige Portion Fleisch und Eier in Ihrem vermaledeiten Oel. Adios . . . noch eins . . . wo liegt eigentlich dero Hotel?"

Sie zeigt auf ein kleines Haus am Fuße des Pelayofelsens, ergreift ihren Korb mit Markteinkäufen und macht sich davon.

Mittlerweile sind Pater und Schulze dem Maler nahe gekommen. Wolf, durch die schwindende Beleuchtung zur höchsten Eile gezwungen, beachtet sie nicht. Er setzt schnell noch ein paar Lichter auf, faßt die Skizze an, hält sie auf Armeslänge von sich und tupft mit dem Daumen da und dort auf der frischen Farbe herum. Dann nimmt er sein Malzeug auf und schickt sich eben zum Gehen an, als der Priester, ein leutseliger Vierziger, ihn begrüßt.

Wolf, der nach gethaner Arbeit die Zunge gern in Bewegung setzt, freut sich

der Gesellschaft. Er streckt dem Mann in der Soutane die Hand entgegen, während dieser ihn nach Priesterart fixirt.

„Also unser abgelegenes Thal hat auch einen großen Künstler angezogen? Vielleicht ein frommes Gelübde?" Dabei schielt er nach der Kirche.

Wolf erklärt freimüthig, daß er von der Ortsheiligen nichts gewußt.

„Da Sie nun aber einmal hier sind", meint der andere, der nicht gern eine Gelegenheit vorbeiläßt, der Kirche zu dienen, „werden Sie uns da oben natürlich einen Besuch machen."

„Selbstverständlich", ruft Wolf und nickt dem alten Felsen zu. Er liebt alles, was schön ist, mit oder ohne Heiligenschein.

Der Schulze hat unterdeß schon ein paarmal an die Montera gegriffen — die Mütze von Pelz mit grünem Aufschlag — welche dem asturischen Bauer an den Kopf gewachsen scheint.

„Was nehmen Sie denn für das Abbild von einem Menschen?" redet er jetzt den Maler an, nachdem er ein paar Züge aus seiner kurzen Pfeife gethan.

Wolf mustert ihn. Auf der kräftigen Gestalt sitzt ein Kopf, der Physiognomie hat, eine Art „Richter von Zalamea".

„Wollen Sie denn gemalt werden?"

„Ja", sagt der Schulze bedächtig, „wenn's nicht zu viel kostet."

„Ist das Bild für die Hausfrau oder für einen Schatz . . . denn das muß der Maler vorher wissen!" fragt Wolf.

Der Schulze sieht ihn an, ohne die Miene zu verziehen. „Es ist für die ganze Familie", sagt er, und zum Priester gewendet: „Als ich an St.-Symphorion in Oviedo war zum Begräbniß meines Schwagers selig, da merkt' ich erst, was so ein Bild werth ist. Als sie meiner Schwester den Gestorbenen wegtragen, stellt sie sich vor sein Bild und ruft: «Jetzt bleibt mir immer noch der an der Wand!»"

„Und der hatte keine so harten Fäuste!" bemerkt der Priester. „Indeß Mateos . . . Sie denken doch heut oder morgen noch nicht zu sterben?"

„Wenn die Liberalen einen Christen hängen wollen, so finden sie überall einen Baum, der hoch genug ist. Dem Schulzen von Carasa hat man's auch nicht an der Wiege gesungen, daß ihn Loma's Leute ins Jenseits fördern würden."

„Requiescat . . . der hatte keine Freunde wie Sie, Mateos; jetzt muß man sich auf seine Freunde verlassen können."

„Also, Herr Maler . . . oder wie ist der werthe Name?" beginnt der Schulze wieder.

„Wolf, lobo . . . auch Wölfchen nannte mich die Mama, lobezno."

Die frommen Spanier hätten sich beinahe bekreuzt.

„Sie haben ja aber noch kein Bild von mir gesehen? Wenn Ihnen das Porträt dann nicht gefiele?"

„Wenn einer auf seine Profession reist, da muß er sie doch auch verstehen", bemerkt der Bauer trocken. „Haben Sie Ihr Meisterstück schon gemacht?"

„Und was für eins! Ein Farbenreiber, der die Venus von Milo umstürzt . . . es wäre beinah medaillirt worden."

„Also . . . was kostet ein Bild?"

„Je nachdem, theuer darf's wahrscheinlich nicht sein. Sagen wir also . . . ein Porträt von circa sechzig Centimeter, der Centimeter zu 2 Realen" (1 Real = 20 Pf.).

„Macht 120 Realen", berechnet der Schulze, „nein, das ist mir zu theuer."

„Oho! mein edler Señor! Was glauben Sie denn? Ein Maler von Berlin, beinahe medaillirt . . . und nicht einmal 2 Realen für den Centimeter solcher Waare!"

„Ich möchte da einen Vorschlag machen", sagt Ramon, dem der Maler behagt und der ihn gern zum Bleiben veranlassen wollte, „wie wäre es denn, Mateos, wenn man das Geld ganz aus dem Spiel ließe? Sie laden den Herrn in Ihr Haus und geben ihm Zehrung bis übers Fest. Er sieht sich dabei die Gegend an . . . malt wol noch dies und das . . ."

„Ich bin's zufrieden", meint Wolf, dem der Vorschlag gefällt.

„Von der Montera bis zu den Alpargatas" (Bastsandalen) „will ich gemalt sein . . . Don Ramon ist Zeuge."

„Potz tausend!" schreit Wolf, „Sie sind findig! Wollen Sie aber die Füße ins Bild ziehen, wird der Kopf natürlich klein . . . meine Leinwand gibt's nicht her, selbst wenn ich so ein zehn bis zwanzig Centimeter zugeben wollte."

Der Schulze besinnt sich noch. Daß er kein baares Geld zu zahlen hätte, wär' ihm schon recht. Indeß, rathsam wär's, Wolf vorher essen sehen.

„Wieviel Mahlzeiten verlangen Sie am Tage?" fragt er, um doch eine gewisse Garantie zu haben.

„Neun", sagt Wolf und bemüht sich, ernst zu bleiben, „außer wenn ich Messe höre. Die Kirche liegt hoch; an solchen Tagen kann ich's unter einem Dutzend schon nicht thun."

„Zwölf", schreit der Schulze entsetzt. „Nein, das ist die Malerei nicht werth."

„Aber Mateos!" ruft der Priester lachend, „schauen Sie dem Señor Wolf doch nur in die lustigen Augen! Er hat uns zum besten! Schlagen Sie schnell ein, damit wir das Bild endlich sicher haben."

Die Pfeife ist dem Bauer ausgegangen, und er nimmt die Gelegenheit wahr, während er sie wieder anzündet, sich noch zu besinnen.

„Haben Sie eine Tochter?" fragt Wolf, den die jungen Asturianerinnen auf dem Jahrmarkt entzückt haben.

„O! Und was für eine!" antwortet der Priester.

Der Ton der Stimme scheint Wolf verheißend.

„Wenn ich mit Ihrer Verpflegung zufrieden bin, werde ich Ihnen die Tochter als Zugabemalen."

„Eine Zugabe? Das läßt sich hören. Aber ich will meine Frau als Zugabe."

„Bedauere . . . das darf ich nicht."

„Warum?" fragt Mateos erstaunt.

„Alte Frauen dürfen in der Malerei nicht als Zugabe geliefert werden."

„Weshalb nicht?"

„Das ist gegen den Respect und die Regeln von der Grazie. Das Fräulein Tochter . . . ja ; die Frau Gemahlin . . . darauf muß ich leider verzichten."

„Nun, Mateos, wenn Sie sich noch lange besinnen", ruft der Pater ärgerlich, „werden Sie die einzige Gelegenheit verlieren, Ihr Pergamentgesicht von einem berühmten Maler copiren zu lassen."

Mateos reicht dem Maler seine Hand.

„Acht Tage Zehrung", sagt er, „aber ohne Zugabe."

„Acht Tage Zehrung . . . halt!" schreit Wolf und nimmt seine Hand noch einmal zurück, die er eben in die schwielige des Schulzen legen wollte. „Hochwürden, es ist nur wegen der Fasttage. Malt in Berlin einer ein Porträt, so erhält er stets Dispens vom Fasten. Der Hunger beeinflußt die Aehnlichkeit."

Der Pater lacht, daß ihm die Thränen über die Backen laufen.

„O . . . ihr listiges Ketzervolk", schreit er; „Mateos, geben Sie ihm nur jeden Tag seine gute Portion Braten, sonst wird er eine Vogelscheuche aus Ihnen machen und alles auf die Abstinenz schieben. Unsere Absolution sollen Sie kriegen."

Da wird der Handschlag gegeben. Man steht gerade vor Gontroda's Häuschen. Der Pater, dem die Unterhaltung sehr behagte, hätte den Maler am liebsten gleich zum Abendimbiß mit ins Refectorium genommen. Aber Wolf denkt: „Ein Mann, ein Wort", und mag seinem Versprechen an Gontroda nicht untreu werden. Dagegen verheißt er, sich am nächsten Morgen zeitig zum Frühstück in der Collegiata einzustellen. Der Priester will ihn dann selbst nach dem benachbarten Cangas de Onis führen. Mit lebhaftem Händedruck trennt man sich. Daß Mateos einen finstern Blick auf Gontroda's Haus wirft, entgeht dem Maler.

II.

Gontroda's „Hotel" ist ein kleines Haus von grauem Stein, das sich vor den übrigen durch eine gewisse Regelmäßigkeit auszeichnet. Die granitenen Stufen, die zur Thür führen, sind behauen, und diese selbst von hartem Holz mit bronzenen Nägeln beschlagen. Der Feigenbaum, der das Fenster beschattet und voll reifer Früchte hängt, ist spalierartig an der Mauer gezogen.

Auch das Innere ist behaglich. Die hölzernen Bänke, der Tisch und eine verschließbare Truhe sind solid gearbeitet. Der Kamin raucht nicht, wie der von Mieres. Man hat, den Gast zu ehren, ein paar Körner Weihrauch ins Feuer geworfen. Aber viel angenehmer als der heilige Dampf scheint Wolf der kräftige Brodem, der aus einem Kessel aufsteigt, unter dem die harzigen Scheite knistern.

„Die Aale sind noch nicht gar . . . aber Sie bekommen auch ein Vorgericht", ruft Gontroda ihm vom Herd zu und belegt einen strammen Reisbrei mit Chorizzos, spanischer Wurst.

„Holla! Mütterchen", frohlockt der hungerige Wolf, „Ihnen hat wol die heilige Frau von Covadonga geholfen, daß Sie mir schon mit einem solchen Festschmaus aufwarten können?"

Gontroda schlägt ein Kreuz bei dieser Voraussetzung. „Ich sagte Ihnen doch, daß ich einen Sohn hätte! Er ist heut zeitig von der Schmelze gekommen, und da hat er für seine Mutter das Essen gerichtet. . . . Die Aale, die hab' ich Ihretwegen noch gekocht; heuer gibt's viele. Können Sie auch kochen, junger Herr?"

„Ich? Das fehlte! Wenn sich bei uns ein Mann an den Herd stellt, lacht man ihn aus. Das ist Weiberarbeit, dazu seid Ihr da."

„Das sagen Sie, weil Sie nichts davon verstehen! Denn was man aus Liebe thut, schändet keinen . . . auch einen Mann nicht", schilt die gekränkte Mutter, während sie ein selbstgesponnenes Leinentuch über den Tisch breitet und die Teller setzt.

„Nur nicht bös, Mutterchen", schmeichelt Wolf, der seine Hausfrau vor dem Essen nicht erzürnen mag; „wenn Ihr Sohn den Reis nicht versalzen hat, will ich schwören, daß die Kochkunst auch dem stolzesten Spanier gut steht."

Drauf wirft er sich auf die Bank und schielt neugierig nach der Kammerthür, hinter welcher er den kochverständigen Werther vermuthet. Die Alte soll nicht umsonst seine Herzensgeheimnisse ausgekramt haben, Wolf wird ihn scharf aufs Korn nehmen; seine „Leiden" sollen dem skeptischen Maler Reis und Aale würzen.

Da tritt Felipe ein, und das Werther-Bild zerschmilzt.

Etwa vierundzwanzig Jahre mag er haben, vielleicht auch weniger; spanische Sonne und harte Arbeit reifen zeitig. Er ist groß, breitschulterig und stark gebräunt; ein tüchtiger Arbeiter, mehr noch, ein tüchtiger Mensch scheint er dem prüfenden Maler. Das dunkle Auge blickt ernst, aber zuversichtlich; ein Zug von Energie spielt um die Lippen, wenn er spricht. Das ist keiner, der sich durch eine Kugel aus dem Kampf mit dem Leben fortstiehlt.

Wolf ist aufgesprungen, um ihm die Hand zu schütteln.

„Willkommen in diesem Ihrem Hause!" begrüßt ihn Felipe.

„Sehen Sie, Frau Gontroda!" ruft Wolf, „Ihr Sohn wirft mich nicht hinaus! Nun, ich denke, daß wir zwei uns gut vertragen werden, Señor Trelles!"

„Das kann wol sein", entgegnet Felipe mit der herben Kürze, die dem asturischen Gebirgsbewohner eigen. Darauf verrichtet er zu Wolf's Befriedigung das obligate Tischgebet in drei Worten. Dann legt die Alte jedem Reis und Chorizzos vor; dazu Weißbrot, das dünn aufgestrichen zwischen Weinblättern unter der heißen Asche eben gar geworden. Wolf schmeckt's vortrefflich. Auch den Aalen mit einem Zugericht großer Zwiebeln thut er alle Ehre an. Zum Cider werden Kastanien aufgetragen, die ersten im Jahre, frisch vom Baum geröstet. Sie müssen geschält werden, das läßt Zeit zum Reden.

„Ist es denn wahr?" fragt da Wolf mit seinem nordischen Freimuth, „daß oben in der Collegiata ein ganzes Dutzend kräftiger Männer gefüttert wird, um einem Bilde als Hofstaat zu dienen? Denn für den Bedarf an geistlichem Zuspruch reicht der kleinen Gemeinde doch sicher ein Priester aus."

„Ja, Herr, das ist leider wahr!" entgegnet Felipe. „Gibt's Straßen zu bauen und Forsten in Ordnung zu halten, da fehlt's bei uns an Händen. In der Schmelze von Abarsuza hat man die Hälfte der Arbeiter aus England verschreiben müssen. Wo man die Leute so gut fürs Nichtsthun mästet, wie da oben, da . . ."

„O, Felipe! Du lästerst die heilige Religion!" schreit Gontroda entsetzt; „da kann ich freilich vom Morgen bis zum Abend auf den Knien liegen . . . es hilft dir doch nichts!"

„Hast du schon gehört, daß beim Beten und Messehören etwas herauskommt?"

„So sprichst du, weil du noch bei Kräften bist . . . aber wenn du erst vor der

Himmelspforte stehst ohne Messen und Fasten . . . was willst du thun? Ich wollte, du hörtest auf den Pater Solano!"

„Der Pater Solano . . . hol' ihn dieser und jener! . . . hat's ihr nämlich angethan wie den andern, das müssen Sie wissen, Herr Maler! Der ist wie eine Geisel Gottes unter die faule Heerde in der Collegiata gefahren, seit der Herr Bischof ihn uns aus Oviedo hergeschickt hat. Dem läuft jetzt alles zu . . . die Weiber voran, wie immer, wenn der Teufel predigt."

„Es hat seine Ursach', daß er Don Solano verketzert, er ist so streng sonst nicht!" entschuldigt Gontroda den Sohn, während sie liebevoll nach seiner Hand faßt. „Aber", fügt sie etwas leiser, zum Maler gewendet, hinzu, „ein guter Priester ist Don Solano doch!"

„Ein guter Ingenieur oder ein guter Chemiker, die wären uns nützlicher . . . die müssen wir uns allemal von den Fremden borgen!"

„Sie sind der Priester Freund nicht, wie ich merke", sagt Wolf, „so halten Sie's also mit den Liberalen in Madrid?"

„Uns geht Madrid nichts an, Herr, wir sind Asturianer", ruft Felipe stolz. „Wir wollen unsere alten Privilegien behalten. Wer die beschwört, wird unser Herr . . . mit der Kirche wollen wir dann schon fertig werden."

Wolf gefällt dieser Felipe; in der etwas chauvinistischen Auffassung der Rassen, die er vom Norden mitgebracht und welche der Krieg von 1870 noch verstärkt, glaubt er in allen, die ihm sympathisch sind, einen „germanischen Zug" zu entdecken.

„Bravo, ihr Asturianer!" ruft er, „laßt euch von den Romanen nichts gefallen . . . gebt's ihnen tüchtig, wenn sie euch in euern Rechten schmälern wollen! Ihr seid das schon unserm gemeinsamen Landsmann, dem alten Gothen, Pelayo, schuldig! Hoch euere Privilegien . . . hoch das Vaterland!"

Er hält Felipe sein Glas hin, beide stoßen an.

„Den Boden, auf dem man aufwächst, den liebt man", sagt Felipe, „das muß wol im Menschen stecken. Trotzdem fühlt's unsereiner manchmal wie ein Unglück, in einem Lande zu wohnen, das so arg hinter den andern zurück ist. Wenn man die englischen Arbeiter in der Schmelze reden hört, da erfährt man vieles . . . da sind erstaunliche Kerle darunter, Herr!"

„Es muß ihnen doch gut gefallen, sonst blieben sie daheim", meint Wolf.

„Unser Brot schmeckt ihnen; in England soll's auch für solche knapp sein, die zu arbeiten verstehen. Und ihre Gewohnheiten, die bringen sie mit. Die brauchen unsern Aberglauben nicht, Herr, der niemand satt macht . . . und auch nicht besser!"

„Damit wird's in Spanien nun auch bald anders werden", tröstet Wolf.

„Ich glaub's nicht. Ist einer gar zu lange krank gewesen, fehlt's ihm an Vertrauen, gesund zu werden; so steht's mit uns. Ich kenne viele, die sind gleichgültig geworden. Die fragen nicht mehr: wird eine neue Regierung Spanien helfen? Die fragen nur noch: wo ist Hülfe für mich selbst! Die Arbeit, Herr, das ist die allerschönste Erfindung . . . die hilft über manches weg."

„Ja, eine Arbeit, die man liebt, da bin ich auch dabei!" ruft Wolf feurig. „Mal' ich gerad' ein Bild, das mir so recht ans Herz gewachsen . . . wach' ich

wol in der Nacht auf, stell' mich ans Fenster und schelte mit der Sonne, daß sie nicht aufgeht. So freu' ich mich auch auf den hübschen Kopf, den ich morgen malen werde . . ." Und nun erzählt er, wie der Alcalde von Cangas ihn soeben zu seinem Hofmaler ernannt.

Die Schatten unter Felipe's Augen werden noch etwas dunkler, aber er unterbricht den Redenden nicht.

„Der Schulze soll eine schöne Tochter haben", schließt dieser, „da wird man sich vorsehen müssen."

Gontroda versucht ihm ein Zeichen zu machen, er bemerkt es nicht.

„Laß, Mutter", ruft Felipe streng, und zum Maler gewendet: „Weiber müssen einmal schwatzen, und eh' Sie morgen früh aus dem Hause sind, wird die Alte da" . . . Gontroda wirft ihrem Sohn den Blick eines ertappten Sünders zu . . . „sie wird Ihnen verrathen haben, daß des Schulzen Tochter . . . mein Schatz war."

Jeder Blutstropfen ist aus Felipe's Gesicht gewichen. Die Stimme klingt rauh, als ob ihm etwas in der Kehle stecke.

„. . . Weil Sie's doch erfahren würden, sag's ich's lieber selbst . . . Clavela . . . sie heißt nämlich Clavela . . . ich war ihr gut; jetzt" . . . er schreibt mit der Rechten ein Kreuz in die Luft, „ist das begraben . . . es muß begraben sein."

Ein paar Augenblicke herrscht Stille.

„Felipe", sagt Gontroda schüchtern und drückt die Hände wie in Angst aneinander, „wenn einer mit Clavela reden wollte . . . so ein Feiner, wie der junge Herr da, der sie auch täglich beobachten könnte . . . Felipe, sei doch nicht so steinern! Jesus Christus, wenn ich dich wieder glücklich sähe!"

„Felipe!" ruft nun auch Wolf mit plötzlich erregter Theilnahme, „wenn ein ehrlicher Kerl Ihnen nützen kann . . . lassen Sie mich's versuchen! Vielleicht hat Sie jemand bei ihr verleumdet."

„Ja, ja! So ist es!" klagt Gontroda, „es hat sie einer verhext!"

„Der Pfaff' hat sie verhext!" fährt Felipe auf; „mit jedem, der von Fleisch und Blut, wollt' ich's aufnehmen . . . mit unserm Herrgott nicht!"

„Sprich nicht so! Du hast doch selbst gehört, daß man Clavela nicht unserm Herrgott antrauen will, sondern dem Postmeister von Infiesto. Der Vater will's, weil Vicente reich ist."

„Der Vater will's, weil Don Solano es will, der euch jetzt alle im Sack hat. Bei mir fällt für die Kirche nicht viel ab, das wissen sie da oben. Und da gönnen sie mir das Mädel nicht! Da quälen sie die arme Seele mit der ewigen Verdammniß, und drohen auch noch mit dem Höllenfeuer für die ganze Sippe, wenn sie so einen Freigeistigen wie mich heirathen will . . . bis sie endlich schwach wird und thut, was Hochwürden befehlen! . . . Jetzt wollen wir aber sehen, wie Mutter für Ihre Nachtruhe gesorgt hat", fügt er mit veränderter Stimme hinzu, und als fürchte er, sich dem Fremden gegenüber noch weiter gehen zu lassen.

Darauf erhebt er sich, ergreift die kleine dreiarmige Oellampe, die auf dem Tisch steht, und leuchtet dem Maler nach einer Kammer voran, wo Gontroda auf frischem Maisstroh diesem ein Lager bereitete.

III.

Es gibt im allgemeinen wenig Staatsgeschäfte im Reich der heiligen Frau von Covadonga. Langeweile herrscht chronisch bei ihren Ministern in der Soutane, und jeder Fremde ist schon als Zeitvertreib willkommen, sei's selbst ein „amigo de Lutero".

Wolf, der vortrefflich geschlafen und sich von seinen Gastfreunden mit dem Versprechen trennte, sie bald wieder zu besuchen, wird daher mit Spannung erwartet.

Elf Soutanen begrüßen ihn vor der Collegiata. Wo ist die zwölfte? Sie ist nach der Kirche vorausgegangen, um die Stola überzuwerfen. Man hofft, daß der „illustrissimo pintor" der Messe beiwohnen werde.

Der Ketzer hat Mühe, seine Fassung zu behaupten. Ein Frühstück im Refectorium ist nicht zu verachten; aber es durch Messehören verdienen . . . nein.

Feierlich schüttelt Wolf elf gegen ihn ausgestreckte Hände, dann erklärt er in seinem besten Spanisch noch feierlicher, daß ein Gelübde ihn leider verpflichte, seine Andacht diesen Morgen an Pelayo's Gruft zu verrichten.

Man begreift.

„Also eine Naturandacht", ruft der Pater Ramon, sein Freund von gestern, und droht ihm mit dem Finger, „versäumen Sie indes das Frühstück nicht darüber, denn heut haben wir keinen Fasttag!"

Erst nachdem der Küster die Kirchenthür hinter dem letzten Pater geschlossen und als er sie drinnen respondiren hört, steigt Wolf zur Felsengruft hinan.

Klingt der Deva Rauschen ihm nicht feierlicher entgegen als Glockengeläut, und ist der gewaltige Fels, der sich öffnete, um des Helden Leiche aufzunehmen, nicht ehrwürdiger als der goldene Schrein, in dem sie morsche Knochen sammelten? Wiegt das lebendige Bild dieser unvergleichlichen Natur im Glanz der Morgensonne den zweifelhaften Ribera nicht auf, vor dem sie in der Kirche sich bekreuzen?

Wolf tritt in den Felsspalt, der den Steinsarg enthält; zur Noth kann er neben diesem aufrecht stehen. Er bückt sich, um ein paar von den Epheublättern zu pflücken, die ihn überwuchern. In den Stein sind Zeichen eingegraben, eine verwitterte Grabschrift. Er versucht diese in sein Skizzenbuch zu übertragen; da ist's ihm, als ob er neben dem Tosen des Wassers menschliche Stimmen vernähme; durch einen Riß im Gestein kann er, selbst ungesehen, die Kommenden betrachten.

Zwei junge Burschen sind es, die in scharfem Schritt nahen; beide dem Anschein nach Brüder und noch im Anfang der Zwanzig, hübsch und kräftig. Die Sonne brennt schon auf dem schattenlosen Fußsteig, der von jener Seite abwärts zur Grotte führt, und das dichte schwarze Haar hängt ihnen in nassen Strähnen um Schläfen und Hals.

„Caramba!" ruft der eine, offenbar der jüngere von beiden, „ist das heiß!" Dabei lüftet er die Mütze und trocknet Haar und Stirn. „Du, Brocos, hier strecken wir uns . . . Vicente muß hier vorbei."

Beide werfen sich vor der Grotte im Schatten nieder.

„Serrano . . . hier, kusch' dich!"

Bei Karlistenhunden war der Name damals nicht selten. Ein zottiger schwarzer Hund, mit weit heraushängender Zunge und eingezogenem Schwanz, hat sie jetzt erreicht, legt sich nieder und schließt die Augen. Aber ein Gefühl der Pflicht läßt ihn gleich darauf den Kopf wieder erheben; er schnüffelt, blinzelt und knurrt nach der Seite hin, wo Wolf steht. Bequemlichkeit siegt diesmal über die Pflicht: es bleibt beim Knurren.

„Das Faulthier, der Vicente, wo er nur bleibt! Er kann sicher von Clavela nicht loskommen", sagt Brocos.

„So ein Frauenzimmer", meint Paco, „ist doch nur wie ein Ding ohne Seele. Einer hat sie, und sie mag ihn auch gern; da kommt ein anderer und nimmt sie dem weg . . . nun muß sie doch dem andern gehören."

„Du dreifaches Maulthier! Keiner hat sie . . . wenn du denkst, der Vicente kriegt sie lebendig, kennst du deine eigene Schwester schlecht."

„Sie muß doch; der Hund von Vicente läßt uns ja alle auffitzen, wenn er sie nicht kriegt. Da war mir Felipe schon lieber."

„Mir auch. Ich wollte, einer paßte Vicente auf und" . . . er macht die Pantomime des Schießens, „da wären wir ihn los", meint Brocos.

„Den trifft keine Kugel; der Teufel mag ihn noch nicht. . . . Da kommt er endlich."

Langsam und behäbig steigt Vicente vom Thal herauf. Er ist, was man gewöhnlich unter einem „hübschen flotten Kerl" versteht, hoch gewachsen, schlank, die Züge regelmäßig geschnitten. Aber das rothe Gesicht hat etwas Selbstbewußtes, beinahe Freches im Ausdruck. Er trägt sich bäuerisch und sieht doch stutzerhaft aus. Der Hund springt auf und läuft ihm wedelnd ein Stück entgegen.

„Ihr . . . seid ihr schon lange hier?" ruft er den Brüdern herrisch zu.

„Nein", entgegnet Brocos, „aber man wird so durstig, da scheint es lange, eh' man etwas zu trinken sieht. Bringst du Geld?"

„Seid ihr denn immer noch nicht vollzählig?" ruft Vicente, die Frage nicht beachtend.

„Unter funfzig führt uns Munagorri nicht" — diesmal spricht Paco —, „wir sind ihrer erst dreiundvierzig. . . . Wo ist denn das Geld?"

„Geld! Geld! Ihr wollt nur immer haben, und dabei thut ihr nichts."

„Was, du Muckerseele, wagst du noch zu raisonniren? fährt Brocos jetzt auf, „weil du Geschriebenes lesen kannst und Briefe aufgemacht hast, um hinter anderer Heimlichkeiten zu kommen; denkst du, du kannst befehlen! Bist du was Besseres, weil du geerbt hast? Statt in der Nacht zu wachen, wie wir, läufst du Frauenzimmern nach . . ."

Vicente gibt ihm einen Stoß, der ihn am Ausreden hindert: „Halt's Maul! Soll man eine Meile weit hören, was du brüllst? Fort! Wenn Don Solano aus der Messe kommt und trifft uns nicht . . ."

Mehr hört Wolf nicht. Die drei haben die Richtung nach der Collegiata eingeschlagen. Der Hund, nachdem er gegen Wolf hin noch einmal geknurrt hat, läuft ihnen mit eingezogenem Schwanze nach.

IV.

Ein leiser Luftzug bewegt die Talare der geistlichen Herren, als sie die Kirche verlassen. Sie erscheinen dem Maler wie phantastische Vögel, welche den Aberglauben hüten. Aber diese Vögel interessiren ihn, es ist ihm lieb, sie auch einmal in der Nähe zu betrachten. Bisjetzt hat er im spanischen Priester mit dem famosen breitkrämpigen Hut, der an den Basilio im „Barbier von Sevilla" erinnert, nur Staffage erblickt. Er nähert sich Don Ramon, dem zwei jüngere Geistliche zur Seite stehen.

„Die Luft wird Ihren Appetit nur gestärkt haben", spottet lächelnd Don Ramon, der sich des Gesprächs von gestern erinnert; „es geht auch gleich ins Refectorium, wir warten nur auf Don Solano."

„Schon wieder Solano!" denkt Wolf, und die drei, die er unwillkürlich vor der Grotte behorchte, stehen vor ihm. Er ist aber entschlossen, ihrer nicht zu erwähnen, um nicht in den Verdacht des Spionirens zu kommen.

„Don Solano regiert wol hier?" fragt er Ramon.

„Nur provisorisch. Der hochwürdigste Herr Bischof von Oviedo hat ihn uns in der schweren Zeit gesendet, um die Religion wieder aufrichten zu helfen."

„Die Religion, das heißt: die Kirche?" betont Wolf.

„Die Kirche . . . was ja dasselbe ist", bestätigt Ramon. „Ja, ja, die Ketzerei ist in dem frömmsten Lande der Welt wieder gar mächtig geworden. Spanien erinnert sich aber der großen Vergangenheit, wo es das Uebel in der Wurzel erstickte."

Wolf bemerkt, daß Ramon in Gegenwart der andern Priester einen orthodoxern Ton anschlägt als gestern Abend.

„Und denkt Don Solano dieselben Mittel anzuwenden, die damals im Brauch waren; sie scheinen etwas . . . streng?" fragt Wolf.

Roman zuckt die Achseln: „Je nach den Umständen. Unser hochwürdiger Don Solano hat viele Erfahrungen gesammelt, denn er hat die Ketzerei an der Quelle studirt. Zehn Jahre hat er im Auslande zugebracht, meist in Paris."

„Dort hat er auch mit Renan verkehrt", mengt sich einer der jüngern Kleriker ein, „mit Renan, dem Obersten der Ketzer!"

„Aber, wie es scheint, hat er Renan nicht bekehrt", bemerkt Wolf sehr ruhig.

„Nein, die Zeit ist noch nicht gekommen", erwidert Ramon, „aber verlassen Sie sich darauf, sie wird kommen: «Sicut fluit cera a facie ignis, sic pereant peccatores a facie Dei! Wie das Wachs zerschmilzt vor dem Feuer, also werden die Gottlosen vergehen vor dem Herrn!»"

Don Solano wird jetzt an der Hauptthür der Collegiata sichtbar. Die Priester schreiten ihm nach ins Refectorium, wo Ramon ihn mit dem illustrissimo pintor bekannt macht.

Dem Vorurtheil zum Trotz, das Wolf am Abend zuvor durch Felipe gegen den „enragirten Pfaffen" gewonnen, übt Solano's Persönlichkeit eine gewisse Anziehung auf ihn, die seltsamerweise nicht einmal in Beziehung zur Palette steht.

Solano sitzt ihm an der Tafel gegenüber. Er ist ein Mann anscheinend kaum über funfzig, mit gut geschnittenen, durch Blatternarben etwas entstellten Zügen. Die hohe Stirn verliert sich fast in die Tonsur. Das Haar ist gebleicht, nur die Brauen haben die ursprünglich schwarze Farbe behalten. Darunter liegen dunkelgraue, etwas schwermüthige Augen, die gleichgültig über alle Gegenstände hinschweifen. Menschen, die ganz erfüllt von einem unsichtbaren Ziele sind, zwingen selbst die Augen, sich auf dies Ziel zu richten; sie scheinen gleichsam nach innen zu sehen. Solano nimmt an der Unterhaltung wenig theil. Er spricht überhaupt nicht viel und leise; aber seine etwas heisere Stimme wird nie überhört. Dem Maler, der durch verschiedene Reiseabenteuer die übrigen Priester erfreut, begegnet er mit der Höflichkeit, die jeder Spanier dem Fremden an seinem Tisch erweist; darüber hinaus nimmt er keine Notiz von ihm.

Wolf ist darum aufs höchste erstaunt, als Solano nach der Mahlzeit auf ihn zukommt und die Absicht ausspricht, in seiner Gesellschaft nach Cangas zu gehen, wo er Geschäfte habe. Ramon, der dem Maler gern selbst Führerdienste geleistet, tritt sofort zurück. Wolf nimmt sich vor, dem Priester gegenüber mit seiner Ansicht in Bezug auf mittelalterliche spanische Orthodoxie nicht zurückzuhalten.

Solano ermuthigt ihn indes nicht sonderlich zum Reden. Auch führt er einen so steilen, etwas zerklüfteten Weg ins Thal hinab, daß Wolf scharf aufzupassen hat, wohin er den Fuß setzt, um nicht zu straucheln. Bei einem unerwarteten Ausblick auf die Schneegipfel der Cordilleren, die majestätisch über einem dunkeln Abgrund aufsteigen, bleibt Wolf unwillkürlich in Bewunderung stehen.

„Mein Land gefällt Ihnen also?“ fragt der Priester, und betrachtet zum ersten mal nicht ohne Interesse die erregten Züge seines jungen Begleiters.

„Ein prachtvolles Stück Erde! Eine Art Tirol ohne Touristen. Freilich, mit solchen Wegen nehmen auch nur Maler oder Jäger fürlieb . . . und vielleicht noch Guerrilleros!“

Solano bewegt den Kopf ein wenig, zum Zeichen, daß er gehört, entgegnet aber nichts.

„Pelayo's Kriegführung schloß jedenfalls keine Geschwindmärsche ein“, spottet Wolf, der den Priester gern in ein Gespräch ziehen möchte, „auch würde es hier schwer halten, einen bestimmten Kriegsplan auszuführen . . . den hat Pelayo wol auch nicht gehabt?“

„Pelayo hatte ein Ziel . . . und das Ziel hat er erreicht“, sagt der Priester mit Nachdruck. „Mancher hat einen sehr weisen Plan und erreicht doch nichts.“

Ein Felsstück hat sich losgelöst und liegt quer über den schmalen Pfad. Die beiden müssen sich durch widerhaariges Gestrüpp drängen und kommen mit zerkratzter Haut ein paar Meter tiefer wieder zum Vorschein.

„Ist es vielleicht auch Pietät für Pelayo“, meint der boshafte Wolf, „daß man die Wege zu erhalten sucht, wie sie zweifellos schon zu seiner Zeit waren?“

„Gleichgültigkeit und Armuth sind es“, entgegnet Solano, ohne den Spott zu beachten. „Das Volk hier in den Bergen würde auch schwerlich gewinnen, wenn man ihm Straßen baute. Eine andere, gefährlichere Invasion als jene durch die

Araber würde sich dann in diese Gegenden ergießen. Sie würde Bedürfnisse und Gewohnheiten hierher verpflanzen, die das Volk besser nie kennen lernt."

„So ist es denn möglich, Hochwürden, daß Sie die Vortheile der Civilisation nicht einmal gelten lassen, wo sie sich auf Industrie und Kunst beziehen?" ruft Wolf.

„Mein lieber Freund, die Industrie hat dem leiblichen Wohl des Menschen geschmeichelt; aber wo sind die Vortheile, die sie ihm brachte? Sie hat ihn träge, üppig und genußsüchtig gemacht. . . . Genußsucht schafft Ueberdruß."

„Sollen wir den Wein verachten, weil sich einer betrinkt?"

„Wir sollen meiden, was uns schwach macht und Siechthum verbreitet."

„Hochwürden . . . kein Siechthum! Denn wie vortrefflich diese Genüsse dem modernen Menschen bekommen, sehen wir schon daraus, daß die Lebensdauer gestiegen ist. Der Mensch genießt das Leben jetzt in ganz anderer Weise als früher, und dank der Wissenschaft lebt er trotzdem länger."

Des Priesters ernstes Auge richtet sich fest auf den Maler. „Durch die Wissenschaft länger? Welche Verblendung! Der Mensch hatte die Ewigkeit vor sich . . . da kam die Wissenschaft und zog ihm Grenzen. Sie sagt: «Dein Leben währt vom ersten bis zum letzen Athemzuge . . . nicht weiter.» Nicht weiter! Wo für uns das wahre Leben erst beginnt, das im Geiste!"

„Sie haben gut reden, Hochwürden", entgegnet der unerschrockene Wolf. „Sie sind Partei; der geistliche Beruf stützt sich aufs Unsichtbare. Meine Kunst hängt mit dem Sichtbaren zusammen . . . was ist natürlicher, als daß ich's vertheidige? Sie werden die Kunst darum nicht verachten; die Kirche hat es meist mit ihr gehalten."

„Solange sie Symbol blieb, ja. Aber sagen Sie doch selbst, was haben Sie denn vom Standpunkt Ihrer Kunst gewonnen, seit die Materie Selbstzweck geworden ist? Sind eure Bilder schöner geworden, seit ihr den Himmel abgeschlossen habt? Sind die «wirklichen» Menschen, die ihr malt, interessanter als die Heiligen Murillo's oder Alonso Cano's?"

„Hochwürden", ruft Wolf lebhaft, „an die Heiligen Murillo's und Alonso Cano's glaub' ich auch . . . so wie ich an den heiligen Geist glaube, der ihre Maler erfüllte. Es war der Geist des Genies jener Zeit . . . diese Heiligen sind wahr gewesen. Der Geist kann nicht rückwärts, er muß vorwärts schreiten."

„Ja, was ihr so unter «Fortschreiten» begreift. Aber wo liegt denn euer Ziel? Wenn ihr den Kirchthurm seht und geht nur tapfer darauf los, werdet ihr ihn erreichen. . . . Aber wo liegt denn euer Kirchthurm?"

„Unser Kirchthurm ist die Wahrheit."

„Euer Kirchthurm, mein lieber Herr, ist eine Phrase, die heut so und morgen anders lautet. Vor hundert Jahren schuft ihr eure Welt nach mathematisch-mechanischen Gesetzen. Heut besteht sie aus einer Schall- und Lichtwellenbrandung. In hundert Jahren wird die Elektricität sie als Gott regieren."

„Wir wissen, daß der Irrthum unser Erbtheil ist; wir hängen ihm auch nur an, bis wir ihn erkannt haben. Fest steht uns nur, was unerschütterlich bewiesen ist."

„Und so leugnet ihr Gott, weil ihr ihn mit den fünf Sinnen nicht beweisen könnt, die er euch nur für das kurze Erdenleben mitgegeben hat! Was kann unserm Geist hienieden gegenwärtig sein als ein Bild? Fassen Sie den Katholicismus in diesem Sinne auf. Das Christenthum ist die Personification der höchsten Liebe. Es fußt nicht auf einem Gedanken, der von der Wissenschaft Bestätigung fordert ... es fußt auf einem Gefühl, das allen jederzeit verständlich ist."

„Und im Namen dieser «höchsten Liebe»", ruft Wolf leidenschaftlich, „haben Christi Jünger alle Grausamkeiten ..."

„Reden Sie nur aus!"

„... ja, alle Laster und Verbrechen verübt, die der Haß nur je geboren hat."

Der Priester zwingt sich, ruhig zu bleiben.

„Ihr macht die Lehre verantwortlich für die Unvollkommenheit ihrer irdischen Vertreter ... aber seht doch, wohin ihr kommt, ohne diese Lehre! Mit euern Kenntnissen von der Materie dachtet ihr euch zur Herrschaft über die Natur aufzuschwingen und seid ihre Sklaven geworden! Der elementaren Leidenschaft gehorcht ihr heut; in ihrem Namen sündigt und mordet ihr ungestraft ... in ihrem Namen habt ihr die Pflicht getödtet ..."

„Hochwürden, was Sie mir eben vorwarfen, gebe ich zurück: nicht die Lehre trifft die Schuld, sondern individuelle Mängel. Die Wissenschaft setzt die Hölle allerdings nicht als Strafe für die Sünde ein, aber sie weist die unausbleibliche Folge jeder Uebertretung natürlicher Gesetze nach ... was auf dasselbe herauskommt."

„O, betrügt euch doch nicht selbst! Mit euern «natürlichen» Gesetzen habt ihr euere Moral durchlöchert und der Sünde einen Freibrief geschrieben. Da ist auch nicht eins der göttlichen Gebote, das euer Naturgesetz nicht widerlegte. Wenn ihr des Nächsten Feld bestehlt, so rechtfertigt euch der Trieb der Selbsterhaltung. Brecht ihr mit eines andern Weib die Ehe, ein Naturgesetz schützt euch. Und wenn Leidenschaft euch zum Mörder macht, ihr habt der Wallung euers Blutes gehorcht: die Natur spricht euch frei! Wehe euerer sentimentalen Nachsicht! Der Beweis, daß ihr aus dem Thierreich hervorgegangen, genügt euch nicht ... ihr möchtet auch dahin zurückkehren! Statt die Bestie, Blut, in euch zu tödten, legt ihr das Scepter in ihre Hand! ... Ließen wir euch gewähren, bräche das Chaos wieder herein. Darum rüsten wir zu einem neuen Kreuzzuge gegen das Fleisch. ... Der Verderbtheit der Welt und ihrer Herrschaft als Materie wollen wir die Kirche, das Symbol des Unsichtbaren, in voller Kraft wieder einsetzen, sie wird ... sie muß triumphiren!"

Wie eine Flamme, die lange zusammengepreßt, plötzlich auflodert, wenn ein frischer Zug sie trifft, ist die Leidenschaft des Priesters während seiner Rede gewachsen. Das schwache Organ grollt jetzt in vollen, tiefen Tönen.

V.

Dabei sind sie im Thal angelangt, wo der Pfad in die Fahrstraße mündet. Kastanien, Korkeichen und Feigenbäume, welche alle der Cultur ebenso wenig danken als die Straße, fassen diese ein. Dem Dichter zum Trotz wandelt sich's unter solchen Bäumen angenehmer als unter Palmen, wenn die Sonne hoch steht wie jetzt. Nach einer kleinen halben Stunde werden Bauerhäuser ärmlicher Art hier und da vom Wege aus sichtbar. Sie mehren sich; bald liegt Cangas de Onis vor ihnen. Der Fahrweg läuft mitten durch den Flecken und bildet dort die Hauptstraße.

Sie halten ihren Einzug unter dem Jammergequitsch der Räder eines spanischen Ochsenwagens, die sich nach Fett für ihre Achse sehnen. Das Verlangen wird in Spanien nie befriedigt, weil der Treiber behauptet, die Töne wirkten auf sein Vieh wie Regimentsmusik auf Soldaten. Der Anblick der Stiere mit dem altväterischen, vergoldeten Joch, und des Treibers, der seinen Stab vor ihnen schwingt, als sei er ein Scepter, lassen den Maler die Musik vergessen.

Man erreicht den Marktplatz. Das Gemeindehaus mit eisenvergitterten Fenstern empfiehlt sich als solides Gefängniß. Kreisförmig reihen sich unregelmäßig gebaute einstöckige Häuser mit hohen, röthlichen Dächern zu beiden Seiten daran. Hölzerne Galerien, festonnirt mit Zwiebel- und Maiskolbenkränzen, die zum Trocknen aushängen, laufen um die obern Fenster. Localton: ein schmuziges Braun, das sich vom lichten Ocher eines spanischen Ziegenkäses zur gebrannten Sienna einer scharfgerösteten Gans erhebt, die in den Schmuz gefallen ist. Der Himmel ist nicht mehr umwölkt. Sein reines Kobaltblau erscheint dem Localton gegenüber wohl assortirt. In der Mitte des Platzes breitet sich trübes, grünschillerndes Wasser aus. Jetzt, wo die Hitze seine Ränder eingetrocknet, ist's ein Tümpel. In der Regenzeit avancirt es zum Teich. Eine Familie kleiner spanischer Ferkel wühlt sich neben ihm in den Sand, schnüffelt, grunzt und ringelt die Schwänzchen.

Die Sonne brütet auf dem Platze; sie hält die Bewohner von Cangas in den Häusern gefangen und hat die Läden meist geschlossen. Man hört das Summen großer blauer Fliegen und Horniſſen von verschiedenen Seiten. Wenige Menschen werden sichtbar. Zwei schmuzige braune Kinder zielen mit Steinen nach einem großen gelben Huhn, das im Mist kratzt. Ein Stein fällt neben ihm nieder; es gackert laut und läuft steifbeinig davon.

Wolf schüttelt sich beim Umblick. Er denkt an die frische Berghalde mit Gontroda's Häuschen und verwünscht die Physiognomie des Schulzen, die ihn bestochen, dessen Porträt zu malen. Es ist ein Trost, daß sein Gehöft nicht am Markt liegt, der übrigens doch einen schönen Punkt aufzuweisen hat. Fünf bis sechs hohe Kastanienbäume mit kräftigem dunkeln Laube beschatten einen Brunnen, der sein silberhelles Wasser unverdrossen einem schmuzigen Steintrog anvertraut. Zwei junge Dirnen füllen ihre Krüge und schwatzen. Sie verstummen, als der Priester in ihre Nähe kommt, und wollen seine Hand küssen. Er wehrt ab und macht das Zeichen des Kreuzes, ohne sie nur anzusehen. Anders Wolf. Die

Mädchen sind hübsch; er hat sie scharf angeblickt und wirft ihnen sogar verstohlen einen Kuß zu. Um ihrer frischen Jugend willen findet er den Ort doch nicht so ganz zu verachten.

Das Gehöft des Schulzen liegt etwa zehn Minuten südlich von Cangas nach der Bergseite hin. Das Terrain, auf dem es steht, steigt schon leise an. Die Front des Wohnhauses ist dem Flecken zugewandt: ein recht verwittertes, schürfiges altes Häusergesicht mit trüben Augen. Das mit Schindeln gedeckte spitze Dach ist grünbemoost. Dem Thor von Eichenholz hat die Zeit einen so tiefen gesättigten Ton gegeben, daß der Maler ihn sofort in Gedanken auf der Palette mischt. Darüber, in seiner Nische, hält der heilige Florian mit der Gießkanne Wacht. Eine mächtige Korkeiche mit verkrümmtem Geäst beschattet den heiligen Feuerwehrmann.

Die Wanderer werden jetzt des Wirthes ansichtig. Wie er so mit gespreizten Beinen gravitätisch vor seinem Besitz aufgepflanzt ist, meint Wolf, so könnte der feudalste pommersche Landjunker etwa aussehen, wenn man ihn ins Spanische übersetzte.

Er kommt ihnen ein paar Schritte entgegen; nur Solano's wegen verläßt er die Schwelle. Vor ihm empfindet er Respect, vor den andern Priestern nicht. Solano macht das Zeichen des Kreuzes gegen das Haus hin.

„Ist Vicente zurück?"

„Vor einer Stunde schon, Hochwürden."

„Und der Bote nach Oviedo?"

„Ich hab' ihm meine eigene Stute satteln lassen."

„Gut!" Damit tritt der Priester ins Haus, und jetzt erst bewillkommnet Mateos den Maler.

„Nehmen Sie Besitz von diesem Ihrem Hause", sagt er feierlich.

Da Wolf weiß, daß der Fremde ohne diese „Besitzergreifung" kein spanisches Haus betreten kann, und wenn der Eigenthümer ihn auch zu allen Teufeln wünschte, läßt ihn das Anerbieten kalt. Casta erwartet ihn im Hausflur. Er ist jetzt erst froh, daß er sich nicht verpflichtet hat, sie zu malen. Denn Casta ist mehr brav als schön; etwas sentimental, soweit dies auf eine spanische Bäuerin anwendbar, und von einer Einfalt, welche sie zu den schönsten Hoffnungen auf das Himmelreich berechtigt. Sie hat Mateos zehn Kinder geboren, welche „el Todopoderoso", der Allmächtige, mit ihr getheilt hat, wie sie in frommer Ergebenheit sich ausdrückt. Die zwei Aeltesten stehen im heiligen Kriege zu Don Carlos. Jeder weiß das, keiner würde es laut wiederholen. Der dritte zieht einstweilen noch hinter seinen Ochsen her; der vierjährige Pedrillo ist ein Thunichtgut wie alle Nesthäkchen. In der Mitte der Brüder steht die achtzehnjährige Clavela.

Mateos ist vom Priester in Beschlag genommen und Wolf auf die Hausfrau angewiesen. Sie schreitet stöhnend vor ihm die Treppe hinauf, um ihm die „Besitzergreifung" seines Zimmers zu ermöglichen. Casta graut vor dem Maler, wie vor allem Fremden. Aber Mateos hat ihn ins Haus gerufen, folglich muß man ihn ohne Murren ertragen. Sie murrt auch nicht, wie sie überhaupt nicht viel spricht. Das Zimmer, in das sie ihn führt, war einst weiß getüncht, jetzt hat's

den Localton angenommen. Ein Bett steht darin, zwei hölzerne Schemel und ein Tisch.

Wolf, der zwei Stunden im Staub gewandert, sieht sich nach einer Waschschüssel um, findet aber nur ein Weihwasserbecken, über dem die Heilige Jungfrau Wache hält. Er macht, sich zu seiner Wirthin wendend, die Pantomime des Händewaschens. Sie zieht ihn ans geöffnete Fenster und weist in den Hof. In der Mitte des Hofes steht ein Brunnen und davor ein großer steinerner Trog.

Wolf begreift nicht sogleich; die furchtbare Erkenntniß kommt ihm erst allmählich. Er schaudert, als sie gekommen.

Casta aber, etwaige Luxusansprüche ignorirend, verläßt schweigend das Zimmer.

„Ländlich-unsittlich!" knirscht Wolf in der Wuth des civilisirten Menschen und reißt Seife und Schwamm aus seinem Ränzel. Dem schmuzigen Volk zum Trotz wird er von der allgemeinen Waschschüssel im Hofe nun auch in aller Ungenirtheit Gebrauch machen. Der Rock fliegt in eine Ecke, er stürmt hinunter.... Aber als er eben in den Hof treten will ... da ...

Das junge Weib, das an der entgegengesetzten Seite des Hofes mit einer irdenen Milchschüssel, die sie mit beiden Händen trägt, aus einem dunkeln Raum tritt — Felipe's „Braune" muß das sein. Der flotte Vicente, den er am Grabe Pelayo's gesehen, hat sie von hinten um den Leib gefaßt und küßt sie auf den Hals — ein Aufschrei ... der Napf liegt zerbrochen am Boden — in Strömen fließt die Milch über den kurzen Rock auf ihre nackten Füße. Der schöne Vicente aber hat einen Faustschlag mitten ins Gesicht bekommen, daß er zurücktaumelt.

Halb mit Bewunderung, halb mit Begehrlichkeit sieht Wolf die Braune an, wie der Zorn ihr aus den Augen funkelt, wie er um die Lippe zuckt und den ganzen jungen Leib in der nachlässigen Verhüllung durchbebt. Alles nur einen Augenblick, dann schüttelt sie die Milch ab und durchschreitet hastig den Hof nach dem Hause zu.

Wolf drückt sich mit ungewohnter Schüchternheit hinter die Thür. Mit seinem kolossalen Schwamm, dem riesigen Stück Seife und dem entblößten Hals kommt er sich auf einmal lächerlich und vulgär vor. Er weiß nicht, soll er das junge Mädchen in diesem Zustande grüßen oder nicht. Als sie an ihm vorüberkommt, obgleich sie ihn keines Blickes würdigt, wird ihm seltsam heiß, es ist ihm fast, als ob er ihren Zorn athmen könnte. Er bewegt kein Glied, bis sie in der Thür verschwunden ist. Dann rückt er an seiner Bekleidung herum, tritt in den Hof, sieht an allen Fenstern hinauf und beschränkt sein Reinlichkeitsbedürfniß am Troge schließlich auf das allergeringste Maß.

Als er vom Hofe zurückgekehrt vor seinem Rasierspiegel sitzt und eifrig bemüht ist, seine Toilette so gut es eben angeht zu vervollständigen, argumentirt er etwa so: „Lächerlich, daß ich mich vor der genirt habe. Sie läuft barfuß — ich bin überzeugt, daß sie nicht einmal die Buchstaben kennt. Mit den Fäusten möcht' ich auch keine Bekanntschaft machen! Himmelselement, schlägt die zu! Um einen einzigen Kuß — als ging's ans Leben! Gut, daß man das vorher weiß!"

VI.

Beim Essen sieht er sie wieder.

Es werden sich wenige Touristen rühmen können, beim Alcalden von Cangas de Onis gespeist zu haben. Wolf fängt an, sich mit seinem Aufenthalt auszusöhnen. Während er seinen Puchero verzehrt, notirt er in Gedanken gewisse Nuancen der Umgebung für sein nächstes spanisches Bild. Man hört die eisernen Bestecke klappern, gesprochen wird wenig. Vielleicht schränkt des Priesters Gegenwart sie ein, der nur dann und wann ein Wort mit Mateos wechselt. Sie haben sich vorhin desto eifriger berathen. Mateos sitzt obenan. Rechts von ihm Solano, dann Roca, der dritte Sohn, und die Knechte. Links vom Hausherrn Wolf; neben diesem der „schöne Vicente", die gestrafte Nase so roth, als wäre sie frisch mit Krapp lasirt worden. Darauf folgen Clavela, die Mutter, Pedrillo und die Mägde. Clavela hat Aehnlichkeit mit dem Vater; sie hat hübsche Züge. Ach — die Züge sind's nicht, urtheilt Wolf bei sich — es ist ihr Temperament, was anzieht. Die etwas zigeunerhafte, rasch wechselnde Farbe, das Pathos der funkelnden Augen, die Zornader der Stirn, welche von der vorhergehenden Erregung noch sichtbar ist. Auf den schwarzen Zöpfen, die lose herunterhängen, spielen feine, bläuliche Lichter, unter den Zöpfen aber kräuseln sich kleine Haare bis tief in den etwas gebogenen Nacken. Sie hat Rasse! Aber woher eigentlich? fragt er sich und sieht sie aufmerksam und immer aufmerksamer an. Und es ist ihm auf einmal begreiflich, daß Felipe nicht mehr singen mag, seit er dieses junge Weib verloren hat.

Das Essen ist gut und reichlich. Casta hat einen Stoß Teller vor sich und vertheilt es. Auf den Puchero folgt der Gaspacho, ein Salat von Liebesäpfeln, Gurken und geschnittenem Brot in einer Sauce von Oel, Essig, Knoblauch und gestoßenen Mandeln. Als Casta Vicente seinen Teller reicht, erschrickt sie und fragt: „Was hast du mit deiner Nase angefangen? Hast sie dir wol zum Fest frisch auflackirt?"

Vicente läßt den Kopf im aufgestülpten Arme ruhen, und als ob er sich auf etwas besinnen müsse antwortet er: „Jemand hat mich mit der Stallthür getroffen."

Wolf blickt verstohlen nach Clavela; sie lacht verächtlich: „Sag's doch gleich, wer's gethan hat — ich fürcht' mich nicht!" ruft sie Vicente halblaut zu. Dann steht sie auf, nimmt den Cider vom Tisch und will des Vaters Glas füllen, das er eben geleert hat.

Mateos legt den Arm um ihren Leib, wie sie mit dem Kruge zwischen ihn und den Priester tritt. Sie ist sein liebstes Kind, in vielen Stücken gleicht sie ihm. Mit Vaterstolz sieht er zu ihr auf.

„Das ist die Zugabe — Ihr wißt schon, Herr Maler — das Mädel habt Ihr mir malen wollen, eh' Ihr sie kanntet."

„Und das Versprechen wiederhole ich", ruft Wolf feurig, indem er Clavela's Auge zu begegnen sucht, „es hängt nur von der Señorita ab . . ."

„Oho! Macht ihr nichts weis! Sie ist da, um zu gehorchen. Den da neben Euch, den müßt Ihr fragen, ob's ihm recht ist, wenn Ihr seine Braut malt."

„Er hat noch nicht zu befehlen, Vater — noch nicht."

Vicente wirft Clavela einen triumphirenden Blick zu. Er hat sich aufgerichtet, unter Männern fühlt er sich.

„Es ist mir aber nicht recht, daß sie gemalt wird!" ruft er trotzig.

„Gut — so unterbleibt's", entscheidet Mateos. „Allons" (dies zum Gesinde, das aufmerksam wird), „was habt ihr zu gaffen? Marsch — an die Arbeit!"

Alles erhebt sich. Solano spricht einen kurzen Segen, und Roca sammt Knechten und Mägden verlassen geräuschvoll die Stube. Mateos' Züge haben etwas von richterlicher Würde angenommen. Wolf sieht eine Familienkatastrophe nahen, er zögert, als die übrigen sich wieder setzen. „Bleibt, Herr Maler!" ruft Mateos ihm kategorisch zu. Clavela hat den Krug auf den Tisch gestellt und will an ihren Platz. Der Vater aber schlingt ihre Zöpfe um seine rechte Hand.

„Was hast du mit dem Vicente gehabt?" fragt er jetzt so streng, daß Casta sogleich die Hände faltet.

„Hat er mich verklagt?" ruft Clavela und schaut unerschrocken nach ihm hin.

Da der gestrafte Liebhaber schweigt, rechtfertigt sie sich.

„Er hat mich geküßt ... und weil er noch kein Recht hat, mich anzurühren, hab' ich ihn geschlagen. Laß mich los."

Die letzten Worte galten dem Vater, aus dessen Hand sie ihr Haar gewaltsam zu befreien sucht. Er gibt sie aber nicht frei.

Der Priester faßt nach ihrer Hand — ihre Haltung wird ruhiger. „Clavela", sagte er leise, „was hast du mir denn gelobt?"

„... Ich kann nicht ... ich kann manchmal nicht ..." Es klingt fast wie ein Stöhnen.

„Gib Acht, Clavela!" ruft Mateos streng, „schlägst du den Vicente jetzt — so wird er dir's gedenken, wenn du mit ihm verheirathet bist!"

Sie schüttelt mit dem Kopf; die Zornader schwillt wieder, verächtlich lacht sie Vicente an.

Dieser will auffahren — kaum hält er sich. Mateos aber winkt ihm: „Sei ruhig, Vicente! Hältst du dein Wort — halt ich meins!" Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Mir gehört sie", poltert er, „und ich will doch sehen, ob ich sie nicht geben kann, wem ich will! Hab' ich recht — Hochwürden?"

Casta putzt mit niedergeschlagenen Augen weinend einen Rostfleck an ihrem Messer.

Der Priester aber nimmt Clavela's beide Hände in die seinen und blickt ihr fest in die Augen: „Die Tochter ist dem Vater unterthan — wir alle sind es Gott!" sagt er mit seiner milden Stimme. Clavela will reden, er drückt ihre Hände. „Erinnere dich, daß du mir versprochen hast, deine sündigen Gedanken zu ändern."

Sie nickt ein wenig mit dem Kopfe.

„Sieh — so verblendet bist du, armes Kind, daß du selbst nicht weißt, was dein Bestes ist. Sonst würdest du Vicente, der es gut mit dir meint ..."

„Hochwürden", wagt sie ihn zu unterbrechen, „Sie haben mir aber auch versprochen, daß er mich nicht anrühren würde, bis er mein Herr ist (Gatte) ... und heute hat er mich in den Hals geküßt — so schlug ich."

„Clavela, unser Leben ist voll Versuchungen; auch Vicente ist der Versuchung des Fleisches erlegen ... aber du wirst dich mit ihm versöhnen ... wirst ihm liebevoll begegnen."

„O — mein Herr und Gott, wenn ich doch nicht kann!" ruft die Gequälte.

„Hochwürden, sie verdient keine Geduld, eine wilde Katze ist sie!" schreit Mateos.

„Laßt mich, Mateos! Sieh, Clavela", fährt er milde fort, immer noch die zuckenden Hände festhaltend, „unsere heilige Religion, an deren Verheißungen auch du theilnehmen wirst, wenn du ihr dienst, ist in Gefahr — in großer Gefahr. Inter nos dormiunt multi. Viele unter uns schlafen, anstatt für sie zu streiten. Aber Vicente wacht und kämpft; du weißt das ... du weißt auch, was er für deinen Vater und deine Brüder gethan hat. Die Kirche fordert, daß du es ihm vergelteſt."

Jetzt flammte ihr Auge, sie reißt sich los. „Wenn der Vater ein Opfer annimmt, soll er's auch bezahlen. Ich mag nichts, ich nehme nichts, aber ich will auch nichts geben!"

Hier übermannt die Leidenschaft den geschlagenen Liebhaber: „Willst nichts geben? So! Aber ich weiß schon, wem du dich geben willst! Dem Felipe, Hochwürden, dem Gotteslästerer, dem Ketzerhund! Der liegt ihr immer noch am Herzen!"

„Laß' gut sein, Vicente! Erst recht sollst du sie haben.... Da soll doch ... wenn der Vater nicht mehr Herr über die Tochter wäre! Sie ist ja werth, im höllischen Feuer zu brennen! Ist sie's, oder ist sie's nicht, Hochwürden?"

„Mateos", sagt der Priester, dessen Stimme immer ruhiger wird, je lauter die andern schreien, „die ewigen Strafen hält ein anderer Richter in seiner Hand als Ihr. Laßt mich jetzt mit Clavela allein, wir werden uns schon verstehen, verlaßt Euch darauf."

Mateos erhebt sich zornschnaufend und zieht Vicente mit sich hinaus, ohne seiner Tochter und dem Priester nur noch einen Blick zu gönnen. Casta, die ununterbrochen an ihrem Rostflecken geputzt und geweint hat, schleicht hinterher. Wolf darf natürlich nicht zurückbleiben, nimmt sich aber vor, Don Solano seine Meinung später nicht vorzuenthalten. Der Priester hatte ihn unterwegs für sich eingenommen, er kann es nicht leugnen. Warum sollte unter all den Einfältigen, Bigoten und Heuchlern, die seiner Meinung nach den spanischen Klerus ausmachen, sich nicht auch einmal ein ehrlicher Schwärmer finden? In der Theorie hören sich solche Ideen auch, obgleich man sie nicht theilt, so schlimm nicht an. Erst in die Praxis versetzt, lernt man ihre Gefahr kennen. Und es regt sich der protestantische Geist des Nordens plötzlich heftig in ihm gegen die Eingriffe des Priesters ins Familienleben. Wolf's Blut kocht, wenn er sich vorstellt, daß Don Solano jetzt neben Clavela ist ... was wird er ihr sagen, um sie dem Willen des Vaters gefügig zu machen? Er glüht, sich ihrer anzunehmen,

wie jeder junge Mann ja gern ein „armes schwaches Weib" beschützt, das nur achtzehn Jahre zählt und aller jener Eigenschaften theilhaftig ist, welche Männer anziehen. Voll dieser ritterlichen Gefühle ist er Casta auf dem Fuß nach der Küche gefolgt. Er hat beim Essen Pedrillo gelobt, und sie ihm dafür zugelächelt. Darauf baut er, daß sie ihn anhören wird.

„Meine liebe, gute Señora", ruft er, ihre Schulter leicht berührend.

Sie sieht Wolf verwundert mit ihren feuchten Augen an.

„. . . Ich möchte Sie bitten", fährt er fort, „mich einen Augenblick in mein Zimmer zu begleiten, es ist wegen der Malerei."

Sie fühlt sich so elend nach der eben erlebten Scene, daß sie gar keine Kraft hätte, zu widerstreben, wenn sie auch wollte. In seiner einschmeichelnden Art zieht er ihren Arm durch den seinen und führt sie die Treppe hinauf.

„Jetzt, meine liebe, gute Señora, bitte, setzen Sie sich auf diesen Stuhl ans Fenster."

Die herzlichen Worte des fremden Mannes, sein zutrauliches Wesen, bringen das arme Weib vollends um ihre Fassung. Das lange zurückgehaltene Schluchzen macht sich Luft. Er läßt ihr Zeit, sich auszuweinen. Und erst, nachdem sie sich etwas beruhigt, fragt er sie so theilnehmend, als habe er sie nur in seine Stube geführt, um über Clavela's Schicksal mit ihr zu berathen: „Nicht wahr, die junge Tochter ist nicht glücklich?"

Sie versucht zu reden, es will noch nicht recht im Zusammenhang gehen.

„Nein — Sie sehen ja! . . . Und könnte doch . . . aber sie hat einen harten Kopf . . . und könnte so glücklich sein, wenn sie . . . nur wollte."

„Er ist ihr wahrscheinlich zuwider . . . nicht?"

„Maria und Joseph! Es ist nun bald ein Jahr her, daß er die Erbschaft gemacht hat . . . ich spreche vom Postmeister von Infiesto, dem Vicente . . . keine Geschwister . . . alles bliebe hübsch beisammen . . . und ist ein so frommer Christ, immer die Religion voran. Ach, lieber Herr, es ist wol hart, wenn Aeltern sehen müssen, daß ihr Kind mit dem Liebsten in Feindschaft lebt, den ihr Gott nun einmal beschert hat!"

„Wenn er ihr nun aber nicht gefällt!"

„Als ob er nicht ein schöner junger Mensch wäre, wie sich ein Frauenzimmer nur einen wünschen kann. So gerade gewachsen und schlank! Und wie gut er immer riecht nach Pomade . . . und die saubern Sachen, die er anhat. Alles muß der Schneider von Oviedo machen. Hier thut's ihm keiner nach. Da fragt man wol — was will sie denn?"

„Mein liebes, bestes Mutterchen — hat Clavela nicht vielleicht einen andern lieber als Vicente?"

„Ach, mit der Liebe, spricht mein Mateos, das ist eine Einbildung, die Religion geht da vor. Ich habe ja selbst den Evariste nicht heirathen dürfen, der mein Schatz war, denn Mateos hatte das Haus, und Evariste war nur ein Knecht. So sagte mein Vater selig auch: da es unser Herrgott nun einmal so eingerichtet und dem Mateos einen eigenen Besitz gegeben hat, so müssen wir uns fügen."

„Es ist nur, daß sich nicht jede so geduldig fügen kann wie Sie! Was nützt

ihr aber Vicente's Geld, wenn sie unglücklich wird? Ueberlegen Sie sich's und sprechen Sie mit dem Mateos."

„Ich? Heiliger Antonius — wo denken Sie hin! Wenn sich mein Mateos einmal etwas vorgenommen hat, da geschieht's auch . . . und so gehört sich's. Mein Mateos spricht: weil unser Herrgott nun einmal bestimmt hat, daß die Männer so viel klüger sind als die Frauen, müssen wir ihnen auch den Willen thun. Es ist Sünde, wenn ein Kind sich wider den Vater auflehnt und an Einem hängt, der keine Religion hat. Denn wenn die Religion erst wieder eingesetzt ist, wird jeder auch wieder seinen Gehalt ausgezahlt bekommen. Darum müssen alle Rechtschaffenen zu den Karlisten stehen, die für den Glauben streiten."

„So streiten die Karlisten ja eigentlich ebenso für das Geld wie für den Glauben?"

„Gewiß", bekräftigte Casta, die in Wolf's Frage kein Arg vermuthet, „jetzt bekommt mein Mateos keinen Real, wenn er sich für die Gemeinde plagt, aber sobald die Karlisten gesiegt haben, wird ihm alles ausgezahlt."

„Also die Realen, das ist die Hauptsache — so, so! Da hab' ich gestern den Werkmeister aus Abarsuza gesehen, Felipe Trelles, der muß auch sein hübsches Stück Geld verdienen — wär' das nicht vielleicht ein Freier für Clavela?"

Sie nickt. „Und mit dem gäb's keinen Unfrieden. Aber Geld verdienen, spricht mein Mateos, das ist lange nicht so sicher, als Geld schon haben, wie Vicente. Aber so sind die Menschen — anstatt daß Felipe das Mädchen aufgibt, damit sie ihr Glück macht, möchte er sie zum Trotz behalten."

„Und Clavela möchte ihn vielleicht aus Trotz auch heirathen?"

„Ich glaub's, lieber Herr! Denn solange eine noch jung ist und die Männer ihr nachlaufen — da will sie nur immer, was ihr gerade gefällt. Aber der Pater Solano wird sie schon zur Vernunft bringen . . . endlich muß sie doch! Denn wenn der Postmeister wollte . . . mit den Briefen, die er aufmacht, und den Heimlichkeiten . . . der könnte dem Mateos eine schöne Grube graben! Ist er aber Schwiegersohn . . ."

Hier stockt sie plötzlich und — als habe sie sich verleiten lassen, mehr zu sagen, als sie sollte — sieht sie Wolf ängstlich an. „Ja, was war es nur eigentlich, was Sie mich fragen wollten? Etwas wegen des Bildes?"

Und da Wolf nun sicher ist, daß Clavela vom mütterlichen Scharfsinn keinen Beistand zu erwarten hat, beschäftigt er sich damit, seine Stube mit Casta's Hülfe, so gut es geht, in ein Atelier umzuwandeln.

VII.

Schon drei Tage ist Wolf im Hause des Schulzen. Der erste Eindruck: Schmuz, Unordnung, Willkür, hat sich bei näherer Bekanntschaft gemildert. Es herrscht ein strenges Regiment, aber es waltet auch Gerechtigkeit, obwol der Begriff des Rechts hier ein anderer ist als der Wolf geläufige. Die Mahlzeiten haben ihre regelmäßigen Stunden, und die Rangunterschiede zwischen Herren und

Knechten werden dabei gewissenhaft eingehalten. Man hat sich schnell an den Maler gewöhnt; er gilt bei den meisten für einen unschädlich Verrückten. Seiner „Profession" geht er fleißig nach, und das Porträt wäre längst beendet, wenn es auf ihn ankäme. Aber Mateos hält nichts vom Stillsitzen. Kaum ist er eingefangen und Wolf im Zuge, springt er auf, reckt die kräftigen Glieder und schreit: „Herr Maler, für das, was Ihr verzehrt, habt Ihr heut genug gearbeitet." Keine Gewalt hält ihn dann im Atelier zurück.

Er hat Wolf einen unbezahlbaren Auftritt gemacht. Nachdem der Kopf gemalt und Casta ihren „andern Mateos", namentlich aber die grünen Aufschläge der Montera hinreichend bewundert hat, kommt die Nachricht, der hochwürdigste Herr Bischof von Oviedo werde auf dem Wege zum Kirchenfest bei seinem „getreuen Mateos" einen Imbiß nehmen. Gleich reißt der Schulze die Mütze vom Kopf und fordert Wolf auf, das Bild ein Gleiches thun zu lassen, da kein guter Christ vor seinem Bischof mit bedecktem Haupt erscheinen dürfe.

„Unsinn!" ruft der empörte Wolf, „Bilder ziehen ihre Mütze nicht einmal vor dem Papste — die Montera klebt auch viel zu fest."

Mateos hat seinen Willen nicht durchgesetzt, aber das Bild und der Maler sind ihm um der „mala cortesia" willen nun verleidet.

In Casta's Gunst steht Wolf sehr hoch; sie schwört, seinesgleichen an Klugheit und Güte noch nicht gesehen zu haben, bringt ihm auch sein erstes Frühstück, die Chocolade, selbst aufs Zimmer, denn sie hat bald ausgefunden, daß er kein Fanatiker des Frühaufstehens ist. Seiner Toilette hat sie eine Milchschüssel geopfert, die sie jeden Abend mit Wasser füllt. Pedrillo läuft Wolf nach wie ein junger Hund, seit ihm dieser aus Rohr eine Pfeife geschnitten. Vicente ist zu seiner Amtsstube in Infiesto zurückgekehrt, und die rothlasirte Nase trennt ihn bei den Mahlzeiten nicht mehr von Clavela, dem „Opfer der Karlistenpolitik", wie er sie in einem Briefe nach Hause nannte.

Er hat Clavela noch nicht oft allein gesehen — aber jedesmal hat sie ihm einen lebhaftern Eindruck hinterlassen. Am ersten Abend hätte er sie beinahe umgerannt. . . . Es dämmert schon; er kommt die Treppe hinuntergeschossen, wie es seine Art ist, als sie gerade den Fuß auf die unterste Stufe setzt, Pedrillo im Arm.

„Chito!" ruft sie ihm entgegen, „wecken Sie ihn nicht! Er ist uns in der Küche eingeschlafen — Mutter denkt gleich, es fehlt ihm etwas — aber es ist nur Schlaf — ich will ihn zu Bett bringen, ehe er wieder wach wird."

„Was für ein Prachtkerl!" meint Wolf, „aber schwer! Sie können ihn kaum tragen — geben Sie her."

Sie wehrt ab — aber er ist stärker und entringt ihr das Kind, das einen Augenblick die Augen aufreißt, den Mund wie zum Weinen verzieht und dann ruhig in Wolf's Armen weiter schläft. Er folgt Clavela, die ihm voran ins Schlafzimmer der Aeltern schreitet, wo auch Pedrillo's Bett steht. Wolf will ihn hineinlegen.

„Das wäre schön! In Schuhen und Höschen!" ruft Clavela mit gedämpfter Stimme, setzt sich auf einen niedrigen Schemel und streckt Wolf ihre Arme ent-

gegen. Dieser legt ihr behutsam das Kind hinein. Wie sie es nimmt und sorgsam zu entkleiden beginnt, ist alle Leidenschaft aus ihren Zügen gewichen und sie haben den mütterlichen Ausdruck angenommen, der jedes Weib veredelt. „Madonna!" ruft Wolf unwillkürlich und bleibt bewundernd vor ihr stehen. Sie aber gibt ihm nicht Zeit zu überlegen, welcher von den vielen Madonnen, die er gesehen, sie gleicht, sondern winkt ihn gebieterisch zur Thür hinaus.

Im Vorsaal zerfließt das Madonnenbild ... nur ein vages Erinnern, daß er mit zwei kräftigen, nackten Frauenarmen um ein schlafendes Kind gerungen, bleibt von der kleinen Episode zurück.

Das zweite mal ... das war am dritten Tage nach seiner Ankunft. Er kehrt von einem Spaziergang heim und tritt in den Garten, der hinter den Gehöften liegt. Im Mittelweg ist ein großer Baum, um den eine Bank läuft; hier will er ausruhen. Erst nachdem er sich gesetzt, bemerkt er Clavela, die in einem Beete vor ihm Tomaten pflückt. Er erkennt sie nur an dem blaugestreiften Rock, denn sie hat nach Art der Bäuerinnen ein vierzipfeliges Leinentuch über den Kopf geworfen, da die Sonne noch hoch steht. Er folgt der Bewegung der Hand, welche die Frucht bricht, und freut sich, daß harte Arbeit die ursprünglich mustergültige Form noch nicht zerstört hat. Da dringen plötzlich aus der nahen Oelpresse Männerstimmen. Wolf meint, des Priesters Stimme zu erkennen, der von Oviedo zurückgekehrt ist. Beim ersten Ton hebt Clavela den Kopf, wirft das Tuch zurück, und er kann ihr ernstes, großes Auge sehen, das weit geöffnet, als könne sie durchs Auge hören, — nach der Stelle blickt, von woher die Laute kommen.

In dem Augenblick ist Wolf nur Maler, reißt sein Skizzenbuch heraus und notirt mit wenig Strichen die ausdrucksvolle Geste.

Unbewußt, daß sie als Modell dient, bleibt sie regungslos, solange die Männer sprechen — ja, erst nachdem Mateos und Solano aus der Thür der Presse getreten und sich ins Gehöft verloren haben, bückt sie sich wieder zur Arbeit.

Wolf weiß, sie muß an ihm vorbei, wenn sie ins Haus geht, und erwartet sie.

„Señorita", ruft er und erhebt sich unwillkürlich, als sie in seine Nähe kommt. Sie bleibt stehen und sieht sich um. Das Tuch hat sie verhindert, ihn sogleich zu bemerken. Dann kommt sie auf ihn zu; seit er ihr Pedrillo abgenommen, hat sie die anfängliche Scheu vor ihm verloren.

„Ach — guten Tag, Señor Retratista!"

„Was sind das für schöne, große Tomaten", sagte Wolf und ärgert sich, daß ihm nichts Besseres einfällt.

„Ja — es ist ein gutes Jahr — wir können nicht alle aufessen ... diese sind für die geistlichen Herren ..."

„So — die bekommen wahrscheinlich aus jeder Wirthschaft das Beste."

„O nein — nicht überall. Es ist eine schlimme Zeit für sie; sie haben schon lange kein Gehalt gesehen. Vater sagt, wenn es nicht so gute Christen in Cangas gäbe, müßten sie da oben verhungern ... Vater schickt viel nach der Collegiata, auch Fleisch, wenn wir schlachten."

„Und zum Dank kommen die geistlichen Herren dann in die Häuser dieser guten Christen und machen den hübschen Mädchen Angst.... Zum Dank verbieten

sie ihnen, einen jungen Mann anzusehen, der ihnen nicht fromm genug scheint — oder gar, ihn lieb zu haben."

Sie schüttelt den Kopf, als sei sie nicht einverstanden.

„Da habe ich — ehe ich hierher kam — in Covadonga . . ." — der Name will nicht recht über die Lippen, aber er muß wissen, wie sie mit Felipe dran ist —, „in Covadonga habe ich einen gewissen Felipe Trelles gesehen — ich glaube, Sie kennen ihn auch?"

„Ja —", sagt sie leise und schlägt nach einer Biene, die sich auf den Korb mit Tomaten setzen will, den sie im Arme trägt.

„. . . . Dem Felipe", fährt er langsam fort, sie fixirend, „haben die geistlichen Herren auch seinen Schatz abspenstig gemacht — wissen Sie vielleicht etwas davon?"

Clavela athmet heftig und scheucht immer noch das Insekt, ohne zu antworten.

„. . . . Der Geschmack ist verschieden, aber ich — wenn ich zu wählen hätte — zehntausendmal besser gefiele mir Felipe als dieser aufgeputzte, parfumirte Vicente."

Wolf kommt sich außerordentlich edel vor, als er Felipe so herausstreicht — sie aber steht vor ihm, die klare bronzene Haut wie mit Glut übergossen.

„Clavela — denken Sie einmal, ich wäre Ihr Freund — und wollte Ihr Bestes. Denken Sie, ich hätte den Wunsch, Ihnen zu helfen . . ." Er faßte nach ihrer Hand.

„Ich danke . . . Sie sind recht gut — aber es würde meine Qual nur größer machen."

„Haben Sie Felipe denn nicht mehr lieb?"

„Felipe und ich . . .", sagt sie leise und abgebrochen, „wir hatten uns sehr lieb . . . es ist schon eine Weile her. . . . Ich mußte immer an ihn denken . . . ich konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen — ich mußte nur immer an ihn denken . . . aber es war Sünde — er ist kein guter Christ."

„Clavela — ist es möglich! Weil der Pater Solano Ihre Hände in den seinen drückt und Ihnen sagt: es ist Sünde, an Ihren Schatz zu denken — geben Sie Felipe auf? Können Sie es denn hindern, an Felipe zu denken?"

„. . . Ich versuche . . ."

„Clavela — Sie haben ihn lieb, und können die Gedanken an ihn verhindern?"

„Ich arbeite. . . . Wenn mir in der Nacht sündige Gedanken kommen, so sage ich alle meine Gebete her . . . ich will Gott nicht erzürnen."

Er stößt ihre Hand mit einer heftigen Bewegung zurück.

„Clavela — ich — wenn ich ein Mädchen lieb hätte — und sie wäre mir auch gut . . . und ein Priester käme und sagte ihr: diese Liebe ist Sünde — du darfst an deinen Schatz nicht mehr denken! Und sie gehorchte ihm — wissen Sie, Clavela, was ich thäte? Ich verachtete das Mädchen!"

Dabei drängt ihn ein dumpfes Gefühl, die Arme um die Verachtete zu legen und sie an seine Brust zu ziehen.

Auch ihr schlägt das Herz. Heftig hebt und senkt sich das Mieder; sie besinnt

sich eine Weile, ehe sie antwortet: „Sie lesen viel in Büchern ... der Pater Solano sagt: vom Lesen kommen viele Versuchungen — selbst starke Männer können nicht immer widerstehen. Ich kann nicht lesen. ... Vorgestern habe ich dem Pater Solano versprochen, Gott nicht zu erzürnen ... und sein Versprechen, das muß man halten."

Sprachlos steht Wolf, wie sie jetzt den Kiesweg vor ihm entlang geht — er sieht sie nicht klar — es ist, als ob ein Nebel sich vor sein Auge lege, so wallt sein Blut. Mag einer edle Gefühle hegen und einem ehrlichen Burschen versprechen, daß er ihm zu einem hübschen Mädchen wieder verhelfen wolle, um das jener sich grämt: die Gefühle nehmen oft plötzlich eine ganz unnoble Richtung, wenn er täglich drei Mahlzeiten neben diesem hübschen Mädchen einnimmt. Anderntheils ist's für einen jungen Mann auch leicht gesagt: dank der Wissenschaft im 19. Jahrhundert ist man weit genug gekommen, der Natur hinter die Coulissen zu sehen, und es ist nicht erst nöthig, Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" zu lesen, um gewisse Knalleffecte der Natur in ihre Ursachen aufzulösen und sich dadurch gegen ihre Wirkungen zu wappnen. Spanische Knalleffecte dieser Gattung haben trotz der Schopenhauer'schen Analyse einen eigenen Reiz für den zweiundzwanzigjährigen Philosophen, besonders wenn er seiner Profession nach Maler ist.

(Schluß folgt.)

Zur Russificirung der Ostseeprovinzen.

Von

J. von Dorneth.

I.

Während einer langen Zeit gehörte es in Deutschland zu den vergessenen Dingen, daß die baltischen Landstriche Est-, Liv- und Kurland von den „Rittern des Kreuzes Christi"*) und den Rittern des Deutschen Ordens erobert worden sind, daß sie mehrere Jahrhunderte hindurch als deutsche Ordensländer existirt haben und hernach trotz der verschiedensten Wechselfälle und trotz des Verlustes ihrer politischen Unabhängigkeit unter dem Regiment der Nachkommen und Erben jener deutschen Ritter verblieben. Das Deutschthum der Ostseeprovinzen war so sehr in Vergessenheit gerathen, daß die baltischen Deutschen im Mutterlande Deutschland wiederholt der Bemerkung begegneten, wie sehr man sich wundere, sie ein so geläufiges Deutsch sprechen zu hören, und der Frage, welches eigentlich ihre Muttersprache sei: eine Bemerkung und Frage, welche sie übrigens heute noch öfters zu hören bekommen. Erst in dem letzten Jahrzehnt ist im Deutschen Reiche — dank dem Interesse, welches die Redactionen einzelner unserer geachtetsten Zeitschriften an den Vorgängen in den Ostseeprovinzen zu nehmen begannen — die Erinnerung wieder lebendig geworden, daß dort die Nachkommen der eigenen Vorfahren und protestantische Glaubensgenossen leben. Das neuzeitliche Vorgehen der russischen Regierung in diesen Provinzen hat ihnen endlich unter uns warme Sympathien zugewandt. Mögen sie noch zeitig genug erwacht sein, um dem dort so hart bedrängten Deutschthum und Lutherthum mit etwas anderm zu dienen als nur mit einem ehrenvollen Grabgeleite.

Es war im Jahre 1710, daß Liv- und Estland, und 1795, daß Kurland sich der russischen Herrschaft unterwarf. Doch geschah es nur gegen die eidliche Zusage Peter's des Großen und Katharina's II., daß diesen baltischen Landen ihre eigene Verfassung und Regierung, ihre eigene Rechtspflege, ihre deutsche Sprache und evangelische Religion nebst allen sonstigen Privilegien und Rechten erhalten bleiben

---

*) Auch mit Vorliebe „Schwertbrüder" genannt, nach dem Abzeichen zweier gekreuzter Schwerter auf dem Ordensmantel.

sollten. Jeder folgende Zar, bis auf Alexander III., hat dieses Gelöbniß neu beschworen.

Diese Länder, fortan in ihrer Zugehörigkeit zu Rußland die deutschen Provinzen oder die Ostseeprovinzen, auch die Baltischen Provinzen genannt, brachten die ganze germanische Loyalität in das neue Verhältniß mit. Hier war noch die Anhänglichkeit zu finden, welche in dem treuen Halten zum Landesherrn eine Pflicht und eine höchste Ehre erkennt. Auch waren die deutschen Balten loyal, ohne mit Schaustellung dieser Gesinnung vom Kaiser Lohn oder nur Anerkennung erwerben zu wollen; kein Land hat weniger Höflinge und Emporkömmlinge herangebildet als Liv-, Est- und Kurland. Die einzelnen, welche als Civil oder Militär in den sogenannten „russischen Dienst" übergingen, d. h. in den Reichsdienst außerhalb ihrer Provinzen, haben sich fast ausnahmslos die Achtung ihrer Obern und die Liebe ihrer Untergebenen erworben und „gute Carrière" gemacht; am glücklichsten haben sich die Balten aber immer im eigenen Lande bei eigenem Selbstregiment gefühlt, und auch nichts Besseres zu erstreben gewußt, als sich in ihrer baltischen engern Heimat für alle Zukunft die Existenz zu sichern, mochte auch der Posten, den sie hier schließlich bekleideten, ein sehr bescheidener sein im Vergleich zu dem, zu welchem sie sich im kaiserlichen Dienste hätten emporschwingen mögen. Ihre Loyalität trieb sie zuweilen auch zu besondern Kundgebungen. So rüstete der kurländische Adel bei Erklärung des Krimkrieges auf seine Kosten 30 seiner Söhne, Burschen von 17 bis 22 Jahren, aus, welche begeisterte Kriegerjünglinge mit einem Mentor nach Petersburg gesandt und Kaiser Nikolaus I. zur Verfügung gestellt wurden. „Die Welt soll wissen, daß wir uns ganz als Russen fühlen", sprachen sie mit geschwellter Brust — obschon sie kein einziges russisches Wort zu lautiren vermochten. Kaiser Nikolaus I. hatte seine Freude an dieser Manifestation.

„Wir fühlen uns als Russen" und „wir sind Russen", hörte man oft genug auch im gewöhnlichen Leben. Einstmals bemerkte ich einer solchen Aeußerung gegenüber: „Ob ihr Russen sein wollt oder nicht, ihr seid Deutsche, nach Abstammung, Sprache, Religion u. s. w." „Der Kaiser stammt auch von Deutschen ab und ist doch Russe", wurde mir erwidert. „Und wir wollen nichts anderes sein, als was der Kaiser ist, das ist Russen", erhob sich noch eine feine Discantstimme, die mich zum Schweigen brachte. Gegen diese ließ sich mit keiner Logik anstreiten.

Ich muß übrigens zugeben, daß alle solche Aeußerungen einer Art Hyperloyalität in die Zeiten zurückdatiren, wo Rußland als die gebietende Macht in Europa erschien und die Ostseeprovinzler im Reiche die vornehmste Stellung einnahmen, auch noch ihrer Privilegien unverkürzt genossen, während Deutschland ein sehr geringes politisches Ansehen hatte und der einzelne Deutsche in der Fremde auf keinen Schutz rechnen konnte, am wenigsten auf den seines Landesfürsten. Dabei ist es zu keiner Zeit irgendeinem der baltischen Loyalitätsschwärmer in den Sinn gekommen, ein Pseudorussenthum mit Ableugnung seiner deutschen Muttersprache und seines lutherischen Bekenntnisses vertreten zu wollen; vielmehr waren die Balten gerade deshalb so patriotisch und so kaiserlich gesinnt, weil sie sich

ihres Deutschthums und ihres Lutherthums versichert hielten. Es war das Vertrauen auf die Unantastbarkeit der ihnen gewährleisteten Rechte, welches sie mit dem Reiche in fester Zusammengehörigkeit verband.

Bis zur Mitte unsers 19. Jahrhunderts waren es nun ausschließlich die baltischen Ritterschaften, welche mit dem Grundbesitze auch die innere Verwaltung und Regierung der deutschen Provinzen in Händen hatten. Dann machten sich auch hier die Principien des Fortschritts geltend, die Principien einer möglichst humanen Vertheilung wie der Lasten so auch der Rechte unter den verschiedenen Ständen, und der baltische Adel begann sich freiwillig seiner Privilegien zu entäußern. Mitte der sechziger Jahre gab er auf ein paar einander folgenden Landtagen auch seine wichtigsten Prärogative zum Besten der andern Stände auf, sein exclusives Recht des erblichen Güterbesitzes und sein exclusives Stimmrecht, welches letztere fortan als „an den Gütern haftend" anerkannt wurde, demzufolge also auch von den nichtadeligen Gutsbesitzern ausgeübt werden durfte.

Dem baltischen Bürgerlichen wäre diese Gleichstellung längst zu wünschen gewesen, da er durchschnittlich den Edelmann an wissenschaftlicher Bildung weit übertraf und ihm in der Liebe zur Heimat nicht nachstand, während ihn seine völlige Abhängigkeit vom Adel verbitterte. Der Bauer, d. i. der Lette und Este, mußte erst herangebildet werden, um den Werth der ihm gebotenen Güter schätzen zu lernen. Der baltische Adel erwarb sich das rühmliche Verdienst, das ihm in niederer Knechtschaft unterworfene Volk zu einem freien und glücklichen emporzuheben.*) Zwischen 1813 und 1819 wurde in den Ostseeprovinzen die Aufhebung der Leibeigenschaft vollzogen. Ihr folgte eine Zeit der Frone. Dann wurden die Bauern die Pächter des noch dem Gutsherrn gehörigen Bauerlandes, bis ihnen schließlich auch das Recht ertheilt wurde, vermittels sehr erleichterter allmählicher Einzahlung des Kaufpreises die freien Besitzer der Bauerhöfe zu werden, wonach zur Zeit die Letten und Esten bereits über zwei Drittel des bäuerlichen Grundbesitzes in den Ostseeprovinzen verfügen.

Gleichzeitig haben aber auch die Ritterschaften in der selbstlosesten Weise die Mittel zur Errichtung von Seminarien zur Ausbildung von Volksschullehrern hergegeben und haben mit regem Beistand der lutherischen Prediger dafür Sorge getragen, daß mit der Zeit jede Gemeinde in den Ostseeprovinzen zu einer eigenen Schule gelangt ist. In Bezug auf Verwaltung und Justiz sind dann folgende Einrichtungen getroffen worden. Jede Bauerngemeinde verwaltet sich selbst und wählt unter ihren Mitgliedern ihr eigenes Gemeindegericht. Dieses entsendet Beisitzer in die Verwaltungsbehörde des Kirchspiels, das Kirchspielsgericht, welches die Interessen aller Grundbesitzer des Kirchspiels zu vertreten und ihre Leistungen zu bestimmen hat. Das Kirchspielsgericht hat zur höhern Instanz das Kreisgericht u. s. w. Mit Ausnahme der Gemeinderichter werden die Beamten aller Landgerichte, mit Einschluß derer der Landpolizei, von

*) Vgl. Eingehenderes in „Die Letten und ihr Anspruch auf nationale Selbständigkeit" („Unsere Zeit", 1883, I, 290 fg.).

den Großgrundbesitzern gewählt und sind demzufolge die geeignetsten Persönlichkeiten, um die wahren Interessen des Landes zu vertreten.

Die Städte haben ihr eigenes, durch den Rath repräsentirtes Regiment gehabt, welcher Rath aber seit 1877, nach der Einführung der neuen Städteordnung, dem „Stadtamt" einen Theil seiner frühern Rechte hat abtreten müssen, wonach ersterm die Rechtspflege geblieben ist, dem Stadtamt aber die Administration und die Verwaltung der Finanzen zugewiesen wurde.

Infolge dieser Einrichtungen waren gleichzeitig mit der Wohlhabenheit des Volkes seine Bildung und seine Antheilnahme an der Verwaltung des Landes fortgeschritten, die Ostseeprovinzen waren die blühendsten des Reiches und die glücklichsten geworden, und es war alle Aussicht da, daß die Dankbarkeit, welche die heutigen Letten und Esten naturgemäß ihren deutschen Wohlthätern entgegenbringen mußten, sie mit diesen immer fester zu gemeinsamem Wirken für ihre gemeinsame Heimat verband.

Da ergingen unter Nikolaus I. die ersten Erlasse zur Cultivirung der russischen Sprache auch in den baltischen Schulen und zum Gebrauch derselben bei allen Correspondenzen, welche die Ostseeprovinzen zu führen hatten, ebensowol mit den obersten Reichsbehörden, als auch mit allen übrigen Behörden außerhalb der Provinzen. Dazu kam der Ukas, nach welchem das im übrigen Reiche herrschende Gesetz, welches den Bekennern der griechisch-orthodoxen Religion den Uebertritt zu einer andern Kirche verbietet, und die Kinder aus Mischehen zwischen Griechisch-Orthodoxen und Andersgläubigen der russischen Kirche anzugehören zwingt, auch auf die Ostseeprovinzen ausgedehnt wurde.

Es ist wol zweifellos, daß diese Ukase durch die revolutionären Bewegungen der vierziger Jahre in Deutschland verschuldet wurden, indem die damit verbundenen Umsturztheorien den Kaiser mit einem heftigen Mistrauen gegen die deutsche Bildung erfüllten und den geharnischten Entschluß bewirkten, sein Reich möglichst vor den Gefahren derselben zu bewahren. Es waren dieselben Motive, welche ihn auch zu den absonderlichen Ukasen verleiteten, nach welchen 1) jeder Reisende ins Ausland eine Paßsteuer von 500 Rub. Silber jährlich zu entrichten hatte; 2) keine ausländischen Lehrer und Lehrerinnen mehr ins Land kommen durften; 3) keine der sieben Universitäten des Reiches mehr als 300 Studenten zählen durfte, in Summa also nicht mehr als 2100 Studirende auf 60 Mill. Einwohner kommen sollten. So despotisch aber auch Kaiser Nikolaus gesinnt sein und so wenig Widerspruch er ertragen mochte, so lieh er doch sein Ohr Vorstellungen, welche er auf Unparteilichkeit gegründet wußte, und gab deshalb auch denen Gehör, welche ihn darüber aufklärten, wie jene Erlasse keineswegs etwas Gutes erzielen, vielmehr nur Verwirrung und Unzufriedenheit hervorrufen würden. Demzufolge blieb der Unterricht in der russischen Sprache in den baltischen Schulen auf drei bis vier Stunden wöchentlich in jeder Klasse beschränkt, und die projectirte Einführung der russischen Correspondenz bei den baltischen Behörden wurde ganz unterlassen. Ebenso wurde die Paßsteuer vermindert. Nach wenigen Jahren durften ausländische Lehrer und Lehrerinnen wieder ins Land kommen, und die Zahl der Studenten brauchte nicht mehr eine beschränkte zu sein. Nur der Ukas zu Gunsten

der griechisch-orthodoxen Kirche blieb gültig, und die Proselytenmacherei durfte ungestraft ihr Wesen treiben.

Es war Alexander II., welcher bei stetem Wechsel zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen nachsichtsvoller Güte und barbarischer Strenge, neben den humansten die inhumansten Ukase zu erlassen vermochte, und so für die Ostseeprovinzen die Aufhebung des Gesetzes zu Gunsten der griechisch-orthodoxen Kirche befahl, gleichzeitig aber aus der Russificirung derselben mehr Ernst machen ließ. Er war im Grunde den Deutschen und der deutschen Bildung gewogen, gerieth aber mehr und mehr unter den Einfluß der panslawistischen Partei, welche unter seiner Regierung zu einer Macht erstarkte. Dem entsprechend wurde in den deutschen Schulen eine immer größere Zahl der Unterrichtsfächer der russischen Sprache zugewiesen, und 1870 erschien ein Spracherlaß, welcher mehrern Behörden der baltischen Provinzen den Schriftwechsel mit den Vorgesetzten in russischer Sprache zu führen gebot und diese bei einzelnen Regierungsbehörden als Geschäftssprache einführen ließ. Auch wurde bei Einführung der neuen Städteordnung das Deutsche als nur „bis auf weiteres zulässige Geschäftssprache" anerkannt. Endlich entschied der Reichsrath noch zu Anfang März 1883, „daß die Gerichts- und andere Behörden der Ostseegouvernements, nicht ausgeschlossen auch diejenigen, welche die Geschäfte in deutscher Sprache führen, verpflichtet seien, Gesuche und andere Papiere, die in russischer Sprache oder in einer der örtlichen Mundarten (der estnischen und lettischen) geschrieben worden, entgegenzunehmen".

Diese Angriffe seitens der Regierung auf die Institutionen der baltischen Provinzen ließen natürlich auch die Presse immer schärfer gegen die letztern vorgehen. Immer lauter erhoben sich die Stimmen, welche den Particularismus derselben „mit Rücksicht auf das Reich als etwas ganz Ungerechtfertigtes und für die Dauer Unzulässiges" erklärten. Und bald wurden sie noch von andern überboten, welche es als eine Nothwendigkeit vertraten, alle nichtrussischen Nationalitäten innerhalb des Reichsgebietes zu russificiren. Nichtsdestoweniger hat Alexander II. eine völlige Ausrottung der deutschen Sprache, des deutschen Rechts und der evangelischen Religion noch als eine moralische wie politische Ungeheuerlichkeit von sich gewiesen. Die heutige russische Regierung fürchtet sich aber auch davor nicht mehr. Sie hat für alles, was ihr unbequem wird, ihr „nitschewo".*) Worin bestehen denn die den Ostseeprovinzen beschworenen Rechte? In nichts als in ein paar Federstrichen, die — nur ein Gewissen binden können. Nitschewo!

Ich begreife nicht, wie in Deutschland die Ansicht Boden gewinnen konnte, auch Alexander III. hege deutsche Sympathien. In den Ostseeprovinzen wußte man schon längst das Gegentheil. Als er noch Thronfolger war, durfte an seinem Hofe kein deutscher Handwerker einen Verdienst finden, und in seinem Cirkel war die deutsche Sprache verpönt. Einmal kam es deshalb zu einem ganz heitern Vorfall. Der Thronfolger hatte Empfangsabend und hatte angeordnet, daß auf demselben bei 25 Rub. Silber Strafe kein Wort deutsch gesprochen werden dürfe.

*) Nichts, nichtig, keiner Beachtung werth.

Zufällig erfuhr der Kaiser davon, und da er selbst sich gern in der deutschen Sprache unterhielt, beschloß er, die ihr zugefügte Beleidigung zu rächen. Er begab sich darauf, nachdem er alle Gäste bei seinem Sohne versammelt wußte, in dessen Salons und redete sogleich den hohen Wirth selber deutsch an, worauf dieser nothgedrungen deutsch antworten mußte. Gleiches geschah mit allen den vornehmen Gästen, sodaß sich binnen wenigen Minuten die ganze Gesellschaft in deutscher Unterhaltung bewegte. Nachdem Alexander II. sein Rächeramt vollzogen, holte er lächelnd einen 25-Rubelschein hervor, übergab ihn dem Thronfolger und bemerkte: „Da ich vernommen, daß heute bei dir jede deutsche Unterhaltung mit 25 Rub. Silber gesühnt werden muß, will ich gewissenhaft meine Pön entrichten, und freue mich dabei, heute deinen Armen eine so große Ernte gesichert zu haben." Damit entfernte sich der Kaiser, die ganze Gesellschaft in höchster Verlegenheit zurücklassend.

Mit Alexander III. gelangte die Partei der Panslawisten zur Herrschaft, und die Regierung adoptirte deren politisches Programm, nach welchem alle Slawenstämme unter dem russischen Scepter vereint und alle Nationalitäten innerhalb des Reiches russificirt werden sollen. Diese panslawistische Politik mußte nach außen hin nothgedrungen das Hauptfeld ihrer Thätigkeit auf dem Balkangebiet suchen, und hierbei den alten Traum des russischen Ehrgeizes, mit Konstantinopel die Herrschaft wie über das Schwarze Meer, so über das Mittelmeer zu gewinnen, mit in ihr Programm aufnehmen; gleichzeitig mußte sie sich innerhalb des Reiches vor allem der Aufgabe zuwenden, die Ostseeprovinzen zu russificiren. Auch hat die Neuzeit gelehrt, wie enge Rußlands Verhalten in den Balkanangelegenheiten mit seinem Vorgehen in den Ostseeprovinzen zusammenhängt.

Soviel ich weiß, wurde 1857 vom Curator des moskauer Lehrbezirks und der Hochschule, Geheimrath Bachmetjew, zu Moskau das erste „Slawencomité" gegründet, das sich später in eine „Slawische Wohlthätigkeitsgesellschaft" umwandelte. Aber erst 1867 sprachen auf der großen Slawenversammlung zu Moskau, zu welcher eine bescheidene naturwissenschaftliche Ausstellung den Vorwand geboten hatte, prahlerische Redner von der Errichtung eines großen einheitlichen Slawenstaates unter russischem Scepter, welcher sich nach Asien unbegrenzt und in Europa nach Norden hin über die Ostsee und das Weiße Meer, nach Westen bis über Mähren und Böhmen, nach Süden über das Schwarze Meer und das Mittelländische Meer hinaus erstrecken, und welches entgegen der romanischen und germanischen Cultur seine eigene slawische schaffen und ganz Europa seine Befehle ertheilen sollte. Nur die Polen fehlten in dieser Versammlung, wie der Panslawistenführer Aksakow erklärte, „gemäß ihrer freiwilligen Ausschließung". Als aber der Czechenführer Rieger ermahnte, Rußland solle den Polen gegenüber die Liebe walten lassen, erhob sich der Fanatiker Tscherkasky und sagte, daß Rußland im Jahre 1815 Polens Freiheit geschaffen, Polen aber durch seine Aufstände von 1830 und 1863 diese Freiheit verwirkt habe und fortan auf jede Sonderexistenz verzichten und erst reuig als verlorener Sohn unter das Dach des Vaterhauses zurückkehren müsse, sollen ihm die Arme geöffnet werden.

Seitdem haben sich wieder manche Stimmen im Heere der Slawophilen für die Polen erhoben. Noch ist die Versöhnung nicht vollzogen, doch wird sie von denen weiter erstrebt, welche begriffen haben, daß kein Zwist schlimmer ist als ein Bruderzwist.

Die zu Moskau gestiftete große Slawenverbindung hat nun seit ihrer Begründung nicht aufgehört, aus den Centren des Reiches ihre Fäden mit Spinnenbehendigkeit hin und her nach den Peripherien und zurück und ringsum zu ziehen, und die Erfolge dieser Spinnerei sind auch in Deutschland schon klar genug in dem Auftreten der slawischen Völkerschaften des österreichischen Kaiserreichs zu Tage gekommen, wo wir das Deutschthum im deutschen Staate mehr und mehr bedrängt, ja verhetzt sehen.

Der Hauptsieg mußte aber doch auf dem Boden der Balkanstaaten errungen werden, weshalb sich Rußland seit den letzten anderthalb Decennien immer tiefer in alle Angelegenheiten der Balkanstaaten eingemischt hat. Auch gewann es mehr denn einmal das Ansehen, als wollten sich die streitbaren Männer aller der christlichen Völkerschaften, welche unter der türkischen Miswirthschaft gelitten, zur russischen Fahne scharen, um ihr nach Stambul zu folgen, den Sultan über die Dardanellen nach Asien hinüberzujagen und mit Aufpflanzung des griechischen Kreuzes an Stelle des Halbmondes auf den Zinnen der einstigen griechisch-orthodoxen Hauptstadt den rechtgläubigen Zaren als Herrscher zu proclamiren. Doch so handgreiflich nahe dieser Preis oftmals erscheinen mochte: er wurde seither nicht erfaßt, weil die westlichen europäischen Großstaaten von einer Generation zur andern die Politik vertheidigt haben, daß das europäische Gleichgewicht die Erhaltung der Türkenherrschaft in Konstantinopel bedinge.

Vor wenigen Jahren gedachte Rußland trotzdem seine Absichten durchzuführen, begann unter dem Aushängeschild einer Beschützung der mishandelten christlichen Völkerschaften den Krieg mit der Türkei und errang durch den Sieg bei Plewna den Frieden von San-Stefano 1878, welcher dem Zaren Konstantinopel freilich noch nicht überlieferte, aber deutlich zwischen den Zeilen lesen ließ, daß der Sultan es allernächstens werde räumen müssen. Da trat die Conferenz zu Berlin zusammen, und der Frieden von San-Stefano ward durchstrichen.

Es ist begreiflich, daß die Russen darüber in einen Zorn geriethen, der auf Rache sann. Dieser Zorn richtete sich aber vor allem gegen Deutschland als den alten Bundesgenossen, oder vielmehr als den frühern alten Knecht der russischen Politik, den man trotz seines Emporkommens doch nicht für kühn genug gehalten hatte, es seinerseits nicht dulden zu wollen, daß sich seinem natürlichen Verbündeten Oesterreich ein so gefährlicher Nachbar aufdrängte. Und durfte der Zorn nicht sofort ausbrechen, mußte er noch vor zwei Jahren das veranstaltete Kriegsgerassel wieder einstellen, so fraß er um so bedenklicher im Russenherzen fort, hohnlachte heimlich aller nach außen entbotenen Freundschafts- und Friedensversicherungen und fand den Ausweg, sich zunächst über die wehrlosen russisch-deutschen Ostseeprovinzen zu ergießen, den Mitträgern derselben deutschen Cultur und derselben, die Denkfreiheit fördernden protestantischen Confession, gegen welche der

Slawophile vor allem den Vernichtungskrieg beschlossen hat. Obendrein dünkt es ihm unzweifelhaft, daß im Fall eines ernsten Conflicts zwischen Rußland und Deutschland die Sympathien der Ostseeprovinzen sich dem Mutterlande zuwenden würden, mochten sie auch seither den Zaren noch so mannichfache Beweise ihrer Loyalität gegeben haben. Darum zunächst Deutschthum und Lutherthum hinaus aus den Ostseeprovinzen!

Nun kamen die panslawistischen Sendboten in die Provinzen und begannen ihr Verdächtigungs- und Hetzamt zwischen Letten, Esten und Deutschen. Dann kamen die Proselytenmacher ins Land und suchten, wie es gelingen mochte, die Aermern und Unwissendern im Volke, sei es durch Versprechungen, sei es durch Drohungen, zum Uebertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche zu beschwatzen; es kamen die Brandstifter und setzten mit Vorliebe den rothen Hahn auf die gefüllten Speicher, zu Anfang nur auf die der Deutschen, hernach, bei gesteigertem Vergnügen an solchem glänzenden Spaß, auch auf die Speicher der Letten und Esten, welche nach Wohlhabenheit und Bildung eine bevorzugte Stellung einnahmen. Und dann traf am 13. Mai 1883 der für Liv- und Kurland zum Revisor ernannte Staatsrath Manassein in Riga ein und brachte den Beginn einer neuen Aera.

Ein kurländischer Edelmann zeichnete uns den frühern Revisor und jetzigen Justizminister als eine jedenfalls hervorragende Persönlichkeit, als einen mit großen Verstandesmitteln begabten und gewandten, dabei vielseitig unterrichteten Mann, der überdies eine außerordentliche Arbeitskraft bethätige. Auch soll er bei der eigenen Leistungsfähigkeit mit Scharfblick zu seinem Dienste nur solche Männer wählen, die ihrerseits Außergewöhnliches zu leisten vermögen.

Der Revisor Manassein hatte nun außer mit den Gouverneuren und übrigen höhern Regierungsbeamten, zumeist mit den Ritterschaften zu verkehren, und es wäre wol gerathen gewesen, daß sich die Repräsentanten der deutschen Balten ihm gegenüber nicht sowol „ohne Falsch wie die Tauben, als klug wie die Schlangen" benommen hätten. Aber ein jeder von ihnen benahm sich, wie es ihm recht war.

Heute steht der estländische Adel dem livländischen und kurländischen in der Wohlhabenheit nach. Dabei hat er inmitten einer schon halb russificirten Bevölkerung den schwersten Posten. Die ganze östliche Langseite des Landes ist von echt russischem Gebiet begrenzt, und genug der Leiden sind ihm bereits von dort herübergekommen. Er lebt durchschnittlich fleißig und eingeschränkt, ist entgegenkommender als der Livländer, und verschlossener als der Kurländer.

Der livländische Edelmann ist wol unter den „Ostseebaronen"*) der wissenschaftlich gebildetste und besitzt städtischen Anstrich. Der stete Verkehr des livländischen Großgrundbesitzers mit der Universität Dorpat und mit der einflußreichen Handelsstadt Riga verfehlt nicht, ihn mit allen wichtigern Vorgängen auf den Gebieten der Wissenschaften und des Welthandels bekannt zu machen — sei es auch in vielen Fällen nur oberflächlich, und im Verkehr mit den Professoren wie mit den Patriciern der Kaufmannschaft hat er sich bei steter Wahrung des

*) Diese Bezeichnung ist erst neuerdings russischerseits aufgekommen.

Bewußtseins seiner edelmännischen Vorrechte seine, aber auch gemessene Umgangsformen mit einem Schimmer von Hochmuth angeeignet.

Der kurländische Adelige hat sich die vielen Generationen herab als echter Landedelmann erhalten. In geselligen Formen erzogen, zeigt er sich dabei in allen Bewegungen frei, ungezwungen. In seinem abgeschlossenen „Gottesländchen" verkehrt er weder mit Gelehrten noch mit Handelsherren, sondern nur unter sich, mit eingeschlossen die bürgerlichen Prediger und Aerzte. Selbst auf Reisen bringt ihn sein natürlicher Instinct immer wieder zu seinen Landsleuten, und alle seine Reisevergnügungen concentriren sich für ihn in dem Zusammensein mit Kurländern. Auf seinen Gütern ist er thätig in Wald, Feld und Wiese, ist gastfrei, jovial, zeichnet sich in der Unterhaltung durch guten Mutterwitz aus und überläßt seinen Damen, mit den Romanen auch die wissenschaftlichen Bücher zu lesen, für die er kein Interesse hat. Nebenher ist er sehr stolz auf seinen Adel, doch ganz ohne Dünkel. Sein Princip ist, sich nicht zu geniren.

Der Staatsrath Manassein hatte es mit dem livländischen und mit dem kurländischen Adel zu thun.

Und fein, gemessen und hochmüthig begegnete der livländische Adel auch dem Revisor, und immer gemessener und immer hochmüthiger, je mehr er Se. Excellenz als nicht edelmännisch gesinnt erfand, vielmehr als der Intrigue pflegend, was er sich schließlich auch erlaubte ihm nachzuweisen. Er erzeigte dem mächtigen Vorkämpfer des Panslawismus nur die officiell gebotenen Artigkeiten und hielt ihn möglichst von allen privaten Gesellschaftskreisen fern. Ja, ein paar Familien, welche sich durch verwandtschaftliche Beziehungen zu einer Art freundlichem Verkehr mit dem Revisor veranlaßt fanden, verfielen dem Mistrauensvotum ihrer Standesgenossen: „Russisch gesinnt", obschon es kaum bessere Deutsche geben mag.

Der kurländische Adel erwies sich weder respectwidrig noch respectvoll. „Pfui*), was sollen wir uns seinetwegen geniren", blieb auch dem Revisor gegenüber sein Wahlspruch. Auch zeigten sich die kurländischen Herren, gleichwie die livländischen, durchaus nicht verlegen, ihre völlige Unkenntniß des Russischen an den Tag zu legen, vielmehr schienen sie es als selbstverständlich anzunehmen, daß der Revisor und seine Beamten sich bei ihnen der deutschen Sprache befleißigten. „Pfui, was sollen wir uns geniren!"

Die Klugheit hätte wahrlich anderes geboten. Das Leben belehrt uns oft genug darüber, wie nichts gehässiger empfunden und nichts schwerer gerächt wird als verletzte Eitelkeit. Vielleicht hätte Manassein's Deutschenhaß durch etwas geschmeidigeres Verhalten der Balten eine Veränderung erfahren? Vielleicht! Wir müssen indessen zugeben, ein sehr zweifelhaftes „Vielleicht", da Manassein eine große compacte Masse principieller Deutschenhasser hinter sich stehen hat. Und wer wollte am Ende die ehrenwerthen Balten deshalb tadeln, weil ihnen die Klugheit so fern liegt — falsch zu sein?

---

*) Lieblingsausruf der Kurländer. Bei ihnen drückt das „Pfui" aber durchaus nicht die Empfindung des Widerwillens und des Abscheus aus, vielmehr ist es gleichbedeutend mit „Nicht doch", „Bitte, ja nicht".

Der wohlgeschulte Staatsrath ließ zur Zeit keine Empfindlichkeit merken; dagegen geschah alles, um durch seine eigene und seiner Beamten Thätigkeit die baltischen Grundbesitzer und Beamten, die Landleute und Städter in fortgesetzter Aufregung zu erhalten. Die Arbeitskraft der russischen Revisoren erwies sich als eine außerordentliche. So kamen z. B. vier oder fünf derselben nach dem kurländischen Städtchen Talssen zur Revision der dortigen Justizbehörde. Sie trafen hier mittags ein, wurden von den Herren der Behörde mit einem officiellen Essen bewirthet und gingen dann, gegen 5 Uhr nachmittags, an die Revision von mehr als 200 Acten. Nachdem die deutschen Beamten ihnen diese Schriftmassen eingehändigt, überließen sie die Herren Revisoren sich selber und bespöttelten unter sich im voraus das Resultat dieser Thätigkeit, da jene Herren schon in der Frühe des folgenden Tages ihre Reise fortsetzen sollten. Die russischen Beamten arbeiteten jedoch die ganze Nacht durch bis 9 Uhr morgens, wo sie dann die 200 Acten als geprüft zurückgaben, und die deutschen Herren sich überzeugen konnten, daß die Stöße von Schriftstücken nicht blos leichthin durchblättert, sondern ernsthaft Seite für Seite geprüft waren, indem sich eine Fülle von Randbemerkungen aufgezeichnet fanden.

Man denke sich nun das Glück der Herrn Revisoren, als sie bei dem vielen vergeblichen Suchen nach tadelnswerthen Einrichtungen und Vorgängen auch auf ein paar Dinge stießen, welche wahrheitsgemäß als veraltet und unstatthaft bezeichnet werden durften. Sie fanden, daß das Gerichtsverfahren in den baltischen Provinzen noch heute zum Theil auf Gewohnheitsrechten begründet ist, von welchen nur im Fall der Verlegenheit zum Römischen Recht übergegangen wird. In Kurland hat erst vor kaum 30 oder 40 Jahren ein Herr von Rummel sich das Verdienst erworben, diese Gewohnheitsrechte in ein Sammelbuch zu bringen. Sie sind aus den Verhältnissen des Landes herausgewachsen, und ebendeshalb vermögen keine andern denselben besser zu entsprechen. Gleichviel, diese Art Rechtsverfahren weicht jedenfalls von dem zur Zeit in den civilisirten Staaten allgemein üblichen sehr ab. Dann fanden die Revisoren in Kurland, daß die Assessorenstellen an den Polizeibehörden nach großer Mehrzahl von unexaminirten Leuten besetzt waren, ja selbst von Leuten, die keine Secunda absolvirt hatten. Es heißt nämlich im Lande: „So'n Assessor braucht ja nur wenig zu wissen. Er muß die Wege revidiren und darauf halten, daß zur gegebenen Gelegenheit die Bauern ihre «Schießpferde»*) stellen", auf welches bischen nöthige Verständniß hin die adeligen Familien sich veranlaßt gefunden haben, ihre einfältigsten Söhne zu Hauptmannsgerichtsassessoren an den Polizeibehörden zu empfehlen. Vor 30 bis 35 Jahren wurde freilich auf einem Landtage zu Mitau von einem Freiherrn von der Brinken der Antrag gestellt und angenommen, daß künftighin niemand als Assessor angestellt werden sollte, der nicht die Maturitätsreife erlangt habe. Was half es? Der Landtagsbeschluß vermochte nie Gültigkeit zu erlangen, weil die meisten der jungen Edelleute, welche vermöge ihrer Adelsprivilegien das alleinige Recht auf die erwähnten Posten hatten, den Proceß des Lernens als eine ganz un-

*) Relaispferde.

gerechtfertigte Vergewaltigung des Gehirns ansahen und deshalb nach wie vor, in Ermangelung Examinirter, Unexaminirte auf den Wahllisten zum Hauptmanns-gerichtsassessor blieben.

Diese Assessoren haben nun wirklich seither nicht viel mehr zu thun gehabt, als die Wege zu revidiren und die „Schießpferde" zu bestellen — denn die schriftlichen Arbeiten haben die Secretäre besorgt. Etwas mehr hat es aber doch zuweilen zu thun gegeben, und dies „Etwas" ist dann das Wichtigste gewesen, z. B. bei etwa stattfindenden Ausschreitungen oder Verbrechen die Voruntersuchungen zu leiten. Solche Fälle sind indessen bis zu Manassein's Zeiten so selten in den baltischen Landen vorgekommen, daß der Unexaminirte sich auch in diesen Fällen immer die nöthige Aushülfe, wenn nicht beim Secretär der Behörde, so bei seinem Hauptmann schaffen konnte, welcher letztere schon aus Familienrücksichten in dem familienverbundenen Lande seinen Assessor zwischen den ihm unbekannten Klippen der Rechtswissenschaft hindurchzulaviren suchte. Ueber den Assessor hinaus ist aber des Unexaminirten Ehrgeiz nicht gegangen.

Wie es sich übrigens damit verhalten haben mag, es bleibt unleugbar, daß der kurländische Adel mit Fernhaltung jeder Concurrenz seitens der Bürgerlichen die Stellen der Hauptmannsgerichtsassessoren quasi zu Sinecuren für die Geistesträgen und Lernscheuen unter seinen Söhnen hat werden lassen, und ebenso unleugbar ist es, daß dies Armuthszeugniß für die Durchschnittssumme des positiven Wissens unter den jungen Edelleuten, welches Manassein hiermit ganz officiell ausgestellt fand, ihm den Anhaltspunkt zur Anklage geboten hat, „daß in den baltischen Landen noch die brutale Herrschaft eines nur seinen eigenen Interessen dienenden Adels geübt werde".

Es sind nicht blos die Begehungssünden, es sind auch die Unterlassungssünden, welche früher oder später gesühnt werden müssen.

Der Revisor und seine Beamten fanden aber noch anderes, sie fanden nämlich auf ihren Rundfahrten an zwei oder drei Orten keinen einzigen der Angestellten vor. Das eine mal waren dieselben alle auf der Jagd, das andere mal machten ein paar ein Diner in der Stadt mit, ein anderer war zu seiner Braut gefahren u. s. w. Die hernach vorgebrachten Entschuldigungen waren höchst ungenügend. Andererseits durfte der Revisor nicht annehmen, daß die Herren sich einen Spaß damit gemacht, „den greulichen Kerl ein wenig zu chicaniren". Schließlich sollte er doch das Sprichwart für sich haben: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Während der Russe in rasch emporgewachsener und deshalb überreizter Selbstschätzung der germanischen Cultur den Krieg erklärt hat, obschon er ihr zumeist seine jetzige Bildung verdankt, und diese Bildung sich auch erst unter den höhern Schichten der Gesellschaft auszubreiten begonnen hat, das Volk aber noch unberührt von ihr geblieben ist, darüber hat der baltische Deutsche sich im Bewußtsein seines seitherigen intellectuellen Vorranges vor dem slawischen Halbbruder im Reiche gar behaglich eingewiegt und hat versäumt, sich zu etwaigem Ringkampfe mit dem stets eifersüchtigen Riesen die erforderliche Uebung in allen geistigen Waffen zu bewahren. Um so schlimmer stehen jetzt die Sachen für ihn.

Manassein hat seinen Aufenthalt in den Ostseeprovinzen gründlich ausgenutzt, um mit dem scharfblickenden Rassenhaß und mit der intriguirenden Schlauheit des Orientalen die Macht des Deutschthums nach seiner Stärke wie nach seiner Schwäche zu erforschen. Die Stärke desselben beruhte nun hauptsächlich auf der Rechtschaffenheit und auf der so viel höhern Bildung des deutschen Balten, welche diesem die Achtung und das Vertrauen des Volkes sicherten; außerdem stützte es sich auf die feste Verbindung mit den Letten und Esten durch dasselbe religiöse Bekenntniß, und auf deren Dankbarkeit für die ihnen gewährten Mittel, sich zu gleicher Bildungsstufe und gleichen politischen Rechten mit den Deutschen emporzuarbeiten. In den Ostseeprovinzen vermochte deshalb das bloße Aufhetzen der Letten und Esten gegen die Deutschen nicht mehr zu dem gewünschten Ziel zu führen. Freilich galt es noch immer, den baltischen Bauern vor allem jedes Gefühl der Anhänglichkeit an seine frühern deutschen Herren wegzuschwatzen und ihn statt dessen mit Mistrauen und Neid gegen diese zu erfüllen; gleichzeitig mußte er aber auch der deutschen Bildung und der lutherischen Religion abwendig gemacht werden. Das war nun nicht ganz leicht. Manassein's Sendboten fanden sich höchst unangenehm davon betroffen, in diesen deutschen Provinzen eine so rationelle Landwirthschaft, eine solche Wohlhabenheit unter dem Volke und eine solche Zufriedenheit mit Verwaltung und Justiz zu finden. Bei ernstem Eifer für eine Sache läßt sich indessen vieles erreichen. Und leider ist der Eifer für eine böse Sache oft viel gewaltiger als der für eine gute. Manassein's Wirksamkeit trug den Charakter, als triebe sie der Böse mit seinem höllischen Feuer an. Die Revisoren zogen allerlei verrufene Winkeladvocaten heran und beriethen mit ihnen, wie da, wo keine Unzufriedenheit war, eine solche immerhin durch Vorspiegelungen erreichbarer besserer Zustände hervorgerufen werden könne, bis 10—12000 Bittschriften um Ertheilung von Land, um Erlaß vom Antheil an den Gemeindelasten u. s. w. zusammengebracht waren. Die Advocaten zogen geradezu die vorübergehenden Bauern in ihr Local, erboten sich, ihnen Beschwerden und Bittschriften aufzusetzen, und dictirten den Leuten ungerechte und ungereimte Klagen und Wünsche, von denen sie nichts gewußt.

Da trat unversehens bei Hofe ein Umschwung der Ansichten ein, die conservative nationale Partei entwand der panslawistischen Umsturzpartei das Heft, der Minister Ignatjew wurde gestürzt, Tolstoy kam an seine Stelle und Manassein wurde nach Petersburg zurückberufen, um dort, wie es hieß, für sein übereifriges Vorgehen in den Ostseeprovinzen einen ernsten Verweis zu erhalten. Die Balten jubelten; sie glaubten nun, daß auch des Revisors Wirksamkeit ihrer weitern Folgen beraubt sein würde, und hofften wieder auf bessere Tage.

Und wahrlich, nicht blos die Ostseeprovinzler, jeder wahre Patriot mußte unter „den bessern Tagen", die für ganz Rußland zu ersehnen sind, solche herbeiwünschen, wo endlich einmal ein besonnenes, gerecht abwägendes Urtheil die Staatsmaschine lenkt und sich vor allem der Förderung des innern Wohls im Reich zuwendet nach seinen Gesammtinteressen ebensowol wie nach den speciellen der einzelnen Gouvernements.

Die Hoffnung der Ostseeprovinzler sollte nicht lange währen. Manassein hatte sich beim Abschied gelobt: „Ihr Balten sollt doch noch russisch sprechen und russisch beten lernen", und für die Verwirklichung dieses Gelöbnisses hatte jeder gute Slawophile im Reiche mit zu bürgen.

Auch hörte die deutschfeindliche Partei nicht auf, in der Residenzstadt wie am Hofe selbst alle ihre Treffer auszuspielen, um ihren Bestrebungen das nöthige Operationsterrain zu schaffen, und die Balten merkten ihre fortdauernde Wirksamkeit an den fortgehenden Angriffen auf die deutschen Behörden und Schulen. Die Miserfolge der russischen Politik in der Balkanangelegenheit sollten ein Wesentliches dazu beitragen, die Ostseeprovinzen ihren Feinden auszuliefern.

Plötzlich stand ein mit Ostrumelien vereinigtes Bulgarien da, ohne daß Rußland an seiner Gestaltung theilgenommen hätte. Ein vereinigtes Bulgarien, durch Rußland hergestellt und unter Rußlands Oberhoheit stehend: das mußte mit Nothwendigkeit, ob bald, ob später, zur Verschmelzung dieses Bulgarien mit dem gewaltigen Rußland führen, und danach mit Nothwendigkeit Konstantinopel nach sich ziehen. Aber ein Bulgarien, das durch die während des Russisch-Türkischen Krieges und nach demselben erlittene herrische Behandlung und Erpressung seitens seiner russischen Beschützer diese fürchten gelernt und das sich nun auf eigene Hand zu einem von Rußland unabhängigen Staat mit einem deutschen Fürstenhaupt erheben wollte, das mußte mit Nothwendigkeit dazu führen, daß es bei den Westmächten Schutz suchte und daß es Deutschlands Bundesgenosse wurde. Das forderte Sühne!

Die Züchtigung jedoch, welche Rußland dem unbequem gewordenen Fürsten Alexander zutheil werden ließ, wirkte durchaus nicht einschüchternd, vielmehr wurde sie für Rußland selbst zu einer „Blamage". Da galt es, die Schlappe, welche die panslawistische Politik auf dem Balkangebiet erlitten, anderwärts gut zu machen, wozu die Ostseeprovinzen nach wie vor das zunächstliegende Gebiet darboten.

Seit Anfang September ging die Regierung immer entschiedener gegen die baltischen Institutionen vor und wurde dabei von der russischen Presse aufs lebhafteste unterstützt. Ein gleichlautender Erlaß der drei baltischen Gouverneure vom 16. Aug. 1885 ordnete bereits für verschiedene Behörden die Correspondenz in russischer Sprache an. Die Stadtverordnetenversammlung in Mitau beschloß Anfang September, einstweilen die Mittel zur Besoldung eines zweiten Translateurs herzugeben, über die Vorschrift jedoch beim Dirigirenden Senat Beschwerde zu führen. Dasselbe that der rigaische Rath. Der revaler Rath verweigerte die Annahme der ihm in russischer Sprache zugeschickten Polizeiprotokolle. Aber jeder Tag brachte neue Befehle zur Ausweisung der deutschen Geschäftssprache aus dieser und jener Behörde, in genügender Vorbereitung zu dem berüchtigten umfassenden Spracherlaß, welcher den 14./20. Sept. erfolgen sollte. In diesem allerhöchsten Ukas vom 14. Sept. 1885 übergab Alexander III. dem Senat die Ausführung folgender Regeln, „mit Abänderung, Ergänzung und Aufhebung aller denselben widersprechenden frühern Erlasse seitens der Regierung wie der örtlichen Gesetze":

„1) Die Gouverneure und alle Regierungsinstitutionen Liv-, Est- und Kurlands — ausgenommen die unten im Punkt 3 genannten — verhandeln und führen ihren Schriftwechsel in russischer Sprache. Von dieser Regel sind nicht ausgenommen diejenigen Fälle, wo an den genannten Institutionen Amtspersonen aus dem örtlichen Wahldienst theilnehmen. 2) Obiger Regel über Verhandlung und Schriftwechsel in russischer Sprache unterliegen auch die Gouvernements-Bauerncommissionen, sowie die auf Grund besonderer örtlicher Gesetze errichteten Regierungsbehörden der baltischen Gouvernements, welche theils aus Wahlbeamten, theils aus Personen bestehen, welche die Regierung ernannt hat. 3) Alle diejenigen Behörden und Autoritäten, welche gemäß dem Provinzialrecht der Ostseeprovinzen ihre Verhandlungen und ihren innern Schriftwechsel in deutscher, lettischer oder estnischer Sprache auf bestehender gesetzlicher Grundlage führen*), müssen sowol mit den höhern Regierungsinstitutionen wie mit allen außerhalb der Provinzen befindlichen Institutionen die Correspondenz in russischer Sprache führen, auch alle bei ihnen einlaufenden Papiere in russischer Sprache entgegennehmen; jedoch können sie im Verkehr mit den 1) und 2) genannten Behörden und Personen den diesen zuzufertigenden russischen Originalen Uebersetzungen in deutscher, lettischer und estnischer Sprache beifügen. 4) In allen Sitzungen der Behörden der Ostseeprovinzen werden Berathungen in der Sprache ihrer Geschäftsführung gehalten."

Infolge dieses Sprachgesetzes erschienen schon seit dem 15. Oct. die Gouvernementszeitungen von Est-, Liv- und Kurland, welche früher neben dem russischen auch den deutschen Titel führten, allein unter dem russischen.

Die lettischen Gemeindeverwaltungen erhielten vom Gouverneur Fragebogen, in russischer Sprache abgefaßt, die sie russisch beantworten mußten. Die Postcomptoirs nahmen von den Behörden und sonstigen öffentlichen Institutionen nur solche Adressen an, die in russischer Sprache geschrieben waren, und lieferten recommandirte und Werthbriefe auch an Privatpersonen nur gegen russische Quittungen aus.

Kurz, ebenso rasch das famose Sprachgesetz zu Papier gebracht worden war, sollte auch die Kenntniß der russischen Sprache in die baltischen Köpfe geschafft sein. Oder hatte man gerade darauf gerechnet, daß letzteres unmöglich war? Um dem Ausländer die Sache begreiflich zu machen, muß ich nämlich bemerken, daß das Volk in den Ostseeprovinzen vom Russischen ungefähr ebenso viel weiß wie der norddeutsche Bauer vom Französischen. Auch von der geringsten Schulung in der russischen Schriftsprache ist seither nicht die Rede gewesen, da in der Volksschule bis zur gegenwärtigen Zeit nur in der estnischen und lettischen Sprache gelehrt worden ist, und die ganz eigenartigen russischen Buchstabenzeichen die Aneignung einer Kenntniß derselben, ebensowol der gedruckten wie der geschriebenen, auf privatem Wege sehr erschweren. Man denke sich nun die Verwirrung, die mit diesem Sprachgesetz heraufbeschworen ist. In den höhern deutschen Behörden sind bereits Translateure angestellt, und

*) Das sind alle die obersten Gerichtsbehörden, die Landesgerichtsbehörden erster Instanz und die Behörden und Personen, die zur Landpolizei gehören.

da diese Behörden ihren Sitz in den Städten haben, wird es ihnen möglich, die jetzt eventuell fehlenden Kräfte herbeizuziehen. Mit einem mal sollen aber auch die Vorsteher der bäuerlichen Gemeinden alle Berichte an die obern Behörden im Russischen einreichen, wissen selbst das Russische weder zu schreiben, noch zu lesen, noch zu sprechen, und vermögen auch keine Uebersetzer aufzutreiben, da im Lande nur wenige Russen zerstreut leben und von diesen wiederum nur einzelne in den örtlichen Sprachen so bewandert sind, um sich mit dem Amt eines Uebersetzers befassen zu können. Ein aufgeregtes Durcheinander, eine allseitig gereizte Stimmung, verzweifelte Bemühungen, um sich aus dem plötzlich überkommenen Nothstande herauszuarbeiten, das Fehlschlagen zahlloser Versuche und fulminante Drohbriefe seitens der Gouvernementsbehörden, wird das Sprachgesetz nicht befolgt, mögen die Schuldigen auch noch so unschuldig dabei sein: dies sind die Folgen, die sich sofort geltend gemacht haben. Die Beamten waren demnach nicht nur berechtigt, sie waren verpflichtet, gegen diesen Ukas Protest zu erheben, was auch die Häupter der höhern deutschen Behörden thaten. Wer aber nicht unbedingt gehorsam war, wurde sofort bestraft; wer ein Bedenken äußerte, verfiel schlimmerer Strafe; wer gar die Rechte der Provinzen zu vertreten wagte, wurde auf Sibirien angeklagt, ein Verfahren, das seitdem in den Provinzen ganz üblich geworden ist.

Die Stadthäupter von Reval und Riga wurden „wegen Nichterfüllung des Senatsbeschlusses in Sachen der Einführung des Russischen als Geschäftssprache" auf directen Befehl des Kaisers dem Gericht übergeben, unter welchem sie sich noch befinden, indem die für ihre Angelegenheit eingesetzte Commission alle Ukase durchspürt, um einen zu finden, der für solchen Fall „Sibirien" verhängt. Widerstand gegen des Kaisers Befehl, das ist es, was in jedem Fall „Sibirien" verdienen muß. Stadthauptmann Büngner aus Riga ist nahe den Siebzigern. Man denke sich den Greis nach Sibirien pilgernd, um dort, geschieden von allen den Seinigen, das einsame Grab eines Verbrechers zu finden — blos weil er das Recht vertreten hat!

Um gleichen Vergehens willen sind die beiden Glieder der Wehrpflichtsbehörde zu Riga, Bergengrün und Lösewitz, dem Gericht übergeben worden. Ebenso der Directorcollege E. Joelsohn in Friedrichstadt. Und diesen sind andere Märtyrer des Rechtes gefolgt.

In Uebereinstimmung mit der Verdrängung der deutschen Geschäftssprache aus den baltischen Behörden befinden sich die Erlasse des Curators des dorpater Lehrbezirks. Ein curatorisches Circular vom 28. Aug. 1885 verordnete für die Gymnasien des dorpatschen Lehrbezirks folgende Stunden in russischer Sprache zu ertheilen: wöchentlich 3 Stunden in der Geographie, 6 Stunden in der Geschichte Rußlands und 35 russische Sprachstunden, und in der Vorbereitungsschule allen Anschauungsunterricht. Ferner „sollen in den obern Klassen die Uebersetzungen aus dem Russischen ins Deutsche möglichst den Lehrern der deutschen Sprache zugewandt werden". Eine andere amtliche Kundgebung des Curators Kapustin befiehlt, daß die Prüfungen zur Erlangung des ersten Klassenranges ausschließlich in russischer Sprache abgehalten werden müssen, und nur bei dem unter seiner

Verwaltung stehenden Examinationscomité in Riga, beim revalschen russischen Alexander-Gymnasium und bei den russischen Stadtschulen in Reval, Dorpat, Mitau und Jakobstadt.

Mit der deutschen Sprache sollte aber auch die „deutsche Religion", d. i. das lutherische Bekenntniß, verdrängt werden. Alexander II. hatte das Gebot, welches die griechische Confession allen Kindern gemischter Ehen aufdrängt, für die Ostseeprovinzen aufgehoben; Alexander III. hat ihm neue Gesetzeskraft verliehen, obschon damit jedem Begriff einer wahren religiösen Ueberzeugung Hohn gesprochen ist und die griechisch-orthodoxe Confession von den eigenen Bekennern in den Miscredit gebracht wird, als sei sie nur als eine Art Spanischer Stiefel den Seelen anzuziehen. Mit dieser Zwangsmaßregel wird dem Lutherthum der gebildeten Klassen nur wenig Schaden geschehen. Die Lutheraner, welche sich des Unterschiedes zwischen dem lutherischen und dem griechisch-orthodoxen Bekenntniß klar bewußt sind, werden vor jeder ehelichen Verbindung mit Personen „russischen Glaubens" zurückschrecken, und manches Liebesglück und manches Lebensglück wird dem geopfert werden. Anders steht es mit dem so viel leichter durch falsche Behauptungen, durch blendende Vorspiegelungen oder auch durch Drohungen zu bethörenden Volke.

Ein neuer Eifer belebt jetzt die Popen. Gutmüthige, anspruchslose Popen, von denen nur selten einer den Ehrgeiz gehabt, durch etwas anderes als durch das bei der Ordination erhaltene geweihte Gewand nebst geweihtem Ring Respect einzuflößen, sollten in den Ostseeprovinzen zu wichtigen Persönlichkeiten werden. Es sind in diesen lutherischen Provinzen bereits so viele russische Kirchen erbaut worden und werden noch so viele neue erbaut, wo es einstweilen gar keine griechisch-orthodoxen Bekenner gibt, daß die Popen etwas Rechtes leisten müssen, um sich eine Gemeinde zu schaffen. Nun müssen sie umherwandern und suchen, wo sie ein abhanden gekommenes Schäflein zurückgewinnen können, und dürfen in alle Familien eindringen, welche durch Mischehen gegründet wurden, um den Kindern die griechisch-orthodoxe Confession anzuhängen, wenn auch diese Kinder, infolge des Erlasses Alexander's II., welcher bei Mischehen in den Ostseeprovinzen die Wahl der Confession frei gab, protestantisch getauft, resp. confirmirt worden sind. Wer weiß, ob die Popen nicht recht behalten? Da die russische Regierung Beweis auf Beweis liefert, daß sie hierin keine Gewissensscrupel kennt: warum sollte sie da nicht auch die Aufhebung des Erlasses Alexander's II. rückwirkend machen?

Die lutherischen Prediger aber? Sie stehen jetzt da als die Vertreter einer im Reich als verächtlich erkannten „Sekte"!

Gegenüber diesen so tief in alle Verhältnisse eingreifenden Ukasen traten die baltischen Ritterschaften eiligst zu außerordentlichen Landschaften zusammen, um ihre Bedenken über dieses Vorgehen der Regierung in einer Vorlage an dieselbe auszusprechen. Sie erhielten die Weisung, daß Se. Majestät ihnen nur 20 Tage Frist bis zur Abfassung ihrer Eingabe bewilligen könne, womit deutlich genug gesagt war, daß der Regierung nichts daran lag, in irgend eingehehender Weise über die Verhältnisse der Provinzen und ihre wahren Interessen unterrichtet zu

werden. Auch blieb die Eingabe, wie es im voraus entschieden war, völlig unbeachtet.

Statt aller Antwort auf die eingereichten Beschwerden flog alsbald das Gerücht durch die Provinzen, Manassein solle Justizminister werden. Man wollte es anfangs nicht glauben. Das Gerücht fand aber seine Bestätigung: der Justizminister Nabokow dankte ab, und Manassein trat an seine Stelle. Damit konnte das Schicksal der deutschen Provinzen als entschieden angesehen werden bis auf die unvorhergesehenen und außerhalb aller Berechnung liegenden Wendungen, welche im Leben der einzelnen wie im Leben der Völker scheinbar noch so fest Begründetes plötzlich umzustürzen vermögen.

Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886.

Von

Otto Speyer.

II.

Der „Transformismus" und die Tripleallianz (Mai 1881 bis Ende 1883).

1) Aera Depretis. Bettino Ricasoli †. Das neue Wahlgesetz.

Die innere Geschichte des Königreichs Italien seit dem Frühling 1881 weist einen charakteristischen Zug auf, der sich in gleicher Weise weder in seiner eigenen Vergangenheit noch in der Geschichte eines andern nach dem parlamentarischen System regierten Staates wiederfindet. Die Ministerien wechseln in ihrer Zusammensetzung wie vorher; aber der Ministerpräsident ist eisernes Inventar: er gibt heute seine Dimission mit den Collegen, um morgen an der Spitze einer neuen Combination als Phönix aus der Asche zu steigen. Die künftige Geschichtschreibung wird diese Zeit vielleicht einmal als „Aera Depretis" bezeichnen.

Das nothdürftig aus sehr disparaten Elementen zusammengestückte Cabinet vom 28. Mai 1881 fand zunächst die einzige Garantie seiner Dauer in der Schwäche und Uneinigkeit seiner Gegner. Cairoli hatte seine Unfähigkeit zu glänzend erwiesen, um nochmals in Frage zu kommen; Crispi und Nicotera besaßen weder Achtung noch Anhang genug in der Kammer wie im Lande, um an die Spitze der Regierung treten zu können. Die Rechte bildete mit den Centren nur eine, wenn auch starke Minorität und, was schlimmer war, in ihren Reihen herrschte damals vollständige Anarchie. Der Mann, dessen allgemein verehrter Name ihr ein gemeinsames Symbol, wenn auch kein gemeinsames Feldgeschrei gewesen war, schon längst dem politischen Leben entfremdet, war am 23. Oct. 1880 gestorben. Bettino Ricasoli taugte allerdings weder zum Parteiführer, noch, wie er selbst sagte, zum Minister in gewöhnlichen Zeiten. Aber die hohe Gestalt des eisernen Barons, der durch seine unerschütterliche Festigkeit Mittelitalien in schwerer Zeit dem gemeinsamen Vaterlande erhalten, der als der einzig Berufene nach Cavour's allzu frühem Tode und wieder während des Krieges von 1866

das Staatsruder in seine feste Hand genommen hatte, war der Nation stets ein Gegenstand hoher Verehrung geblieben, Seine Partei blickte zu ihm auf wie zu einem Leuchtthurm in dunkler Wetternacht. „In diesem großen Verfall des politischen Lebens in Italien war es für die Hoffnung auf dessen Wiedererwachen ein großer Trost, daß Bettino Ricasoli noch unter den Lebenden weilte. Unser Geist richtete sich auf bei dem Gedanken an ihn. . . . Er war für unsere Phantasie wie in der Wirklichkeit ein Bild auf hohem Gipfel aufgestellt, nach dem wir von Zeit zu Zeit hinaufblickten und uns nach dem Anblick besser fühlten.“*)

Wie Bettino Ricasoli war auch Quintino Sella, der anerkannte Führer der Rechten, seit diese zur Oppositionspartei geworden, und der einzige Mann, der Depretis eine gefährliche Concurrenz zu machen im Stande war, schon 1880 von der Parteileitung, und nach dem verunglückten Versuch zur Bildung eines Coalitionsministeriums im folgenden Jahre von der politischen Bühne überhaupt ins Privatleben zurückgetreten. Von den übrigen hervorragenden Mitgliedern der Rechten besaß keines, auch der vielgewandte und redebegabte Minghetti nicht entfernt die gleiche Autorität bei Freund und Feind.

Man war im Lande des öden einförmigen Parteigezänkes, in dem die Kammern den größten Theil ihrer Sitzungen vergeudeten, gründlich müde; nach den endlos gewechselten Worten verlangte man endlich Thaten und greifbare Resultate, vor allem die seit Jahren immer von neuem verheißenen großen gesetzgeberischen Acte. Die seit drei Jahren in der Berathung begriffene Wahlgesetzreform war kurz vor dem Sturze des Cabinets Cairoli-Depretis zum ersten mal über das Stadium der Generaldiscussion hinausgekommen. Wir haben bereits die wesentlichsten Neuerungen der Regierungsvorlage von 1879 hervorgehoben.**) Die inzwischen von den Radicalen lebhaft betriebene Agitation für das allgemeine directe Wahlrecht fand nicht einmal bei der monarchischen Linken Anklang. Politiker, die bei uns zum linken Flügel der deutschfreisinnigen Partei gehören würden, verwarfen die Idee in den stärksten Ausdrücken. „Besitz und Intelligenz“, sagte der Ministerpräsident unter dem lebhaften Beifall der Majorität, „müssen die Grundlage des Stimmrechts bilden.“

Allerdings gingen der Linken die Reformvorschläge der Regierung nicht weit genug. Depretis hatte einen Census von 40 Lire, und als Nachweis der „Intelligenz“ das Entlassungszeugniß der Regimentsschule oder die Absolvirung der vierten Elementarklasse verlangt. Die Commission setzte den erstern auf 19,8 Lire, den letztern auf die Absolvirung der zweiten Klasse herab. Die Regierung erklärte sich einverstanden und die Kammer beschloß demgemäß. Damit war die Zahl der Wahlberechtigten auf das Vierfache, von 650000 auf 2,600000 erhöht, d. h. 9 Proc. der Bevölkerung oder etwa 40 Proc. der Erwachsenen männlichen Geschlechts. Die Vermehrung kam begreiflicherweise in erster Linie der städtischen Bevölkerung zugute.

Die Regierung hatte zugleich die Einführung des Listenscrutiniums beantragt,

---

*) Vgl. meinen Aufsatz „Bettino Ricasoli“ in den „Preußischen Jahrbüchern“, L, 234.

**) Vgl. S. 37 dieses Bandes.

das damals von den Opportunisten in Frankreich vergeblich angestrebt wurde. Die Kammer verhielt sich dem Vorschlag gegenüber sehr kühl, beschloß, die Entscheidung darüber auszusetzen, und nahm übrigens den amendirten Entwurf mit großer Mehrheit an. Der voraussichtliche Widerstand des Senats wurde durch einen neuen Pairsschub von 32 Köpfen, den dritten seit zwei Jahren, gebrochen. Nun aber kam Depretis von neuem mit dem Listenscrutinium und stellte die Cabinetsfrage. Ohne das Listenscrutinium, argumentirte er, wird bei unsern Wahlen stets nur die Kirchthurmspolitik entscheiden, wie bisher; ja, dieser verkehrte Gesichtspunkt wird mit der wachsenden Zahl der Wähler noch stärker in den Vordergrund treten. Zugleich suchte er zu beweisen, daß die Besorgniß vor einem überwältigenden Einfluß der Regierung auf die Wahlen bei dieser Art der Abstimmung eine durchaus gegenstandslose, ja widersinnige sei.

Cavour hatte sich seinerzeit aufs entschiedenste gegen die Wahl durch Listen erklärt, weil dadurch die Minoritäten noch mehr unterdrückt würden. Demselben ihm entgegentretenden Einwurfe begegnete Depretis durch ein sofort von beiden Kammern genehmigtes Ergänzungsgesetz zum Schutze der Minorität. Die Listen für die einzelnen Wahlbezirke umfassen je zwei bis fünf Deputirte. Wo die letztgenannte Zahl zu wählen ist, schreiben die Wähler nur vier Stimmen auf; der fünfte Platz bleibt dem Candidaten der Minorität reservirt, der die meisten Stimmen auf sich vereinigt. Im ganzen wurden dadurch 38 Minoritätswahlen ermöglicht.

2) Garibaldi's Tod. Die Feier der Sicilianischen Vesper. Staat und Curie.

Es ist nicht zu verwundern, daß damals in ganz Italien die Besorgniß sehr verbreitet war, die außerordentliche Vermehrung der Wahlberechtigten werde vor allen den Radicalen zugute kommen, zumal die Herabsetzung des wahlfähigen Alters von 25 auf 21 Jahre eine Menge junger Hitzköpfe an die Urne rief. Aber noch ehe das neue Wahlgesetz zur Anwendung kommen konnte, verlor die italienische Demokratie ihr Haupt, den Mann, der allein durch den mächtigen Einfluß seiner Persönlichkeit der Regierung und dem Lande selbst Gefahr bringen konnte. Am 2. Juni 1882 trug der elektrische Draht die Botschaft durch die Welt, daß der alte Löwe von Caprera auf seiner einsamen Insel verschieden sei. Damit war die letzte der großen Gestalten, die noch aus der Zeit der Befreiungskämpfe von 1848 bis 1870 in die Gegenwart hineinragten, aus der Welt gegangen; damit war vielleicht auch die bedeutendste Gefahr für die ruhige Weiterentwickelung des neuen Staates geschwunden. Allerdings hielt Garibaldi, wie wir schon hervorgehoben, an der Dynastie fest. „Das Haus Savoyen", schrieb er wenige Tage vor seinem Tode an einen republikanischen Freund, „hat viel für das Vaterland gethan und verdient Achtung und Liebe. Wenn es aber auch weniger gethan hätte, so hat es doch die ungeheuere Mehrheit der Nation für sich, und wir zumal müssen den Willen und die Gesinnung der Mehrheit achten, wollen wir nicht den Bürgerkrieg herbeiführen und unser eigenes Werk zerstören." Das war seine ehrliche Ueberzeugung. Aber Logik war nicht des alten Helden starke

Seite. Daß die rücksichts- und schrankenlose Durchführung demokratischer Postulate mit der Monarchie unvereinbar sei, kam ihm nicht in den Sinn. Unbedingte Unterwerfung unter die gesetzlich geordneten Gewalten war ihm wider die Natur. Wie er 1862 und 1867 auf eigene Hand, wenn auch vielleicht nicht ohne eine gewisse Connivenz der damaligen Regierungen, sich in jene unsinnigen Unternehmungen gestürzt hatte, die ihn nach Aspromonte und Mentana führten, so mußte die Regierung noch bis zuletzt auf einen Putsch zu Gunsten der Italia irredenta gefaßt sein. Bei seiner Unfähigkeit, die politische Lage zu beurtheilen, die Kräfte gegeneinander abzuwägen im Verein mit dem grenzenlosen Einfluß, den er auf die Massen des Volkes und die urtheilslose Jugend besaß, konnte er in aufgeregten Zeiten die dringendste Gefahr eines äußern Krieges oder einer innern Revolution heraufbeschwören. Hatte er doch offen ausgesprochen, daß er Gewalt mit Gewalt vertreiben werde, wenn die Regierung versuchen wollte, seine Liga democratica aufzulösen. Mit der ganzen Strenge des Gesetzes, mit dem ganzen Apparat der Verwaltung präventiv oder repressiv gegen den vergötterten Volkshelden vorzugehen, war für die Regierung eine moralische Unmöglichkeit. Stellte doch sogar König Humbert unlängst die Familien Savoyen und Garibaldi nebeneinander! So mögen die Minister, während sie, der öffentlichen Todesfeier auf dem Capitol beiwohnend, in die allgemeine und großartige Nationaltrauer einstimmten, doch zugleich erleichtert aufgeathmet haben, als die schwere Sorge von ihnen genommen war.

Wenige Monate vor seinem Tode war Garibaldi, schon schwer leidend, von Caprera über Neapel nach Palermo gereist, um an der großartigen Feier des sechsten Centenariums der Sicilianischen Vesper (31. März 1282) theilzunehmen. Es konnte nicht fehlen, daß bei der keineswegs gewichenen Spannung zwischen Italienern und Franzosen die letztern die Feier der Vertreibung der französischen Usurpatoren durch die empörten Insulaner als eine gegen sie gerichtete Demonstration auffaßten, wie sehr auch die Hauptredner des Tages, Crispi und der frühere Justizminister Senator Perez, sich bemühen mochten, derselben den Stachel zu nehmen.

Schwer krank in Palermo angelangt, konnte Garibaldi nicht an der Feier selbst theilnehmen; aber er benutzte die Zeit, um in verschiedenen Kundgebungen einestheils „der Exschwester Italiens", Frankreich, einen Spiegel vorzuhalten, der kein geschmeicheltes Bild zurückgab, anderntheils in einem glühenden Manifest an die Palermitaner, „die sich ja auf das Vertreiben von Tyrannen verständen", die Verjagung „des schlimmsten aller Tyrannen, des Volksverderbers am rechten Tiberufer" aus Italien zu fordern, um dann an die Stelle der Religion der Lüge die Religion der Wahrheit zu setzen.

Garibaldi bewährte auch hier noch kurz vor seinem Tode sein unbestreitbares Talent, der Regierung bittere Verlegenheiten zu bereiten. Die straflosen Schmähungen gegen den geistlichen Souverän, der in idealer Gleichberechtigung in Rom neben dem Könige von Italien residirte und dessen Schutz der italienischen Regierung oblag, von seiten eines so hochgestellten Mannes, wie Garibaldi, waren na-

türlich der intransigenten Jesuitenpartei höchst willkommen, um dem Auslande und allen Glaubensgenossen gegenüber auf die Schmach hinzuweisen, die sich der Heilige Vater gefallen lassen müsse, ohne daß die Regierung einen Finger rühre.

Das Verhältniß zwischen den beiden Mächten in der Tiberstadt hatte sich seit Jahresfrist fortwährend verschlechtert. In der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1881 sollte der bisher in der Peterskirche provisorisch beigesetzte Körper Pius' IX. in die Basilica San-Lorenzo fuori le mura gebracht werden. Die Regierung hatte sich für die Ruhe verbürgt unter der Bedingung, daß die Ueberführung in größter Stille geschehe. Das paßte aber der tonangebenden Partei im Vatican nicht. Ein ungeheuerer Zug mit Kerzen und Fackeln bewegte sich von dem Petersplatz nach der Engelsbrücke zu. Hier erfolgte unter den Rufen „Nieder mit den Pfaffen!" „Es lebe Italien!" „Werft sie in den Tiber!" ein heftiger Angriff ganzer Colonnen junger Leute auf die Procession. Es entspann sich eine furchtbare Schlägerei, der erst spät das Einschreiten des Militärs ein Ende machte. Die Schuld lag auf beiden Seiten; von klerikaler Seite hatte man den Skandal vorausgesehen und durch das verbotene Gepränge provocirt; von seiten der Regierung die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in unverantwortlicher Weise außer Acht gelassen. Cardinal Jacobini führte in einem Rundschreiben an die Nuntien bittere Klage über die dem Papstthum angethane Schmach; Leo XIII. benutzte den Vorgang, um in seiner Allocution an die Cardinäle vom 4. Aug. den Beweis zu liefern, daß sich der Papst nicht auf den Straßen sehen lassen und nur als Gefangener in Rom bleiben könne.

Neue Collisionen im Laufe der nächsten Jahre steigerten, das Gefühl seiner falschen Lage und seiner Ohnmacht dem weltlichen Rivalen gegenüber immer von neuem erweckend, die Erbitterung des Papstes gegen die italienische Regierung auf das äußerste.

Ein päpstlicher Baumeister, Martinucci, hatte den Präfecten der apostolischen Paläste, beziehungsweise die vaticanische Verwaltung wegen einer vermeintlichen Schuldforderung verklagt. Der Gerichtshof hatte die Klage angenommen, aber unbegründet befunden. Beide Advocaten appellirten; der eine gegen die Competenzerklärung, der andere gegen das Erkenntniß. Der Papst protestirte und errichtete im Vatican zur Bekräftigung seiner Souveränetät ein Civiltribunal mit drei Instanzen. Inzwischen hatte der römische Appellhof die Entscheidung des ersten Richters nach beiden Richtungen hin trotz des Protestes der Curie bestätigt. Die Souveränetät des Papstes, führte der Gerichtshof aus, sei nach §. 3 des Garantiegesetzes nur eine Souveränetät honoris causa; seine Oberhoheit habe kein weltliches oder politisches Merkmal, könne also auch keine Jurisdiction in weltlichen Dingen oder in Streitsachen öffentlichen oder privaten bürgerlichen Rechtes in sich schließen. Dabei blieb es. Ein Rundschreiben des Cardinal-Staatssecretärs, welches den Beweis zu führen unternahm, daß der Papst im Umkreise des Vaticans de facto wie de jure Souverän sei, blieb natürlich ohne Antwort, sodaß dem Papst in seiner Weihnachtsallocution nach der bittern Klage, daß ihm Italien nicht einmal die Herrschaft im Vatican ganz und voll überlasse, nur noch

die Hoffnung „auf eine besondere Intervention der göttlichen Vorsehung" übrig=blieb.

Noch größere Erbitterung erregte ein zweiter Streitfall. Die Congregatio de propaganda fide, gewöhnlich kurzweg Propaganda genannt, ist eine der großartig=sten Institutionen der römischen Kirche. Sie ist beauftragt mit der Centralver=waltung aller derjenigen Theile der Kirche, welche keiner bestimmten Diöcese an=gehören. Zugleich bildet sie eine Pflanzschule für die Mission in allen Ländern. Wer längere Zeit in Rom zugebracht hat, kennt nicht nur die Propagandaschüler in ihren verschiedenfarbigen langen Roben, sondern hat wol auch den bekannten vielsprachigen Schauprüfungen derselben beigewohnt. Ihr mächtiger Palast enthält Museen, eine große Bibliothek, eine Druckerei mit den Lettern von 250 Sprachen.

Entsprechend dem allgemeinen Gesetz über die Aufhebung der geistlichen Güter verlangte die Regierung, daß das Immobiliarvermögen der Gesellschaft in Staats=rente convertirt werde. Es handelte sich dabei um ein Werthobject von 10 Mill. Lire. Die Curie behauptete, die Propaganda sei ein weltliches und kosmopolitisches Institut für die Verbreitung allgemeiner Civilisation; ebenso sei auch ihr Ver=mögen kosmopolitischen Ursprungs, durch Schenkungen, Vermächtnisse u. s. w. aus allen Weltgegenden zusammengebracht. Die Regierung griff zu Zwangsmaßregeln; die Gesellschaft verklagte den Fiscus, wurde aber in zwei Instanzen abgewiesen. Die Civilsection des Reichsgerichts (corte suprema) gab dagegen der Klägerin recht, erklärte ihre Güter für nicht convertibel und übergab die Angelegenheit dem Appellhof zu Ancona zu neuer meritorischer Entscheidung. Dieser urtheilte wie der erste Richter, und bei abermaliger Berufung der Gesellschaft an den höchsten Gerichtshof entschied dieser am 9. Jan. 1884 in vereinigten Sectionen in gleicher Weise — acta causa erat.

Die Tribunale haben ohne Zweifel nach bestem Wissen und Gewissen geur=theilt, wenn man auch über die durchschlagende Kraft ihrer Entscheidungsgründe verschiedener Ansicht sein kann. Jedenfalls war der Fall ganz geeignet, den Papst und die Seinen in der Ueberzeugung von der Parteilichkeit und Verfolgungssucht ihrer weltlichen Widersacher zu bestärken. Gewiß hätte der Staat bei so zweifel=hafter Lage der Dinge wohl gethan, nicht auf seinem Schein zu bestehen und durchzusetzen, was ihm selbst keinen Nutzen bringen konnte und selbst vielen Un=parteiischen gehässig erschien. Der Protest der Curie bei den fremden Mächten mit Berufung auf das von ihr nie anerkannte Garantiegesetz blieb natürlich ebenso erfolglos wie die beiden mächtigen Quartbände, in denen die Propaganda alle möglichen juristischen Gutachten, päpstliche, bischöfliche und private Proteste gegen die „freventliche Beraubung durch die subalpinische Regierung" abdrucken ließ. Der Minister des Auswärtigen erklärte in einer Circularnote, es handle sich um eine einfache Convertirung ohne irgendwelchen Vortheil für den Staat, ohne irgendwelche Belastung für die Propaganda, deren Eigenthum durch die Operation sogar noch vermehrt werde. Ihr Palast in Rom sei eximirt. Im übrigen liege ein Richterspruch vor, in den einzugreifen weder die eigene noch irgendeine fremde Regierung ein Recht beanspruchen könne.

Bei diesen fortwährenden Reibungen kann es kaum wundernehmen, wenn wir den anfangs so gemäßigten und vorsichtigen Leo XIII. allmählich der italienischen Regierung gegenüber mehr und mehr in den Ton Pius' IX. verfallen sehen. Uebrigens fehlte es auch der weltlichen Macht keineswegs an gerechtem Grunde zu Klagen. Nicht genug, daß die endlosen Züge geistlicher und weltlicher Pilger es sich selten nehmen ließen, für den „Papst-König" zu demonstriren, und zuweilen zu so ärgerlichen Scenen Veranlassung gaben, daß der Papst mehr als einmal Ursache hatte zu rufen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!", die Encycliken und Allocutionen Leo's XIII. selbst waren dermaßen gespickt mit Angriffen auf das Königreich und seine Verfassung, so voller directer Aufforderungen an die Gläubigen, zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse nach Kräften thätig zu sein, daß Depretis' Organ („Il Diritto") wol berechtigt war auszurufen: „Wir haben einen Mann im eigenen Hause, der tagtäglich gegen unsere Existenz offen und insgeheim Pläne schmiedet, der unser Recht leugnet und alles gegen uns aufreizt — und wir sollen uns dabei ganz passiv verhalten? Wir müssen Europa zeigen, daß unsere Langmuth und Geduld eine Grenze haben." In der That ertönte in einem Theil der Presse wie im Parlament immer von neuem der Ruf: „Nieder mit dem Garantiegesetz!" Aber der Regierung wenigstens war es mit solchen Drohungen so wenig Ernst wie dem Papst mit der einer Residenzverlegung.

3) König Humbert in Wien. Wirkung der Kanzlerrede vom 29. Nov. 1881.

Die Klagen des Vaticans machten Depretis keine unruhigen Nächte; er wußte sehr wohl, daß die Wirkung auf die fremden Cabinete nicht über ein bedauerndes Achselzucken hinausgehen würde. Dagegen hatte sich die Regierung nach längerm Schwanken zu einem Schritt entschlossen, der keinen Zweifel darüber ließ, daß sie das Princip der „Politik der freien Hand" definitiv aufzugeben willens war. Im October 1881 reiste König Humbert in Begleitung des Ministerpräsidenten und des Ressortchefs des Auswärtigen auf eine durch den Gesandten Grafen Robilant, der in Wien ebenso beliebt war wie Graf de Launay in Berlin, vermittelte Einladung nach der österreichischen Hauptstadt. Man hatte die dringende Nothwendigkeit erkannt, dem gespannten Verhältniß zu dem Kaiserstaat, das wenige Monate vorher unter dem Cairoli'schen Regiment einen geradezu drohenden Charakter angenommen hatte, ein Ende zu machen. Hatte man doch damals von Wien aus deutlich zu verstehen gegeben, daß, wenn den irredentistischen Machinationen an und jenseit der Grenze nicht rasch ein Ziel gesetzt werde, man sich selbst mit Waffengewalt Ruhe schaffen wolle. Der Besuch war außerdem, wie Mancini später im Parlament offen aussprach, von Berlin aus dringend angerathen worden; auch erzählte man sich von einem Briefe des Kronprinzen des Deutschen Reiches an König Humbert, der den diplomatischen Wink unterstützen sollte. Eine Ausdehnung der Reise nach Berlin war dagegen, als möglichen Misdeutungen ausgesetzt, nicht als opportun bezeichnet worden; bei dem engen Bundesverhältniß der beiden Kaisermächte gelte das an der Donau Besprochene auch an der Spree. Ob

Fürst Bismarck dem vor der Thür stehenden grand ministère Gambetta's und dessen etwaigen Revancheideen durch eine engere Verbindung Italiens mit den Centralmächten ein Paroli biegen wollte? Wie dem auch sei, es ist gewiß, daß zunächst trotz der während des viertägigen Zusammenseins (27. bis 31. Oct.) ausgetauschten Höflichkeiten und Herzlichkeiten zwischen den Monarchen und trotz der wiederholten diplomatischen Verhandlungen zwischen den Ministern nicht viel Positives erreicht wurde. Kallay und Andrássy sprachen sich sehr kühl darüber aus, und Fürst Bismarck's früher angeführte Worte in der Reichstagssitzung vom 29. Nov. deuteten eher auf alles andere als auf ein volles Einverständniß mit der Politik der italienischen Regierung.

Bei der Rückkehr nach Rom wurde der König mit demonstrativen Ovationen empfangen; doch fanden sich auch hier und da rothe Plakate mit den Worten: „Nieder mit der Monarchie und dem österreichischen Obersten!" Im Parlament gaben die Königsreise und die Rede des Reichskanzlers Veranlassung zu einer viertägigen Debatte über die auswärtige Politik. Von allen Seiten erklärte man sich mit dem Besuch in Wien und der Wendung in der auswärtigen Politik, auf die derselbe hindeutete, einverstanden. Die Redner der Rechten hätten noch einen entschiedenern Ausdruck dieser Wendung und ein handgreiflicheres Resultat der Zusammenkunft in Wien gewünscht. Minghetti sprach sich eingehend über die Stelle der Bismarck'schen Rede aus, welche Italien als der Republik zutreibend schildert. Er erblickte darin nur eine Warnung und Mahnung, wie sie einem großen Manne an der Spitze der stärksten Monarchie der Welt wol anstehe. Italien müsse jetzt den Beweis liefern, daß es kein besser geordnetes und monarchischeres Land gebe; dadurch werde man die Achtung und Freundschaft Deutschlands gewinnen. Mancini erklärte es für die Aufgabe der Regierung, „das unbegreifliche Mistrauen" Deutschlands zu zerstreuen und, den einstimmigen Wunsch des italienischen Volkes erfüllend, in größter Einigkeit mit den centraleuropäischen Friedensmächten vorzugehen. Nachdem der Minister die Bismarck'sche Rede als einen oratorischen Streifzug durch Europa bezeichnet hatte, um zu beweisen, daß der Liberalismus nur ein verkappter Republikanismus sei, fuhr er fort: „Aus Freundschaft für Deutschland glaube ich, daß Schweigen und absolute Zurückhaltung die beste Antwort ist. . . . Die Italiener werden sich allesammt vereinigen in dem Gefühl der Sympathie und Freundschaft für Deutschland, wie in dem Gefühl des ruhigen Vertrauens und der Achtung für die hohe Weisheit und Seelengröße des erhabenen Staatsmannes, der an der Spitze der deutschen Regierung steht." Noch während der Sitzung war Mancini in der Lage, ein Telegramm aus Berlin mitzutheilen, in dem Fürst Bismarck ihm für seine Aeußerungen dankte und versicherte, daß die Auffassung des italienischen Ministers mit der seinigen vollkommen in Einklang stehe.

Die durch die Worte des Kanzlers schwer gereizte italienische Empfindlichkeit war kaum beschwichtigt, als sich ein neuer Sturm zu erheben drohte. Eine vom Vatican inspirirte pariser Broschüre, die von ebendaher ausgehenden Gerüchte von der bevorstehenden Abreise des Papstes, wenn ihm Rom nicht alsbald zurück-

gegeben werde, und die Allocution vom 24. Dec. 1881, in der Leo die Nothwendigkeit des dominium temporale aufs schärfste betonte, hatten auch in der deutschen, und zwar keineswegs blos in der Centrumspresse, die Frage wieder aufs Tapet gebracht. Die zum Theil allerdings mit wenig Verständniß geführte Debatte, in deren plötzlichem Wiederauftauchen man einen Fühler des Reichskanzlers erblicken wollte, rief eine allgemeinere und heftigere Aufregung hervor als die Reichstagsrede. Der Minister des Auswärtigen richtete sogar eine vertrauliche Depesche an den Gesandten in Berlin, worin er, die Frage für eine rein inneritalienische erklärend, hinzufügte, die 30 Mill. Italiener würden sich erheben wie Ein Mann, wenn man im Auslande daran zu rühren wage. Er hätte sich die Bravade ersparen können; Deutschland dachte an keinen Kreuzzug gegen das königliche Rom, und die Sensationsartikel in der Presse verstummten.

4) Die Finanzen. Magliani. Abschaffung des Zwangscurses und der Mahlsteuer.

Die Wahlen nach dem neuen Gesetz waren unzweifelhaft für die Regierung wie für das Land ein Sprung ins Dunkle. Aber Depretis hatte Grund, dem Votum der Nation mit einigem Vertrauen entgegenzusehen. Nicht nur daß das Gesetz selbst, an dem drei Ministerien gearbeitet hatten, jetzt in erster Linie als *sein* Werk erschien: es war ihm auch die Verwirklichung eines doppelten Zieles gelungen, das seit einer Reihe von Jahren angestrebt, doch noch vor kurzem vielen unerreichbar erschien: die Abschaffung des Zwangscurses und der Mahlsteuer.

Die Geschichte der italienischen Staatsfinanzen in dem Vierteljahrhundert von 1861 bis 1886 bietet dem Nationalökonomen ein Studium von hohem Interesse. Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, daß, wenn die italienischen Finanzminister so wenig frei von Irrthümern und Misgriffen gewesen sind wie ihre Collegen in andern Ländern, dieselben doch im ganzen mit einer ebenso seltenen Klarheit und Scharfsichtigkeit wie mit rücksichtsloser Energie und zäher Ausdauer nach dem hohen und lange unerreichbar erscheinenden Ziele, dem Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe bei voller Befriedigung der Bedürfnisse des Staatswesens, gestrebt und in relativ kurzer Zeit außerordentliche Erfolge errungen haben.

Die ein volles Jahrzehnt in Anspruch nehmende Gründung des italienischen Staatswesens hatte ungeheuere Summen verschlungen. Die natürliche Folge waren beständig wachsende Schulden, ein im Durchschnitt 20—25 Proc. betragendes Deficit, Auswanderung der Edelmetalle, stete Vermehrung des Papiergeldes, für das 1866 der Zwangscurs beschlossen werden mußte, endlich ein erbärmlicher Zustand des Staatscredits. Die fünfprocentige Rente, die heute trotz der mehr als 13 Proc. betragenden Steuer wenig unter Pari steht, wurde 1866 an der pariser Börse zu 36 gehandelt! Von 1862 bis 1879 hatte Italien für 1215 Mill. Nationalgüter verkauft, 2868 Mill. geborgt, meist zu hohen Zinsen, 940 Mill. Papiergeld ausgegeben. Von diesen Summen sind nur 1436 Mill.

zur Schuldentilgung verwandt und 566 Mill. in Eisenbahnbauten productiv angelegt, also über 3 Milliarden in den unersättlichen Schlund des Deficits gegossen worden! Wenn dies Deficit sich von 1869 an allmählich von 200 auf 13 Mill. verminderte und 1875 zum ersten mal ganz aus dem Budget verschwand, wenn der steten Vermehrung des Papiergeldes in demselben Jahre ein Ziel gesetzt wurde, so hat es dazu einerseits einer Sparsamkeit bedurft, die zuweilen wie schmuziger Geiz erschien, indem alle nicht unbedingt nothwendigen Ausgaben unterlassen und die nothwendigen aufs äußerste reducirt wurden, wie denn z. B. die Beamtengehälter wol in keinem civilisirten Lande so elend und unzureichend waren und zum Theil noch sind wie in Italien; andererseits einer Anspannung der Steuerkraft des Volkes, die hier und da hart an das Unerträgliche streift. Die Abgaben von dem beweglichen Vermögen ($13\frac{1}{2}$ Proc.) sind sehr bedeutend, wenn auch freilich der hohe Procentsatz bei der höchst mangelhaften und ungleichen Einschätzung einen durchaus illusorischen Maßstab bietet; die Grundsteuer wechselt infolge der noch immer im Stadium des frommen Wunsches befindlichen Ausgleichung der verschiedenen Provinzen und Bezirke und eines zuverlässigen Katasters zwischen einer sehr geringfügigen Abgabe, massenhaften ungerechtfertigten Exemtionen und einer fast unerschwinglichen Höhe (über 30 Proc. der abgeschätzten Rente). Dazu kommen die zum Theil enormen Zuschläge zu den Staatssteuern für Communal- und Provinzialbedürfnisse. Schlimmer aber noch als diese directen Steuern drücken die Abgaben von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, Mehl, Salz, Fleisch u. s. w. Erscheint es unter solchen Umständen sehr gerechtfertigt, daß das Tabacksmonopol, welches die Regierung, nachdem es lange verpachtet gewesen, jetzt wieder selbst in die Hand genommen hat, gründlich ausgenutzt und daß die Spirituosen möglichst hoch besteuert werden, so waren dagegen die hohen Exportsteuern, die selbst auf solche Gegenstände gelegt wurden, die der Concurrenz des Auslandes unterlagen, von höchst zweifelhaftem Werth.

Der derzeitige Finanzminister Magliani, der früher in untergeordneten Stellungen, zumal unter Bastogi, eine tüchtige praktische Schule durchgemacht hat, bekleidet sein jetziges Amt mit kurzen Unterbrechungen schon seit 1877. Von allen Finanzministern, die Italien gehabt hat, kann ihm höchstens Sella zur Seite gestellt werden. Seine Berichte, die er alljährlich der Deputirtenkammer vorlegt, sind ein Muster von logischer Schärfe und lichtvollem Aufbau. Während auch die kleinsten Details seinem scharfen Auge nicht entgehen, verliert er doch nie den Ueberblick über das Ganze. Er begnügt sich nicht wie ein Calculator einfach Einnahme und Ausgabe einander gegenüberzustellen; er erforscht das hinter den Ziffern liegende Gesetz, studirt die Quellen des öffentlichen Einkommens; er ist kein Routinier, auch nicht ein bloßer Finanzmann, sondern ein denkender Nationalökonom. Durchaus selbständig im Urtheil wird er weder von Schulmeinungen noch von Parteivorurtheilen beeinflußt. Nie hat er um die Gunst der Menge gebuhlt, nie seine Ueberzeugung dem Ehrgeiz zum Opfer gebracht; frei von Eitelkeit und Eigennutz hat er es auch gewagt, ohne allzu große Rücksicht auf die eigene Partei zum Besten des Ganzen moralisch und finanziell bedenklichen Privat-

speculationen offen entgegenzutreten.*) Magliani ist ein gemäßigter Pessimist — vielleicht die für einen italienischen Finanzminister vortheilhafteste Geistesrichtung — frei von der Neuerungssucht, welche das Bestehende vernichtet, ehe sie eine klare Anschauung von dem hat, was sie an die Stelle setzen will.

Ungünstigen Verhältnissen, wie der Handelskrisis von 1877, den großen Ueberschwemmungen und der fast allgemeinen Misernte von 1879 in Italien zum Trotz war es Magliani auch in diesen Jahren gelungen, einen Ueberschuß der Einnahmen zu erzielen. Der niedrige Preis des Geldes, der hohe Stand der Staatspapiere, die günstigen Exportverhältnisse bewogen den Minister, im Sommer 1880 den Antrag auf Abschaffung des Zwangscurses zu stellen. Nachdem er die Bedenken einiger seiner damaligen Collegen beseitigt hatte, wurde die Vorlage schon zu Anfang des folgenden Jahres von beiden Häusern des Parlaments — in Italien ein exemplum sine exemplo — mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität angenommen. Eine Anleihe von 644 Mill. Lire, davon 400 Mill. in Gold, sollte aufgenommen, von dem umlaufenden Papiergelde 600 Mill. eingezogen, die in Circulation verbleibenden 340 Mill. in Form von jederzeit einlösbaren Kassenscheinen als ein Theil der schwebenden Schuld betrachtet und allmählich zurückgezogen werden. Zur Durchführung der ganzen Operation verlangte Magliani eine zweijährige Frist.

Mit der Anleihe wollte es anfangs nicht recht vorwärts gehen. Magliani war mit französischen Bankhäusern in Verbindung getreten, aber der Ingrimm, der damals in Frankreich infolge des tunesischen Zerwürfnisses und der demonstrativen Annäherung Italiens an die Centralmächte herrschte, brachte die Verhandlungen zum Scheitern: die patriotischen pariser Bankiers äußerten die Besorgniß, das französische Geld möchte zur Waffe gegen Frankreich werden. Magliani mußte sich nach London wenden: ein Consortium von englischen und italienischen Bankhäusern übernahm das Geschäft. Für die $32\frac{1}{2}$ Mill. Lire, welche die Mehrbelastung des Staates infolge der Operation darstellten, verhieß Magliani durch den Wegfall des Agios für die Zinsen der Staatsschuld an den fremden Plätzen und die Schöpfung einer von dem Finanzministerium unabhängigen Pensionskasse für Staatsbeamte Deckung zu schaffen.

Aengstliche Gemüther hatten für den 12. April 1883, den Tag, an welchem die Einlösung beginnen sollte, einen förmlichen Sturmlauf auf die betreffenden Staatskassen befürchtet. Das Gegentheil trat ein. Das Umwechselungsgeschäft vollzog sich nicht nur in der ruhigsten Weise; das Vertrauen in den Credit des Staates war plötzlich so gewachsen, daß bis Ende 1884 statt 600 nur 366 Mill. zum Eintausch präsentirt wurden. „Der Schimpf des Papiergeldes", wie es Magliani nannte, war ausgelöscht. Was für ein Contrast gegen jene Zeit, von der Sella im November 1882 zu seinen Wählern in Novara sprach: „Es war hart, ja grausam von mir, Italien mit Steuern zu überschütten; aber wissen Sie, was uns bevorstand? Das Schicksal Aegyptens! Die Mächte, stets liebevoll um

*) Vgl. „Nuova Antologia", XXXII, 158.

uns besorgt, gedachten uns mit einer internationalen Finanzcontrole zu beglücken. Ein Botschafter hat es gewagt, mit mir davon zu sprechen — ich setzte ihn an die Luft und arbeitete für die Ehre meines Vaterlandes — und heute, Gott sei Dank, ist unser Schild makellos!"

Ja, der finanzielle Ruf Italiens hat sich in dem letzten Jahrzehnt wesentlich gehoben, wenn auch der Credit des Landes zu Magliani's größtem Schmerz unter den Staaten Europas noch immer erst in zweiter Linie steht.*) Trotz des Aufwandes, den die Abschaffung des Zwangscurses nothwendig gemacht, berechnete der Finanzminister bei einer mit voller Sicherheit anzunehmenden jährlichen Steigerung der ordentlichen Einnahmen um mindestens 8 Mill. auch für die folgenden Jahre bedeutende Ueberschüsse über die Ausgaben. Nun war die längst verheißene Abschaffung der drückendsten und ungerechtfertigsten Steuern nicht länger zu verschieben. Vor allem mußte die Linke ihr seit Jahren verpfändetes Wort einlösen, die mit Recht verhaßteste von allen, die Mahlsteuer, aufzuheben. Wir wissen, daß Magliani dieselbe treffend als zugleich eine Kopf- und eine umgekehrt progressive Steuer gebrandmarkt hatte. Bisher war die vollständige Abschaffung noch immer an dem Widerstand des Senats gescheitert, der erst den Nachweis der vollen Deckung für das zu erwartende Deficit von 83 Mill. verlangte. Die günstigen und überzeugenden Berichte Magliani's überwanden endlich die Bedenken des Herrenhauses. Nachdem schon früher die Steuer auf geringe Mehlsorten abgeschafft war, wurde beschlossen, vom 1. Juli 1880 an die Steuer jährlich um ein Viertel des Betrages zu reduciren. Am 9. Oct. 1883 verkündigte ein königliches Decret die vollständige Aufhebung für den Schluß des Jahres. Sie ist gelungen, ohne das finanzielle Gleichgewicht auch nur vorübergehend zu erschüttern oder den Minister zu nöthigen, von seiner Ermächtigung zur Ausgabe von Schatzscheinen oder dem Verkauf von Staatsgütern Gebrauch zu machen.

5) Ueberschwemmung in Oberitalien. Die Wahlen nach dem neuen Gesetz.

Am 28. Juni 1882 hatten sich die Kammern auf unbestimmte Zeit vertagt. Alle Parteien waren darüber einig, daß das neue Wahlgesetz sofort in Anwendung kommen müsse. Man konnte den neu Berechtigten die Ausübung ihrer Befugniß nicht noch auf Jahre hinaus vorenthalten; auch war die allgemeine Spannung in Bezug auf die Wirkung des neuen Gesetzes viel zu groß, um sich noch lange zu gedulden.

Zunächst wurde allerdings die Aufmerksamkeit der Nation auf kurze Zeit durch ein Naturereigniß in Anspruch genommen, welches den Wohlstand zweier der blühendsten Provinzen des Königreiches auf Jahre hinaus schwer erschütterte. Die mit fast unerhörter Heftigkeit und Dauer im September 1882 auf Mittel- und Südeuropa niederstürzenden Regenströme verursachten in der von zahllosen Flußläufen und Kanälen durchzogenen Tiefebene der östlichen Lombardei und Ve-

*) Finanzbericht vom 7. Dec. 1884.

netiens furchtbare Ueberschwemmungen. Alle Flüsse traten aus ihren Ufern, am verheerendsten wie gewöhnlich die Etsch in der Gegend von Legnago. Menschen und Vieh ertranken, Wohnungen wurden massenhaft vernichtet, die Felder mit Schlamm und Geröll bedeckt. Das Elend der Obdachlosen, die vielfach nichts als das nackte Leben gerettet hatten, war herzzerreißend. Der stets hülfbereite König eilte selbst nach dem Schauplatz der Verheerung und spendete 100000 Lire aus seiner Privatchatoulle; die Kammern bewilligten 6 Mill., und der Arbeitsminister Baccarini bewies, leider etwas spät, daß das Deichwesen im Po- und Etschgebiet nichts tauge und einer gründlichen Verbesserung bedürfe.

Am 6. Oct. wurde die Deputirtenkammer aufgelöst und die Neuwahlen auf den 29. desselben Monats angesetzt. Inzwischen hatte der Wahlkampf bereits begonnen. Bonghi (von der Rechten) eröffnete in Como die lange Reihe der Wahlreden. In seinen Worten kam bereits die veränderte Frontstellung der Rechten oder doch eines großen Theiles derselben deutlich zum Vorschein. Der Regierung, hieß es darin, sei es gelungen, die großen Reformgesetze, die schon die Rechte angestrebt, glücklich durchzubringen. Die natürliche Folge sei die Auflösung dieser Partei als solcher und der Anschluß ihrer Glieder an die gegenwärtige Regierung zu gemeinsamer Bekämpfung der Radicalen. „Wer in unsere Reihen eintreten, wer mein bescheidenes Programm annehmen, wer sich umwandeln (trasformarsi) und ein Mann des Fortschritts werden will, den kann ich natürlich nicht zurückweisen: auch dem Arbeiter der letzten Stunde hat der göttliche Meister den vollen Lohn zuerkannt", so klang es als deutliche Antwort auf Bonghi's Worte von Stradella aus zurück, wo Depretis am 8. Oct. seine mit großer Spannung erwartete Wahlrede hielt, die ein vollständiges Programm einschloß. Er begann mit einer langen Apologie der Linken, an der er nach wie vor festhalte, rühmte die von ihr erzielten Erfolge, bot aber auch zugleich der Rechten die Hand zur Versöhnung und erklärte dagegen den Radicalen und Republikanern den Krieg bis aufs Messer. Er betonte das freundschaftliche Verhältniß zum Auslande und fand sich auch mit Frankreich wegen Tunis ab. Obgleich er noch nichts von einem engern Anschluß an Oesterreich und Deutschland erwähnte und auch die Irredenta mit Stillschweigen überging, wurde seine Rede doch selbst in Wien beifällig aufgenommen.

Schon vor einem Jahre hatte Minghetti versucht, sich der dynastischen Linken zu nähern, es war aber verlorene Liebesmühe gewesen. In seiner Rede am 15. Oct. 1882 in Bologna hob er die Nothwendigkeit der Bildung einer homogenen Majorität hervor, erklärte aber, erst die Thaten des Ministeriums abwarten zu wollen, ehe er sich ihm definitiv anschließe. „Hält Depretis, was er in Stradella versprochen hat, so wird er die Rechte auf seiner Seite haben." In den Reden Crispi's in Palermo, der, an der „historischen Linken" festhaltend, die Monarchie in Italien in der Demokratie wurzeln läßt, und Nicotera's in Neapel, der für die Nationalbewaffnung schwärmt, kam der unversöhnliche Haß gegen die alten Gegner und das Mistrauen in den nach rechts oscillirenden Depretis deutlich zum Vorschein. Dagegen hatte sich in der letztgenannten Stadt ein Comité

für die „Fusion der Mittelparteien" gebildet. Aber bei der zu diesem Zweck anberaumten Versammlung erschien nur ein einziger Vertreter der Linken, und das vorzeitige Project wurde ohne Sang und Klang begraben.

Der entscheidende Tag war da; auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Hauptstadt erwartete und discutirte eine dichtgedrängte Menge die von allen Seiten einlaufenden Telegramme.

Je vollständiger die Resultate der Wahlen bekannt wurden, um so mehr schlug das Gefühl gespannter Erwartung in das der Enttäuschung um. Man hatte vor allem von der vervierfachten Wählerzahl eine entschiedene Willens- und Meinungsäußerung nach der einen oder andern Seite hin vorausgesetzt. Nichts dergleichen fand statt. Unter den 508 Gewählten waren nur 120 homines novi. Das Verhältniß der Parteien, ja der einzelnen Gruppen blieb im wesentlichen das alte; nur die Zahl der Radicalen war von 30 auf 50 gestiegen. Die Romagna und die Lombardei stellten das Hauptcontingent der Partei. Die erstere sandte auch einige Socialdemokraten und in dem Deputirten Costa den Hauptvertreter der rothen Internationale in Italien. Mailand hatte bis auf den Minoritätscandidaten Correnti lauter Radicale gewählt. Die reiche Hauptstadt der Lombardei erinnert in dieser wie in manchen andern Beziehungen weit mehr an andere große Metropolen, wie Paris und Berlin, als Rom oder Neapel. Ihre radicale Presse verbreitet täglich 75000 Exemplare. Venetien und Toscana erwiesen sich wesentlich gemäßigter und loyaler gesinnt; die Südprovinzen, durch und durch monarchisch, sandten nur zwei oder drei Vertreter der äußersten Linken, Piemont auch nicht einen. Bei den Nachwahlen unterlagen die radicalen Candidaten fast sämmtlich, selbst in Bologna und Ravenna. In Rom, Neapel, Genua und Turin war die Liste der Rechten durchgegangen, ohne daß diese Partei jedoch im ganzen einen Zuwachs zu verzeichnen gehabt hätte. Alles in allem hatte das Listenscrutinium weder die Hoffnungen der einen noch die Befürchtungen der andern gerechtfertigt. Am überraschendsten war die auffallend geringe Zahl der an der Urne erschienenen Wähler. Kaum ein Drittel der Berechtigten hatte abgestimmt. Wo blieb da das von der Linken so oft mit Emphase betonte Verlangen des italienischen Volkes, durch die Wahl seiner Vertreter sich an der politischen Leitung des Landes zu betheiligen? Die Wahrheit ist, daß in Italien, vielleicht mit Ausnahme einiger der bedeutendsten Städte, der politische Indifferentismus noch sehr groß ist. Man interessirt sich weit mehr für die Wahl des Bürgermeisters als die des Parlamentsdeputirten. Nur wenn große Gefahren das Land bedrohen, wenn der eigene Geldbeutel ins Spiel kommt oder wenigstens etwas besonders Neues und Interessantes vor der Thür steht, macht diese Gleichgültigkeit der Volksmasse einem sich dann leicht zu leidenschaftlicher Erregung steigernden, aber meist rasch vorübergehenden Interesse Platz.

6) Der Trasformismo. Ministerkrisis. Radicale Congresse.

In der Thronrede, mit welcher der König am 22. Nov. 1882 das neue Parlament eröffnete, erging sich die Regierung mit nicht ganz ungerechtfertigem Behagen in der Aufzählung ihrer Leistungen auf dem Gebiet der innern Politik. „Die letzten Legislaturperioden haben eine stabile finanzielle Basis geschaffen, die lästigsten Steuern erleichtert, der Verwirrung in der Geldcirculation abgeholfen, eine ganze Reihe neuer Communicationsmittel geschaffen, die Entwickelung der ökonomischen Kräfte des Landes durch einen neuen Handelscodex mächtig gefördert und die Organisation der Militärmacht erheblich verbessert. . . . Sie können heitern Blickes und in Ruhe die großen socialen Probleme unserer Zeit prüfen und lösen. Italiens Geschick ruht in Ihren Händen."

Das war eine Sprache voll Selbstgefühl und Siegesbewußtsein. Depretis glaubte sich eben einer größern und dauerhaftern Majorität sicherer als je zuvor. In der That trat gleich zu Anfang der Session das Zusammengehen vieler Mitglieder der Rechten mit dem Ministerpräsidenten deutlich zu Tage. Es wurden sogar hier und da schon gemeinsame Fractionssitzungen gehalten. Allerdings hielten sich die meisten bisherigen Gruppenführer der Rechten, wie Minghetti, Bonghi, Spaventa, zunächst im Hintergrunde, aber sie waren Generale ohne Soldaten. Der Fehler war nur, daß diese Annäherung nicht eigentlich auf einem Fusionsprogramm zweier Parteien beruhte, sondern eine bloße Kundgebung des persönlichen Vertrauens zu Depretis war.

Nachdem Sella von der politischen Bühne abgetreten, waren Depretis' Actien hoch gestiegen. Die Zunahme des Radicalismus und die dauernde numerische Schwäche der eigenen Partei ließen die „Gemäßigten" in ihm den einzigen sichern Anker des Staatsschiffes erkennen. Von diesem rein persönlichen Verhältniß aber zur Bildung einer wirklichen neuen Partei war noch ein weiter Schritt. Solange zumal Männer im Cabinet saßen, die den Radicalen so nahe standen, wie Zanardelli und Baccarini, und die oft genug ausgesprochen hatten, daß sie von einem Zusammengehen mit den Gemäßigten nichts wissen wollten, konnte von einer principiellen Unterstützung der Regierung seitens der Rechten keine Rede sein.

Depretis hielt den Moment noch nicht für gekommen, sein Cabinet zu purificiren. Bei der ersten Abstimmung von Wichtigkeit lagen die Dinge so, daß die Regierung von vornherein einer großen Majorität sicher war. Der schon früher wegen Majestätsbeleidigung verurtheilte radicale und excentrische Arzt und Journalist Falleroni weigerte sich, den Eid der Deputirten auf die Verfassung zu leisten, und mußte mit Gewalt aus dem Sitzungssaal gebracht werden. Andere Republikaner, wie Saffi und Alberto Mario, hatten consequenterweise jede Wahl abgelehnt. Aber nicht alle waren so gewissenhaft. Der Anarchist Costa erklärte, er werde schwören, betrachte aber den Eid als eine bedeutungslose Formalität.

Die Regierung legte einen Gesetzentwurf vor, nach welchem diejenigen Deputirten, welche den Eid verweigerten oder dessen Ableistung ungebührlich verzögerten,

ihres Mandats verlustig sein sollten. Nach viertägiger Debatte ward derselbe gegen die Stimmen der Radicalen angenommen und sofort auch der Regierung ein Vertrauensvotum mit der fast unerhörten Majorität von 301 gegen 75 Stimmen bewilligt.

Die Zunahme ihrer Kammersitze hatte der radicalen Partei den Kamm geschwellt. Republikanische, irredentistische, sogar anarchistische Demonstrationen und Tumulte fanden statt, zumeist wieder in den Städten der Romagna. Aber das italienische Volk ist in seiner ungeheuern Mehrheit monarchisch gesinnt. Die großartige Feier des fünften Jahrestages von Victor Emanuel's Tode (9. Jan. 1878), wo 2000 Veteranen aus 39 Städten, von den Römern mit Enthusiasmus empfangen, ihre Banner auf dem Grabe des König-Befreiers niederlegten, ward allgemein als eine Gegendemonstration gegen die republikanischen Wühlereien aufgefaßt und begrüßt. Auch die Irredentisten mußten bald wahrnehmen, daß eine andere Luft in den Regierungskreisen wehe. Die Präfecten erhielten die strengsten Weisungen, gegen derartige Kundgebungen mit unnachsichtlicher Strenge einzuschreiten; in Rom selbst wurde eine Anzahl bekannter Irredentisten verhaftet, weil man sie im Verdacht hatte, Petarden vor der österreichischen Botschaft geworfen zu haben. Von dem Radicalen Fortis deshalb interpellirt, antwortete Depretis unter lautem Beifall der Rechten mit einer in solchen Fällen bisher unerhörten Schärfe. Die Regierung werde auch vor den strengsten Maßregeln nicht zurückscheuen, um ihre internationalen Pflichten zu erfüllen. „Das ist keine Regierung, die sich von einer Hand voll Abenteurer und Phantasten das Heft aus der Hand reißen läßt." Die Million Lire, welche zu einem Nationaldenkmal für Garibaldi bewilligt wurde, stand damit nicht in Widerspruch: sie galt dem Befreier Siciliens und Neapels, nicht dem alten Revolutionär und Demokraten.

Bei der Besprechung der Fortis'schen Interpellation war es zu Tage gekommen, daß auch ein nicht geringer Theil der monarchischen, der sogenannten historischen Linken gegen eine Verschmelzung mit der Rechten sei. Zum ersten mal fiel dabei das später zum Feldgeschrei für und wider gewordene Wort Trasformismo, d. h. Umwandlung, als Bezeichnung dieser Parteiverschiebung. Nicotera verlangte von dem Ministerpräsidenten Rechenschaft, ob derselbe dem Programm der Linken treu zu bleiben gedenke, und beantragte auf Depretis' Antwort: seine Ueberzeugung und seine Grundsätze seien dieselben geblieben, aber er könne die Parteigruppirung im Lande wie in der Kammer nicht für ein unumstößliches Gesetz halten, ein Mistrauensvotum gegen die Regierung. Minghetti, jetzt das parlamentarische Haupt der Rechten und der gewandteste Wortführer des italienischen Parlaments, unternahm es, zugleich Depretis und die Frontveränderung seiner Partei zu rechtfertigen. Nachdem die in den Besitz der Macht gelangte Linke sich naturgemäß der Rechten genähert habe und nun endlich auch, was bisher noch gefehlt, mit voller Energie gegen die Umsturzpartei aufgetreten sei, stehe einer Einigung mit ihr nichts mehr im Wege. „Ich glaube, daß der ehrenwerthe Depretis, dieser alte Patriot und treue Diener des Hauses Savoyen, nachdem er der Demokratie die Pforte geöffnet, nun auch entschlossen ist, die Ein-

richtungen des Staates zu befestigen und denselben immer größere Kraft zu verleihen. Wenn das ist, werde ich ihn mit voller Kraft unterstützen, wo nicht, nicht!"

Tempora mutantur! Noch vor wenigen Jahren hatte die Rechte, Sella an der Spitze, Depretis für den bösen Genius erklärt, der auf die Erde herabgesandt sei, um die öffentliche Moral in Italien zu vernichten, ja ihn geradezu als den schlimmsten und für die Monarchie und ihre Institutionen verderblichsten unter den Männern der Linken erklärt. Und jetzt „schwang man dem Alten von Stradella das Weihrauchfaß unter der Nase"!*) Der Arbeitsminister Baccarini erklärte dagegen mit bitterm Hohn, er verschmähe die Hülfe seiner alten Gegner, die er doch nicht für aufrichtig halten könne.

Nicht die Abstimmung, bei der eine dem Ministerium genehme Tagesordnung gegen eine verschwindende Minorität angenommen wurde, wohl aber die Debatte selbst hatte die Unmöglichkeit des Fortbestehens des Cabinets in seiner dermaligen Zusammensetzung erwiesen. Zwischen Depretis, der mit der Rechten und den Centren zusammen eine compacte Mehrheit zu schaffen hoffte, und seinen Collegen Zanardelli und Baccarini, die entschlossen waren, lieber mit den Radicalen als mit der Rechten zu pactiren, war das Tafeltuch definitiv zerschnitten. Am 22. Mai 1883 zeigte Depretis der Kammer an, daß infolge unlöslicher Differenzen im Ministerrath das Cabinet dem Könige seine Dimission eingereicht und der Monarch ihn mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragt habe. An Zanardelli's Stelle trat ein Deputirter der Rechten, Gianozzi-Savelli, als Justizminister**), und der der gemäßigten Linken angehörige Genala ersetzte Baccarini als Minister der öffentlichen Arbeiten. Die übrigen Mitglieder des Cabinets behielten ihre Posten.

So schien durch die Ausmerzung der beiden dem Radicalismus zuneigenden Mitglieder und die Aufnahme eines der bisherigen Opposition der Rechten angehörigen Mannes in das Ministerium die neue Parteibildung, der Trasformismo, zum entschiedenen Ausdruck gelangt zu sein. Damit schien zugleich der Hauptgrund der schwächlichen und schwankenden Politik der bisherigen Regierungen, die in ihrem Kampfe mit den Gegnern zur Rechten sich die äußerste Linke nicht ganz verfeinden durften, beseitigt. Aber der neue Bund war bei weitem nicht so fest und compact, wie er Außenstehenden erscheinen mochte. Der alte Hader zwischen den beiden großen historischen Parteien, die über 20 Jahre gegeneinander im Felde gestanden hatten, glomm unter der Asche fort. Die frühere Rechte verlangte, bei der Besetzung der hohen Staatsämter in gleicher Weise berücksichtigt zu werden wie ihre jetzigen Bundesgenossen, wogegen sich diese aufs entschiedenste sträubten. Neid, Eifersucht und alter Groll riefen fortwährend Intriguen hinter den Coulissen hervor. Wenn auch seither bei allen entscheidenden Abstimmungen

---

*) „Gli Italiani all 'urna. Da un Exministro" („Nuova Antologia", XXXV, 517).

**) Die wenigen Cultusangelegenheiten, die in Italien Staatssache geblieben sind, gehören ebenfalls zum Ressort des Justizministers.

die Regierung eine Mehrheit gefunden hat, so beweist doch schon das außerordentliche Schwanken der Zahlen, daß hier bedenkliche Unterströmungen stattfanden und noch stattfinden.

In den langen Sommerferien, welche das italienische und zumal das römische Klima für die Kammern wie für die Minister nothwendig macht, war die Opposition bemüht, sich zu sammeln, von dem erhaltenen Stoße zu erholen, ihre Kräfte zu zählen und zu concentriren. Die radicalen Deputirten, Bertani, Fortis, Costa u. a., beriefen für den 5. Aug. 1883 einen Congreß nach Bologna, der, alle antimonarchischen Elemente vereinigend, einen neuen Feldzugsplan zur Verwirklichung des republikanischen Ideals entworfen hatte. Es wurde ein Triumvirat erwählt, um Vorschläge zu einer neuen Organisation der demokratischen Partei zu machen; im übrigen kam man über die gewöhnlichen banalen Phrasen nicht hinaus. Als aber anwesende Anarchisten geradezu zur Revolution aufforderten, wurde die Versammlung von der Polizei aufgelöst, und, da sie nicht gutwillig auseinandergehen wollte, vom Militär gesprengt. Ebenso energisch ging die Regierung gegen eine zur Einigung der verschiedenen Schattirungen der Socialdemokratie in Ravenna tagende Versammlung und gegen die tumultuarischen Bewegungen vor, welche zu Anfang September in Faenza, Forli und Cesena stattfanden. Alle diese Anstrengungen der extremen Parteien hatten keine andere Folge als die, die Regierung gründlich aus ihrer allzu großen Sorglosigkeit aufzurütteln und die Demokratie immer mehr bei dem Volke zu discreditiren.

7) Das Erdbeben auf Ischia.

Eine furchtbare Katastrophe, welche Schrecken und Theilnahme bis weit über die Grenzen Italiens hinaus erregte, brachte das Getriebe der politischen Leidenschaften und Intriguen für kurze Zeit zum Schweigen. Unter den zahlreichen kleinen Inseln, welche das Tyrrhenische Meer schmücken, gilt Ischia mit Recht für den schönsten Edelstein. Die Perle der Insel selbst aber war wieder der große Badeort Casamicciola, der in seinen herrlichen Blumen- und Fruchtgefilden jährlich Tausende von fremden und einheimischen Curgästen versammelt sah. Am 28. Juli 1883, morgens 9 Uhr, verwandelte ein furchtbarer, 15 Secunden anhaltender Erdstoß fast den ganzen Flecken in ein wüstes Trümmermeer. Neue Stöße folgten, noch ehe die Bewohner recht zur Besinnnng gekommen waren. Nur wenige Häuser blieben stehen. Auch der nahe Flecken Lacco-Ameno wurde dem Boden gleichgemacht, und fünf weitere Ortschaften, alle am Fuße des Epomeo, jenes seit Jahrhunderten erloschenen Vulkans, der die ganze Insel beherrscht, gelegen, wurden schwer beschädigt. Der Anblick, der sich den hinzuströmenden Rettern und Neugierigen darbot, war entsetzlich. An gutem Willen, die Verschütteten hervorzugraben, die Verwundeten fortzubringen, die Todten zu beerdigen, fehlte es nicht; aber eine Zeit lang herrschte eine heillose Verwirrung. Die Größe und Plötzlichkeit des Unglücks schien den Behörden selbst die Besinnung geraubt zu haben. Die herbeigeschafften Mittel waren anfangs ganz ungenügend, die

Riesenarbeit zu bewältigen. Die Zahl sämmtlicher Verunglückter betrug 2236, darunter 500 Fremde. Am 1. Aug. erschien König Humbert selbst mit Depretis und Mancini auf der Unglücksstätte, um die Arbeiter anzufeuern und zu belohnen, den Verunglückten Trost und Hülfe zu spenden. Bald strömten reichliche Unterstützungen von allen Seiten herbei. Deutschland allein sandte 400000 Lire; an der Spitze der Sammlung stand der Kaiser mit 50000 Mark. Die Nachricht erregte einen Jubelsturm in ganz Italien. In der That war das Mitleid, wenn auch die nächste, doch wol nicht die alleinige Ursache dieser glänzenden Freigebigkeit. Sie hatte auch eine politische Bedeutung: Italien war seit kurzem Deutschlands Freund und Bundesgenosse.

8) Der Handelsvertrag mit Frankreich. Italien in Aegypten. Die Oberdank-Affaire. Die Tripleallianz.

Der Zwist mit Frankreich wegen Tunis war oder schien wenigstens ausgeglichen. Der allzu eifrige Maccio war abberufen, der Botschafterposten in Paris durch den franzosenfreundlichen General Menabrea besetzt. Den zweiten Bardovertrag, der den Bei gänzlich in die Hände seiner Protectoren lieferte, hatte die italienische Regierung vollständig ignorirt, wol des Mirabeau'schen Wortes eingedenk, daß Proteste, denen keine That folgt, nutzlos compromittiren.

Schon zu Anfang November 1881 war in Paris zwischen beiden Regierungen ein Handelsvertrag unterzeichnet worden, der in mehr als einer Beziehung für Italien unvortheilhaft war, indem er den französischen Export auf Kosten des italienischen begünstigte und zumal die italienische Küstenschiffahrt benachtheiligte. Beide Kammern widerstrebten seiner Annahme. Aber Frankreich drohte mit Einführung eines autonomen Tarifs und sehr bedeutenden Zollerhöhungen Italien gegenüber, wenn der Vertrag nicht vor dem 15. Mai 1882 ratificirt worden sei. Das Verhältniß zu den Centralmächten war damals durchaus noch nicht sichergestellt, und Depretis, vielleicht noch der franzosenfreundlichste unter den Fractionshäuptern der Linken, scheute sich, die Spannung zwischen den beiden Nachbarstaaten noch zu vergrößern. So votirte denn die Deputirtenkammer den Vertrag mit Zweidrittel-Majorität wenige Tage vor dem Ablauf des Termins, und auch der Senat mußte sich fügen. Aber das herrische und rücksichtslose Benehmen der „stammverwandten" Nation ließ einen neuen Stachel im Herzen der Italiener zurück. Die Deputirtenkammer forderte die Regierung auf, die bestehenden Handelsverträge nicht über den 30. Juni 1883 hinaus zu verlängern und einen Generaltarif vorzulegen, der zugleich die Bestimmung enthalten sollte, daß ein Aufschlag auf die Waaren derjenigen Staaten zu legen sei, welche ein Gleiches Italien gegenüber thäten. Die Resolution ist nie praktisch geworden; aber Meinung und Absicht waren durchsichtig genug. Daß das italienische Parlament den bei Mentana vor du Failly's wunderthätigen Chassepots gefallenen Freischärlern einstimmig den Dank der Nation votirte (Beschluß vom 26. Juni 1882), trug nicht dazu bei, die gereizte Stimmung auf beiden Seiten zu mildern.

In der Haltung Italiens in der ägyptischen Frage, die bekanntlich im Sommer 1882 an einem entscheidenden Wendepunkte stand, trat die Annäherung an die Politik der mitteleuropäischen Mächte zuerst deutlich zu Tage.

Als vier Jahre früher, vor dem Berliner Congreß von 1878, England Italien ein Bündniß angeboten hatte, „um die gemeinsamen Interessen im Schwarzen und im Mittelländischen Meere zu schützen", hatten Depretis und Graf Corti erwidert, Italien könne keine Verpflichtungen übernehmen, die ihm eine gebundene Marschroute vorschrieben. Das gleiche Anerbieten wiederholte sich im Sommer 1882. Aber in Italien sah man das Erstehen einer ägyptischen Nationalpartei und das Auftreten Arabi-Pascha's in einem ganz andern Lichte als in England. „Das Erwachen des nationalen Lebens in Aegypten", rief Mancini in der Kammersitzung vom 12. Juni, „verdient die Sympathie und Gunst Italiens."

In der That war Italiens Politik in dieser Frage klar vorgezeichnet. Als dritte gleichberechtigte Macht in das Condominium Frankreichs und Englands aufgenommen zu werden, hatte das Königreich nicht die geringste Aussicht; desfallsige schüchterne Anfragen waren fast mit Hohn zurückgewiesen worden. So mußte denn entweder die volle Unabhängigkeit Aegyptens oder ein gemeinsames europäisches Protectorat sein Ziel sein. Da die erstere Lösung unter den vorhandenen Umständen als unmöglich gelten durfte, setzte sich Italien mit Deutschland, Oesterreich und Rußland ins Einvernehmen und betheiligte sich an den identischen Noten, welche in London und Paris die Zuständigkeit des europäischen Concerts zur Lösung der ägyptischen Frage betonten. Zugleich bemühte sich Mancini, eine gemeinsame Action für die Neutralisirung und den Schutz des Suezkanals in Gang zu bringen. Als die Verhandlungen hierüber scheiterten, wurde Italien von Frankreich und England zur Cooperation aufgefordert. Aber weder jetzt noch später, als England, nachdem es Frankreich glücklich aus dem Condominium verdrängt hatte, Italien zu gemeinsamer Intervention in Aegypten einlud, wich die italienische Regierung von dem einmal eingeschlagenen Wege, dem festen Zusammenstehen mit den andern Großmächten, zumal mit Deutschland, ab. Wie 1878 ward ihr dies Verhalten, und nicht blos von gegnerischer Seite, schwer verdacht. Höhnisch wies man auf Deutschlands Verhalten in der tunesischen Angelegenheit hin. Damals sei man in Italien dummgläubig genug gewesen, sich einzubilden, daß ein Realpolitiker wie Fürst Bismarck sich dem Schwachen zu Liebe mit dem Starken verfeinden werde; was man denn jetzt für einen Lohn für die dauerhafte Freundschaft und Enthaltsamkeit von dem eisernen Kanzler erhoffe? Mancini antwortete dem Interpellanten in der Kammer, die Intervention würde Italien 50 Mill. gekostet und nichts eingebracht haben. Außerdem habe die Regierung gewußt, daß, wenn sie den englischen Vorschlag annähme, auch Frankreich sich einmischen würde. Den wahren Grund deutete er nur an: England bedurfte einer Militärmacht, die ihm die Kastanien aus dem Feuer holte, und dazu paßte ihm Italien vortrefflich. Aber das italienische Ministerium war durch üble Erfahrungen gewitzigt, und außerdem verlangte die öffentliche Meinung in energischer Weise den engsten Anschluß an die Centralmächte, der mit jenem englischen Separat-

bündnisse nicht bestehen konnte. Der Grund, den Menabrea, damals noch Gesandter in London, dem englischen Cabinet angab, Italien sei weder finanziell noch militärisch vorbereitet, war, wie Mancini ausdrücklich erklärte, zwar nicht der wahre, aber man konnte doch Lord Granville nicht geradezu erklären: „Nous ne voulons pas être vos dupes!"

So schien das gute Einvernehmen mit den beiden Kaisermächten bereits vorhanden und dem Abschluß einer wirklichen Allianz kein Hinderniß im Wege zu stehen. Dennoch war, ehe es dahin kam, zwischen Oesterreich und Italien noch mehr als ein Stein des Anstoßes hinwegzuräumen. Wo blieb zunächst der Gegenbesuch Kaiser Franz Joseph's? Nachdem man ein Jahr lang vergeblich gewartet, wurde Rom endlich ungeduldig, und Wien mußte Farbe bekennen. Graf Kalnoky erklärte in der ungarischen Delegation, der Kaiser habe nicht ohne schwere Inconvenienzen nach Rom gehen können; er habe deshalb dem König von Italien die Wahl einer andern italienischen Stadt anheimgestellt, aber die italienische Regierung habe sich geweigert, eine solche zu bezeichnen.

Die Erklärung der „Inconvenienz" lag auf der Hand. Leo XIII. empfing keinen vom Quirinal herkommenden Fürsten, und doch war es unthunlich, daß ein katholischer Monarch sich in der Metropole der katholischen Welt aufhielt, ohne das geistliche Oberhaupt derselben zu besuchen. Da nun Italien fest auf seinem Schein bestand, so unterblieb der Gegenbesuch ganz, und der Besuch in Wien stellte sich als eine Uebereilung heraus.

Der Kaiser von Oesterreich sollte bald noch einen durchschlagendern Grund gegen eine Reise nach Italien in die Hand bekommen.

Nachdem bereits zweimal im Laufe des August 1882 in den Straßen von Triest durch fanatische Irredentisten geworfene Bomben Schrecken und Tod verursacht hatten, erhielt die triestiner Polizei Kunde von einem beabsichtigten Attentat gegen das Leben des Kaisers und des Kronprinzen, welche am 17. Sept. vom Schlosse Miramar aus nach Triest zu kommen gedachten. Mehrere junge Triestiner, meist Deserteure der österreichischen Armee, hatten in Udine ein Complot gebildet. Ein Student, Namens Oberdank, und ein Apotheker, Ragosa, hatten die Ausführung übernommen. Am 16. Sept. überraschte sie die österreichische Polizei in dem Grenzstädtchen Ronchi. Ragosa gelang es, auf italienisches Gebiet zu entfliehen; Oberdank, bei dem man Orsini-Bomben und Nitroglycerin vorfand, wurde verhaftet. Er war ein geborener Triestener, als Deserteur nach Italien entwichen, in Rom mit Hülfe eines Staatsstipendiums ausgebildet. Des beabsichtigten Königsmordes überwiesen, wurde er zum Tode verurtheilt und am 20. Dec. 1882 hingerichtet. Der Kunde von der vollzogenen Execution folgte ein furchtbarer Sturm des Hasses gegen Oesterreich in vielen großen Städten Italiens, den Beweis liefernd, wie tief der von den frühern Regierungen gehätschelte Irredentismus in gewisse Kreise des Volkes eingedrungen war. Als in Rom, Mailand, Bologna und Turin Demonstrationen gegen die österreichischen Gesandtschaften und Consulate stattfanden, schritt die Regierung zwar gegen die Excedenten ein, ließ aber die Trauerfeierlichkeiten zu Ehren Oberdank's ruhig gewähren.

Oberdank's Mitschuldiger Ragosa wurde von der italienischen Polizei in Toscana

verhaftet, aber seine Auslieferung verweigert, weil es sich hier um ein politisches Verbrechen handle. Er wurde in Udine vor die Geschworenen gestellt und — freigesprochen! Dergleichen Vorkommnisse waren wenig geeignet, Freundschaft und Vertrauen zwischen den beiden Staaten und Regierungen zu fördern. Depretis war ohne Zweifel berechtigt, den ihm von dem Republikaner Cavallotti ins Gesicht geschleuderten Vorwurf, daß er um Oberdank's Reise nach Triest gewußt und sie nicht verhindert habe, mit Entrüstung als boshafte Verleumdung zurückzuweisen; aber er erntete jetzt, was seine Vorgänger, zumal Cairoli, gesäet hatten und wofür er in der Vergangenheit theilweise mitverantwortlich war. Die italienischen Regierungen hatten bis auf die letzten Jahre nicht nur mit den Irredentisten geliebäugelt: sie hatten auch die Deserteure und Emigranten aus Triest und Trient auf alle Weise unterstützt, ja vor den eigenen Landeskindern bevorzugt. Nun ließen sich die unbequem gewordenen Clienten nicht so rasch, wie man gern gewollt, von den Rockschößen abschütteln. Doch gelang es Depretis, der jetzt keine Rücksicht mehr auf die äußerste Linke zu nehmen brauchte, durch energisches Auftreten in Thaten wie in Worten das wiener Cabinet allmählich von dem Ernst seiner freundnachbarlichen Gesinnungen zu überzeugen. Eine loyalere und offenere Sprache, als sie Mancini in der Kammersitzung vom 13. März 1883 führte, ließ sich nicht denken: „Wir haben so wenig Recht, Triest und Trient von Oesterreich zu verlangen, wie Corsica von Frankreich, Malta von England, wie Deutschland hat, die Ostseeprovinzen von Rußland, die deutsch-österreichischen von Oesterreich zu fordern. An solche Absurditäten glauben die Führer der irredentistischen Agitation selbst nicht. Was sie wollen, ist eigentlich nicht Triest und Trient, sondern der Untergang der Monarchie."

Bildete somit der Irredentismus fernerhin kein Hinderniß einer italienisch-österreichischen Allianz mehr, so legte Fürst Bismarck seinerseits seit der Ermordung Kaiser Alexander's II. und der damit zusammenhängenden Wendung in der Politik Rußlands einen größern Werth als bisher auf den Anschluß Italiens an den mitteleuropäischen Friedensbund. Italien seinerseits fühlte das lebhafteste Bedürfniß, aus seiner Isolirung herauszutreten. Mußten sich seine Staatsmänner auch bei ruhigem Blute zugestehen, daß für ihr Land bei diesem Bündniß keine materiellen Vortheile irgendwelcher Art in Aussicht ständen, daß zumal die Sehnsucht nach verstärktem Einfluß im Mittelmeer und an seinen Küsten dadurch ihrer Befriedigung nicht um einen Zoll näher rücke, so verlangte die öffentliche Meinung der Nation dasselbe doch peremtorisch, einestheils als Demonstration gegen Frankreich, andererseits zur Sicherstellung des eigenen Besitzstandes im Falle eines kriegerischen Zusammenstoßes, auch wohl endlich in der unbestimmten Hoffnung auf künftige Erwerbungen.

Da über den Beitritt Italiens zu der österreichisch-deutschen Allianz so wenig wie über diese selbst jemals ein authentisches Document ans Licht getreten ist, sind wir auch in Bezug auf den Zeitpunkt des Abschlusses auf Combinationen verwiesen. Schon im Herbst 1882 sprach Minister Kalnoky in der österreichischen Delegation von der entschiedenen Annäherung Italiens, fügte aber ausdrücklich

hinzu, daß zu einem förmlichen Bündniß für Oesterreich noch nicht alle Bedenken gehoben seien. Der Zusatz bezog sich ohne Zweifel auf den Fall Oberdank-Ragosa. Am 12. Jan. 1883 brachte das Journal „Il Piccolo" zu Neapel die erste Nachricht von dem Abschluß einer italienisch-österreichischen Allianz. Da nie und nirgends ein entschiedenes Démenti, wenn auch erst zwei Monate nachher eine officielle Bestätigung erfolgte, dürfen wir wol das Zustandekommen des „Einverständnisses mit Deutschland und Oesterreich", wie es Mancini bezeichnete, auf den Anfang des Jahres 1883 feststellen.

In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 13. März 1883 interpellirt, erklärte Mancini, nachdem er das Verhalten der italienischen Regierung in der ägyptischen Frage gerechtfertigt hatte, daß zwischen Italien einerseits, Deutschland und Oesterreich andererseits eine völlige Einigung zu Stande gekommen sei, und zwar als eine reine Defensivallianz. In der Senatssitzung vom 10. April ging er noch näher auf die Frage ein. Das vollständige Einverständniß mit den beiden Kaiserreichen beruhe auf gegenseitigen Pflichten und Rechten; es habe einen rein friedlichen Zweck und biete keiner Macht irgendwelchen Grund zur Besorgniß. Ueber die Form könne er nichts Näheres mittheilen. Die Regierung werde zugleich die guten Beziehungen zu England pflegen und das Verhältniß zu Frankreich wieder freundschaftlich zu gestalten bemüht sein. „Aber" — und die den Westmächten zugekehrte Spitze war scharf genug — „was wir von andern Mächten verlangen, ist die Rücksichtnahme auf unsere Interessen. Wenn Frankreich z. B. an den Küsten des Mittelmeeres ein afrikanisches Reich gründen wollte, könnte Italien, das ein seefahrender Staat ist und im Seehandel die Grundlage seiner Existenz hat, ruhig zusehen? Nein, denn Italien kann keine Selbstmordpolitik treiben!" Tisza bestätigte im ungarischen Reichstage Mancini's Aeußerungen, aber ohne weitere Enthüllungen über Form und Tragweite des Einverständnisses.

Als sicher dürfen wir annehmen, daß es sich für Italien nur um einen Beitritt zu dem deutsch-österreichischen Bündniß in beschränkter Weise handelte, nicht um eine neuzuschließende Tripleallianz. Einige Punkte der deutsch-österreichischen Allianz blieben außerhalb des Rahmens der zwischen den drei Mächten getroffenen Uebereinkunft. Ein besonderes Vertragsinstrument existirt nicht; es fand nur ein Notenwechsel statt, bei dem die drei Mächte allerdings gewisse wechselseitige Verpflichtungen eingingen. Sie garantiren sich darin gegenseitig ihren Besitzstand in Europa gegen äußere Feinde, wie gegen anarchische Versuche. Von einer weitern Garantie auch legitimer Ansprüche und Interessen Italiens ist in diesen Schriftstücken keine Rede.

So wenig bedenklich die sogenannte Tripleallianz in dieser Beschränkung erschien, so wirbelte sie doch in Europa ganze Wolken politischen Staubes auf. In Italien wurde sie im allgemeinen von der öffentlichen Meinung sehr beifällig aufgenommen. Freilich liefen dabei starke Illusionen mit unter, die späterhin zu mancherlei Rückschlägen und Enttäuschungen Anlaß gaben. In England, wo man Italien gern als hülfbereiten Secundanten behalten hätte, war man sehr unzufrieden. Italien, hieß es da, thäte besser, seine Steuern herabzusetzen, als sich auf kostspielige Allianzen einzulassen. Aus der Antwort des französischen

Ministers Challemel-Lacour auf die Interpellation des Herzogs von Broglie über die Tripleallianz klang deutlich der verhaltene Aerger über die „unzweifelhafte Thatsache" heraus, „von der er doch nichts weiter wisse, als was in den Zeitungen stehe". Die Presse war außer sich über die Undankbarkeit und Treulosigkeit „des stammverwandten Brudervolkes", das sich mit dem Feinde gegen sein eigen Fleisch und Blut verbinde. Im besten Falle erscheine die Tripleallianz „als eine gegen Frankreich gerichtete heilige Hermandad für die Aufrechthaltung des Friedens".*) Auch die Presse des Vaticans, der durch diesen Bund seine noch immer hartnäckig festgehaltenen Hoffnungen auf die Restauration eines päpstlichen Rom ad calendas graecas vertagt sah, spie Gift und Galle, zumal gegen Bismarck, der das angestellt habe, um sich für seine Niederlage im Culturkampf zu rächen. In einem offenbar inspirirten Artikel vom 8. April 1883 verwies die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" zwar eine gegen Frankreich gerichtete Tripleallianz ins Reich der Fabel, suchte aber zugleich den Beweis zu führen, daß die drei Mächte sich in ihrem eigenen Interesse genöthigt sehen würden, eventuell mit Waffengewalt für den Frieden Europas einzutreten. „Wir wissen nicht, ob vertragsmäßige Abmachungen bestehen; aber wir sind überzeugt, daß die Logik der Geschichte an sich stark genug sein wird, um jede dieser friedliebenden Mächte zu überzeugen, daß sie wohl thut, nicht abzuwarten, bis die Reihe an sie kommt, und Bedacht darauf zu nehmen, sich nicht durch Preisgebung ihrer Mitinteressenten am Frieden isoliren zu lassen." Noch deutlicher und drohender trat ein Artikel desselben Blattes vom 22. Aug. 1883 auf, der seine Spitze zugleich gegen Rußland kehrend, Italien für den Fall eines Krieges an seine gegen seine Bundesgenossen übernommenen Verpflichtungen mahnte. Die französische Presse äußerte sich höchst entrüstet über die allerdings mit Händen zu greifenden Anspielungen auf den muthmaßlichen Störenfried. Frankreich war ja erfüllt von tiefster Friedensliebe; nur seine bösen Nachbarn sinnen auf Krieg und Verderben. Im Sommer des Jahres 1883 enthüllte „Figaro" bei Gelegenheit einer Reise des Feldmarschalls Moltke durch die Schweiz an die Riviera einen teuflischen Plan. Moltke studirte die französischen Vertheidigungswerke längs der italienischen Grenze und theilte seine Resultate Italien mit, das wie Preußen 1870 irgendeinen Vorwand sucht, um sich von Frankreich angreifen zu lassen. Dann tritt die Tripleallianz in Kraft, das italienische Heer stürzt sich auf Nizza, die Deutschen gehen über den Rhein; die österreichischen Armeen halten das freundlich gesinnte Rußland in Schach. Nach dem Frieden wird Ostfrankreich zerstückelt!

Wir lachen über solche Hallucinationen hirnverbrannter Köpfe; in Frankreich fanden sie damals Gläubige genug, und waren jedenfalls charakteristisch für das böse Gewissen unserer westlichen Nachbarn.

So war die Tripleallianz, hinter der das Publikum allerdings mehr suchte, als sie enthielt, in ganz Italien und bei allen Parteien mit Ausnahme der Republikaner höchst populär. Die in Paris anwesenden italienischen Radicalen demonstrirten bei einer im Juni 1883 Garibaldi zu Ehren veranstalteten Gedächtniß-

*) Valbert in der „Revue des deux Mondes", LVII, 281.

feier ebenso für die Republik wie gegen die Tripleallianz und den Erbfeind Oesterreich. Die Gegner des Ministeriums im Parlament waren dagegen zu vorsichtig, um ihren Hebel hier anzusetzen. Im Gegentheil: obgleich die beiden ausgetretenen Minister die Idee der Allianz bekämpft hatten, und Cairoli Oesterreich nichts weniger als freundlich gesinnt war, erklärten alle fünf Führer der oppositionellen monarchischen Linken, denen man von da ab den Namen der Pentarchen beilegte: Cairoli, Crispi, Nicotera, Zanardelli und Baccarini, aufs bündigste ihr Einverständniß mit dem Anschluß an die Centralmächte.

9) Die Pentarchie.

Was diese Fünfmänner, die sich bisher so oft und so bitter bekämpft hatten, jetzt zusammenführte, war der gemeinsame Haß gegen Depretis und die Rechte, die gemeinsame Verdammung des Trasformismo, der sie mit Ohnmacht schlug und alle Aussicht auf die ersehnten Ministerposten verdunkelte. Ein Organ der neuen Coalition wurde gegründet, und am 25. Nov. 1883 ein großes Verbrüderungsfest in Neapel gefeiert. Cairoli und Zanardelli entwickelten das Programm des neuen Bundes, kamen aber außer den allgemeinen Principien, die jeder Liberale unterschreiben konnte, nicht über leere Phrasen hinaus. Ihr Hauptbeschwerdegrund gegen Depretis war und blieb, daß er um der neuen willen die alten Freunde von sich gestoßen habe — die guten alten Kameraden, die stets den günstigen Augenblick erlauert hatten, um dem lieben Freunde ein Bein zu stellen! Außerdem warf Cairoli der Regierung vor, daß, während sie die nur in seltenen Ausnahmsfällen zu rechtfertigenden Präventivmaßregeln gegen Radicale und Anarchisten zum Princip erhoben zu haben scheine, sie den Klerikalen in Rom jede hochverrätherische Demonstration straflos gestatte. Endlich verlangten die Pentarchen durch Crispi's Mund die Ausschließung der Klerikalen von der Communal- und Provinzialverwaltung und Diäten für die Parlamentsdeputirten.

Solche vereinzelte und nebensächliche Postulate konnten keine feste Basis für eine erfolgreiche Opposition bilden. Das Volk erblickte mit richtigem Instinct in der Coalition nur persönlichen Verdruß und Jammer nach Ministerstühlen. Die Schwäche der pentarchistischen Opposition kam gleich bei den ersten wichtigen Commissionswahlen in der Kammer zum Vorschein, wo ihre Candidaten kaum den dritten Theil der Stimmen erhielten.

10) Die Communalverwaltung.

Crispi's Forderung, die Klerikalen von den Gemeinde- und Provinzialwahlen auszuschließen, gründete sich darauf, daß jene die rechtliche Existenz des Königreichs und seine Institutionen nicht anerkannten. Bisher waren alle Ministerien der Ansicht gewesen, daß eine solche Anerkennung hier gar nicht in Frage komme. Leo XIII. war derselben Meinung und hatte deshalb nicht nur die Theilnahme an diesen Wahlen gebilligt, sondern dieselbe als eine heilige Pflicht bezeichnet, „um den Angriffen auf die Familie und die Religion" entgegenzutreten; ja er

hatte sich sogar persönlich bei der Aufstellung der Listen betheiligt und diese Thätigkeit als eine gute Vorbereitung für den eventuellen Eintritt ins Parlament bezeichnet, wo noch wichtigere Kämpfe der guten Katholiken harrten.*)

So hatten denn die Päpstlichen schon seit einer Reihe von Jahren an den Gemeindewahlen zunächst in Rom, dann auch in andern Städten mit wechselndem Erfolge theilgenommen. In den meisten Fällen gelang es ihnen nur in Verbindung mit der gemäßigten Partei, ihre Candidaten durchzubringen. Im Sommer 1883 fielen, bei allerdings sehr geringer Betheiligung, die Wahlen in vielen größern Städten, wie in Genua und Venedig, klerikal aus, während die Päpstlichen in der Hauptstadt selbst kaum ein Drittel der Sitze im Senatspalast des Capitols eroberten.

Aber nicht hier liegt die Gefahr für die italienischen Communen, sondern in der höchst mangelhaften Gemeindeverfassung, den verrotteten Verwaltungszuständen und der meist erbärmlichen finanziellen Lage. Wir haben bereits früher diese Zustände geschildert**); seither hatte sich hier nichts Wesentliches, wenigstens nicht zum Bessern geändert. Was davon im Sommer 1880 zu Neapel in die Oeffentlichkeit trat, bietet ein abschreckendes, aber leider durchaus nicht vereinzeltes Beispiel, wie es bei der Communalverwaltung der großen wie der kleinen Städte herging. Hier hatten seit dem Anfang der siebziger Jahre die Regionalisten des Südens geherrscht, d. h. die Partei, welche in der allgemeinen Landesgesetzgebung und -Verwaltung die provinziellen, in den communalen Familien- und Clientelinteressen in die erste Linie stellte. Es war eine goldene Zeit für die Partei gewesen, wo es Aemter, Besoldungen und Emolumente aller Art regnete. Endlich aber rief die Miswirthschaft und Corruption in der Verwaltung, die Verschleuderung der städtischen Einkünfte, welche eine jährliche Unterbilanz von 13 Mill. zur Folge hatte***), eine heftige Opposition hervor, der es gelang, den Bürgermeister San-Donato, den verantwortlichen Vertreter dieses Unwesens, hinter dem freilich noch bedeutendere Persönlichkeiten steckten, bei den Neuwahlen zu stürzen. Der neue Sindaco, Graf Giusti, ein redlicher und energischer Mann, setzte alles daran, der herrschenden Corruption ein Ende zu machen und die Finanzen zu ordnen. Es gelang ihm, schon im nächsten Jahre das Deficit auf 6 Mill. zu ermäßigen. Dafür boten die Gegner alles auf, ihn und die Seinen bei den Wahlen von 1880 zu verdrängen. San-Donato hatte als Vorsitzender des Provinzialraths, in dem die Regionalisten noch dominirten, die Wählerlisten zu controliren. Statt nach dem Gesetze mindestens zehn Tage, stellte er dieselben dem Magistrat erst vier Tage vor der Wahl mit 2600 von ihm eingeschobenen Wählern zurück. Die Intrigue war durchsichtig genug; es waren Leute seiner Partei, deren Berechtigung der Stadtrath nicht mehr Zeit haben sollte zu prüfen. Aber dieser weigerte sich und

---

*) Rede des Papstes beim Empfange von 5000 Mitgliedern der katholischen Vereine Roms am 24. April 1882.

**) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 1., 574 fg.

***) Von den 10 Mill. jährlicher ordentlicher Einnahmen waren 8 Mill. für Schuldzinsen erforderlich.

appellirte an die Regierung, welche die Vertagung der Wahl anordnete. Bei der Revision der Listen wurden drei Viertel der Neueingeschriebenen als unberechtigt cassirt. Die Gemäßigten verbanden sich mit den Klerikalen und Bourbonisten; die Donatisten brachten nicht einen ihrer Candidaten durch.

War die communale Miswirthschaft nicht überall ganz so schlimm wie in Neapel, so kam dagegen zu der Ausbeutung des Säckels der Bürger durch Cliquen und Coterien noch vielfach die in Italien verbreitete Leidenschaft der Communalverwaltungen, einander durch glänzende öffentliche Monumentalbauten aller Art den Rang abzulaufen. Die Folge war, daß trotz der oft fast unerschwinglichen Zuschläge zu den Steuern auf bewegliche und unbewegliche Güter*), trotz der hohen städtischen Accise, der Fleisch- und Brottaxen der Stadtsäckel stets leer war. Im Jahre 1879 hatte der Staat der bankrotten Stadt Florenz, welche ihr kurzer glänzender Hauptstadttraum (1865—71) ins Unglück gestürzt hatte, mit einer Entschädigung von 49 Mill. Lire (2,900000 jährliche Rente) unter die Arme gegriffen. Zu Anfang 1881 bewilligten die Kammern der Hauptstadt Rom 50 Mill., auf 25 Jahre vertheilt, zu öffentlichen Arbeiten im allgemeinen Interesse: eine Summe, die beiläufig das vorhandene Bedürfniß nicht entfernt zu decken vermochte. Die staatliche Depositenkasse unificirte die Schulden Neapels und lieh der Stadt 20 Mill.; zugleich übernahm der Staat die Garantie für eine von derselben aufgenommene Anleihe von $4\frac{1}{2}$ Mill. jährlicher Rente und pachtete ihre Consumsteuer für $9\frac{4}{5}$ Mill. jährlich. Damit waren freilich drei der größten Gemeinwesen vorläufig vor dem Bankrott bewahrt, aber niemand kann sich Illusionen darüber machen, daß solche Communalbankbrüche bald an die Tagesordnung kommen müssen, wenn nicht das Finanzwesen und die ganze Verwaltung der Communen eine fundamentale Umgestaltung erfahren. Noch ist die längst allgemein als durchaus unzureichend und verfehlt anerkannte Gemeindeordnung von 1865 in Kraft. Die Vorlagen Lanza's von 1870, Peruzzi's von 1877, Depretis' von 1880 gehören zu dem schätzbaren Material, das in den Archiven der italienischen Kammern massenhaft aufgehäuft liegt. Auch der neueste Gesetzentwurf vom 25. Nov. 1882 scheint demselben Schicksal anheimzufallen. Derselbe verletzt zu viele Interessen gewisser im Besitz befindlichen Kreise, um nicht in Parlament und Presse, öffentlich und noch mehr hinter den Coulissen, der schärfsten Opposition zu begegnen.

Seit einigen Jahren findet, zunächst von der äußersten Linken ausgehend, eine starke Agitation für die Ausdehnung des communalen Wahlrechts statt. Daß dasselbe nach dem bisherigen Gesetz in zu enge Grenzen eingedämmt ist, wird allgemein anerkannt; das von den Radicalen verlangte allgemeine gleiche Stimmrecht wird jedoch sicher nicht angenommen werden. Vielleicht geht das Project des gegenwärtigen Ministeriums schon zu weit; man hatte sich nach dieser Richtung hin durch etwas übereilte Versprechungen gebunden. Von ungleich größerer Bedeutung für die Gemeinden ist es, daß ihnen neue oder die alten, ihnen

*) Sie betragen in 72 Gemeinden Ober- und Mittelitaliens zwischen 400 und 900 Proc. der Staatssteuern.

genommenen und auf den Staat übertragenen Einnahmequellen eröffnet werden, um sie aus ihrer trostlosen Geldklemme zu reißen. Vor allem aber müssen die Bürger selbst sich aufraffen, um dem schmählichen Coterie- und Clientelwesen ein Ende zu machen.

11) Der Kronprinz des Deutschen Reiches in Rom.

Zwischen dem deutschen Kaiserhause und der italienischen Königsfamilie bestanden seit dem Besuche Victor Emanuel's in Berlin 1873 und dem Gegenbesuche Kaiser Wilhelm's in Mailand 1875 die herzlichsten Beziehungen. Die beiden Kronprinzen hatten sich persönlich befreundet, und diese Freundschaft, welche einen besonders innigen Ausdruck gefunden hatte, als der deutsche Thronerbe im Januar 1878 nach Rom kam, um dem Freunde die Theilnahme des Kaisers wie die eigene bei dem Tode seines Vaters zugleich mit seinen Glückwünschen zur Thronbesteigung auszusprechen, war dem italienischen Volke, dem schon die hohe ritterliche Gestalt des deutschen Fürsten mit dem blonden Vollbart imponirte, höchst sympathisch. Noch zu Anfang October 1883 waren der Kronprinz des Deutschen Reiches und seine Gemahlin in Monza bei Mailand von der ganzen italienischen Königsfamilie aufs herzlichste begrüßt worden. Als der erstere dann im folgenden Monat nach Spanien reiste, um dem spanischen Monarchen an seines Vaters Statt einen Gegenbesuch zu machen, und den Weg über Genua einschlug, um sich nicht bei der Durchreise durch Frankreich ähnlichen groben Insulten auszusetzen, wie sie König Alfons wenige Monate vorher in Paris hatte erfahren müssen — Insulten, die ja noch weit mehr den Hohenzollern als den Bourbons galten — wurde er in Genua selbst wie auf allen Stationen, die der Zug berührte, mit lebhaften Sympathiebezeigungen empfangen. Da verbreitete sich das Gerücht, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches auf dem Rückwege von Genua aus nach Rom gehen werde, aber nicht um den König, sondern um den Papst zu besuchen. Darob große Aufregung und Empörung in der italienischen Presse. Man sprach von einem Gange nach Canossa, man munkelte von einer Intrigue zur Wiederherstellung des Kirchenstaates. Erst die sichere Kunde, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches im Quirinal wohnen werde, beruhigte die aufgeregten Gemüther. Die Fahrt von dem Bahnhof in den Thermen Diocletian's nach der königlichen Residenz war ein Triumphzug. Der Besuch beim Papste war nichtsdestoweniger keine Erfindung des Lieutenants von Pufahl, der das Gerücht zuerst in die Welt gesetzt hatte. Die berliner Officiösen erklärten, der Kronprinz des Deutschen Reiches habe nicht zweimal das italienische Gebiet passiren können, ohne dem König des Landes seine Aufwartung zu machen; dabei habe er denn zugleich den deutschen Katholiken einen Beweis von Ehrerbietung und Hochachtung gegen ihr geistliches Oberhaupt geben wollen. Das Ceremoniell des Besuches verursachte bedeutende Schwierigkeiten. Hatte Leo XIII. doch selbst der Schwester König Humbert's, der frommen Maria Pia von Portugal, dem Pathenkinde Pius' IX., seine Thür verschlossen. Dasselbe geschah im folgenden Jahre dem Prinzen Leopold von Baiern und seiner Gemahlin, der Tochter Kaiser Franz Joseph's, die zwar

nicht im Quirinal wohnten, aber vorher den italienischen Majestäten einen Besuch gemacht hatten. Wenn nun Leo XIII. den Besuch eines protestantischen Prinzen, obwol er ein Gast des Quirinals war, nicht geradezu abweisen wollte, wie er denn bereits am 12. April 1882 dem Prinzen Heinrich, den Sohn des Kronprinzen des Deutschen Reiches, und am folgenden Tage dem König von Würtemberg eine Audienz gewährt hatte, so hielt er doch an dem Wortlaut seiner Erklärung fest, daß er keine vom Quirinal herkommenden Fürsten empfangen werde. So fuhr der Kronprinz des Deutschen Reiches am Morgen des 18. Dec. 1883 vom Quirinal nach dem Pantheon, wo er einen Lorberkranz am Grabe Victor Emanuel's niederlegte, und von dort zum Palast Caffarelli, dem deutschen Botschaftshotel, wo Herr von Keudell drei Miethwagen bereit hielt, um ihn und sein Gefolge nach dem Vatican zu bringen, der inzwischen seinen ganzen mittelalterlichen Pomp mit Nobelgarde, zweifarbigen Schweizern, Cavalieren in altspanischer Tracht und Prälaten im Ornat angelegt hatte. Die dreiviertelstündige Unterhaltung in französischer Sprache fand ohne Zeugen statt. Bekanntlich lehnte der Kronprinz des Deutschen Reiches zum Misvergnügen des Papstes die Erörterung bestimmter kirchenpolitischer Fragen entschieden ab und kehrte nach einem Besuch bei dem Cardinal-Staatssecretär Jacobini direct in den Quirinal zurück. Bei der großen Parade des folgenden Tages auf den farnesischen Feldern fanden enthusiastische Volksdemonstrationen für den Kronprinzen des Deutschen Reiches selbst und die Verbrüderung der beiden Nationen statt. Mit Recht konnte Mancini in der Mitternachtsstunde des 20. Dec. dem scheidenden Fürsten zurufen: „Die Glückwünsche ganz Italiens begleiten Ew. kaiserliche Hoheit!"

Die wunderlichsten Contraste liegen nirgends dichter beisammen als in Rom. Das Haupt der katholischen Christenheit hatte mit dem Erben der größten protestantischen Continentalmacht in freundschaftlicher Weise verkehrt, mit demselben, der wenige Monate zuvor, am 13. Sept., als Vertreter seines Vaters in der Luther-Halle zu Wittenberg öffentlich eingetreten war für das evangelische Bekenntniß und damit zugleich für die Principien der Glaubens- und Gewissensfreiheit. In Rom feierte die italienische Presse Luther, dessen 400. Geburtstag das evangelische Deutschland beging, in begeisterten Apostrophen als „den Wiederhersteller des christlichen, und den Schöpfer des modernen Geistes". Der Papst hingegen in seiner Weihnachtsansprache an die Cardinäle rief den Zorn des Himmels auf die abtrünnigen Söhne der Kirche herab, welche den Erzketzer im Mittelpunkte der katholischen Welt zu verherrlichen wagten.

Ueberblickt man die Lage Italiens am Schluß des Jahres 1883, so erscheint sie wenigstens dem oberflächlichen Anblick durchaus günstig und vielversprechend. Durch den Anschluß an das mitteleuropäische Bündniß war das Königreich in seiner äußern Politik gefestigt und aller Sorgen wegen auswärtiger Verwickelungen enthoben; die Umwandlung der Parteien eröffnete die besten Aussichten auf die Bildung einer festen gemäßigt liberalen Parlamentsmehrheit; die wichtigsten politischen Gesetze waren glücklich unter Dach gebracht; ein trefflicher Finanzminister arbeitete mit jährlichen Ueberschüssen; Industrie und Handel waren im Aufschwunge

begriffen; der Wohlstand des Landes, im Ganzen betrachtet, hob sich von Jahr zu Jahr; Staatsmänner und Volksvertreter hatten ein freies Feld vor sich, um sich den großen und dringenden Aufgaben auf dem Gebiet der Verwaltung, der Rechtspflege, der Heeresorganisation, der öffentlichen Arbeiten und der Socialreform zu widmen; günstigere Auspicien für die nächste Zukunft schienen kaum denkbar.

Ein dritter und letzter Artikel soll den Nachweis liefern, daß und warum die gehegten Erwartungen doch, zunächst wenigstens, nur zum kleinsten Theile in Erfüllung gingen.

Aegypten und der Sudan.

Von

Friedrich von Hellwald.

III.

2.

So war denn Alexandria, die noch vor kurzem so blühende, geschäftige Stadt, ein öder, ausgeplünderter Häuser- und Ruinenhaufen. Tausende von Menschenleben und enorme Werthe waren vernichtet, über die Ueberlebenden war Noth und Elend gebracht worden. Das war das Endergebniß der englischen Politik! Die Verantwortung für die Unthat hat England allein zu tragen und sein liberales Cabinet, welches sich mit einer ungeheuern Blutschuld befleckte. Darüber war in ganz Europa blos eine Stimme der Entrüstung; die Italiener nannten die Beschießung Alexandrias eine „tragische Narrheit", und selbst in England ward das Ministerium des Verbrechens geziehen. Der Quäker John Bright, der Kanzler des Herzogthums Lancaster, wollte nicht länger die auf dem Cabinet lastende Verantwortung tragen und schied aus dem Amte, da er die Regierung an die Ausführung eines activen Vorgehens gebunden fand, in welchem er nach seinen Ansichten mit derselben zu gehen nicht im Stande war. England hatte den andern Mächten erklärt, die Action Seymour bezwecke nur die Besetzung der Forts, um dieselben zu entwaffnen; weitere Schritte seien nicht beabsichtigt. Aber seine Rüstungen waren für eine größere Action vorbereitet. Als nun Arabi-Pascha sich mit etwa 9000 Mann nach Kafr-Dauar, einem Orte ungefähr eine Stunde von Alexandria entfernt, zurückgezogen, wo er sich mit seinen Truppen verschanzte, nachdem er die Eisenbahn zwischen diesem Platze und Alexandria zerstört hatte, zeigte sich alsbald die Absicht, ihm dahin und bis nach Kairo zu folgen. Die Engländer, hieß es, können keine halbe Arbeit thun, sie müssen Arabi verfolgen und ihn unschädlich machen; sie müssen den Suezkanal gegen feindliche Ueberfälle sichern, auch den Süßwasserkanal, der sich unterhalb Kairo vom Nil abzweigt, in ihre Gewalt bringen und schon darum ihre Operationen bis Kairo ausdehnen. Mit der Landung, mit der Fortsetzung des Krieges in das Innere des Landes trat aber die englische Einmischung in ein ganz neues und noch viel ernsteres Stadium. Immer mehr zeigte sich, daß die Beschießung

Alexandrias im höchsten Grade frivol gewesen, nicht so sehr wegen der Action selbst, als weil die Engländer nicht im Stande waren, nach dieser unrühmlichen, unmenschlichen That sofort einen entscheidenden raschen Schlag zu führen, wodurch dieselbe einigermaßen gerechtfertigt worden wäre, indem sie die Ordnung herstellten und Arabi den Garaus machten. Außer den 3000 Matrosen und Marinesoldaten, welche gleich nach dem Zusammenschießen der Forts in Alexandria gelandet wurden, trafen dort am 17. Juli noch 4000 Mann englischer Marineinfanterie unter General Alison ein: eine ganz unzulängliche Streitkraft. So stand ein mehr oder weniger langer Krieg in Sicht; bis dahin aber gab es naturgemäß eine Pause, welche die europäische Diplomatie zur Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit benutzte. Am 15. Juli fand eine Sitzung der Conferenz statt, worin die Uebereinstimmung der Cabinete über die demnächst an die Pforte zu richtende Einladung, in Aegypten einzuschreiten, festgestellt wurde. Wer sich aber etwa der Hoffnung hingab, daß es den Diplomaten gelingen würde, dem Uebel Einhalt zu thun, der hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wol nahm nun der Sultan endlich am 22. Juli an der Conferenz theil; es begannen aber mit England endlose Verhandlungen über ein gemeinsames Vorgehen am Nil. Mittlerweile übernahm Admiral Seymour, wie er in einer Proclamation ankündigte, im Einverständniß mit Tewfik-Pascha die Zügel der Regierung, und die zur Hülfe herbeigerufenen fremden Matrosen kehrten wieder auf ihre Schiffe zurück, alle weitere Arbeit und Verantwortung ganz den Engländern überlassend, deren Uebermuth nach den Heldenthaten der Armstrongkanonen bald keine Grenzen mehr kannte. Schon ward der Jubelruf laut, England sei nun glücklich von der leidigen französischen Bundesgenossenschaft befreit, und in London ward die Losung ausgegeben: „Weg mit der Doppelcontrole!“ zur nämlichen Zeit, als ein Uebereinkommen mit Frankreich zum Schutze des Suezkanals zu Stande kam, wonach eine gemeinsame Besetzung des Kanals in Aussicht genommen ward.

Welche Wendung hatten nun die Dinge im ägyptischen Lager genommen? Dort lag einen Moment die Besorgniß eines Zerwürfnisses zwischen dem türkischen Commissar Derwisch-Pascha und den ägyptischen Ministern nahe, doch vermied Derwisch den Zwist, indem er klugerweise vor Arabi capitulirte. Unter den Einheimischen nahm unterdessen die Bangigkeit beständig zu; viele der Wohlhabendern begannen Alexandria zu verlassen, um sich nach den nächsten Ortschaften Unterägyptens zurückzuziehen. Nach der Beschießung Alexandrias gab Arabi noch immer Befehle im Namen des Chidiv aus und ernannte Mahmud-Samy, einen fanatischen Gegner Englands, zum Gouverneur des Suezkanals. Der Ministerpräsident Raghib-Pascha aber richtete an Admiral Seymour folgendes charakteristische Schreiben: „Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß die Rüstungen, welche Arabi jetzt betreibt, gegen den Willen des Chidiv und der Regierung sind. Arabi erhielt den Befehl, die Rüstungen einzustellen, und hat daher die alleinige Verantwortung für seine Handlungsweise. Se. Hoheit beschloß, ihn seines Postens als Kriegsminister zu entheben; aber die Besorgniß, es möchten sich die Vorgänge von Alexandria in Kairo und andern Städten wiederholen, bewog den Chidiv, die Veröffentlichung aufzuschieben.“ Zugleich blieb aber Tewfik in beständiger

telegraphischer Verbindung mit Arabi, der sich bereit erklärte, nach Alexandria zu kommen, wenn der Vicekönig den Rückzug der englischen Truppen und Schiffe verbürge. Schließlich schnitt Arabi die Telegraphendrähte durch, worauf Tewfik beschloß, ihm die Bekanntmachung, welche Arabi zum Rebellen erklärte, zuzusenden; aber es dauerte lange, ehe sich jemand bewegen ließ, die gefährliche Botschaft zu überbringen. Das Schreiben lautete: „An Arabi-Pascha! Infolge Ihrer Abreise nach Kafr-Dauar, begleitet von der Armee, somit Alexandria ohne unsern Befehl preisgebend, und Ihrer Hemmung des Eisenbahnverkehrs, wodurch wir an dem Empfang irgendwelcher Telegramme verhindert werden, sowie auch infolge dessen, daß Sie uns verhinderten, irgendwelche Mittheilungen durch die Post zu empfangen und daß die Flüchtlinge nach ihren Heimstätten in Alexandria zurückkehren konnten, und infolge Ihrer Beharrlichkeit in der Fortsetzung der Kriegsrüstungen und Ihrer Weigerung, zu uns zu kommen, nachdem Sie unsern Befehl erhalten: aus allen diesen Gründen enthebe ich Sie Ihres Postens als Kriegs- und Marineminister, und ich sende Ihnen meinen desfallsigen Befehl zu Ihrer Kenntnißnahme." Von einer Aechtung oder sonstigen Strafe ist in dem Schreiben kein Wort zu finden. Der Chidiv veröffentlichte dasselbe zugleich mit einer nur von ihm selbst, nicht vom Ministerium unterzeichneten, von den Engländern durch Anwendung eines gewaltigen diplomatischen und militärischen Druckes abgezwungenen Proclamation, in welcher er die Interessen der Mächte in Aegypten, besonders das Ueberwiegen der englischen und französischen, erörterte und erklärte, daß England und Frankreich nicht beabsichtigten, Aegypten zu erobern, sondern nur die Ordnung herzustellen. Arabi benutzte inzwischen die Pause, welche ihm die Unzulänglichkeit der britischen Streitkräfte gönnte, um sein etwa 10000 Mann starkes, aber demoralisirtes Heer in bessern Stand zu setzen, energische Vertheidigungsmaßregeln zu treffen und den Kanal, der Alexandria mit Wasser versorgt, in den Mariûtsee abzuleiten. Er erklärte den heiligen Krieg, worauf neue Christenmetzeleien in einer Reihe von Städten stattfanden, besonders in dem seiner Märkte wegen berühmten Tantah, wo am 13. Juli 85 Europäer und eingeborene Christen nebst Juden gefoltert und buchstäblich in Stücke zerrissen, die Frauen geschändet wurden. Soldaten wie der Pöbel betheiligten sich an den Greuelthaten des entfesselten Fanatismus. Aehnliche Scenen fanden zu Mihalla statt. In der Stadt Alexandria selbst aber, welcher das vorlagernde Heer Arabi's die Zufuhr aus dem Innern abschnitt, begann sich die Noth einer Belagerung zu entwickeln, die Wasservorräthe wurden knapp und das Gespenst einer Hungersnoth winkte am Horizont. Fast in allen Straßen traf man Araber, die ein weißes Tuch oder Papier an einem Stocke schwenkten und in namenloser Schwäche auf ihren Mund wiesen, um ihre Noth anzudeuten. Unter den Augen der Engländer entstanden neue große Feuersbrünste, wobei zahlreiche Plünderer verhaftet wurden. Die Engländer sahen sich in der Stadt so gut wie blokirt; von ihrer Linie aus konnten sie nicht weiter als 400 Schritt Entfernung sehen; Truppennachschübe thaten ihnen dringend noth. Kleine Scharmützel fanden alsbald zwischen den feindlichen Vorposten statt, wobei es den Engländern gelang, Arabi's Leute aus Ramleh zu vertreiben und sich die dortige Wasserleitung zu sichern. Sie verschanzten sich daselbst mit schweren Geschützen,

und dasselbe that Arabi auf seiner Seite. Der die Engländer befehligende General Alison unternahm auch mehrere Recognoscirungszüge gegen Kafr-Dauar. Bei einem derselben, am 2. Aug., brach bei den britischen Vorposten eine Art Panique aus, und sie zogen sich in eiligster Flucht, welche, gelinde gesprochen, schmählich war, zurück. In der Bucht von Abukir, mit seinem Fort, legte sich auf der offenen Rhede der Minotaur so, daß er jeden Versuch, die Deiche des Süßwasserkanals an diesem Punkte zu durchstechen, vereiteln konnte, was nicht hinderte, daß bald darauf die ägyptischen Vorposten unweit Abukir einen Midshipman von der Alexandra, Dudley de Chair, gefangen nahmen. Arabi's Stellung bei Kafr-Dauar war im ganzen äußerst geschickt gewählt und eignete sich vorzüglich zum Angriff auf Alexandria; behufs der Vertheidigung derselben ward ein großes verschanztes Lager aufgeworfen. Ueber die Gesammtkräfte, über welche Arabi sowol hier als längs des Suezkanals und in den Besatzungen verfügte, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Einige schätzten sie, wol zu hoch, auf 36000 Mann. Auch ward gemeldet, daß Rekruten und Freiwillige, voll von Begeisterung, aus Ober- und Unterägypten herbeiströmten und mittels Eisenbahn nach den verschiedenen strategischen Punkten befördert wurden. Sogar große Mengen von Beduinen begaben sich nach Kafr-Dauar zu Arabi's Armee. In Kairo dauerte gleichfalls die Einreihung der Freiwilligen fort, und selbst in den höhern Gesellschaftskreisen gab sich großer Eifer für die nationale Sache kund.

Einen geradezu peinigenden Eindruck machten die inzwischen fortlaufenden diplomatischen Verhandlungen in Stambul. Die Pforte zögerte lange mit ihren Antworten, und ihr Schwanken prägte sich in den widersprechenden Weisungen an Derwisch-Pascha aus, der nach verschiedenen Gegenbefehlen endlich zurückberufen wurde und am 19. Juli über Hals und Kopf nach Konstantinopel abreiste. Die Mächte ihrerseits hielten die Einmischung in Aegypten, zu welcher sie die Türkei drängten, von der Beschützung des Suezkanals scharf auseinander; letztere wollten England und Frankreich allein in die Hand nehmen, obwol der Kanal von Arabi gar nicht bedroht war. Zur Absendung militärischer Kräfte dahin wurden in London wie in Paris ausgiebige Credite verlangt; einstweilen standen ohnehin neun britische Corvetten im Kanal und sorgten zur Genüge für dessen Offenhaltung. In Port-Said ward die Lage zwar für einen Augenblick kritisch, da fanatische Araber die Europäer zu bedrängen versuchten, zumal als der Gouverneur und Vicegouverneur ihre Posten niedergelegt und ein Asyl an Bord eines englischen Dampfers gesucht, während der Truppenbefehlshaber, Muhammed-Efendi-Abul-Ata, ein eifriger Anhänger Arabi's, die Christenhunde ins Meer zu jagen drohte. Deutsche, französische, italienische Flüchtlinge kamen nämlich noch immer aus dem Innern in Port-Said an. Die Stadt war voll Menschen, und enorme Preise wurden für Beköstigung und Aufenthalt in den Gasthöfen verlangt. Für den Kanal selbst war aber kaum eine Gefahr vorhanden. Abgesehen davon, daß Arabi wiederholt erklärt hatte, er befasse sich nicht mit diesem, lagen in Port-Said Kriegsschiffe fast aller europäischen Nationen vor Anker, darunter das deutsche Kanonenboot Möve, welches auch Mannschaften zum Schutze des deutschen Consulats landete. Hätte es sich also nur um den Schutz des Kanals gehandelt,

so wäre hierzu kein großer Aufwand, weder diplomatisch noch militärisch, erforderlich gewesen.

Höchst eigenthümlich, und nur durch die anarchischen Zustände in Frankreich erklärbar, war die eigenmächtige Stellung, welche Lesseps am Kanal von Suez um jene Zeit einnahm. Er, der seine Sympathien für die ägyptische Nationalpartei und ihren Führer nicht verhehlte, machte auf eigene Faust Politik der Nichtintervention, gab dem französischen Admiral Befehle und drohte, einen Beduinenstamm herbeizurufen, wenn Hoskins, der britische Admiral, Truppen in der Nähe desselben landen sollte. Lesseps besorgte insoweit das Geschäft der europäischen Conferenz, als er durchaus nicht wollte, daß England allein den Suezkanal in Sicherheit bringe. Als weitsehender Politiker befürchtete Lesseps, daß die Engländer, einmal im Besitz des Kanals, schwerlich denselben wieder aufgeben dürften. Was aber die Interventionsfrage anbetrifft, so verlangte die Pforte eine Aenderung der Vorschriften, welche in der gleichlautenden Note der Mächte vom 15. Juli enthalten waren und die Aufgabe der Pforte ganz erheblich begrenzten, mehr als dem Selbstgefühl des Sultans angenehm war. Die Forderungen der Pforte wurden indeß als unannehmbar bezeichnet, und während in der Conferenz darüber verhandelt wurde, nahmen die Kriegsvorbereitungen, in England wenigstens, ihren Fortgang. In Frankreich freilich ward der Credit für die ägyptische Politik zwar vom Senat bewilligt, in der Kammercommission aber versagt. Da kam es denn dem französischen Minister Freycinet sehr gelegen, daß die Pforte sich ganz plötzlich — angeblich auf den Rath Deutschlands — zur sofortigen Truppensendung nach Aegypten unter den in der Note vom 15. Juli angegebenen Bedingungen bereit erklärte. Unter Berufung auf die durch diesen Entschluß veränderte Sachlage schlug Freycinet selber der Kammer eine Vertagung der Berathung über die Creditforderung vor, womit Frankreich in eine Politik völliger Enthaltung eintrat, welche durch den nach wenigen Tagen erfolgten Sturz Freycinet's vollends besiegelt wurde. Die Engländer hingegen beschleunigten ihre militärische Thätigkeit, um sich durch die Türkei den Vorrang nicht nehmen zu lassen, und der zum Oberbefehlshaber ernannte General Sir Garnet Wolseley erhielt die Weisung, die etwaige Ankunft türkischer Truppen nicht abzuwarten, sondern die Operationen ohne weitere Verzögerung zu beginnen.

Ehe der britische Oberbefehlshaber in Aegypten anlangte, sandte Admiral Seymour, begleitet von dem ohnmächtigen Protest Lesseps', drei Transportschiffe mit Truppen durch den Kanal von Suez und ließ am 2. Aug. die nicht unmittelbar am Kanal gelegene, aber mit eigenem Hafen versehene Stadt Suez besetzen. Dieser Schachzug Englands, welcher ihm gestattete, nunmehr ungehindert seine indischen Truppen landen zu lassen, war gleichzeitig gegen die Conferenz wie gegen Arabi-Pascha und die Pforte gerichtet. Um diesen Schlag zu pariren, stellte Arabi sofort ein Corps bei Ismailîya und an der Eisenbahn von Suez nach Kairo auf. Die Truppen sammelten sich in Tell-el-Kebir, das etwa auf halbem Wege zwischen Zakazik und Ismailîya liegt und durch Verschanzungen befestigt ward. Auch nach Nefische wurden Truppen dirigirt. Dagegen

ermächtigte der Chidiv, diese englische Puppe, den britischen Admiral in Port-Said, alle ihm erforderlich dünkenden Schritte im Kanal zu ergreifen, und übertrug ihm sogar die Gewalten eines Gouverneurs der Landenge von Suez. Es läßt sich nicht das mindeste einwenden gegen Arabi's Behauptung, womit er die vicekönigliche Proclamation beantwortete, daß Tewfik entweder ein Gefangener sei, oder daß er die englische Schutzherrschaft genieße, in jedem Falle also seine Befehle thatsächlich von den Engländern ausgingen. In gleichem Sinne sprach sich eine ziemlich stürmische, am 30. Juli zu Kairo im Ministerium des Innern abgehaltene Nationalversammlung aus, welche aus den Ulema, den Kadi, dem koptischen Patriarchen, den religiösen Häuptern der Armenier, Griechen und Maroniten, verschiedenen hohen Würdenträgern, sämmtlichen „Mudir" (Präfecten) aus Ober- und Unterägypten, den Notabeln und den angesehensten Kaufleuten zusammengesetzt war. Sie alle, mit Ausnahme von drei Stimmen, beschlossen Arabi-Pascha aufrecht zu erhalten, und erklärten alle gegentheiligen Erlasse als nichtig, da der Chidiv außerhalb des Bereiches des moslimischen Gesetzes sei. Selbst seine eigenen Vettern, die Prinzen Ibrahim Achmed und Kiamil, erklärten, Tewfik-Pascha sei der Chidiv, wenn er mit dem Lande und der Armee wäre, aber mit dem Admiral Seymour sei er nur entweder ein Gefangener oder der Schützling der Engländer. Aus der von seiten Englands ohne Kriegserklärung erfolgten Besetzung ägyptischen Gebietes hätte übrigens sich leicht ein Kriegsfall für die Türkei formuliren lassen; doch gelang es, dies zu verhindern, ja England siegte über den Widerstand der Pforte auch darin, daß diese endlich Anfang August Arabi für einen Empörer erklärte, welchem Beispiele der Chidiv in einem schriftlichen Erlaß folgte. Arabi's Dictatur im Nillande, insbesondere in Kairo, ward dadurch natürlich nicht im geringsten beeinträchtigt. Unterstützt von dem Schweizer John Ninet, einem zwar gewandten und kenntnißreichen Manne, der seit lange die gottlose Finanzwirthschaft der Europäer bekämpft hatte, sonst aber und vielleicht eben deshalb sich keines besondern Rufes erfreute, hielt er die Ruhe in Kairo fortwährend aufrecht, wies auch den Gouverneur von Port-Said zu gleichem Verhalten an und erließ strenge Befehle gegen Ermordung von Europäern; die Zuwiderhandelnden wurden mit Erschießen bedroht. Nach andern Meldungen aus Alexandria freilich hätte sich Arabi immer mehr als ein durch Glaubensfanatismus verhärteter Tyrann gezeigt, der eine Schreckensherrschaft gegen alles führe, was anders als er zu glauben oder zu denken wage. Für die ihm zugeschriebenen Grausamkeiten sind indeß keine glaubwürdigen Beweise erbracht worden. Ebenso muß die Richtigkeit der Meldung, daß Arabi zur Zeit des Bombardements von Alexandria dem Chidiv in Ramleh nach dem Leben getrachtet habe, durchaus dahingestellt bleiben.

Während der Vorgänge im Osten, am Suezkanal, standen sich auch vor Alexandria Engländer und Aegypter gegenüber. In der Stadt war man allenthalben mit dem Aufräumen der Trümmer beschäftigt, und bald war keine einzige Straße mehr ungangbar; dagegen mußte eine amtliche Regelung der Wasserver-

theilung an die Bevölkerung eintreten. Die Engländer landeten nun immer mehr Truppen in der Stadt, und Ende der ersten Augustwoche mochte sich die Zahl ihrer in und um Alexandria stehenden Truppen auf etwa 7000 Mann belaufen. Generalmajor Sir A. Alison, der Commandirende, schlug sein Hauptquartier bei dem Thore Moharrem-Bei, gegenüber der Eisenbahnstation, auf; die englischen Soldaten waren in Ermangelung von Kasernen in einer Anzahl kleiner Gebäude durch die ganze Stadt vertheilt. In allernächster Nähe von Alexandria, in einer Entfernung von kaum 15 Kilometer, standen die beiderseitigen Vorposten einander gegenüber. Am 5. Aug. kam es bei dem Orte Esbet-Kurschid zu einem Gefecht, wobei die Engländer 3 Todte und 23 Verwundete, die Aegypter aber angeblich 2—300 Todte hatten. Ueber den Ausgang des Kampfes berichtete die „Times", daß die Engländer nach einem heftigen Treffen zwar errungen hatten, was sie wollten, indem sie des Feindes vorgerückte Stellung nahmen, aber nicht genügend vorbereitet waren, sie zu halten, denn dieser nahm, nachdem sie sich zurückgezogen hatten, seine frühere Stellung wieder ein! Und diese eigentliche Schlappe ward in England allgemein für ein befriedigendes Resultat gehalten! Sehr natürlich, daß dieses Gefecht Arabi neue Kühnheit einflößte; seine Truppen warfen viele starke Schanzen und eine Batterie auf, während es auch die Engländer gerathen fanden, sich eifrig mit der Verstärkung ihrer Erdwerke zu beschäftigen. In der benachbarten Villenstadt Ramleh trieben mittlerweile plündernde Beduinen nach wie vor, und den englischen Wachtposten zum Trotz, ihr nächtliches Unwesen. Auch in Alexandria selbst nahm die Unsicherheit täglich zu, sodaß der dort weilende Afrikaforscher Georg Schweinfurth sich an die Spitze eines Vereins stellte, welcher eine freiwillige Polizei und eine Gemeindeverwaltung herzustellen suchte. Doch fand dies nicht die Billigung der Engländer, welche auch den Depeschenverkehr mit geradezu unerhörter Strenge überwachten und ihnen ungünstige Nachrichten ohne weiteres zurückwiesen. Da waren doch die Russen liberaler! Mittlerweile traf der Oberbefehlshaber Sir Garnet Wolseley nebst den englischen Elitetruppen in Alexandria ein, sodaß die britischen Streitkräfte in Aegypten endlich 15000 Mann europäischer und 10000 Mann indischer Truppen betrugen. Die Vorposten in Ramleh führten aber fast täglich Recognoscirungen aus, um den Feind zu beschäftigen und seine Aufmerksamkeit von den Operationen anderwärts abzulenken. Auch die ausgesprengte Nachricht von einem beabsichtigten Angriff auf Abukir war eine Täuschung, welche die wahren Pläne des britischen Feldherrn verhüllen sollte.

Alle Welt erwartete natürlich ein Vorgehen Wolseley's von Alexandria auf Kairo. Anstatt dessen ließ er am 18. Aug. seine Truppen auf 17 Transport- und 5 Kriegsfahrzeugen einschiffen und segelte in östlicher Richtung ab, man wußte nicht wohin. Admiral Seymour hißte seine Flagge an Bord des Panzers Alewan vor Alexandria auf. Tags zuvor empfing Wolseley den Besuch des Chidiv, der sich von ihm verabschiedete und ihm allen Erfolg wünschte. Es scheint indeß, daß nicht einmal die Brigadegenerale von dem Ziele der beabsichtigten Truppenbewegung Kenntniß hatten. Abukir wurde nicht beschossen, doch blieben dort drei Kriegsschiffe zurück, welche eine die Eisenbahn nach Rosette und diesen Platz selbst beherrschende Stellung südlich der Nelson-Insel einnahmen. Das wahre Ziel

Wolseley's war aber Port-Said und der Suezkanal, welcher dank Lesseps von Arabi beständig geachtet worden war und nunmehr bei seinem guten Zustande als Operationsbasis benutzt werden sollte. Die am Kanal liegenden drei größern Städte Port-Said, Kantara und Ismailîya wurden von den englischen, in Kriegsschiffen gelandeten Truppen besetzt. Die Einnahme von Port-Said durch 500 Blaujacken und Seesoldaten mit 3 Gatlingkanonen ging am 19. Aug. früh morgens in aller Stille und ohne Blutvergießen vor sich. Das ägyptische Militär, 200 Mann, ließ sich leicht entwaffnen, und Arabi's Vicegouverneur, Muhammed-Abul-Ata, flüchtete mit 120 Soldaten nach Fort Guemil. In Ismailîya kam es zu einem Gefecht mit Arabi's Leuten, und desgleichen bei Suez. Dort landete am 20. Aug. Kapitän Hastings mit Marinesoldaten und 200 Hochländern bei Schaluf, wo der Feind sich stark verschanzt hatte. Derselbe wurde aber unter beträchtlichem Verlust in die Flucht geschlagen und ihm 45 Gefangene abgenommen.

So war also die untere Strecke des Kanals, von welcher aus die Eisenbahnen und Straßen nach Kairo hin laufen, in die Hände der Engländer gefallen. Kantara und Ismailîya sind außerdem günstige Ausgangspunkte für einen Vorstoß. Und die kriegerische Action der Engländer kam auch rasch in Zug. Nachdem ihnen die Ueberraschung mit der Wegnahme des Suezkanals geglückt, begann unverzüglich der Vormarsch gegen das Innere mit mehr als 13000 Mann und 27 Kanonen. Die Hauptmacht der Briten ward am 22. und 23. zu Ismailîya ausgeschifft und von hier ward die Besetzung der Linie des Süßwasserkanals, Nefische, Tell-el-Kebir, Zakazik sofort in Angriff genommen. Schon am 24. rückte die Cavalerie erfolgreich über Nefische und El Magtar bis Tell-el-Kebir vor, doch stand Wolseley dort einer Macht von 10000 Mann mit 12 Geschützen in seiner Front und rechten Flanke gegenüber, und das entstandene Gefecht brachte den Feind nicht zum Weichen. Am 25. wurde wol mehr geleistet, der Erfolg war aber nichtsdestoweniger kein bedeutender. Doch bemächtigten sich die Engländer am Morgen jenes Tages der sehr starken feindlichen Stellung bei Ramses, eines im übrigen elenden Nestes von einem halben Dutzend Holzgebäuden und einer Gruppe von Lehmhütten. Auch bei Mahuta, bei Mahsamieh (26 Kilometer von Ismailîya), wo das feindliche Lager, 7 Kanonen, Waffen, Munition und große Vorräthe eingebracht wurden, und bei Kassassin, halben Wegs zwischen Ismailîya und Zakazik, wurde in jenen Tagen gekämpft. Das Gefecht bei Kassassin, wo die Engländer die Schleuse des Süßwasserkanals einnahmen, war weit ernsthafter als alle vorangegangenen und zeigte die Aegypter als die Angreifenden. Der Kampf hielt die Engländer, die stark unter der Hitze litten, den ganzen Tag unter Waffen. Bei der Wiederholung am nächsten Tage hätten die Aegypter die englischen Stellungen unzweifelhaft genommen, wenn General Lowe mit der Cavalerie und Artillerie nach Sonnenuntergang ihnen nicht in den Rücken gefallen wäre. Dann aber trat in dem Vorgehen der Engländer eine unfreiwillige Pause ein. Nicht etwa, daß Arabi um Waffenruhe gebeten hätte, sondern die Engländer sahen sich zu einem Aufschub ihrer Operationen genöthigt, weil General Wolseley sich überzeugte, daß

er mit seinen Mitteln nicht im Stande sei, Arabi's ungemein starke Stellung bei Tell-el-Kebir, welche sich nordwärts bis El Karaim ausdehnte, mit Erfolg anzugreifen. Wolseley hatte das Hauptgewicht auf die Reiterei gelegt und ihr auch alle bisherigen Erfolge zu verdanken. Dagegen fehlte es an genügender Artillerie und ebenso an genügenden Transportmitteln. In letzterer Beziehung scheint sich der englische Feldherr den naivsten Täuschungen hingegeben zu haben. Thatsache war, daß der verhöhnte Rebell Arabi und seine elende Armee fast alle verfügbaren englischen Truppen in Anspruch nahmen, daß diese Kräfte nicht ausreichend waren, um dem Gegner vernichtende Schläge beizubringen, daß man also die Schwierigkeiten eines ägyptischen Feldzugs stark unterschätzt hatte. Dazu waren die Engländer über Arabi's Truppenmacht, Stellung und Absichten sehr schlecht unterrichtet, besaßen auch im ganzen höchstens zwei bis drei zuverlässige Landkarten von Unterägypten. Ueber die unbegreifliche Nachlässigkeit und Kopflosigkeit der englischen Militärbehörden und insbesondere des Commissariats erschollen laute Klagen. Die Rothe Ruhr und das Sonnenfieber, eine mildere Art von Sonnenstich, decimirten die englischen Regimenter, und mit der Krankenpflege war es schlecht bestellt. Die Cavalerie litt trotz Gazeschleier und blauen Brillen an Ophthalmie.

So war denn vorläufig der einzige Erfolg der Operation blos, daß die Engländer den Suezkanal in ihre Gewalt gebracht hatten, und dies war mehr ein politischer als ein militärischer Erfolg. Mit dieser „genialen Diversion" hatte Wolseley übrigens mehr für seinen eigenen Ruhm als für das Wohl des Heeres gesorgt; offenbar um sich des politisch wichtigen Kanals zu bemächtigen, begann Wolseley zu früh den Feldzug, für den, wie er vorher schon wissen mußte, genügende Vorräthe und Transportmittel durchaus fehlten; denn alles was von England aus im Punkte der Heeresverpflegung geleistet wurde, war auf die Offensive von Alexandria aus berechnet und ließ den Wüstenmarsch von Ismailîya aus völlig außer Acht; daher denn auch das große Sündenregister getäuschter Erwartungen und beständig neu auftauchender Hindernisse. Nun mußten Truppen aus Indien herangezogen werden; doch gewährte der indische Vicekönig nur die Hälfte der Mannschaften, welche die britische Heeresleitung verlangte; immerhin verstärkte man sich auf diese Art mit 1100 Kanonieren nebst 36 Belagerungsgeschützen aus Woolwich, denn Wolseley wollte 60 Kanonen zum Angriff auf Tell-el-Kebir vereinigen, dessen Verschanzungen die recognoscirenden englischen Offiziere als sehr starke bezeichneten und die sich nördlich und südlich über den Süßwasserkanal und den Bahnweg ausbreiteten. Die Gesammtzahl der aus Europa gekommenen englischen Truppen betrug 23987 Mann und 6627 Pferde. Dazu kam die indische Division, welche außer der activen Mannschaft von etwa 7500 Mann eine zahlreiche Bedienungsmannschaft, 1700 Pferde, 840 Ponies und 4500—5000 Maulesel mit sich führte. Alles zusammen ergab 31468 Mann, worunter aber nur 19223 Mann Infanterie, 3818 Mann Cavalerie, 1927 Mann Artillerie, 1278 Mann Genie, also 26246 Mann im ganzen als Combattanten anzusehen waren.

Der Verzug, welchen die Transportfrage und die Heranziehung dieser Verstärkungen verursachten, kam natürlich den Truppen zugute, welche von den aus-

gestandenen Strapazen sich ausruhen konnten. Mittlerweile aber war es auch auf dem nördlichen Kriegsschauplatze, bei Alexandria, nicht immer ruhig geblieben. Arabi, welcher die englischen Vorposten infolge des Abzugs nach Osten für schwach hielt, griff in der Nacht vom 19. Aug. die englische Stellung bei Meks an. Es kam zu einer den ganzen Tag andauernden lebhaften Kanonade, die indeß resultatlos verlief. Arabi's Truppen besetzten Millaha und fuhren fort neue Verschanzungen bei Kafr-Dauar zu errichten. Am 27. Aug. eröffnete der Minotaur das Feuer auf die Beduinen an Arabi's äußerstem Flügel bei Mandara; zwar entflohen dieselben, aber der Feind durchstach den Damm, überschwemmte die Gegend auf beiden Flügeln und versuchte auch kleine Ueberfälle, sodaß die Bewohner Alexandrias in steter Furcht lebten, eines Nachts durch die Truppen Arabi's von Kafr-Dauar überrumpelt zu werden. Die Stadt war geradezu belagert durch die Aegypter, welche angeblich in Kafr-Dauar 10000, in Meks und in Abukir je 3000 Mann stark waren. Nach dem Abzuge der britischen Hauptmacht fühlten sich die Europäer in Alexandria, wohin die Araber nunmehr scharenweise aus dem Innern zurückkehrten, sehr unbehaglich und klagten, daß die Engländer die Gerechtigkeitspflge ziemlich schlaff handhabten. Erst am 7. Sept. ward der Mörder Attia Hassan gehenkt, die erste öffentliche Aufknüpfung seit Mehemed-Ali's Zeiten. Nach andern Berichten freilich konnte man eben in jenen Tagen sich durch den Augenschein von der „Freundschaft" überzeugen, welche General Wolseley in seiner Proclamation verkündet hatte und worin er dem ägyptischen Volke versprach, es von dem Drucke der Militärherrschaft zu befreien. Da wurde nicht nur erschossen nach Herzenslust, sondern gefangene Aegypter wurden mit der neunschwänzigen Katze gepeitscht, bis sie liegen bleiben; an einigen wurde auch, wenngleich in Gemäßheit des ägyptischen Flottencodex, so doch unter den Augen der Engländer, die fast tödliche Procedur des „Kielholens" vollzogen. Dies alles konnte nicht hindern, daß Arabi fortwährend Verbindungen in Alexandria unterhielt, und ein einheimischer Spion, welcher einen Brief an dem griechischen Consularagenten Antonopulo bringen sollte, fiel in die Hände der Engländer.

Unterdessen vollzog sich die Concentration der englischen Armee in Kassassin, um welchen Ort verschiedene kleinere Gefechte stattfanden. Am 4. Sept. fand ein nächtlicher Cavalerieangriff statt, welcher als großartig geschildert wurde und wobei mindestens 200 ägyptische Kanoniere niedergehauen wurden. Am 6. früh morgens wurde eine Parade der Kassassin besetzt haltenden englischen Truppen abgehalten, wobei sich wiederum ein leichtes Vorpostengefecht entspann. Ein geschickter Zug Arabi's war die Besetzung von Salihije, der Endstation der von Zakazik in nordöstlicher Richtung laufenden Eisenbahnlinie. Salihije ist von El Kantara und Ismailîya nur 35 Kilometer entfernt, und diese Flankenstellung konnte den Engländern gefährlich werden. Das Gefecht vom 9. Sept., in welchem durch Arabi's geschickte Taktik während einer Viertelstunde die Stellung der englischen Truppen und ihres Lagers in sehr kritische Lage gerieth, entschied aber auch endgültig über die Frage der Kampftüchtigkeit der Aegypter. Gleichzeitig, als Arabi aus den Verschanzungen von Tell-el-Kebr hervorbrach und sich auf das Centrum und die

linke Flanke der Engländer stürzte, machten 2500 Mann, die aus Salihije durch die Wüste marschirt waren, einen Angriff auf die rechte Flanke der Briten. Arabi's Plan, der Concentration der Armee Wolseley's durch einen solchen combinirten Angriff zuvorzukommen, war ein wohldurchdachter, und die Ueberraschung gelang auch vollkommen, wofür die englische Heeresleitung sich die schärfsten, aber auch wohlverdienten Tadelsäußerungen gefallen lassen mußte; aber in der Ausführung scheiterte das Unternehmen an der Unzulänglichkeit der ägyptischen Soldaten, welche sich den Engländern im Felde nicht gewachsen zeigten und trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit im Feuer nicht standhielten. Sobald die Engländer die Offensive ergriffen, stutzte die feindliche Infanterie und zog sich dann rasch zurück; um 10 Uhr morgens folgten Cavalerie und Artillerie diesem Beispiel, und die Engländer verfolgten sie bis 7 Kilometer vor Tell-el-Kebir. Durch den Unterschied der Rasse, der Disciplin und der Kriegskunst war der Ausgang des Feldzugs von vornherein entschieden.

Mit dem Eintreffen der Hochländerbrigade, welche von der Hitze schrecklich zu leiden hatte, war am 11. Sept. der Aufmarsch der Engländer beendigt. Ihre Vorhut lagerte bereits 10 Kilometer jenseit Kassassin. Wolseley's Armee war in zwei Divisionen unter den Generalen Willis und Hamley geteilt. Die erste bestand aus zwei Brigaden unter General Graham und dem Herzog von Connaught, die zweite aus der Hochlandbrigade unter General Alison und der indischen Brigade unter Macpherson. Arabi verfügte angeblich über 44000 Mann Infanterie, 1802 Mann Cavalerie, 143 Geschütze und 30500 Beduinen. Nachdem Wolseley nunmehr 14000 Mann zu den weitern Operationen in Bereitschaft hatte, dazu eine Reserve von mehrern tausend Mann, schritt der englische Feldherr unverzüglich zum Kampfe um die Stellung von Tell-el-Kebir. Er nahm mit dem Herzog von Connaught am Morgen des 12. Sept. noch eine Recognoscirung vor; dann wurde am Abend der Befehl zum allgemeinen Aufbruch ertheilt. Die Vorwärtsbewegung begann um Mitternacht. Unbemerkt näherten sich die Engländer den feindlichen Stellungen, bis ihre Artillerie nahe genug war, das Feuer zu eröffnen, was um $4^{3}/_{4}$ Uhr morgens des 13. geschah, nachdem General Wolseley in der Front eingetroffen war. Der britische Held, ein klein gewachsener, schlanker Mann mit magerm Gesicht, grauem, kurzem Haar und blondem Schnurrbart, entspricht in seinem Aeußern unsern Begriffen eines Soldaten und Generals nur wenig. Er trug den gelben Sonnenhelm mit einem violett und weiß carrirten Tuche umwunden, einen rothen, auf der Brust offenen Rock mit verschiedenen Fettflecken, ein buntgestreiftes Baumwollhemd, einen bunten Shlips, grau carrirte Beinkleider, gelbe Reitstiefel mit Sporen, Opernglas mit gelbem Futteral und Band, gelben Revolvergürtel mit Patrontasche, gelbe Stulphandschuhe, ein violettes Taschentuch im rothen Rock, eine riesige schwarze Schutzbrille und in der Hand einen Fliegenwedel. Die Infanterie rückte sofort nach und feuerte hinter dem Schutze der Brüstungen, dann stürzte sie sich mit tapferm Ansturm auf die Aegypter und griff sie mit dem Bajonnet an. Das Gemetzel war eine Zeit lang groß, die Aegypter vermochten nicht zu widerstehen, sie gaben nach und flohen, verfolgt von den Engländern. Schon um 8 Uhr morgens war die Schlacht entschieden, das

„ägyptische Plewna" gänzlich genommen. Einem Verlust von 396 Engländern stand ein solcher der Besiegten von 3000 Mann und 40 Kanonen gegenüber. Zudem war Arabi's Armee in den Zustand einer solchen Auflösung gebracht, daß an die Sammlung derselben zu erneutem Widerstande nicht mehr zu denken war. Der in seiner Art heldenmüthige Versuch des unkriegerischen ägyptischen Volkes, sich eine selbständige politische Existenz zu schaffen, war damit zu Grabe getragen, und der Krieg, der für die Interessen der ägyptischen Bondsbesitzer in England begonnen worden, endigte damit, daß die Fremdherrschaft im Nillande von neuem befestigt wurde. Mag man nun über die ägyptische Bewegung wie immer denken: das Eine ist unzweifelhaft, daß der Krieg, den die Aegypter geführt und verloren, nichts anderes war als eine ehrliche Vertheidigung des eigenen Bodens gegen Fremdherrschaft. Allerdings eine aussichtslose, da nun einmal der Abstand zwischen morgenländischer und abendländischer Gesittung den Kampf von vornherein zu einem höchst ungleichen machte.

In London erregte die Siegesnachricht natürlich großen Enthusiasmus; die Engländer erschöpften sich in Lobeserhebungen ihrer tapfern Armee, die so Außerordentliches geleistet! Wolseley stellte durch diesen seine Landsleute selbst überraschenden Sieg über einen freilich sehr wenig ebenbürtigen Gegner mit Einem Schlage seinen Feldherrnruf wieder her, der durch das Gefecht bei Kassassin am 9. bedenklich Noth gelitten hatte. Alle Blätter priesen sein Genie und einige verglichen den „Helden", den „Eroberer" bereits mit Carnot und Moltke. Allein noch verblüffender als der Sieg selbst war seine Ausnutzung. Mit der Erstürmung Tell-el-Kebirs hatten sich die Engländer auch den Weg nach dem fruchtbaren Deltalande, nach der Hauptstadt Kairo erzwungen, und sofort begann die nachdrückliche Verfolgung des geschlagenen und zersprengten Gegners. Ein Theil desselben war nordwärts nach Zakazik geflohen, ein Theil südwärts in der Richtung nach Belbês und Kairo. Dorthin folgte die indische Reiterei unter General Macpherson, dem es schon nachmittags $4^1/_2$ Uhr gelang, den Feind in Zakazik einzuholen und diesen wichtigen Eisenbahnknoten zu besetzen. Die englische Cavalerie setzte sich im Eilmarsch gegen Belbês in Bewegung, um zu verhindern, daß die fliehenden Aegypter nach Kairo kamen und sich hier von neuem zur Vertheidigung sammelten. Dies gelang ihr denn auch vollständig. Noch am Abend des 13., also am Schlachttage selbst, erreichte die Spitze der englischen Cavalerie das truppenentblößte Kairo, wo sie angeblich enthusiastisch begrüßt wurde, jedenfalls keinen Widerstand fand. Am andern Tage kündigten Butros-, Hali- und Rauf-Pascha die Unterwerfung Kairos an. Der Hauptstadt folgten alsbald alle übrigen Garnisonen. Am nämlichen 14. Sept. ergab sich das Heer, welches in Kafr-Dauar den Weg von Alexandria nach Kairo hatte sperren sollen. Am 16. übergab sich das Fort Aslan, $1^1/_2$ Stunden von Kafr-Dauar, an General Evelyn Wood; an gleichem Tage ward die Entwaffnung der ägyptischen Truppen in Kafr-Dauar vorgenommen. Am 23. unterwarf sich Abdellal-Pascha mit seinen schwarzen Regimentern in Damiette und übergab die Stadt, von der man noch einen längern Widerstand besorgt hatte. Die aus Negern bestehende Garnison floh aber raubend und plündernd, und von den 7000 Mann blieben nur 800 zurück, welche

sich nicht anders aufführten als ihre entwichenen Kameraden. Schon am 15. hielt Sir Garnet Wolseley mit dem auf der Eisenbahn herbeigeschafften Gros des britischen Heeres seinen Einzug in Kairo, wo er mit seinem Generalstab den ihm vom Chidiv zur Verfügung gestellten Abdinpalast bezog. Die englischen Truppen wurden in der Citadelle und den Kasernen sowie in Kasr-el-Nil und Massieh untergebracht. Arabi- und Tulba-Pascha wurden schon bei der Besetzung Kairos von General Drury Lowe gefangen genommen und nach der Citadelle überführt. Arabi scheint anfangs nicht an allem verzweifelt zu haben, denn obgleich geschlagen und verwundet, telegraphirte er doch nach Kairo, man solle ihn erwarten und alle Truppen zur Vertheidigung in Bereitschaft halten. Auch befahl er die Ueberschwemmung des Deltas und den Rückzug der Truppen aus Salihije nach Damiette, aber die Engländer verhinderten die Ausführung durch ihren raschen Vormarsch. Mahmud-Barudi-Pascha und Suleiman-Bei entkamen nach Oberägypten. Ueberall wurden aber die zermalmenden Wirkungen des Sieges im Lande sichtbar. Allenthalben wurden die Thore geöffnet, wenn auch nicht „mit Freuden", wie die englischen Berichterstatter meldeten, und die Haltung der Bevölkerung war äußerst unterwürfig. Das demoralisirte Volk beeilte sich, unter die Knechtschaft der englischen Bondsbesitzer zurückzukehren, und steinigte, die es gestern angebetet hatte. Arabi, gestern der Befreier, der Nationalheld, ward heute an den Galgen gewünscht. Die Nachricht seiner Gefangennahme ward in Alexandria mit Händeklatschen und Freudengeschrei aufgenommen, freilich nach englischen Berichten, und in der Umgebung des Chidiv, welcher am 17. Sept. erklärte, die ägyptische Armee sei aufgelöst, die Offiziere aller Rangstufen, die der Meuterei schuldig befunden würden, sollten gemäß der Militärgesetze verfolgt und bestraft werden, dann aber schleunigst Anstalten zur Rückkehr nach Kairo traf und dort auch herzlich froh darüber, dem gefährlichen Alexandria den Rücken wenden zu dürfen, am 25. Sept. seinen Einzug hielt, begleitet und empfangen von den Engländern, denen er seine Erhaltung auf dem Thron verdankte. „Er kehrt wie ein Kind in die Arme seiner Amme zurück", bemerkte treffend ein Araber zu einem andern bei diesem Einzuge. Die officiösen englischen Berichte schrieben zwar dem Volke von Kairo einen ungemeinen Enthusiasmus zu, mit dem es den zurückkehrenden Chidiv begrüßt hätte, allein andere Berichte lauteten anders. Von den Europäern wurde Tewfik allerdings enthusiastisch empfangen, aber die arabischen Frauen begrüßten ihn durch schrille Zurufe und die männlichen Aegypter verharrten in bedenklichem Schweigen. Noch am Abend machte der kühne Herrscher eine Rundfahrt durch die festlich beleuchteten Straßen im offenen Wagen und umgeben von einer Schutzwache und Fackelträgern. Aber nur der europäische Stadttheil war beleuchtet; in den Araberviertеln herrschte tiefe Dunkelheit, und einige Europäer, die sich in dasselbe wagten, wurden mit Steinwürfen angefallen. Am andern Morgen hielt der Chidiv im Ismailîyapalast einen großen Empfang, an dem sich die Eingeborenen zahlreich betheiligten und wobei er den Ulema wie den Pascha und Bei gegenüber einen sehr selbstbewußten Ton anschlug; auch erließ er eine Proclamation, wonach Arabi-Pascha und die Armee, welche seinen Befehlen gehorchte, die Ursache der Rebellion gewesen seien, welche dazu beigetragen habe,

das Land zu verderben. Am 30. Sept. fand dann vor dem Abdinpalast eine feierliche große Heerschau der britischen Truppen statt, um in den Herzen der Einwohner jenen gewaltigen Eindruck von der britischen Macht und Herrlichkeit zurückzulassen, welchen die englische Regierung für nothwendig erachtete, um in Zukunft alle aufständischen Regungen im Keim zu ersticken. Als aber fast zu gleicher Zeit durch eine Explosion auf dem Bahnhof von Kairo ein Brand ausbrach, sahen die Aegypter darin den Finger Allah's, freuten sich über die Zerstörung des Mundvorrathes und des Schießbedarfes und verheimlichten ihre Befriedigung so wenig, daß sie in den Straßen ausriefen: „Dies ist des Volkes Freudenfeuer zu Ehren der ungläubigen Freunde des Chidiv!" Dieser Brand gab noch zuletzt Zeugniß von der im ganzen freilich ohnmächtigen Erbitterung der Besiegten.

Bernardino Zendrini.

Von

Heinrich Breitinger.

Der italienische Heine-Uebersetzer, der lombardische Dichter und Kritiker Bernardino Zendrini, hat als Vermittler deutschen Geistes in Italien so Bedeutsames geleistet, daß es jetzt, nach dem Erscheinen seiner gesammelten Werke (6 Bde., Mailand 1881—86) und der biographisch-kritischen Studien von De Gubernatis, Elia Zerbini, Giuseppe Pizzo und Senator Tullo Massarani an der Zeit sein dürfte, dem deutschen Leser ein abschließendes Bild von dem Leben und Streben Zendrini's vorzulegen. Dem Verfasser dieser Arbeit war derselbe befreundet, und es ist ihm Herzenssache, dem Verstorbenen einen bescheidenen Denkstein in Deutschland zu setzen: war er doch in mehr als einer Beziehung unser.

Zendrini's Wiege stand in der Altstadt von Bergamo. Wer diese einmal sich angesehen, wird das Bild nicht leicht vergessen. Wie stolz lugen heute noch ihre schattigen Bastionen in die weite lombardische Ebene, und ihre geschwärzten Paläste, ihre gothische Kathedrale, ihre venetianische Piazza, ihre hochragenden uralten Ritterthürme: wie reden sie zur Phantasie des Nachgeborenen von einstiger Größe, vergangener Macht und vom Waffenruhm der Väter! Heute freilich ist es still geworden da oben; die Paläste sind billig zu miethen; Blut und Leben Bergamos pulsiren nunmehr am Fuße des Hügels in den geschäftigen Borghi der Neustadt.

Bernardino Zendrini wurde am 6. Juli 1839 geboren. Seine Mutter stammte aus Pavia, eine Frau von Geist und Gemüth, mit einem derben Zug rückhaltsloser Offenheit; der Vater war ein vielbeschäftigter, der Berufspflicht mit unbedingter Hingebung lebender Arzt. Als Student von Pavia hatte er 1821 die Schilderhebung der Carbonari mitgemacht, war von den Oesterreichern erst zum Tode verurtheilt, dann zu fünfjähriger Kerkerhaft in Mailand begnadigt worden. Ein lebhafter Sinn für Kunst und Poesie, zähe Beharrlichkeit in jeder Arbeit, die Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande und männliche Selbständigkeit bilden die Grundzüge seines Charakters.

In seinen autobiographischen Fragmenten hebt Zendrini den Gegensatz seiner zarten Gesundheit, seiner schwächlichen Constitution und seines regen, zu phan-

tastischer Wildheit aufgelegten Seelenlebens hervor. Zwei Jugenderinnerungen ließen einen bleibenden Eindruck in seiner Phantasie zurück: die Revolution von 1848 und der Tod Donizetti's in demselben Jahre. Der Vater hatte damals seine Familie in einem nahen Bergthale in Sicherheit gebracht, woselbst die Land- und Bergluft zum ersten mal Bernardino's sensitive Nerven berauschte. Diese drei Monate waren dem achtjährigen Knaben ein Paradies der Freiheit, und die Banden der Freiwilligen, welche jubelnd mit klingendem Spiel und flatternder Tricolore die Dörfer durchzogen, die lustigen Spottlieder auf Radetzki und die Kroaten hoben ihn mit Macht empor in die Traumwelt der Poesie. Am Leichenbegängniß des großen Mitbürgers Donizetti, der seine letzten zwei Lebensjahre in lethargischer Apathie in Bergamo verlebte, durfte auch Bernardino sich betheiligen. „Von Donizetti kannte ich damals nur den «Don Sebastiano», den ich im Winter vorher in einem Liebhabertheater genossen hatte. Mein kindlich naiver Sinn betrachtete den Componisten nicht nur als Schöpfer der Oper, sondern auch ihrer ganzen Inscenirung, ja des Theaters und des Orchesters."

Die Ungebundenheit des Knaben veranlaßte den Vater, ihn aus der Lateinschule Bergamos in ein schweizerisches Institut am Zürichersee zu versetzen. Hier hielt er es freilich auch nicht lange aus. In den Schulen Zürichs ging es besser; mit Macht ergriff ihn hier die Liebe zum Studium moderner Sprachen und Literaturen. Für Schiller namentlich begann Zendrini zu schwärmen, und auf einer Rheinreise lernte er im Lurleiliede einen zweiten Liebling kennen. Mit 16 Jahren kehrte Zendrini (Frühjahr 1855) nach Bergamo zurück, in der Absicht, sich hier auf die Universität Pavia vorzubereiten. Die Schweiz hatte seine Phantasie mit Landschaftsbildern vom Rigi und Berner Oberland bereichert, und eigenem Studium verdankte er eine sichere Kenntniß des Deutschen. Noch während er die letzte Klasse des Lyceums von Bergamo besuchte, schrieb Zendrini einen Lehrgang der deutschen Sprache für Italiener, welcher bei Redaelli in Mailand im Druck erschien, den er aber „aus politischen Gründen" sofort nach dem Druck aus dem Buchhandel zurückzog. So groß war damals die Furcht der jungen Patrioten, in den Geruch österreichischer Gesinnung zu gerathen!

Im Jahre 1857 bezog Zendrini die Universität Pavia, um da die Rechte zu studiren. Der Vater starb, die Mutter lebte in knappen Verhältnissen, und es war ihr ganz erwünscht, als Bernardino in dem Studentenconvict des Collegio Ghislieri ein Unterkommen fand. Seine Berufsstudien betrieb Zendrini mit dem Eifer, den die Dichter stets für das Corpus juris an den Tag gelegt haben. „Es scheint ein Verhängniß", so schreibt er selbst, „daß alle Dichter, die großen und die kleinen, an dieser Klippe des Rechtes" (legge bedeutet eben auch diritto) „zu scheitern bestimmt sind. Ich überließ das dicke Buch des Justinian allen denen, welche dafür geboren sind, durchdachte statt dessen die Schriften der Rechts- und Geschichtsphilosophen, die ich schön, mitunter sogar poetisch fand, vor allem den Montesquieu." Hauptbeschäftigung blieb ihm auch in Pavia das Studium der schönen Literatur. Jetzt legte er den Grund zu einer großen Belesenheit, die er ohne Schonung für seine Gesundheit, ohne Rücksicht für seine Körperschwäche mit leidenschaftlicher Zähigkeit auszudehnen bemüht war. Jetzt im Alter von

18 Jahren hatte er auch eine romantische Anwandlung katholischer Inbrunst durchzumachen, die sich bei Zendrini wie bei unsern Romantikern und bei Châteaubriand ganz einfach aus einer „prédilection d'artiste" erklärt. Dieselbe machte sich in seiner kritischen Erstlingsarbeit, einem Versuche über Vallardi's Drama „La contessa di Cellant" durch eine Lobrede auf das Klosterleben Luft. Das Büchlein erlebte trotz seiner Schwächen eine zweite Auflage. Die Widmung lautet auf „Friedrich Schiller, den Dichter der hochherzigen Leidenschaften, der nur von denen vernachlässigt wird, die der Seele Adel verkennen".

Indessen warfen die politischen Ereignisse von 1859 den beweglichen Jüngling in neue Bahnen. Er dichtete seine ersten patriotischen Lieder, spielte bald eine Rolle unter seinen akademischen Genossen und wurde von diesen zum Präsidenten der Studentenschaft von Pavia gewählt. Auf einem Zuge nach Mailand machte er die wichtige Bekanntschaft von Tullo Massarani, der damals im mailändischen Gemeinderath saß und von ihm beauftragt worden war, den Enthusiasmus der jungen Gäste aus Pavia in Schranken zu halten. Aus dieser ersten Berührung mit Massarani entsprang eine Freundschaft fürs Leben. Massarani zählte zwar 13 Jahre mehr als sein junger Freund, doch blieb jener erste Tag ihrer Berührung für alle Zukunft entscheidend.

Bald genug sollte Zendrini die Bedeutung seiner Glückschance erfahren. Er hatte sich nämlich an die Spitze einer Rebellion gegen die mittelalterliche Einrichtung seines Studentenconvicts gestellt und war bei diesem Anlaß relegirt worden. In höchster Aufregung über diesen Schlag, der seiner Mutter Herzeleid verursachen mußte und seine eigene Zukunft vernichten zu wollen schien, schrieb er eine „Apologia" von 100 Druckseiten, worin er die Bibel und den Homer, Schiller und Körner, Byron und Heine als Autoritäten für seine gute Sache citirt. Auf Massarani's Verwendung hin entschloß sich der Erziehungsminister Mamiani, jene Flugschrift zu lesen und ihren Verfasser in Anerkennung seiner großen Belesenheit zu begnadigen. Die Convictordnung wurde revidirt und der Ausgestoßene wieder aufgenommen.

Nach dem 1861 so plötzlich erfolgten Tode Cavour's empfing Zendrini von seiner Studentenschaft den ehrenvollen Auftrag, den großen Todten in öffentlicher Rede zu feiern. Er schrieb sie im Laufe der folgenden Nacht und las sie in der Kirche San-Francesco zu Pavia. Noch im Herbst jenes Jahres doctorirte er mit einer Abhandlung über „Kirche und Staat". An seine Mutter schrieb er kurz vor dem Tage der Disputation:

„Am 10. Aug., abends 6 Uhr, wird der Schlußact meiner Prüfung stattfinden. Meine Nerven verlangen nach Kampf und Sieg; kämpfen will ich wie ein Löwe, nicht weichen noch die Waffen strecken! Meine Thesen sind demokratisch, halb revolutionär. Ich greife die weltliche Macht des Papstes an sowie das Cölibat der Priester, fordere Freiheit in allem und für alle. Meine aus den Werken Ausonio's geschöpften Ideen laufen schnurstracks denen meiner Richter entgegen. Das wird eine schöne Scene geben."

Nun, der Sieg ward errungen und Zendrini, „laureato in legge", sagte seinem Pavia auf immer Lebewohl. In Zendrini's Gedichten hat sich nur eine

Erinnerung an die bewegte Studentenzeit erhalten; ich meine das von Schanz ins Deutsche übersetzte Lied „Auch eine Königin", welches J. Scherr in seinen „Bildersaal der Weltliteratur" aufgenommen hat. Jene Uebersetzung ist indeß weniger glücklich als diejenige, welche ich hier zu veröffentlichen ermächtigt bin. Verfaßt hat sie Heinrich Kitt in Bergamo, der ungenannte Verfasser der trefflichen metrischen Uebertragungen aus Aleardo Aleardi, welche 1873 bei Schweighauser in Basel erschienen sind:

Auch eine Königin.

Traun, sie zählt Verehrerscharen,
Mehr als eine Heilige schier;
All der Weisheit Söhne fahren,
Wie zum Gnadenbild, zu ihr.
Wallt sie wo des Wegs, mit Staunen
Wandelt alles hinterdrein:
Ganz Pavia lenkt nach Launen
Des Pedellen Töchterlein.

Wenn das junge Volk ans dreiste
Mustern seiner Schönen geht,
Welche ist's, die ihm vorm Geiste
Als der Schönen Schönste steht?
Dort auf grünumrankter Zinne
Halb versteckt in duft'gen Mai'n,
Jenes Wunder neckscher Minne,
Des Pedellen Töchterlein.

Nicht im Prunke der Brillanten,
Nicht in Seid' und Goldgeschmeid',
Nicht im Kanten- und Demanten-
Ueberschneiten Schleppekleid —
Mit bescheidner Ros' am Busen
Im Gewand von schlichtem Lein
Wird zum Bild der Feen und Musen
Des Pedellen Töchterlein.

Seinetwillen bleibt von Freiern
Leer der Gräfin stolzer Saal:
Das Gezüchte von Plebeiern,
Wie verbringt's den Carneval?
Zu der Damen edelm Kranze
Schaut's empor und neigt sich fein;
Abends aber schwingt's im Tanze
Des Pedellen Töchterlein.

Durch die Nachtruh', durch die traute,
Welch Geräusch, das leis verschwimmt?
Nur ein Spielmann, der die Laute
Sacht zum Lied der Liebe stimmt.
Andre folgen und es rauschet
Bald ein Strom von Melodei'n,
Auf zum Fensterchen, wo lauschet
Des Pedellen Töchterlein.

Auf den Bänken voller Skizzen
Prangt ihr Umriß überall,
Der den träumenden Novizen
Im Examen bringt zu Fall.
Wie das Hirn ihm auszusaugen,
Lacht in seine Noth hinein
Mit den schwarzen Schelmenaugen
Des Pedellen Töchterlein.

Dies Paar Augen, mindre Geister
Richtet's rettungslos zu Grund;
Doch es grüßt darin der Meister
Seines Wissens feinsten Fund.
Keine Lehrsysteme geben
Ihm das Schöne voll und rein:
Ei, wer gibt's in vollem Leben?
Des Pedellen Töchterlein.

Will von Helena der weise
Helleniste reden klar,
Und in ihre Zauberkreise
Ziehn die ganze Hörerschar:
Legt die Commentare sauber
Er beiseit und kürt allein
Sich zum Schlüssel aller Zauber,
Des Pedellen Töchterlein.

Unter den Universitätslehrern von Pavia übte Ausonio Franchi auf den jungen Zendrini den größten Einfluß aus. „Was ich in Pavia gelernt", sagt er, „das habe ich Ausonio Franchi zu danken." Ausonio Franchi ist der Schriftstellername des Pater Cristoforo Bonavino aus Pegli bei Genua, des italienischen Positivisten, welcher heute noch an der Akademie von Mailand Philosophie vorträgt. „Drei Männer", sagt Professor Pizzo, „übten auf Zendrini's Jugend einen maßgebenden persönlichen Einfluß: Ausonio Franchi schuldet er seine Weltanschauung, Gabriele Rosa, dem Rector von Bergamo, seine Pädagogik, Massarani endlich den ersten Antrieb zur großen Arbeit seines Lebens."

Zur Festigung seiner hart mitgenommenen Gesundheit begab sich Zendrini in die Bäder von Pegli, „der Wiege des Genies, der Heimat Ausonio Franchi's". Im November 1861 ward er zum Professor der italienischen Literatur am Lyceum seiner Vaterstadt ernannt, im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft an das Lyceum von Como, 1865 an dasjenige von Ferrara versetzt. Schon in Como legte er den Grund zu seinem literarischen Ruf durch eine Studie über Heine's Jugend, durch die Publication des Gedichtes „Die beiden Weber" und des „Dante-Kranz", welchen die mailänder Deputation als lombardischen Festgruß zum Dante-Jubiläum nach Florenz mitbrachte. Das Jahr 1866 endlich brachte die erste Auflage seiner Heine-Uebersetzung („Canzoniere"). In den ersten Monaten des Jahres 1867 schuf der damalige Unterrichtsminister Correnti an der Universität Padua einen Lehrstuhl für germanische Literaturen und Sprachen und berief an diese Stelle unsern Zendrini, der das Vertrauen des Ministers glän-

zend zu rechtfertigen im Stande war. Auf einer Reise nach Deutschland (1868) schloß Zendrini Freundschaft mit Paul Heyse, der seinem „Canzoniere" die liebevollste Theilnahme entgegenbrachte. Heyse hat uns den Giusti und den Leopardi geschenkt, Zendrini schenkte seiner Nation unsern Heine. Die beiden Männer in edler Geistesgemeinschaft fürs Leben verbunden zu sehen, ist eine Erscheinung, welche die internationale Literaturgeschichte mit freudigem Stolze erwähnen wird. Auch andere Verbindungen bahnte jene Reise an. Zendrini ward mit Hermann Lingg, Julius Große, Rudolf von Gottschall, Wilhelm Buchholz, Friedrich Marx, Hermann Grieben, Karl Beck und dem Cervantes-Erklärer Ludwig Braunfels bekannt.

Als im Frühjahr 1876 Professor Guerzoni, der Waffengenosse Garibaldi's, infolge einer zu freien Aeußerung über die Rolle der Sicilianer bei der Expedition Garibaldi's in Palermo sich nicht mehr heimisch fühlte, entschloß sich Zendrini, seine Stelle mit jener Guerzoni's zu vertauschen. Es wirkte dabei, wie er selbst bekennt, auch das wachsende Verlangen, sich aus den fremden Literaturen in die eigene zurückzuziehen und auf diese sich fortan ganz zu concentriren. „Ich fühle mit zunehmenden Jahren das Bedürfniß, mich auf ein Feld zu begeben, das ganz und im vollen Sinne des Wortes mein eigen sei." Drei Dinge beschäftigten ihn von nun an: das Studium der italienischen Classiker, die Frage der Nationalsprache, welche die „Proposta" Manzoni's vom Jahre 1869 wieder in den Vordergrund gedrängt hatte, und die literarische Erforschung der italienischen Dialekte, für deren praktische Handhabung er von jeher erstaunliche Befähigung gezeigt hatte. Aber kaum vier Jahre lang war es Zendrini vergönnt, dieser neuen Aufgabe leben zu können, und nicht viel über ein Jahr genoß er den Segen einer glücklichen Ehe. Im Juli 1878 vermählte er sich mit Fräulein Bettina Kitt, der hochgebildeten Tochter des protestantischen Pfarrers Heinrich Kitt in Bergamo.

Dichtergrüße aus Deutschland und aus Italien feierten den frohen Tag; Paul Heyse schickte jene meisterhaften fünf Uebertragungen, die man heute in den „Versen aus Italien" unter dem Namen Bernardino Zendrini's findet. Die beigegebene Widmung schloß mit den Versen:

Ihr Glücklichen! Zum schönsten Strande
Entführt euch bald die Hochzeitsfahrt,
Da uns im nordischen Nebellande
Zu wohnen noch beschieden ward.
Doch wenn der Winter ging zur Rüste,
Kehrt wol auch Wanderlust zurück;
Dann steuern wir nach eurer Küste
Und weiden uns an eurem Glück!

Das letzte unserm Zendrini beschiedene Glück war die Geburt eines Sohnes, der seinem Namen Bernardino Ehre machen wird. Am 7. Aug. 1879 ward Zendrini in Palermo von den Blattern weggerafft, und damit fanden eine verheißungsvolle Schriftstellerzukunft, ein reiches Geistesleben, ein festgegründetes Familienglück ihr jähes Ende.

Zendrini's Schriftstellerlaufbahn beginnt und endet mit seinen Heine-Studien. Mächtig hatte zwar Schiller den Jüngling ergriffen, und noch 1874 erklärte er, Schiller bleibe doch stets sein Liebling. Dennoch galt seine Lebensarbeit der Heine'schen Lyrik. Was ihn zu Heine zog, war nicht dessen frivole Seite, sondern dessen Empfindungswelt; er glaubt felsenfest an Heine's Idealismus, an seine Ueberzeugungstreue, ja an seine Naivetät. Gegen eine Bemerkung Paul Heyse's, der bei Heine keine Spur von Naivetät, in seiner Seele keine Spur von Größe finden kann, erhebt sich Zendrini mit dem ganzen Feuer eines beleidigten Mannes! Dies scheint uns für ihn und den Gefühlsenthusiasmus seiner durchaus idealistisch angelegten Natur sehr bezeichnend. Aber als nächste Veranlassung zur Heine-Uebersetzung müssen dieses Dichters vollendete Kunst, Tullo Massarani's Anregung und die damalige Lage der italienischen Dichtung betrachtet werden. Letztere fordert hier ein orientirendes Wort.

Mit der Befreiung Italiens und seiner politischen Einheit hatte die italienische Nationaldichtung ihren Mittelpunkt und ihre großen Ziele eingebüßt: denn ruhmvoll und höchst bezeichnend für die Geschichte dieser Dichtung im 19. Jahrhundert ist die unbestrittene Thatsache, daß jener eine nationale Gedanke von 1815 bis 1860 die besten Dichterkräfte Italiens fast ausschließlich beschäftigt hat. Mit der Verwirklichung des Ideals war nun jener Inhalt mit einem mal dahin und man fühlte von nun an doppelt, wie wenig in Italien, trotz der romantischen Bewegung von 1820, die conventionellen Formen des pseudoclassischen Zopfstils sich verjüngt hatten, wie weit die herrschende Kunstform entfernt war von dem lebensfrischen Ausdruck der Gegenwart, von der einfachen Sprache des Volksliedes, von der schmucklosen Rede des aufrichtigen Herzens und der wahren Empfindung. Seit Jahrhunderten hatten die Nachbeter Boccaccio's die Prosa, diejenigen Petrarca's die Poesie gefährdet, jene durch die Schnörkel rhetorischer Umschreibungen, diese durch die überlieferten Arabesken erotischer Scholastik. Manzoni stand nur in der Prosa als schöpferischer Neuerer da, und Giusti war zu toscanisch, um auf ganz Italien wirken zu können. So blickten denn die Einsichtigen und die Kühnen über die Landesgrenzen nach den modernen Kunstgrößen des Auslandes. Es war Tullo Massarani, der zuerst von Heine und seinem Werth für die jungen Dichter Italiens sprach. Seine Artikel erschienen 1857 im mailänder „Crepusculo", einer literarischen Zeitschrift der „Dämmerungsstunde", welche (seit 1850) der unerschrockene Carlo Tenca herausgab, bis der Kanonendonner von Magenta und Solferino der lombardischen Frage eine praktische Lösung schenkte. Massarani's sorgfältige Studie: „Heine e il movimento letterario in Germania", findet sich wieder abgedruckt in dessen „Studi di Letteratura e d'Arte" (Florenz 1873). Ueber die Wirkung der von ihm ausgegangenen Anregung äußert Massarani in seiner Zendrini-Studie sich ebenso wahr wie fein, wenn er andeutet, ihm sei die Rolle von Goethe's Zauberlehrling zugefallen; denn auch er werde die Geister, die er gerufen, heute nicht mehr los. Heine sei leider für den rohen Cynismus der jungen Naturalisten ein bequemes und willkommenes Aushängeschild geworden, und er und Zendrini, die das Schöne dem Häßlichen nicht opfern wollten, gelten bei den Jungen bereits für alte Zöpfe

(codini). „Unsere Dichtung", sagt er, „litt selbst nach Manzoni von ihrer Stubenluft. Wenn der sterbende Goethe rief: «Mehr Licht!», so konnten unsere Dichter rufen: «Mehr Luft!» Mitten im Lampendunst und Bibliothekstaub schmachtete ein jeder nach dem Sauerstoff der Lebensluft. Fort mit dem traditionellen Bilderkram und mit der schwächlichen Sentimentalität! Heine, der die deutschen Universitäts- und Bundestagsscheiben eingeschlagen, sollte uns wie ein todter Cid voranreiten zum Kampf. Aus seiner Haut wollten wir, wie einst die Böhmen aus der Haut ihres Heldenkönigs, Trommeln und Pauken machen. Aber ach, das historische Wort: «Sire, es ist kein bloßer Krawall, es ist eine Revolution!» gilt heute für uns in umgekehrtem Sinne. Haben wir doch nur Knabenstreiche verübt, die Syntax mishandelt, den Sinn der Worte verdreht, Epitheta aufs unsinnigste verkoppelt: alles das, um neu und originell zu scheinen. Edle Worte wurden über die Grenze geschafft und dafür gemeine Worte gekrönt; unser Pegasus warf den feierlichen Boileau ab, um von einem Hanswurst des Marktes sich zügeln zu lassen. Und was noch schlimmer, es tauchten mit den gemeinen Worten auch niedrige Gedanken aus dem Straßenkoth empor, noch häufiger schmuzige Bilder und endlich die obscönen Photographien! O, wie weit sind wir heute von den reinen Absichten und den lautern Hoffnungen jener ersten entfernt, die einst das Zeichen zum Sturm gegeben!"

Zu jenen ersten gehörte nun Zendrini selbst. Seit seiner Badecur in Pegli hatte er an eine Uebersetzung von Heine's Lyrik gedacht, in Bergamo und in Como hatte jener Gedanke bestimmte Gestalt gewonnen, und so erschien denn 1866 bei Brigola in Mailand die erste Ausgabe des „Canzoniere di Enrico Heine", enthaltend „Das Buch der Lieder" und „Neue Gedichte". Eine zweite Auflage ward schon nach Jahresfrist nöthig, die dritte, „zum großen Theil umgearbeitete", 1879. Einen (zweibändigen) Abdruck dieser letztern hat U. Hoepli 1885 in Zendrini's Gesammtwerken herausgegeben.

Das Jahr 1866 war in der That für die Verbreitung deutscher Literatur in Italien ein besonders günstiger Zeitpunkt. Das Bündniß mit Preußen und seine Ergebnisse für Italien hatten das Studium der deutschen Sprache und ihrer Literatur geradezu populär gemacht; der Name „Tedesco" hatte mit einem mal einen angenehmen und imposanten Klang erhalten. Und was Heine anbelangt, so war dieser seit Massarani's Anregung bereits Gegenstand fast allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Giuseppe Revere, Ippolito Nievo, Silvio Andreis, Emilio Tezza, Giovanni Peruzzini, Enrico Salvagnini werden von Zendrini selbst als solche bezeichnet, die vor und mit ihm sich in Uebersetzungen Heine'scher Lieder versuchten. Revere's eigene Manier in den „Bozzetti Alpini" (Alpenskizzen) und den „Marine e Paesi" hatten ihrem funfzigjährigen Autor den Namen eines italienischen Heine schon eingebracht. Zendrini selbst endlich war im Jahre 1866 den Freunden der jungen Literatur nicht unbekannt. Hatte er doch schon von Como aus in De Gubernati's „Civiltà italiana" und in den mailänder „Figaro" geschrieben, wo sein Name neben denjenigen von Emilio Praga und Arrigo Boito auftaucht, hatte doch Aleardo Aleardi bereits den jungen Dichter durch sein Zeugniß geehrt und der „Dante-Kranz" seinen Namen nach Florenz getragen. Die Heine-Uebersetzung

wurde in Italien von Eugenio Camerini und dem Faust-Uebersetzer Guerrieri Gonzaga, in Deutschland von Rudolf von Gottschall und von A. Braunfels und andern aufs günstigste besprochen. Für den heutigen Beurtheiler ist die dritte Auflage die abschließende, da des Uebersetzers rastlose Feile hier ihr Bestes und Letztes geleistet hat.

„Ich staune", schrieb ihm Paul Heyse nach Empfang der dritten Auflage, „über diese unerhörte Lieb' und Treue, mit der Du fast alles wieder in den Schmelztiegel geworfen und von den letzten Schlacken des Conventionalismus gereinigt hast. Soviel ich urtheilen kann, hat das Werk gewaltig an Naturlaut und populärer Frische gewonnen, und man wird schwerlich einen echtern Heine im Italienischen erlangen können. Ich gratulire von Herzen zu der glänzenden Bestätigung des Schiller'schen Wortes: «Das Genie ist der Fleiß.»"

Und Longfellow ließ sich so vernehmen: „Ihre Uebersetzungen sind äußerst getreu und glücklich. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, der Sie sich unterzogen. Heine ist so leicht und elastisch, daß, wenn eine schwere Hand auf seine Verse sich legte, deren Leben unter ihrer Wucht erdrückt würde. Sie aber haben jene mit einer Hand angefaßt, die so leicht ist wie des Meisters eigene."

Die gegen dreißig Seiten starke Vorrede zur dritten Auflage des „Canzoniere", einer der besten Aufsätze Zendrini's, beweist, wie tief der Uebersetzer in das Wesen und in die Schwierigkeiten seiner Aufgabe eingedrungen war. „Heine's Gedichte", meint er, „danken ihre Vortrefflichkeit der langen und langsamen Gedankenarbeit ihres Schöpfers; dem Uebersetzer aber bieten sie ein unerreichbares Vorbild, unerreichbar besonders durch seine zahllosen Schattirungen von Stil und Ton.

„Wo nun der Dichter im Galafrack auftritt, da kann der italienische Uebersetzer ihm unschwer folgen; denn Schwalbenschwänze und Salonfracks hat unsere classische Garderobe die schwere Menge, sodaß wir Italiener es hier mit jedem aufnehmen können. Aber ewig im Frack zu wandeln, ist heute nur noch das Verhängniß eines Kellners; ein Dichter wie Heine weiß auch in Hemdärmeln und im Schlafrock elegant zu sein. Um ihm hier zu folgen, muß ein italienischer Uebersetzer zum unbefangenen Ton des Volksliedes und der Alltagssprache seine Zuflucht nehmen. In der That, auf den Bergen von Pistoja habe ich mehr als eine Heine'sche Zeile aus dem Munde des Volkes übersetzen hören, und in Dante, Berni und Giusti fand ich italienische Classiker, die wie Heine das Schwarze schwarz, das Weiße weiß zu nennen den Muth haben." Man sieht es, die Italiener sind heute noch mit Boileau nicht fertig geworden, und Victor Hugo's „J'ai dit au long fruit d'or: mais, tu n'es qu'une poire!" klingt für die Freunde der höfischen Dichtung immer noch wie ein Vers aus der Marseillaise!

Ueber die Schwierigkeiten einer Heine-Uebersetzung hatte sich Zendrini übrigens schon früher, in seinem Aufsatze über die italienischen Heine-Uebersetzer („Nuova Antologia", 1874—75) ausgesprochen. Die wunderbare Wortbildungsfähigkeit, welche das Deutsche mit dem Griechischen gemein hat, läßt den romanischen Uebersetzer oft geradezu rathlos: wie soll er Heine's „todtschlaglaunig, verständnißinnig" übersetzen? Wie seine Wortwitze, seine oft wiederkehrenden, unpersönlichen Wen-

dungen? Wie ist z. B.: „Es treibt mich hin, es treibt mich her!", wiederzugeben? Zendrini's Belesenheit in den Dichtern seiner Sprache und sein erstaunliches Gedächtniß reichen nicht aus, ein Aequivalent für letztere Wendung zu finden. Dem Italienischen, sagt Zendrini, ist die unpersönliche Wendung überhaupt nicht so geläufig.

Aus ästhetischen Gründen hat Zendrini sich Weglassungen gestattet, so den „satanischen Schweif" des Gedichtes „Frieden" („Nordsee", Ende des ersten Cyklus), der die Stimmung jenes Liedes so grausam vernichte; dann Diana's kolossale Weiblichkeit, die Schilderung der Seekrankheit in den „Nordseebildern" und Aehnliches. Anderswo scheint der Uebersetzer die Gläubigen seiner Nation schonen zu wollen. Ueberhaupt mußte die lyrische Kraft, die komische Färbung, die satirische Pointe, der humoristische Duft des Originals in der Uebersetzung mitunter verloren gehen.

Das alles sind Unvollkommenheiten, die selbst ein Uebersetzer von Zendrini's Talent nicht zu überwinden vermochte, weil sie eben in der Natur der Sache begründet sind. Aber wie siegreich hat Zendrini sonst mit seiner Aufgabe gerungen! Das weltbekannte Heine'sche Liedchen: „Leise zieht durch mein Gemüth", lautet in seiner Uebersetzung:

Flebil traversa l' anima mia
Un' armonia:
Canzonettina soave e piana,
Suona lontana!
Suona lontana fino al giardino
Di quel villino;
E se una rosa ti vien veduta,
Me la saluta!

Taillandier's französische Prosa hatte das reizend einfache Lied zur Salon-caricatur umgeschaffen: „Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés compliments." Wahrlich, das Problem, ein Heine'sches Gedicht in einen französischen Briefschluß einzusargen, konnte nicht besser gelöst werden. „In Stroh gewickelter Mondschein!" hätte Heine gesagt.

Schuré hat den Ton Zendrini's angeschlagen:

Va voir la violette éclose,
Porte mes vœux à chaque fleur;
Et si tu rencontres une rose,
Dis-lui le salut de mon cœur.

Es ist ein Vergnügen, Zendrini's „Canzoniere" Seite für Seite mit dem Original zu vergleichen, und mit Bewunderung nimmt man wahr, daß an keiner einzigen Stelle der Text vom Uebersetzer misverstanden wurde. Deutschland besitzt eine Uebersetzungsliteratur, wie sie an Reichthum und an Trefflichkeit kein anderes Land aufzuweisen im Stande ist. Wir wissen auch, wie die Uebersetzung eines Dichters durch eine Reihe von Versuchen sich vervollkommnen läßt, indem der Nachfolger mit Hülfe seines Vorgängers diesen schließlich überflügelt. Hätte

z. B. Gildemeister als erster Byron- und Arioſto-Ueberſetzer ſo Großes erreichen können? So mag denn auch in Italien ein Späterer Zendrini's Arbeit noch vervollkommnen. Aber es dürfte eine Weile dauern, bis ein anderer Zendrini's Urtheil, ſeinen feinen Geſchmack, ſeine dichteriſche Begabung, ſeine gründliche Kenntniß beider Sprachen und Literaturen zu vereinigen und ſo die Aufgabe noch beſſer zu löſen in der Lage wäre. Bis dahin bleibt es bei Heyſe's Urtheil (Vorrede zur Giuſti-Ueberſetzung, Berlin 1875, S. IX): „Zendrini's wahrhaft geniale Ueberſetzung Heine's hat in Italien geradezu Epoche gemacht."

Epoche freilich nicht im politiſchen Sinn der heutigen toscaner Schule (Carducci und Chiarini), welche in Heine einen demokratiſchen Tyrannenfreſſer, mit andern Worten, einen Bundesgenoſſen gegen ihre Gegner, die Monarchiſten, entdecken wollte, ſondern im künſtleriſchen Sinne einer Befreiung von dem Tyrannenjoch der akademiſchen Stiltradition; denn auch von Zendrini's Leiſtung gilt Heine's „Sonett an Auguſt Wilhelm Schlegel":

Im Reifrockputz mit Blumen reich verzieret,
Schönpfläſterchen auf den geſchminkten Wangen,
Mit Schnabelſchuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfriſur und wespengleich geſchnüret:
So war die Aftermuſe ausſtaffiret,
Als ſie einſt kam, dich liebend zu umfangen.
Du biſt ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrteſt fort, von dunkelm Trieb geführet.

Der Erfolg des „Canzoniere" gab Zendrini den Muth, ſeine eigenen Gedichte zu ſammeln. Dieſelben erſchienen 1871 in Padua unter dem Titel „Prime poesie", und liegen heute im dritten Bande der „Geſammelten Werke" vor. Dieſe definitive und poſthume Ausgabe bietet uns Zendrini's Dichtungen von 1859 bis 1870, gleichſam ein poetiſches Tagebuch ſeiner heitern und trüben Stunden.

Der 400 Seiten ſtarke Band beginnt mit dem 1864 in Como entſtandenen längern Liede „Die beiden Weber", welches Zendrini im Winter jenes Jahres hatte drucken laſſen und über welches Aleardo Aleardi an den jungen Dichter ſchrieb: „Oft habe ich mich nach einer jungen Dichterkraft umgeſehen. Wir hinterlaſſen nur eine kleine Erbſchaft, aber bis heute fehlte der Erbe. Als ich Ihr Gedicht las, ſchien es mir, dieſer Erbe ſei gefunden." Zendrini ſelbſt ſtellte dieſes Gedicht an die Spitze ſeiner Jugendverſuche. Er liebte es als den Denkſtein ſeines erſten Dichterſieges.

Dieſe melancholiſch gefärbte Erſtlingsfrucht ſeiner Muſe zeigt uns Zendrini's Talent von ſeiner beſten Seite: eine aufs Ideale gerichtete lyriſche Kraft, die, ausgeſtattet mit den Mitteln einer reichen Bildung, in glücklichen Stunden zu einer durchſichtigen, melodiſchen, einfach ſchönen Form gelangt. Der ſchaffende Dichter vergleicht ſich mit dem Seidenweber, deſſen Lämpchen über die Straße in ſein Fenſter ſcheint. Auch der Dichter hat ein Gewand zu weben, aber dem ſchlichten Handwerker iſt ein glücklicheres Los zutheil geworden. Iſt er doch zum voraus des Gelingens ſicher; ſein Lohn, ſein Lob und ſein Feiertag ſind ihm gewiß, während er, der Dichter, fort und fort mit ſeinem ſpröden Stoff, mit

seiner eigenen Schwäche und mit der dunkeln Zukunft ringt, draußen nur auf kalte Gleichgültigkeit stößt, drinnen keinen Frieden findet, und in vergeblichem Erstreben der Vollkommenheit, vom Dämon innern Dranges an seinen Webstuhl gebannt, am Ende sich wol nur sein Todtenhemd weben wird. Aus dem melodischen Lied lesen wir eine trübe Stimmung heraus, wie sie jeden ehrlichen Streiter im Felde der Gedankenarbeit zuweilen faßt, wie sie ja Alfred de Vigny in seinem „Stello" uns so ernst und trübe geschildert hat. Als Ausdruck eigener Lebenserfahrung ist sie dort und hier aufrichtig, wahr, poetisch. Die frivole Gesellschaft lacht über des Dichters Weihestunden, gibt ihm das trübe Gefühl einer Vereinsamung, die seinem heimlichen Wunsche nach freundlicher Theilnahme, nach einem ermuthigenden Worte der Anerkennung nur bittere Enttäuschung entgegenbringt. Die Starken widerstehen, weiche Gemüther müssen leiden; Zendrini kannte diesen Schmerz nur allzu gut. Taucht derselbe doch in andern Liedern, wie „Excelsior", „Mein Stern", „An einen jungen Dichter", „Ariosto's Häuschen", wieder und wieder auf.

Ein zweites Selbstbekenntniß des Idealisten ist „Die Moral meines Großvaters". Diese besteht in Einem Worte, in dem inhaltsschweren Worte, das Polonius seinem Laertes auf den Weg gibt: „Sei wahr gegen dich selbst und gegen andere!" Non mentir! Immer wahr und aufrichtig, koste es was es wolle! Der Großvater hat ihm den Kernspruch mitgegeben und der Enkel ist ihm durchs Leben treu geblieben, auch in Kritik und Kunst: „Wie ich sage, was ich denke, so schreibe ich auch, was ich empfinde, lasse meine wahre Gesinnung durch die Zeilen blicken; denn meine Kunst verlegt sich nicht aufs Lügen."

Come dico quel che penso,
Così scrivo quel che sento —
Lascio il cuore dalle carte
Trasparir:
L' arte mia non è già l' arte
Di mentir.

Auch die Muse flüstert ihm leise zu, die verbrauchten Bilder und faden Umschreibungen der alten Schule zu meiden und „Wein und Brot beim Namen zu nennen":

Bada a dir
Pane al pane e vino al vino:
Non mentir.

Denselben idealistischen Stempel trägt das von Paul Heyse so reizend übersetzte Gedicht „Eine anatomische Vorlesung". Es handelt sich um die Anatomie des Herzens. Der Dichter besucht die Vorlesung des Professors, aber nach seinen Begriffen ist das Menschenherz etwas ganz anderes als ein von Muskeln bedientes Pumpwerk:

Zeigen Sie lieber im
Fasergetriebe,
Wo Haß zu nisten pflegt
Und wo die Liebe,

Alle der Leiden und
Freuden Gewühle,
Wo die unzähligen
Zarten Gefühle,
Zügellos schwärmende
Illusionen,
Wo wilde Leidenschaft
Und Lüste wohnen;
Wo ich das zärtliche
Sehnen gewahre,
Die holden Täuschungen
Der achtzehn Jahre!
Nein, Herr Professor,
S'ist nur Ihr Scherz.
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Den Glauben an die Poesie drücken in sinniger Weise das melodische Lied „Die Poesie stirbt nicht" und „Mein Stern" aus, die Klage um das verlorene poetische Zusammenleben von Mensch und Natur, um den Niedergang eines naiven unbefangen genießenden Daseins das Gedicht „Trauriger Verfall". Stimmungslieder im Sinne Tennyson's sind die kleinern Stücke „Melancholie" und „Monotonie". Das Bild der erstern ist die Weide, die zur dreist emporgeschossenen Pappel redet; dasjenige der letztern die Welle, die in die blaue Ferne strebt, aber ewig an dasselbe Ufer zurückschlägt. Das Einerlei ihres Alltagslebens flößt ihr den Wunsch ein:

Deh ti desta
O tempesta,
Fà del lago un picciol mar:
E commossa
Fà ch' io possa
Agitarmi ed agitar!

Das heißt in gesunder Goethe'scher Prosa: „Man muß zuweilen eine Tollheit begehen, nur um wieder leben zu können." („Gespräche mit Eckermann.")

Die Liebeslieder — ich zähle deren nicht mehr als zehn — sind theils heitere Scherze, wie „Die Blumenantwort", „Die Ohrenbeichte", „Mein Symbol", theils lyrische Ergüsse still beglückter Empfindung, wie „Mütterliche Liebe", „Glänzendes Ziel", „Der innerste Schatz", „Die Quelle des Glückes", eine kleine Perle in graziösester Fassung; und ein schmachtender Seufzer unerfüllter Hoffnung: „Ave, spes unica" (bei Paul Heyse: „Noch kann ich auf die Hoffnung nicht verzichten.") Heyse's Uebersetzung beginnt so:

Wenn deine Augen still auf mir verweilen,
Erwacht in meines Herzens tiefstem Grunde
Ein alter Reim, zwei unscheinbare Zeilen,
Die einst ein Freund mir las in später Stunde.
Er las sie zu Pavia mir, im schlichten
Studentenstübchen, wohl gedenkt es mir:
„Noch kann ich auf die Hoffnung nicht verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir!"

So lautet der Anfang — und das Ende:

Und muß ich auch, wenn andre dich umfassen
Und stolz im Reigen dir zur Seite gehen,
Ich Aermster, fern von dir und glückverlassen,
In jedem den erwählten Liebsten sehen:
Bis zum Altar sich deine Schritte richten
An eines andern Arm, vorbei an mir,
Kann auf die Hoffnung nimmer ich verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir.

An Heine erinnert das Gedicht „Fantasia"; an seine Manier, die lyrische Stimmung durch einen satirischen Schluß zu vernichten, klingen die beiden Gedichte „Meine Griechin" und „Du sprachst: Verlaß mich nicht" von fern an. Julius Schanz hat das erstere, Paul Heyse das letztere verdeutscht.

Das Griechenmädchen von Venedig ist reizend, aber ach, eine Puppe ohne Herz!

Mein Frack war funkelneu als ich beim Tanze
Zum ersten mal sie sah — und ist's noch immer.
Verloren hat er nichts von seinem Glanze,
Auf Bälle ging seit jener Zeit ich nimmer.
Da hängt er nun und hängt vielleicht noch Jahre,
Wer weiß, ob jemals noch ich drin erschein'!
Er sollt' begleiten mich zum Traualtare,
Hätt' nur ein Herz die schöne Griechin mein!

Und wie meisterhaft hat Heyse den Eingang jenes andern Liedes wiedergegeben:

Der Mond ging auf. Es glitzerten die Wogen
In seinem Strahl. Vom weiten Uferring
Kam schmeichelnd süßer Blütenduft geflogen.
Wie, oder war's dein Hauch der mich umfing?
Rings lag dein schöner See im Dämmerscheine,
Ich ließ die Ruder müßig ruhn im Boot.
Da senktest du die Augen tief in meine
Und sprachst: verlaß mich nicht, es wär' mein Tod!

Der Traum war zu schön, um lange zu dauern. Die Geliebte hat ihren Freund verlassen und — ist nicht gestorben:

— Wie ich vorbeiging heute,
Hört' ich dich lachen — du bist frisch und roth!
Aus diesem Lachen klang kein Grabgeläute —
Und doch —: verlaß mich nicht, es wär' mein Tod!

Nach seiner Jugend blickt unser Dichter in dem schon erwähnten Liede „Mein Stern" und in der „Moral meines Großvaters" zurück. Der Mutter hat er nirgends gedacht, sowenig als Dante dies gethan, aber er hat die fast Erblindete bis zu ihrem Ende treulich bei sich gehabt und liebevoll gepflegt. Seinem Vater aber hat Zendrini in dem ersten Stück seines „Dante-Kranzes" ein unvergängliches Denkmal gesetzt. „Il mio Dante" ist erst von Schanz und später von Betty Jacobson, der ausgezeichneten Uebersetzerin Carducci's, übertragen worden.

Ihre Uebersetzung erschien in Oskar Blumenthal's „Monatsheften" (1877, Bd. V, Heft 1). Dieselbe beginnt:

Am meisten lieb und werth
Von allem, was mein Vater mir vererbt,
Ist mir ein kleines Dante-Exemplar,
Ein schlichtes Bändchen. Ohne Commentar
Von Alten oder Neuen. Arg versehrt
Sind schon die Blätter, die die Zeit gefärbt,
Und es entlockten euch
Ein Lächeln wol die drei Illustrationen
Zu Hölle, Fegefeu'r und Paradies:
So zum Verwechseln sehn sich darin gleich
Die Engel und Dämonen.

Dieses unscheinbare Büchlein gäbe der Sohn um die reichsten Schätze nicht: seines Vaters Randglossen sind ihm eine redende Chronik von dessen ganzem Leben:

Und in dem seinen seh ich unsers Lebens
Urew'ge Dreiheit, wie sie jedem wies
Die Ziele alles Strebens
In Hölle, Fegefeu'r und Paradies!

Die jugendkräftige Gestalt dieses Vaters durchstreifte nach Jägerbeute oft die Valcamonica.

Vom Worte schreitet der kühne junge Mann zur That. Mit den gleichgesinnten Carbonari kämpft er für die Befreiung von Dante's Vaterland. Das Unternehmen mislingt. Im dumpfen Kerker bleibt sein „Dante" ihm Trost, Vorbild, Hoffnung, Führer. Stets lag er ihm zur Hand, und

Dann stiegen aus dem Buche ernste Schatten
Von edlen Bürgern, Schatten von Heroen,
Die miteinander viel zu reden hatten.
Im Zwielicht stand erhobnen Hauptes da
Der stolze Farinata, von dem Lohen
Der Flammengruft erfaßt,
Und Buonconte, der zu Boden sah,
Der blonde Manfred dort, dem so verhaßt
Die Päpste sind.

Endlich wird der Gefangene seiner Haft entlassen, und bald tritt er als Arzt ans Krankenbett. Aber stets begleitet ihn sein „Dante" und ist im Sterben noch sein letzter Trost.

Beim matten Lampenschein blättert der Sohn nun oft und gern in seines Vaters „Dante", überschlägt die Stellen,

Die seine Hand beschrieb im Zornesmuth,
Und eilt dahin, wo gern die Seele ruht.

Traumhaft müde schweift des Lesers Phantasie in später Stunde:

Die Lampe flackert matt,
Gesenkten Auges starr' ich auf das Blatt.
Da seh' ich — oder glaub' ich's nur zu sehn?

Beim matten Schimmer eine kleine Hand,
An meines Büchleins Rand
Seh' ich sie eilig auf- und niedergehen.

Es ist die Geisterhand des Verblichenen, die sich bemüht, dem Sohne mitzutheilen, was Alighieri's stolze Seele ihm droben anvertraut als klare Deutung mancher dunkeln Stelle:

Die liebe Hand, vergebens
Müh' ich mich ab, sie an mein Herz zu ziehen!
Des theuern Vaters, des Beschützers Hand,
Der Freund mir war und Bruder mir zugleich,
Die er dem Einsamen im Strom des Lebens
Mitleidig bietet aus der Schatten Reich.

Wenn ich mir erlaubte, so viele Citate der Uebersetzer Zendrini's hier abzudrucken, so möge mich die Trefflichkeit ihrer Leistungen und deren sehr zerstreute Fundorte beim Leser entschuldigen, vor allem aber das Interesse unsers Dichters selbst; denn sein Kritiker Eugen Camerini hat ein wahres Wort gesprochen, wenn er behauptet, daß nur gute Dichter der Uebersetzung standhalten. Und vollends wenn ein Dichter Uebersetzer findet, wie Longfellow und Heyse, so gehört er fürwahr nicht zu den letzten seiner Zunft.

Das Gedicht an Leopardi's Todtenmaske bildet den Uebergang zu einer zweiten Gruppe; in ihm beklagt der Dichter die Laster und Lügen der modernen Wirklichkeit; denn auch die ihn umgebende Gesellschaft wagt unser Dichter mit dem Maßstab seiner idealen Weltanschauung zu messen und nach seinem Wahrspruch „Non mentir!" von der Leber weg abzuschätzen. Meistens wählt er den humoristischen Ton gutmüthiger Satire, wie in dem Gedicht „Nicht einmal Cavalier, Stoßseufzer eines Paria", welches an den alten ehrlichen Kerl in Sardou's „Maison neuve" gemahnt, der sehr erstaunt ist, im Salon seines Neffen einen Herrn zu finden, dem das rothe Band im Knopfloch fehlt, weshalb er in den Ruf ausbricht: „Tiens, celui-là n'est pas décoré!" Uebrigens entging der Dichter nicht dem Lose, das er hier sarkastisch belächelt. Auch er starb als Cavaliere! On est puni par où l'on a péché! „Der neue Johannes" verhöhnt gewisse jesuitische Bekenner des freien Gedankens, welche die Liberalen spielen, mit dem Rationalismus liebäugeln, um dann schließlich die Gemeinde ihrer Gläubigen unversehens mit einem tüchtigen Spritzbade aus dem alten Weihwasserkessel heimzuschicken. Der von Heyse so zierlich übertragene Dialog: „Belauschtes Mädchengespräch", dreht sich um den Geschmack in der Wahl des Geliebten. Amalie liebt den Dichter und Schwärmer, Nina den schmucken Offizier:

Mein schöner Lieutenant ist ein anderer Mann!
Den hab' ich niemals so verwirrt gesehen.
Mit Sporenklang, den Säbel umgeschnallt,
Den Schnurrbart drehend, wiegend die Gestalt,
Sieht man ihn kerzengrad vorübergehen.
Er schaut so flott umher, so frank und frei,
Als ob die ganze Welt sein eigen sei.

Ist sie's nicht auch? Doch dein Poet sieht aus,
Als fühlt' er in der Welt sich nicht zu Haus,
Als hätt' er sich nachtwandelnd drinn verirrt,
Ein blöder Fremdling, strauchelnd allerenden,
Und wüßte nun, verschüchtert und verwirrt,
Nicht was beginnen und wohin sich wenden!

Es wird hin- und hergesprochen, gescherzt, vertheidigt und geneckt: Nina erlaubt sich die Frage, ob denn dieser Dichterengel die Flügel eingeknöpft im Rocke trage. Darauf die andere:

Geflügelt ist sein Geist nur. Spar' den Hohn!
Dein Lieutenant — gib nur Acht!
Trägt an den Füßen sie, und über Nacht
Spannt er sie aus und hui! fliegt er davon.

Zendrini's 13 Epigramme haben attisches Salz und italo aceto: sie geiseln theils verhaßte Gesellschaftstypen, wie den Gecken, den feigen Angreifer, den gelehrten Pedanten, den Heuchler, den Maulhelden, den Materialisten, theils beziehen sie sich auf literarische Dinge. In epigrammatischer Form kehrt hier die Klage über die Kälte der Gesellschaft gegen die Leistungen des Dichters wieder. „Das Talent findet stets einen Freund, hier in Italien fehlt ihm niemals jener Mäcen, «der Filzschuhe trägt und einen dunkeln Mantel».“ So schildert nämlich Ariosto (XIV, 92) die allegorische Gestalt des „Silenzio“.

Als literarische Satiren lassen sich die drei metrischen Dialoge: „Die Literaturcommunisten“, „Stiefel und Leisten“ und „Die neue Aera“, auffassen. Erstere tritt entschieden für den Heroencultus Carlyle's gegen Spencer's Sociologie und unsere „Völkerpsychologie“ ein, indem sie das communistische Gelüste der kleinen Dichter nach dem wohl erworbenen Ruhm der großen lächerlich macht. Nur in einem Punkte läßt Zendrini jene communistische Theorie gelten: auf dem Gebiet des Volksliedes. Die Verherrlichung seiner Schöpfungen bildet den versöhnenden Schluß; denn hier allein ist Vico's Gedanke von dem Masseninstinct eine praktische Wahrheit. „Stiefel und Leisten“ resumirt Zendrini's Poetik, welche den Form- und Phrasenkram der alten Schule durch einen lebendigen, modernen und wahren Inhalt ersetzt wissen möchte. Dem Gedicht folgt eine kleine Abhandlung in Prosa, welche Camerini ein Meisterwerk genannt hat. Dieselbe befaßt sich namentlich mit der verwässernden Umschreibungsmanie der classischen Schule, welche an Stelle des treffenden und malerischen Wortes die deklamatorische Periphrase setzt. Andreas Maffei's Shakspeare-Uebersetzung liefert Zendrini's Kritik die Mittel, seine eigene Poetik ad hominem zu demonstriren. „Die neue Aera“ endlich, welche Betty Jacobson im „Salon“ von 1875 vortrefflich übersetzt hat, ist ein geistreicher Protest gegen die in den Dienst des Materialismus gezogene, in Italien unter dem Namen „poesia civile“ bekannte Utilitätspoesie, welche die Bürgertugend, den socialen und politischen Fortschritt, die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit zu verherrlichen sich abmüht.

Aus dem allem ersieht man, daß Zendrini im besten Sinne dem Grundsatze „L'art pour l'art“ huldigt: die Muse soll ihm keine Magd für Utilitarier

und Materialisten werden, sondern als Hebe beim Göttermahl ihren alten Nektar credenzen. Seine Großen sind Dante, Ariosto, Tasso, Leopardi, Shakspeare, die er alle in sinnigen Liedern gefeiert hat. Selbstredend hat auch Zendrini's gründliche Vertrautheit mit der deutschen Literatur in seinen eigenen Gedichten ihre Spuren zurückgelassen. Da ist vor allem das Lied „Wieder über den Rhein" eine Erinnerung an seine erste Rheinreise in Gesellschaft munterer Schulkameraden. Als gereifter Mann fährt er ein zweites mal hinüber nach dem Lurleifelsen, verkehrt mit den Geistern der Freunde, die ihn damals begleiteten, und wie Uhland in seiner „Ueberfahrt" bietet er dem Fährmann dreifachen Lohn, für sich und seine unsichtbaren Begleiter. Diesem Gedicht hat Zendrini die Uebersetzung des Heine'schen Liedes eingefügt. Das „Proömium des Canzoniere" ist in der Uebersetzung von Julius Schanz in Deutschland bekannt geworden, vielleicht noch mehr durch den Schlußvers des Originals:

Il morte Enrico poetava ancora —

welchen Adolf Strodtmann dem poetischen Nachlaß Heine's als Motto vorgesetzt hat. Das Gedicht bewegt sich in farbigen Bildern, welche Heine's Romantik und seinen Kampf für die Freiheit poetisch verklären; aber es fehlt hier die klare Plastik, und ohne den Commentar, welchen Zendrini's Abhandlung über Heine und die Heine-Uebersetzer uns bietet, wäre diese Allegorie stellenweise dunkel geblieben. Die Verse an Dr. Buchholz, der Zendrini eine Locke von Heine's Leiche geschickt, sind anspruchsloser und, wie mir scheint, empfindungswahrer. An seinen Uebersetzer Professor Julius Schanz, der in Como sein College war, richtet Zendrini das von mehrern übersetzte anmuthige Gedicht „Die beiden Musen". Nie, heißt es da, habe die deutsche Nation gegen Italiens Befreiung das Wort ergriffen, und heute gleichen die beiden Musen zwei lebensfrohen Mädchen, die vor der förmlichen Begrüßung ihrer Aeltern einander ungeduldig in die Arme eilen.

Die Gelegenheitsgedichte der Schlußausgabe sind theils patriotische, theils literarische, theils endlich privater Natur. Bleibendes Interesse besitzen vor allem die literarischen. Die „Ghirlanda dantesca" dichtete Zendrini für das Dante-Jubiläum von 1865. Eine Einleitung in Prosa verbreitet sich über die einander zeitlich so nahe gerückten Jubiläen Goethe's, Schiller's, Shakspeare's und Dante's, deren Helden als vier Heroen der Weltliteratur mit scharfsinnigem Tiefblick einander gegenübergestellt und jeder nach seiner eigenen Mission betrachtet werden. Den Glanzpunkt bildet die Parallele zwischen Dante und Shakspeare.

Das erste der nun folgenden zwölf Gedichte ist die oben erwähnte Jugenderinnerung „Il mio Dante", die übrigen Stücke bilden zusammen eine lyrische Dante-Biographie in episodischer Form.

Das reizende Gedicht „Ariosto's Häuschen" entstand in Ferrara. In diesem Gedicht schildert uns Zendrini den großen Dichter, wie er seine schönsten Stunden fern vom öden, geräuschvollen Hofe auf seinem abgeschiedenen Gütchen in seligem Umgang mit den bunten Gestalten seiner Wunderphantasie verlebte. Auch das Gedicht auf Tasso („La musa celeste") verdankt seine Entstehung einem äußern Anlaß: der Errichtung von Vela's Tasso-Monument in Bergamo, und das Shakspeare-Jubiläum gab den Anstoß zu einem Liede voll treffender Betrachtungen

über des Dramatikers heitere und dunkle Gestalten. Als letztes Glied in dieser Reihe sei die „Elegie auf Ippolito Nievo" erwähnt. Diesen venetianischen Dichter hat Paul Heyse in „Nord und Süd" dem deutschen Leser vorgestellt. Nievo's Erzählung vom Untergang der Republik Venedig und der politischen Wiedergeburt Italiens wird von Heyse als der beste historische Roman Italiens seit Manzoni bezeichnet. Zudem ist er das Werk eines Zwanzigjährigen! Sein Verfasser begleitete Garibaldi nach Sicilien und ertrank im folgenden Jahre auf der Rückfahrt nach Neapel beim Untergange seines Dampfers. Zendrini läßt den Leichnam seines kaum fünfundzwanzigjährigen Freundes an die Küste von Capri verschlagen und dort, umgeben von den üppigen Reizen der südlichen Natur, zur Grabesruhe gelangen. Einige Uebersetzungsproben (aus Byron's „Don Juan I.", aus Hebel's „Alemannischen Gedichten", Gustav Schwab's Ballade „Morgen ist Feiertag" u. s. w.) schließen unsern Band.

An die bisher gebotene Uebersicht über den Inhalt von Zendrini's eigenen Dichtungen fügen wir ein Wort über die Licht- und Schattenseiten, die Vorzüge und die Lücken seines Talents. Als Heine-Uebersetzer ist Zendrini in Italien hoch angesehen, als selbständigen Dichter unterschätzen ihn viele, weil sie ihn zu wenig kennen. Im Gefühle, daß er eben nur ein Talent sei, „band er sein schwaches Schifflein an das stattliche Fahrzeug seines Meisters" und machte als glücklicher Uebersetzer sein literarisches Glück. Gewiß, die geniale Gestaltungskraft, die bezaubernde Phantasie, die tiefe Leidenschaft, die packende, malerische Sprache, der sprühende Witz fehlen ihm als selbständigem Dichter: die Massen vermag er weder zu erschüttern noch zu verführen. Seine Sphäre ist das Reich der Mitte. Nun, in einer Epoche, wo ganz Europa in seiner poetischen Literatur nur noch Talente zählt, wo die Dichtung überhaupt der Wissenschaft das Feld geräumt, ist damit freilich noch kein großer Tadel ausgesprochen; aber als individuelle Lücken und Schwächen sind von Zendrini's Gegnern eine krankhafte Weichheit im Empfinden, der Mangel an Bestimmtheit und an Anschaulichkeit, an Deutlichkeit des Denkens, an intensiver Phantasie bezeichnet worden. In der Ausführung überläßt er sich gern einer behaglichen Breite, welche die Wirkung des Ganzen abschwächt. Das Streichen und Kürzen hat er seinen Uebersetzern und Herausgebern überlassen. Seine Belesenheit endlich ist seiner Ursprünglichkeit hier und da in den Weg getreten und die bewußten und unbewußten Reminiscenzen sind in seinen Gedichten weniger selten, als man im Interesse seiner Originalität wünschen möchte.

Zendrini gehört vorwiegend zu den Dichtern der Studirstube. Sein feiner Künstlersinn wurde durch gewählte Lektüre entwickelt, und der literarisch so hochgebildete Mann fand in glücklichen Stunden die Kraft, seine Stimmung in echt poetische Gedanken umzusetzen und in einfach schöne Formen zu kleiden. So entstanden eine Reihe von Gedichten, welche frei sind von den oben angedeuteten Schwächen, Gedichte, die sich neben das Beste stellen dürfen, das die italienische Poesie unserer Tage hervorgebracht. Vielleicht das vollkommenste Erzeugniß seiner Muse ist „Mein Dante", dem auch die Kritik nichts vorzuwerfen hat, das mit dem Reize

einer kunstvollen Gliederung und einer knappen Form Gedankenfülle und Empfindungswahrheit so harmonisch zu verbinden weiß. Poetisches Empfinden ist überhaupt der Grundton bei Zendrini, aber seine Gesinnung ist so edel, ihr Ausdruck so wahr und schön, die Form so einfach und fein, daß uns nie der Eindruck der Leere beschleicht. Wenn Zendrini's Gemeinde eine kleine bleibt, so wird er dieser auf alle Zeiten lieb und werth sein.

Ueber Zendrini's Verhältniß zu den zeitgenössischen Dichtern seiner Nation läßt sich nur im Zusammenhang mit andern Erscheinungen reden. Seit 1860 nämlich bis um die Mitte der siebziger Jahre machte sich das Literaturleben Italiens vorwiegend in Mailand geltend; seither hat Bologna mit Hülfe der Toscaner ihm den Rang abgelaufen, und heute droht die politische Hauptstadt mehr und mehr das beste Blut ihrer Provinzen zu absorbiren. Es wiederholt sich also hier derselbe Proceß, der Paris allmächtig, das übrige Frankreich literarisch sozusagen todt gemacht hat.

Was nun Mailand anbelangt, so hat es seit Anfang dieses Jahrhunderts nicht weniger als fünf lombardische Dichterschulen an sich vorüberziehen sehen: diejenige Parini's, dessen männliche Satire die Lombarden aus langem Schlafe aufzurütteln suchte; dann die neuclassische Kunstschule Monti's, welcher Manzoni's romantische Reaction gegen die inhaltsleere Nachahmung des Fremden und Heidnischen auf dem Fuße folgte; nach Manzoni dessen moralisirende und patriotische Epigonen; endlich die Junglombarden von 1860, die ihrerseits gegen den katholisirenden Idealismus ihrer Vorgänger sich auflehnen, einen neuen Inhalt und eine wirksamere Form verlangen, nach Byron, Musset, Gautier und Murger das Zigeunerland des ungebundenen Lebens als das wahre Genieland poetischer Inspiration betrachten. Man nennt sie die Schule der Scapigliati (les débraillés); ihre Namen sind heute schon meist vergessen. An diese reihen sich, freilich nur mittelbar, Emilio Praga, Arrigo Bóito und Bernardino Zendrini. Der erste steht den Scapigliati als Realist am nächsten, Bóito ging vom kalten Norden aus, und in der That, die Italiener behaupten, beim Lesen seiner kühlen Verse zu frösteln. Bóito wandte sich später der Zukunftsmusik zu und componirte die Oper „Mefistofele". Zendrini übernahm die Mission, Italien die Heine'sche Lyrik zu vermitteln und dabei zu zeigen, daß man auf einfacherm und natürlicherm Wege, als die alten und die neuen Petrarchisten dies gethan, ein Dichter werden könne. Eben dies nun versuchte er in seinen eigenen Dichtungen durchzuführen. Mit größerm Talent und weit größerer Dreistigkeit trat nach ihm der demokratische Toscaner Carducci in Bologna auf, der seinerseits die classische Form zu retten suchte, indem er sie mit überlegener Plastik handhabte und mit modernem Inhalt füllte. Indessen heute noch bleibt es eine offene Frage, ob nicht Zendrini's Poetik schließlich zu siegen bestimmt sei, ob nicht Heyse's Wort an Zendrini recht behalte: „Sei getrost, deine Zeit wird kommen!" So viel scheint uns sicher, daß unter allen Dichtern der jungen Schule keiner mit klarerm Bewußtsein die Ziele erkannt, sie mit sichererm Takt verfolgt hat als Bernardino Zendrini.

Mit der Herausgabe seiner Gedichte im Jahre 1871 schloß Zendrini seine Laufbahn als Dichter und wandte sich von nun an kritischen und philologischen Studien zu. Diese füllen in der vorliegenden Gesammtausgabe zwei Bände. Sie sollen hier in möglichst chronologischer Reihenfolge besprochen werden, und zwar zuerst die kritischen Aufsätze. Im Mai 1872 brachte die „Nuova Antologia" Zendrini's Abhandlung „Nero als Künstler". Dieselbe ward veranlaßt durch das Drama „Nero" des Römers Pietro Cossa, der mit den besten Mitteln realistischer Darstellung einen gewaltigen Bühnenerfolg erzielt hatte. Zendrini's Idealismus empörte sich gegen diese Verherrlichung eines Scheusals, waffnete sich mit der überlegenen Sachkenntniß fleißiger Quellenforschung und stellte Cossa's verführerischer Lüge den historischen Nero in grellster Beleuchtung gegenüber. Ja er ging noch weiter, indem er dem realistischen Gegner das Recht bestritt, einen poetischen Nero zu schaffen. Massarani, der es wissen konnte, meint, es sei nicht ganz ohne ira et studio geschehen, wenn der Kritiker nicht einmal dem unleugbaren Talent des Dramatikers gerecht geworden. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr dem historischen Roman des Mailänders Rovani: „Die Jugend Cäsar's", welchem Zendrini („Nuova Antologia", Juni 1873) den Cäsar Mommsen's entgegenstellte. Das Fruchtbringende beider Aufsätze für italienische Leser bestand darin, daß sie hier einmal Beispiele einer ernsten, historischen Kritik unter die Augen bekamen.

Die Gründer der mailändischen „Rivista italiana", Isaia Ghiron, Oberbibliothekar der Brera, und Graf Arconati, ersuchten Zendrini um einen Artikel über Petrarca. Derselbe erschien im ersten Jahrgange (1874) unter dem Titel „Petrarca und Laura". Was Zendrini's subtilen Scharfsinn zu diesem Thema lockte, war die Schwierigkeit, über den oft behandelten Gegenstand etwas Neues beizubringen. Es gelang ihm in der That, mit Beiseitesetzung der idealen, der historischen und der conventionellen Laura, aus Petrarca's eigenen Werken eine Psychologie des Dichters und seiner Geliebten zusammenzustellen, die ein jeder mit Interesse lesen wird. Der Aufsatz ist charakteristisch für Zendrini's Neigung zu jener psychologischen Scholastik Marivaux', von welcher Voltaire meinte, sie sei im Stande, Fliegeneier in Spinngeweben auszuwägen.

Die Versuche der Toscaner Carducci und Chiarini in der Auslegung und Uebersetzung von Heine's Gedichten, vielleicht auch die groben Feindseligkeiten des erstern gegen die von ihm selbst vertretene Richtung, lieferten herausfordernden Stoff zu dem meisterhaften Artikel über „Heine und seine Ausleger" („Nuova Antologia", 1874—75). Dieser Aufsatz besteht aus zwei Theilen: Heine als Dichter, wobei Carducci's Auffassung Heine's als eines demokratischen Schlagetodts gebührend zurückgewiesen wird, und: Heine's italienische Uebersetzer, deren mangelhafte Befähigung zu schonen für Zendrini wahrlich kein Grund vorlag. Nach Form und Inhalt darf diese Arbeit Zendrini's als sein Meisterwerk in Prosa bezeichnet werden. Er kennt seinen Heine durch und durch und hat uns den Protheuscharakter seiner Dichtungen in lichtvoller Klarheit vorgeführt.

Die akademische Gruppe endlich umfaßt die Antrittsrede Zendrini's in Padua vom 8. Mai 1867, diejenige in Palermo vom 8. Febr. 1876 und eine dritte ebenda gelesene Abhandlung vom 19. Nov. 1876.

Zendrini's Antrittsrede als Professor der germanischen Literaturen in Padua fiel in einen politischen Moment, der die Italiener nach langem Schmollen in die beste Laune gegen Deutschland und deutsches Wesen versetzen mußte. Seit 1866 war das „germanizzare" urplötzlich zur Mode geworden und das Wort „Tedesco", so lange der Inbegriff von allem Häßlichen, hatte mit einem mal einen guten Klang erhalten, ja die Errichtung jener Professur war selbst eine Frucht dieses Umschlages in der öffentlichen Meinung Italiens. Zendrini benutzte den günstigen Augenblick, um zu seinen Landsleuten von Italiens alten Vorurtheilen gegen deutsche Dinge, von seiner Unkenntniß germanischer Literaturen, von der romanischen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit im Gegensatz zu der deutschen Assimilationskraft und dem deutschen Wissensdrange zu reden; er eröffnete den Zuhörern durch ebenso gelehrte als schonungslose Kritik ihrer traditionellen Irrthümer so viele neue Gesichtspunkte, daß seine Rede bei Professoren und Studenten den aufregenden Eindruck einer kühnen That hinterließ und in den Annalen der ehrwürdigen Universität Epoche gemacht hat. Die neun Jahre später verfaßte Antrittsrede in Palermo trägt den Titel: „Von der italienischen Literatur."

Die dritte Rede, bei Eröffnung des Studienjahres (am 19. Nov. 1876) gehalten, behandelt das Thema der einheitlichen Sprache im Sinne von Manzoni's berühmter „Proposta" von 1869.

Das „Epistolario", der letzthin erschienene Schlußband unserer Gesammausgabe, enthält 100 Briefe Zendrini's an Mutter und Schwester, Freunde und Freundinnen; sie lesen sich so angenehm und leicht, weil sie ohne allen und jeden Hintergedanken an eine spätere Veröffentlichung geschrieben wurden; daher ihre Natürlichkeit, ihr unbefangenes Leben und ihre Frische. Auch inhaltlich bieten sie ein mehrfaches Interesse: das gemüthliche Geplauder der einen läßt uns einen Blick thun in Zendrini's Empfindungswelt; die kritischen Aphorismen und die literarischen Urtheile der andern führen uns in den Gedankenverkehr des Dichters und des Gelehrten mit Paul Heyse, Tullo Massarani, Arrigo Bóito, Aleardo Aleardi, Eugenio Camerini und andern ein. Dem Bande ist Professor Pizzo's biographisch-kritische Studie vorgedruckt, während Zendrini's autobiographische Fragmente dessen Schluß bilden.

Im „Epistolario" finden sich Briefe an Heyse, in denen das höfliche „Lei" erst zu „Voi" wird, um bald in das trauliche und definitive „Tu" überzugehen. Beim Lesen dieser trefflichen Briefe bedauert man aufrichtig, daß die Auswahl nicht ausgedehnter angelegt wurde und daß der Befürchtung, noch Lebende zu beleidigen, hier und da eine pikante Stelle geopfert worden ist.

Ein unerbittliches Geschick raffte Zendrini in dem Augenblick dahin, da er im Prosastil seine Meisterschaft errungen hatte. Während der Dichter auf halbem Wege stehen blieb, hat wenigstens der Prosaiker sein Ziel erreicht. Die Vollendung seiner Prosa verdankt er jenem zähen, künstlerischen Ringen, das seinem Triumph in durchsichtiger Klarheit und kunstvoller Natürlichkeit sieht. Zum Kritiker brachte Zendrini die glücklichsten Eigenschaften mit: ein ehrliches Streben nach der Wahrheit, den Muth der Aufrichtigkeit, koste es was es wolle, alles unverblümt herauszusagen, das Bedürfniß, in den Kern der Frage einzudringen, sie gleichsam auszuweiden (sviscerare),

eine von beneidenswerthem Gedächtniß frisch erhaltene Belesenheit in alten und in neuern Literaturen, einen entwickelten Scharfsinn, der die dialektischen Werkzeuge der Induction und der Deduction gewandt zu handhaben versteht, und jenes poetische Verständniß, welches er gern mit Goethe's Wort von den gemalten Scheiben umschrieb, die nur demjenigen, der in die Kirche eingedrungen, ihre Farbengeheimnisse offenbaren. Als Dichter wahrte er der ästhetischen Kritik, gegenüber der einseitig historischen, ihr gutes und volles Recht und erinnerte dabei an Lessing's Wort, daß auch der reconstruirende Kritiker in gewissem Sinne Dichter sei. Die Neigung zu dialektischen Subtilitäten führte ihn freilich mitunter zu paradoxen Künsteleien (wie in der Studie über Petrarca), und die Fülle seiner Einfälle und Erinnerungen läßt ihn in der ersten palermitaner Rede die scharfe Gliederung seines Stoffes vernachlässigen; jene ist wol mit Schuld an dem zu häufigen Gebrauch der latenten oder ausgesprochenen Parenthesen, welche der Meister, dem Gesetze der Beschränkung zu Liebe, meiden sollte.

Den Dichter und den Kritiker zu zeichnen war vor allem Zweck dieser Blätter. Aber auch den Menschen und den Lehrer haben uns seine Freunde und Schüler vorgeführt. Die blasse, hagere Gestalt mit der hohen, kahlen Stirn, dem tiefen Auge und dem nervösen beweglichen Wesen ließ den „sognatore", den Schwärmer der Jugendgedichte auch im reifen Mann noch erkennen. Aber heitere Ruhe und Sicherheit fand er rasch im Gespräch mit Freunden und im Vortrag des Lehrers. Wenn ihn physische und seelische Ermattung und Niedergeschlagenheit oft wochenlang qualvoll heimsuchte, so machte ihn der Umgang mit den Werken seiner Lieblingsdichter Dante und Ariosto, Goethe und Heine wieder glücklich, und der Verkehr mit seinen Studenten, denen er in schlichtem Vortrag so viel Neues mittheilen konnte, war ihm ein Genuß, den seine Hörer in vollem Maße theilten. Zendrini war kein akademischer Schönredner, er verschmähte den Applaus eines Dilettantenpublikums, er suchte Fachschüler zu erziehen und junge Leute zu Männern heranzubilden.

Mensch, Dichter und Kritiker waren bei Zendrini in Eins verwachsen; er war so recht ein Mann aus einem Stücke. „Glücklich wer die Dichterei wie ein Kleid anziehen und ablegen kann", schreibt er 1867, „der hat nicht von allem so viel zu leiden wie ich, dem die Poesie im Herzen sitzt und Fleisch von seinem Fleisch ist." Auf Zendrini paßt so recht die französische Definition des Dichters: „Le poète n'est qu'un homme sensible." In dieser frauenhaften, jedem Eindruck lange nachzitternden Empfindsamkeit lag einerseits das Bedürfniß nach expansiver Mittheilung, andererseits auch jene verzeihliche Lust am Lobe, die das Geschlecht der Dichter von jeher zu einem „Genus irritabile" gemacht hat. Seine so ganz aufs Ideale gerichtete Natur machte ihm die Pflege des Schönen zur instinctiven Pflicht, die Theilnahme an allem wahrhaft Menschlichen zur Richtschnur seiner Ueberzeugung. Vom Christenthum trug er das Beste in sich, die „carità nazarena", die Menschenliebe, während ihm jene manzonianische Theorie unbedingter, demüthiger Unterwerfung in Dogma und Leben zuwider war. Mit Politik befaßte sich Zendrini nicht, oder wenn er es einmal that, geschah es im Ton des huma-

nitären Dichters. Auch hier vermeinte er anwenden zu sollen, was er als einzige Frucht seiner juristischen Studien bezeichnet, das Ciceronianische „Honeste vivere, neminem laedere, suum cuique tribuere."

Zendrini hat sich in der italienischen Literaturgeschichte eine scharf umschriebene Stellung erworben. Mit deutscher Bildung ausgestattet, ward er Manzonianer und schrieb die Worte des Meisters: „Verità, naturalezza, popolarità!" als eigene Devise auf Schild und Panier. „Wie Manzoni unsere Prosa vereinfachte, so möchte ich unsere Poesie vereinfachen", schrieb er 1873 an Friedrich Marx.

Wenn der Dichter Zendrini jener großen Aufgabe nur in seinen besten Stunden, d. h. nur bis zu einem gewissen Grade gewachsen war, so hat wenigstens der Heine-Uebersetzer Zendrini jene Mission gelöst, indem er seiner Nation ein monumentales Muster seines Ideals vor Augen stellte. Und was der Uebersetzer predigt, das hat mit überzeugender Klarheit und reichem Wissen auch der Kritiker dargelegt. In deutschem Geiste hat Zendrini unter seinen romanischen Landsleuten gewirkt; er war mehr als ein internationaler Vermittler literarischer Ideen; waren diese doch ein Stück seiner Bildung, seines Wesens; er hat für sie gelitten, und seines edeln Freundes Wort: „Sei getrost, deine Zeit wird kommen!" kann und darf nicht zu Schanden werden.

Spanien unter Alfonso XII.

Von

Gustav Diercks.

II.

Die Alfonsinos und die von der Regentschaft eingesetzten neuen Civil- und Militärbehörden boten zum Zwecke des Empfanges des Königs in den ersten Tagen des Januar 1875 alles auf, um die Bevölkerung Spaniens aus ihrer Apathie und Theilnahmlosigkeit aufzurütteln und für die neue Ordnung der Dinge, für den jungen König zu enthusiasmiren, auf den alle Patrioten und Ordnungsfreunde ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten. Durch einen glänzenden festlichen Empfang den auf den Schild erhobenen Erben des spanischen Thrones zu ehren, war eine nationale Pflicht; ein Gebot der Menschlichkeit war es, Don Alfonso nicht schon bei dem Betreten des Bodens seines Vaterlandes die ganze Schwere der Aufgabe, die seiner harrte, empfinden, die unsäglich trostlose Lage, in der sich Spanien befand, in dem ersten Augenblick, da er seinen Fuß in sein Reich setzte, erblicken zu lassen. So ahnte der jugendliche König wahrscheinlich nicht, daß, während er sich Barcelona näherte, die Karlisten ihre Vorposten bis in die Vororte dieser Hauptstadt Cataloniens vorschoben, Saballs das starkbefestigte und durch zahlreiche Truppen vertheidigte benachbarte Granollers eingenommen hatte, daß seine Scharen sich über die Ebene von Barcelona verbreiteten und plündernd bis in die Vorstadt Gracia eindrangen.

Die Regierungsorgane machten es Cánovas del Castillo unmöglich, sich persönlich zum Empfange des Königs nach Barcelona zu begeben. Der Marineminister Marques de Molins und der eigentliche Urheber der Restauration, der Held von Sagunt, Martinez Campos, vertraten dort die Regierung und die Militärmacht des Landes.

In zahlreichen Dampfern und Booten waren die officiellen Persönlichkeiten, die getreuen Monarchisten und viele Einwohner der Stadt der Fregatte Las Navas de Tolosa entgegengefahren, auf welcher der König nach Spanien übersetzte. Barcelona selbst hatte sich auf das festlichste geschmückt und kein Miston störte den vom schönsten Wetter begünstigten Einzug des jungen Königs; die dichtgedrängten Volksmassen, die die Straßen erfüllten, die Blumenpracht, der farbenreiche Häuserschmuck, das freudige Willkommen, das ihm entgegengebracht wurde,

mußten auch das Herz des Jünglings mit frohen Hoffnungen erfüllen und ein gutes Vorzeichen für seine Regierung sein. Diesen Gefühlen gab er denn auch in einem Telegramm an seine Mutter rückhaltslos Ausdruck.

Seine ersten Schritte lenkte der König nach der alten Kathedrale, in der so viele geschichtlich bedeutende Acte vor sich gegangen waren, um dort dem Tedeum beizuwohnen, das für diese feierliche Gelegenheit vorbereitet worden war. Erst von dort begab er sich nach dem Rathhause, wo die Vorstellung der obersten Provinzialbehörden stattfand. In dem Liceumtheater wurden ihm großartige Ovationen dargebracht. Am frühen Morgen des folgenden Tages empfing Don Alfonso eine Commission catalonischer Arbeiter, die ihn im Namen von etwa 20000 Genossen begrüßten. „Die arbeitende Klasse der Catalanen", hieß es in der Anrede des Sprechers der Commission, „hofft, daß Ew. Majestät keinen Unterschied unter Reichen und Armen machen wird, und bittet Sie, in jeder Streitfrage, die zwischen dem Kapital und der Arbeit entstehen könnte, den Arbeitern Gerechtigkeit zutheil werden zu lassen." In seiner Erwiderung erkannte der junge König die Wichtigkeit und den Werth des catalonischen Gewerbfleißes und die industrielle Bedeutung der Provinz an und versprach, indem er dem Präsidenten der Commission die Hand reichte, sich stets die Fürsorge für die arbeitenden Stände angelegen sein zu lassen.

Nachdem dann noch eine Ausstellung von Frauenarbeiten besucht worden war und der König den Grundstein zu dem neuen Institut gelegt hatte, erfolgte von neuem die Einschiffung.

Die Restauration des Bourbonenthrones hatte in Catalonien wenige Sympathien finden können. Dies ehemals unabhängige Königreich konnte den Haß gegen die castilischen Könige nie völlig unterdrücken, strebte stets nach Selbständigkeit, und seine Bewohner unterstützten immer bereitwilligst jede Bewegung, die auf die Decentralisation in Spanien abzielte. Von alters her den Handelsinteressen und dem Gewerbfleiß ganz ausschließlich gewidmet, waren die Catalanen wenig zufrieden damit, ihre Arbeit unverhältnißmäßig besteuert zu sehen und für das Gros der Nation, für die nur genießenden privilegirten Stände des ganzen Landes allein sich abmühen zu müssen. Daher bildete sich der particularistische, jeder Centralregierung unter allen Umständen oppositionelle Geist aus, der Catalonien zu einem beständigen Herd der Revolution machte und seine Bewohner veranlaßte, alle Bewegungen zu unterstützen, die auf die Aufhebung der Einheit Spaniens, auf Abschüttelung der Hegemonie Castiliens abzielten. Von den Banden der Karlisten auf das schwerste heimgesucht, der Anarchie und Experimentalpolitik der letzten Jahre überdrüssig, sehnten jedoch auch die Catalanen sich nun nach Ruhe, um wieder alle ihre Kräfte der Uebung von Handel und Industrie, den ergiebigen Quellen ihres Wohlstandes zuwenden zu können, und so begrüßten denn auch sie schließlich die Restauration des Bourbonenthrones freudig in der Hoffnung, daß es ihren eingeborenen Volksvertretern und Staatsmännern gelingen werde, dem jungen, im Auslande erzogenen liberalen, mit der modernen Civilisation der Außenwelt, besonders Englands, vertrauten Könige die für sie erforderlichen Freiheiten abringen zu können. Aus diesen Gründen war daher der Empfang, den

sie dem König bereitet hatten, ein glänzenderer, der Enthusiasmus ein allgemeinerer gewesen, als man hatte hoffen dürfen.

Der junge König kannte die Geschichte seines Landes zu gut, um nicht die heutige Bedeutung Cataloniens innerhalb des einheitlichen Staates Spanien genügend zu würdigen und seinerseits selbst dahin zu streben, sich die Catalanen zu Freunden zu machen. Und es war nicht allein Höflichkeit, sondern seine feste Ueberzeugung, die aus den Worten sprach, mit denen er sich von dem Präsidenten der Gesellschaft für die Pflege der nationalen Arbeit verabschiedete: „Wenn ich aus ganz Spanien ein Barcelona machen könnte, so bin ich gewiß, daß ich mein Vaterland in eine große Nation verwandeln würde."

In Valencia, wohin der König mit seinem Gefolge von Barcelona aus fuhr, wurde ihm ein nicht minder glänzender Empfang zutheil. Der Brigadier Daban, der mit seinen Truppen am 29. Dec. 1874 zuerst in den Ruf von Martinez Campos: „Es lebe König Alfons XII.", eingestimmt hatte, war zum Gouverneur der Provinz Valencia ernannt worden, und empfing als solcher den König in dem Hafen von Grao. Auch hier wie in Barcelona zeigte der junge Fürst keine Spur von Befangenheit in seinem Benehmen und in seiner Ausdrucksweise. Leichtigkeit und Geschicklichkeit in der Rede war ihm immer eigen; er legte hiervon in seiner elfjährigen Regierung zahllose Beweise ab. In den Worten, die er den obersten Behörden Valencias gegenüber äußerte, sprach er gewissermaßen sein politisches Programm und Glaubensbekenntniß aus. „Ich bin sehr jung", sagte er, „so jung wie Don Jaime I. war, als er den Thron bestieg. Ich habe nicht die Anmaßung, mich jenem großen Monarchen zu vergleichen; aber ich werde thun, was in meinen Kräften steht, und um große Resultate zu erzielen, rechne ich auf zwei mächtige Elemente: den religiösen Glauben und die Liebe und Vereinigung von Volk und Thron, die Grundlage des Glückes der Nationen."

Unter seinen hochgebildeten Erziehern, in den Erziehungsinstituten, die er im Auslande besuchte, hatte der feurige, für Geschichtsstudien begeisterte Jüngling nothwendigerweise liberale Grundsätze in sich aufnehmen und zu der Erkenntniß kommen müssen, daß die Zeiten des staatlichen Absolutismus in seinen extremen Formen vorüber waren. Er hatte einsehen müssen, daß das redliche Zusammenwirken des Herrschers und seiner Unterthanen die Voraussetzung für den wirklichen politischen und materiellen Fortschritt der Völker war. Vollends mußte ihn der Karlismus überzeugen, daß auch für Spanien die Zeit des geistlichen und politischen Despotismus geschwunden sei; die Geschichte der Regierung seiner Mutter mußte ihn gleichfalls in dieser Ansicht bestärken. Die constitutionelle Monarchie auf demokratischer Basis bot die sichersten Garantien für den Bestand seiner Regierung, und dies ist das Programm, das er in obigen Worten aussprach. Seine Minister sollten jedoch nur zu bald der Verwirklichung seiner Ideale unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen und die Verquickung der Politik mit der Religion sollte dem furchtbarsten Gegner des Fortschritts Spaniens, dem Ultramontanismus, bald zur Allmacht verhelfen.

Im niedern Volke konnte Alfonso allerdings nur auf Sympathien rechnen,

wenn er Vorliebe für Stiergefechte zeigte und vor allem den Schein größter Strenggläubigkeit unbedingt wahrte; nur dadurch konnte er sich auch den Klerus gewinnen, der sich ihm gegenüber zunächst argwöhnisch verhielt und die sichere Stütze des Karlismus gegen die Republik, gegen die freie moderne Geistesrichtung der Gebildeten gewesen war. Wollte er den Karlismus niederwerfen, wollte er seine eigene Herrschaft sichern und befestigen, so mußte er sich den Klerus gewogen zu machen suchen, die Massen durch strenge Erfüllung der spanischen Ritusvorschriften, das einzige, wofür sie ein Verständniß haben, gewinnen. Mit kluger Berechnung paßte sich der König den jedesmaligen Verhältnissen an. Hatte er den aufgeklärten gebildeten, von modernem Zeitgeist erfüllten freigeistigen Barcelonesern von der Bedeutung ihres Handels und ihrer Industrie gesprochen, so mußte er den orthodoxen Valencianern von ihrer allerheiligsten Jungfrau sprechen. Auf die Anrede des Cardinals Barrios erwiderte er denn auch: „Der erste Name, den ich angerufen habe, als ich das Gestade Valencias betrat, ist der unserer Herrin der Schutzlosen gewesen, die mein Schild und meine Hoffnung während der Zeit war, in der ich mich verwaist von meinem geliebten Vaterlande befand."

Dies Wort entsprach, wie es kein anderes vermocht hätte, der Geistesrichtung der Valencianer und gewann dem Könige ihre Herzen, und als er dann nachher in der Kathedrale seinen kostbaren Commandeurstab dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau de los Desamparados zu Füßen legte, das „einzige, was der arme, aus der Verbannung Heimkehrende besaß", da sicherte er sich vollends die Gewogenheit der niedern Klassen dieser großen Stadt.

Auch die officiellen Elemente, viele Generale und andere hohe Offiziere hatten sich dort eingefunden, um den Ankömmling zu begrüßen und sich seinem stetig wachsenden Gefolge anzuschließen. Truppenrevuen fanden statt und Festlichkeiten verschiedenster Art wurden zu Ehren des jungen Königs veranstaltet.

Am Morgen des 13. Jan. 1875 brach Don Alfonso mit seinem Gefolge von Valencia auf, um sich nach Madrid zu begeben. Auf allen Stationen dieses langen Weges wurde er von den Volksmengen auf das freundlichste begrüßt. Der König konnte mit der ersten Aufnahme, die er in seinem Lande fand, vollauf zufrieden sein. In Aranjuez erwarteten ihn die Minister, der Erzbischof von Valladolid, Cardinal Moreno, und viele andere Würdenträger und Granden des Reiches. Am 14. vormittags wurde die Reise von dort aus fortgesetzt, und bald verkündigten Kanonendonner und Glockengeläute der Hauptstadt des Landes, daß der junge König den Boden Madrids betreten hatte, dessen Einwohner die Straßen, durch die der Zug sich zu bewegen hatte, vollständig erfüllten. Die Madrider sind lebenslustig und neugierig, stets bereit, da sie sonst nicht viel zu thun haben, sich in den Straßen und auf den Promenaden zu tummeln, sich an allem zu betheiligen, was vorkommt; so war denn bei dieser Gelegenheit „ganz Madrid" unterwegs, um den König zu sehen und sich sein Urtheil über ihn zu bilden.

Die Spitzen der civilen, geistlichen und militärischen Behörden, alles was Madrid an bedeutenden Persönlichkeiten besaß, hatte sich auf dem Südbahnhofe eingefunden, um Alfonso zu begrüßen, der sich nach Empfangnahme der zahllosen Glückwünsche und nach der Vorstellung der höchsten Würdenträger zunächst, dem

Brauch und vielleicht seinem Gefühl gemäß, nach der Atochakirche begab, um dort einem Tedeum beizuwohnen. Der lange, die Stadt von einem Ende bis zum andern durchschneidende Weg nach dem Schloß war auf das glänzendste geschmückt. Die Balkone der Häuser waren, wie an allen großen Festtagen und bei Processionen, mit den meistens rothen oder gelben und andern Teppichen und Tüchern bedeckt; mit Bändern gezierte Tauben wurden bei der Annäherung des Königs losgelassen, Blumen auf seinen Weg gestreut und Zehntausende von Stimmen hießen ihn willkommen. Vor dem Kriegsministerium brachte ein Hellebardier ein Hoch auf die Königin-Mutter aus; auch dieses fand begeisterten Widerhall in der ganzen Umgebung und erregte im besondern des Königs Freude und Aufmerksamkeit in hohem Grade.

Unter den denkbar günstigsten Auspicien also und auch von dem frühlingsartigen schönen Wetter begünstigt zog Don Alfonso in die Stadt seiner Väter ein und nahm Besitz von dem Thron, von dem aus seine Vorgänger einst das mächtige Reich beherrscht hatten, in dem die Sonne nicht unterging. So glänzend und heiter die äußere Hülle war, unter der sich ihm sein Land zeigte, so trostlos war der Anblick, der sich demjenigen bot, der diese Hülle durchschaute und die innern Verhältnisse und Zustände ins Auge faßte.

Ehe wir die historische Reihenfolge der wichtigsten Ereignisse weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf die Elemente werfen, aus denen die Regierung zusammengesetzt war, die Don Alfonso in Madrid vorfand, der er seine Vollmachten verliehen hatte und die völlig unumschränkt schaltete und waltete.

Wir haben gesehen, daß Don Antonio Cánovas del Castillo die Seele und der eigentliche Leiter der Alfonsinos oder der Restaurationspartei gewesen und seit längerer Zeit officiell von der frühern Königin Isabella II. und dem Prinzen von Asturien, Alfonso, mit der Vertretung ihrer Interessen betraut worden war. Cánovas hatte bis zum Jahre 1868 keine leitende Rolle im spanischen Parteileben gespielt und sich gehütet, in ganz unzweideutiger Weise Farbe zu bekennen und sein politisches Programm aufzustellen. Auch nach der Septemberrevolution war sein Verhalten und Auftreten nicht wesentlich anders geworden; er vermied es, als schlauer Politiker, sich unter den schwankenden Uebergangsverhältnissen, welche die Revolution geschaffen hatte, durch ganz bestimmte politische Grundsätze die Freiheit des Handels zu erschweren, sich zu binden und zu compromittiren. Sein leitendes Grundprincip war nur, für die Restauration des Bourbonenthrones zu wirken, und zu diesem Zweck war ein sicherer Anhang erforderlich. So bemühte er sich, aus allen denjenigen Elementen, die zu derselben Ueberzeugung kamen, welche er hegte, eine Partei zu bilden, an deren Spitze er sich stellte, um sich damit die Zukunft zu sichern. Das Parteiwesen der Zeit vor 1868 war durch die Revolution vollständig zertrümmert worden; eine Neubildung bereitete sich vor, und das Chaos, das entstanden war, diente den persönlichen Interessen und Zwecken, sowie den politischen des ehrgeizigen Historikers Cánovas vortrefflich: nur war es auch nun nach wie vor geboten, sich nicht durch ein bestimmtes Programm zu binden. Moderados und Isabellinos, Ultramontane und

selbst Karlisten einerseits, Mitglieder der Liberalen Union, Progressisten, Demokraten, Republikaner andererseits, gingen im Laufe der Jahre in das Lager der Alfonsinos über und bildeten zusammen eine höchst buntscheckige ungleichartige Masse. Cánovas wußte sich jedoch die Herrschaft über dieselbe theils dadurch zu sichern, daß er die conservativen und die liberalen Ansichten zu verbinden suchte, und die conservativ-liberale Partei schuf, theils dadurch, daß er sich die ausschließliche Vertretung der Interessen Alfonso's und Isabella's durch Verträge zu sichern wußte, und sorgfältig darüber wachte, daß nicht etwa irgendein anderer hervorragender Politiker seine unbedingte Führerschaft in Frage stellte und untergrub. Zugleich conservativ und liberal zu sein, diese sich ewig widerstrebenden Gegensätze und ihre Träger und Vertreter miteinander zu verbinden, war an sich zwar ein beinahe unmögliches Unternehmen; der eine oder der andere Factor mußte schließlich immer überwiegen. Man muß aber gestehen, daß Cánovas zunächst sehr geschickt operirte, mit den Conservativen conservativ, mit den Liberalen liberal war, beide auf eine ungewisse Zukunft zu vertrösten und durch Versprechungen sich zu erhalten verstand. Die Bedingungen und Voraussetzungen, unter denen Cánovas die Restauration selbst, die Erhebung Alfonso's auf den Thron seiner Mutter durchgeführt wissen wollte, sind bereits im ersten Artikel eingehend behandelt.

Als nun die Zeit der Ausführung des lange gehegten Planes herankam, als es nothwendig wurde, ein festes Regierungsprogramm zu bilden und die Männer zu erwählen, welche die Leitung des Staates übernehmen sollten, da zeigten sich die Schwierigkeiten der dauernden Verbindung des Conservatismus mit dem Liberalismus, wie Cánovas sie geplant hatte, und die Folgezeit erwies dann, daß eine conservativ-liberale Partei im eigentlichen Sinne dieser Worte ein völlig unmögliches Unding war.

Cánovas war es den aus den verschiedenen Parteien zu ihm übergegangenen heterogenen Elementen schuldig, sie bei der Bildung eines Ministeriums zu berücksichtigen. Hierzu zwang ihn andererseits auch die Bedingung, die definitive Regelung der spanischen Angelegenheiten, die Berufung Alfonso's auf den Thron Spaniens nicht durch militärische Pronunciamientos, nicht durch einseitige Parteipolitik, sondern ohne Blutvergießen, durch die aus freier Wahl hervorgegangenen Vertreter des Volkes oder durch ein Plebiscit erfolgen zu lassen. Ein Nationalministerium, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten politischen Elementen, war in letztern Fällen vollends eine Nothwendigkeit. Ein aus Männern der verschiedenen Parteien gebildetes Ministerium mußte dem Lande die größten Garantien gegen eine vollständige Reaction, gegen eine rachsüchtige Politik geben, die unter Umständen zu erwarten war, wenn die Vertrauensmänner der vor wenigen Jahren vom Thron gestoßenen Königin-Mutter die Regierung an sich rissen. Endlich war es aber eine andere Erwägung, die Cánovas bestimmte, nicht ein völlig gleichartiges Ministerium zu bilden, der Wunsch nämlich, eine einzige große Regierungspartei zu schaffen und dieser die Herrschaft des Landes dauernd zu sichern. Die Partei der Moderados war völlig zersplittert, sie konnte nicht wieder zu ihrer frühern Macht gelangen. Die Liberale Union war verschwunden, die

Progressisten waren aufgelöst; die Republikaner aller Schattirungen hatten sich für lange Zeit hinaus regierungsunfähig gemacht; die aus der Union liberal hervorgegangene constitutionelle Partei war der Restauration erlegen und infolge des Sturzes ihrer Herrschaft zersplittert. Es war thatsächlich im Augenblick der Einsetzung Alfonso's auf den Thron Spaniens keine politische Partei vorhanden, die Cánovas das Recht auf die Regierung streitig machen und mit seiner conservativ-liberalen Partei etwa in der Regierung alterniren konnte; mit Ausnahme der Gruppe von Constitutionellen, die sich um Sagasta scharten. Das Entstehen und die Entwickelung der neuen Parteien bildet eigentlich den Mittelpunkt der politischen Ereignisse während der Regierung Alfonso's, und wir werden sie daher beständig im Auge behalten müssen.

Unter den gegebenen Umständen, die für den jungen König die denkbar günstigsten waren, übernahm also Cánovas die Regierung. Auch für letztern konnten die Verhältnisse kaum besser sein als sie waren; wenn sich trotzdem sehr bald große Schwierigkeiten einstellten und Conflicte entstanden, so lagen die Ursachen hierfür in dem utopischen Charakter des politischen Programms, das Cánovas aufgestellt hatte. Den beträchtlichen Massen von Moderados, die sich der Sache Alfonso's seit lange angeschlossen und für dieselbe gewirkt hatten, glaubte er einen bedeutenden Antheil an der Regierung gewähren zu müssen. Er übertrug daher Alejandro Castro das Portefeuille des Aeußern, Francisco Cárdenas das der Justiz und Gnade, dem Marques de Molins das der Marine und dem Marques de Orovio das des Fomento; er nahm also vier Erzconservative von ausgeprägt ultramontaner Anschauung in sein Cabinet auf und gab ihnen mehrere der einflußreichsten Aemter. Das Finanzministerium wurde Pedro Salaverría übertragen, der einer Vermittelungsgruppe angehörte, die zwischen den Conservativen und den Republikanern stand. Das wichtige Amt des Ministers des Innern war dagegen einem feurigen Septembermann, Romero Robledo, übertragen worden; der Minister der Colonien, Lopez de Ayala, stammte aus der Union liberal; er war einer der Urheber der Revolution von 1868 und hatte dem ersten republikanischen Cabinet angehört; der Kriegsminister Jovellar endlich war ein Ueberläufer von den Republikanern; er verdankte seine hohen Würden und Titel Castelar.

Diese Analyse ergibt schon die allgemeine Richtung und Tendenz, die dieses erste Restaurationscabinet verfolgen mußte; es überwogen nicht nur numerisch die ultramontanen und conservativen Elemente, sondern sie hatten in ihren Händen auch die Macht, die innere Politik vollständig zu beherrschen. Justiz und Unterrichtswesen waren ihnen anvertraut. Darin lag der große Fehler, den Cánovas beging, den Reactionären einen so dominirenden Einfluß zu gewähren. Eine andere Vertheilung der Portefeuilles hätte die verderblichen rückläufigen Tendenzen der conservativen Mitglieder etwas unschädlicher machen können. In dieser Zusammensetzung aber war das Zeichen zum Kampf aller liberalen Elemente gegen die Regierung gegeben. Cánovas bemühte sich zwar durch Zugeständnisse aller Art von vornherein die Liberalen an sich zu ziehen, aber nur mit geringem Erfolge und nur vorübergehend. Denn, sei es, daß es wirklicher Patriotismus, sei

es, daß es Egoismus höchsten Grades war, der ihn bewog, seine Gegner und die der Monarchie entweder zu sich herüberzuziehen oder vollständig zu vernichten: jedenfalls strebte er dahin, um jeden Preis und unter Anwendung aller nur erdenklichen Mittel eine einzige große Partei zu bilden und seine Regierung in eine permanente Dictatur umzuwandeln. Vielleicht glaubte er wirklich, der Sache der Monarchie damit zu dienen, daß er den König, bis dieser sich zu völliger Selbständigkeit durchgerungen hatte und im Stande war, die Zügel der Regierung nach den ihm eingeprägten Grundsätzen selbst zu führen, unter seiner unbedingten Vormundschaft zu halten und niemand, keine andere politische Ansicht als die seine zur Geltung gelangen zu lassen, damit das herrschende System einen durchaus einheitlichen Charakter erhalte und damit dadurch der Neubau der Monarchie völlig gesichert werde und erstarke. Cánovas kam damit aber in bedenklichen Widerspruch zu dem modernen Constitutionalismus, den er doch nicht mehr beseitigen konnte, zu dem modernen Zeitgeist und zu seinem eigenen Programm. Die Staatsgrundgesetze wurden in der Verfolgung dieser Regierungsprincipien, die er aufstellte, auf das empfindlichste verletzt; die freie Meinungsäußerung der Nation unmöglich gemacht, der Parlamentarismus zu einem Schauspiel, das nur den Zweck hatte, vor dem Inlande und dem Auslande den Schein des Constitutionalismus zu wahren, der Absolutismus in der That zum System erhoben.

Hatte der König in seiner Antwort auf die Adelsadresse, hatte er seit seiner Berufung auf den Thron wiederholentlich geäußert, daß er liberal sei, daß er die Lehren der Geschichte in sich aufgenommen habe und beherzigen wolle, daß er das seiner einstigen weltgeschichtlichen Bedeutung verlustig gegangene Land, das in gänzliche Uncultur gesunkene Volk wieder zu erheben wünsche zu der Höhe der heutigen Culturstaaten und Culturvölker, so straften die Handlungen des Ministeriums diese Absichten Alfonso's von vornherein Lügen und verhinderten die Befestigung des restaurirten Thrones. Mit einem absichtlich so unklar und unbestimmt gelassenen Programm, wie das von Cánovas war, mit diesen an sich ganz unhaltbaren und krankhaften Idealen und Grundsätzen, war der Anlaß zu innerer politischer Zersetzung, zu ernsten Kämpfen geradezu gegeben, und die Consequenzen der Anwendung dieser falschen Regierungsprincipien mußten bald mit voller Deutlichkeit zu Tage treten und den schwankenden Thron von neuem bedrohen. Cánovas begann seine Regierung unter den vortheilhaftesten Verhältnissen, aber er mußte einsehen, daß die Spanier sich im Laufe dieses Jahrhunderts unter den unaufhörlichen Verfassungskämpfen und Bürgerkriegen doch wesentlich verändert, daß sie die politischen Kinderschuhe ausgezogen hatten, daß es nicht mehr möglich war, sie in die Banden zu schlagen, in denen sie früher geseufzt hatten, daß die Reaction nothwendigerweise früher oder später der Republik und der Anarchie dienen mußte und weit davon entfernt war, den Thron zu sichern und zu schützen. Unbegreiflicherweise aber hatte der große Gelehrte, der bedeutende Historiker Cánovas del Castillo nicht nur nicht die Lehren der Geschichte früherer Zeiten, sondern nicht einmal die der jüngsten Vergangenheit seines Landes, der Regierung Isabella's II. beherzigt, die an eben denselben

Bestrebungen zu Grunde gegangen war, die Cánovas, unter liberalem Deckmantel zwar, in Wahrheit jedoch unverändert wieder zu den leitenden machte.

Die Motive für diese falsche Politik erhellen aus den zahlreichen Reden von Cánovas und seinen conservativen Genossen allerdings zur Genüge und sind andererseits leicht aus ihren Handlungen zu abstrahiren. Außer den oben angegebenen plausibeln Gründen für die Bildung eines aus verschiedenen politischen Elementen zusammengesetzten Ministeriums waren hauptsächlich die folgenden maßgebend. Cánovas kannte die Macht des Klerus und seiner Anhänger im Volke; er kannte den niedrigen Bildungsgrad und die daraus hervorgehenden orthodoxen Neigungen des letztern. Die Inaugurirung einer durchaus liberalen Regierung hätte diese zahllosen Elemente in die Opposition gegen den eben erst neu errichteten Thron getrieben, vielleicht sogar den Karlismus allmächtig werden lassen und ihm endlich zum Siege verholfen. Sie hätte ihm alle conservativen Elemente entfremdet und diese zur Bildung einer festen gefährlichen Partei gezwungen; sie hätte ihn isolirt — so fürchtete er, allerdings mit gewissem Recht, denn die Conservativen wie die Liberalen mistrauten ihm, weil er sich weder zu dem einen noch zu dem andern politischen Programm bekannte. Cánovas hatte eben auf Kosten der alten historischen Parteien und ihrer anerkannten Führer sich selbst zum Range eines solchen emporschwingen, sich vermöge schlauer florentinischer Diplomatik eine eigene Partei schaffen wollen und müssen, und dies auch schließlich dank der Uebertragung der Vollmachten Isabella's und Alfonso's erreicht. Er fürchtete jedoch diese Macht, die er erlangt hatte, einzubüßen und sich die Conservativen und die Liberalen neben sich unter ihren alten Führern selbständig machen zu sehen, sobald er seine schwankende Haltung aufgab und offen der einen oder der andern Richtung folgte. Wollte er erst den Karlistenkrieg beenden, die Gefahr, die von dieser Seite her drohte, beseitigen, ehe er Spanien und der Welt sein Gesicht ohne Maske zeigte, so hatte er ja die Macht vollkommen in Händen, den Uebermuth der ultraconservativen Elemente seiner Partei und seines Cabinets zu zügeln, diese niederzuhalten; er hatte es in seiner Macht, die Corteswahlen, den Zusammentritt des Parlaments hinauszuschieben; er brauchte nicht eine neue Verfassung zu schaffen und das Land neuen Verfassungskämpfen auszusetzen, statt für den innern Ausbau des schwankenden restaurirten Systems zu sorgen.

Nein, es erhellt aus dem Zusammenhang der Geschichte der Regierung Alfonso's XII., daß Cánovas von vornherein und im Grunde conservativ war, und zwar in wesentlich höherm Grade, als der König es in seiner innersten Ueberzeugung war. Cánovas hielt es für praktischer und sicherer, sich alle conservativen Elemente zu gewinnen, weil er sie für mächtiger und numerisch zahlreicher hielt, und damit gab er das Land und das Volk der revolutionären und anarchistischen Propaganda preis, die nun solche Dimensionen angenommen hat, daß alle Einsichtigen jeden Augenblick die Gefahr fürchten, auch die Liberalen von ihnen über den Haufen geworfen und weggefegt zu sehen. Er hoffte durch seine unbestimmte, überwiegend conservative Politik den Karlismus zu lähmen, und ließ sich mit diesem Gegner des von ihm wiedererrichteten Thrones zu Transactionen herbei, die mit gerechter Schärfe von den Liberalen später gebrandmarkt wurden.

Es war dies eine ebensolche Täuschung, wie zu glauben, daß die Erhebung Alfonso's auf den Thron Spaniens und daß vollends seine Anwesenheit im Heere genügen würde, um den Karlismus niederzuwerfen.

Dieser Ansicht huldigten, wie im ersten Aufsatz dargestellt worden, viele der Generale, die den Krieg gegen die Karlisten zu führen hatten, und ihr entsprang auch der Plan, den jungen König sofort auf den Kriegsschauplatz zu schicken, damit das Heer, das ihn auf den Schild erhoben, ihn nun von Angesicht zu Angesicht sähe und in seiner Begeisterung dem Karlismus den Todesstoß versetze. Ein gewisses Pflichtgefühl und Dankbarkeit waren es nebenbei, die auch den König persönlich bewogen, sobald als möglich in das Feld zu rücken. Demgemäß brach er am 19. Jan. von Madrid auf, um sich nach Tafalla und Logroño zu begeben und den Operationen beizuwohnen, die gegen die feste Burg des Karlismus, Estella, gerichtet waren. Sein Weg führte über Zaragoza, dessen historische und religiöse Erinnerungen bei den zahlreichen patriotischen Kundgebungen wiedererweckt wurden. Der Empfang, der Don Alfonso dort zutheil wurde, war ebenso glänzend wie in Barcelona, Valencia und Madrid, und als er von dort zum Heere stieß, begrüßte ihn auch dieses mit Enthusiasmus. Von Peralta aus richtete er eine Proclamation an die Navarresen und an das Heer; beide sind von nicht geringer politischer Bedeutung und für die Denkweise des Königs nicht unwichtige Zeugnisse; wir theilen sie daher im Auszuge mit.

„Bei der Rückkehr in dieses mein Vaterland", sagt er in der Proclamation an die Bewohner der baskischen Provinzen und Navarras, „liegt meinem Herzen kein Wunsch näher, als der nach Frieden. Mehr noch als meine zwangsweise lange Abwesenheit hat es mich in diesen letzten Zeiten betrübt, Spanien durch einen ebenso unfruchtbaren wie blutigen Bürgerkrieg zerrissen, verarmt und entehrt zu sehen.

„Ich habe den Thron bestiegen, wie ich es wünschte, ohne daß für meine Sache ein Tropfen Blut geflossen ist. Wenn ihr meinem Heere den Weg verlegt, so wird es nothwendig sein, deshalb zu kämpfen; aber ich werde diesen Kampf mit tiefem Schmerz sehen. . . .

„Was für Gründe habt ihr, ihn fortzusetzen? Wenn ihr zu den Waffen eiltet, bewogen durch den Glauben an die Monarchie, so seht ihr in mir schon den legitimen Vertreter einer Dynastie, der ihr in andern Zeiten ewige Treue schwuret und die bis zu ihrem vorübergegangenen Sturz gegen euch die Treue wahrte. Wenn es der religiöse Glaube war, der euch zu den Waffen greifen ließ, so habt ihr in mir schon einen König, der so katholisch ist wie seine Vorgänger und der überall von den Cardinälen und den frömmsten Prälaten als der Sühner der Ungerechtigkeiten, welche die Kirche bisher erlitten hat, empfangen worden, und der eine ihrer festesten Säulen in der Zukunft ist. Ich bin ferner und werde es immer sein, in Wahrheit ein constitutioneller König; aber könnt ihr, die ihr so große Liebe für euere ehrwürdigen Freiheiten hegt, den bösen Wunsch nähren, die übrigen Spanier ihrer legitimen und alten Freiheiten zu berauben? Ich verstände dies nicht und glaube es nicht.

„Alles überzeugt mich, daß der Tag nicht fern ist, an dem ihr die Waffen

niederlegen werdet, die ihr von heute ab gegen die Monarchie, gegen die durch ihre Fürsten und Prälaten vertretene Kirche und gegen das Vaterland führen würdet.

„Legt sie nieder, und ihr werdet mir den Schmerz ersparen, in dem einen und dem andern Lager spanisches Blut fließen zu sehen. Legt sie nieder, und helfet damit, daß die treue Insel Cuba ihren Reichthum wiedererlange, zu dem ihr immer so viel beigetragen habt. Legt sie nieder, und ihr werdet sogleich wieder alle die Vortheile genießen, deren ihr euch über 30 Jahre lang unter der Regierung meiner Mutter erfreutet. . . .

„Ehe ich auf dem Schlachtfelde mein Banner entfalte, will ich euch mit dem Olivenzweig in der Hand entgegentreten. Ueberhöret nicht diese Freundesstimme, welche die euers legitimen Königs ist."

Dieser Aufruf fand in den von den Karlisten besetzten Landestheilen keinen Widerhall, der Krieg entbrannte vielmehr mit erneuerter Heftigkeit. Das erhoffte Resultat blieb aus; die Erwartungen der Soldaten und Generale wie der Politiker erfüllten sich nicht; vielmehr wurde die Lage für die Regierungsheere in der nächsten Zeit viel schlimmer und bedrängter.

Der Aufruf an die Soldaten des Nordheeres lautete:

„Ich verlange heute nicht von euch Selbstverleugnung und Leiden und werde morgen nicht euer Blut verlangen aus Ehrgeiz oder aus jugendlicher Ruhmsucht. Nein. Ich verlange alle diese Opfer, um den Frieden zu erzwingen.

„Mit Bewunderung habe ich aus der Ferne euere mühseligen Feldzüge verfolgt, in denen ihr euch als würdige Nachkommen euerer Väter erwiesen habt. Jetzt komme ich zu euern Reihen, mit dem Wunsche, mich auch der ruhmreichen Alfonsos, meiner Vorfahren, würdig zu machen, und hoffe, wenn ich Gelegenheit dazu habe, zu beweisen, daß ich es bin. Aber jene, die euch gegenüberstehen, sind auch Spanier, und ehe auf meinen Befehl neue Schlachten geschlagen werden, habe ich, wie ihr wißt, Worte der Liebe und Eintracht an sie gerichtet. Falle die Verantwortung für alles das unschuldige Blut, das noch vergossen werden sollte, auf diejenigen, welche nicht auf jene Worte haben hören wollen.

„Indem sie dieselben nicht beachten, diesen verderblichen Krieg grundlos und ohne Vorwand selbst fortzusetzen bemüht sind, scheinen sie die brüderlichen Bande, die sie mit euch seit so vielen Jahrhunderten verknüpften, und euere Tapferkeit geringzuschätzen.

„Edle Söhne der alten Kronen Castiliens und Aragons! Tapfere Basken und Navarresen, die ihr, wie es euere Pflicht, dem Vaterlande treu seid: die Stunde ist gekommen, denen, die so denken, mit den Waffen ihren verletzenden Irrthum zu beweisen. Von diesen Bergen hier, in deren Schluchten euere Gegner sich verbergen, rufen euch gleichzeitig euere Soldatenpflicht und euere spanische Ehre zu entscheidendem Kampfe. Laßt uns ihn beginnen und siegen!

„Gott wird ohne Zweifel diejenigen beschützen, welche für den Frieden und um friedlich und frei auf ihren Feldern und an ihrem Herd zu leben, kämpfen, nicht diejenigen, welche freiwillig ihre Waffen gegen die Rechte ihres legitimen Königs, gegen die Interessen aller andern Provinzen der Monarchie, die Freiheit der übrigen Spanier und, überhaupt, gegen das Vaterland führen.

„Folget vertrauensvoll euern Fahnen; sie werden euch, wie so oft, zum Siege führen, und da ihr Veteranen seid, so kommt es euch zu, selbst euern König kämpfen und siegen zu lehren."

Der Charakter dieser Proclamation zeigt deutlich die Verfassung und Stimmung, in der sich die Truppen befanden. Sie waren seit lange dieses furchtbaren Bruderkrieges müde, sehnten sich nach Frieden und hatten ebenfalls ihre ganze Hoffnung darauf gesetzt, daß ihre Gegner durch die Erhebung Alfonso's auf den Thron veranlaßt werden würden, die Waffen niederzulegen. Sie bedurften kräftiger Ermunterung, um gegen einen mächtigen Feind zu kämpfen, der den Boden des großen Kriegsschauplatzes genau kannte, dort zu Hause war und keinen Mangel an Lebensmitteln litt, wie das bei den Regierungstruppen infolge der Terrainschwierigkeiten und der Plünderung der Proviantcolonnen oft der Fall war.

Unter der Regierung des Herzogs de la Torre waren alle Mittel aufgeboten worden, um den Krieg endlich zu beenden, und derselbe hatte schließlich auch eine günstige Wendung genommen, nachdem mehrere neue Armeecorps ins Feld geschickt worden waren. Der ewige Wechsel der Generale, der Mangel eines einheitlichen Feldzugsplanes, Ermüdung der Truppen und andere Umstände, vielleicht auch die politischen Umtriebe ihrer Führer verhinderten die Erzielung wirklicher Erfolge. Erst als Serrano selbst in das Feld rückte, schien Aussicht vorhanden, die Macht der Karlisten zu brechen — da kam aber das Pronunciamiento von Sagunt, und wieder kamen die Operationen ins Stocken. Die Hoffnung, nun durch einen entscheidenden Schlag den Krieg zu beenden, durch welchen Erfolg das Ansehen des Königs erhöht werden sollte, wurde auch schmählich getäuscht. Es wurden zwar, nachdem am 23. Jan. eine große Truppenrevue stattgefunden hatte, einige kleine Erfolge erzielt, und das Regierungsheer rückte unter beständigen Scharmützeln nach Norden vor. Da erlitten aber im Anfang des Monats Februar die Königlichen zwei empfindliche Niederlagen bei Lácar und bei Daroca, die dem Kriege wieder eine für die Karlisten sehr günstige Wendung gaben und die Aussichten auf eine schnelle Beendigung durch eine entscheidende Schlacht vernichteten.

Die nächste Folge davon war, daß der König selbst das Nordheer verließ und sich nach Madrid zurückbegab. Auf dem Wege von Pamplona dorthin besuchte er in Logroño den alten General Espartero, der ihm bei dieser Gelegenheit selbst das Großkreuz des Militärordens von San-Fernando anlegte. Den 13. Febr. traf Don Alfonso wieder in Madrid ein, um sich nun ganz den politischen Interessen zu widmen. Das Regentschaftsministerium wurde durch Decret vom 15. Febr. ohne Veränderung in ein verantwortliches umgewandelt und der bisherige Ausnahmezustand aufgehoben. Ehe wir uns jedoch den politischen Ereignissen und der Thätigkeit der Regierung zuwenden, muß noch eines für den Krieg gegen die Karlisten wichtigen Umstandes gedacht werden.

Der in vielen Volksromanzen gefeierte Held der frühern Karlistenkriege, der Tiger des Maestrazgo, General Ramon Cabrera, hatte sich bei Beginn des letzten Krieges förmlich von der Person und Sache Don Carlos' VII. losgesagt und seine hohen Aemter, die er als Würdenträger desselben bekleidet hatte, niedergelegt. Er

hatte somit keinen Theil an dem letzten Karlistenkriege, wenngleich er den Karlisten als Trägern des Legitimitätsprincips, der Religion und der Sonderrechte der Basken auch seine vollen Sympathien schenkte, auch viele persönliche Anhänger in dem Karlistenheere hatte. Das letztere verehrte ihn zwar wegen seiner Großthaten in den frühern Kriegen; der directe Einfluß Cabrera's konnte indessen nur ein geringer sein.

Die ungünstige Wendung, die der Krieg gegen den Karlismus im Februar 1875 nahm, bewog jedenfalls die Regierung, nunmehr kein Mittel unversucht zu lassen, um mit dem Feinde auf Grund von Verträgen Frieden zu schließen, und es wurde hierzu ein merkwürdiger Weg eingeschlagen. Nach der erlittenen Niederlage direct mit Don Carlos und seinen Generalen zu verhandeln, verbot das spanische Ehrgefühl. Die karlistischen Truppen zur Desertion zu bewegen, war nicht gelungen, die Proclamation Don Alfonso's hatte nach dieser Richtung hin keinen Erfolg gehabt. Es mußte versucht werden, die höhern Offiziere der Sache des Prätendenten abwendig zu machen, und hierfür erschien den Ministern wol Cabrera als ein geeignetes Werkzeug. Obgleich die Regierung immer die Existenz geheimer Verträge in Abrede gestellt hat, lassen doch viele spätere Vorkommnisse auf gewisse Abmachungen schließen; karlistischerseits ist die Existenz derselben auch mit voller Sicherheit behauptet worden; viele Erscheinungen in der letzten Periode des Karlistenkrieges sind so merkwürdig, daß man gezwungen ist, sie auch durch das Vorhandensein von Verträgen zu erklären, und vor allem liegt ein Document vor, das den Beweis liefert, daß zum mindesten Verhandlungen eröffnet wurden, nämlich der vom 11. März 1875 datirte Vertrag zwischen der spanischen Regierung und General Cabrera. Kraft eines königlichen Befehls, der auf Grund eines Beschlusses des Ministerrathes am 1. März 1875 erlassen worden, waren der Herzog von Santoña, Marques von Manzanedo und der Diplomat Rafael Merry del Val beauftragt worden, die Verhandlungen mit Cabrera zu führen; die erstern hatten nun letzterm den im Nachfolgenden im Auszuge mitgetheilten Entwurf eines Vertrages zur Annahme und Unterzeichnung übersandt, und zwar „kraft der Vollmacht, mit der sie von der Regierung Sr. Majestät bekleidet sind, um dem Krieg, welcher unser Vaterland verheert, auf Grund der Anerkennung der constitutionellen Monarchie des Königs Don Alfonso XII. ein Ende zu machen".

Der Vertragsentwurf lautet:

„Die Regierung Sr. Majestät, von dem Wunsche beseelt, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen ... und wissend, daß viele hervorragende Karlistenführer den Frieden wünschen, acceptirt die Fusion der Karlisten und aller alfonsinischen Monarchisten unter dem constitutionellen Banner Don Alfonso's XII. und verpflichtet sich, wenn dieser Fall eintritt, besagte Fusion in Gemäßheit mit dem Inhalt der folgenden Artikel zu vollziehen:

„1) Die baskischen Provinzen und Navarra werden fortfahren, sich ihrer bezüglichen Sonderrechte (Fueros) unter denselben Bedingungen zu erfreuen, als wenn der gegenwärtige Bürgerkrieg nicht dazwischengekommen wäre; aber die Regierung wird sich nicht für verpflichtet halten, irgendwelche Rücksichten gegen die Provinz oder Provinzen zu nehmen, welche sich der Autorität des Königs

Don Alfonso XII. innerhalb des im Art. 6 angegebenen Termins nicht unterwerfen, wenn ihr Widerstand mit Waffengewalt überwunden ist.

„2) Die Aemter, Grade, Titel und Decorationen der Generale, Chefs, Offiziere und anderer Individuen, welche heute dem Karlistenheere thatsächlich angehören, werden, welche auch ihre frühere Führung hinsichtlich ihrer militärischen und politischen Pflichten gewesen, in Anbetracht der Schwierigkeiten und Unruhen dieser Zeiten, und entsprechend dem Geist der Eintracht, den dieses Document beseelt, anerkannt werden, sobald sie sich an der Spitze der ihren Befehlen unterstehenden Truppenabtheilungen einstellen, um der Monarchie Don Alfonso's XII. ihre Anhänglichkeit zu erklären.

„3) Die in dem vorstehenden Artikel einbegriffenen Militärpersonen werden in die Truppenkörper nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, Verdienste und Alter und gemäß den Erfordernissen des Dienstes eingereiht werden, aber ohne Unterschied ihrer Herkunft.

„4) Die Anerkennung der Aemter, Grade, Titel u. s. w., wovon Art. 2 handelt, wird jedoch nur nach vorhergehender unparteiischer Prüfung ihrer Dienstpapiere, Diplome u. s. w. erfolgen. Mit Rücksicht auf die Eigenschaften und den besondern Dienst, den er in diesem Falle dem Vaterlande leisten wird, werden dem General Don Ramon Cabrera die Befugnisse der Generaldirectoren behufs Klassificirung aller derjenigen, welche besagte Anerkennung begehren, verliehen werden, und er wird die Protokolle, welche unter seiner Leitung abgefaßt werden, Sr. Majestät unterbreiten.

„5) Die Art. 2 und die folgenden werden auch auf Civilbeamte ausdehnbar sein, wenn sie sich unter gleichen Verhältnissen befinden.

„6) Kein Anrecht auf den Genuß der in diesem Document in Aussicht gestellten Wohlthaten werden die Chefs, Offiziere und andere Individuen der karlistischen Partei haben, die Se. Maj. den König Don Alfonso XII. nicht vor Ablauf eines Monats von dem Tage der Publication dieses Documents in der «Gaceta de Madrid» ab anerkennen werden.

„7) Die dem General Cabrera durch Art. 4 übertragenen Functionen werden sich auch darauf erstrecken, Sr. Majestät die Aemter, Grade, Titel und Decorationen vorzuschlagen, die seiner Meinung nach bei solchen Chefs und Offizieren anzuerkennen sind, welche, ohne zur Zeit ihrer Präsentation im Dienst zu sein, doch ihrem Verhalten oder ihren persönlichen Umständen gemäß eine derartige Ausnahme verdienen.

„8) Die Anerkennung der Aemter u. s. w., wovon Art. 2 handelt, erstreckt sich auf alle karlistischen Truppen der Halbinsel.

„9) Die Regierung wird, in Uebereinstimmung mit den Cortes, sich bemühen, soweit als möglich die durch den Krieg den allgemeinen oder besondern Interessen zugefügten materiellen Schäden in denjenigen Orten auszubessern, welche, weil zu den Gebieten gehörend, die heute das Kriegstheater bilden, für den Krieg außergewöhnliche und zwangsmäßige Opfer haben bringen müssen."

Die Regierung ging in diesem Vertragsentwurf bis an die äußersten Grenzen der Versöhnlichkeit; hierzu trug nicht wenig das Ueberwiegen der ultramon-

tanen und conservativen Elemente in der Regierungspartei und im Cabinet bei, und vor Beendigung des Bürgerkrieges, vollends nach demselben sehen wir in der That alles das, was dieser Vertrag verspricht, in sehr vielen Fällen erfüllt und das Heer und die Aemter von Karlisten überschwemmt, die unter Beibehaltung ihres Ranges in die Dienste der Monarchie genommen wurden. Ob dies auf Grund dieses oder eines ähnlichen Vertrages geschah, ist nicht recht klar. Die Regierung leugnete denselben ab; die Oppositionsparteien und die Karlisten behaupteten die Existenz eines solchen und brachten die Lauheit der Kriegführung seitens der Generale des Prätendenten und die raschen Erfolge der Königlichen zu Ende 1875 und zu Anfang 1876 hiermit in Verbindung. Jedenfalls erschien unter demselben Datum, das der obige Vertragsentwurf trägt, 11. März 1875, Paris, ein Manifest Cabrera's an die Karlistenpartei; dasselbe lautet im Auszuge:

„Ich muß und will meiner Partei die freiwillige, selbständige und patriotische Handlungsweise erklären, die ich beobachtet habe, indem ich Don Alfonso XII. als König Spaniens anerkannt habe, und als Soldat, der seine Treue bewiesen hat, werde ich es mit aller Offenheit thun.

„Ich würde meine Freunde, meine Gefährten, meine Brüder und mich selbst beleidigen, wenn ich Versicherungen über die Redlichkeit meiner Absichten ... abgeben wollte.

„«Gott, Vaterland und König» sagt unsere Fahne: Gott zuerst, dann das Vaterland, dann der König. Gott vergessen und unser Vaterland zerreißen um eines Königs willen, hieße unser Banner in Stücke reißen. Ich werde so nicht handeln; als Katholik und Spanier kann ich es nicht. Und da die Religion und das Vaterland gebieterisch den Frieden verlangen; weil die Vorsehung es so will, so steht über der Pflicht unfruchtbarer Beharrlichkeit die einer fruchtbaren Entsagung.

„Ich erfülle diese Pflicht mit tiefster Ueberzeugung, und, indem ich eine Thatsache acceptire, indem ich Don Alfonso als König anerkenne, lege ich in seine Hände das Banner, welches ich immer vertheidigt habe und auf dem die heiligen Principien unserer Sache geschrieben stehen.

„Ich werde hier keine Anklagen erheben; ich werde nicht die Beleidigungen, Schmähungen und Unwürdigkeiten erwidern, deren Zielscheibe ich gewesen bin ... ich sehe in allem, was vorgeht, ein großes Unglück, und mein Herz ist zu edel, um nicht das Unglück meiner Partei zu achten.

„Dieselben Ursachen, die 1839 und 1848 unsere Anstrengungen fruchtlos machten, sind 1875 wieder eingetreten. Sollen wir immer diesen Kampf, diesen Keim der Zwietracht aufrecht erhalten, der unser Vaterland zu einem ewigen Martyrium verurtheilt? ...

„Unsere Sache hat immer heroische Soldaten, erhabene Märtyrer, bewunderungswürdige Opfer aufzuweisen gehabt. Weshalb haben wir nicht triumphirt?

„Gestattet mir, daß ich ehrerbietiges Stillschweigen bewahre; aber glaubet mir auf mein Mannes- und Soldatenwort: ich kenne die Gründe; und weil ich sie kenne, und weil ich mein Vaterland liebe, so thue ich diesen Schritt, in der Absicht, die Principien, die ich immer vertheidigt habe, die ich weiter vertheidigen

werde und die ihr mir zu vertheidigen hoffentlich helfen werdet, auf einem edeln, großmüthigen und fruchtbaren Boden zu schützen. . . .

„Um zu wissen, was ihr werth seid, muß man unter euch gelebt haben, euere Bedürfnisse, euere Bestrebungen kennen; mit einem Worte wissen, daß das, was ihr vertheidigt, die Grundprincipien jeder ehrbaren Gesellschaft sind. Nun wohl, ich will den Rest meines Lebens der Aufgabe widmen, mit der meinem Charakter eigenen Energie dahin zu wirken, daß der Souverän, dem ich unsere Sache anzuvertrauen wünsche, euern Bestrebungen gerecht werde, daß die Regierungen weniger Politik treiben und sich mehr der Verwaltung widmen; daß sie euere Gefühle, euere Erziehung, euer Wohlbefinden berücksichtigen; und ihr werdet mich hierin unterstützen, indem ihr das Princip der Autorität kräftigt. . . .

„Wenn ich glaubte, daß ihr auf dem Wege, den ihr verfolgt, zum Siege gelangen könntet, so würde mein Blut diesen Weg benetzen. Ich wurde für euch geboren; ich habe mit euch gelebt; welch ein Ruhm, für euch zu sterben! . . .

„Das edle Blut der Soldaten wird in ruhmreichen, aber unfruchtbaren Kämpfen vergeudet. . . . Das liberale Europa steht uns gegenüber, und nichts ist geschehen, um unserer Sache die verwandten Elemente, auf die wir dort zählen, zuzugesellen; wir sind Katholiken, und doch haben wir den Segen des Hauptes der Kirche nicht erlangen können. Unter diesen Umständen kann der Krieg noch jahrelang dauern, aber zuletzt würden wir selbst im Falle des Triumphes unser Banner auf einen Trümmerhaufen pflanzen.

„Diese Wahrheit ist schmerzlich; aber sie ist eine Wahrheit.

„Don Alfonso, der durch die Vorsehung . . . auf den Thron erhoben worden ist, hat den erhabenen Wunsch nach Frieden empfunden, und seine Parteigänger haben ihn hierin unterstützt. Voll Bewunderung für euere Tapferkeit . . . haben sie geglaubt, unter Selbstverleugnung und von lebhaftem Gerechtigkeitsgefühl beseelt, diesen Kampf beenden zu müssen. Sie haben mir diese ihre edeln Absichten kundgethan und ich . . . habe euch allen ein Beispiel geben wollen. . . . Ich spreche zu euerer Vernunft und zu euerm Gefühl und mache euch offen mit meinem Entschluß bekannt. Wenn ihr ihn nachahmt, so werdet ihr ein großes Werk vollbringen, indem ihr der Stimme des Patriotismus gehorcht, welche vor allem den Frieden verlangt. Wenn nicht, so wird unser Banner zerrissen sein: Ihr werdet euern «König» behalten; ich werde zu «Gott und Vaterland» stehen."

Dieses offenkundige Manifest beweist unzweifelhaft das Bestehen von Abmachungen zwischen der madrider Regierung und Cabrera; dieselben waren auch ganz natürlich und begreiflich. Die Gegner der Regierung hielten die Anbahnung eines solchen Vertrages nur nach den im Februar erlittenen Schlappen für unzeitgemäß, die Concessionen für zu weitgehend, die Form für verletzend für die Ehre Spaniens und der jungen Monarchie. Nur nach wirklichen Erfolgen und Siegen durfte die Regierung durch einen Vertrag den Krieg zu beendigen suchen. Dann konnte sie als großmüthige Siegerin auch die größte Milde und Liberalität gegenüber den Verfechtern des Karlismus walten lassen. Diese geheimen Abmachungen, diese Bemühungen hinter dem Rücken des Prätendenten,

sein Heer zum Abfall zu bewegen, schienen den Constitutionellen besonders als der Ehre des Heeres unwürdig. Der Erfolg dieses Manifestes Cabrera's war ein verschwindend geringfügiger. Der General besaß eben nicht mehr den Einfluß, den ihm die madrider Regierung zuschrieb, und überdies hatten die Erfolge der letzten Zeit die Karlisten mit der Hoffnung erfüllt, schließlich doch siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen. So wüthete der Krieg denn noch ein volles Jahr weiter und wurde erst am letzten Tage des Februar 1876 beendet.

Beinahe gleichzeitig mit dem Uebertritt Cabrera's zur Sache Alfonso's näherte sich letzterm auch wieder der Herzog de la Torre, Marschall Serrano, der nach dem Pronunciamiento von Sagunt und dem damit erfolgten Sturz seiner Regierung Spanien verlassen hatte und in Südfrankreich über sein künftiges Verhalten gegenüber der neuen Ordnung der Dinge in seinem Vaterlande nachdachte. Es war weniger Opposition gegen die Idee der Restauration als der Unwille, dadurch in so unangenehmer Weise und in so kritischem Augenblick überrascht zu sein, was Serrano bewogen hatte, sich für eine Zeit lang schmollend von Madrid zurückzuziehen, das er noch als Präsident der Vollzugsgewalt, als Regent des Landes verlassen hatte, um an der Spitze der großen Heere, die seine Regierung mit Mühe ins Feld gestellt hatte, den Karlismus zu vernichten. Serrano hatte sich ebenso wenig wie seine Minister der Einsicht verschließen können, daß die Restauration des Thrones, die Erhebung Alfonso's auf denselben eine Nothwendigkeit war. Aber er hatte im gegebenen Augenblick selbst diese That vollziehen und den Ruhm derselben ernten wollen. So wenigstens versicherten es alle Freunde des Herzogs und die Führer der constitutionellen Partei, deren Haupt er war; die Mitglieder des gestürzten Cabinets Sagasta haben sich später auch unaufhörlich in dem gleichen Sinne geäußert und konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen Martinez Campos zuvorgekommen war. Am 8. März 1875 erklärte Serrano dem König persönlich seine volle Anhänglichkeit an die Sache seines neuerrichteten Thrones, und bald folgten Sagasta und die andern Minister des letzten republikanischen Cabinets dem Beispiel ihres Führers.

Innerhalb der constitutionellen Partei erzeugte die Restauration eine tiefe Spaltung, welche die Sache der Liberalen bis heute geschädigt und den Charakter des Parteiwesens der Regierungszeit Alfonso's XII. nicht unwesentlich beeinflußt hat. Die Ursachen dieser Zersplitterung sind nur zu deutlich.

Cánovas del Castillo kam es darauf an, wie eben dargestellt worden ist, sich und seiner Partei die Regierung des Landes dauernd zu sichern, die politischen Gegner entweder zu sich herüberzuziehen oder unschädlich zu machen und zu vernichten. Diesem Grundsatz gemäß bot er alles auf, um den gefährlichsten Gegner, eben die große liberale oder constitutionelle Partei, zu schädigen und zu diesem Zwecke durch scheinbare Neigung zum Liberalismus, durch manche Concessionen das Wohlwollen vieler hervorragender Mitglieder und Führer dieser Partei zu gewinnen. Er zeigte seine Absicht, ihnen bedeutende Theilnahme an der Regierung zu gewähren, ihnen einflußreiche Aemter zu verleihen oder sie in denselben zu belassen, und diesen Versuchungen erlagen viele namhafte und angesehene Liberale,

die sich nun aus praktischen, selbstsüchtigen Gründen unter dem Namen der Centralisten von der großen constitutionellen Partei lossagten und mit Cánovas pactirten. Zwar hatte letzterer wol auf einen größern Erfolg gerechnet; aber es war ihm wenigstens gelungen, die Eintracht seiner mächtigsten Gegner zu beseitigen, die Zwietracht zwischen ihnen zu nähren und die Spaltung zwischen ihnen derart zu erweitern, daß eine spätere Annäherung ausgeschlossen war und die Liberalen durch diese ihre Zersplitterung regierungsunfähig wurden. Die Oppositionsparteien gegeneinander aufzuhetzen, sie durch Spaltung machtlos zu machen und ihre Fractionen sich einander bekämpfen und vernichten zu lassen: das war stets ein beliebtes Mittel, das Cánovas anwandte, um sich die Regierung zu erhalten und die Opposition zu entkräften.

Das Princip der Begründung einer einzigen großen regierungsfähigen Partei, die Verwerfung des Alternirens zwischen der conservativen und der liberalen Partei in der Regierung des Landes führte Cánovas nun auf den Irrweg der Theilung der politischen Elemente des Landes in gesetzliche und ungesetzliche. Ganz abgesehen davon, daß er damit seine egoistischen Absichten in das grellste Licht stellte, seine unersättliche Herrschbegierde auf das unangenehmste bekundete und offen seine Furcht zu erkennen gab, etwa einmal die Regierung aus seinen Händen geben zu müssen, war es unklug und unpraktisch, den Grundsatz der legalen und illegalen Parteien aufzustellen. Er schädigte dadurch auf das empfindlichste die Monarchie, die er damit zu befestigen glaubte; er förderte dadurch die Entwickelung und die Propaganda der revolutionären und anarchistischen Elemente; er forderte seine Gegner zu unaufhörlichem Kampf heraus und untergrub vollständig die constitutionellen Grundlagen des Staatsgebäudes, das er doch zu befestigen wünschte. Die Eintheilung der Parteien in eine gesetzliche, die conservativ-liberale ministerielle, und in ungesetzliche, wozu alle andern gehörten, war ein unzweideutiges Geständniß der innern Schwäche des monarchischen Systems; denn es bekundete Furcht vor der Macht derjenigen, die sich nicht unbedingt dem Absolutismus des Dictators Cánovas unterwarfen; es verrieth den Zweifel der Regierung an der Stabilität der constitutionellen Monarchie; es zeugte von Engherzigkeit, Beschränktheit und Unduldsamkeit der Regierung und ließ die völlig reactionäre Grundrichtung der Politik der letztern unzweifelhaft durchblicken; es hatte nothwendigerweise die Verhinderung der offenen freien Meinungsäußerung und die Verfolgung aller Mitglieder der illegalen Parteien und ihrer politischen Aussichten und Programme zur Folge. Constitutionalismus und Parlamentarismus waren in ihren Fundamenten erschüttert, wenn die Regierung alle illegalen, d. h. nicht ministeriellen, nicht conservativen, nicht reactionären Elemente aus der Verwaltung des Landes ausmerzte, alle Aemter nur mit ihren Anhängern und Creaturen besetzte, durch diese die Wahlen vollziehen ließ und mit ihren eigenen Abgeordneten dann in den Cortes ihre eigenen Gesetze sanctioniren ließ. Dieses Princip der legalen und illegalen Parteien gab zwar momentan der Regierung und der Monarchie die höchste, durchaus unbeschränkte Machtvollkommenheit, erzeugte aber den Haß, die Agitation, den Kampf gegen die den Staat leitenden Factoren. Diesem verhängnißvollen Irrthum ist vor allem das riesige Wachsthum der Masse der revolu-

tionären Elemente zuzuschreiben, welche die Zukunft Spaniens und seines Thrones immer mehr bedrohen.

Cánovas hütete sich sorgfältig in den ersten Monaten seiner Regierung, durch Handlungen von bedeutender Tragweite und scharfem Gepräge die Interessen der Conservativen und der Liberalen von der äußersten Rechten oder Linken zu verletzen, und diese Zeit wurde von den Constitutionellen zu Berathungen über ihre zukünftige Haltung, von dem Cabinet zur Vorbereitung seiner reactionären Maßregeln und Reformen, zu der der Corteswahlen benutzt.

Die Formel der Anerkennung der Monarchie Alfonso's seitens der Constitutionellen gab denjenigen Mitgliedern dieser Partei, die es für praktisch hielten, die Sache der Gestürzten mit der der Sieger zu vertauschen und mit Cánovas zu pactiren, den äußern Anlaß zu dem Bruch mit dem Gros der Partei. Leon y Castillo, Nuñez de Arce und Peñuelas bemühten sich vergebens, ein Einverständniß herbeizuführen. Die liberalen Dissidenten waren vor allem nicht zufrieden mit der Erklärung des sagastinischen Organs „La Iberia", daß die Constitutionellen zu der Constitution von 1869 halten würden, übten in sehr scharfen Worten ihre Kritik über die Thätigkeit der letzten Cabinets und beschworen so den traurigen Conflict herauf, der den Liberalismus so empfindlich schädigte. Francisco Santa-Cruz war der Führer dieser Fraction der Centralisten, der von bedeutenden Politikern Bruil, Alonso Martinez, Fernandez de la Hoz, Aurioles, Silvela, Martin de Herrera, Candau und Groizard angehörten, während das eigentliche Haupt der Constitutionellen Serrano, der Leiter derselben Sagasta war. Dieser und seine gestürzten Collegen ließen die Angriffe ihrer frühern Parteigenossen nicht unbeantwortet; Carlos Navarro y Rodrigo wies im Namen des letzten Ministeriums der Republik die Anschuldigungen der Centralisten zurück, indem er gleichzeitig die monarchischen Gesinnungen der Constitutionellen nachwies. Gegenüber dem Vorwurf jener, daß das Cabinet bei seinem Sturze keinen Protest erhoben habe, führte er aus, welche verderbliche Folgen ein solcher gehabt, daß nur Don Carlos und die Anarchie und Demagogie Nutzen daraus gezogen haben würden, daß Spanien dadurch in ein vollständiges Feldlager verwandelt worden wäre, daß die Schwierigkeiten sich noch mehr gesteigert hätten.

Beinahe gleichzeitig, am 20. Mai 1875, trat, von Cánovas del Castillo berufen, eine Versammlung von 341 Exsenatoren und 238 Exdeputirten im Senat zusammen, um den Grund zu einer den neuen Verhältnissen angepaßten Constitution zu legen, denn der Ministerpräsident hielt die von 1869 für zu mangelhaft, um sie zur Grundlage des restaurirten monarchischen Staatsgebäudes zu nehmen. Sie war ihm zu liberal, und da er mit dem Wunsche mehrerer Glieder des Cabinets, die von 1845 wieder zur Geltung zu bringen, nicht übereinstimmte, so blieb nichts übrig, als eine neue zu schaffen. Hiermit kam er zugleich den Ansichten der Centralisten, im besondern von Alonso Martinez entgegen und verpflichtete sich dieselben. Wie Alonso Martinez diese Versammlung für nöthig erachtet und angeregt hatte, so war er denn nachher auch der eigentliche Verfasser der Constitution von 1876. Neun „Notabeln": Alonso Martinez, Marques de Barzanal-

lana, Candau, Marques de Corvera, Martin de Herrera, Marques de Cabra, Calderon Collantes, Alvarez Bugallal, Conde de Toreno und Escobar, der Director der „Epoca", hatten die Vorbereitungen zu dieser großartigen Versammlung getroffen, die dann den Antrag annahm:

„Die Versammlung erklärt, daß die Beendigung der zwei Bürgerkriege, welche das Land verheeren, ebenso wie die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung und der baldige Genuß der parlamentarischen Freiheiten, die seit geraumer Zeit aufgehoben sind, wesentlich von der Sicherung der Monarchie Don Alfonso's XII. abhängen und von der Einsetzung einer allgemeingültigen Gesetzmäßigkeit, und alle ihre Mitglieder verpflichten sich hierdurch für Erreichung dieser hohen und patriotischen Ziele zu wirken."

Eine große Commission wurde erwählt, um gemeinsam mit den neun Notabeln den Verfassungsentwurf vorzubereiten; sie erwies sich jedoch gleichzeitig sehr bald auch als oberstes Wahlcomité, das in Gemeinschaft mit dem Minister des Innern den Ausfall der für den Januar 1876 in Aussicht genommenen Corteswahlen zu sichern hatte.

Diese imposante politische Versammlung, die Cánovas dazu benutzen wollte, um dem Lande seine scheinbare Unparteilichkeit zu beweisen und seine Geneigtheit, die verschiedenen Meinungen des Volkes zu hören: diese Versammlung, welche die Bildung einer einzigen „legalen" Partei fördern sollte, eröffnete das eigentliche politische Leben der Regierung Alfonso's. Die Debatten der Verfassungscommission lieferten zusammen mit den gleichzeitig beginnenden reactionären Regierungsacten des Cabinets Cánovas bald reichliches Material zu lebhaften politischen Kämpfen und den bedeutsamen Debatten der ersten Cortes der Restauration.

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Die mit einem Aufwand der außerordentlichsten und verschiedenartigsten Mittel in Scene gesetzte Eröffnung der Jubiläumsausstellung der berliner Akademie der Künste mag es rechtfertigen, wenn wir, diesmal von unserer Gewohnheit, die zu berichtenden Thatsachen in chronologischer Folge zu besprechen, abweichend, dieses Ereigniß in erster Linie in Betracht ziehen, und zwar nicht blos deshalb, weil es augenblicklich mehr als jedes andere die Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen zu erregen geeignet ist, sondern besonders auch aus dem Grunde, weil es zur Erörterung wesentlicher Principienfragen Anlaß gibt. Dieser Gesichtspunkt muß, dies mag beiläufig bemerkt werden, gegenüber der erdrückenden Menge der im Bereich der künstlerischen Production zu Tage tretenden Details überhaupt der für uns allein maßgebende sein, d. h. unsere Revue darf sich weder durch glänzende Ausstattung imponiren, noch durch eine aufs große Publikum berechnete Reclame verleiten lassen, einem blendenden Effect zu Liebe den unveräußerlichen Forderungen echter Kunstwahrheit etwas zu vergeben. Ohnehin wird heutzutage mehr und mehr der populäre Geschmack durch eine so entschiedene Neigung auf naturalistische Scheinwahrheit, d. i. auf künstlerische Lüge, beeinflußt, und dieser, dem materialistischen Charakter der Gegenwart entsprechenden Neigung wird leider seitens der Künstler in so bedenklicher Weise entgegengekommen, daß es wahrlich noththut, dagegen in ernsthafter Weise aufzutreten.

Bei der Besprechung der Jubiläumsausstellung sind, außer der Ausstellung selbst, ihrer künstlerischen und kunsthistorischen Bedeutung nach noch zwei, zwar mit ihr in Beziehung stehende, im übrigen aber selbständige Ereignisse in Betracht zu ziehen: die Copirung antiker Bauwerke oder die Errichtung des sogenannten classischen Dreiecks, bestehend aus einer Nachbildung des Jupitertempels zu Olympia und des Altars von Pergamon, und das öffentliche Künstlerfest, eine phantastische, vielfach mit modernem Humor verquickte Veranschaulichung eines althellenischen Nationalfestes, darstellend den Einzug des siegreichen Ptolemäus. Daß Künstler, namentlich wenn sie eine größere Gemeinschaft bilden, das Bedürfniß haben, dem Gefühl dieser Gemeinschaft zeitweise einen festlichen Ausdruck zu geben, finden wir vollkommen begreiflich; daß sie aber eine solche Festlichkeit als öffentliche Schaustellung gegen Entrée und vor einem Publikum „im Gesellschaftsanzuge (Frack, weiße Binde und Cylinder!)", wie die (später zurückgezogene) Vorschrift lautete, veranstalten, dafür fehlt uns das Verständniß. Dergleichen, auf die wirkliche Schaubühne gehörige Schaustellungen, welche seit einigen Jahren mehr und mehr in Mode gekommen sind, machen immer, abgesehen von ihrem Mangel an Originalität, einen mehr künstlichen als künstlerischen Eindruck. Im vorliegenden Fall könnte die locale Verbindung mit dem classischen Dreieck auf die Vermuthung

führen, es handle sich bei dieser pomphaften Schaustellung wesentlich um einen instructiven Zweck; ein Vorwand oder eine Selbsttäuschung von ungefähr derselben Bedeutung wie der vorgebliche Zweck der Wettrennen, nämlich daß dadurch die Pferdezucht befördert werde. Denkt etwa einer von den Tausenden von Zuschauern oder der am Wettstreit selbst Theilnehmenden an diesen angeblichen Zweck, oder ist es nicht vielmehr das aufregende Schauspiel allein, von andern weniger unschuldigen Motiven ganz abgesehen, was das treibende Element solcher Schaustellungen bildet? Ganz ähnliche Motive aber muß man, will man sich nicht selbst täuschen, in jenen angeblich der Förderung der Kunstliebe und des Kunstverständnisses gewidmeten Schaustellungen des akademischen Jubiläums erkennen. Wenn ferner bei dem Künstlerfest die Priesterin den triumphirenden König vor dem Altar mit den Worten anredet:

Nur eine Kraft ist Irdischem gegeben,
Zu brechen der Vergänglichkeit Gebot . . .
Sie ist's allein, die einst der Zukunft kündet
Von großer That, die ird'schem Aug' entschwindet:
Von der Vernichtung, von dem Tod befreit,
Ist das nur, was die Kunst geweiht! —

so behauptet diese volltönende Phrase etwas, wovon vielmehr das Gegentheil wahr ist. Man braucht gar nicht an die in Ruinen liegenden alten Tempel und Paläste, an die vielen Tausende von antiken Bildwerken, die von Barbarenhänden vernichtet oder von elementaren Kräften zerstört sind, zu erinnern: das ganze, durch die Künstler Berlins arrangirte modern-antike Nationalfest wäre mit all seinen Details unmöglich gewesen, wenn die Veranstalter sich nur bei den aus der Vergangenheit erhaltenen Kunstwerken, statt bei der Geschichte, d. h. bei der Wissenschaft, Raths erholt hätten. Wenn daher die letzten beiden Zeilen des obigen Citats eine Wahrheit enthalten sollen, so hätte nicht die Kunst, sondern die Wissenschaft genannt werden müssen, welche durch die Mittel der Buchstabenschrift und des Buchdrucks thatsächlich die Kraft besitzt, „zu brechen der Vergänglichkeit Gebot". Denn woher entnimmt die Kunst ihre Motive, welche „der Zukunft von großen Thaten künden" sollen, wenn nicht aus der Geschichte? Wie man also auch diese schöne Phrase auf ihren Inhalt prüfen mag, so bleibt davon nichts übrig als eben — die schöne Phrase: und dies ist ja im Grunde bei solchen Gelegenheiten die Hauptsache; ob wahr oder nicht, darauf kommt wenig an.

Abstrahiren wir daher von diesen Elementen des Festes, um auf die Ausstellung selbst einen Blick zu werfen. Wenn sie ihrer wahren Bedeutung entsprechen sollte, nämlich die künstlerische Wirksamkeit der berliner Akademie seit der hundertjährigen Begründung der akademischen Kunstausstellungen zu feiern, so hätte sie, sollte man denken, wenn nicht ausschließlich, so doch in erster Linie als eine historische, und zwar als eine localhistorische, mindestens als eine nationalhistorische organisirt werden müssen. Nun ist zwar die historische Seite nicht gänzlich unberücksichtigt geblieben, aber in so lückenhafter und quantitativ untergeordneter Weise vertreten, daß der Besucher der Ausstellung von vornherein den Eindruck erhält, es handle sich eigentlich nur um die Kunst der Gegenwart. Ohnehin kann es als bezeichnend betrachtet werden, daß der Cultusminister in seiner an den Kaiser gerichteten Eröffnungsrede die historische Bedeutung der Ausstellung erst in zweiter Linie und gleichsam nur nebenher erwähnte, indem er den Plan der Ausstellung dahin formulirte, sie solle umfassen „einerseits Werke lebender Künstler des In- und Auslandes aus den Gebieten der Malerei, Bildhauerei, Baukunst und der graphischen Künste, sowie hervorragende Erzeugnisse der decorativen Kunst, welche unter den Namen ihrer geistigen Urheber ausgestellt werden" (also wie jede andere gewöhnliche Ausstellung), „andererseits Werke, welche einen Ueberblick über die vaterlän-

dische Kunstentwickelung seit den Tagen des erlauchten Stifters der akademischen Ausstellungen, Königs Friedrich des Großen, bis auf die Neuzeit darbieten".

Hiernach darf man sich denn nicht wundern, wenn die historische Abtheilung einen verschwindend kleinen Theil der Gesammtausstellung bildet; und in dieser Hinsicht ist es abermals bezeichnend, daß man sich bezüglich der Beschaffung von dahin gehörigen Werken ausschließlich auf den Privatbesitz hat beschränken müssen, dagegen die an ältern Werken vorzugsweise reichen öffentlichen Sammlungen (Museen, Galerien u. s. f.), angeblich weil sie dem Publikum ohnehin zugänglich seien — als ob es bei einer „Uebersicht" darauf ankomme! — gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Was ferner die internationale Bedeutung der Ausstellung betrifft, auf welche der Minister so großen Werth legt, so drängt sich die Frage auf, welche Rolle bei einer Jubiläumsausstellung der berliner Akademie die Kunst des Auslandes zu spielen berechtigt sei. Hier handelte es sich offenbar nur um eine durchaus interne Angelegenheit und nicht um einen Wettkampf mit fremden Nationen, geschweige denn — dies aber ist der ausgeprägte Charakter dieser Seite der Ausstellung — um einen Kunstmarkt. Als ob seitens des Auslandes das Ungeeignete einer internationalen Tendenz der Ausstellung gefühlt worden sei, hat sich dasselbe nicht blos quantitativ, sondern auch qualitativ in nur sehr untergeordneter Weise betheiligt. Daß Frankreich gänzlich fern geblieben, ist aus andern Gründen erklärlich; aber auch England ist nur durch etwa vier Bilder, denen man allenfalls das Prädicat „gut" ertheilen könnte, vertreten; nicht viel besser stellen sich Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland dazu, am besten noch Oesterreich und Italien, wenigstens quantitativ, sodaß in dieser Hinsicht die gegenwärtige berliner Ausstellung sich beispielsweise mit der großen münchener Ausstellung von 1883, die im besten Sinne des Wortes eine internationale war, in keinen Vergleich stellen läßt. So liegt denn schließlich der Schwerpunkt der Ausstellung auf der deutschen Abtheilung, und in dieser sind allerdings nicht nur die hervorragendsten Namen vertreten, sondern auch die meisten und besten Werke zu notiren: wir nennen unter andern (Oesterreich mit eingerechnet) Makart, Defregger, Canon, Schöne und Angeli; O. Achenbach, Knaus, A. von Werner, Menzel, Bockelmann, Gussow, F. A. Kaulbach, Knille, P. Meyerheim, Graf Harrach, Gab. Max, sowie die Bildhauer Reinhold Begas, Schaper, Siemering u. m. a.

Es wurde oben der Charakter der internationalen Abtheilung der Ausstellung als der eines „Kunstmarktes" bezeichnet; dieser Ausdruck bedarf der Rechtfertigung. Wenn früher erst gegen das Ende der Ausstellungen, namentlich der Kunstvereine, in gleichsam schüchterner Weise eine Verlosung veranstaltet zu werden pflegte, für welche meist kleine Bildchen von Künstlern zweiten und dritten Ranges — behufs „Unterstützung des Talents", wie die Phrase lautete, thatsächlich aber zur Unterstützung der Mittelmäßigkeit — angekauft wurden, so trat diesmal die Verwaltung der Ausstellung schon vor der Eröffnung mit einem großartigen Verlosungsplan in die Oeffentlichkeit, und zwar wurde diese Speculation in ganz geschäftsmäßiger Weise behandelt, indem der Vertrieb der Lose, wie bei der sogenannten Landes- und Klassenlotterie, kaufmännischen Firmen in Berlin und Hamburg übergeben wurde, die nun nichts Eiligeres zu thun hatten, als mit fußlangen Inseraten der Welt zu verkünden, daß nicht weniger als 500000 Lose mit 28662 Gewinnen — woher diese Menge Gewinne beschafft werden sollen, ist unerfindlich, da die Ausstellung an Gemälden, Aquarellen und Sculpturen nur etwas über 2000 Werke überhaupt umfaßt — ausgegeben werden sollen. Es liegt auf der Hand, daß, selbst wenn ein Drittheil der sämmtlichen Werke der Ausstellung für die Verlosung angekauft würde, noch 28000 Objecte anderswoher beschafft werden müßten, um dem Verlosungsplan gerecht zu werden. Ist dies nun, fragen wir, ein der Kunst würdiges Verfahren? Wenn Schiller in seinem Gedicht „Die Künstler"

sich zu dem auf den Künstlercongressen mit Vorliebe citirten euphemistischen Ausspruch verstieg: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" so spricht eine solche, das Kunstschaffen zu einer fabrikmäßigen Production stempelnde Speculation wenig dafür, daß man der letztern Mahnung Schiller's eingedenk geblieben sei. Was übrigens die Würde der Menschheit betrifft, welche Schiller speciell den Künstlern in Verwahrung gibt, so wird man unwillkürlich dabei an die Wandmalereien erinnert, welche von deutschen und namentlich münchener Künstlern — dortige Blätter nennen Piloty, Goldberg, Benczur, Langenmantel u. a. — in dem königlichen Schloß in Herrenchiemsee ausgeführt wurden; Malereien, in denen die Entwürdigung Deutschlands und die Verwüstung der Pfalz, des Stammlandes der bairischen Dynastie, durch Ludwig XIV. und seine Mordbrenner gefeiert wird. Das münchener Blatt, welches in Veranlassung eines Besuches, den mehrere Abgeordnete nach der bekannten Katastrophe in dem Schloß abstatteten, diese Mittheilung bringt, erzählt, daß ein heißblütiger Pfälzer bei Betrachtung dieser (nach den glorreichen Siegen von 1870 und 1871 ausgeführten!) Bilder im Zorn ausgerufen habe: „Ob wol in Frankreich sich Künstler finden würden, welche ihre Hände zu einer solchen Schmach und Schande, zu dieser Beschimpfung des eigenen Vaterlandes dargeboten hätten?!" Eine hübsche Illustration zu dem Schiller'schen Ausspruch!

Außer der eigentlichen, durch die Akademie selbst organisirten Ausstellung und außer dem „classischen Dreieck" ist noch das durch eine Privatgesellschaft errichtete sogenannte „Kaiser-Diorama", welches ebenfalls mit der Ausstellung in localer Verbindung steht, zu erwähnen. Wie die Nachbildung des pergamenischen Altars und des Jupitertempels zu Olympia von den umfangreichen Entdeckungen auf dem Boden des alten Hellas, so soll in diesem Diorama von den nicht minder umfangreichen Länderstrecken, welche für Deutschland durch die Colonialpolitik infolge zahlreicher Forschungsreisen erworben wurden, ein anschauliches Bild gewährt werden. In eigenthümlichem Widerspruch zu diesem durchaus modernen Anschauungsobject steht jedoch, daß man als architektonischen Rahmen dazu die Form eines altägyptischen Tempels gewählt hat, dessen malerische Ausschmückung sogar, nach dem Muster der alten, halbverloschenen Wandmalereien an den Tempeln von Karnak und Denderah, Jagd- und Kriegsscenen altägyptischer Könige darstellt. Was diese an eine Zeit, die 5—6000 Jahre hinter uns liegt, erinnernden Decorationen mit den deutschen Colonialerwerbungen zu thun haben, denen das Innere des Tempels, nämlich das Diorama, gewidmet ist, möchte schwer zu erklären sein. Was aber das letztere selbst betrifft, so verzichten wir auf eine Beschreibung, weil wir im Princip solche unkünstlerische, weil auf materielle Naturillusion statt auf ideelle Kunstwirkung abzielende Verquickung von Malerei und Plastik unbedingt verwerfen müssen. Denn auch hier ist der Vordergrund in üblicher Weise mit verschiedenen Naturgegenständen, d. h. mit wirklichen Steinen, Bäumen u. s. f. ausstaffirt; ja man hat sich sogar — ein bemerkenswerther Fortschritt! — dazu verstiegen, ein im Hintergrunde nur gemaltes Flüßchen als wirklichen plätschernden Wasserbach zwischen wirklichen Felsstücken im Vordergrunde sich fortsetzen zu lassen; eine geniale Idee, die selbstverständlich das Entzücken des großen Besucherschwarmes bildet. Doch genug von diesen Spielereien, die, im kleinen Maßstab ausgeführt, sich vortrefflich für das Schaufenster eines Spielwaarenladens eignen würden; ob der hier gewählte kolossale Maßstab hinreicht, um sie zu der Würde eines ingredienten Theiles der Jubiläumsausstellung zu erheben, möchten wir indeß bezweifeln.

Wir schließen an die Erwähnung dieser ästhetischen Verirrung sogleich die einer zweiten, nämlich der Ausstellung polychromirter Sculpturwerke, an, die

während des vergangenen Winters in der berliner Nationalgalerie veranstaltet worden ist. Wenn die heute so beliebten Pano- und Dioramen eine Verquickung der Malerei mit der Plastik darstellen, so findet in der polychromirten Plastik umgekehrt eine fast noch bedenklichere und jedenfalls ebenso unkünstlerische Verquickung der Plastik mit der Malerei statt. Das Princip ist in beiden das nämliche grundfalsche, nämlich die Tendenz, statt echter Kunstwirkung den annäherungsweisen Eindruck natürlicher Lebendigkeit hervorzurufen und den reinen Schein ästhetischer Anschauung, welcher in der Malerei ausschließlich in der Farbe, in der Plastik ausschließlich in der Form beruht, durch Vermischung beider auf den unreinen Schein naturwirklicher Täuschung, d. h. auf die künstlerische Lüge, zu degradiren. Es darf deshalb nicht wundernehmen, wenn die Ausstellung, namentlich im Hinblick auf die edeln Gebilde der reinen, d. h. farblosen Marmorsculpturen, auf der Nationalgalerie bei allen unbefangen Urtheilenden und ästhetisch Gebildeten im großen und ganzen keinen wesentlich andern Eindruck hervorrufen konnte, als eine Art geschickt arrangirten Wachsfigurencabinets. Es thut wahrlich noth, daß die Kritik gegen solche ästhetische Barbarei, die heutzutage von Künstlern ersten Ranges nicht nur unterstützt, sondern werkthätig geübt wird, mit aller Entschiedenheit auftritt. Es hat sich in Berlin bereits eine besondere Schule von Panoramafabrikanten gebildet, für welche die Architekten Ende und Boeckmann in der Nähe Charlottenburgs einen großen Atelierbau ausgeführt haben. Bezeichnend für das Fabrikmäßige dieser Art von Schaustücken ist der Umstand, daß dieselben fast nie von einem einzelnen Künstler, sondern gewöhnlich in Compagnie mit andern ausgeführt werden. Auch in München greift diese ästhetische Seuche um sich; ja selbst religiöse Motive werden dazu gemisbraucht, wie das kürzlich zur Ausstellung gebrachte große Panorama der Compagnie Piglheim, Krieger und Frosch beweist, welches die Gegend von Golgatha in ganz naturalistischer Auffassung mit der Darstellung der Kreuzigung Christi (!) zur Anschauung bringt. Wie lange wird es dauern, und man wird für die polychrome Plastik eine ähnliche Propaganda sich entwickeln sehen wie für die Panoramafabrikanten. Hat doch schon vor zwei Jahren der Director der dresdener Kunstsammlungen, Professor Georg Treu, in seiner Broschüre: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?", unverhohlen die Ansicht ausgesprochen, daß die moderne Plastik nur dann noch eines Fortschrittes fähig sei, wenn die Künstler sich entschlössen, ihre Werke in Naturfarben zu bemalen! Bedarf es noch eines weitern Beweises dafür, daß die heutige Kunst sich auf einer schiefen Ebene befindet, an deren unterm Ende unser gesammtes Kunstschaffen in den crassesten Naturalismus versinken muß?

Dem Kunstverein zu Bremen scheint das Project der berliner Jubiläumsausstellung die Idee eingegeben zu haben, ebenfalls eine Jubiläumsausstellung, wenn auch nur eine fünfundzwanzigjährige, zu veranstalten, welche im Frühjahr 1886 eröffnet wurde. Mit wie naiver Selbstverständlichkeit heutzutage die Ausstellungsangelegenheit als eine reine Marktfrage behandelt wird, dafür liefert die betreffende Ankündigung des Vereins wieder einen frappanten Beweis. Denn nachdem mit fetten Lettern das Verkaufsresultat der Ausstellung von 1884 auf die Summe von 107253 Mark normirt und mit noch größern der Welt verkündet wird, daß seit dem Bestehen des Vereins nicht weniger als 1,827426 Mark in die Taschen der Künstler geflossen, schließt die Ankündigung mit den Worten, daß dies doch „gewiß ein glänzender Beweis für die Kaufkraft unsers Platzes" sei. Wir unsererseits sehen darin nur ein bedauernswerthes Umsichgreifen der talentlosen Mittelmäßigkeit, da notorisch auf diesen Kunstausstellungen fast durchgängig nur Bilder zweiten und dritten, beziehungsweise gar keinen Ranges angekauft werden, weil die bessern Werke viel zu theuer sind und die Meister höhern Ranges ohnehin einer Vermittelung der Kunstvereine nicht bedürfen. Auf diese Weise

werden angehende Künstler oder doch solche, die sich dafür halten, systematisch dazu angeleitet, ausdrücklich für die Kunstvereinsausstellungen billige, d. h. leicht verkäufliche Waare zu produciren. So segensreich — dies erkennen wir gern an — die Kunstvereine in der ersten Blütezeit ihres Bestehens darauf hingewirkt haben, im Publikum das Interesse für die Kunst und ein Verständniß ihrer Werke zu befördern: so unheilvoll hat sich ihre Thätigkeit in der letzten Zeit durch die Beförderung fabrikmäßiger Production und talentloser Mittelmäßigkeit gestaltet.

Eine andere bedenkliche Seite unsers heutigen Kunstschaffens ist das mehr und mehr um sich greifende Haschen nach Motiven, welche statt auf die Befriedigung eines reinen ästhetischen Geschmacks, entweder auf Erregung von Sinnenreiz oder auf Nervenerschütterung grausiger Natur abzielen. Wo gar beide Arten von Eindrücken miteinander verbunden werden, da ist natürlich der Erfolg ein doppelt mächtiger: ein solches Werk ist das in kolossalem Maßstab ausgeführte Gemälde von Benjamin Constant, welches im Anfang 1886 der Oesterreichische Kunstverein in Wien zur Ausstellung brachte, und das von der Kritik als ein Zugstück ersten Ranges gepriesen wurde. Unter dem an die frühern Schauerromane erinnernden Titel: Das Blutgericht im Serail, stellt es das Innere des Harems eines orientalischen Herrschers dar, der damit beschäftigt ist, sieben seiner Frauen theils erdrosseln, theils durch das Schwert hinrichten zu lassen. Von der heitern Morgensonne beleuchtet, liegen die selbstverständlich in ihrer ganzen unverhüllten Schönheit sich dem Blick des Beschauers darbietenden Frauenkörper in zum Theil krampfhaft verzogenen, zum Theil höchst graziösen Stellungen auf den mit ihrem Blut getränkten Teppichen umher, aber, da das Mordwerk eben erst vollendet, nicht in fahler Leichenfarbe erblassend, sondern noch mit rosigem Lebensreiz angehaucht: ein Effect, zu dem die ihre blutgetränkten Fäuste an einem sprudelnden Springbrunnen reinigenden Henkersknechte einen wirksamen Contrast bilden. Daß wir diese Beschreibung der Scene so ausführlich geben, hat seinen Grund lediglich darin, um an einem Beispiel zu zeigen, wohin die heutige Sucht nach Effecten schließlich führt. Franzosen und Belgier und ihnen folgend Spanier und Italiener haben diese Richtung eines Geschmacks, dessen abgestumpfte Nerven nur noch durch Gewaltmittel in Erregung gesetzt werden können, aufgebracht; daß wir Deutsche solcher schmachvollen Richtung ebenfalls huldigen — Constant ist freilich in der französischen Schule gebildet — ist zu bedauern und jedenfalls mit Entschiedenheit zu verurtheilen.

Diesem Naturalismus einer (auch in andern Gebieten nicht seltenen) Verschmelzung von Grausamkeit und Wollust gegenüber erscheint der etwas plebejische Naturalismus des Russen Wereschagin, dessen eine große Ausstellung für sich umfassende Bilder in Wien so große confessionelle Entrüstung hervorgerufen haben, von einer rührenden Unschuld. Zwar fehlt es auch bei ihm nicht an Greuelscenen, wie beispielsweise in seiner Unterdrückung des indischen Aufstandes durch die Engländer, worin dargestellt ist, wie eine Anzahl Aufständischer, vor die Mündung der Kanonen gebunden, ihrer Hinrichtung entgegensehen, und in seiner Hinrichtung russischer Verschwörer an dem Galgen und an Motiven ähnlicher Art; allein dies sind doch nur vereinzelte Werke, während seine Hauptforce in der Darstellung religiöser Motive in derb, ja gemein realistischer Behandlung beruht. Wenn Adolf Menzel seinen Christus als Knabe im Tempel lehrend als modernen Judenjüngling auffaßte, so wird dieser misverstandene Realismus doch durch Wereschagin's Bilder, wie der Einzug Christi in Jerusalem, die Heilige Familie u. a. m., weit überboten. In dem erstern Gemälde erblickt man Christus im Costüm und der Haltung eines russischen Mauschels, wie er durch eine schmuzige enge Gasse zieht, deren Häuser mit Firmenschildern und Kleiderständern im Stil des berliner Mühlen-

damms ausgestattet sind. Dem entsprechend schauen überall aus Thüren und Fenstern mit zerbrochenen Läden Judengesichter heraus, während im Vordergrunde ein kleiner Judenbengel von seinem Vater geohrfeigt wird und eine mit Palmenzweigen hausirende Jüdin ihre Waare schreiend anbietet. Nicht besser kommen die Jünger Christi fort; namentlich erregt es Interesse, wie Judas Ischarioth sich heimlich aus dem Zuge drückt, um in einer Schnapskneipe zu verschwinden. Ganz in gleichem Stil sind die Heilige Familie und die Auferstehung Christi bearbeitet; man wäre versucht, diese Darstellungen als Parodien zu betrachten, wenn nicht andere Momente, namentlich die landschaftliche Umgebung, dafür sprächen, daß es dem Künstler mit seinem Naturalismus durchaus Ernst ist. Die Vertreter dieser Richtung begreifen eben nicht, daß es sich bei religiösen Motiven gar nicht um die triviale historische Wahrheit, sondern lediglich um das idealistische Vorstellungsbild handelt, welches das Christenthum von den als wahr geglaubten Vorgängen jener Zeit besitzt; ganz abgesehen davon, daß die damaligen Juden Palästinas denn doch von anderm Schlag gewesen sein dürften als die heutigen, durch tausendjährigen Druck demoralisirten Juden aus Russisch-Polen oder Galizien, die solchen lächerlichen Darstellungen offenbar als Modelle gedient haben.

Einen recht erfreulichen, weil echt künstlerischen Eindruck machte die im Frühjahr eröffnete Ausstellung, welche der im vorigen Jahre gegründete Aquarellistenverein in Wien von Werken seiner Mitglieder veranstaltete: ein Unternehmen, das schon deshalb Anerkennung und Unterstützung verdient, weil bekanntermaßen das Aquarell auf den großen Ausstellungen wenig zur Geltung gelangt, da es durch die Menge und das glänzende Colorit der Oelgemälde allzu sehr in den Hintergrund gedrängt wird und ohnehin, seiner bescheidenern, aber oft viel feinern Kunstwirkung, ja selbst des kleinern Umfangs seiner Darstellung wegen beim großen Publikum ein geringeres Verständniß und infolge dessen auch ein minderes Interesse erweckt. Es war zwar auch auf dieser Ausstellung mancherlei, was ein Verkennen der Mittel des Aquarells bekundete, namentlich darin, daß in dieser Technik, welche gerade in ihrer milden und gleichsam abstractern Tonscala ihre besondere Schönheit besitzt, oft die coloristische Wirkung des Oelgemäldes angestrebt wird; im großen und ganzen trug indeß die Ausstellung das Gepräge echt künstlerischen Strebens. Namentlich ist dies von den Werken Passini's, obwol seine Neigung zu genrehafter Naturalistik und glänzender Coloristik auch ihn oft über die natürlichen Grenzen des Aquarells hinausführt, ferner Rudolf Alt's, H. Fischer's, Nowopacky's, Schöne's, A. Schäffer's u. a. m. zu sagen. Auch einige Pastellgemälde waren ausgestellt von einer zum Theil sehr zarten Wirkung, z. B. von Fröschl, während Trentin, wie Passini im Bereich der Aquarellistik, so im Pastell mit der Wirkung der Oelmalerei zu rivalisiren sucht; eine Tendenz, die nicht minder wie jene auf einem Verkennen der specifischen Kunstmittel der betreffenden Technik beruht.

Im Fache der Denkmalplastik herrscht noch immer eine rege Thätigkeit. Abgesehen von den erst im Stadium des Projects befindlichen Denkmälern, wie die Victor von Scheffel's, Reuter's u. a., erwähnen wir die in der Gemäldegalerie des weimarischen Museums aufgestellte Büste Lukas Cranach's, welche von Professor Donndorf in Stuttgart ausgeführt ist. Ebenderselbe Künstler hat das Modell zu einer kolossalen Moltke-Büste vollendet, welche in Bronze gegossen und auf einem passenden Platze der Stadt aufgestellt werden soll; dieselbe ist von einem Verehrer des großen Feldherrn gestiftet worden. Beide Werke, namentlich aber das letztere, welches nach dem Leben modellirt ist, finden viel Anerkennung. Den verstorbenen Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg wird zu Schwerin ein Denkmal in Form einer kolossalen Reiterstatue gesetzt werden, welches der

Bildhauer Brunow in Berlin auszuführen beschäftigt ist. In Dresden, und zwar in der Nähe des von Hähnel ausgeführten Denkmals von Theodor Körner, wird dem Schriftsteller Gutzkow ein von dem Deutschen Schriftstellerverbande gestiftetes Denkmal errichtet, dessen Ausführung der Bildhauer Andresen übernommen hat. Als Seitenstück dazu soll einem andern Schriftsteller, Julius Otto, ein Standbild gesetzt werden. Im Frühjahr war im Rathhause zu Leipzig der umgearbeitete Entwurf des für diese Stadt bestimmten großartigen Siegesdenkmals zur öffentlichen Ansicht gestellt. Die Spitze desselben bildet die imposante Kolossalgestalt der Germania, während auf den vier Sockelausladungen die Reiterfiguren des Kronprinzen des Deutschen Reiches, des Königs von Sachsen, Bismarck's und Moltke's aufgestellt sind, über welche sich die in einer Nische der Wandung des Postaments angebrachte, auf einem Throne sitzende Gestalt des Kaisers im vollen Krönungsornat etwas erhebt. Außerdem ist das Postament mit acht Fahnenträgern geschmückt, welche die verschiedenen Truppengattungen in sehr charakteristischen, wenn auch wesentlich realistisch gehaltenen Figuren repräsentiren. Schließlich erwähnen wir noch, daß endlich das kolossale Reiterstandbild des Königs Friedrich Wilhelm IV., dessen Guß, mindestens der Hauptfigur, bereits vor zwei Jahren ausgeführt wurde, auf der Freitreppe der berliner Nationalgalerie aufgestellt und enthüllt worden ist. Auf einem $4^1/_2$ Meter hohen Sockel von dunkelm Granit erhebt sich das 4,70 Meter hohe Reiterstandbild, welches den König in voller Generalsuniform mit darüberfallendem Mantel, aber unbedeckten Hauptes, darstellt. An den vier Ecken des Postaments sind die allegorischen Frauengestalten der Religion, der Kunst, der Philosophie und der Geschichte angebracht, welche, wie es scheint, zugleich die verschiedenen Lebensalter versinnbildlichen sollen. Außerdem sind die dazwischenliegenden Seitenflächen mit Reliefs geziert, darstellend: auf der Vorderseite einen Genius mit Fackel und Oelzweig, auf der einen Langseite Reminiscenzen an den Kölner Dom, das Campo santo und das Denkmal Friedrich's des Großen, auf der andern Genien des Krieges, welche Trophäen mit Kränzen schmücken, auf der Hinterseite endlich die Figur einer Psyche mit einer Lotosblume; ein Sinnbild, dessen Bedeutung nicht recht klar ist. Das Denkmal, bekanntlich von Calandrelli modellirt, macht einen imposanten, wenn auch in der Bewegung der Hauptfigur etwas unruhigen Eindruck.

Im Gebiet der Monumentalmalerei haben wir zunächst Act zu nehmen von dem neuerdings wieder in Anregung gebrachten Project der malerischen Ausschmückung des Treppenhauses im berliner Rathhause, für welche nun schon seit länger als einem Decennium verschiedene, fruchtlos gebliebene Concurrenzen ausgeschrieben worden sind. Leider ist auch das Resultat der neuesten Concurrenz, für welche als Aufgabe „die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches und die Erhebung Berlins zur Reichshauptstadt" vorgeschrieben war, ein so klägliches, daß von den 16 eingesandten Entwürfen der allergrößte Theil nur als schülerhafte Sudeleien, beziehentlich als Caricaturen bezeichnet zu werden verdienen. Und zwar sind es nicht etwa blos unreife oder untergeordnete Kräfte, von denen diese Documente künstlerischer Unfähigkeit herrühren, sondern selbst Künstler von Ruf, wie O. Heyden in Berlin, Ehrenberg in Dresden, Kolitz in Kassel, H. Kaulbach in München, um nur diese zu nennen, haben mit ihren Entwürfen den Beweis geliefert, daß sie von den Erfordernissen des monumentalen Stils keine Ahnung haben. Aber selbst den bessern Entwürfen, wie denen von Eichstädt und Knackfuß, die hinsichtlich der Stilisirung Beachtung verdienen, fehlt ein wesentliches Moment, nämlich die volksthümliche Auffassung und infolge dessen das allgemeine Verständniß. Als der beste Entwurf ist jedenfalls der von Eberlein in Berlin zu bezeichnen, welcher, den letzterwähnten Fehler vermeidend, das zur Aufgabe gestellte Thema

zwar in etwas schematischer Weise behandelt, indeß doch durch die Klarheit der Anordnung — in dem Mittelbilde gelangen die Huldigung des Kaisers und die Erhebung Berlins zur kaiserlichen Residenz, in den beiden andern einerseits die Helden des Krieges, andererseits die des Friedens in gutgeordneten Gruppen zur Darstellung — sowie durch die schöne Gliederung der Gruppen eine gute und selbst großartige Wirkung hervorbringt. Die Jury hat indeß — wie verlautet, einstimmig, und zwar auf das eingeholte Gutachten von Professor Adolf Menzel hin — keinem der drei letztgenannten Entwürfe, sondern dem Entwurf eines bisher nur als geschickter Porzellanmaler bekannten Künstlers, Mühlenbruch mit Namen, den ersten Preis zuerkannt; einem Entwurf, der ein wüstes und zusammenhangsloses Durcheinander von abstract-idealistischen und materiell-realistischen Motiven, in rein decorativer Weise behandelt, darstellt, und dem alle und jede Verständlichkeit in dem Maße abgeht, daß der Künstler sich genöthigt gesehen, unter die einzelnen Gruppen und Figuren Unterschriften anzubringen: also eine Art malerischer Programmmusik. Uebrigens ist es bezeichnend für das Kunstverständniß der städtischen Behörden Berlins, daß sie gerade Menzel, dessen prägnant genrehafte Richtung dem Stil der Monumentalmalerei diametral entgegengesetzt ist, um ein Gutachten angegangen haben. Was die noch weiter auszuführenden Malereien betrifft, so führen wir an, daß die Maler Scheurenberg und Vogel mit der malerischen Ausschmückung der Vorhalle zum Sitzungssaal des Magistrats beauftragt sind. Als Motive sind gegeben: König Friedrich Wilhelm I. besichtigt die friedrichstädtischen Bauten; Friedrich II. auf seinem Ritt unter den Linden von der berliner Jugend begrüßt; die Rückkehr Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise im Jahre 1809 und König Friedrich Wilhelm IV. der Enthüllung des Friedrichs-Denkmals beiwohnend. Außerdem ist der Maler Bleibtreu mit der Darstellung der Schlacht bei Großbeeren beauftragt. In Kassel ist das große Treppenhaus im Justizgebäude mit allegorischen Gemälden geschmückt worden, welche der Maler Scheurenberg an den zwei Hauptwänden ausgeführt hat. Dieselben stellen die vier weltlichen Cardinaltugenden: Tapferkeit, Mäßigung, Weisheit und Gerechtigkeit, dar, von denen die ersten beiden bereits vor vier Jahren vollendet wurden. Die Behandlung dieser Darstellungen ist insofern eine sehr glückliche, als der Künstler es verstanden hat, statt sich auf die hergebrachte conventionelle Ausstattung der Figuren mit symbolischen Attributen zu beschränken, die Idealgestalten mit thatsächlichen Vorgängen in Verbindung zu setzen und so die Extreme idealistischer und realistischer Auffassung in verständlicher Weise zu versöhnen, ohne dem Charakter des monumentalen Stils Eintrag zu thun.

An namhaften Restaurationen ist zunächst zu erwähnen die Anfang 1886 vollendete Wiederherstellung des südlichen Giebels der Kathedrale zu Metz, welche vom Dombaumeister Tornow nach dem Vorbilde der alten Giebelfront des Transeptarms in reicher Ornamentik ausgeführt ist. Nachdem der Prinz-Regent von Braunschweig sich für die Wiederherstellung der Burg Dankwarderode ausgesprochen hat, haben die braunschweiger Stadtverordneten beschlossen, dieselbe zum städtischen Archiv auf Kosten der Stadt einrichten zu lassen, während der Staat zu einer Beisteuer von 200000 Mark herangezogen werden soll. In den Restaurationsarbeiten der Marienburg ist wegen Zurückziehung des Staatszuschusses ein Stillstand eingetreten, den der mit der Wiederherstellung beschäftigte Baumeister Steinbrecht dazu benutzt hat, um umfangreiche Untersuchungen über den ehemaligen Zustand der einzelnen Räumlichkeiten, namentlich des Kapitelsaales und des westlichen Abschlusses der Kirche anzustellen, die zu überraschenden Resultaten geführt haben. Er hat einen Bericht darüber in einer Schrift erstattet, welche den Titel trägt: „Untersuchungs- und Wiederherstellungsarbeiten am Hoch-

schloß der Marienburg", und mit sehr instructiven Illustrationen ausgestattet ist. Auch über die Restaurationsarbeiten am Rathhause zu Breslau, welche von den Baumeistern Lüdeke und Plüddemann ausgeführt wurden, ist von denselben ein an den breslauer Magistrat gerichteter Bericht erschienen, nach welchem im Laufe des vorigen Jahres die stark verwitterten Sandsteinornamente der östlichen Front und des südöstlichen Erkerthurms in demselben Material, sowie das Maßwerk in den Fenstern des Fürstensaales erneuert wurden, während im laufenden Jahre der Mittelgiebel mit Fialen und Maßwerk versehen, sowie mit Malereien ausgestattet wird. Für das folgende Jahr soll dann die Erneuerung der Süd- und Westseite in Angriff genommen werden. Die ursprünglich auf circa 60000 Mark veranschlagten Gesammtkosten werden sich nicht unbedeutend erhöhen und sind vorläufig von den Architekten auf 110000 Mark veranschlagt worden.

An Concurrenzen, und zwar in allen Gebieten der bildenden Kunst, ist auch in diesem Jahre kein Mangel, obschon man sich doch, wenigstens in der Plastik und Malerei, durch die Erfahrung hinlänglich von der Unzweckmäßigkeit dieses Weges, um zu gediegenen Arbeiten zu gelangen, überzeugt haben sollte. Dies gilt allerdings nicht von der sogenannten Schinkel-Concurrenz, welche alljährlich von dem berliner Architektenverein ausgeschrieben wird, und die wesentlich nur den Zweck verfolgt, zur Erfindung praktischer Entwürfe für interessante Monumentalbauten anzuregen. Bei der diesjährigen Concurrenz war als Aufgabe der Plan zu einer fürstlichen Sommerresidenz gegeben; es hatten sich 16 Bewerber betheiligt, von denen der Regierungsbauführer Schmalz den ersten Preis, den sogenannten Staatspreis von 1700 Mark nebst der Schinkel-Medaille erhielt, während zwei andern Bewerbern nur die letztern zuerkannt wurden. Eine internationale, also auch für Deutsche bestimmte Concurrenz ist für den Entwurf zur Façade des Doms in Mailand ausgeschrieben und dafür ein erster Preis von 40000 Lire ausgesetzt, wofür der Sieger sich zur Lieferung der Detailzeichnungen für die Ausführung verpflichtet. Der geschäftsführende Ausschuß für Errichtung eines Lessing-Denkmals in Berlin, für welches bereits über 100000 Mark disponibel sind, hat eine Concurrenz für deutsche Künstler ausgeschrieben mit einem Preise von 2000 Mark, aber sich vorbehalten, unabhängig und eventuell im Widerspruch mit dem Urtheil der Jury, über die Frage der Ausführung zu entscheiden. Dies und der Umstand, daß sich der Ausschuß zugleich an mehrere bestimmte Künstler mit der Aufforderung zur Betheiligung gewandt hat, macht die Concurrenz eigentlich illusorisch, und hätte man lieber von derselben ganz Abstand nehmen, oder sie überhaupt auf eine bestimmte Anzahl von Künstlern beschränken sollen. Es steht zu befürchten, daß infolge dieser Maßnahmen die Betheiligung an der Preisbewerbung eine nur sehr geringe sein dürfte. An der Concurrenz für das Dannecker-Denkmal in Stuttgart haben sich zehn Bewerber betheiligt, wovon drei mit Preisen bedacht worden sind. Rösch und Bach in Stuttgart — die Concurrenz war auf Würtemberg beschränkt — haben die Form der Büste, Fremd die einer Statue gewählt. Letztere zeigt den Meister im Ateliercostüm, wie er an der Büste Schiller's arbeitet; eine Auffassung, die nicht übel, wenn auch etwas genrehaft in der Wirkung ist. Die Concurrenz für die Ausschmückung des Münsters zu Aachen, sowie zur Ausführung eines Atriums an dessen Westseite ist wenigstens in erster Hinsicht erfolglos geblieben. Unter den Entwürfen für das Atrium hat der des Architekten Ewerbeck in Aachen den ersten und der des Architekten L. Becker in Darmstadt den zweiten Preis erhalten, während der einzelne, die malerische Ausschmückung betreffende Entwurf als ungeeignet verworfen und beschlossen wurde, dafür eine neue Preisbewerbung zu veranlassen. Für ein Denkmal des Dichters Walter in Bozen war eine Concurrenz eröffnet, in welcher der wiener Bildhauer

Natter, der das Denkmal in Form eines öffentlichen Brunnens, in dessen Mitte sich das Standbild des Dichters erhebt, projectirt hat, den ersten Preis davontrug. Die Hermanns-Stiftung in Dresden hat sich um die künstlerische Ausschmückung der Stadt schon recht verdient gemacht. Nachdem kürzlich in den Anlagen der Bürgerwiese die gefällige Marmorgruppe Bäumer's, Venus will dem Amor die Flügel beschneiden, aufgestellt ist, hat der Verwaltungsrath der Stiftung beschlossen, 2800 Mark zum Erwerb eines Genre- oder Landschaftsgemäldes zu verwenden und dafür eine Concurrenz unter den Malern Sachsens zu eröffnen. Speciell für die Künstler Düsseldorfs und der Düsseldorfer Schule hat der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen eine Concurrenz zur Herstellung eines Bühnenvorhanges für das Stadttheater in Krefeld ausgeschrieben; außerdem hat er noch eine Concurrenz eröffnet für Ausführung eines Altargemäldes in der Kirche Zum heiligen Kreuz in Ehrenbreitstein. Auch diese Concurrenz ist nur für die Künstler der Düsseldorfer Schule bestimmt.

Schließlich führen wir noch einige der hauptsächlichsten Verluste an, welche die bildenden Künste durch das Ableben mehrerer ihrer Vertreter erlitten haben. Bereits am Ende 1885 verschied der bekannte Landschaftsmaler H. Heinlein, einer der Veteranen des Künstlercorps Ludwig's I., im 81. Jahre seines Lebens. Er gehörte seit 1822 der münchener Akademie an und entnahm seine landschaftlichen Motive, die er mit einer gewissen Größe der Auffassung behandelte, fast durchgängig dem oberbairischen Gebirge. Zu Schwerin starb am 2. Jan. 1886 der als socialdemokratischer Abgeordneter bekannte Architekt Ad. Demmler. Von seinen zahlreichen Bauten erwähnen wir nur als besonders beachtenswerth das großherzogliche Hoftheater, welches durch Brand zerstört wurde, und das im florentinischen Palaststil ausgeführte prachtvolle Schloß in Schwerin, das er jedoch nicht vollendete, da er aus politischen Gründen seines Amtes enthoben wurde. Am 25. Jan. verstarb der durch seine Thierlandschaften bekannte Landschaftsmaler W. Kühling im 63. Jahre seines Lebens. Karl Rieß, Professor am Polytechnikum in Stuttgart, bekannt durch seine Arbeiten am Kölner Dom unter Zwirner, sowie durch seine Wiederherstellung der Kirche zu Soest, starb am 5. Jan. zu Stuttgart im 53. Lebensjahre. In Lienz in Tirol verstarb am 25. März der durch seine Figuren der 12 Apostel über dem Portal der Votivkirche in Wien bekannte Bildhauer M. Oberegger. Am 20. März verstarb zu Hannover der Oberbaurath Mithoff, bekannt durch sein siebenbändiges Werk „Die Kunstdenkmäler und Alterthümer im Hannöverschen", sowie durch das „Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte". Albert Vogel, einer der ausgezeichnetsten Holzschneider Deutschlands, Schüler Unzelmann's, starb im 72. Jahre seines Alters zu Berlin am 15. April; in München der durch seine Erfindung des Lichtdrucks (Albertotypie) bekannte Hofphotograph J. Albert am 5. Mai; ferner der Kupferstecher Ph. Herm. Eichens am 17. Mai in Paris; endlich der Landschaftsmaler K. Jungheim, hervorgegangen aus der Schirmer'schen Schule, am 6. Juli zu Düsseldorf im 56. Jahre seines Lebens.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Clavela.

Novelle

von

Clara Biller.

(Schluß.)

VIII.

Am Abend, der jenem Gespräche folgt, schreibt Wolf an seine „geliebte Alte", wie er seine Mutter nennt, und schildert ihr die Eindrücke, welche der spanische Katholicismus auf seine künstlerisch veranlagte Persönlichkeit übt.

„. . . Du weißt ja", schreibt er unter anderm, „wie es im allgemeinen bei uns mit dem Christenthum steht. Vater ließ mich taufen, wie er seine Steuerzettel bezahlte . . . ich wurde confirmirt, wie ich mich auch beim Militär stellte. Wir laufen, sozusagen, in unserer Gesellschaft neben dem Christenthum her wie neben öffentlichen Blumenanlagen. Auch das Christenthum steht unter dem Schutz des Publikums . . . wir sind gleichgültig, bis es jemand schädigt. Dann erinnern wir uns, daß es zum öffentlichen Wohl nöthig ist, und treten dafür ein.

„Anders ging mir's mit dem spanischen Katholicismus; er hat mich nicht einen Augenblick gleichgültig gelassen, nur wechsele ich ihm gegenüber meine Stimmungen wie ein Chamäleon. Bald überwältigt mich Andacht — bald packt mich Ekel; manchmal möchte ich mit Keulen dreinschlagen.

„Trotz der Erhabenheit griechischer Tempel scheint mir in ihnen eine Beschränkung ausgedrückt. Auf festem Boden wurzelnd, sind sie auch untrennbar mit ihm verwachsen . . . die horizontale Linie gleicht einer Grenze zwischen Erde und Himmel. Wie anders die christliche Gothik! Sie streckt die steinernen Arme verlangend nach oben und trägt wie auf Flügeln die Seele vom Zeitlichen ins Ewige. . . . In den Kathedralen von Burgos, Sevilla und Leon habe ich begriffen, was der Glaube für die fragende Sehnsucht ist — er bleibt die Antwort schuldig, aber er weist nach oben, wo die Lösung verborgen. Ich bin in diesen Domen rechtschaffen andächtig gewesen und habe gebetet, ohne Worte zu sprechen.

„Nun aber tritt man ins Alltagsleben . . . man sieht die schmuzige Abgötterei eines verlotterten Volkes, das Knien vor geschmacklosen, oft mit Blut beschmierten Heiligenpuppen, das sich Wälzen im Unflat und Ungeziefer, den Rosenkranz

zwischen den Fingern; man sieht die Weihwasserwirthschaft und die Ablaßkrämerei . . . da faßt einen der Ekel vor der schmuzig-romantischen Kirche und man gibt sie willig für ein Stück gesunder, reinlicher Moral, die bei uns an die Stelle getreten ist.

„Ueber die Priester hätte ich heute Lust in contumaciam den Stab zu brechen. . . . Verfolgte nennen sie sich und sind die Verfolger. Früher folterten sie den Leib im Namen Gottes . . . jetzt foltern sie im Namen Gottes die Seele. . . . Aber ich darf Dir nicht verhehlen, daß ich hier in einem Karlistennest stecke und daß, was ich sehe, schon in das Bereich des Religionskrieges gehört. Parteihaß ist wie Fieber . . . wer kann verantwortlich gemacht werden für das, was er im Delirium thut?"

IX.

Es heißt am nächsten Tage, Vicente werde kommen: eine Nachricht, die bei Wolf kein sonderliches Behagen erweckt. Als Clavela beim Essen, das um halb sechs Uhr eingenommen wird, fehlt, meint er, sie sei ihm wol gar entgegengegangen. Es verstimmt ihn. Er mag sich's nicht gestehen, daß etwas wie Eifersucht in ihm wühlt. Dem Felipe, entschuldigt er sich vor sich selbst, hätte ich sie ehrlich gegönnt. Aber diesem abgestraften bäuerischen Stutzer, den sie verachten muß . . . pfui! . . . Sein Respect vor weiblicher Treue nimmt nicht gerade zu. Ebenso wenig die Achtung vor spanischen Priestern, welche die hübschen Mädchen wie Prämien betrachten, die sie beliebig für löbliches Verhalten im Dienst der Kirche vertheilen wollen.

Nach dem Essen will er Casta nach ihrer Tochter ausfragen. Sie läuft mit einem großen Pack selbstgesponnener Leinwand vor ihm her und scheint nichts im Kopf zu haben als das Kirchenfest und die Gäste, welche sie wie alljährlich dazu erwartet.

„Clavela?" erwidert sie zerstreut, „die ist bei ihrer Pathe, um die Fahne mit der Muttergottes frisch aufzuputzen."

„Ich dachte, sie sei Vicente ein Stück entgegengegangen."

„Ja . . . kann wol sein, daß sie dem dann entgegengeht."

„Und da laßt Ihr sie sich mit dem jungen Burschen allein im Felde herumtreiben?"

Casta läßt die Frage unbeantwortet und verschwindet mit ihrem Pack in der Gesindestube.

„Wozu auch dem schmuzigen, bigoten Volke predigen!" denkt Wolf, „es hat ja jede nur, was sie verdient!" Er will ausgehen; vielleicht trifft er Felipe auf dem Heimwege von der Schmelze. Er hat diesen nur einmal seit jenem ersten Abend gesehen, und da war er nicht allein. Zum Skizziren ist er nicht aufgelegt; das Porträt ist am Morgen beendet worden.

Die Luft hat sich wenig abgekühlt, sie weht ihn manchmal wie heißer Odem an. Zwei junge Mädchen kommen ihm entgegen. Er erkennt die beiden, welche er bei seinem ersten Gang durch Cangas am Brunnen getroffen. Als ob sie den

Kuß, den er ihnen damals zuwarf, für eine Anweisung auf späteres Bekanntwerden angesehen hätten, haben sie seitdem versucht, ihn zu treffen und zu necken.

„Du ... sieh einmal an! Da geht ja der Maler!" sagte die eine ziemlich laut. Beide lachen ihn hinter ihren schwarzen Mantillen an. Er bemerkt's kaum, daß sie ihm Zeichen machen; nie war er weniger aufgelegt, sich um beliebige hübsche Mädchen zu kümmern. Der Weg führt an der Sella hin. Im Sommer ist das ein winziges Flüßchen, das zum Spott herausfordert, wenn man unter den stolzen Bogen der alten Römerbrücke sein sanftes Rieseln hört. Wolf fällt ein Müllerlied dabei ein:

Rauschendes Bächlein, so silbern und hell —
Eilst zur Geliebten.

„Wen liebt sie aber eigentlich?" fragt er sich. Die Frage beschäftigte ihn viel in den letzten Tagen. „Seit sie Felipe aufgegeben, der sie dem Vater und Priester zum Trotz beschützt hätte, ist sie ja eigentlich herrenloses Gut, das sich jeder beliebig aneignen könnte. Ach, mag sie ins Unglück laufen. ... Eine, die sich verbieten läßt, an ihren Schatz zu denken, eine, der's gegen die Liebe hilft, wenn sie ihre Gebete ableiert ... die ist ja gar nicht werth, daß ein rechter Mann sich mit ihr abgibt. Man begreift nur nicht, daß so ein intelligenter Kerl wie Felipe seine Laune darüber einbüßen konnte."

Unter solchen Betrachtungen ist Wolf ein gutes Stück gewandert. Dabei hat er vergessen, sich einen herrlichen Sonnenuntergang in Ocher, Lack und Harz umzusetzen und in sein Skizzenbuch einzutragen, wie es sonst seine Art ist. In der grünlich-blauen Luft hängt schon der Mond und fängt bereits zu leuchten an, als eine kräftige Stimme ihn in die Wirklichkeit zurückversetzt.

„Nun, Herr Maler, was treiben Sie denn hier herum?"

„Felipe!"

Es ist Wolf fast, als wäre er auf schlimmen Wegen ertappt worden. Aber er schüttelt die dargebotene Hand wie die eines alten Bekannten.

„So ohne tüchtigen Stock ... das ist nicht recht", meint Felipe, „Menschenblut ist jetzt billig genug."

„Wer soll mir etwas thun? Ich trage keine Schätze bei mir, und aus bloßer Mordlust bringt man nicht um."

„Im Kriege erschlägt man manchen aus Vorsicht oder Rache. Man kann nie wissen, was für eine Wendung die Dinge nehmen, und um einer Lumperei willen aufgehangen zu werden ... das ist kein Spaß."

Wolf ist eben in weltschmerzlicher Stimmung.

„Was kommen soll, kommt!" entgegnet er; „es ist mir einerlei, wo ich sterbe."

„Lustiger sind Sie in Cangas nicht geworden, Herr Maler", ruft Felipe; „hat das Mädel Sie denn auch verhext? Nicht wahr, hübschere gibt's in Deutschland auch nicht?"

„Hübsch ist sie schon ... aber ..."

„Und rechtschaffen auch, Herr!" fährt Felipe auf; „der ist nichts nachzusagen! Da wollt' ich meine Hand ins Feuer legen!"

„Ich sage ja auch nichts! Beruhigen Sie sich nur! Ich meine blos, daß sie

mehr zu Ihnen halten müßte; denn das merk' ich ja . . . bei Ihnen ist's mit der Geschichte noch nicht vorbei . . . da müßte sie sich eben entschiedener widersetzen."

„Hat der falsche Hund, der Vicente, sich wieder an sie herangemacht?"

„Den hat sie abgetrumpft . . . den wol!" Wolf erzählt — und wieder kommt er sich recht edel vor — was sich vor der Milchkammer zugetragen hat.

„Nun . . . was wollen Sie denn da noch mehr?" ruft Felipe, dessen Augen glänzen.

„Daß sie nicht nachbetet, was der Pater Solano ihr vorspricht. Sie hat doch Temperament . . . sie müßte doch mit so einem Schwarzrock fertig werden!"

„Sie ist fromm, Herr Maler", vertheidigt Felipe, „sie glaubt fest an die ewige Seligkeit und die Höllenstrafen; er wird ihr wol ins Gewissen gesprochen haben und gedroht, daß sie die ganze Familie ins höllische Feuer bringt, wenn sie mir nicht entsagt."

„Wenn sie sich so etwas vorreden läßt . . . da . . ."

„Lieber Herr", unterbricht Felipe, „macht man zweimal des Tages einen einsamen Weg, wie ich, da kommen einem allerlei Gedanken. Wir verlangen von einem Kinde auch nicht, daß es begreift, was wir begreifen . . . und mit den Frauenzimmern ist das nicht viel anders. Wir halten sie ja auch quasi wie die Kinder. Es ist bequem in vielen Stücken. Einer kann doch nur seinen Willen haben, wo zwei miteinander leben."

„Und der Beichtvater . . . fürchtet Ihr den nicht?"

„Als alles seinen ruhigen Gang ging, war das nicht so schlimm. Die Priester, die man aufs Land schickt . . . nun gar in unsere Berge . . . das ist meist Ausschuß. Die haben zu rechter Arbeit nicht getaugt . . . das sind so Kartenmänner, aus denen sich Frauen nicht viel machen. Nahm sich einer was heraus, bekam's ihm schlecht. Don Solano freilich . . . der versteht's, sich Gehorsam zu verschaffen."

„Sie hätten's nicht leiden sollen, daß sie einem andern gehorcht als Ihnen", eifert Wolf; „die Liebe zum Manne muß das Stärkste in einer Frau sein . . . das muß ihr im Blut liegen."

„Es gibt auch eine Liebe, die nicht blos im Blut steckt und die ein Opfer bringen kann, Herr Maler, eine Liebe, die sich selbst zum Opfer bringt", entgegnet der andere. Ein paar Augenblicke gehen beide schweigend nebeneinander.

„Ich wollte nichts davon verlauten lassen", fängt Felipe nach einer kleinen Pause wieder an, „doch da wir eben auf die Sache kommen . . . seit gestern weiß ich auch, warum Mateos sie dem Vicente geben will."

„Nun?" fragt Wolf gespannt.

„Paco, Clavela's Bruder, hat mir gestern allerlei darüber gesagt. Vicente weiß manches, was den Alten verdächtigt, und droht mit Verrath. Der Alte ist Karlist, wie Sie gemerkt haben werden. Nun gab's hier herum genug, die's mit Don Carlos hielten, und krähte kein Hahn danach; erst seit General Loma an unserer Grenze steht, sieht man ihnen auf die Finger. Seit er gar den Schulzen von Carasa aufknüpfen ließ, kitzelt unserm Mateos der Hals. Vicente macht sich

das zu Nutze. Und fällt Mateos, spüren sie's oben in der Collegiata auch, die mit ihm unter einer Decke spielten; drum sind sie ebenfalls hinter der Hochzeit her. Nun ich's weiß, ist mir wohler. . . . Einer, der mit Verrath droht, ist feige, der ist nicht zu fürchten."

„Sie ist ein Preis, um den mancher gern kämpfen würde", bemerkt Wolf.

„Ich hab' sie lange nicht gesehen, sie weicht mir aus."

„Heut ist sie bei der Pathe, um die Kirchenfahne frisch aufzuputzen", berichtet der Maler. Und so im Gespräch, sind sie an das Kreuz gekommen, das oberhalb Cangas steht, wo die Wege sich trennen; der eine führt nach dem Flecken hinunter, der andere läuft an den Bergen im Zickzack nach Covadonga.

„Jetzt Adios!" ruft Felipe, „Ihre Straße geht dort."

„Ach, ich werde so eine Nacht doch nicht in der Stube hocken . . . es ist hell genug, um mich nicht zu verlaufen."

„Wär's nicht um meine Mutter, ging ich mit Ihnen dann zurück; aber es sind Vorposten in der Nähe gesehen worden und sie" . . . hier stockt Felipe. Der Weg macht eine Biegung und sie stehen plötzlich ziemlich dicht vor einem Paare, das ihnen auf dem schmalen Pfade entgegenkommt . . . Clavela und Vicente. Der Mond läßt sie deutlich erkennen. An Ausweichen ist nicht zu denken. Vicente ist erhitzt; er kehrt von der Collegiata zurück, wo die Priester ihm zugetrunken haben. Dann hat er Clavela aufgepaßt, als sie von der Pathe nach Hause ging. Ramon hat ihm verrathen, wo sie zu treffen war. Clavela geht widerwillig neben Vicente; sie hat's ihm nicht gestattet, daß er sie führt. Als er aber Felipe gewahr wird, legt er schnell den Arm um ihre Taille. Es behagt ihm, den frühern Geliebten durch diese Vertraulichkeit zu höhnen.

Wolf hofft bereits auf eine Wiederholung der Scene vor der Milchkammer. Aber Clavela wehrt sich kaum; sie steht wie betäubt von der Begegnung da.

„Halt du!" schreit Felipe, in dem das unerwartete Wiedersehen Clavela's und der Anblick seines Nebenbuhlers jede Selbstbeherrschung erstickt, „halt, wir wollen ein Wort miteinander reden!"

„Gleich zu Diensten, Herr Werkmeister", spottet Vicente mit etwas schwerer Zunge, „ich will nur meinen Schatz erst noch einmal küssen!"

„Vicente . . . um Christi Blut, laß mich los!" fleht die Gequälte und wendet sich ab.

„Wag's, ihr nah' zu kommen! Du siehst doch, daß sie dich verachtet!" schreit Felipe, der Vicente's beide Arme ergriffen hat. Die Leidenschaft hat seine Kräfte verdoppelt; er hält sie so fest, daß dieser sich nicht zu rühren vermag.

„Zwei gegen einen. Und das nennt Ihr tapfer?" kreischt Vicente und strebt vergeblich, sich zu befreien.

„Fort da!" ruft Felipe Wolf zu, der neben ihn getreten war, „siehst du nicht, daß ich mit dem Kerl allein fertig werde?" Dabei versetzt er seinem Nebenbuhler einen Stoß, daß dieser ein gut Stück zurücktaumelt. Dann wirft er den Rock ins Gebüsch, streift die Aermel zurück und nimmt eine drohende Stellung ein.

„Komm heran, Halunke", schreit er, „laß uns um das Mädel kämpfen!"

Wolf klopft das Herz höher; es scheint ihm unerträglich, den Zuschauer zu

machen; er empfindet ein leidenschaftliches Verlangen, selbst mit Vicente um Clavela zu ringen. Aber Felipe, als ob er solche Gedanken ahne, ruft gebieterisch: „Wenn der Maler mir helfen will, schlag' ich ihn zuerst nieder!"

Vicente hat indeß nach dem gewaltsamen Stoß das Gleichgewicht wiedergewonnen und sein Pistol aus dem Gurt gezogen, ohne das er nicht mehr über Land geht.

„Aus dem Wege, Felipe", brüllt er, während er den Hahn spannt, „oder ich schick' dich gleich zur Hölle!"

„Also aus der Welt schaffen willst du mich, Mörder!" schreit Felipe und will ihm die Waffe aus der Hand schlagen. Clavela und Wolf stürzen sich ebenfalls auf Vicente.

Die Kugel saust schon durch die Luft, aber die zitternde Hand des Trunkenen hat das Ziel verfehlt.

Die Wuth der Gegner ist jetzt aufs höchste gestiegen ... ein paar Secunden, die Wolf eine Ewigkeit dünken, stehen sie einander gegenüber, sich scharf beobachtend, den Kopf etwas gesenkt, wie Stiere vor dem Angriff. Plötzlich ... es hat Wolf geschienen, als habe Vicente langsam mit dem Arm ausgeholt ... stürzen sie aufeinander los; sie umschlingen sich, stemmen die Knie einer gegen des andern Leib, und reiben die harten Schädel aneinander ... Nägel und Zähne werden ihnen zu Waffen.

Clavela hat das Gesicht mit den Händen bedeckt; sie kniet am Boden und betet.

Wolf zittert vor Wuth und Aufregung. Der Ekel heißt ihn sich abwenden vom Anblick solcher Brutalität ... und doch sperrt er Mund und Augen auf, vor Ungeduld um den Ausgang. Felipe ist der Stärkere, aber Vicente, den der Kampf ernüchtert, hat die größere Gewandtheit für sich. Manchmal läßt der aufgewirbelte Staub und das unsichere Licht des Mondes den Maler die Kämpfenden nicht unterscheiden.

Da ... ein Stöhnen, wie von einem verwundeten Thier ... ein schwerer Fall ... einer liegt am Boden.

Der andere, als ob er vom Vortheil, den er über den Gefallenen hat, nicht Gebrauch machen wolle, reckt sich hoch empor und steht dann regungslos. Er erwartet, daß der Gegner sich erhebe, um den Kampf dann fortzusetzen ... aber dieser steht nicht auf.

Wolf ist jetzt nahe hinzugetreten; es ist Vicente, der am Boden liegt. Er ist gegen einen Stein gefallen; Blut fließt reichlich aus einer Wunde an der Stirn. Unheimlich glitzert die rothe Lache im Mondlicht.

Felipe blutet auch, aber er bemerkt es kaum. Er fühlt sich so leicht, als wären ihm plötzlich Flügel gewachsen; das Rauschen in den Bäumen klingt ihm wie himmlische Musik. Rache gewährt süßen Genuß, besonders wenn man sie nicht gesucht hat, wenn sie einem unerwartet beschert wird. Der Sieg war ein ehrlich erfochtener ... er hat das Messer nicht einmal gezogen, nachdem der Schuß gefallen war; es lüstete ihn, den feigen Burschen unbewaffnet niederzuschlagen. ... Keine Blutschuld lastet auf seiner Seele; der am Boden ächzt noch. Mag

der Maler ihm die geritzte Haut verbinden, es kümmert ihn nicht. Er naht sich Clavela ... die Hände ineinandergepreßt, das Haupt tief gesenkt, kniet sie noch wie unbeweglich.

„Clavela!" ruft er leise.

Sie wagt noch nicht aufzusehen.

„Clavela, weißt du nicht, daß ich dich nicht aufgeben kann, daß ich dich jetzt wieder erkämpft habe?"

„O, mein Herr und Gott!" schluchzt sie, „komm mir nicht nahe. Wenn du mich liebst ... quäle mich nicht ... ich hab' geschworen ... ich bin ja verflucht, wenn ich ..."

„Bist du denn von Stein? Liebst du mich nicht mehr, Clavela?"

Sie erhebt die thränenüberströmten Augen mit einem Ausdruck von Ergebenheit, Zärtlichkeit und Verzweiflung: „Ob ich dich liebe!"

Ein seliges Zittern läuft durch seine Glieder ... er bückt sich zu ihr nieder und drückt sie fest an seine Brust.

Wolf ist mit dem Ausgang des Kampfes natürlich sehr zufrieden; trotzdem bemächtigt sich seiner eine gewisse Melancholie beim Anblick der beiden, als ob ihm eben etwas verloren gegangen sei. Er wendet sich dem Besiegten zu und stellt sich so, daß dieser Clavela und Felipe nicht sehen kann, die langsam, einander fest umschlingend, sich entfernen.

Glücklicher Felipe! Ob sie wol jetzt noch an ihre Gebete denkt ... ob Gebete jetzt noch gegen ihre Liebe helfen würden!

Es ist recht gut, Arbeit unter den Händen haben, die von der Verfolgung solcher Gedanken abziehen.... Wolf bückt sich zu dem Stöhnenden herab.

„Señor Vicente! He! ... ich will mal nachsehen."

„Laß mich!" knurrt dieser dumpf.

„Wir wollen die Wunden waschen ... ein paar Schritt von hier rauscht ein Quell ... thut's weh?"

„Geh, hinterlistiger Schurke! Du hast's mit angestiftet!"

„Der Kampf war ehrlich ... du hast, was du verdienst ... komm, laß dich aufrichten."

Vicente stößt Wolf von sich und erhebt den Kopf. Seine Augen funkeln in dem bleichen, blutüberströmten Gesicht.

„Ueberfallen habt ihr mich, damit der verdammte Gotteslästerer das Mädel in seine Gewalt kriegt!"

„Schweig! Du wirst dich noch verbluten, wenn du dich nicht verbinden läßt!"

„Ich will nicht schweigen! Es ist mir eins, ob ich mich verblute!" brüllt Vicente und versucht, sich auf die Füße zu stellen. „Was fange ich ohne das Mädel an! Die höllische Canaille! Aber ich will's schon anstellen, daß man sie herankriegt ... ich will die ganze Sippschaft am Galgen sehen ... alle sollen sie crepiren ... mir ist alles eins!"

Der Kerl ist Wolf widerwärtig, aber er begreift die Wuth des Eifersüchtigen, der seinen Schatz jetzt in den Armen eines andern weiß. Er stützt den Taumeln-

den, der sich hinkend fortbewegt und unter Fluchen und Lästern endlich die Quelle erreicht. Gefährlich scheinen die Wunden nicht.

„Wenn Sie die Montera morgen ein bischen tief in die Stirn drücken, sieht's niemand, daß Sie gefallen sind ... einen tüchtigen Stock dann als Krücke, so können Sie das Fest noch mitmachen", tröstet Wolf.

„Da soll doch! Wenn ich ihm das nicht eintränke! Der Gotteslästerer soll an ihren Küssen ersticken ... und den Alten, den will ich am Galgen sehen!"

„Der Aderlaß", denkt Wolf, „war noch lange nicht stark genug!" Dabei verbindet er den Blessirten und sucht ihn durch Einflößen kalten Wassers vollends zu ernüchtern. Auf seinen Arm gestützt, erreicht dieser nach langsamer Wanderung den Flecken. Die Häuser sind schon für die Fremden hergerichtet, die dem Kirchenfest zuschwärmen. An dem nächstliegenden verläßt Wolf seinen noch immer lästernden Gefährten. Er mag in der Gesellschaft nicht gesehen werden. Seine Gefühle sind auch nicht solche, um sich in eine Stube damit einzusperren ... es athmet sich besser unter freiem Himmel.

Er schlägt einen verwachsenen, unebenen Fußpfad ein, die Richtung ist ihm unbekannt. Dicht über seinem Kopf kreisen Fledermäuse in unruhigem Fluge ... es wird immer schwerer, die Gegenstände zu unterscheiden, aber was kümmert's ihn? Er knickt Zweige rechts und links, wenn sie ihn am Fortkommen hindern. Ein schwaches Rieseln, das er bald deutlicher vernimmt, verkündet ihm die Nähe der Sella. Als er aus dem Gehölz heraustritt, liegt die Römerbrücke in einiger Entfernung vor ihm ... ihr Bogen schwingt sich kühn durch den bläulich-luftigen Raum, der mit ruhig schimmernden Sternen besäet ist. Vor den Mond sind ein paar graue Wolken getreten, licht gesäumt an den Umrissen. Rechts, gegen den Berg hin, flackert die röthliche Flamme eines Hirtenfeuers ... schattenhaft, wie ein ausgezackter dunkler Fleck liegt Cangas vor ihm.

Er geht auf die Brücke zu, setzt sich auf einen Stein und lehnt den Rücken gegen das alte Gemäuer, das weit über die Ufer hinweg ins Land hineinreicht. „Rauschendes Bächlein ... so munter und hell."

Zuweilen klingt der klagende Laut einer fernen Thierstimme drüben vom Felde her in den Gesang der Wellen ... sonst vollkommene Stille.

„Ich war ein erbärmlicher Mensch!" seufzt Wolf, und es überkommt ihn fast wie Scham. „Schlug mein Herz nicht in angenehmer Erwartung jeden Tag höher, wenn ich in Clavela's Nähe kam? War ich nicht froh, daß es mit ihrer Liebe für Felipe vorbei schien? Und hatte ich nicht vorher gelobt, ihm beizustehen? Ich war wirklich ein recht ... elender ..."

Seine Vorwürfe lösen sich endlich in traumhafte Bewußtlosigkeit ... er schläft ein.

Ueber sein Haupt streicht ein frischer, kühler Luftzug. Er reibt die Augen, blickt sich um und kann sich erst nicht zurechtfinden. Das Grau des Himmels wird allmählich lichter, die Sterne verschwimmen darin ... weiße, flockige Nebel spielen die Sella entlang ... im Osten dämmert goldiges Licht; Thautropfen fangen überall in der Helle zu glänzen an; Vögel zwitschern, verworrene Stimmen klingen aus der Ferne. Wolf's Glieder fröfteln in der feuchtkalten Luft; er springt auf und macht sich auf den Heimweg. Die Erinnerung an gestern Abend ist auf ein-

mal wieder lebendig geworden. „Wird Vicente von dem Zusammentreffen mit seinem Nebenbuhler schon erzählt haben?“ fragt er sich; „wird Clavela zurück sein und der Pater Solano jetzt noch Gewalt über ihr Herz gewinnen?“

Es ist noch zeitig, als er vor des Schulzen Hause anlangt, aber es scheint schon alles auf zu sein. Vor der Thür steht Casta mit verweinten Augen; sie sieht die Straße hinunter, die auf den Marktplatz führt. Pedrillo, behaglich an sie gelehnt, den Oberkörper nur mit der Medaille der Jungfrau von Covadonga bedeckt, die an einer schmuzigen Schnur hängt, kaut an einem Stück Festkuchen. Wolf glaubte, man werde ihn mit Fragen nach seinem Ausbleiben bestürmen. Aber seine Hausfrau scheint es gar nicht beachtet zu haben.

„Nun, wie steht's denn?“ ruft sie, sobald sie ihn bemerkt, „denkt man nicht, der Jüngste Tag muß anbrechen bei dem Spectakel? Und das schlägt uns gerad' mitten ins Fest!“

„Was ist denn geschehen?“

„Ach, du heiliger Cucufato!“*) Sie weint wieder; dazwischen klagt sie in abgebrochenen Sätzen: „Ist ein Mensch verliebt, so ist er gerad' wie von einem bösen Geist besessen . . . da hört alle Vernunft auf . . .“

„Clavela ist wol nicht nach Haus gekommen?“ unterbricht Wolf.

Sie fährt mit der Schürze über die Augen und schüttelt den Kopf:

„Clavela? . . . die wird wol in der Kirche sein. Ich spreche von Vicente.“

Er fühlt sich erleichtert: „Nun, was ist eigentlich los?“

„Schon vor Tage haben sie nämlich meinen Mateos aufs Gemeindehaus geholt, weil in der Nacht die . . . die von der Regierung einen Anschlag angenagelt haben . . . alle Aeltern, die Söhne bei den Karlisten haben, sollen sie angeben . . . die eigenen Kinder!“ . . . sie schluchzt . . . „oder alles soll ihnen genommen werden . . . vielleicht sollen sie den Tod erleiden! Und gerad' am Fest . . . heuer, wo die Kuchen so gut aufgegangen sind.“

„Und Vicente?“

„Ja so! Ich trete vor die Thür und sehe unserm Mateos nach . . . kommt von der andern Seite Vicente . . . ganz verändert . . . das Wams und die Hose, als hätt' er sich im Schmuz gesiehlt . . . einen feuerrothen Kopf, die Stirn blutrünstig. . . . Schlag' ich die Hände zusammen und rufe: «Vicente, was hat's gegeben?» Da droht er mir mit der Faust und schreit: «Alte Wetterhexe! Also Schwiegersohn soll ich werden? Also die leichtfertige Dirne wieder ehrlich machen, dazu bin ich gut genug?» «Beim Leichnam Christi», ruf' ich, «weil du siehst, daß mein Mateos aus dem Haus ist, kommst du, uns Frauen zu beschimpfen! Betrunken bist du!»“

„Sicher betrunken!“ bekräftigt Wolf.

„Spuckt er vor dem Hause aus und schreit: «Ich mag sie gar nicht! Was andere wegwerfen, das mag ich nicht! Aber dem Mateos will ich's denken! Den krieg' ich an den Galgen! Der ist ein Verräther an der Regierung!» Ruf' ich: «Ich will es vor dem Angesicht unsers Herrgotts beschwören, daß mein Mateos

*) Einer der Schutzheiligen von Asturien.

ein ehrlicher Christ ist und kein Verräther!» Schlägt Vicente eine Lache auf, gerad' als ob der böse Feind in ihm steckte. «Unser Herrgott selbst wird ihm nicht gegen seinen Brief helfen können, und den halt ich!» ... Damit hinkt er weiter."

„Und was sagt Clavela?"

„Was soll sie sagen? Er muß ja betrunken sein. Ach, wenn unser Mateos nur heim wäre!"

Wolf hat Besorgnisse, daß Mateos die Sache etwas anders auffassen könnte als Casta, und möchte Clavela vor des Vaters Strafgericht bewahren.

„Mein liebes, gutes Mütterchen", tröstet er mit halblauter, freundlicher Stimme, „nur nicht gleich Mateos alles sagen, der ohnedies den Kopf voll hat. Heut kann Vicente nicht viel thun, als seinen Rausch verschlafen. Ich will sehen, wie's bei ihm steht ... vielleicht red' ich dann selbst mit Mateos ... oder Don Solano."

Sie wirft sich ihm beinahe an den Hals vor dankbarer Rührung, verspricht, einstweilen ihren häuslichen Geschäften nachzugehen, die sie in die Milchkammer rufen, und von der Geschichte nicht zu reden.

Wolf tritt ins Haus und wendet sich zuerst nach der Küche. Auch das aufrichtigste Mitleid mit fremdem Kummer ist nur selten im Stande, dem ungestümen Verlangen eines leeren Magens zu widerstehen.

Die Küchenthür ist halb geöffnet; am Herde steht Clavela, den breiten Fächer in der Hand, der zum Anfachen der Holzkohlen dient. Sie bewegt ihn hin und her; plötzlich, wie von einer Erinnerung überwältigt, sinkt der Arm und die Augen schweifen durch das offene Fenster über den naheliegenden Garten und das angrenzende Feld hinweg, bis an den waldigen Fußweg, der nach Covadonga führt. Sie scheint Wolf verwandelt, ist aber dieselbe: das unwissende, intelligente, pflichttreue Weib jenes Volkes, religiösem Aberglauben verfallen, leidenschaftlicher Hingabe fähig ... unterthan stets dem Willen eines stärkern Mannes. Sklavin ist sie geblieben, aber sie hat den Herrn gewechselt. Die Sehnsucht nach Felipe, dem man sie zu entfremden gewußt, der Durst nach seiner Liebe, der wie ein dumpfes Schmerzgefühl sie täglich quälte, mit dem sie trotzdem täglich pflichttreu rang ... hat sie gestern Abend überwältigt; sie ist dem stärkern Feinde erlegen. An Stelle der Religion regiert jetzt Liebe. Sie weiß es nicht, grübelt auch nicht. Weder Reue noch Furcht beunruhigen sie ... nichts als die selige Stille befriedigter Sehnsucht erfüllt ihre Brust. Sie hat Wolf nicht bemerkt, der sie eine Weile beobachtet, ehe er sie anruft.

„Guten Tag, Clavela!"

Sie wendet sich um und schlägt, als sie ihn erkennt, unwillkürlich die Augen nieder; eine Röthe der Scham bedeckt ihre Wangen.

„Er hat Sie wol zurückgebracht?"

„Ja, bis beinahe vors Haus."

„Hat man ihn gesehen?"

„Nein."

„Weiß der Vater von dem Kampfe?"

Sie schüttelt den Kopf und bewegt wieder emsig den Fächer.

„Sie scheinen so ruhig; aber wenn der Vater erfährt, was sich zugetragen, wird's ein Gewitter geben!"

Ihr Gesicht verklärt sich: „Ich fürchte mich nicht!"

„So, so ... aber wenn der Vater in die Heirath mit Felipe jetzt nicht einwilligt, ist das doch schlimmer als früher."

Wieder wird sie von Glut übergossen: „Er ist mein Geliebter, er wird mich schützen!" Sie sagt das mit der Zuversicht, mit der sie gestern gesagt hätte: „Die heilige Jungfrau wird mir schon beistehen."

„Glücklicher heiliger Felipe", denkt Wolf.

„Haben Sie gehört, daß Vicente der Mutter gedroht hat, Ihren Vater anzugeben?" fragt er, indem er sich seines Frühstücks bemächtigt, das er in einer Ecke des Herdes entdeckt hat.

„Ja ... ich glaube, er sagte so etwas."

„So. Sie glauben ... zärtliche Tochter!" ruft Wolf vorwurfsvoll. „Und wissen Sie auch, was ihm da bevorsteht?"

„Ich will es Felipe sagen ... er wird meinen Vater schon schützen."

„Clavela, vorgestern haben Sie mir versichert, daß Sie an Felipe nicht mehr denken wollen ... daß Sie in der Nacht Ihre Gebete hersagen, um diesen schlechten Christen zu vergessen ... und heute?"

„Felipe ist meine erste Bekanntschaft, das wissen alle ..."

Ihr Gesicht nimmt plötzlich einen traurigen Ausdruck an. „Armer Vater!" seufzt sie, als ob sie sich eben erst bewußt würde, in welche schlimme Lage er kommen könne, „o mein armer Vater! Aber man wird ihm ja nichts thun ... er hat so viele Freunde."

„Ja ... Freunde, wie den Pater Solano und Vicente! Wenn Vicente aber nicht mehr sein guter Freund wäre, weil Sie ihm nicht zu Willen sind?"

Sie antwortet nicht und schlägt die Augen nieder.

Ein paar Tropfen werden zwischen ihren Wimpern sichtbar und rollen langsam über die Wangen.

„Habe ich Sie gekränkt, Clavela?" ruft Wolf jetzt, von plötzlichem Mitgefühl für die hülflose Lage hingerissen, die er ihr eben mit einer gewissen dunkeln Schadenfreude vorgehalten. Er bereut. „Vergeben Sie mir", bittet er, „ich bin ja Felipe's Freund und der Ihre ... wir wollen alle drei fest zusammenhalten."

Sie aber wendet sich ab, schlägt die Hände vors Gesicht und fängt zu schluchzen an. Das Bewußtsein der Schuld, mit der sie ihr Glück erkauft hat, ist in diesem Augenblick erst über sie gekommen.

X.

Auf dem Platze vor dem Gemeindehause geht's toll her. Das morgende Fest und der immer näher rückende Bürgerkrieg machen sich heute Concurrenz. Die Häuser ringsum sind nicht sauberer geworden, aber zwischen Mais- und Zwiebelkränzen breitet sich hier und dort schon ein Teppich über die Altane mit der Prätension, als Festornament zu erscheinen. Hübsche kräftige Mädchen, die Zöpfe noch wirr und die Kleidung salop, tauchen an Fenstern und Thüren auf, um bald

wieder zu verschwinden, denn es gibt drinnen noch viel zu schaffen. Vor der Schenke sieht man Gefährte aller Arten und Zugthiere aller möglichen Rassen. Kleine asturische Pferde mit langer Mähne scharren ungeduldig den staubigen Boden. Buntgeschirrte, wohlgenährte Maulthiere, deren Schellengeläute bei jeder Bewegung erklingt, rasten neben abgemagerten, daseinsmüden Eseln, eng aneinandergekoppelt. Schmuzige Jungen mit funkelnden Augen, denen die Thiere in Obhut gegeben, rennen unruhig zwischen ihnen hin und her.

In der Mitte des Platzes wogt eine schwatzende, lachende, schreiende oder fluchende Menge. Vor dem Gemeindehause, an das während der Nacht die Regierung das Kriegsurtheil wider rebellische Karlisten anschlagen ließ, politisiren die tabackkauenden asturischen Kannegießer.

In die allgemeine Unruhe dringt eben von außen noch ein neues Element. Ein Trupp lärmender Gesellen zieht von der Landstraße her nach dem Marktplatz. Sie drängen, schlagen und stoßen nach einer Gestalt, die sich in ihrer Mitte schleppt. Man ruft nach dem Schulzen. Mateos, finsterer und verschlossener denn je, tritt vor die Thür des Gemeindehauses. Er steht hier um ein paar Stufen höher als der Troß, und jeder kann ihn sehen.

„Was wollt ihr? Wen habt ihr da?" schreit er mit seiner rauhen, gewaltigen Stimme.

Das Menschenknäuel fängt an sich etwas zu lichten. In der Mitte steht zerzaust, die Montierung zerrissen, ein Soldat der regulären Truppe. Der Mund ist trotzig verzogen.

„Bringt ihn hierher!"

Zwei führen ihn vor den Schulzen.

„Warum habt ihr diesen Caballero geschlagen?"

„Weshalb sollten wir ihn nicht schlagen?" antwortet einer unerschrocken, „es ist ja so ein räudiger Hund von einem Castilianer; er lästert unsere Religion."

„Einer von Loma's Leuten ist's", schreit ein anderer, „die uns unsere alten Rechte nehmen wollen."

„Wenn sie den Basken alles aufgefressen haben", hört man einen dritten, „so werden sie bei uns anfangen."

„Wir bezahlen", knirscht der Soldat zwischen den Zähnen.

„Willst du schweigen, du Castilianerfratz! Wir brauchen euer gestohlenes Geld gar nicht . . . euch ebenso wenig!"

„Ruhe! Wie kommt er hierher?" fährt der Schulze gebieterisch dazwischen.

„Er hat spionirt . . . man hat ihn bei Cabañaquintas gefangen. Ja, Herr, das ist einer von denen, die den Hauptmann Gago und seine Compagnie ins Unglück gebracht haben . . . alle Asturianer!"

„Wir haben ihn geschlagen! Vierzehn gegen hundert haben wir diese Rebellen geschlagen!"*), schreit der Castilianer und schaut sich stolz und triumphirend um.

Ein furchtbares Wuthgebrüll, in dem Mateos' Stimme verklingt, wird dem Muthigen zur Antwort . . . man dringt auf ihn ein.

---

*) Nach dem Bericht eines deutschen Offiziers, der im Lager der Regulären war.

Da wird plötzlich der Pater Solano neben dem Schulzen sichtbar. Er hat mit beiden Händen ein Crucifix umspannt und hält es der Menge entgegen.

„In nomine domini."

Ein geflüstertes Rauschen von Worten fliegt über den Platz bis zu den Entferntesten: „Don Solano, er wird reden ... hört ihn! ... still! ... er spricht."

„Asturianer! Ist das euere Tapferkeit, daß ihr einen Wehrlosen niederschlagt? Seht doch, wie ihr ihn zugerichtet habt! ... Gebt ihm etwas Wein zu trinken ... laßt ihn sich niedersetzen."

Der Pater macht eine kurze Pause, bis seine Worte befolgt sind. „Bringt ihn näher", ruft er dann.

Man stellt ihm den Gefangenen gegenüber; er wendet sich diesem zu.

„Wie heißt du?"

„Jacobo Sorni."

„Wo kommst du her?"

„Ich bin bei Cabañaquintas gefangen worden ... in der Nacht riß ich aus ... sie haben mich heut früh erwischt."

„Sie sagen, du wärst ein Spion? Weißt du das?"

Der Soldat schweigt trotzig still.

„Meinetwegen. Du sollst hören, was hier verhandelt wird ... dann kannst du frei ausgehen und dem Brigadier Loma melden, was du gehört hast."

Solano, der sich, während er mit dem Gefangenen sprach, diesem zuwandte, tritt wieder vor. Er läßt die Augen über den Platz schweifen und sieht doch keinen, während jeder das Gefühl hat, als ob er besonders vom Redner angesprochen würde.

„Asturianer, hört mich alle", beginnt er, „unser ist der Boden, auf dem wir stehen ... von den Vätern erbten wir das Land. Es gibt euch Brot, Fleisch und Holz. Ihr liebt das Land und wollt es vertheidigen ... ist es nicht so?"

„Es lebe Asturien ... Asturien bis zum Tode!" antwortet die Menge.

„Euere Väter hinterließen euch mit dem Lande auch alte Rechte, die ihr durch Jahrhunderte geschützt habt ... auch für euere alten Rechte wollt ihr in den Tod gehen?"

„Es leben unsere alten Rechte!" klingt es noch lauter aus allen Kehlen.

„Genug!" befiehlt Don Solano, als das Rufen gar kein Ende nehmen will. „Ich weiß schon, daß ihr tapfer kämpfen werdet, denn ihr liebt ja Brot und Fleisch ... und ihr liebt auch, euere eigenen Herren zu spielen, oder doch nur dem zu gehorchen, den ihr selbst zum Herrn gemacht habt. An der Grenze von Asturien steht jetzt der Brigadier Loma mit 10000 Mann ... ihr werdet ihn nicht hereinlassen. Wenn er indeß Verstärkung erhielte, wenn er statt mit 10-, mit 20- oder 40000 euch bedrängte, ja, wenn er euch endlich überwältigte ..." (ein dumpfes Grollen wird vernehmlich) „... ihr murrt? Was würdet ihr denn verloren haben, wenn ihr nur für das Land und euer Recht gekämpft hättet? Euern Lebensunterhalt und euere bürgerliche Freiheit. ... Scheint euch das so werthvoll? Was ist es? Eine Hand voll Staub ... ein leerer Wahn! Asturianer! Euere Väter haben euch noch ein drittes hinterlassen, das keine

Uebermacht je euch nehmen kann, wenn ihr's nur behalten wollt ... den alten Glauben! ... Seht jene Hügelkette! Da, links, ragt eine Bergspitze hervor, ihr alle kennt sie ... dort ist Pelayo's Grab. Er kämpfte nicht für Brot und Fleisch, er kämpfte auch nicht für obrigkeitliche Gewalt ... er kämpfte für den Glauben! Und darum, ob auch hundertmal mehr Feinde gegen ihn zu Felde zogen, als jetzt an unserer Grenze stehen, hat er sie bezwungen. Die himmlischen Heerscharen kämpften an seiner Seite, weil er für das Reich Gottes in den Krieg ging.

„Asturianer, seit ich unter euch weile, habe ich meine Stimme heiser gerufen, weil ihr nicht hören wollt! Aber fort und fort muß ich reden, denn der Wille Gottes lodert in mir wie eine Flamme, die das Mark meiner Knochen verzehren würde, wenn ich ihr keinen Ausweg schaffte. Astnrianer, rufe ich auch heut euch zu, rüstet euch zum Kampf! Vernachlässigt nichts, laßt die Weiber euer Haus und Vieh versorgen, schärft euere Waffen und zieht dem Feinde entgegen ... vor allem aber ruft Gott an, damit er auf euerer Seite stehe und euch überwinden helfe ... gelobt sei sein Name!"

Solano, als er die Hände jetzt zum Segnen erhebt, hat etwas von einem Visionär. In dem grauen Auge lodert wirklich jene Flamme, die sein Inneres verzehrt; sie umgibt das schmale bleiche Gesicht wie mit einer Glorie.

Alles schweigt ein paar Augenblicke wie überwältigt, denn eine starke Ueberzeugung wird der Menge gegenüber leicht zum Zeugniß für die Wahrheit einer ausgesprochenen Meinung.

Nachdem der Priester ins Gemeindehaus getreten, macht sich die Begeisterung in leidenschaftlichen Ausbrüchen Luft. Die Macht seiner Persönlichkeit hat alle fortgerissen, auch die Skeptiker und Spötter, deren es selbst in diesem verlorenen Flecken unter den einfachen Männern des Volkes eine gute Anzahl gibt.

Man hat über der Rede den blessirten Soldaten vergessen, der mit schmerzverbissenem Gesicht in einem Winkel kauert.

„Heda, Jacobo Sorni!" ruft ihm endlich einer zu, „nimm deine Knochen zusammen und lauf' zu deinen Leuten zurück, damit sie erfahren, was sie hier zu erwarten haben!"

Mit Anstrengung erhebt sich der Castilianer; er schleppt sich mühsam ein paar Schritte fort, die eine Blutspur bezeichnen; dann sinkt er zusammen. Das Fieber schüttelt ihn, die Lippen sind von der Hitze gespalten ... es eilen ihm zwei oder drei zu Hülfe, die er von sich stößt. Er wird verschmachten, ehe er auch nur einen Tropfen Wasser von den verhaßten „asturischen Hunden" nimmt.

XI.

Wolf, nachdem er mit Clavela geredet, ist in das Haus geeilt, wo er Vicente gestern verlassen hat. „Der ist fortgehinkt", berichtet die Wirthin; „in der Schenke wird er wol sein ... er hatte Durst."

In der Schenke weist man nach der Scheune hinter dem Hause. Dort liegt Vicente auf einer Matratze unter einer Pferdedecke. Er duselt. Wolf rüttelt ihn: „Na ... wie geht's, Vicente!"

„Schlecht!“ ruft dieser und versucht die Augen zu öffnen.

„Habt Ihr Schmerzen?“

Keine Antwort.

„Ihr könnt aber doch gut laufen?“ fragt Wolf mit Absicht.

„Wie könnt' ich laufen, wenn Ihr mich so zugerichtet habt!“ Dabei steckt er den am Knöchel geschwollenen Fuß unter der Decke vor.

„Soll ich mich nach einem Doctor umsehen?“

Wiederum keine Antwort.

Die Frage wird wiederholt. Vicente, der durch die Unterredung munter geworden, ballt nur grimmig die Faust gegen Wolf, wendet sich nach der andern Seite und zieht die Decke über den Kopf.

„Unschädlich für heute und morgen!“ denkt Wolf mit stiller Genugthuung und tritt durch die Schenke auf den Platz, wo er den oben beschriebenen Scenen beiwohnt. Der Anblick des zum Fanatismus erhitzten Volkes ist ihm beinahe ebenso interessant wie die Predigt Solano's. Er sucht Felipe während derselben vergeblich mit den Augen. Mit diesem beriethe er am liebsten, wie der hinkende Teufel Vicente mit sammt seinen Rachegedanken auch für die Zukunft unschädlich zu machen sei. Er drängt dann nach dem Gemeindehause, wo er Mateos und den Priester noch vermuthet, wird aber bald da, bald dort durch eine Gruppe aufgehalten, die sein Malerauge fesselt. Eine eigenthümliche Musik zittert durch den Volkslärm. Castagnetten knattern zum Blechgeklimper einer Panderete. Mehr noch als die Melodie übt der eigenthümliche Rhythmus des intonirten Tanzstückes eine nervös aufregende Wirkung auf des Nordländers Ohr. Der drohenden Kriegsgefahr zum Trotz haben junge Burschen ein paar Dirnen in ihren Kreis gezogen und stellen sich mit ihnen zur danza prima auf. Dicht daneben etablirt sich ein Stück Walpurgisnacht: „Das zischt und quirlt, das zieht und plappert.“

Zwei fettglänzende alte Weiber hocken hinter einem großen, schwarzen Kessel mit siedendem Oel, in dem Pañuelos schwimmen. Mit riesenhafter, zweizinkiger Gabel fischt die eine das Lieblingsgebäck aus dem Oelteich, um es den gierig danach ausgestreckten Händen zu reichen. Die Sonne drückt auf den Kohlenqualm, der unter dem Kessel hervordringt. Grau und übel riechend windet er sich zwischen den Tanzenden hindurch und vertreibt den gaffenden Maler.

Mittag ist längst vorüber, als dieser vor dem Gemeindehause steht, wo er Mateos und die Angesehenen des Ortes durchs geöffnete Fenster so laut spectakeln hört, als wollten sie es den Cortes in der Hauptstadt nachthun. Wolf forscht hier nach dem ominösen Anschlag der „Madrider“, der Casta so viele Thränen verursachte. Ein paar Fetzen sind alles, was Volksgrimm davon übrigließ. Sie flattern lustig neben der Verordnung hin und her, die das Kirchenfest betrifft, in welcher es unter anderm heißt: „Weiber haben die Kirche unserer lieben Frau nur mit bedecktem Haupt zu betreten, Hunde gar nicht.“*)

Wolf entziffert von den Bruchstücken des Loma'schen Militärbefehls Folgendes: „. . . Karlisten in Waffen, gebürtig aus Cangas de Onis, sind als Hochverräther

*) Authentisch.

zu betrachten. Aeltern, Brüder und Kinder, die in der Karlistenarmee Verwandte haben, diese nicht anzeigen, sondern ihre Pläne unterstützen ... Güter zu berauben und auszuweisen ... Regidores und Alcalden verantwortlich ..."

Mit der Ueberlegenheit des wohlerzogenen Bürgers eines geordneten Staates schaut der Maler dann auf das polizeilose Treiben vor sich und kommt eben zum Schluß, daß die „geliebte Alte" sein Vagabundiren zwischen Festtagstrubel und Bürgerkrieg kaum gutheißen würde, als jemand seine Schulter berührt.

„Auf ein Wort, lieber Freund!" ruft Ramon ihn an.

Wolf empfindet eine Anwandlung, dem feisten Priester an den Hals zu fliegen, so freut ihn das bekannte Gesicht unter der fremden, unheimlichen Gesellschaft.

„Lieber — ich komme zu warnen?"

„Weshalb?"

„Weil wir aus sicherer Quelle wissen, daß Loma Kundschafter ausgeschickt hat, die am Fest unserer lieben Frau nicht beten, sondern spioniren werden ... und weil's schad' wär', wenn man einen hübschen Jungen wie Sie auch für einen Spion hielte und über die Klinge springen ließe."

„Das Fest wart' ich ab!" ruft Wolf übermüthig. Er ist entschlossen, Cangas nicht zu verlassen, bis er über Clavela beruhigt sein kann.

„Schlimme Aussicht zum Fest! Unser hochwürdigster Herr Bischof wird es auch nicht besuchen, eben traf die Nachricht ein." „Es heißt", fährt der schwatzhafte Priester mit listigem Augenzwinkern fort, „er hätte Schmerzen in den Gliedern. Die Schmerzen kennt man! Die Regierung verlangt die Auslieferung der Kirchengefäße aus der Camera santa oder den Werth in geprägtem Silber ... das schmerzt freilich! Ist unserm Hochwürdigsten auch sonst nicht zu verargen, wenn er sich jetzt nicht herauswagt.... Man läßt sich den Bischofsring beim Umzug zwar gern küssen, aber es darf nicht Gefahr sein, daß man dabei in den Finger gebissen wird.... Und bei dem sakrischen Volk von heutzutage weiß einer nie voraus, was passirt! Don Solano verläßt uns auch heute."

„Jetzt, wo Gefahr ist?"

„Da kennen Sie ihn schlecht, wenn Sie meinen, er habe Furcht! Unser hochwürdigster Herr Bischof braucht ihn selbst. Der Cura Santa Cruz*) verdirbt uns das Ansehen — ein bischen zu vif ist er schon! Da soll Don Solano an seiner Stelle bei den Freischaren das heilige Feuer anfachen. Sie können gleich Abschied von ihm nehmen, wir treffen ihn hier noch an."

Man steht vor dem Kirchhofe.

Der von Cangas liegt auf einem leicht ansteigenden Terrain gen Osten. Nichts findet sich hier von den lieblich geschmückten Hügeln unserer Gottesäcker. In zwei der dicken, verwitterten Backsteinmauern, die ihn umschließen, sind längliche Oeffnungen angebracht, von denen einige schuttbedeckte Särge tragen. In der Mitte des freien Raumes reihen sich verwahrloste Gräber um ein großes, roth angestrichenes Kreuz mit niedrigem Betschemel. Auf diesem hockt ein etwa sechsjähriges Mädchen mit gesenktem Kopf und kaut an einem Stück Borona.

---

*) Ein durch seine Grausamkeit berüchtigter Karlistenanführer.

„Hast du keinen Cura gesehen, mein Täubchen", fragt Ramon, indem er sie leicht anstößt.

Sie schützt mit der Hand ihre entzündeten Augen gegen den blendenden Himmel und versucht aufzusehen. Als sie zwei fremde Männer erblickt, flattert sie wie ein erschreckter Vogel auf und läuft schreiend davon.

Gedämpfte Stimmen werden jetzt aus der Begräbnißkapelle hörbar. Ramon stößt die angelehnte Thür auf: „Gente de paz!" ruft er hinein und betritt mit Wolf den düstern Raum.

An einer Stellage, zum Aufbahren der Leichen bestimmt, lehnt Don Solano, bleicher, erdentrückter denn je. Vor ihm steht mit energischem Gesichtsausdruck ein Mann des Volkes in zerrissener, bestaubter Kleidung.

„Ist Nachricht von Biaño da?" fragt Ramon.

„Gil Diez hat es mit seiner Compagnie genommen", entgegnet Solano. „Die Nachricht, die Vicente uns gestern brachte, daß man nahe von Infiesto ein junges Weib mit einer Depesche Loma's abgefangen, hat sich auch bestätigt. Leider ist die Person wieder entsprungen."

„Mutabilis semper femina!" spottet Ramon.

„Man wird scharf aufpassen! Alle Maßregeln sind getroffen, ihrer habhaft zu werden, lebend oder todt, damit ihre Zunge nicht gefährlich werde. Das übrige mögen Sie selbst lesen", schließt Solano, während er Ramon einen beschriebenen Zettel gibt, „indeß ich den Boten verabschiede; Mateos soll ihn speisen ... Geld hab' ich keins."

Ein paar Pesetas, die Wolf verstohlen aus der Tasche nimmt, um sie dem Boten hinter dem Rücken der Priester zuzustecken, weist dieser trotzig zurück. Mit Solano verläßt er darauf die Kapelle.

„Der Zettel ist durch drei Hände gegangen", sagt Ramon, indem er Wolf das chiffrirte Blatt betrachten läßt. „Da ... sehen Sie, drei Nadelstiche. Bei uns ist der Botendienst charmant eingerichtet. Kann einer nicht mehr fort, ruft er dem Nächsten, Besten, den er für einen der Unsern hält, ein Wort als Erkennungszeichen zu. Wird es richtig ergänzt, übergibt er die Botschaft schriftlich oder mündlich. Und jener zaudert keinen Augenblick, mit Hintansetzung jeder andern Pflicht, sie zu befördern.... Wir haben die Spione umsonst ... die Regierung muß sie bezahlen!"

„Was war das doch gestern mit Vicente?" ruft der wieder eintretende Solano Wolf zu. „Er behauptet, Sie und Felipe Trelles hätten ihn gestern Nacht überfallen und arg zugerichtet."

„Der Nichtswürdige!" fährt Wolf auf, „beinahe hätte er Felipe ermordet." Und er erzählt, was sich zugetragen.

„Es kommt hier nicht darauf an, wer in dem Streit recht oder unrecht hat", bemerkt Solano ruhig, „es kommt nur darauf an, daß Vicente unserer Sache nicht schadet. Er hat ihr gut gedient und schonte weder Geld noch Mühe, wo es galt."

„Weil er sich das hübsche Frauenzimmer damit zu kaufen dachte", platzt Wolf heraus.

„Wen das Blut verwirrt, der sieht nicht klar ... wir dürfen Mateos deshalb seiner Rache nicht überlassen", sagt Solano. Ein paar Augenblicke überlegt er. „Ich werde unverzüglich selbst mit Vicente reden. ... In einer Stunde denk' ich aufzubrechen", wendet er sich dann mit der Zuversicht eines Mannes, der an Gehorsam gewöhnt ist, an den Maler, „treffen Sie mich hier. Kann sein, ich nehme Sie bis Infiesto mit."

„Das klügste wär's", bemerkt Ramon, „aber der Tollkopf will ja auf dem Feste tanzen!"

„Von Infiesto können Sie die Post zurück benutzen und Mateos beruhigen."

„Falls Sie nicht unterwegs als Spion aufgehangen und daran verhindert werden", ergänzt Ramon.

„In einer Stunde also", verfügt Solano, Wolf's Hand schüttelnd, ohne Ramon's Einwendungen nur zu beachten.

XII.

Die Aussicht, etwas zum „Glück Clavela's", wie er meint, beitragen zu können, versetzt Wolf in gehobene Stimmung. Ihr thränenüberströmtes Gesicht vom Morgen hat ihn wie eine Mahnung durch all den wüsten Lärm des Tages begleitet. Er eilt nach Hause ... ohne sie dort zu finden.

Casta schilt, als er nach ihr fragt. Das dumme Ding sei davongelaufen, nach Blumen, oder zur Pathe, oder Gott weiß wohin ... „jetzt, wo Gäste zu bewirthen sind".

„Bei Felipe wird sie stecken", denkt Wolf seufzend; „die Fastenzeit ist vorüber ... jetzt holt sie nach! Ein Narr, daß ich mich um sie quäle!"

Mateos hält das Amt vom Hause fern. Er hat Rocca zu allen Teufeln geschickt, als die Mutter es gewagt, diesen nach ihm auszusenden. Casta nöthigt dem Maler Festgerichte auf, denen er zum ersten mal keine Ehre erweist.

Er ist der erste auf dem Kirchhof, aber auch Solano läßt nicht lange warten.

„Wir nehmen den Fußweg", sagt er, „schreiten wir scharf zu, so treffen wir vor Anbruch der Nacht noch in Infiesto ein."

Wolf brennt zu erfahren, was Solano bei Vicente ausgerichtet, aber der tiefe Ernst des Priesters hält die Neugier in Schranken. Solange man dem Flecken noch nahe ist, gibt's auch fortwährend Unterbrechung. Landleute, Hausirer ... allerlei Gesindel treibt dem Fest zu und füllt die Wege. Viele bücken sich vor Solano fast zur Erde; andere drehen dem Mann in der Kutte den Rücken. Einzelne machen ihrer Verachtung seines Standes sogar in brutalen Ausdrücken gegen die Genossen Luft. Die Gegensätze haben sich im täglichen Streit der Parteien stark zugespitzt. Gleichgültigkeit scheint fast ausgeschlossen.

Solano biegt nach kurzer Zeit vom betretenen Wege ab; er kennt die Gegend und bedarf der Wegweiser nicht.

„Vicente hat einen harten Schädel", beginnt er nun, „endlich hat er doch nachgegeben. Der Brief, mit dem er drohte, wird bald in Mateos Händen sein. Dieser hat dafür einen Revers auf Clavela ausgestellt, und übermorgen ist Hochzeit."

„Das ist unmöglich! Das wäre himmelschreiend!“ fährt Wolf auf. „Clavela gehört ja dem andern ... das weiß Vicente. Sie hat's ihm ja gezeigt, wie sie ihn verachtet.“

„Es ist ja nicht ihre Achtung, die Vicente reizt ... vielleicht reizt's ihn, sich jetzt an ihr und Felipe zu rächen. ... Euch junges Volk macht Weiberliebe einmal toll!“

„Sie thut's aber nicht, Hochwürden ... sie läuft gerades Wegs ins Wasser ... es darf nicht sein! Ich geh' zurück ... hilft ihr keiner sonst ... versuch' ich's.“

Solano's Hand hat sich fest auf seines Begleiters Schulter gelegt. „Sie können morgen früh von Infiesto zurück sein ... bis dahin aber haben Sie Geduld. Ich hätte mit Clavela gern selbst gesprochen, aber es fand sich keine Zeit dazu. Clavela wird sich fügen.“

„Nie ... hoffentlich nie!“

„Sie weiß, daß Vicente ihren Vater verderben kann ... sie hat uns deshalb jüngst geschworen, Vicente zu heirathen.“

„Zwingt man sie, wird sie natürlich dem angetrauten Manne sobald als möglich ausreißen und zu dem andern laufen, dem sie nach einem höhern Gesetz auch gehört!“

„Sagen Sie mir doch, mein lieber Sohn“, fragt Solano ruhig, „kraft welchen Rechts entscheiden Sie denn hier, welches Gesetz das «höhere» ist?“

„Ich denke“, ruft Wolf sehr erregt, „jeder, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann hierüber wahrlich nicht in Zweifel sein!“

„Doch ... doch!“ fährt Solano gelassen fort. „Euer höchstes Gesetz ist das Recht, das Ihr der Leidenschaft einräumt. Euere modernen Dichter haben Euch dazu verführt ... sie sind die Kuppler dieses Rechts geworden, das jeder auslegt, wie es ihm gerade paßt. Bedenkt doch, wohin wir kämen, wenn ein solches «Recht» Geltung hätte!“

Wolf hält sich kaum, aber er schweigt noch; er will reiflich überlegen, ehe er diese Sophismen schlägt.

„... In jedem Lande“, fährt der andere fort, „herrscht deshalb ein bürgerliches Gesetz, das die allgemeine Vernunft repräsentirt ... wenn man so sagen kann ... und das berufen ist, die Meinung des einzelnen zu verbessern. Es wird den einen unverdient schädigen ... es wird dem andern unverdiente Vortheile bringen, aber es ist nicht zu entbehren.“

„Jedes bürgerliche Gesetz eines «vernünftigen Landes»“ ... erwidert jetzt Wolf, der mit dem „vernünftigen Lande“ selbstverständlich das meint, auf dem seine eigene Vernunft gediehen ist, „würde Sie für den Zwang strafen, den Sie auf Clavela übten. Es würde Clavela zehnmal von ihrem Eide freisprechen, wenn sie sich beklagte.“

„Mein lieber Freund, die Staatsgesetze sind nicht die der Kirche ... aber in diesen, wie in jenen wird der Einzelne dem Vortheil des Ganzen untergeordnet. Glauben Sie mir nur ... Sie sind berauscht von dem Geist der kurzen Spanne Zeit, in der Sie leben. Die Gegenwart hat den Einzelnen zum Selbstzweck erhoben ... aber was ist er in der Schöpfung ... was in der Ewigkeit?“

„Für die katholische Kirche ist der Einzelne allerdings nie etwas gewesen. Sie hat sein gutes Recht stets mit Füßen getreten und ihn mitleidlos geopfert. Was ist ihr Clavela? ... eine armselige Bauerdirne. Felipe? ein intelligenter Arbeiter. Sie löscht das Glück der beiden aus, wie der Sakristan eine Altarkerze, wenn sie zu ihren Zwecken gedient hat."

„Sie irren, lieber Freund ... gleichgültig ist uns keines Menschen Schicksal, nur ist sein Werth für uns ein bedingter. Wir messen ihn an dem großen Zwecke, dem wir alle dienen. Daß Clavela diesem Zwecke geopfert wird, gebe ich zu. Vicente hat sie sich als Preis für gewisse Dienste ausbedungen, die er der Kirche leistet ... das ist ihr nicht verschwiegen worden ... trotzdem hat sie geschworen."

„Sie wußte damals nicht, was sie that ... daß sie ihr ganzes Glück verschwor!"

„Meinen Sie, Clavela könnte mit ihrem Liebsten glücklich werden, wenn Vicente sich dafür an ihrem Vater rächte ... wenn des Vaters Schicksal als Schuld auf ihrer Seele läge?"

„Ich meine vor allem, daß es niemand zukommt, die Freiheit eines andern in dieser Weise zu beschränken ... selbst nicht die Freiheit eines Weibes."

„Legen Sie den raffinirten Maßstab Ihres unbeschränkten Freiheitsideals der Frau nur nicht an unsere Sitten. Hier ist die Tochter des Vaters Eigenthum, das Weib des Mannes. ... Das will Ihnen ungeheuerlich erscheinen? Es ist das Recht des Stärkern, dem Sie huldigen wie wir."

„Nein ... wir nicht!" rief Wolf empört, „das ist kein Recht, das ist Willkür, das ist Tyrannei! Geht Clavela an ihrem Schwur zu Grunde ... so ist Ihr «Recht» ein Mord gewesen!"

„Mein lieber Sohn ... das Leben eines Menschen wird in Euerm vernünftigen Lande nicht mehr gelten als bei uns, sobald Ihr seiner bedürft, um eines allgemeinen Vortheils willen. Nehmt doch an, wir zwängen Clavela zu einem Kampfe für unsere Zwecke, wie jeder moderne Staat seine Männer zum Kriege zwingt, sobald seine Wohlfahrt es fordert. Militia est vita hominis. Auch wir sind im Kriege. Vicente wird Clavela schlagen, wenn sie ihm angetraut nicht zu Willen ist ... aber meint Ihr denn, daß Bajonnete sanftere Waffen sind als Vicente's Fäuste?"

„Fürs Vaterland bluten ist wahrlich etwas anderes, als durch brutale Gewalt zertreten werden wie ein Wurm. Für Clavela handelt es sich um das ganze Leben ... Krieg währt kurze Zeit. Und ... gesetzt, einer oder der andere müßte wirklich in die bunte Jacke gezwungen werden ... kann er sich trösten, daß jeder Pflichten gegen sein Land hat. Sie leidet allein. ... Ein schweres Schicksal wird erträglich, wenn's ein gemeinschaftliches ist."

„Wenn Euch das beruhigt, lieber Sohn, so nehmt zu Clavela's Trost nur an, daß sie das Schicksal aller Menschen theilt. Denn das Schicksal jedes einzelnen ... folglich aller ... heißt: Unterordnung des Schwachen in den Willen eines Mächtigern. Werft doch das Recht des Stärkern aus der Welt, wenn Ihr könnt ... aber Ihr könnt ja nicht! Mit der sichtbaren Welt ist es zugleich erschaffen

worden ... mit ihr wird es zu Grunde gehen. ... Und nehmt Euch Clavela's Los nicht allzu sehr zu Herzen. Was liebt der Mann am Weibe ... was das Weib am Manne, als persönlichen Genuß. Liebeskummer geht darum vorüber wie jedes Gefühl, das nicht auf ein Ewiges gerichtet ist. Eins dagegen ist unvergänglich ... die Reue über die verletzte Pflicht. Ich stehe für mein Beichtkind ... sie wird die Reue nicht auf sich laden."

XIII.

Während Wolf auf seine Weise Clavela zu dienen dachte, hat Verzweiflung sie selbst schon zum Handeln getrieben.

Der Maler hat sie aus ihrem Liebesglück geschreckt: „Vicente wird sich rächen!" hat er gerufen ... „Vicente wird Vater und Bruder verderben!" Jetzt läßt Gewissensangst sie nicht ruhen.

Die Frauen in ihrem Lande sind nicht gewohnt, selbständig zu denken; sie führen aus, was Männer beschlossen haben. Darum findet Clavela sich nicht gleich zurecht ... sie fühlt nur: etwas muß geschehen! Aber was?

Felipe würde es wissen, aber Felipe ist fern ... erst am Abend sieht sie ihn wieder. Felipe ist pflichttreu, und die Arbeit drängt in der Schmelze, seit überall Waffen geschmiedet werden.

Vicente wird sich rächen! Und Vicente hat Macht ... er besitzt einen Brief. Ja ... dieser Brief ist's! Von dem ist oft die Rede gewesen. Sie weiß nicht, was in dem Briefe steht, aber sie haßt ihn ... er ist schuld an aller Noth. Wie herzhaft hat sie erst Vicente's Werbung zurückgewiesen ... seit er den Brief hat, haben ihr die Priester mit dem Höllenfeuer gedroht, wenn sie Vicente nicht heirathe. Da hat sie endlich geschworen, ihn zu heirathen ... ja, geschworen!

Hat sie's Felipe nicht gestern auch gesagt? Aber der redete ganz anders als die Priester. ... „Ein Schwur, den dir die Priester abgezwungen, gilt nicht vor Gott!" Ob Felipe das besser weiß als der Pater Solano? Sie weiß nur, daß sie Felipe geglaubt hat. Wie hätte sie ihm nicht glauben sollen! Sie hat nicht denken können, an seiner Seite ... die Leidenschaft war plötzlich da ... betäubend, gewaltsam ... unwiderstehlich.

Sie athmet schwer ... sie denkt an gestern ... das Herz bebt in süßer Qual ... die Lippen öffnen sich ... sie schließt die Augen.

Da schreckt sie's wieder auf: „Vicente will sich rächen ... ich darf nicht träumen ... ich muß etwas thun. Wenn Vicente wieder gehen kann, dann ist's zu spät ... dann sind sie verloren!"

So grübelt Clavela, während sie den Festtagsstaat der Mutter für morgen aufplättet. Sie ist immer stolz auf den prächtigen Anzug gewesen; trotz der innern Qual gibt sie sorgsam auf das glühende Eisen Acht.

Als sie kürzlich mit dem Vater in Infiesto war, Vicente zu besuchen, hat der Vater den Brief gefordert. Vicente hat auf ein Fach seines Pultes gezeigt: „Der liegt gut verwahrt! An meinem Hochzeitstage sollst du ihn haben, Mateos!" Das ist ihr genau im Gedächtniß geblieben, denn bei dem Wort „Hochzeitstag" ... hat

sie geschaudert. . . . Wenn sie dem Vater den Brief bringt, wird er sie nicht mehr zwingen, Vicente's Frau zu werden, dann kann dieser sich nicht mehr rächen. Den Brief muß sie haben.

Sie ist nicht scharfsinnig von Natur . . . langsam, wie aus einem Nebel, befreien sich die Gedanken zu einem Beschluß.

Die Wirthin wird sie in Vicente's Stube lassen . . . sie hat neulich Freundschaft mit ihr geschlossen . . . aber wie den rechten Brief herausfinden? „Ich kann nicht lesen!" seufzt sie. Soll sie den Maler mitnehmen? Nein . . . so etwas kann man nur allein ausrichten. Auf einmal sieht sie sich in Vicente's Stube . . . sie bricht das Pult auf . . . sie nimmt den Brief . . . „Herrgott!" . . . schreit sie und preßt die Hände vors Gesicht . . . „das ist ja Diebstahl!"

Dabei hat sie das Bügeleisen auf dem Rock stehen lassen . . . er ist versengt! Ueber dem Fleck vergißt sie einen Augenblick der eigenen Noth. Jetzt muß sie waschen und putzen und wieder plätten, bis der Schaden ausgebessert. Dann kommt andere Arbeit . . . vor einem Fest gibt's immer viel zu thun. Aber sie kennt die Arbeit, sie kann dabei nachdenken . . . die Hände rühren sich mechanisch. Jetzt legt sie Blumen um die frischgebackenen Kuchen. Da hält sie plötzlich ein . . . der Blick ist starr, wie nach innen gerichtet . . . es ist in ihrer Seele hell geworden . . . der Brief, mit dem Vicente droht, ist ja auch gestohlen . . . Vicente hat selbst gestohlen! „Aber er hat die Schuld abgebüßt, weil er der Kirche eifrig dient" . . . das hat der Pater Solano ihr gesagt. Also kann man unrecht thun, und durch gute Werke dann das Unrecht büßen! Jetzt weiß sie, was sie thun muß . . . jetzt kann sie den Brief entwenden!

Sie fällt auf die Knie und küßt die kleine Schaumünze der Jungfrau von Covadonga, die sie am Scapulir trägt: „Heilige Maria . . . du hast dich erbarmt!"

Nun ist sie ruhiger geworden. Als sie das Bret mit Chacoli (Landwein) und Kuchen in die große Stube trägt, merkt man ihr die Sorge nicht an. Onkel Gasparo und die dürre Petra, seine Schwiegertochter, sind schon angekommen; auch ein paar ältliche Verwandte von Abamia. Sie sitzen mit der Mutter am Tisch. Clavela schenkt ein. Pedrillo schielt nach dem Kuchen, stellt sich auf die Zehen und stibitzt ein Stück. Ein paar Blumen fallen auf das Tischtuch. „Du Nichtsnutz", schreit die Pathe Petra und schlägt nach ihm. Flink kriecht er unter Clavela's Rock und will sich todtlachen.

„Ist der Vater noch nicht heim?" fragt abermals Casta, deren Augen fortwährend unter Wasser stehen.

„Sie hat auch ihr Theil Kummer!" denkt Clavela; aber sie bedenkt nicht: „gehe ich nach Infiesto, wird der Mutter Kummer noch zehnmal größer sein!" Und dächte sie's auch . . . sie ginge doch.

Onkel Gasparo meint, wenn einer gut tractirt wird, muß er durch Späße zahlen. Drum zieht er Clavela mit der Hochzeit auf und wird sehr derb. Alle lachen, außer der Braut und Casta. Diese scheint auf nichts zu achten. Aber morgen wird sie sich auf jedes Wort erinnern . . . da wird ihr ins Gedächtniß kommen, daß bei des Onkels rohen Späßen Clavela bleich blieb . . . daß sie sagte: „Jetzt geh' ich selbst nach dem Vater ausschau'n." Und daß ihr liebes

Kind sich auf der Schwelle noch einmal umwandte: „Sorge nicht, Mutter ... ich komme richtig heim!“

Clavela wirft nun hastig ihr Tuch übern Kopf ... der Weg nach Infiesto ist weit; eh' Felipe kommt, muß sie zurück sein. „Fliege, meine Seele, fliege!“ sagt sie leise vor sich hin. Der Refrain der alten Legende will ihr nicht aus dem Sinn, als könne er ihren Schritt beflügeln.

Begegnet ihr jemand, blickt sie nach der andern Seite; sie will nicht angesprochen werden. Eine Stunde bergan, ehe sie nur den Wald erreicht! Die Schweißtropfen perlen von der Stirn. Unter den Bäumen ist's kühl, still und dunkel. Sie preßt die Hand aufs Herz ... es will die Brust zersprengen ... sie hat eben an Felipe gedacht, und was er im Wald mit ihr geredet.

Von fern tönt Gesang, ein altes Wallfahrtslied. Verwundert sieht sie auf, sie hat das Kirchenfest vergessen. Die Procession kommt ihr entgegen ... schnell unter die Bäume, vom Wege ab ... sie hat keine Zeit stillzustehen. Der Chor plärrt:

Die Jungfrau von Covadonga sagt,
Daß sie Französin nicht sein möge;
Daß sie Anführerin sein wolle,
Der spanischen Armee.*)

(La Virgen de Covadonga dice,
Que no quiere ser Francesa,
Que quiere ser capitana
De la tropa española.)

Endlich! Der Kirchthurm von Infiesto ragt aus den Kastanien vor. Da ... Schritte. Zwei Soldaten sind's; sie tragen die Boina (die rothe Mütze, Abzeichen der Karlisten) schon öffentlich. Der Krieg rückt näher und näher. Auf der Anhöhe lagert ein ganzer Trupp. Es scheint, sie ist von den Soldaten bemerkt worden ... sie verdoppelt die Schritte.

Gott sei Dank! Am Anfang der Straße liegt die Posthalterei ... das Ziel ist erreicht. Ob sie nach Vicente fragen werden? Ob sie's schon erfahren haben, daß Felipe ihn lahm geschlagen hat?

Das Haus liegt wie ausgestorben. Die nächste Post geht erst in drei Stunden ab. Sie tritt ein. „Elena“, ruft sie, „Elena!“ Keine Antwort. Sie öffnet eine Thür und kommt in die verdunkelte Stube. Auf das Bett von Elena's Knaben fällt durch einen schmalen Ritz des Ladens ein Sonnenstrahl. Ein welkes Händchen greift nach den bunten, beweglichen Flecken, die er auf die Decke malt. Elena sitzt am Bett und ist eingenickt.

„Mama!“ ruft ein heiseres Stimmchen.

Sie schreckt auf, als sei ein Unglück geschehen: „Jesus Maria!“

Das Kind streckt seine Hand nach Clavela aus, die mitten in der Stube steht. Elena glaubt, sie komme des Kindes wegen ... sie hat keinen andern Gedanken mehr.

---

*) Voraussichtlich stammt das Lied wol aus dem Jahre 1808. Asturien war die erste Provinz, die sich gegen die Franzosen erklärte.

„Er hat's im Halse, seit er die Xanas*) im Walde gesehen", erklärt sie. „Die Xanas haben gewinkt ... immer gewinkt! Da riß er aus, und kam an ... ganz heiß und bleich ... der Athem ging gleich so ... so."

Clavela ist neben das Kind getreten und streichelt's. Sie weiß, daß es sterben muß, da ihm die Xanas gewinkt haben; auch die Mutter weiß es. Elena würde ihre Geschichte gern wieder von vorn anfangen, aber Clavela denkt an den Brief. „Vicente hat den Fuß vertreten", sagt sie leise, hastig, „ich soll aus seiner Stube etwas holen."

Elena weist nur mit der Hand nach dem Schlüssel, der an der Thür hängt. Sie will das Kind nicht verlassen, sonst ginge sie wol mit und früge nach dem Fest.

Ein erster Diebstahl macht Herzklopfen, auch wenn man gelobt hat, ihn durch gute Werke abzubüßen.

Rasch tritt Clavela ein. Da steht das Pult ... es ist der mittlere Schub, in dem die Briefe liegen ... er ist verschlossen. Aber die obere Schublade läßt sich herausziehen, als sie einen krummen Nagel ins Schlüsselloch steckt. Nun kann sie von oben zu den Papieren gelangen. Es liegen so viele Briefe in diesem Schub ... einige lose, andere im Couvert; manche haben Siegel oder Stempel ... sie kennt nicht einmal des Vaters Stempel! Damit sie nur den richtigen Brief nicht zurückläßt, nimmt sie gleich alle mit, packt sie ins Sacktuch und knotet's wie ein Bündel zusammen. Das sind entsetzliche Augenblicke! Sie hört jeden Laut ... des Kindes Husten, das Stampfen der Pferdehufe im Stall, die Schritte der Vorübergehenden ... und bei jedem Laut meint sie, die Thür werde aufspringen.

Als sie, das Bündel am Arm, den Schlüssel bei Elena abgibt und das Kind noch einmal liebkost, fällt ihr eine Last vom Herzen. „Gott behüte, Elena!"

Jetzt steht sie auf der Straße und athmet auf ... da kommt ihr ein: wird Elena mich nicht Diebin schimpfen, wenn sie mich wiedersieht? Nein ... sie wird daran nicht denken ... ihr Kind wird gestorben sein!

Aber der Vater! Ob der Vater ihr den Dienst danken wird? Der Zweifel schreckt sie zum ersten mal. Das klare Licht, das in ihrer Seele aufging, fängt schon an, sich zu trüben. Doch das Nächste ist der Heimweg. Nach Art der Frauen hat sie mit dem Eifer des Herzens, nicht mit der Sonne unabänderlichem Lauf gerechnet; es ist spät geworden. Und da sind auch schon wieder die Soldaten und glotzen ihr nach.

Sie rennt querfeldein dem Walde zu ... da steht sie im Halbdunkel der Bäume und kann den Weg nicht finden. Die Angst verwirrt sie vollends. Dazwischen immer der Gedanke: „Wär' Felipe da ... wär' ich sicher!" Die Sehnsucht wird zur Qual. Jetzt hat sie den rechten Weg entdeckt. Was ... wieder die Soldaten?

„Holla, Jungfer!" schreit der eine, „du trägst also den infamen Madridern Briefe zu! Wart', das Handwerk will ich dir legen!"

Hätte sie nur kein schlechtes Gewissen! Hätte sie nur die Briefe nicht! Sie würde ruhig sagen: „Ich bin des Schulzen von Cangas Tochter." Kein Karlist

*) Eine Art nebelhafter Spuk, den Tod anzeigend.

würde ihr etwas zu Leide thun. Aber der Diebstahl macht sie feig ... sie schlüpft ins Dickicht und versucht zu fliehen.

Da knallt ein Schuß.

„Mutter Gottes ... sie schießen!"

Noch ein Schuß.

Ihr ist, als hätte ihr jemand einen Schlag versetzt, der sie zu Boden werfe. Sie ahnt nicht, daß sie eine Kugel in der Brust hat. Kein Schmerz ... es ist nur, als presse ihr jemand die Lunge zusammen; sie drückt ihr Bündel an sich. Verworrene Stimmen klingen durcheinander ... fern ... ferner.

Als sie aus der ersten Betäubung erwacht, begreift sie nicht, warum sie am Boden liegt, und versucht aufzustehen ... es wird ihr schwer. Nachdem sie ein paar Schritte gemacht hat, muß sie sich an einen Baum lehnen. Sie hört ein schwaches Geräusch, wie von rinnenden Tropfen ... ihre Hand ist feucht, von Blut überströmt ... sie bricht am Baum zusammen.

Noch einmal versucht sie die Gedanken zu sammeln. „... Das ist der Weg nach Hause ... der Brief ..." sie tastet danach ... die Vorstellung zerfließt. Eine ungeheuere Woge wälzt sich heran. „Ich fürchte mich, Felipe!"

Ein paar Arme umfangen sie ... „Felipe!" haucht sie. Ein heftiges Zittern überläuft den Leib ... dann strecken sich die Glieder.

„Todt!" sagt leise der Pater Solano.

„Ermordet!" schreit Wolf.

XIV.

Aus einem Briefe Wolf's an seine Mutter:

„Cangas de Onis, 8. September.

... Diesen Brief gebe ich morgen in Gigon selbst zur Post, wo ich mich für La Corunna, Vigo oder irgendeinen Hafen der Westküste einschiffe. Erhältst Du ihn, so bin ich dem «Karlistengesindel» fern, das Dich so ängstigt. Also habe keine Sorge! Ich habe heute so viel von Mutterſorge gesehen, daß ich für lange Zeit genug habe. Denke, die hübsche Schulzentochter, von der ich vorgestern schrieb, ist von Karlisten im Walde erschossen worden. Ein wehrloses, junges Ding! Man hielt sie für eine, die hier herumspionirt hatte, und entsprungen war. Und ohne nur zu untersuchen, ist sie's wirklich oder nicht, schossen die Kerle sie nieder wie ein Stück Wild. Die Geschichte erzähle ich Dir einmal ausführlich. Heute früh begrub man sie. Man läßt die Leichen hier manchmal nur ein paar Stunden liegen. Die Mutter weinte viel ... sie weint ohnedies beständig ... es war das eigene Kind. Zudem fällt bei dem seligen Paradiesesglauben immer noch der Umstand tröstlich ins Gewicht, daß Tod ... Verbesserung bedeutet. Sterben kommt ihnen etwa vor, wie wenn einer vom Parterre in den ersten Stock zieht. Zeitweilige Trennung allerdings ... der galten die Thränen ... dann aber auch Wiedervereinigung. Sie ist überzeugt, sie sieht das schöne Mädchen im Himmel ebenso schön wieder, und noch dazu mit Flügeln.

Es war aber da noch eine andere Mutter, die des Arbeiters, den ich neulich

schilderte, und der das Mädchen liebte ... schon mehr, als mit der gewöhnlichen Passion. So etwas von Mutterschmerz hab' ich noch nicht erlebt. Für sie gab's nämlich nichts auf der Welt als den Sohn. Sie lebte, um für ihn zu arbeiten; sie betete, um den Himmel für ihn zu bestechen. Ihre fixe Idee war sein Glück. Das wollte sie mit den beschränkten Mitteln, die ihr zu Gebote standen, erringen. Er liebte das Mädchen ... folglich mußte er das Mädchen haben. Gestern hat sie nun begriffen ... er hat's ihr wol klar gemacht ... daß ohne die Priester das Mädchen längst sein geworden wäre. Jetzt ist sie todt ... er wird «nie mehr glücklich», denkt sie. In ihrer Verzweiflung war sie ihm zum Begräbniß nachgelaufen. Angesichts der Leiche erhob sich ihr Schmerz zu erschütternder Gewalt. Sie verfluchte die Priester, die an dem «Morde» schuld seien; sie drohte mit erhobener Hand den Heiligen, die ihre Gebete und Kerzen angenommen, und die ihr in der Noth doch nicht geholfen hatten. Der Sohn versuchte sie zu beruhigen. Der Ausdruck von Liebe und Verzweiflung, mit dem sie ihn dabei in die Arme schloß ... ich konnt's kaum aushalten. Immer mußt' ich denken: wenn mich jemand so gekränkt hätte, meine liebe Alte würde es gerade so empfinden, wenn auch hoffentlich nicht so pathetisch. Drum hab' ich mir auch vorgenommen, von nun an hübsch Acht auf mich zu haben, damit Dir kein Leid widerfährt.

An der Leiche kamen mir übrigens noch andere Gedanken. Bewahre, daß ich den Karlisten das Wort rede. Eine Bande ist's, die jetzt unter der bekannten Devise mordet und plündert — zum mindesten sieht, wo sie sich die Taschen spickt. Aber der Krieg demoralisirt ja immer. Im gewöhnlichen Zustande glaube ich, daß sie nicht schlimmer, nicht besser sein werden, als das Gros der Menschen überhaupt ist: genußsüchtig, unwissend und geschmacklos. Auf eine bestimmte Anzahl solcher Majorität — gleichviel, welcher Richtung sie angehört — wird aber überall auch eine Minorität kommen, die ehrlich, aufopferungsfähig und gebildet ist. Jener Priester Solano — Du kennst ihn aus dem letzten Briefe — gehörte ganz offenbar zu dieser Minorität. Ich bin außer Zweifel, hätte er sich nicht eingemischt, das schöne Mädchen lebte heute noch und wäre des Arbeiters Frau geworden. Der verzweifelten Mutter Fluch schien mir darum seine volle Berechtigung zu haben, und wieder, von *seinem* Standpunkt konnte ich ihn nicht verdammen, seine Ueberzeugung hat mir Achtung abgenöthigt. So stand ich in der Mitte, vollkommen unklar über Schuld und Nichtschuld. Ach, Du glaubst nicht, was für eine verzweifelte Sehnsucht mich da erfaßte ... nur einmal über diesem Thurm zu Babel der verschiedenen Meinungen, über moralischer Gesundheit, Tugendidealen und religiösen Dogmen zu stehen. Nur einmal erhaben sein können über das Vorurtheil des Grenzpfahls, der angestammten Gewohnheit und der angelernten Rechtsbegriffe ... ob man da überhaupt noch richten würde, was man so «richten» nennt?"

Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886.

Von

Otto Speyer.

III.

Anfang 1884 bis Sommer 1886.

1.

1) Gedächtnißfeier Victor Emanuel's. Die neue Ministerkrisis.

Das Jahr 1884 begann mit einer ebenso großartigen wie spontanen Kundgebung für die Dynastie und die Hauptstadt Rom. Die Hülle Victor Emanuel's, bisher nur provisorisch in einer Gruft des Pantheons beigesetzt, wurde am 5. Jan. zu ihrer definitiven Ruhestätte in einer Kapelle, dem Grabmal Rafael's gegenüber, übergeführt. Von der Absicht, den Sarkophag frei in der Mitte des Pantheons aufzustellen, mußte man abgehen, da der Papst drohte, der Kirche ihren Charakter als Gotteshaus zu nehmen, wenn man dem Könige eine Ehre erweisen wolle, die nach den kanonischen Vorschriften nur einem Heiligen zukäme. In den folgenden Tagen fand eine förmliche Wallfahrt zu dem Grabe statt, an welchem bei der Gedächtnißfeier des Todestages (9. Jan. 1878) mehr als 30000 Menschen aus allen Gegenden der Halbinsel ihre Andacht verrichteten.

Weniger befriedigend als dieser Beweis der treuen monarchischen Gesinnung des Volkes waren die Zustände in der Regierung und Volksvertretung. Es zeigte sich, daß die neue, durch den Trasformismo geschaffene Mehrheit bei weitem nicht so festgefügt sei, wie Depretis gehofft hatte. Das Schicksal des Baccelli'schen Unterrichtsgesetzes (auf das wir später zurückkommen) und die kläglichen Miserfolge des Justizministers Savelli, der nichts weniger war als ein Parlamentarier, hatten bereits eine große Spannung zwischen der Regierung und der Majorität der Volksvertretung erzeugt. Da legte der Präsident Farini, weil die Kammer in einer Disciplinarfrage gegen ihn entschieden hatte, sein Amt nieder und nahm dasselbe trotz einstimmiger Wiederwahl nicht wieder an. Auch der an seiner Stelle mit einer sehr geringen Mehrheit gewählte Regierungscandidat Coppino weigerte die Annahme, und das Cabinet gab wegen der dabei zu Tage getretenen Unzuverlässigkeit der eigenen Partei seine Dimission. Es war das alte Spiel, wenn auch der vom Könige abermals mit der Neubildung des Ministeriums beauftragte

Depretis diesmal aller seiner taktischen Geschicklichkeit und seines persönlichen Ansehens bedurfte, um den Rimpasto glücklich zu Stande zu bringen. Außer den durch ihre parlamentarischen Niederlagen compromittirten Ministern der Justiz und des Unterrichts fielen der Marineminister del Santo und zu allgemeiner Verwunderung der Minister für Landwirthschaft, Berti. Sein Amt übernahm Grimaldi, während Ferracin an Savelli's, Coppino an Baccelli's Stelle trat und Brin del Santo ersetzte.

Mit Savelli war der einzige Vertreter der Rechten ausgeschieden. Der Empfindlichkeit der Partei trug man einigermaßen dadurch Rechnung, daß ihr Mitglied Biancheri als Regierungscandidat für die Präsidentschaft der Kammer aufgestellt wurde. Er wurde zur Beschämung der Opposition, welche in falscher Siegeshoffnung diese Wahl zu einem wichtigen politischen Act aufgebauscht hatte, mit großer Majorität gewählt. Außerdem sollten bei der beabsichtigten Verwandlung der bisherigen Generalsecretäre in Unterstaatssecretäre und Vertreter der Minister der Rechten mehrere Plätze eingeräumt werden. Aber weder diese Einrichtung noch die seit Jahren angekündigte neue Organisation des Ministeriums, bei der außer den acht bestehenden Ressorts noch eins für Post und Telegraphie und ein Schatzministerium gebildet und der Conseilpräsident stets Minister ohne Portefeuille werden sollte, sind bisher verwirklicht worden.

Das neue Cabinet wurde bei seiner Vorstellung in der Kammer von der Rechten mit tiefem Schweigen, von der pentarchistischen Opposition mit höhnischen Bemerkungen aufgenommen. Auch benutzte die letztere die erste sich darbietende Gelegenheit zu einem heftigen Angriff gegen die Regierung.

Die zum Grabe ihres Königs pilgernden Commilitonen Victor Emanuel's und Garibaldi's waren auf ihrem Wege bei Imola und Forlì von tumultuirenden Haufen nicht nur ausgepfiffen, sondern auch mit Steinwürfen angegriffen worden. Die Regierung, welche, wenn auch wie gewöhnlich zu spät, gegen die Excedenten eingeschritten war und zugleich in Bologna einen politischen Proceß gegen die Anarchisten angestrengt hatte, in den auch die Deputirten Costa und Saladini verwickelt waren, wurde von der linksseitigen Opposition der Parteilichkeit und der Ueberschreitung ihrer Befugnisse beschuldigt. Die Debatte endigte allerdings mit einem entschiedenen Siege der Regierung; aber sowol im Laufe derselben als noch weit mehr bei der Budgetberathung trat eine außerordentliche Zerfahrenheit in den Reihen der bisherigen Mehrheit zu Tage. Die Führer der Rechten, mit Ausnahme Minghetti's, machten dem Ministerium das Leben sauer. Bonghi griff dasselbe auf dem Gebiet des Unterrichts an, Spaventa seine Eisenbahnpolitik, Ricotti die Kriegsverwaltung. In der Kammer wie in der Presse wurde die Regierung mit Vorwürfen überschüttet, weil sie viel verspreche und wenig oder nichts halte. Die Thatsache war unbestritten; nur vergaßen die, welche sich darüber ereiferten, daß sie selbst in hohem Grade mitschuldig waren, weil sie weder ihre Privatinteressen noch ihre Privatansichten der Bildung einer compacten Mehrheit und einer starken Regierung zu opfern bereit waren.

War die Regierung ohnmächtig, so waren es ihre Gegner noch mehr. Wie die Rechte durch innere Spaltungen, durch Inconsequenz und Unzuverlässigkeit, so

schadeten sich die Pentarchen durch ihr Liebäugeln mit den Radicalen. Wagte doch Cairoli als Festredner bei der Enthüllung des Garibaldi-Denkmals in Pavia am 2. Juni 1884 nicht einmal, ein Hoch auf den König auszubringen, während andere Redner offen aussprachen, daß sie nur nach Pavia gekommen seien, um für die Republik zu demonstriren. Als wenige Tage später zwei Dynamitbomben in der Nähe einer Kirche in Genua platzten — man weiß nicht, von wem geworfen und gegen wen gerichtet — entstand in dem bisher von solchen Attentaten verschonten Lande die heftigste Aufregung, die ihre Spitze natürlich gegen die extreme Partei und die sie begünstigende pentarchistische Opposition kehrte.

2) Quintino Sella.

Am 13. März 1884 starb Quintino Sella, seit Cavour's Tode der hervorragendste Staatsmann und das geistig bedeutendste Mitglied der parlamentarischen Rechten. Seit 1880 hatte er sich von der Parteileitung und ein Jahr später nach dem mislungenen Versuche zur Bildung eines Coalitionsministeriums vom politischen Leben überhaupt zurückgezogen. Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl hatten ihn zum Staatsmann gemacht; seiner eigentlichen Neigung und Geistesrichtung nach war er weit mehr Philosoph und Mann der Wissenschaft als Politiker. Mathematiker und Geolog, als Präsident die Seele und der Reorganisator der Accademia dei Lincei in Rom, hat er stets neben seiner politischen Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft selbständig gearbeitet. Aber neben der strengen Wissenschaftlichkeit lag doch in seinem Wesen zugleich ein poetisches Element. Die materialistische Tendenz der heutigen Jugend war ihm ebenso verhaßt wie der Mangel an Tiefe und Gründlichkeit in ihrer Bildung. Sein Ideal war eine Erziehung derselben nicht nur zum Wissen, das sich ja nur zu oft mit Gottlosigkeit und Unsittlichkeit verbinde, sondern auch zur Tugend und Charakterfestigkeit. Auch in der Politik hielt er an idealen Bestrebungen fest; darin lag seine Stärke und seine Schwäche. Seine Studien im Auslande, in Deutschland und Frankreich, hatten ihn vor der an den höhern Unterrichtsanstalten Italiens noch so häufigen Einseitigkeit und Oberflächlichkeit bewahrt.

Erst Professor an der Ingenieurschule zu Turin, wurde er später Mitglied des obersten Unterrichtsrathes, trat 1860 in das neue oberitalienische Parlament ein und war zwischen 1862 und 1873 viermal Finanzminister. Nach der parlamentarischen Märzrevolution von 1876 wurde ihm unter allgemeiner Zustimmung die Leitung der zur Oppositionspartei gewordenen Rechten anvertraut. Obgleich einem Compromiß mit der Linken nicht abgeneigt, stand er doch den bisherigen Führern derselben und zumal Depretis entschieden feindlich gegenüber. Es verdient deshalb Anerkennung, daß dieser selbst den Kammern vorschlug, 100000 Lire zu bewilligen, um dem gefürchtetsten und hartnäckigsten unter seinen Gegnern ein würdiges Denkmal zu setzen.

Sella war von mittlerer Größe, robuster Constitution, festem Gange und selbstbewußter Haltung. Seine Züge aber trugen trotz des dichten, borstigen Vollbarts einen heitern, wohlwollenden Ausdruck; seine Manieren waren zuvorkommend und

einnehmend, sein ganzes Wesen muthete sympathisch an. Seine Rede war fließend, ohne Schmuck und Künstelei, leicht etwas abschweifend, zuweilen sich in begeistertem und leidenschaftlichem Ausdruck zu hohem Schwunge erhebend und mit sich fortreißend. Dagegen fehlte ihm die rasche Schlagfertigkeit, die geistreiche Pointe, die Gabe, sofort den Gegner an seiner schwächsten Seite zu erfassen — kurz, er war kein Debater.

Ein trefflicher Familienvater, von patriarchalischen Sitten, tadellos im Privat- wie im öffentlichen Leben, stand Sella selbst bei den Gegnern in hoher Achtung. Ein echter Patriot, war er ein eifriger und entschiedener Bekämpfer des unglückseligen Regionalismus wie jeder engherzigen Kirchthurmspolitik. Die kleinlichen Intriguen und die gegenseitige Minirarbeit der Parteien bei den Wahlen und in der Deputirtenkammer ekelten ihn an. „Là dentro ci si corrompe!" („Drinnen wird man corrumpirt!") rief er einst aus, als er aus Montecitorio trat. Wo das Pflichtgefühl und die Ueberzeugung ins Spiel kamen, kannte er keine andere Rücksicht. Deshalb war er von eiserner Festigkeit — grausam, wie er es selbst nennt — bei seinen Finanzmaßregeln zur Beseitigung des ständig gewordenen Deficits trotz aller Verkennung, aller Bitten und heftigen Anfeindungen, trotz des Volkshasses, den er durch den harten Steuerdruck auf sich lud. Er war ein weitblickender, energischer, opferbereiter Staatsmann; auch ein Mann des Fortschritts, aber ein entschiedener Gegner jedes muthwilligen Angriffes auf das Bestehende, solange nicht etwas Besseres in sicherer Aussicht stand.

Wenn es 1870 nicht zu einem Bündniß mit Frankreich gegen Deutschland kam, wenn sich der zögernde König und das Cabinet Lanza, dem er angehörte, endlich dazu entschlossen, den General Cadorna zur Occupation Roms abzusenden, so war das, wenn nicht allein, doch in erster Linie Sella's Verdienst. Er hatte ein volles Verständniß und eine hohe Anerkennung für Deutschland, für den deutschen Charakter wie für die deutsche Wissenschaft, und hat den Anschluß Italiens an Deutschland noch mit Freuden begrüßt.

3) Die Cholera. Der Ministerwechsel.

Gegen Mitte des August 1884 verbreitete die Kunde, daß die trotz aller Absperrungsmaßregeln, wahrscheinlich zur See von Toulon aus eingeschleppte Cholera in Spezia und einigen nahegelegenen Orten ausgebrochen sei, Schrecken und Angst über die ganze Halbinsel. Noch waren die Verheerungen, welche die Seuche bei frühern Besuchen, zumal im Jahre 1837 angerichtet hatte, nicht vergessen. Schreckbilder der Phantasie, Aberglaube und Todesfurcht brachten die Bevölkerung außer Fassung. Die Provinzen, die einzelnen Ortschaften sperrten sich gegeneinander ab; in Calabrien hielt das Volk die Bahnzüge fest; manche Städte ließen keinen Fremden ein; die Aerzte wurden insultirt, mehrfach geradezu als Vergifter angeklagt. Die Regierung trat dem unsinnigen Gebaren nicht energisch genug entgegen. Allen vernünftigen wie sinnlosen Vorsichtsmaßregeln zum Trotz verbreitete sich die Pest rasch über einen großen Theil der Halbinsel. Am schlimmsten wüthete sie in Neapel, wo grenzenlose Armuth in Verbindung mit

Trägheit, Gleichgültigkeit und Unreinlichkeit wahrhaft schaudererregende Zustände geschaffen hatten. In den engen, licht- und luftlosen Gäßchen, die mehr schmutzstarrenden Kloaken als Straßen glichen, waren die Bewohner in unglaublicher Weise zusammengepfercht, bis zu 60000 Menschen auf den Quadratkilometer. In der schlimmsten Zeit stieg die Zahl der Erkrankungen auf nahezu 1000, die der Todesfälle auf 5—600 täglich bei einer Bevölkerung von nicht ganz einer halben Million. Das Volk gerieth in Verzweiflung, die tollsten Gerüchte fanden Glauben, Zeichen beginnender Anarchie traten hervor. Da erschien plötzlich König Humbert unter ihnen. Die dringenden Abmahnungen seiner Minister, sein Leben, für das er der ganzen Nation verantwortlich sei, nicht einer so drohenden Gefahr auszusetzen, waren vergeblich gewesen. Er kannte sein Volk; er war überzeugt, daß sein leuchtendes Beispiel allein im Stande sein werde, diesen armen unwissenden und verzweifelnden Menschen die Todesfurcht zu benehmen. Alle ängstlichen Vorsichtsmaßregeln verschmähend, begnügte er sich nicht — meist in Gesellschaft seines Bruders Amadeus, zuweilen auch der Minister Depretis und Mancini — Bett für Bett die Kranken und Sterbenden in den Spitälern zu besuchen: er drang in die schmutzigsten Gassen, in die Höhlen des Elends, reichte den Leidenden die Hand, tröstete und ermunterte durch Blick und Wort. Und solches Thun war nicht verloren. Das Volk richtete sich auf an seinem Herrscher; Muth, Geduld und Vernunft kehrten zurück. Der König blieb sechs Tage in Neapel, und es war, als ob die Krankheit selbst vor ihm wiche: bei seiner Abreise war der Höhepunkt überschritten. Ueberall mit Jubel begrüßt, kehrte er am 14. Sept. nach seinem geliebten Monza zurück und wohnte am 4. Nov. der Preisvertheilung bei der nationalen Ausstellung bei, welche — ein glänzendes Zeugniß der großen Fortschritte, die Italien während der letzten Jahre auf dem industriellen Gebiet gemacht hatte — seit dem Frühling des Jahres in Turin stattfand. Am 23. Nov. harrte halb Rom der Ankunft des Zuges, der das Königspaar vom Norden in die Hauptstadt führte, und geleitete dasselbe unter enthusiastischem Beifallsjubel in den Quirinal. Während die Kammern dem Könige den Dank des Vaterlandes votirten, sprachen die befreundeten Kaiserhöfe in herzlichen Glückwunschschreiben dem tapfern Alliirten ihre aufrichtige Bewunderung aus.

Von Mitte September an nahm die Cholera rasch ab; Ende October war sie erloschen. Die Million Lire, welche der Papst, um nicht hinter dem Könige zurückzustehen, zur Gründung eines Choleraspitals in Rom bestimmt hatte, erwies sich glücklicherweise als unnöthig: Rom blieb wie Florenz von der Seuche vollständig verschont. Ueberhaupt waren die Verheerungen, wenigstens den officiellen Angaben nach, bei weitem nicht so bedeutend, wie man gefürchtet hatte. In den 772 befallenen Gemeinden erkrankten 21519 und starben 11563 Personen.

Für Neapel hatte die Seuche eine segensreiche Folge. Noch vor dem Ende des Jahres nahmen die Kammern eine Vorlage der Regierung „zur Sanirung Neapels" an. Hundert Millionen Lire sollten binnen zwölf Jahren für den Umbau der schlimmsten Quartiere verwandt werden. Allerdings ist bis heute das schwierige Werk kaum begonnen, sein volles Gelingen keineswegs außer Frage. Neue Häuserbauten genügen nicht; die Bevölkerung würde sie bald wieder in den

alten Zustand versetzt haben; es bedarf luftiger Straßen, der Kanalisirung, praktischer, energisch durchgeführter Polizeivorschriften, eines Gesundheitsamtes und, vielleicht mehr als alles andern, der ökonomischen und moralischen Hebung der untersten Volksklassen.

Im Herbst 1884 fand eine Modification des Ministeriums statt, die, in Italien als ein wichtiges politisches Ereigniß aufgefaßt, sogar über die Grenzen des Königreiches hinaus Aufsehen erregte. An Ferrero's Stelle, dessen Projecte für die Heeresreform in den Kammern auf unüberwindliche Hindernisse stießen, trat Ende October General Ricotti, ein entschiedener Anhänger und einer der Hauptführer der Rechten, der dasselbe Amt schon vor 1876 bekleidet hatte. Depretis hatte eingesehen, daß er ohne eine derartige Concession an seine neuen Verbündeten nicht dauernd auf deren Beistand würde zählen können. Um seine ursprünglichen Anhänger mit dieser Wahl zu versöhnen, veranlaßte er die Ernennung des neapolitanischen Advocaten Pessina zum Justizminister an Ferracin's Stelle. Pessina gehörte der sogenannten historischen Linken an und hatte bedeutenden Einfluß auf viele seiner Collegen. Die Verständigung zwischen den Parteien, welche diesen Ernennungen vorausgegangen sein mußte, belebte nochmals die Hoffnung auf die endliche Bildung einer compacten und dauerhaften Majorität und erregte natürlich den heftigsten Zorn der Pentarchisten.

4) Italien und die Kaisermächte. Differenz mit Frankreich wegen Marokkos.

Bei der Berathung seines Budgets im März 1884 betonte der italienische Minister des Auswärtigen, schon vorher verschiedentlich über das Verhältniß Italiens zu seinen Verbündeten interpellirt, wie sehr sich das Ansehen und die Stellung Italiens durch die Tripleallianz gehoben habe. Allerdings sei das Verhältniß Italiens zu seinen beiden Alliirten nicht so eng und umfassend wie das Oesterreichs und Deutschlands untereinander, da sich Italien größere Actionsfreiheit habe bewahren wollen. Die neuerliche Annäherung Rußlands müsse als ein weiteres Pfand des Friedens betrachtet werden.

Wir haben hier nicht die Gründe zu untersuchen, welche Rußland bestimmten, sich von den anfangs unter Alexander III. dominirenden panslawistischen Tendenzen abzuwenden und sich dem mitteleuropäischen Friedensbunde zuzuneigen. Der Umschlag zeigte sich bekanntlich schon durch den Aufenthalt des Ministers von Giers in Wien bei dessen Rückreise vom Genfersee im März 1884, und kam im September durch die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skierniewice zum vollen Ausdruck. Wenn dieser Wechsel auch zunächst keinen sichtbaren Einfluß auf das Verhältniß Italiens zu seinen Verbündeten hatte, so war es doch natürlich, daß, zumal da Frankreich außerhalb Europas genügend beschäftigt war, um den Chauvinismus unserer westlichen Nachbarn zunächst ungefährlich erscheinen zu lassen, Fürst Bismarck nicht mehr den gleichen Werth auf die italienische Allianz legte wie ein bis zwei Jahre vorher, was denn auch in der Haltung der berliner Officiösen deutlich genug zum Vorschein kam.

Fast hätte auch eine taktlose Aeußerung des alten Senatspräsidenten Tecchio

von neuem den irredentistischen Erisapfel zwischen Oesterreich und Italien geworfen. In der Sitzung vom 16. Mai 1884 hielt derselbe eine Gedächtnißrede zu Ehren des kurz vorher gestorbenen Dichters Prati, eines geborenen Südtirolers. „Der Poet", hieß es darin, „hätte sich dem Genuß seines wohlverdienten Ruhmes hingeben können; aber ihn quälte der grausame Gedanke an die auf den Bergen des Trentino lastende Knechtschaft. . . . Er ist aber mit der Hoffnung ins Grab gestiegen, daß dereinst wieder alles Italienische zu Italien gehören werde."

Natürlich fanden die unbesonnenen Worte von so hoher Stelle lauten Widerhall innerhalb wie außerhalb Italiens. Oesterreich remonstrirte bei der italienischen Regierung. Tecchio gab nach der Vertagung der Kammern (2. Juli) sein Entlassungsgesuch ein, das der König genehmigte, protestirte aber zugleich gegen die Unterstellung, daß er auf Reclamation Oesterreichs abgetreten sei. Depretis erklärte sogar in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe, daß er sich vergeblich bemüht habe, ihn zum Bleiben zu bewegen. Wir dürfen trotzdem ebenso sicher annehmen, daß zwischen den beiden Thatsachen ein Causalnexus vorhanden war, wie daß der offenkundige Beweis einer selbst in solchen Kreisen vorhandenen irredentistischen Auffassung nicht geeignet war, das Band zwischen den beiden Staaten enger zu knüpfen.

Ernster erschien eine von neuem drohende Differenz mit Frankreich. Wir haben bereits des von einem nicht geringen Theil der französischen Presse vertretenen Gedankens eines nordafrikanischen, von Marokko bis Tripolis sich erstreckenden Colonialreiches erwähnt sowie der Aufregung, welche diese Idee in Italien hervorgerufen hatte. Jetzt war die französische Regierung mit dem Beherrscher Marokkos in einen ernsten Conflict gerathen. In Italien behauptete man, ihr Vertreter Ordega, den der Ruhm seines Collegen Roustan in Tunis nicht schlafen lasse, bereite im stillen die künftige Annexion vor. Er spielte die, wie es hieß, von ihm erkaufte geistliche Gewalt gegen die weltliche des „Kaisers" von Marokko aus und verlangte eine Grenzberichtigung, welche factisch die Abtretung einer Provinz bedeutete.

Im Parlament über die Vorgänge in Marokko interpellirt, gab Mancini eine energische Erklärung ab. Die Regierung habe den Gang der Dinge aufmerksam verfolgt, um nicht wieder, wie vor drei Jahren, von einem fait accompli überrascht zu werden. Italien habe zwar keine speciellen Interessen in Marokko zu verfechten, werde aber die Aufrichtung eines großen Colonialreiches vor seinen Thoren nicht dulden. Die Regierung habe deshalb den Cabineten von Berlin, Wien, London und Madrid entsprechende Mittheilungen gemacht und in Paris bestimmte Auskunft betreffs der Absichten Frankreichs verlangt. Das französische Cabinet habe sowol Italien wie England und Spanien wiederholt die bündigsten Versicherungen gegeben, daß der Statusquo in Marokko weder in territorialer noch in politischer Hinsicht geändert werden solle. . . . Er hoffe, schloß der Minister, die Kammer überzeugt zu haben, daß Italien im Verein mit andern Mächten bestrebt sei, nach Maßgabe seiner Kräfte drohende Neuerungen in einem benachbarten Mittelmeerstaat zu verhindern.

Mancini's Worte ernteten lauten Beifall, wenn auch das Mistrauen gegen Frankreich dadurch nicht beseitigt wurde. Aber die französische Regierung mußte fürchten, es nicht nur mit Italien, sondern auch mit England und Spanien gründlich zu verderben, und hatte außerdem mit Madagascar, Tongking und China gerade genug bedenkliche und kostspielige Unternehmungen auf dem Halse. So wurde Ordega dementirt, die schon nach Marokko beorderte Flotte zurückgerufen und alle Annexionsgedanken auf unbestimmte Zeit vertagt.

Wäre Marokko auch ein zweites Tunis geworden, so hätte Frankreich doch wol kaum eine Kriegserklärung, wenigstens von Italien allein, zu besorgen gehabt. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß das letztere in diesem Falle die Gelegenheit ergriffen haben würde, Tripolis zu besetzen und zu annectiren. Ein Stück der Sicilien gegenüberliegendeu afrikanischen Küste zu besitzen, ist und war seit langer Zeit ein Gegenstand der Sehnsucht und des Ehrgeizes für die Italiener, ganz besonders als Bekräftigung der Ansprüche Italiens auf die künftige Herrschaft im Mittelmeer.

5) Die Colonialfrage. Assab und Massauah.

Die Colonialfrage war damals für Italien nur noch eine halb offene, da der Staat schon seit zwei Jahren einen Streifen Landes am Rothen Meere besaß. Seit der Eröffnung des Suezkanals hatte die Regierung danach gestrebt, einen Zufluchtsort für ihre Schiffe und eine Kohlenstation an dem neuen Wege nach Indien zu gewinnen. Man fand endlich einen geeigneten, hinlänglich weit einerseits von Aden, andererseits von den eigentlichen ägyptischen Besitzungen entfernten Punkt. Im Jahre 1869 hatte die genuesische Gesellschaft Rubattino Assab an der gleichnamigen Bai von zwei eingeborenen „Sultanen" gekauft. Neue Erwerbungen im Winter 1879/80 brachten sämmtliche Inselgruppen der Bai von Assab nebst dem gegenüberliegenden Küstenstrich in italienische Hände: eine gut bewässerte und bewaldete Landschaft, aber fast ohne alle Landungsplätze. Die Pforte und der Chedive beanspruchten das Gebiet als zu Aegypten gehörig und protestirten gegen die italienische Besitznahme. Auch England weigerte die Anerkennung; Lord Beaconsfield ermunterte die ägyptische Regierung zum Widerstande und schloß eine Convention mit derselben ab, in welcher die ganze Somaliküste als zu Aegypten gehörig bezeichnet wurde. Nach dem Sturze der Tories temporisirten Gladstone und Granville anfangs, entschlossen sich dann aber, das italienische Besitzrecht anzuerkennen unter der Bedingung, daß Assab kein Kriegshafen werde. Ein Notenwechsel mit der Pforte führte zu keinem Resultat; die Anerkennung des Sultans und seines ägyptischen Vasallen steht noch heute aus. Im Sommer 1882 hat die erste italienische Colonie ihre gesetzliche Organisation erhalten; auch sind seither bedeutende Summen zur Anlegung von Häfen, zum Bau eines Leuchtthurms u. s. w. aufgewandt. Im Januar 1885 wurden 1000 Mann hingesandt, um den Bewohnern der umliegenden Landschaften, welche italienische Forschungsreisende ermordet hatten, den noch fehlenden Respect vor dem italienischen Namen beizubringen, freilich wie die Niedermetzelung des Grafen Porro

und seiner Begleiter im Gebiete des Sultans von Harrar im Frühling 1886 beweist, ohne den gewünschten Erfolg zu erzielen.

Während die beiden großen Seemächte theils ihren Besitz, theils ihren Einfluß in den außereuropäischen Ländern zu vermehren bemüht waren, und seit 1883 die neue deutsche Colonialpolitik sich mit so großer Entschiedenheit accentuirte, wurde auch in Italien die Frage nach der Erwerbung von Colonien aufs Tapet gebracht und von der Presse eifrig discutirt. Mancini erklärte am 22. Mai 1884 im Senat, daß Italien kein Interesse habe, politische Colonien und Eroberungen zu wünschen; es würde im Gegentheil unklug und verderblich sein, Colonialpolitik im großen Stil zu treiben. Dagegen werde die Regierung die Anlegung von Handels- und Ackerbaucolonien im Interesse der Nation nach Kräften befördern.

Im Einverständniß mit dem Minister sprach sich die öffentliche Meinung, ganz vereinzelte Stimmen ausgenommen, entschieden gegen die Gründung von Staatscolonien aus. Mangel an Geld und Schiffen sowie die diplomatischen, vielleicht gar kriegerischen Verwickelungen, welche dadurch veranlaßt werden könnten, wurden dagegen ins Feld geführt. Die Sendung zweier Schiffe seitens der Regierung an die afrikanische Westküste, im October 1884, um dort günstige, noch herrenlose Localitäten zur Anlegung von Niederlassungen aufzusuchen, fand wenig Beifall. Aber bald schlug die Stimmung um. Das Gerücht, daß sich die Regierung mit England verständigt und das Rothe Meer ins Auge gefaßt habe, fand Zustimmung und Glauben trotz der anfänglichen Ableugnung der officiösen Blätter. Man hatte sich überzeugt, daß Italien nicht allein zurückbleiben könne, wo ganz Europa um Colonialbesitz werbe. Als dann zu Anfang Februar 1885 die Expedition nach Afrika wirklich von Neapel aus unter Segel ging, war es, als zöge eine italienische Flotte zur Eroberung eines Welttheils aus: ungeheuerer Jubel, ungeheuere Erwartungen begleiteten das Unternehmen. Der Umschlag ließ nicht lange auf sich warten.

Man hat behauptet, daß England, das damals im schärfsten Ringen mit dem Mahdi begriffen war, Italien zu Hülfe gerufen habe. Aber die Expedition nach Massauah ist vielmehr auf die Initiative Italiens zurückzuführen, wenn dieses sich auch vorher der Zustimmung Englands versichert hatte. Später schlug die britische Regierung allerdings eine gemeinsame Action vor, zu der jedoch Italien in leichtbegreiflichem Mistrauen wenig Lust bezeigte. Da fiel Chartum, und England hielt es nun selbst für nöthig, sein verlorenes Prestige ohne fremde Hülfe herzustellen. Das Programm der italienischen Expedition beschränkte sich deshalb auf die Besetzung des Küstengebietes von Beilul bis Suakim, die Säuberung des nahen Innern von Raubgesindel und Sklavenhändlern und insbesondere die Eröffnung eines sichern Handelsweges nach Abessinien und die Anbahnung eines freundlichen Verhältnisses mit dessen Beherrscher.

Die drei ersten Truppensendungen schafften 4000 Mann an die Küste des Somalilandes. Der nächste Zielpunkt war das auf einer öden Koralleninsel in einer Bai des Rothen Meeres gelegene Städtchen Massauah. Das gegenüberliegende Festland bildet ein felsiges, dürres Plateau, unterbrochen von Sandebenen und flachen, wasserlosen Thaleinschnitten. Das glühendheiße Klima mit wolken-

bruchartigen Regengüssen im December und Januar ist zumal an der Küste äußerst ungesund. Als sich nun bald zeigte, daß die schlecht überlegte und auf nicht eingetroffene Voraussetzungen basirte Unternehmung auf die Besitznahme eines schmalen öden Küstenstriches hinauslief, als die Soldaten massenhaft am Fieber zu Grunde gingen, als der Fall von Chartum die Lage der italienischen Besatzung zu gefährden schien, der König von Abessinien von einem Handelsbündniß und freundlichem Verkehr überhaupt nichts wissen wollte: da traten heftiger Unwille und grimmige Verwünschungen gegen die Regierung an die Stelle des frühern Jubels und Beifallklatschens.

Der von den Pentarchen aufs schärfste in der Kammer angegriffene Minister des Auswärtigen vertheidigte sich nur mit mäßigem Glück. Er gab zu, daß man die Niederlage Englands nicht vorausgesehen habe und dadurch in eine misliche Lage gerathen sei, und äußerte sich über den weitern Gang der Angelegenheit sehr zurückhaltend, während der Kriegsminister Ricotti kühn erklärte, er sei auf alles gerüstet und vorbereitet. In der Annahme einer der Regierung günstigen Tagesordnung sprach sich mehr die Besorgniß vor einem Ministerium Cairoli als die Billigung ihrer afrikanischen Politik aus.

Die Hoffnung, daß Lord Salisbury nach dem Sturze des Whigministeriums im Juni 1885 wieder die Offensive im Sudan ergreifen und um das Bündniß Italiens werben werde, erwies sich als trügerisch. Dennoch beschloß die Regierung, an Massauah festzuhalten. Ricotti erklärte offen, daß man nicht mit Ehren zurück könne, und Mancini vertröstete auf später zu erwartende Vortheile. Die Besatzung von Massauah wurde verstärkt, Beilul von Marinetruppen besetzt. Man fing an, sich häuslich einzurichten, Straßen anzulegen, eine Eisenbahn zu bauen, die Sicherheit wenigstens bis zur abessinischen Grenze herzustellen. Im November 1885 wurde dem ägyptischen Commandanten bedeutet, seine Flagge ein- und mit seinen Leuten abzuziehen; Italien übernahm auch die Civilverwaltung. Mit andern Worten: Massauah war thatsächlich annectirt, wenn auch die italienische Regierung durch ihren Befehlshaber erklären ließ, sie wolle damit keineswegs der Frage der türkischen Oberhoheit präjudiciren. Auf die erneuerten Proteste von Kairo und Konstantinopel aus begnügte sich der neue Minister des Auswärtigen in Rom zu antworten, daß Italien Massauah nicht wieder herausgeben könne, aber keine weitere Besitznahme am Rothen Meere beabsichtige. Die Theilnahme der andern Mächte erstreckte sich nicht über eine Empfangsbescheinigung für die Protestnote der Pforte. Italien besitzt nun einen brauchbaren Hafen am Rothen Meere, der aber doch wesentlich nur Zukunftsmusik für künftig etwa zu schützende Interessen bedeutet. Im übrigen erklärten sowol Depretis wie Robilant im Parlament, daß Italien Deutschland nachahmen müsse, dessen Schutzaction den commerziellen Unternehmungen der Reichsangehörigen nachfolge. Die Besetzung von Massauah bilde eine durch ganz specielle Verhältnisse veranlaßte Ausnahme; selbstverständlich könne man aber, wo einmal die nationale Ehre durch Aufpflanzung der Nationalfahne verpfändet sei, die letztere nicht wieder einziehen.

6) Italien auf der Londoner Conferenz. Differenzen mit Spanien und der Schweiz.

Die Haltung der italienischen Bevollmächtigten auf der Conferenz der Großmächte, welche zur Ordnung der ägyptischen Finanzfrage im Sommer 1884 zu London stattfand, warf ein eigenthümliches Licht auf die entente cordiale Italiens mit den Centralmächten. Die französische Regierung hatte auf den Rath ihres sachverständigen Vertreters Blignières den englischen Vorschlag, der vor allem auf eine Zinsreduction der ägyptischen Staatsschuld hinauslief, entschieden verworfen; Deutschland, Oesterreich und Rußland erklärten sich mit der französischen Auffassung und im wesentlichen mit den von Frankreich gemachten Gegenvorschlägen einverstanden, während Italien und die Pforte sich im Gegentheil im Sinne des englischen Projects aussprachen. Allerdings weigerte sich Italien gleich den andern Mächten, einen Druck auf Frankreich im englischen Sinne auszuüben, und unterstützte den deutschen Bevollmächtigten Grafen Münster bei seinem Antrag auf Reform des ägyptischen Sanitätswesens, dessen Besprechung zuzulassen der englische Präsidialbevollmächtigte, Lord Granville, sich entschieden weigerte. Immerhin erregte die abweichende Haltung Italiens seinen Verbündeten gegenüber im In- wie im Auslande großes Erstaunen. Die Minister erklärten später im Parlament, Italien habe sich dadurch England wieder genähert, ohne sich von seinen Alliirten zu entfernen.

Noch während der Conferenzverhandlungen hatte die italienische Regierung eine Differenz mit dem spanischen Cabinet zu erledigen, bei der man ihr wenigstens keinen Mangel an Energie und Entschiedenheit zum Vorwurf machen konnte. Der ultramontane Minister der öffentlichen Arbeiten in dem conservativen Cabinet Cánovas, Pidal, hatte sich in einer Antwort auf die Angriffe des Republikaners Castelar dazu hinreißen lassen, die Herstellung der weltlichen Papstherrschaft für nothwendig zu erklären. Auf den telegraphischen Bericht des italienischen Gesandten, Baron Blanc, verlangte Mancini, daß Pidal seine Worte zurücknehme oder entlassen werde. Cánovas erklärte, daß die spanische Regierung nie daran gedacht habe, die Restauration des Kirchenstaates zu discutiren; in Rom verlangte und erhielt man aber eine (zwischen Cánovas und Baron Blanc vereinbarte) schriftliche Erklärung, „daß durch die Worte Pidal's nicht die geringste Verletzung Italiens, nicht die leiseste Einmischung in einen durch das europäische Recht sanctionirten Zustand beabsichtigt sei, an dessen Nichtanerkennung oder Störung Spanien nicht entfernt denke".

Eine weniger befriedigende Lösung fand eine Zwistigkeit mit dem nördlichen Nachbarlande, der Schweiz. Der Bundesrath in Bern hatte energisch gegen die übertriebenen und ungerechtfertigten Quarantänemaßregeln und den vexatorischen Sanitätscordon protestirt, der infolge des Ausbruches der Cholera in Südfrankreich an der tessiner Grenze gezogen war. Die italienische Regierung milderte darauf hin in etwas die übergroße Strenge, erklärte dieselbe zugleich aber für nothwendig wegen des an der schweizer Grenze auf das schwunghafteste und unverschämteste betriebenen Schmuggels. Die gegenseitigen Anschuldigungen, zu denen sich noch das lächerliche Gerücht gesellte, daß Italien den Canton Tessin zu annec-

tiren beabsichtige, ließen diesseit und jenseit der Grenze eine gewisse, noch immer nicht ganz verschwundene Gereiztheit zurück, zumal es jenseit der Alpen nicht an kindischen Menschen fehlt, die auch die italienische Schweiz zur Italia irredenta rechnen.

7) Die Eisenbahnfrage.

Wenn sich Italien in Bezug auf die Ausdehnung und Geschlossenheit seines Eisenbahnnetzes noch nicht mit der Mehrzahl der Culturstaaten messen kann, so gebührt ihm dagegen der Ruhm, die erste große Ueberschienung und Durchbohrung der Centralkette der Alpen, am Mont-Fréjus*), geschaffen und die erste Anregung wie den höchsten Beitrag zum Bau der Gotthardbahn gegeben zu haben. Bei der feierlichen Eröffnung der letztern zu Luzern am 22. Mai 1882 in Gegenwart der Vertreter der drei betheiligten Nationen deutete der italienische Arbeitsminister Baccarini auf dies Verdienst hin, zugleich aber auch auf die Rede, welche Fürst Bismarck 1870 im Norddeutschen Reichstage gehalten und worin derselbe, die hohe Bedeutung eines Schienenweges hervorhebend, durch den Deutschland Italien über die Alpen hin die Hand reichte, besonders darauf hingewiesen hatte, daß diese Verkehrsstraße die Verbindung zwischen den beiden Ländern von den Interessen und Launen anderer Großstaaten unabhängig mache.

Zu Ende des Jahres 1883 hatte Italien 9455 Kilometer Bahnen in Betrieb. Die Bruttoeinnahme der festländischen Bahnen betrug im Jahre 1882 etwas über 180 Mill. Lire, d. h. durchschnittlich 23445 Lire per Kilometer, aber wechselnd zwischen einem Maximum von 32557 (oberitalienische Bahnen) und einem Minimum von 5855 (Calabrien), während die Betriebskosten sich im Durchschnitt auf 15867 Lire per Kilometer beliefen.**)

Im Sommer 1879 war nach langen und schwierigen Verhandlungen ein Gesetz zu Stande gekommen, kraft dessen der Staat in den folgenden 20 Jahren für 1200 Mill. neue Bahnbauten bewerkstelligen sollte. Die Bahnen waren in drei Kategorien getheilt, indem der Staat entweder allein die Kosten trug oder ein Zehntel oder ein Fünftel derselben den Provinzen und Gemeinden auferlegt wurde.***) Doch wurde der Gründungsplan in dem folgenden Lustrum nur sehr unvollständig verwirklicht, theils wegen der Ebbe in der Staatskasse, theils wegen der Schwierigkeit, die Gemeinden zur Erfüllung ihrer Beitragspflicht zu vermögen.

Aber die Hauptfrage, welche seit fast einem Jahrzehnt die Gemüther der Staatsmänner beschäftigte, war nicht, welche Bahnen zu bauen, sondern wie die bereits gebauten zu verwalten seien. Darüber, daß dieselben Staatseigenthum sein sollten, hatte man sich im Laufe der Zeit auf allen Seiten geeinigt; ob sie

---

*) Gewöhnlich fälschlich als Mont-Cenis bezeichnet.

**) Bei den insularen Bahnen belief sich der Durchschnitt der Bruttoeinnahme nur auf etwa 10000 Lire per Kilometer. In Deutschland betrug derselbe gleichzeitig 25899 Mark = 31875 Lire.

***) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 2., 593 fg. und 598 fg.

aber vom Staat selbst oder von Privaten betrieben werden sollten, war noch eine offene, vielumstrittene Frage. Minghetti's Vorlage im März 1876: „alle Bahnen Staatseigenthum mit Staatsbetrieb", war zum Stein des Anstoßes geworden, an dem die Herrschaft der Rechten zusammenbrach. Aber ihre Erben von der Linken fanden es nicht leicht, ihr Princip des Privatbetriebes in die Praxis zu übertragen. Sie hatten sogar aus der Noth eine Tugend machen und den vorläufigen Staatsbetrieb beantragen müssen, bis eine gründliche Enquête das Material zur Entscheidung der schwierigen Frage geliefert haben würde. Vielleicht läßt sie sich überhaupt nicht ganz allgemein und principiell entscheiden. Bonghi behauptete, in einem parlamentarisch regierten Lande sei der Staatsbetrieb nahezu unmöglich, während sein Parteigenosse Spaventa das genaue Gegentheil nachzuweisen bemüht war. Die Schwierigkeit wurde in Italien dadurch vermehrt, daß ein bedeutender Theil der Bahnen bisjetzt eine durchaus unproductive Kapitalanlage darstellt.

Man nahm sich Zeit zu der erwähnten Enquête. Erst im Frühling 1883 brachte Baccarini eine neue Vorlage ein; aber der Minister fiel, ehe es zum Beschluß kam, und sein Plan wurde mit ihm begraben. Im Februar 1884 legte der neue Arbeitsminister Genala, der inzwischen mit drei Gesellschaften wegen Uebernahme des gesammten Eisenbahnbetriebes unterhandelt hatte, einen neuen Entwurf vor. Wieder verflossen neun Monate, ehe die Commission der Kammer ihren Bericht festgestellt hatte, dessen Paragraphen allerdings vorher sämmtlich mit der Regierung und den drei Gesellschaften vereinbart waren.

Die Bahnen bilden danach drei Netze: das mittelländische (6074), das adriatische (5863) und das sicilische (1135 Kilometer)*), die von drei verschiedenen Gesellschaften betrieben werden. Die Concession wird für 60 Jahre ertheilt; doch kann von 20 zu 20 Jahren Kündigung eintreten. Der Bruttoertrag wird auf 112 Mill. Lire für die mittelländischen, auf 100 für die adriatischen, auf $3\frac{1}{2}$ Mill. für die sicilischen Bahnen geschätzt. Davon erhalten die beiden erstgenannten Gesellschaften $62\frac{1}{2}$, die sicilianische 83 Proc. Zehn Procent dienen als Reservefonds, sowie zum Ersatz und der Vermehrung des Betriebsmaterials, den Rest erhält der Staat. Die Gesellschaften verpflichten sich zum Bau aller vom Parlament beschlossenen oder noch zu beschließenden Ergänzungsbahnen. Der Beitrag der Provinzen und Gemeinden wird auf ein Viertel der gesetzlichen Beitragspflicht reducirt; dafür verzichten dieselben auf jeden Gewinnantheil. Die Tarife werden im Einvernehmen mit den Staatsgewalten festgestellt; in Nothfällen kann der Staat den Tarif für nothwendige Lebensbedürfnisse bis auf die Hälfte herabsetzen.

Die Berathung der Commissionsvorlage in der Deputirtenkammer nahm nicht weniger als 65 Sitzungen in Anspruch. Das Wunderbare dabei war, daß die Pentarchisten jetzt im Verein mit einem Theil der Rechten für den früher von ihnen so heftig bekämpften Staatsbetrieb eintraten. Nicht weniger als 27 Amende-

*) Auch die erst im Bau begriffenen oder nur fest beschlossenen Bahnen sind hier mitgerechnet.

ments wurden eingebracht; die Opposition trieb rücksichtslos entschiedene Obstructionspolitik. Zweimal stellte Depretis die Cabinetsfrage, und der endliche Sieg der Regierung bei der Abstimmung am 22. Dec. 1884 war ein derartiger, daß die Opposition in lautes Beifallklatschen ausbrach — die Majorität betrug nur 23 Stimmen. Um so größere Mehrheit erlangte die Vorlage im Senat und wurde Ende April 1885 als Gesetz publicirt.

8) Die Universitäten.

Eine Studentenrevolte, welche, von Padua ausgehend, im Frühling 1885 sich auf einen großen Theil der italienischen Universitäten fortpflanzte, gab Veranlassung zu einer heftigen Debatte im Parlament, die mit einem entschiedenen Siege der Regierung und der von ihr ergriffenen energischen Maßregeln endete. Studentische Krawalle und Demonstrationen gegen misliebige Professoren, Behörden und Einrichtungen waren auch früher in Italien sowenig wie in andern Ländern ungewöhnliche Vorkommnisse. Das Bemerkenswertheste und Neue in diesem Falle war nicht nur die rasche Verbreitung über nicht weniger als neun der bedeutendsten Universitäten, sondern auch die Art, wie die Unzufriedenheit sich äußerte. Es handelte sich nicht mehr um Fenstereinwerfen und Katzenmusiken; die alte studentische Harmlosigkeit hatte vollständig aufgehört. Dabei ist es auffallend, daß, während auf unsern deutschen Universitäten bei studentischen Demonstrationen weit häufiger als früher ein gewisser conservativer Zug hervortritt, die italienischen Studenten gleich den russischen sich zum großen, wenn nicht zum größten Theile zu demokratischen, ja republikanischen oder gar anarchistischen Tendenzen bekennen. Sie betrachten sich als eine große Corporation, und organisirten in dem vorliegenden Falle einen allgemeinen „Ausstand" für alle italienischen Universitäten. Die Organisatoren der Bewegung hatten dabei nur übersehen, daß sie keine Lohnarbeiter und die Staatsbehörden keine Fabrikanten waren. Das Resultat war vorauszusehen: die Rädelsführer wurden relegirt, die andern krochen zu Kreuze; im April wurden die einen Monat lang geschlossenen Universitäten wieder geöffnet.

Wir hätten dieses Zwischenfalles kaum Erwähnung gethan, wenn er nicht auf die tiefen Schäden hinwiese, an denen die italienischen Universitäten, ja das ganze Unterrichtswesen krankt.

Italien zählt außer dem Istituto di studi superiori in Florenz 21 Universitäten, von denen aber nur 16 alle vier Facultäten haben*), und eine Anzahl sogenannter scuole universitarie secondarie. Ganz vollständig sind nur Rom, Turin, Pavia, Padua, Palermo und Neapel. Die sogenannten Universitäten in Camerino, Macerata, Urbino und Perugia, wie die von Cagliari und Sassari auf Sardinien sind gar nur kümmerliche Bruchstücke von Hochschulen. Die Aus-

*) Die theologischen Facultäten sind in Italien längst aufgehoben, da sich der Staat nicht um die Kirche kümmern will und darf; dagegen zerfällt unsere philosophische Facultät in einestheils Mathematik und Staatswissenschaften, anderntheils Literatur und Philosophie.

stattung derselben ist vielfach bis zur Lächerlichkeit erbärmlich. Die Zahl der Professoren ist Legion; dagegen gibt es keine Privatdocenten. Die Arbeitstheilung geht viel zu weit. Die Folge ist, daß viele Professoren so gut wie unbeschäftigt sind und entweder durch Absentismus glänzen, wie die zahlreichen Deputirten unter ihnen, oder ihre erbärmlichen Gehalte*) dadurch verbessern, daß sie den künftigen Aerzten, Juristen, Mathematikern u. s. w. Privatissima lesen, in denen die ersten Elemente der betreffenden Wissenschaft in usum Delphini tractirt werden. Denn die Zulassung zu den Universitäten ist außerordentlich leicht gemacht; die Maturitätsprüfungen am Lyceum sind oft nur eine bloße Form, von der man durch Protection von oben herab noch dispensirt werden kann. Die Anstellung der Professoren geschieht durch eine ausgeschriebene allgemeine Bewerbung und Einsendung wissenschaftlicher Arbeiten, die eine Commission begutachtet, worauf der Minister entscheidet. Den Universitäten selbst darf man nicht wie bei uns das Vorschlagsrecht überlassen; denn das Coterie- und Cliquenwesen, worüber man ja auch in Deutschland manche Klage hört, dominirt auf den Hochschulen Italiens wie auf seinen Kunstakademien. Der Unterrichtsminister Baccelli, ein ehrenwerther Mann, ging demselben schon 1881 energisch zu Leibe; aber er hatte keine glückliche Hand, kein Organisationstalent und gab sich Blößen, welche die Meute der verletzten Interessen trefflich gegen ihn auszubeuten wußte. Er wollte die italienischen Hochschulen auf die Höhe der deutschen heben, ihnen deshalb eine gewisse Autonomie und das Recht der Prüfungen gewähren, auch das Institut der Privatdocenten einführen. Die Vorlage, obgleich von Depretis lebhaft vertheidigt, wurde nur arg verstümmelt mit knapper Majorität von der Deputirtenkammer angenommen, um dann im Senat ohne Sang und Klang begraben zu werden. Sie litt allerdings an dem Kapitalfehler, daß eine Universitätsordnung nach deutschem Muster auf die italienischen Universitäten in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht anwendbar und daß bei dem ganz verschiedenen Standpunkt der einzelnen Hochschulen ein gemeinsames Gesetz für dieselben überhaupt ein Unding ist.

Baccelli trat zurück, und sein Nachfolger half einigen der schreiendsten Uebelstände durch ein Reglement vom December 1885 ab, durch welches unter anderm die Ernennung der Rectoren wieder der Regierung zugewiesen und die politischen Studentenverbindungen (associazioni universitarie) verboten wurden. Dasselbe soll beruhigend gewirkt und Lehrer und Lernende wieder mehr dem Studium zugewandt haben.

9) Wechsel im Ministerium des Auswärtigen und der Justiz. Das Gerichtswesen.

Selten ist wol ein öffentlicher Charakter, ohne daß mit ihm selbst irgendeine Veränderung vorgegangen wäre, zu verschiedenen Zeiten so verschieden beurtheilt

*) So erhält der ordentliche Professor an den kleinen, der außerordentliche an den großen Universitäten 3500 Lire, oder 2800 Mark! Collegiengelder kennt man in Italien nicht; dagegen müssen die Studenten dem Staat steuern.

worden wie Mancini. Nach dem Abschluß der Tripleallianz vielleicht der populärste Staatsmann Italiens, wurde er schon im folgenden Jahre, zumal aber als den an die Expedition nach Massauah geknüpften Erwartungen eine so rasche und gründliche Enttäuschung folgte, der Gegenstand der heftigsten Angriffe in Presse und Parlament.

Wenn auch das Urtheil, das ein früherer College von ihm in einem deutschen Blatte fällt*), als ein durchweg übertriebener Panegyrikus bezeichnet werden muß, so hatte sich doch Mancini in seiner Amtsführung unbestreitbare Verdienste erworben. Er hatte die Allianz mit den Centralmächten abgeschlossen, der irredentistischen Agitation ein Ziel setzen helfen, das Verhältniß zu Frankreich wesentlich gebessert, das zu England freundlich gestaltet. Was konnte man ihm vorwerfen? Daß er kein zünftiger Diplomat war, daß er deshalb von seinen Collegen in den andern Großstaaten etwas über die Achsel angesehen wurde? Aber darin theilte er ja nur das Schicksal aller seiner Vorgänger seit 1876. Oder daß in ihm der Advocat und Minister oft im Kampfe lagen, daß seine langen Reden oft wenig concludent waren, daß er „die heiligste Sache in einem Meer von Worten ersäufte"? Sicher ist, daß seine Persönlichkeit selbst bei einem Theil der Majorität nicht beliebt war. Aber vergebens sucht man in den Reden der Gegner unter den maßlosen Invectiven nach einem einzigen stichhaltigen Grunde für seinen Sturz. Depretis suchte ihn zu halten, sowol wegen seiner Verdienste wie als Vertreter der gemäßigten Linken; aber während einer längern Krankheit des Ministerpräsidenten lockerte sich die Disciplin der Majorität derart, daß das Budget des Auswärtigen für 1885 nur mit Einer Stimme Mehrheit bewilligt wurde. Mancini gab seine Dimission; aber die Hoffnung einiger Häupter der Coalition, die ihn gestürzt, an seine Stelle zu treten, wurde getäuscht. Depretis übernahm vorläufig selbst das Portefeuille des Aeußern. Noch während Mancini's Amtsführung war von mehr als einer Seite auf den Gesandten in Wien, Grafen Robilant, als seinen Nachfolger hingewiesen worden. Depretis folgte dem Fingerzeige. Es war nicht das erste mal, daß dem Grafen ein Ministerposten angeboten wurde; diesmal entschloß er sich zur Annahme.

Graf Robilant ist ein Soldat, der sich schon in den ersten italienischen Unabhängigkeitskriegen seine Sporen verdient hat. Später fand er als Gouverneur von Ravenna republikanischen und anarchistischen Wühlereien gegenüber Gelegenheit, die unerschütterliche Energie zu erweisen, die ihn als eine unter den Staatsmännern der Halbinsel nicht gerade häufige Eigenschaft besonders auszeichnet. Ein gerader und biederer Charakter, Feind der Intrigue, fest, ja fast eigensinnig auf seiner Ueberzeugung beharrend, hat er nie die Rolle eines Parteiführers gespielt; ja er gehört nicht einmal einer bestimmten Fraction an, wenn auch die Rechte wol Grund hat, ihn zu den Ihrigen zu zählen. Seine Wahl wurde natürlich von den Pentarchisten und Radicalen gemisbilligt, übrigens aber im In- wie im Auslande beifällig aufgenommen. Die mit Italien verbündeten Höfe und

*) Vgl. „Italiens auswärtige Politik. Von einem ehemaligen italienischen Minister" („Deutsche Revue", Februarheft 1886).

Regierungen wußten es zu schätzen, daß sie wieder mit einem den höhern Gesellschaftskreisen angehörigen und bewährten Diplomaten, statt mit einem Advocaten zu verhandeln hatten.

Mit Mancini zugleich fiel der Siegelbewahrer (Justizminister) Pessina, um dem bisherigen Generalfiscal Tajani Platz zu machen. Beide waren der Linken angehörige Südländer und Advocaten; nur daß Tajani seines herrischen und harten, aber auch energischen Wesens halber geeigneter erschien, den Augiasstall der italienischen Justizverwaltung zu reinigen, und zugleich, da er der alten Rechten feindlicher gegenüberstand als sein Vorgänger, den Ministerpräsidenten von dem Verdacht zu befreien, daß er unter der Vormundschaft seiner neuen Verbündeten stehe.

Der neue Siegelbewahrer bethätigte seine Energie zunächst dadurch, daß er sämmtliche Ministerialbeamte seines Vorgängers, die er selbst vorher der öffentlichen Meinung als Blutsauger am Staatseinkommen denuncirt hatte, auf der Stelle entließ. Von ungleich größerer Wichtigkeit aber und nicht minder dringend war eine Reinigung des Richterstandes selbst, und noch mehr die der Gerichtskanzleien.

Tajani beabsichtigt eine vollkommene Umgestaltung der Gerichtsverfassung. Er will die vier bestehenden Cassationshöfe auf einen (in Rom) reduciren, die Zahl der Appellhöfe und Tribunale erster Instanz (Oberlandes- und Landgerichte) wie die der Einzelrichter (pretori) vermindern, zugleich aber den Wirkungskreis der letztern erweitern — kurz er will weniger zahlreiche, aber besser besoldete und qualificirte Beamte. Jetzt erhält ein Einzelrichter etwa 1800, ein Landrichter 2400 Mark. Um es zu einer solchen Stelle zu bringen, bedarf es im Durchschnitt einer zwölfjährigen Dienstzeit. So ist es erklärlich, daß sich in der Regel nur gering begabte, kenntnißarme und mittellose junge Leute der Richtercarrière widmen; denn an Achtung und Bedeutung wie an Einnahmen stehen die Richter zumeist weit hinter den Advocaten zurück. Die Advocatur gilt zugleich als die erste Staffel zum Deputirtenmandat. Das italienische Abgeordnetenhaus zählt unter seinen Mitgliedern 200 Advocaten, also fast 40 Proc.! Bei den Prüfungen zum Richteramt drückt man unter diesen Verhältnissen, wie es scheint, beide Augen zu; sonst wäre es nicht möglich, daß, wie der Präsident des Cassationshofes in Neapel, Mirabelli, im Senat nachwies, Leute Richter werden, die nicht einmal grammatisch und orthographisch schreiben können.

Der Ruf der Bestechlichkeit, in dem die italienischen Richter vielfach im Auslande wie daheim stehen, ist in seiner Allgemeinheit sicherlich unbegründet, wenn es auch zumal im Süden an solchen Fällen, besonders unter den noch im Amte befindlichen alten Richtern aus der Zeit des Königreiches beider Sicilien, keineswegs fehlt. Dagegen unterliegt die Käuflichkeit der meisten Kanzleibeamten, insbesondere der Gerichtsschreiber, meist unfähiger Personen ohne Kenntniß und Charakter, keinem Zweifel. Das Bakhschisch der Parteien ist ihnen gegenüber selbstverständlich; für gewisse Dienste besteht in den meisten Kanzleien geradezu ein durch den Gebrauch fest geregeltes Trinkgeld. Nimmt man dazu den Mangel an intellectueller und gesellschaftlicher Bildung und die große Dürftigkeit vieler Richter,

die uns schon in ihrer äußern Erscheinung entgegentritt — wo soll da Achtung und Vertrauen bei dem Publikum den Gerichten gegenüber herkommen? Noch verschlimmert werden diese Zustände durch den maßgebenden Einfluß der Deputirten auf die Anstellungen und den dadurch geförderten Nepotismus, der überhaupt zu den Krebsübeln des italienischen Beamtenthums gehört.

Die zur italienischen gewordene sardinische Verfassung von 1848 in ihrem §. 69 und das Siccardi'sche Ausführungsgesetz dazu von 1851 hatte die Richter für unabsetzbar und unversetzbar erklärt. Aber dies Gesetz wurde durch eine während der königlichen Dictatur von 1859 erlassene Verordnung aufgehoben und ist nicht wieder eingeführt worden. Die Wiederherstellung der Unabsetzbarkeit wird von den tüchtigsten Staatsmännern Italiens als nothwendig anerkannt; aber ebenso, daß es vorher einer großen und gründlichen Reinigung des Richterstandes und einer vollständigen Umgestaltung des Kanzleiwesens wie der Kanzleibeamten bedarf. Dann entsprechende, streng gehandhabte Prüfungen, auskömmliche Gehalte, Beseitigung des verderblichen Einflusses der Deputirten und Unabsetzbarkeit, und Italien wird endlich einen eines civilisirten Landes und des öffentlichen Vertrauens würdigen Richterstand erhalten. Leider aber läßt die große Zahl von Local- und Personalinteressen, die durch Tajani's Reformen tief verletzt werden würden, kaum hoffen, dieselben in absehbarer Zeit verwirklicht zu sehen.

10) Wiederauftreten der Cholera.

Zu Anfang September 1885 trat die Cholera von neuem in Ligurien, sowie in den Provinzen Parma und Palermo auf. Obgleich sie auf enge Grenzen beschränkt blieb und auch innerhalb der ergriffenen Districte mit Ausnahme der Stadt Palermo nur sehr geringe Verheerungen anrichtete, so wirkte sie doch nicht minder erschreckend und bethörend auf die Gemüther als im Vorjahre. An tumultuarischen Demonstrationen auf den öffentlichen Plätzen, welche zumal die strengste Abschließung nach außen und eine Unzahl theils nutzloser, theils geradezu sinnloser Maßregeln verlangten, betheiligten sich nicht nur der Pöbel, sondern auch nicht wenige angesehene Persönlichkeiten. Die Municipalbehörden von Neapel und Palermo, dadurch eingeschüchtert, misachteten die Anordnungen der Centralregierung, die schließlich auch selbst das Opfer des Intellects auf dem Altar der Volksvorurtheile darbrachte. Als aber in und bei Palermo Aerzte als Giftmischer insultirt, von jedem Städtchen willkürliche Quarantänen auferlegt, die Thore geschlossen wurden u. s. w., sah sie sich schließlich doch genöthigt, starke Truppenabtheilungen nach Sicilien zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung abzusenden. Nur mit Mühe gelang es, den König von dem beabsichtigten Besuche in Palermo abzuhalten. Die gelehrte Sanitätscommission, welche die Regierung in Rom zusammenberufen hatte, ging resultatlos in vollster Uneinigkeit wieder auseinander. Die Seuche erlosch zwar nach kurzer Zeit von selbst, trat aber im Frühling 1886 von neuem in Apulien und später zumal in Venedig auf, ohne jedoch bisher den frühern Schrecken und seine bedenklichen Folgen hervorzurufen.

11) Die Agrarfrage und die Grundsteuerausgleichung. Sociale Reformen.

Zu Anfang des Jahres 1885 zeigten sich abermals bedenkliche Risse in dem mühsam zusammengefügten Bau der ministeriellen Majorität. Diesmal handelte es sich in erster Linie um die Grundsteuerfrage. Wir wissen, daß die Steuer auf das unbewegliche Eigenthum im allgemeinen hoch, theilweise übermäßig, vor allem aber durchaus ungleich vertheilt war. Im ganzen und großen waren die nördlichen Provinzen im Verhältniß viel stärker belastet als der Süden. Die Klagen wurden immer dringender; es wurde nachgewiesen, daß mit den stets steigenden Zuschlägen für die Provinzen und Gemeinden die Abgaben vielfach fast unerschwinglich wurden. Im Abgeordnetenhause, zumal in den Centren und einem Theil der Rechten, gab sich große Unzufriedenheit kund. Bei einer Discussion über die Agrarfrage im Februar 1885 ertönten die herbsten Vorwürfe aus den Reihen der ministeriellen Partei selbst gegen die ewige Vertagung der neuen Grundsteuervorlage. Aber die wortreichen stürmischen Verhandlungen standen durchaus nicht auf der Höhe der Sache. Am bedeutendsten war die Rede Minghetti's, welcher die Ausgleichung der Grundsteuer und die Beförderung des Bodencredits als nothwendige Heilmittel bezeichnete. Depretis verhieß eine Beschränkung der communalen und provinziellen Zuschläge zur Grundsteuer durch sofort zu berathende Bestimmungen einer neuen Provinzial- und Communalordnung, und außerdem einen Nachlaß der Steuer selbst von 10 Proc. Die Dissidenten ließen sich zunächst durch diese Versprechungen beruhigen; aber die Agrarfrage verschwand nicht mehr von der Tagesordnung. Wiederholte Unruhen und Arbeitseinstellungen der erbärmlich bezahlten ländlichen Arbeiter, wie 1884 in der Provinz Rovigo und 1885 im Mantuanischen, wiesen in der That deutlich genug auf einen faulen Fleck im wirthschaftlichen Leben des Landes.

Schon vor Jahren war eine von der Regierung und den Kammern gemeinschaftlich ernannte Commission mit einer Enquête über die landwirthschaftlichen Zustände des Königreiches betraut worden. Nach Vollendung ihrer Arbeiten gegen Ende 1884 erstattete der bekannte Nationalökonom Jacini den Schlußbericht. Leider ist derselbe so allgemein gehalten, daß er so ziemlich auch auf jedes andere europäische Land passen würde. Selbst die 14 starken Bände, in denen die Einzelberichte der Commissionsmitglieder niedergelegt sind, lassen uns noch über manche wichtige Frage im Dunkeln. Wir heben hier nur diejenigen Punkte hervor, welche das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen.

Im allgemeinen sind Klima und Bodenbeschaffenheit in Italien mit Ausnahme weniger Localitäten ausgezeichnet für Wein-, Olivenbau und Obstzucht, weniger im ganzen für den Getreidebau. Die Getreideproduction steht quantitativ der Großbritanniens gleich; aber während England durchschnittlich 32, Deutschland 24 Hektoliter Weizen auf einem Hektar hervorbringt, kommen in Italien nur 11 auf dieselbe Bodenfläche. Man hat deshalb vorgeschlagen, wenigstens im Hügel- und Berglande den Getreidebau durch Wein- und Olivencultur zu ersetzen.*)

*) Vgl. Bertagnolli, „Inchiesta agraria" („Nuova Antologia", Bd. 46).

Vielleicht liegt jedoch das schlechte Resultat des Weizenbaues keineswegs blos an Boden und Klima. Latifundia Italiam perdidere. Die übermäßig großen Gütercomplexe und der Absentismus der Großgrundbesitzer sind noch bis auf den heutigen Tag das Hauptkrebsübel der italienischen, vor allem der süditalienischen Landwirthschaft sowie der in der Römischen Campagna. Dazu kommt der Mangel an Arrondirung der oft weitzersplitterten Besitzungen.

In manchen Gegenden, wie im größten Theil der Lombardei, kann der italienische Landbau den Vergleich mit den bestcultivirten Ländern aushalten. Wenn er in vielen andern traurig daniederliegt, so liegt der Grund außer in den bereits angedeuteten Verhältnissen meist darin, daß es sowol an Kapital wie an Intelligenz fehlt und die Bewirthschaftung gänzlich ungebildeten Bauern überlassen ist. Auch das selbst in Deutschland vielgerühmte, zumal in Toscana vorherrschende System der mezzeria, d. h. der Bewirthschaftung des Landes durch Colonen, welche die Hälfte der Ernte erhalten, während der Grundeigenthümer ihre Häuser baut und alle Steuern zahlt, hat seine großen Schattenseiten. Dasselbe schließt naturgemäß fast jeden wirthschaftlichen Fortschritt aus und hat außerdem den großen Nachtheil, daß auf kleinem Raum alle möglichen Erzeugnisse ohne Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit gebaut werden.

Die in beiden Kammern von einzelnen Mitgliedern als Heilmittel für die Agrarkrisis*) vorgeschlagenen Schutzzölle wurden mit großer Mehrheit verworfen. Fast alle bedeutendern Staatsmänner und Nationalökonomen Italiens von Cavour bis Minghetti sind principiell Freihändler. Man beschloß, die Grundsteuer um 30 Proc. (die sogenannten drei Kriegszehnten) herabzusetzen. Die Besteuerung der noch nicht censirten Ländereien sollte den Ausfall decken. Außerdem wurden Ackerbauschulen, Mustergüter, landwirthschaftliche Ausstellungen, Bewässerungsanlagen auf Staatskosten, endlich die Auswanderung in großem Maßstab empfohlen, vor allem aber die Verminderung des Weizenbaues. Neben Wein, Oel, und Südfrüchten sollten Reis, Hanf, Flachs und Rüben cultivirt, der Wiesenbau und die Viehzucht gefördert werden.

Wenn dies zum Theil weit aussehende Projecte von zweifelhaftem Werth waren, so erschien dagegen die perequazione fondiaria, die Grundsteuerausgleichung und eine neue Katastrirung des Landes unbedingt nothwendig. Die jetzt bestehenden 22 verschiedenen Kataster sind 50—100 Jahre alt. Die Ungleichheit in der Besteuerung geht ins Unglaubliche. Im Bezirk Lodi wechselt dieselbe zwischen 12,6 und 45 Proc. des Pachtgeldes, in Sicilien zwischen 25 und 60 Proc., im District von Alba zwischen 0,40 und 39 Lire per Hektar. In den Bezirken von Neapel und Benevent ist die ganze Bodenfläche als productiv angenommen und besteuert; in dem von Salerno sind 59 Proc. steuerfrei. In den Südprovinzen überhaupt sind im Durchschnitt 29 Proc. entweder als unproductiv registrirt oder gar nicht in die Steuerrollen aufgenommen.

---

*) Dieselbe betraf im wesentlichen nur den Weizen, dessen Preis seit zehn Jahren um mehr als 5 Lire per Centner gewichen war.

Die Geschichte der Grundsteuerreform ist höchst charakteristisch für die italienische Gesetzgebung. Schon 1861 hatte der damalige Finanzminister Bastogi eine Commission zur Ausarbeitung eines Reformplanes eingesetzt. Dieselbe nahm sich drei Jahre Zeit zu ihrem Bericht und beantragte dann eine provisorische Ordnung, die am 14. Juli 1864 zum Gesetz erhoben wurde, während sich die Regierung verpflichtete, bis zu Anfang 1867 die definitive Veranlagung vorzulegen. Aber die ereignißreiche Zeit von 1866 bis 1871 ließ die Frage gänzlich in den Hintergrund treten. Das provisorische Gesetz von 1864 blieb zum größten Theil unausgeführt; das neue Kataster wurde nicht einmal in Angriff genommen. Eine neue Commission, die Sella 1871 zur Vorbereitung des definitiven Ausgleichs eingesetzt hatte, legte ihren umfangreichen Bericht im Mai 1874 vor. Derselbe gelangte aber so wenig zur Berathung in den Kammern, wie Minghetti's neue Vorlage vom folgenden Jahre. Das nach der parlamentarischen Revolution von Depretis im März 1877 vorgelegte, dem Minghetti'schen sehr verwandte Project wanderte ebenfalls als schätzbares Material in das Archiv der Deputirtenkammer. Endlich reichte Magliani im April 1882 einen neuen, von den frühern abweichenden Plan ein. Zwei Jahre später stattete Minghetti, als Vorsitzender der zu seiner Begutachtung gewählten Commission, den Bericht im Abgeordnetenhause ab. Das von derselben hier und da modificirte Project wurde zwar ebenfalls wiederholt von der Tagesordnung abgesetzt, kam aber doch endlich im November 1885 zur Berathung im Plenum. Vergeblich hatten die Regionalisten des Südens, welche eine bedeutende Erhöhung ihres Antheils an der Grundsteuer fürchteten, und zumal diejenigen, welche ganz unbesteuerte und zum Theil fälschlich als unproductiv bezeichnete Ländereien besaßen, sich bemüht, dieselbe abermals zu hintertreiben. Die Abstimmung am Schluß der Generaldiscussion über das Princip des Gesetzes entschied bereits den Sieg der Regierung mit 275 gegen 168 Stimmen. Der Sturmlauf gegen die einzelnen Bestimmungen endete mit einer noch eclatantern Niederlage der Opposition: am 6. Febr. 1886 wurde das ganze Gesetz in geheimer Abstimmung mit 290 gegen 91 Stimmen angenommen.

Nach dem neuen Gesetz wird der Hektar mit durchschnittlich 3,70 Lire besteuert. In jedem Bezirk soll das am geringsten besteuerte Areal die Basis der künftigen Vertheilung bilden. Die neue Katastrirung und Abschätzung wird auf 20 Jahre bemessen, einige der schlimmsten Ungleichheiten durch besondere Bestimmungen alsbald beseitigt. Ein vom Ackerbauminister Grimaldi vorgelegtes Gesetz soll den bisher sehr mangelhaft organisirten Bodencredit erleichtern und fördern.

In Bezug auf sociale Reformen war der Vorgang Deutschlands und seines Kanzlers nicht ohne Wirkung geblieben. Allerdings hat die Socialdemokratie in Italien bei weitem noch nicht die Ausdehnung und den Einfluß erlangt wie in unserm Vaterlande. Dennoch ist ein stetiges und bedeutendes Wachsthum derselben, vor allem in der Lombardei und dem adriatischen Theil des ehemaligen Kirchenstaates unverkennbar. Hier allein spielen die Socialdemokraten bisjetzt eine Rolle bei den politischen Wahlen.

Schon im Sommer 1883 war ein Gesetz über die Gründung einer Nationalkasse für verunglückte Arbeiter (Unfallversicherungsgesetz) vereinbart worden. Die

Unterstützungen werden bei dauernder oder zeitweiser Unfähigkeit von mindestens Einem Monat aus dieser Kasse, zu der die Arbeiter selbst beitragen müssen, gezahlt; bei kürzerer Dauer treten die Kassen für gegenseitige Unterstützung (Krankenkassen) ein. Von dem entsprechenden deutschen Gesetz unterscheidet sich das italienische zumal dadurch, daß hier die Bildung der Genossenschaften keine zwangsweise ist. Erst in der neuesten Zeit ist den Kammern auch ein Haftpflichtgesetz vorgelegt worden. Von Altersversicherung ist noch nicht die Rede. Eine wahre Wohlthat für die untern Volksschichten ist die am 1. Jan. 1886 eingetretene Herabsetzung des kolossalen Salzpreises um 20 Centesimo per Kilo.

Triester Studien.

Von

Ferdinand Schifkorn.

II.

Gesellschaft und Volk.

Für 'ne Sklavin aus Tarent
Epolus in Lust entbrennt.
Freudenvoll beim Hochzeitsfeste
Gründet er die Stadt Tergeste,
Und die Enkel aus dem Bette
Handeln heut noch um die Wette
In Triest, vermischt mit vielen
Finnen, Serben und Kabylen!

Also singt der launige Dichter des „Enzian", Rudolf Baumbach, mit treffenden Strichen das ethnologische Bild der Adriastadt zeichnend. In der That wohnen daselbst, abgesehen von der mobilen Fremdencolonie, Italiener, Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier, Griechen, Armenier, Serben, Kroaten, Istrianer, Juden und Orientalen neben- und durcheinander, handelnd und wandelnd, harmlos und friedlich, wie man wenigstens glaubte oder glauben machen wollte, bis die jüngsten Ereignisse bewiesen, daß der Funke des alten Haders lebendig geblieben trotz der deckenden Asche vergangener Blütezeit.

Versucht man nun das obige nationale Gemenge nach seinem Zahlenverhältniß klar zu stellen, so stößt man bei den eigenthümlichen triester Verhältnissen auf Schwierigkeiten, wie sie der heutige Stand der statistischen Wissenschaft kaum erwarten lassen sollte.*) Ist schon die in officiellen wie nichtofficiellen statistischen Daten übliche Verquickung der Stadt- und Gebietsbevölkerung genauerer Einsicht in die

---

*) Als Curiosum sei hier erwähnt, daß selbst das „Jahrbuch der Statistik für Oesterreich-Ungarn", von der k. k. Centralcommission auf Grund der Volkszählung vom Jahre 1880 verfaßt, also die umfassendste statistische Quelle des Reiches, den ethnographisch wichtigen Unterschied zwischen Stadt und Gebiet Triest vollständig ignorirt, aber auch in seinen diesbezüglichen Angaben weder mit jenen des „Ufficio anagrafico", publicirt im „Osservatore" vom 11. März 1881, noch mit andern einschlägigen Ausweisen vollkommen übereinstimmt.

einzelnen Details entschieden ungünstig, so erscheint die Genauigkeit der Ziffern in Bezug auf die Nationalitätsverhältnisse geradezu illusorisch, bedenkt man, auf welche Weise derlei Zahlen unter der Redaction ultranationaler Volkszählungscommissionen zu Stande kommen.

So darf man daher die Hauptziffern der Bevölkerungsstatistik für Triest mit 72005 für die innere Stadt, mit 61378 für die Umgebung (Contrade suburbane), mit 7950 für das Gebiet, also mit 141333 (ohne Militär) immerhin als richtig, die officielle Angabe dagegen von 88887 (nach Schatzmaier's „Fremdenführer" sogar 95896) Italienern unter den 133383 Bewohnern der Stadt und Umgebung zweifellos als zu hoch gegriffen ansehen, zumal diese Ziffer lediglich auf den Angaben für die Rubrik „Umgangssprache" beruht, welche Angaben nicht nur infolge nationaler Einflüsse, sondern ebenso oft aus Ungeschick oder Eitelkeit gefälscht werden.

Nach den relativ sichersten Angaben gebrauchen demzufolge 88887 in Triest ansässige Personen die italienisch-ladinische, 26263 die slowenische, 5141 die deutsche, 1953 die griechische, 126 die kroatische, 92 die czechische, 6 die polnische, 264 die englische, 122 die französische und 51 die spanische Umgangssprache, und müssen diese Zahlen wenigstens annäherungsweise auch für die Nationalität der Betreffenden als maßgebend angenommen werden.

Bei näherer psychologischer Würdigung der einzelnen Nationen, insofern denselben durch Zahl oder socialen Einfluß einige Bedeutung zukommt, tritt uns aus dem triester Völkerconglomerat wie aus dem der meisten Handelsstädte Europas vor allem der jüdisch-orientalische Typus durch seine charakteristische Entschiedenheit auffällig entgegen. Zwar vollzog sich auch hier wie andern Ortes seit der Befreiung von dem mittelalterlichen Zwangsjoche in dem Wesen seiner Vertreter eine Wandlung, indem das frühere unter schmachvollem Drucke gefestete nationale Band sich lockerte, und die Israeliten von heute in Triest ganz so wie in Prag, Budapest oder Lemberg sich in ihrer Mehrzahl der herrschenden Rasse mit derselben Consequenz zuwenden, womit eine gute Magnetnadel nach Norden weist. Doch gesellt sich in der Adriastadt zu den unleugbaren Vortheilen, welche solcher Amalgamirungsproceß mit sich bringt, noch ein anderes, weniger materielles Motiv; mag der Israelit in Pest, Prag und Lemberg noch so sehr Magyar, Czeche und Pole scheinen, die nationale Wandlung bleibt eine äußerliche, eine Maske wie sein Nationalcostüm; Kopf und Herz bleiben hebräisch, deutsch oder kosmopolitisch. Anders jedoch in Triest. Zeigen schon die prononcirten Profile semitischer Physiognomien nicht selten eine frappirende Aehnlichkeit mit jenen des romanischen Stammes, so findet sich solche verwandtschaftliche Aehnlichkeit noch weit allgemeiner in gewissen Anlagen und Eigenthümlichkeiten des Charakters beider Rassen. Umsicht und Klugheit im Umgange, Neigung zu ökonomischer Lebensführung bei gleichzeitiger Zurschautragung äußern Prunkes, Intelligenz und Begabung bei vorherrschender Scheu vor geistigen wie körperlichen Strapazen sind dem semitischen wie dem italienischen Triestiner mehr oder minder eigen; daher ist die Verschmelzung eine natürlichere und innigere als an irgendeinem Orte des weiten polyglotten Kaiserreichs.

Zum Lobe der mosaischen Gemeinde Triests muß anerkannt werden, daß dieselbe trotz ihres nationalen Zerfalles des Gemeinsinnes nicht entbehrt, und namentlich im Punkte der Wohlthätigkeit ihren Mitbürgern niemals nachsteht, wohl aber nicht selten rühmlich voranschreitet; ebenso, daß der welsche Israelit mit wenigen Ausnahmen der gemäßigten Richtung angehört, wie er sich denn überhaupt, abgesehen etwa von der kleinen Journalistengilde, wenig um Politik kümmert. Er ist mit Leib und Seele Handelsmann; das Wechselcomptoir oder die Börse sind die eigentliche Arena seiner Thätigkeit, der Schauplatz, wo seine guten wie seine schlimmen Eigenschaften am schärfsten zu Tage treten; das Schlachtfeld, wo er allerdings weder Partei noch Verwandtschaft, weder Glaube noch Nationalität kennt oder respectirt, sondern wie in jedem andern „Männer mordenden Kampfe" rücksichtslos um sich schlägt, siegt oder fällt, nicht immer tadellos, doch wehrhaft bis zum letzten — Pfennig!

Was hier vom triester Israeliten gesagt wurde, gilt zum großen Theil auch von dem Griechen, welcher übrigens bezüglich seiner Schlauheit im Handelsverkehr nach einem türkischen Sprichwort noch zehn Juden in den Sack stecken soll. Der Handel ist denn auch des Griechen wie des Israeliten Element, doch nicht der Welten umspannende Großhandel, wie ihn die Neuzeit mit Hülfe der Dampfkraft geschaffen, sondern der alte gewohnte Levantegroßschacher, für welchen der neuhellenischen triester Colonie allerdings die werthvollsten Verbindungen mit ihren in allen Stapelplätzen der Levante ansässigen Landsleuten zu Gebote stehen. Daß sich die Griechen häufig auch im Familienleben der levantinischen Geschäftssprache bedienen, und die statistischen Reihen der Italiener vermehren, ist eine natürliche Folge dieser Verhältnisse; doch ist damit nicht wie bei den israelitischen Familien auch schon die Romanisirung derselben vollzogen. Der Grieche, nicht heimatlos wie der Semite, ist viel zu stolz auf sein freies Vaterland, wie auf den Nimbus des Hellenenthums, um seinem Stamm treulos zu werden, wenn auch seine Zunge in dem minder classischen Handel und Wandel der Adriastadt die Sprache der Väter verlernt haben sollte.

Die Deutschen stehen der Zahl nach im dritten Range, doch — wir dürfen es bei aller germanischen Bescheidenheit behaupten — im ersten, wo es gilt, nicht blos nach greifbarem Gewinn zu haschen, sondern jene höhern geistigen Güter zu pflegen und zu mehren, deren Besitz das deutsche Volk die Größe seiner Vergangenheit, wie seine Wiedergeburt und Machtentfaltung in der Gegenwart verdankt.

So wenig günstig die in alle Lebensverhältnisse dringende Atmosphäre einer dem Merkurdienste geweihten Stätte idealem geistigen Streben auch ist: deutsche Männer und Jünglinge sind es in erster Linie, welche, sei es mit eigener, sei es mit vereinigter Kraft, das Banner des Fortschritts hochhalten, rüstig vorwärts strebend auf allen Gebieten geistigen Schaffens. Deutsche Professoren und Lehrer — wir erinnern nur an Robert Hamerling und Rudolf Baumbach, deren Dichterruhm vom Gestade der Adria ausging — vertreten im Verein mit Künstlern, Schriftstellern und Technikern die verschiedensten Fächer der Kunst und Wissenschaft. Deutsche Handelsherren fördern kräftigst die gemeinsamen geistigen Interessen, für

welche, abgesehen von zahlreichen fachwissenschaftlichen Vereinen, im Schiller-Verein ein Mittelpunkt geschaffen wurde, in welchem sich an die genannten Hauptstützen Aerzte, Beamte, Militärs und — the last, not least — edle Frauen und Mädchen zu einem geselligen Kreise schließen, wie ihn nur wenige deutsche Städte Oesterreichs in Bezug auf genußreiche Geselligkeit und frische, geistige Regsamkeit aufzuweisen haben.

Neben solcher Pflege deutschen Gemüths- und Geisteslebens wird jedoch weder deutsche Sangeskunst und Saitenspiel noch deutsche Manneskraft und Wehrhaftigkeit an der Adria vernachlässigt. Männergesangs-, Quartett-, Schützen-, Turn-, Alpen- und Rudervereine tragen zu frohem Gedeihen und kräftiger Entwickelung deutscher Art und Sitte ihr redlich Theil bei, und wenn trotz solchen erfreulichen deutschen Lebens und Strebens in Triest aus später ersichtlichen Gründen ein bedenkliches Hinneigen zur Romanisirung mit unterläuft, so muß gleichwol constatirt werden, daß sich in neuerer Zeit auch hierin eine entschiedene Wendung zum Bessern fühlbar macht. Ist's doch ein uralter germanischer Charakterzug, den eigenen Werth erst dann richtig zu schätzen, wenn dieser von gegnerischer Seite ernstlich auf die Probe gestellt wird, und so mögen vielleicht spätere Generationen das jetzige für das österreichische Deutschthum scheinbar so verderbliche Regierungssystem als Epoche des Wiedererwachens und Erstarkens deutschen Nationalbewußtseins und Selbstgefühls an der Adria wie im ganzen Kaiserreiche verzeichnen.

Der slowenische Volksstamm kommt dem italienischen an Kopfzahl zunächst, rivalisirt mit diesem aber auch durch den Umstand, daß er sich gleich diesem einer breiten, kräftigen Basis unterer Volksschichten erfreut; Israeliten, Griechen, Deutsche sind in den niedern Volksklassen gar nicht oder doch nur in verschwindender Proportion vertreten, die Slowenen dagegen bilden als Ackerbauer und Lohnarbeiter in den fünf äußern Stadtbezirken eine erdrückende Majorität, welche, ähnlich dem Antäus der antiken Sage, aus der Berührung mit der slowenischen Muttererde ringsum stets neue Kraft und neuen Muth zum Völkerstreite der „Versöhnungsära" gewinnt.

Wenn ungeachtet dessen die Slowenen in den höhern Gesellschaftskreisen weit spärlicher und unbedeutender vertreten sind, als das statistische Zahlenverhältniß erwarten läßt, so liegt hierin ein Beweis mehr, daß Cultur und Bildung nicht durch agitatorische Thätigkeit ersetzt werden können. Wäre dies möglich, die beiden slawischen Vereine Edinost und Slavjanska Čitalnica hätten es längst zu Stande gebracht, doch hatten alle Bemühungen, die slawische Ebenbürtigkeit in Bezug auf gesellschaftliche Bildung und ideale Geistesrichtung durch Concurrenzversuche mit dem deutschen Schiller-Verein oder auch nur mit den italienischen Casinos darzuthun, bisher wenigstens nicht den bezweckten Erfolg.

Damit soll selbstverständlich weder des slowenischen Volkes noch der slawischen Rasse längst anerkannte Begabung und Bildungsfähigkeit bezweifelt oder unterschätzt, sondern lediglich der gegenwärtige Zustand gekennzeichnet werden, für welchen nicht das Volk, wohl aber diejenigen verantwortlich sind, welche sich als dessen Führer geberden.

Ein Blick auf die statistische Rubrik des officiellen „Jahrbuchs" für 1881, nach

welcher von den 141333 Bewohnern von Triest sammt Gebiet nicht weniger als 56300 des Lesens und Schreibens unkundig sind, könnte jene Männer belehren, wo Hand angelegt werden muß, um das slowenische Volk auf die Stufe anderer Culturnationen zu erheben; Verbesserung der Landwirthschaft, Aufforstung der Waldblößen, Schaffung billigen Kapitals, vor allem aber Errichtung von Schulen und zwar guten, im deutschen Geiste geleiteten Schulen: das wären die Aufgaben, würdig der Mühe edler Patrioten und Führer, welche in der That das Wohl des Volkes im Auge haben, und diesem persönlichen Ehrgeiz wie materielle Interessen zu opfern bereit sind.

Allein diese edle, selbstlose Opferwilligkeit scheint den Führern der Slowenen in Triest wie anderwärts zu fehlen, daher es nicht wundernehmen darf, wenn das Volk immer tiefer in Armuth und Unwissenheit versinkt, während seine Sprecher, getragen von der gegenwärtigen politischen Strömung in Oesterreich, Ansprüche erheben, welche die Grundlage staatlicher Macht und Wohlfahrt — den innern Frieden gefährden; um aber die große Masse für diese, ihre eigenen Interessen schädigenden Pläne zu gewinnen, schmeichelt man ihrer nationalen Eitelkeit, weckt ihre schlimmsten Instinkte, indem man sie lehrt, Wohlhabenheit zu verlangen, statt sie zu verdienen, höhere Cultur zu hassen, statt sie zu erwerben. Alles dies ohne zu bedenken, wohin solche Misleitung der rohen, ungebildeten Klassen in einem Gemeinwesen führt und führen muß, innerhalb dessen sich der nationale Groll nicht gegen friedliebende Deutsche, sondern in erster Linie gegen ein nicht minder gereiztes und heißblütiges Volk richtet; gegen ein Volk, das in seinen untern Schichten — wie wir später sehen werden — Elemente birgt, die wie jene in den Tiefen des Meeres unter spiegelglatter Oberfläche nur des Sturmes harren, um in wilden Wogen die Dämme zu überfluten.

Die Kühnheit, um kein anderes Wort zu gebrauchen, womit slawenfreundliche, publicistische Organe die Slawisirung, resp. Slowenisirung als das einzige Mittel zur Sanirung der triester Verhältnisse anpreisen, läßt keinen Zweifel mehr über die Zukunftsträume der slowenischen Partei; die stramme Organisirung der slawischen Arbeiter aber, wie die Verbrüderung derselben mit den nationalen Vereinen anderer Provinzen verräth, daß man auch die Verwirklichung dieser Träume allen Ernstes anstrebt.

Bedenkt man, welche Zustände die slawische Herrschaft in Dalmatien herbeigeführt, wie sehr sich ferner der Antagonismus der slawischen und romanischen Bevölkerung in jüngster Zeit verschärfte, bedenkt man endlich Zahl und Nothlage der Arbeiterbevölkerung einer stagnirenden Handelsstadt, so mag man sich leicht ein Bild jener „Sanirung" ausmalen, womit das Slowenenthum die vielgeprüfte Perle an der Adria zu beglücken hofft. Die Feinde des Deutschthums, die Fanatiker der Romanisirung Triests mögen sich dies Bild recht lebhaft vor Augen halten, denn eins ist gewiß: wie dem Dammbruch die Ueberschwemmung, so folgt dem Sturze der deutschen Schutzmacht die slawische Hochflut!

Die Bewohner Triests, welche sich italischer Abstammung rühmen, auch ihrer Vaterstadt mit anerkennenswerther Ausdauer ein durchwegs romanisches Gepräge aufdrückten, erreichten dieses Ziel nicht blos durch das Gewicht der Majorität,

sondern — es sei dies gern anerkannt — durch geistige wie physische Eigenschaften und Gaben, welche in ihrer Vereinigung ein nicht tadelloses, aber immer liebenswürdiges und anziehendes, ja oft bestechendes Ensemble bilden. Der Fremde zumal wird von demselben um so sicherer eingenommen, als die ihm anhaftenden Mängel und Schwächen erst bei längerm und intimern Umgange erkennbar werden, während die Vorzüge gerade im oberflächlichen Verkehr, im bewegten Volksleben und im Lichte der Gasflammen gleich prismatisch glitzernden Schaumblasen am besten zur Geltung gelangen. Mag man die Straßen der Stadt durchwandern oder das Gewühl am Hafen betrachten, öffentliche Orte besuchen oder einem häuslichen Feste beiwohnen: die lebhaften und eleganten Manieren der Männer, die Schönheit und Anmuth der Frauen, die Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit des Umgangstones aller werden nie ihre prickelnd anregende, fascinirende Wirkung auf den Beobachter verfehlen, und es liegt in dieser Wirkung ein Theil der großen Anziehungskraft, welche das Romanenthum auf andere Nationen ausübt.

Allerdings sind es zumeist die Frauen, welche dieser Anziehungskraft unterliegen, doch muß zu deren Entschuldigung auch zugestanden werden, daß die triester Dame romanischen Blutes ein seltenes Talent für die „Kunst zu gefallen" besitzt, und dieses Talent bis zur Virtuosität herauszubilden versteht. Abgesehen von einem eigenthümlichen undefinirbaren Aplomb der Erscheinung ist ihre Art, sich in der Loge oder vor dem Café niederzulassen, zu grüßen und zu danken, den Fächer oder das Eislöffelchen zu handhaben, und vor allem von den Sammtkissen eines eleganten Landauers herab die Welt durch die Gläser eines goldenen Lorgnons zu beschauen, von so erfolgreicher Koketterie und zugleich imponirender Würde, daß der Nachahmungseifer der Frauen-, wie das Entzücken der Männerwelt wenigstens begreiflich wird.

Daß das Schalten und Walten dieser Damen im Hause, Gesellschaftsabende ausgenommen, minder bestrickend zu wirken pflegt, thut dem Nimbus ihrer Erscheinung um so weniger Eintrag, als deren Gatten, Väter oder Brüder es ganz selbstverständlich und natürlich finden, daß Frauen, deren Rolle sich erst mit dem Morgengrauen abspielt, den ganzen Vormittag unsichtbar bleiben, die Sorge für Kinder und Hauswesen Bonnen und Beschließerinnen überlassend, die Nachmittagsstunden aber der wichtigsten Lebensfrage, der Toilettenwahl für Promenade, Oper und Salon widmen; daher auch jeder vernünftige Gatte zufrieden ist, wenn er abends, nach des Tages Müh' und Plage, des Hauses schöne Herrin bereit findet, ihm den Arm zu reichen, um jenes vielgerühmte Nachtleben zu verherrlichen, das der Triestiner wie der Italiener überhaupt als unentbehrlichen Inbegriff städtischen Lebensgenusses betrachtet, und allen, ihm ohnedies meist ebenso unbekannten als unbegreiflichen Naturgenüssen vorzieht.

Erziehung und Bildung der weiblichen wie auch männlichen Jugend entsprechen consequenterweise der herrschenden Lebensanschauung und Führung. Das Ziel des Mädchens, sich möglichst vortheilhaft als „Dame" zu repräsentiren, des Knaben, möglichst viel Geld zu erwerben, wird so ausschließlich verfolgt, daß für ideale Bestrebungen und höhere Interessen in den seltensten Fällen Zeit und Sinn übrigbleiben.

Dies und der schon aus dem Obengesagten ersichtliche Mangel eines Familienlebens im deutschen Sinne sind die allgemeinen Schattenseiten eines für den nicht Eingeweihten so anziehenden Gesellschaftskreises; als specielle triester Eigenthümlichkeit gesellt sich zu denselben jene träumerisch matte Passivität, jene durch mühelosen Erwerb großgezogene weichliche Erschlaffung und Selbstgenügsamkeit, deren Folgen wir schon geschildert haben*), die sich jedoch auch in allen andern Functionen des mannichfaltigen Räderwerks im Getriebe einer bedeutenden Handelsstadt bemerkbar machen. Vergeblich sucht man hier nach dem entschiedenen Fortschreiten auf technischem Gebiet, nach dem Wetteifer in kühnen Unternehmungen, oder auch nur nach den Zeichen überschäumender Kraft im Leben und Treiben der Jugend anderer Seestädte.

Nach dem alten Worte: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen", liebt auch die Jugend Triests das schöne Pflaster der Vaterstadt mit sonst ungewohnter Ausdauer**); angesichts des weiten Meeres, eines fast unabsehbaren Horizonts scheint sich in ihrer Brust wenig oder nichts von jener Abenteurerlust zu regen, welche die Söhne anderer Handelsstädte nach den entlegensten Gegenden des Erdtheils verschlägt und immer neue Fäden zu dem großen Verkehrsnetze der Heimat fügt. Gilt doch schon ein Ausflug in die Bergwelt der Umgebung als eine unliebsame oder doch überflüssige Unterbrechuug der gewohnten Lebensweise, eine Reise nach einer der levantinischen Handelsstädte oder gar ein längerer Aufenthalt daselbst als ein bewundernswerther Beweis des Muthes und der Selbstverleugnung; der Wiederkehrende aber findet in den meisten Fällen, daß in seiner lieben Vaterstadt alles ist wie es sein soll, und neben dem Glanze ihrer Vollkommenheit alle übrigen Centralpunkte der Cultur und Civilisation verschwinden. Mit solchen Anschauungen und Gewohnheiten trat und tritt noch heute der Sohn in das Geschäft des Vaters, um dieselben wieder auf die Enkel zu vererben — das Resultat ist begreiflich.

Neben und zunächst dem reichen Handelsstande macht sich ein ihm verwandter, doch wieder in sich abgeschlossener Kreis geltend, bestehend aus den Angestellten des Lloyd und deren Familien, durch Zahl, Bildung und Einfluß von hervorragender Bedeutung in der triester „Gesellschaft". Einem natürlichen Gesetze zufolge ist die italienische Nationalität auch in diesem Kreise die herrschende, indem

---

*) Eine Bestätigung seltenster Art wurde der daselbst ausgeführten Ansicht, indem der österreichische Minister Graf Kalnoky gelegentlich einer Erörterung über die Thatsache, daß Oesterreich von allen mittelländischen Staaten den geringsten Nutzen aus dem Suezkanal ziehe, erklärte, „daß der Hauptgrund dieser befremdenden Erscheinung im triester Handelsstande selbst liege, welcher in sich nicht den geeigneten Impuls fühle, um den Handel nach weitern Gegenden aufzunehmen".

**) Zum Beweise, wie selbst die Landsleute und wohlwollendsten Freunde der Triestiner das Treiben der romanischen Jugend in der Adriastadt beurtheilen, mag folgende Stelle aus dem Märzheft 1881 der römischen Zeitschrift „L'Alba" folgen: „Piutòsta che trascorrere le ore nelle birrarie, nelle osterie e fra le mollezze die più turpi piaceri, volgete il piede ai teatri, cercate sollievo alle fatiche ed allo studio, facendo ginnastica e studiando la storia."

sie zwar Engländern, Franzosen und Deutschen die wichtigsten fachwissenschaftlichen Stellungen überläßt, dalmatiner und istrianer Slawen als Kapitäne und Matrosen verwendet, den gesammten Bureau- und Verwaltungsdienst aber so vollständig beherrscht, daß die größte und wichtigste maritime Verkehrs- und Handelsgesellschaft des Kaiserstaates thatsächlich romanisirt erscheint.

Daß in einer Zeit allgemeiner Nationalitätenfehde ein solches Verhältniß nicht ohne Rückwirkung auf den complicirten Mechanismus eines großartig angelegten Unternehmens bleiben kann, nationalen Reibungen einerseits und nationaler Kameraderie andererseits ein weiter, verderblicher Spielraum gegeben ist, bedarf wol keiner nähern Beweisführung, zumal die Folgen auch hier beweisend genug zu Tage treten. Denn so ansehnlich es sich anhört, daß der Oesterreichisch-Ungarische Lloyd in seinem Arsenal allein durchschnittlich 2000 Personen beschäftigt, die Bemannung seiner Schiffe circa 200 Kapitäne, ebenso viele Maschinisten und über 2000 Matrosen zählt, daß im Jahre 1883 74 Dampfschiffe 610885 Meilen durchliefen, für Passagiere und Frachten einen Reingewinn von 941612 Fl. erzielend, so schrumpfen diese Ziffern nicht nur im Vergleich mit jenen englischer, französischer und deutscher Transportunternehmungen sofort ins Zwerghafte zusammen, sondern bleiben selbst hinter Concurrenzunternehmungen zurück, deren Bestand wie beispielsweise jener der Navigazione Generale Italiana kaum so viele Jahre zählt wie der Oesterreichisch-Ungarische Lloyd Jahrzehnte."*)

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Gesellschaft sich seither zu größerer Rührigkeit und Energie aufgeschwungen. Drei große, prächtig ausgestattete Dampfer liefen in rascher Folge vom Stapel, die Fahrten nach Indien und China wurden vermehrt, neue Linien nach Australien und Amerika in Aussicht genommen. Allein abgesehen davon, daß diese Anstrengungen zum großen Theil durch die schon bestehende, noch mehr aber durch die drohende Concurrenz einer vom Deutschen Reiche subventionirten Dampferlinie erzwungen sind, zeigte die Gesellschaft gelegentlich der letzten triester Municipalwahlen die Folgen der Romanisirung in einer Weise, welche die Anerkennung ihrer sonstigen Leistungen noch mehr beeinträchtigen muß.

Galt es doch bisher als feststehend, daß die Angestellten einer Gesellschaft, welche unter Oesterreichs Schutz und Schirm erstanden, von der österreichischen Regierung dotirt, Oesterreichs Handelsflagge auf allen Meeren entfaltet, auch in politischer Beziehung eine zuverlässige Stütze des Kaiserstaates und der Regierung desselben bildeten. Und waren es in der That die Stimmen der Lloyd-Angehörigen, durch welche dem dominirenden Einfluß der nationalen Progressopartei bisher ein kräftiger Damm entgegengestellt wurde.

Um so größer war die Ueberraschung, um nicht zu sagen Bestürzung der Regierung, als das Resultat der letzten Wahlen einen glänzenden, noch nicht dagewesenen Sieg der Progressopartei ergab, indem 38 ihrer Candidaten gegen 11, sage 11 Conservative und 5 Slowenen aus der Wahlurne hervorgingen.

---

*) Die genannte italienische Concurrenzgesellschaft besitzt schon 92 Dampfer, welche in demselben Jahre 2,253990 Meilen mit einem Reingewinn von 1,310936 Fl. durchliefen.

Einsichtige, mit den localen Verhältnissen Vertraute hatten dieses Ergebniß allerdings längst vorausgesehen. Das unselige System der „Versöhnungsära", in der consequenten Zurückdrängung des deutschen Elements gipfelnd, unheilbringend im ganzen Kaiserreiche, hat auch in Triest die Frucht zur Reife gebracht, welche die antiösterreichische Partei im stillen gehegt und gepflegt.*) Nur die Regierung, welche geerntet, was sie selbst gesäet, scheint sich auch jetzt noch dieser Einsicht zu verschließen, wie die Ernennung Dr. Tonkli's, eines hervorragenden Slawenführers, zu ihrem Vertrauensmann und Verwaltungsrathe des Lloyd beweist.

Der erwähnte Sieg der Progressopartei, welche nahezu das gesammte romanische Element der Handelsstadt, ausschließlich der untern Volksschichten in sich faßt, führt uns unmittelbar zu jener Klasse der Bevölkerung, aus welcher sich die ultranationale, und leider einflußreichste, weil rührigste Partei rekrutirt, deren Mitglieder unter dem gemeinsamen Parteischilde nationalen Fortschritts (Progresso) ihre staatsgefährlichen Sonderzwecke verfolgen. Unzufriedene Krämer, Agenten und Mäkler, ruinirte Industrielle, verkommene oder beschäftigungslose Aerzte, Advocaten, Journalisten**), Lohnschreiber u. s. w. bilden den Kern jener Irredenta, welche als letztes Ziel die Vereinigung der Adriastadt mit dem Königreich Italien anstrebt; und da nicht wenige darunter eingewanderte Angehörige dieses Nachbarstaates sind, so mag der Fanatismus, mit dem man dieses Ziel zu erreichen sucht, immerhin auch einem patriotischen Gefühle entspringen. Zumeist jedoch dient auch dieses reinere Motiv als bloßer Vorwand, um durch Vernichtung des Bestehenden persönlichen Ehrgeiz oder noch trübere Leidenschaften zu befriedigen.

Wie immer die Beweggründe solch hochverrätherischen Treibens aber heißen mögen, und von welchem Standpunkte man dasselbe betrachten mag, es bleibt — abgesehen von der Beschaffenheit der angewendeten Mittel — vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes wie der Moral ebenso thöricht wie verwerflich.

Hervorragende Journale legten dem deutschen Reichskanzler Worte in den Mund, nach welchen Deutschland nie dulden werde und könne, daß der einzige, in deutscher, resp. österreichischer Machtsphäre gelegene Hafen des Südens an Italien falle. Sollte der größte Staatsmann unsers Jahrhunderts aber diese Worte auch nicht gesprochen haben, so ist es doch zweifellos, daß ein mächtiges Deutsches Reich mit seinem, im unberechenbaren Aufschwunge begriffenen Welt- und Colonialverkehr die Erhaltung des adriatischen Emporiums für Oesterreich

---

*) Nach der Versicherung slawischer Preßorgane in Triest sollen nicht nur die Angestellten des Lloyd, sondern sogar viele der dortigen k. k. Justiz- und Verwaltungsbeamten zu Gunsten der Progressopartei abgestimmt haben, welche Thatsache, falls dieselbe auf Wahrheit beruht, wol den möglichst drastischen Beleg für die unglückliche Hand der gegenwärtigen Regierung liefern würde.

**) Die wiederholten Faustkämpfe auf offener Straße (Februar 1886) zwischen Mitarbeitern der „Triester Zeitung" und des irredentistischen Blattes „Mabarda" sind als charakteristisches Merkmal beachtenswerth.

als sein eigenstens Interesse vertheidigen würde; daher dessen Vereinigung mit Italien nach menschlichem Ermessen für Jahrhunderte hinaus aussichtslos, das Streben danach noch unsinniger erscheint als etwa die Träume slowenischer Fanatiker vom künftigen Königreich Slowenien.*)

Die moralische Verwerflichkeit von Umtrieben und Conspirationen gegen den Staat, dessen Schutz man genießt, dessen Wohlthaten man annimmt, bedarf wol keiner eingehenden Begründung; doch erhält solches Treiben ein noch häßlicheres Gepräge durch den Umstand, daß es denn doch zum großen Theil Söhne und Bürger Triests sind, welche zur Erreichung ihrer dunkeln Zwecke das Wohl der eigenen Heimat mit den nichtswürdigsten Mitteln zu untergraben suchen.

Unzufriedenheit, Nothstand, Niedergang: das ist ja der Boden, in dem ihre Saat gedeiht; Fremdenhaß, Terrorismus, stete Beunruhigung der Gemüther, das sind die Erfordernisse, solchen Boden zu erzeugen. Was aber das Schlimmste, Niedrigste ist, die Führer dieser Pertei hüten sich, selbst Existenz, Freiheit, Leben für die heißersehnte Vergrößerung des „geliebten Vaterlands" aufs Spiel zu setzen, und finden es weit angenehmer, das arme unwissende, denkfaule Volk und dessen künstlich genährten Nothstand zu benutzen, auf daß es für sie die heißen Kastanien aus dem Feuer hole.

Und doch wäre dieses Volk wahrhaftig eines bessern Loses würdig!

Wie die höhern Gesellschaftsschichten italienischer Zunge, zeichnet sich auch dieses in seinem ganzen Wesen und Thun durch natürliche Intelligenz, Geschmeidigkeit und Beweglichkeit aus; Eigenschaften, welche unter richtiger Leitung die reichsten Bildungserfolge verbürgen würde, während sie unter den obwaltenden Verhältnissen nur die Lichtpunkte um so tieferer Schlagschatten bilden.

Mangel an Schulbildung in den untersten Klassen — bei der slowenischen Bevölkerung der Umgebung noch verzeihlich — gehört zu den dunkelsten derselben; Verwilderung des Gemüths, Roheit der Sitten, Trunksucht und Raufluft zeigen die schlimmen Folgen jenes Mangels um so deutlicher, als die letztern Fehler den auch nur einigermaßen unterrichteten Handwerkern und Gewerbsleuten entweder gar nicht oder doch in weit geringerm Grade anhaften.

Der Bodensatz der triester Bevölkerung endlich gleicht dem aller Seestädte; unter der Maske ehrlicher Arbeiter und biederer Seeleute finden sich, angelockt durch den zur Schau getragenen Luxus und Reichthum, Abenteurer, Strolche und Vagabunden zu gemeinsamen Operationen zusammen, deren Resultate den Tagesblättern stets reichlichen Stoff für die Rubrik „Einbrüche und Diebstähle" liefern.

An Verbündeten zur Ausführung solcher eigenthumsgefährlichen Unternehmungen fehlt es um so weniger, als die Adriastadt in dem Institut der Facchini eine Specialität von Arbeitern besitzt, welche — insofern sie nicht stabil als Lastträger größerer Handlungshäuser angestellt sind — gleich ihren Vettern, den Lazzeroni Neapels, nach der wechselnden Laune des Geschickes oder des Magens die zahl-

---

*) Es würde zu weit führen, hier auch die ethnographische und geographische Widersinnigkeit des irredentistischen Planes darzuthun, zumal sich jedermann durch einen Blick auf die Landkarte von der Isolirtheit der triester Romanen überzeugen kann.

reichen Mußestunden im „dolce far niente" verträumen, sonst aber zu jedem „Geschäft" bereit sind, das sich lohnt und mit etwas Mutterwitz nebst gesunden Armen und Beinen verrichten läßt.

Das Institut besteht seit 1792, und bewährte sich während der folgenden Periode des steigenden Wohlstandes und Geschäftsbetriebes auf das beste. Der Triestiner hegt deshalb für seinen „Facchin" auch heute noch eine besondere Vorliebe, trotz der dunkeln Schatten, welche seit dem Geschäftsniedergange auch diese Lieblingsgestalt mehr und mehr verdüstern.

In der That ist der seiner Nationalität nach meist romanische oder romanisirte Facchin — sei er nun als Dienstmann oder Führer, Hausfactotum oder Lastträger, Regenschirmhalter oder Postillon d'amour thätig — stets willig, pünktlich, anstellig, und zieht die gegentheiligen Register seines Wesens erst dann auf, wenn der Lohn seinen Verdiensten oder Erwartungen nicht entspricht. Gleichwol wird kein aufmerksamer Beobachter die Sorglosigkeit der Triestiner theilen, wenn er die Zahl derer wachsen sieht, welche müßig, zerlumpt und hungernd an den sonnigen Häuserfronten der Straßen umherlungern, gierigen Blickes die vorübergehenden „Beati possidentes" musternd, oder einzeln wie gruppenweise die Promenaden der Umgebung durchstreifend, um die „freundliche Unterstützung" einsamer Spaziergänger oder unbeschützter Frauen zu „erbitten".

Diese erschreckende Zunahme der „Beschäftigungslosen" ist aber eine Thatsache, welche deutlich aus den Ziffern der Statistik ersichtlich ist. Nach dem letzten „Statistischen Jahrbuch" für Oesterreich Ungarn gab es 1881 in Triest neben 12624 stabilen Hausdienern nicht weniger als 21106 männliche Personen ohne bestimmten Erwerb, wobei zu berücksichtigen ist, daß Triest nicht der Wahlort ruhebedürftiger Rentiers, sondern eine Handelsstadt ist, wo Personen ohne bestimmten Erwerb mit jedem Tage auch erwerblos werden können, und diese Gefahr um so drohender ist, als die Preise der nothwendigsten Lebensmittel durch die städtische Steuer derart in die Höhe geschraubt sind, daß schon der verringerte Erwerb Armuth und Elend zur Folgen haben muß.*)

Solchen Verhältnissen gegenüber wird man sich kaum mehr wundern, daß den geheimen Leitern der Irredenta stets willige Arme für ihre unlautern Zwecke zu Gebote stehen. Das Bombenattentat vom 2. Aug. 1882, bekanntlich von Oberdank, dem Sohne eines Facchin, in Scene gesetzt, ist aber nicht nur in dieser Beziehung, sondern auch durch den Umstand lehrreich, daß sich dasselbe zunächst

---

*) Die Belastung der untern Volksklassen durch die sogenannte Stadttaxe (civici dazi) erscheint um so drückender, vergleicht man Preise und Tagelohn in Triest mit jenen anderer Städte; so kostet beispielsweise ein Kilo billigsten Fleisches in Triest 77 Kr. Oester. W., in Wien 62, in Graz 50 Kr.; das Liter billigsten Bieres in Triest 31, in Wien 10, in Graz 12 Kr.; das Liter billigsten Weines in Triest 53, in Wien 32, in Graz 19 Kr.; dagegen beträgt der Tagelohn in Triest nicht mehr als in Graz, nämlich 80 Kr., während sich derselbe in Wien auf 1 Fl. 30 Kr. stellt. Daß die obigen Preise nur durch die städtische Steuer erzeugt sind, erhellt aber aus dem Ertragsausweis der letztern vom Jahre 1880, nach welchem die Auflage auf Wein, Bier, Spirituosen und Fleisch in diesem Jahre allein die horrende Summe von 2,047711 Fl. oder 15 Fl. per Kopf ergab.

gegen die Reihen des Militär-Veteranenvereins richtete, welche Verbindung in Triest wie alle ähnlichen in Oesterreich den doppelten Zweck verfolgt, ehemalige Militärs und deren Angehörige zu unterstützen, gleichzeitig aber auch in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Armee die Treue und Anhänglichkeit für Thron und Dynastie zu festigen.*)

Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Verein in Triest eine ganz besondere Bedeutung gewinnen mußte, wie daß sich die Feindschaft aller jener auf denselben concentrirte, deren Gesinnungen, Wünsche und Absichten der gegentheiligen Richtung zugewendet sind. So machte denn thatsächlich die Partei der Italianissimi aus dem glühenden Haß gegen diejenigen ihrer Landsleute längst kein Hehl mehr, welche es wagten, sich im Veteranenvereine Slawen und Deutschen unter den schützenden Schwingen des Doppeladlers zu brüderlichem Bunde anzuschließen, und das verderbenbringende Projectil des 2. Aug., obschon in erster Linie zur Störung der Ausstellung und Kaiserreise geschleudert, gab zugleich diesem Hasse entsprechenden Ausdruck.

Zweifellos hoffte man, daß die Hefe des Volkes, eine so treffliche Gelegenheit, auch ihrerseits ihren Haß durch Thaten auszudrücken, nicht versäumen werde, doch beweist die Täuschung dieser Hoffnung nur, daß die Saat noch nicht vollkommen reif, keineswegs aber, daß solche Gelegenheiten für alle Zukunft unbenutzt bleiben.

Das Verbrechen des 2. Aug. war weder ein entscheidendes noch folgenreiches Ereigniß, immerhin aber ein Symptom, das gleich den drohenden Rauchwölkchen über dem Krater des Vesuv die drohende Gefahr künftiger Ereignisse verkündet. Erinnern doch die Zustände der Gegenwart an die schlimmste Periode in der Vergangenheit der alten schönen Adriastadt. Zwar sengt und brennt man noch nicht in offener Fehde wie zur Zeit der Welfen und Ghibellinen, kann auch nicht wie einst die verhaßten Fremden durch den Büttel vertreiben; doch erstrebt und erzielt man Aehnliches, indem man conspirirt, unterminirt und den Wohlstand der Stadt, Ruhe und Sicherheit ihrer Bewohner gefährdet. Geschieht solches überdies im tiefsten Frieden, anläßlich einer das Gemeinwohl fördernden Kaiserreise, und eines Festes zur Verherrlichung bürgerlicher Arbeit, so kann man nur mit Bangen daran denken, was da werden soll, wenn im Falle eines großen, alle Fugen des Staatswesens erschütternden Krieges der Niedergang des Handels beschleunigt, die Flamme des Nationalhasses durch Hunger und Elend zur hellen Lohe entfacht, die mächtigste Schutzwehr gesetzlicher Ordnung aber, das Heer, nicht mehr zur Abwehr äußerer und innerer Feinde genügen würde!

Noch hat das sprichwörtliche Glück Oesterreichs solche Gefahr hintangehalten, noch scheint der Weltfriede trotz der dunkeln Wolken im Osten und Westen des politischen Himmels durch die eiserne Hand eines gewaltigen deutschen Staatsmannes auf eine Reihe von Jahren gesichert. Möge die Frist von allen, welche

---

*) Die That Oberdank's ist in dieser Richtung um so bezeichnender, als er selbst als gedienter Soldat im Militärverbande steht, daher auch die Untersuchung gegen ihn mit Ausschluß der Oeffentlichkeit vom Militärgericht durchgeführt wurde.

es ehrlich meinen mit der schönen adriatischen Handelsmetropole, benutzt werden, den Jahrhunderte alten Krebsschaden des Nationalhaders aus dem siechen Leibe zu entfernen, ehe auch hier das für Oesterreich schon so oft verhängnißvoll gewordene „Zu spät" eintritt; möge aber auch eine starke, zielbewußte Regierung zu demselben Zwecke, mit kräftiger Hand wie einst die große Kaiserin die losen Zügel ergreifend, nicht nur die Zollschranken beseitigen, welche das größte österreichische Seeemporium vom Mutterlande scheiden, sondern auch das noch schlimmere Hemmniß, die unsaubere Verschwörerbande mit ihrem Anhange nationaler Fanatiker, ehestens bewältigen. Dann und nur dann wird die Perle der Adria werden, wozu sie Natur und geschichtliche Entwickelung bestimmten: eine freie Stätte für den Wettstreit aller civilisirten Nationen auf dem Gebiete des Handels im Interesse des Staates wie des eigenen Wohles.

Berichtigung. Gegen die im ersten Artikel „Triester Studien" enthaltene Behauptung (S. 202 dieses Bandes), daß der Erfinder des Schraubendampfers, Ressel, in Marseille von seinem Geschäftsfreunde und Gönner Fontana fast dem Hungertode preisgegeben worden sei, geht uns von Herrn Rechtsanwalt Dr. Rosenthal in Leipzig im Namen der Firma Fontana eine Erklärung zu, der wir entnehmen, daß die Versuche zur Erprobung der Ressel'schen Erfindung vollständig fehlgeschlagen seien, daß sich der erbaute Dampfer überhaupt nicht von der Stelle bewegt habe und das Haus Fontana, nachdem es Unsummen für die Ressel'sche Erfindung verausgabt, seine Verbindung mit ihm gelöst habe. Ressel habe dann einen Proceß wegen seiner vermeintlichen Ansprüche angestellt; derselbe sei aber nach vier bis fünf Jahren zu seinen Ungunsten entschieden worden. Trotzdem hätten die Erben des im Jahre 1832 verstorbenen Carlo d'Ottavia Fontana Ressel aus Mitleid mit dessen hülfloser Lage ohne alle rechtliche Verbindlichkeit aus freien Stücken 20000 Mark gezahlt. Durch diese documentarisch erweislichen Thatsachen werde jene Behauptung widerlegt. D. Red.

Die erste Präsidentschaft Grévy.

Von

Friedrich Sulzer.

IV.

1) Das Ministerium Ferry-Barthélemy.

Im August 1880 fand die Präsidentenreise nach Cherbourg statt; außer dem Präsidenten der Republik waren der Vorsitzende der Kammer, Gambetta, und der Vorsitzende des Senats von der Partie. Diese fiel ziemlich heiter aus und endete mit einem Knalleffect, mit einer Rede, die Gambetta an die Commis-voyageurs, eine politisch wichtig gewordene Gilde, richtete, und worin auf die unabwendbare Gerechtigkeit in der Weltgeschichte hingedeutet wurde, welche die verlorenen Provinzen Frankreich wiedergeben würde. Diese inter pocula gehaltene Ansprache wirbelte sehr viel Staub auf und hatte größere Wirkungen, als sie der Redner vorausgesehen und gewünscht hatte; in Deutschland wurde die Ansprache von Cherbourg als ein Symptom der Revanchelust lebhaft commentirt; die officiösen Blätter in Berlin eröffneten regelrecht das Feuer gegen den Präsidenten des Abgeordnetenhauses. In Frankreich selbst hatten eben mehrere Zeitungen der äußersten Linken und der äußersten Rechten die gefährliche Kriegslust Gambetta's denuncirt und die Losung ausgegeben, der berühmte Redner wolle das Land in verwegene Abenteuer stürzen; sie hatten als Beweis den intimen Verkehr zwischen Gambetta und der griechischen Kriegspartei angeführt; die auf das Verwenden Gambetta's den Hellenen bewilligte Mission französischer Offiziere unter der Führung des Generals Tomassin wurde als eine Intervention Frankreichs zu Gunsten der Griechen aufgefaßt, die der Türkei gegenüber eine drohende kriegerische Stellung einnahmen. Natürlich war diesen Opponenten die Rede von Cherbourg und die Auslegung, welche derselben in der deutschen Presse zutheil wurde, Wasser auf ihre Mühle, und kräftiger als je ertönte der Schlachtruf: „Gambetta, das ist der Krieg"; es wurde hinzugefügt, daß das von Gambetta herbeigewünschte und den Kammern vorgeschlagene Listenscrutinium das Mittel sei, ein gefügigeres Parlament herbeizuschaffen, welches die kriegerischen Absichten Gambetta's unterstützen und fördern würde. Diese Propaganda, welche den Namen des Volkstribunen mit dem Begriff des Krieges in Sicht in Verquickung brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht ganz und gar.

Es mag wol auch geschehen sein, daß das von Selbstbewußtsein und froher Lebens-

lust übersprudelnde echt gascognerhafte Auftreten Gambetta's während der ganzen Reise dem ruhigen, bedächtigen Grévy, der sich mit der ihm eigenen würdevollen Gemessenheit benahm, sehr unbequem war, und daß der Präsident der Republik den Premier Herrn von Freycinet beauftragte, dem Redner von Cherbourg einen Dämpfer aufzusetzen; möglich ist es aber auch, daß Herr von Freycinet einfach die Nothwendigkeit fühlte, als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten eine Verantwortlichkeit von sich abzuschütteln, die er den Mächten gegenüber nicht auf seine Schultern laden wollte. Kurze Zeit nach der Rückkehr aus der Hafenstadt trat Herr von Freycinet in Montauban als Redner auf und betonte in seinem Vortrag den friedlichen Charakter der französischen Politik, sowie seine (Freycinet's) Abneigung gegen jede Renommisterei (jactance). Die gesammte oppositionelle Presse bemächtigte sich des Freycinet'schen Toastes, um denselben als eine Abfertigung der Kriegs- und Revanchegelüste Gambetta's hervorzuheben. Man spielte Montauban gegen Cherbourg aus und schuf einen schroffen Gegensatz zwischen dem verantwortlichen Chef der „öffentlichen" und dem Leiter der „geheimen" Regierung. In der That war ein Conflict ausgebrochen, da Gambetta Herrn von Freycinet seit 1871 als seinen treuen Schicksalsgenossen betrachtete, dabei aber nicht recht vergessen konnte, daß er damals der hierarchische Vorgesetzte des Subdelegirten vom Kriegsministerium gewesen. Das Pronunciamiento Herrn von Freycinet's, der diese Art von Suzeränetät, die auf ihm lastete, abschütteln und sich als unabhängiger Ministerpräsident geberden wollte, wurde von Gambetta ganz schief aufgefaßt, und er soll, wie die geschäftige Couloirschronik damals zu erzählen wußte, sich in ziemlich scharfen Ausdrücken über diese Empörung gegen seine eigene Politik geäußert haben. Herr von Freycinet sah bald ein, daß er den Kampf gegen seinen frühern Chef kaum durchführen konnte, und ergriff den Vorwand einer Meinungsverschiedenheit mit seinen Collegen im Ministerrath, betreffend die fernere Ausführung der Erlasse gegen die religiösen Genossenschaften, um seine Entlassung einzureichen; dies Ereigniß wurde gerade am Tage bekannt, wo die Spitzen der republikanischen Regierungspartei in St.-Germain bei Paris versammelt waren, um der Einweihung eines Standbildes des dort verstorbenen Thiers beizuwohnen. Nach den streng parlamentarischen Grundsätzen war dieser Ministerwechsel kaum zu rechtfertigen. Er fand während der Ferien statt, und im Laufe der verflossenen Session hatte der Conseilpräsident vielfache Beweise des Vertrauens seitens der Majorität erhalten, die nicht widerrufen worden waren und daher ihre vollste Gültigkeit bewahrt hatten. Es wurde also einigermaßen dargethan, daß die Minister nicht blos von der Majorität abhingen; aber auch die Lesart, daß der Präsident der Republik von dem ihm verfassungsmäßig zustehenden, aber mit der parlamentarischen Fiction nicht vereinbaren Rechte Gebrauch gemacht, Minister zu entlassen und andere nach seinem Belieben zu berufen, war diesmal nicht zutreffend, denn Grévy verabschiedete sich mit sichtlichem Bedauern von Herrn von Freycinet; es kann behauptet werden, daß von diesem Augenblick an zwischen dem Oberhaupt der Republik und dem Minister die Freundschaft jenen intimen, von allen politischen Rücksichten unabhängigen Charakter annahm, der dem beiderseitigen Verhältniß noch heute anhaftet.

Da Herr von Freycinet seinen Posten verlassen mußte, weil er das Misfallen des Präsidenten der Kammer erregt hatte, durfte man wol annehmen, daß der moralische Urheber seines Sturzes an dessen hohe Stelle treten würde. Aber Grévy richtete an Gambetta durchaus nicht die Aufforderung, die öffentliche und verantwortliche Regierung zu übernehmen; nach einigen Unterhandlungen, die eine Woche beanspruchten und die politischen Kreise mitten in den Ferien in alle Aufregungen, die eine solche Krisis begleiten, versetzten, trat Jules Ferry an die Spitze des Ministeriums, indem er das Ressort des Unterrichts behielt. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten aber wurde dem Akademiker und Hellenisten Barthélemy St.-Hilaire übertragen.

Barthélemy St.-Hilaire zählte zu jener Schule hochgelehrter Staatsmänner, deren Befähigung, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu befassen, aus ihren wissenschaftlichen Verdiensten abgeleitet wurde. Er ist ein Epigone der Zeit der Guizot, der Villemain, der Barante und der Humboldt. In seiner Jugend hatte er bereits eine vorzügliche Uebersetzung des Aristoteles verfaßt und hatte lange Jahre blos der emsigsten und gewissenhaftesten Forschung auf dem philologischen Gebiet gelebt, als ihn die Wähler von Versailles im Jahre 1869 in dem Gesetzgebenden Körper sandten. Barthélemy St.-Hilaire, der seit seiner Jugend mit Thiers auf dem Fuß vertraulichster Freundschaft verkehrte, schloß sich dem berühmten Staatsmann gänzlich an und wurde nach 1870 der General-, Privat- und Geheimsecretär des ersten Präsidenten der dritten Republik. Als wirklicher Alterego des Staatsoberhauptes hatte Barthélemy St.-Hilaire die doppelte Aufgabe, die meisten Besucher auf der Präfectur in Versailles zu empfangen und die Briefe, welche an Thiers gerichtet waren, zu beantworten. Diese Functionen nahmen die Zeit und die Kräfte des Vertrauten vollständig in Anspruch und die Thätigkeit, die er namentlich als Correspondent entwickelte, wurde durch beißende Bemerkungen und mehr oder minder geistreiche Spottnamen seitens der Gegner des republikanischen Régime charakterisirt.

Mit Thiers war Barthélemy St.-Hilaire ins Privatleben zurückgetreten und hatte sich ganz seinen geliebten Studien und gelehrten Forschungen gewidmet. Als Grévy den Verschollenen zum Minister des Aeußern ernannte, rechneten ihn schon gar viele zu den Todten, und die wenigsten wußten, daß der neue Minister dem Senat allerdings als stummes Mitglied angehörte. Barthélemy St.-Hilaire hatte bald nach seinem Amtsantritt Gelegenheit, seine diplomatische Fertigkeit zu erproben, da Griechenland direct den Beistand Frankreichs anrief, um die Hoffnungen, welche es an den Berliner Vertrag geknüpft hatte, zu verwirklichen. Er behandelte die Griechen freundlich, betheuerte bei jeder Gelegenheit seine aufrichtige Sympathien für das Mutterland der Cultur, wollte aber durchaus keine Verpflichtungen eingehen, welche Frankreich im gegebenen Falle genöthigt hätten, den diplomatischen Boden zu verlassen und durch die That einzugreifen.

Barthélemy St.-Hilaire stellte sich ganz und gar auf den Standpunkt, den Herr von Freycinet in seiner Rede von Montauban betont und der demselben sein Portefeuille gekostet hatte; es mußte unter andern die Absendung des Generals Tomassin nach Griechenland behufs Organisirung der Armee unterbleiben,

trotzdem die bestimmte Zusage der griechischen Regierung bereits gegeben worden und der General reisefertig war. Kurz nach der Reorganisirung des Ministeriums spielte sich ein Intermezzo ab, welches die stets heikle Frage der Deutschen aufwarf. In einem Boulevardblatt erzählte ein durch mannichfache Erlebnisse bekannter Journalist eine ziemlich abenteuerliche Geschichte, wo etwas Wahrheit mit sehr viel Dichtung bunt durcheinandergeworfen war. Es handelte sich um einen im Kriegsministerium begangenen Verrath. Ein Offizier, der dem betreffenden Departement zugetheilt war und den der Verfasser des Artikels, ohne ihn zu nennen, in untrüglicher Weise bezeichnete, soll im Einverständniß mit seiner von ihm geschiedenen Frau die gesammten Mobilisirungspläne an eine fremde Macht, man kann sich wol denken, welche darunter gemeint ist, ausgeliefert haben. Der nom de guerre der Frau wurde genannt, und es war so ziemlich allgemein bekannt, daß es die sogenannte Baronin von Kaulla, die Gattin des Oberstlieutenants Jung war; nur setzte alle Welt voraus, daß die auf abschüssige Bahnen gerathene Abenteurerin mit dem geachteten Offizier, dessen Namen sie noch immer trug, seit der erfolgten gerichtlichen Scheidung nichts mehr gemein hatte. Um das Gewebe der Verleumdung, welches der Artikel um seinen Namen gesponnen hatte, bloßzulegen, nahm Oberstlieutenant Jung von einer ritterlichen Satisfaction Umgang und strengte gegen den Verfasser des Aufsatzes die gerichtliche Klage an. Der Proceß führte zu allerhand unerquicklichen Enthüllungen.

Der Autor hatte sich zunächst auf den als ebenso schneidigen Militär wie ausschweifenden Lebemann bekannten General Ney von Elchingen berufen; von diesem wollte er gelegentlich einer Begegnung im Bois de Boulogne die Angaben erfahren haben, welche ihn bewogen hatten, den Artikel zu verfassen. Der General, als Zeuge vorgeladen, verwahrte sich auf das entschiedenste gegen den Misbrauch, den der Verfasser des Aufsatzes mit einigen gesprächsweise gefallenen Andeutungen getrieben hatte, und leugnete, daß es seine Absicht gewesen, dem Oberstlieutenant Jung nahezutreten. Er habe blos, ohne zu ahnen, daß man seine Aeußerungen als Grundlage für einen verleumderischen Aufsatz verwenden würde, gewisse Gerüchte erwähnt, die in militärischen Cirkeln verbreitet waren, und allerdings hinzugefügt, daß, wenn ein französischer Offizier pflichtvergessen genug wäre, um die geheimsten Documente dem Feinde auszuliefern, man mit demselben kurzen Proceß machen und ihn mittels Gift oder Dolch „supprimiren" sollte.

Nun setzte Oberstlieutenant Jung sein Verhältniß zu seiner geschiedenen Gattin auseinander. Es ging hervor, daß Frau von Kaulla es verstanden hatte, sich des frühern Kriegsministers Cissey vollständig zu bemächtigen, daß sie bei diesem General ein- und ausging und verschiedene Lieferungs- und andere derartige Geschäfte vermittelte. Gleichzeitig wies aber Jung nach, daß er mit seiner frühern Gemahlin keinen Verkehr hatte, daß der Kriegsminister ihn fern von Paris in seiner Garnison festhielt und sogar auf Jung einen Druck ausübte, um diesen Offizier zu nöthigen, gewisse Schriftstücke, welche der Frau von Kaulla die freie Verfügung über ihr nicht in ganz lauterer Weise erworbenes Vermögen gestatten sollten, zu unterzeichnen. Hier erinnerte man sich der vielfachen Gerüchte, die aufgetaucht waren, als im Jahre 1875 der Kriegsminister Cissey ganz unerwartet seine Entlassung gab;

man erinnerte sich, daß damals vielfach von einer deutschen Spionin die Rede war, welche dem Minister während der Schäferstunden die wichtigsten Geheimnisse entlockt und dann die werthvollsten Papiere aus der Mappe gestohlen hatte. Durch die Enthüllungen des Processes, der übrigens mit der Verurtheilung des Verfassers jenes vielgenannten Artikels zu sechs Monaten Gefängniß abschloß, war General Ciffey so bloßgestellt, daß er sofort seine Entlassung als Commandirender eines von ihm befehligten Armeecorps einreichen mußte. In den Regierungskreisen wurde jedoch dafür gesorgt, daß die Spionenriecherei nicht aus dem Gerichtssaal in das Publikum dringe, denn es lag gerade in der Absicht Barthélemy St.-Hilaire's, mit Deutschland nicht zu brechen und sogar zwischen den beiden Ländern ein herzliches Einverständniß herzustellen, was ihm später von gewisser Seite in herben Ausdrücken vorgeworfen wurde.

Die Stellung des Cabinets Ferry-Barthélemy St.-Hilaire war eine ziemlich eigenthümliche und nicht gerade bequeme. Dasselbe war entstanden, weil der frühere Chef desselben bei dem Jupiter, der die Führerschaft der republikanischen Partei innehatte, in Ungnade gefallen war. Trotzdem sträubten sich einzelne Mitglieder des Ministeriums, dem so leicht zürnenden Gott ganz und gar unterwürfig zu sein, sie nahmen für das Ministerium eine selbständige Existenz in Anspruch. Der Chef des Cabinets, Jules Ferry, der allmählich vom Ressortminister zum Premier emporgestiegen, legte Proben bedeutender diplomatischer Geschmeidigkeit ab, indem er den verschiedenen sich widerstreitenden Tendenzen gerecht zu werden suchte, indem er es mit Gambetta nicht verdarb und gleichzeitig bis zu einem gewissen Grade die Unabhängigkeit des Cabinets zu wahren verstand.

Ferry hatte übrigens von Anfang an die Augen auf die gewaltige Aufgabe gerichtet, welche dem von ihm geleiteten Cabinet vorbehalten war: die Wahlen; denn mit dem kommenden Jahre war die zweite Legislaturperiode des Abgeordnetenhauses zum Abschluß gekommen; man beschäftigte sich bereits in maßgebenden Kreisen mit der genauen Feststellung des Zeitpunktes der Einberufung der Wähler, und diejenigen, welche ihr Auge auf die vacanten Deputirtensitze geworfen hatten, begannen ihre Batterien zu errichten und beschäftigten sich eifrigst mit dem Feldzugsplan.

Mit dem Anfang des Jahres 1881 kam die „Colonialpolitik" in Fluß. Das erste Object derselben war die an Algier stoßende Regentschaft Tunis. Seitdem die Eroberung und Pacification Algiers als so ziemlich vollendet betrachtet wurde und für den Thatendrang der afrikanischen Armee kein Actionsfeld mehr vorhanden war (die kleinern Expeditionen gegen einzelne rebellische Häuptlinge waren kaum der Rede werth), richteten die französischen Generale mehr und mehr ihr Augenmerk auf das benachbarte Tunis. Im Hauptquartier zu Algier und bald auch im Kriegsministerium an den Ufern der Seine galt es für ausgemacht, daß der ruhige Besitz Algiers nur durch die Besitznahme von Tunis seitens der französischen Staatsgewalt gewährleistet werden könnte. Man beschäftigte sich mit Feldzugsplänen, und alle avancementslustigen Offiziere der algierischen Armee hofften, daß bald zur Action geschritten werden würde.

Die Lage in der Regentschaft Tunis war allerdings sehr stark danach ange-

than, Conflicte zu schaffen, welche eine französische Intervention herbeiführen konnten. Der Hof des Bei war ein Tummelplatz für allerhand Intriguen und Intriguanten, welche unter orientalischer Maske die Bekämpfung der verschiedenen europäischen Mächte untereinander zum Zweck hatten.

Frankreich lag im Streit mit England und Italien, deren Consul Maccio ein sehr eifriger Propagandist war für sein Vaterland und ein ungemein heftiger Widersacher Frankreichs. Die italienischen Tendenzen hatten sich am Hofe des Bei bereits in den sechziger Jahren eingebürgert, als ein Italiener, der General Kheredine, allgewaltiger Vezier des Bei war. Kheredine zeichnete sich stets durch seinen wüthenden Haß gegen die Franzosen aus; er hatte jetzt Gelegenheit, seine antigallischen Tendenzen auf einem breitern Gebiete zu verwerthen; er war als Rathgeber des Sultans Abd-ul-Hamid nach Konstantinopel berufen worden. Sein Nachfolger im Vezierat, Mustapha-ben-Ismail, war den Franzosen ebenfalls nicht geneigt und hielt fest zu dem italienischen Consul, der sich darin gefiel, jeden Tag den Franzosen einen neuen Possen zu spielen, sodaß er sich für die pariser Presse und für die Journale der südlichen Provinzen, welche sich der Nachbarschaft wegen vielfach mit den afrikanischen Angelegenheiten befaßten, zu einer bête noire ausbildete. In Italien nahm die chauvinistische Presse (und welches italienische Journal ist nicht mehr oder weniger chauvinistisch) für den bissigen Generalconsul Partei, und es entspann sich zwischen dem Königreich und der Nachbarrepublik ein wüthender Federkrieg, welcher durch verschiedene Zwischenfälle bezeichnet wurde, namentlich durch ziemlich arge Raufereien zwischen italienischen und französischen Arbeitern. Auch bis in die Finanzkreise hinein zog sich die italienisch-französische Polemik, und verschiedene Bankiers hatten sich verschworen, aus Patriotismus und um große Differenzen einzustreichen, die italienische Rente um etliche Procente zu reduciren.

Die latente Feindseligkeit zwischen Frankreich und der Regierung des Beis kam zum Ausdruck gelegentlich der Reclamation einer französischen Gesellschaft, die einen Bodencomplex angekauft hatte, welcher ihr von einem Herrn Leroy streitig gemacht wurde, der sich der Unterstützung des Großveziers zu erfreuen hatte. Ferner wurde die tunesische Regierung beschuldigt, daß sie die algierischen Misvergnügten zum Aufstand aufstachele und daß die „Khrumirs", die Grenzräuber, welche sporadisch in das Gebiet der Colonie einzufallen pflegten, von der Regentschaft aus nicht nur unterstützt, sondern zu ihren Raubzügen geradezu aufgefordert wurden. Die Khrumirs wurden in Frankreich rasch populär; der Ausdruck wurde allen Zungen geläufig und erhielt bald neben seiner eigentlichen eine figürliche Bedeutung. Man gebrauchte ihn bei jeder Veranlassung. Dieser Ausdruck wurde schließlich gebraucht, um alles Böse und Schlimme zu bezeichnen, und man gewöhnte sich an die Idee, daß ein Krieg nöthig sei, um diese Unholde, die Khrumirs nämlich, zu züchtigen.

Die Absicht Frankreichs, in Afrika activ vorzugehen, trat ganz besonders Anfang Mai 1881 zu Tage. Die von dem italienischen Consul Maccio immer mehr und mehr beinflußte Regierung von Tunis ließ es an Anlässen nicht fehlen, um den diplomatischen und militärischen Thatendurst der Franzosen von neuem zu reizen.

So wurde gegen Ende April auf Anordnung Mustapha-ben-Ismail's der Bau einer von der Gesellschaft Bone-Guelma durchgeführten Eisenbahn ohne triftigen Grund sistirt. Die Compagnie Bone-Guelma war vom französischen Staat garantirt; viele Deputirte und Senatoren interessirten sich für dieselbe und es soll in ihrem Verwaltungsrath nicht an officiellen Persönlichkeiten gefehlt haben. Gleichzeitig versandte der Bei eine Rechtfertigungsschrift an die Mächte, welche von den herbsten Anklagen gegen Frankreich und dessen Politik strotzte und auf eine bevorstehende Eröffnung der Feindseligkeiten zu schließen gestattete. Die Rüstungen im Hafen von Toulon und die Anstalten, welche ziemlich offenkundig von dem Kriegsministerium behufs der eventuellen Mobilisirung zweier Armeecorps getroffen wurden, rechtfertigten diese Vermuthungen.

Die französische Action erregte in England und in Italien vielfaches Aergerniß. Während der Unwille Großbritanniens sich in der Presse Luft machte, wurde in Rom die Sache vor dem Parlament ausgetragen. Von allen Seiten mit Interpellationen gedrängt und gequält, fand der Minister Cairoli kein anderes Mittel, sich Luft zu machen, als zu erklären, Frankreich werde sich vielleicht genöthigt sehen, zur Züchtigung der Khrumirs zu schreiten; aber das pariser Cabinet hatte sich verpflichtet, jedes weitere Project auf die Annexion oder das Protectorat von Tunis aufzugeben. Diese Erklärung wurde vom Parlament zur Kenntniß genommen, aber die Wirkung wurde durch die Gegendeclaration Barthélemy St.-Hilaire's brach gelegt, daß die Auffassung des italienischen Ministers auf einem Irrthum beruhe und daß Frankreich in keiner Hinsicht seine Actionsfreiheit gebunden hätte. Die Note Barthélemy St.-Hilaire's war die erste unabhängige Staatsaction seit 1871. Gleichzeitig wurden Anstrengungen gemacht, um die Localisirung des Conflicts zwischen Frankreich und Tunis ohne fremde Einwirkung zu erzielen. Diese Schritte erwiesen sich namentlich in Berlin als erfolgreich. Deutschland hatte bereits, so erzählte man, sich in diplomatischen Kreisen während des Berliner Congresses die Aufmerksamkeit der französischen Staatsmänner auf Tunis gelenkt, aber als ein Anhänger der Politik der „reinen Hände" hatte sich Waddington für diese Aufmunterungen unzugänglich erwiesen. Ferry, der es unnöthig fand, die Uneigennützigkeit zu den äußersten Grenzen zu treiben, fand in Berlin dieselbe Bereitwilligkeit, die französischen Pläne zu unterstützen. Die grollenden Italiener erfuhren bald, daß Frankreich in der tunesischen Frage das Deutsche Reich nicht gegen sich, sondern auf seiner Seite haben würde. Es schien daher den Politikern jenseit der Alpen nichts übrigzubleiben, als die Faust im Sacke zu machen, gerade wie nach dem Berliner Congreß. Aber wenn die Diplomatie sich zu dieser Selbsteinschränkung der Gefühle verurtheilt sah, schlug der wüthende Haß, von der Presse eifrig geschürt, um so tiefere Wurzeln in der Bevölkerung.

Was England anbetrifft, so beeilte es sich umzusatteln, und als es sich unvermögend sah, Italien zu einem Kriege aufzustacheln, legte es dem französischen Unternehmen keine weitern Hindernisse in den Weg, nicht einmal formal diplomatische.

Nachdem der sanfte Barthélemy St.-Hilaire in scharfer Tonart die Selbständigkeit für Frankreichs Handeln in Anspruch genommen, wurde aus den Vorberei-

tungen für den Feldzug gar kein Hehl gemacht. Ein Einmischungsversuch der Pforte wurde brevi manu zurückgewiesen und der Mittelmeerflotte, die bereits in den Gewässern von Tunis kreuzte, der bestimmte Befehl ertheilt, die türkischen Transportschiffe, welche sich etwa auf dem Wege nach Tunis befinden würden, um dorthin ottomanische Truppen zu bringen, in den Grund zu schießen. Frankreich weigerte sich also auf das entschiedenste, die Oberhoheit der Türkei über die Regentschaft anzuerkennen, und bestand immer mehr und mehr darauf, die bewaffnete Verhandlung mit dem Bei allein führen zu dürfen.

Alle Rüstungen zu Lande und zur See waren gegen Mitte Mai beendet, und jetzt wurde das lange erwartete Ultimatum an den Bei von Tunis gerichtet. Es hatte die Form einer Aufforderung an den Bei, der französischen Militärmacht bei der Ausrottung der Khrumirs behülflich zu sein, d. h. seine Truppen mit den französischen zu vereinigen, wobei selbstverständlich das Obercommando in französischen Händen ruhen würde. Im Bardo mochte man noch immer auf den militärischen Beistand Italiens nnd Englands gerechnet haben; denn die vom französischen Generalconsul Roustan übergebene Note wurde mit einem kategorischen Refus beantwortet.

Nun begann die militärische Action Frankreichs. Ein Corps von ungefähr 15—18000 Mann setzte sich über die unwirthlichen Grenzgebirge, welche die Scheidewand zwischen der französischen Colonie und der Regentschaft bilden, in Bewegung. Drei bis vier Tage kämpften die französischen Truppen, welche anstrengende Märsche zu absolviren und große Entbehrungen zu ertragen hatten, gegen die Gebirgsstämme: eben jene räuberischen Khrumirs, deren Einfälle den Vorwand für die Expedition gegeben hatten. Während die blutigen Kämpfe im Gebirge ausgefochten wurden, landete eine Abtheilung Marineinfanterie, von mehrern Kriegsschiffen wirksam unterstützt, in der Hafenstadt Sfax und bemächtigte sich derselben nach einem ziemlich mörderischen Gefecht, welches indessen nur wenige Stunden dauerte.

Der Einbruch der Franzosen durch die Grenzberge und die Besetzung von Sfax verbreiteten in der vom Bei und seinen Ministern bewohnten Palaisstadt, dem Bardo, die fürchterlichste Panique. Nicht etwa als ob die Invasion der Franzosen ein unerwartetes Ereigniß gewesen wäre, man war ja darauf gefaßt, und das Ultimatum Roustan's, welches ernst gemeint war, ließ keinen Zweifel zu; die Bestürzung kam von dem Umstande her, daß die Franzosen allein zum Angriff in den Gewässern von Tunis erschienen, ohne daß die Italiener sich zur Abwehr eingefunden hätten. Alle Verheißungen, alle Versprechen des italienischen Consuls erwiesen sich als trügerisch, und Maccio selbst, der so hoch gepriesene, mußte jetzt in den Augen des Beis und des Veziers Mustapha zu einem unheilvollen Schwätzer herabsinken.

Da man sich im Bardo von den Italienern im Stiche gelassen sah, war dem ganzen Widerstand des Bei die Grundlage entrückt, denn Mustapha-ben-Ismail war ein viel zu vernünftiger Politiker, um je ernstlich gedacht zu haben, daß die kleine Regentschaft allein den Kampf gegen die französische Militärmacht aufnehmen und durchführen könnte. Ein solcher Kampf konnte nur zum gänzlichen Ver-

derben des Bei, höchst wahrscheinlich zu einer Entthronung und zur Einsetzung eines ehrgeizigen Verwandten führen, der seit lange schon mit den Franzosen unterhandelte und ihnen vollständige Unterwerfung versprochen hatte, wenn er durch ihre Hülfe auf den Thron gelangt sein würde. Man mußte um jeden Preis diesem Prätendenten (Tajeb-Bei) zuvorkommen und sich ebenfalls den Siegern rasch unterwerfen, ehe der Thron des herrschenden Bei, und wie man wol nach orientalischen Begriffen fürchten mochte, das Leben seiner Minister verwirkt waren. Als daher ganz zur geeigneten Stunde der französische General Bréard mit einer unansehnlichen Abtheilung Cavalerie vor dem Bardo erschien, die Eingangspforten des Palastes besetzte und in die Gemächer des Bei eindrang, fand er diesen und seine Umgebung vollkommen mürbe und bereit zu allen Zugeständnissen, um nur mindestens den Schatten seiner Herrschaft und vor allem seine Güter zu retten. General Bréard hatte einen Vertragsentwurf fix und fertig in seiner Pistolenhalfter. Der Bei und Ismail unterschrieben, nachdem sie sich von den Fenstern des Gemaches aus, wo sich diese Scene abspielte, überzeugt hatten, daß sie thatsächlich Kriegsgefangene waren. Somit war das französische Protectorat über Tunis eine perfecte Thatsache geworden. Die gesammte innere Verwaltung der Regentschaft sollte nur noch nominell dem Bei und seinem Vezier unterstehen; in der That jedoch waren Organe der französischen Beamtenwelt mit deren Ueberwachung beauftragt. Die äußere Politik Tunesiens wurde ganz und gar, auch formell, Sache Frankreichs, denn die Consuln sollten von nun an direct und ausschließlich mit dem französischen „Residenten" verkehren, der ipso facto der Minister der äußern Angelegenheiten des Bei wurde. Somit waren diplomatische Contreminen für die Zukunft Dinge absoluter Unmöglichkeit, und Maccio und den Gleichgesinnten war ein Riegel vorgeschoben. Um dem Protectorat in jeder Beziehung und bei jedermann das nöthige Ansehen zu verschaffen, und als Wahrzeichen, daß es sich nicht um eine blos theoretische platonische Errungenschaft handelte, wurden in Tunis und in den wichtigsten Städten französische Garnisonen errichtet, welche einem in Tunis residirenden Generalcommando unterstanden. Neben diesen französischen Streitkräften mußten sich die vom Bei noch immer gehaltenen Truppen als harmlose Paradesoldaten ausnehmen. Finanzielle Arrangements und die Bestimmungen, betreffend die genauere Ausführung der in dem Protectionsvertrage niedergelegten Grundsätze wurden für spätere Zeiten vorbehalten. Der Sieg der französischen Diplomatie war ein vollständiger; Italiener und Engländer hatten allen Grund sich zu ärgern, da ihre Zettelungen gegen den französischen Einfluß in der Regentschaft zu der Annexion von Tunis geführt hatten — denn weiter war ja das Protectorat nichts.

Der Vezier Mustapha-ben-Ismail, der rührigste Gegner der Franzosen, solange er auf die Unterstützung des Consuls Maccio und seiner Gewährsmänner auf der Apenninischen Halbinsel rechnete, wurde jetzt zum Speichellecker der republikanischen Generale. Da er sich wol als Großvezier unmöglich wähnte, bat er demüthig um die Gewährung des französischen Indigenats und um die Erlaubniß, seine horrenden Einkünfte in Paris verzehren zu dürfen. Diese Bitten wurden ihm gewährt; der Franzosenhasser wurde französischer Bürger und als solcher hatte er

seine Liegenschaften und Güter gegen etwaige Launen des Bei oder dessen Nachfolger auf das wirksamste geschützt.

Das Protectorat wurde trotz der Protestversuche der italienischen und englischen Diplomatie rasch eingerichtet, und Roustan, der sich in dem Kampfe gegen seinen Nebenbuhler Maccio sehr schlagfertig erwiesen hatte, zeigte sich jetzt als vortrefflicher Organisator. Binnen wenigen Wochen war die ganze Regentschaft vollständig gallisirt und die Republik konnte für sich den Ruhm als „Mehrer des französischen Reiches" beanspruchen.

Zweierlei Episoden hatte noch dieser kurze tunesische Feldzug zu verzeichnen: eine im nächsten Herbst rasch durchgeführte Campagne gegen die sogenannten „Dissidentenbanden", d. h. gegen einzelne Stämme, welche den Befehl des Bei von Tunis, sich den Franzosen zu unterwerfen, nicht befolgen und den „Vertrag des Bardo" nicht als bindend anerkennen wollten. Die „Dissidenten" hatten sich in mehrern Städten festgesetzt und erwarteten dort die französischen Heeressäulen, welche während der glühenden Jahreszeit pausirten und sich vorläufig mit dem Errungenen zufrieden gaben.

Die andere Episode war eine gerichtliche. Die tunesische Expedition hatte nicht überall in Frankreich Anklang gefunden. Die radicalen Organe, namentlich Rochefort's „Intransigeant" und Pelletan-Clémenceau's „Justice", wetterten gegen die Expedition, welche sie als einen Piratenzug brandmarkten, und suchten nachzuweisen, daß das Blut der französischen Soldaten in die Schanze geschlagen wurde, um den Actionären der Bone-Guelma-Bahn zu guten Dividenden zu verhelfen und eine Speculation auf die arg heruntergekommenen tunesischen Schatzbons zu begünstigen. Rochefort, der sich, wie es scheint, mit mehrern Beis und Paschas drüben ins Einvernehmen gesetzt hatte, spie in seinem „Intransigeant" Feuer und Flammen, unermüdlich in der Erfindung stets neuer und kräftiger Schimpfnamen, um die Urheber der tunesischen Expedition zu bezeichnen. Rochefort zeigte sich unerschöpflich und unverwüstlich in der Auffindung solcher Kraftworte. Besonders setzte er dem französischen Residenten Roustan zu, der in keinem italienischen, von dem Signor Maccio direct beeinflußten Organ so wenig glimpflich behandelt wurde wie in der Zeitung seines Landsmannes. Das Geringste, das ihm angedichtet wurde, war, daß er Bestechungen zugänglich wäre und seine Diplomatie nach den Wünschen und Winken der obenerwähnten Speculanten eingerichtet hätte. Auch der Umgang des französischen Residenten mit dem berüchtigten Abenteurerpaar General und Generalin Elias wurde der Gegenstand zahlloser Abhandlungen und Angriffe.

Da die Enthüllungen des vielgelesenen Blattes Rochefort's nicht ohne Eindruck auf das Publikum blieben, veranlaßte das Ministerium des Aeußern Roustan, eine Verleumdungsklage gegen Rochefort anzustrengen. Der Ausgang der zweitägigen, vor dem Schwurgericht des Seinedepartements durchgeführten Verhandlung war ein fataler. Das Beweisverfahren stellte allerdings die persönliche Uneigennützigkeit Roustan's fest; allein es konnte nicht mehr bestritten werden, daß er drüben mittels Bestechungen und andern im Wesen der orientalischen Politik liegenden Mitteln gearbeitet hatte, und daß sein galantes Verhältniß zur

Frau des General Elias von dieser und von ihrem gefälligen Gatten reichlich ausgebeutet wurde, um Vergünstigungen und Vortheile zu erringen, die Roustan nur in seiner Eigenschaft als Vertreter Frankreichs gewähren konnte. Die zwölf Geschworenen kümmerten sich nicht um die Nothwendigkeit gewisser diplomatischer Kniffe und Gewissenscapitulationen im Dienste der Staatsraison, sie urtheilten vom Standpunkt der bürgerlichen Moral und sprachen Rochefort frei. Dadurch war Roustan moralisch verurtheilt und sein ganzes Ansehen in Tunis untergraben. Die Regierung, welche ihn zu dem Proceß genöthigt hatte, ließ ihren Agenten nicht im Stich. Roustan erhielt diplomatisches Avancement und ging als Gesandter nach den Vereinigten Staaten. Zu seinem Nachfolger in Tunis wurde Cambon ernannt, der die Residentenstelle drüben zu einem behäbigen und regelmäßig fungirenden Vicekönigthum einrichtete.

2) Die Wahlen von 1881.

Das Listenscrutinium galt seit dem Jahre 1848 als ein dogmatischer Paragraph des republikanischen Programms. Das Parlament sollte der Ausfluß eines politischen staatlichen Gedankens sein und nicht die Vertretung von Kirchthurms- und Sonderinteressen. Der Wähler sollte die Richtung andeuten, in der sich die allgemeine Politik zu bewegen hätte, und nicht blos darauf bedacht sein, für seinen Bezirk oder für sein Dorf irgendeinen Vortheil im Parlament zu erhaschen. Der Umstand, daß sowol im Jahre 1849 wie im Jahre 1871 das Listenscrutinium eine reactionäre Versammlung zu Tage gefördert, hatte wol einen Theil der Republikaner diesem System entfremdet; aber die Anführer und politischen Lehrmeister der Partei waren dem Dogma treu geblieben. Es galt als ein großer Sieg der stark geschwächten reactionären Mehrheit der Nationalversammlung, als es dieser gelang, das Listenscrutinium zu beseitigen und der Arrondissementswahl Geltung zu verschaffen. Das hinderte allerdings nicht, daß dies Ergebniß der Wahlen ein günstiges für die Republik war. Allein der Grundsatz blieb aufrecht; und namentlich Gambetta hing an demselben fest, weil er das geistige Niveau, welches die Arrondissementswahl zu sehr herabdrückte, heben wollte. Er nannte verächtlich die aus den Einzelwahlen hervorgegangenen Deputirten die „Unterthierärzte", um damit anzudeuten, daß bei dem von ihm bemängelten System die Dorfmatadore der meisten Stimmen sicher wären. Die systematischen Gegner Gambetta's wieder, die mit der Zeit, namentlich in der Presse immer schärfer und zuversichtlicher auftraten, behaupteten, daß Gambetta mittels des Listenscrutiniums eine nach seinem Ebenbilde geschaffene Kammer herstellen wollte, die ganz und gar nach seiner Pfeife tanzen und namentlich seine kriegerischen Gelüste fördern würde, während ein aus Arrondissementsdeputirten bestehendes Parlament dem wahrhaften Friedensbedürfnisse des Landes entspreche. Gambetta ließ sich weder beirren noch einschüchtern, und im Laufe der Frühjahrssession 1881 wurde durch Bardoux, mit dem sich der Gewaltige früher verständigt hatte, der Antrag auf Einführung des Listenscrutiniums eingebracht. Lange Zeit berieth das Ministerium, wie es sich zu diesem Antrag verhalten sollte. Die Meinungen

der Minister wichen desto schärfer voneinander ab, da von Anfang an Grévy sich gegen die Aenderung des Wahlstatuts ausgesprochen hatte, da er, mit Recht, wie die Folge es zeigte, eine Verschlimmerung des Wahlergebnisses, statt einer Aufbesserung im republikanischen Sinne befürchtete. Vergebens suchte Gambetta Grévy, dessen stillen Einfluß er nicht unterschätzte, für sich zu gewinnen; einige Conferenzen, die im Palais d'Elysée stattfanden, blieben resultatlos. Grévy bestand darauf, daß die Veränderung schädlich sei, und die Minister beschlossen so zu thun, als wenn diese hochwichtige Angelegenheit sie nichts anginge: sie blieben während der Debatte neutral. Mit um so größerm Ungestüm warf sich Gambetta mitten in das Kampfgewühl und vertheidigte mit dem oratorischen Glanze, über den er in so hohem Maße verfügte, diese Idee, von der er sein ganzes künftiges Staatsprogramm abhängig machte. Und die Idee siegte in der Kammer mit ziemlich bedeutender Majorität.

Der Senat dagegen zeigte sich spröde.

In der Zwischenpause, während der Berathungen in beiden Häusern, unternahm Gambetta eine Reise nach seiner Vaterstadt Cahors in Südfrankreich, dort, wo seine Wiege im Hause des Krämers „Zum genuesischen Bazar" gestanden und von wo er seinen Flug nach der politischen und geistigen Metropole genommen. Diese Reise gestaltete sich, wie nicht anders zu erwarten, zu einem Triumphzuge; die engern Landsleute und die Jugendgenossen Gambetta's feierten ihn mit echt südländischer Ueberschwenglichkeit, und da sich dem großen Tribunen der für theatralische Auftritte sehr eingenommene und für dieselben taugliche General Gallifet angeschlossen hatte, bekam das Ganze ein militärisches Gepräge. Dadurch wurde der Pomp der Reise nach Cahors erhöht, aber gleichzeitig der Argwohn vermehrt, mit welchem man von vielen Seiten in der politischen Welt auf Gambetta's Auftreten zu blicken begann. Diese Stimmung, welche schon nach der Reise von Cherbourg platzgegriffen hatte, trat nun immer deutlicher hervor. Man fand, daß Gambetta sich den Anschein eines Dictators gab, und man wollte der Dictatur trotzen.

Sowol der Wunsch, dem Lenker der „geheimen" (occulten) Regierung eine Zurechtweisung angedeihen zu lassen, als ein Gefühl der Zuvorkommenheit für das Elysée, bewogen den Senat, das von der Kammer votirte Wahlstatut nicht anzunehmen. Die Majorität im Senat und die Entschiedenheit, mit welcher das Listenscrutinium dort abgelehnt wurde, gestatteten der Kammer nicht, den Kampf mit dem andern Hause aufzunehmen. Es blieb daher bei dem Votum des Senats, und die Wahlen von 1881 sollten nach dem bestehenden Modus, d. h. nach dem Arrondissementssystem vorgenommen werden. Es blieb nun noch übrig, den geeigneten Moment für das Scrutinium zu wählen. Das Ministerium Ferry wollte keine Ueberstürzung platzgreifen lassen, und die Deputirten hatten gemächlich Zeit, während des Sommers 1881 die verschiedenen Vorlagen zu erledigen, unter andern ein ungemein liberales Vereins- und Preßgesetz.

Plötzlich, nachdem die Tagesordnung erschöpft und die Session geschlossen worden, erschien das Einberufungsdecret der Wähler für den 11. Sept. 1881. Die radicale Partei, welche überhaupt gesonnen war, jeden Act des Ministeriums als

schlecht und soviel wie möglich als gesetzwidrig zu schildern, ermangelte auch diesmal nicht, Zeter und Mordio zu schreien und das Cabinet anzuklagen, es hätte die Wähler überrumpelt, wolle denselben keine Zeit lassen, sich zu sammeln, zu besprechen u. s. w. Auch wurde darauf aufmerksam gemacht, daß im Herbst die kriegerischen Operationen gegen die „Dissidenten" in Tunis wieder aufgenommen werden sollten. Da wollte die Regierung offenbar die Majorität sicher haben, ehe die öffentliche Meinung durch besorgnißerregende Kriegsberichte von drüben in Angst versetzt und vielleicht verstimmt würde. Die radicale Opposition trat mit großer Erbitterung gegen die „geheime" und gegen die „öffentliche" Regierung auf den Plan. Dagegen waren die Anhänger der Dynastien ziemlich hoffnungslos, um so mehr, da sie nicht einmal eine provisorische Einigung unter sich erzielen konnten. Die vorhergehenden Detailwahlen und die Ernennungen der Generalräthe ließen ihnen geringe Aussichten. So war denn der Kampf in vielen Bezirken zwischen den gemäßigten und regierungsfreundlichen Republikanern einerseits und den radicalen extremen Elementen andererseits begrenzt; mehrfach handelte es sich um die persönlichen Einflüsse des einen und des andern Candidaten. Im ganzen ein ziemlich flacher und schaler Wahlkampf, wo meistens untergeordnete Gründe den Ausschlag geben würden.

Am lebhaftesten ging es in den pariser Vorstädten zu, wo der systematisch gegen Gambetta geschürte Haß und die mit großem Geschick angebrachten Verleumdungen in heller Lohe emporschlugen.

Der pariser Mont-Aventin, Belleville, mit seiner extrem-radicalen Arbeiterbevölkerung war die politische Wiege Gambetta's gewesen. Dort hatte er nach der effectvollen Rede im Baudin-Proceß sein Programm aufgestellt und von dort aus war er in die Kammer entsendet worden. Seit zwölf Jahren nahm er auf den Bänken des Gesetzgebenden Körpers der Nationalversammlung und des Abgeordnetenhauses den Platz eines Deputirten von Belleville ein, und er wollte denselben auch in Zukunft beibehalten, wenn auch die politische Temperatur dort in der Vorstadt keineswegs günstig mehr für ihn war. Es fehlte nicht an Abmahnungen und Warnungen, und als am 31. Aug. 1881 in Ménilmontant eine große Volksversammlung ausgeschrieben war, wurde Gambetta sehr stark abgerathen, sich dorthin zu begeben. Der gewaltige Volkstribun traute aber seiner rednerischen Begabung die Kraft zu, die aufgeregten Wogen zu besänftigen und mit ein paar schwungvollen Phrasen das tobende Volk zu bändigen. Wohlgemuth und selbstvertrauend begab sich daher Gambetta nach dem für diesen Zweck gemietheten Saal von Sainte-Blaise, der bis in den letzten Winkel mit einer compacten und durchaus feindselig gesinnten Menge angefüllt war. Das Gedränge war so arg, daß Gambetta alle Mühe hatte, sich bis zur Rednerestrade Bahn zu brechen. Als er sich endlich durch das menschliche Knäuel durchgearbeitet hatte und vor dem Rednerpult erschien, da begrüßten ihn aus tausend Kehlen dringendes Gejohle, Pereats, Verwünschungen, die Spitznamen und die Injurien, welche tagtäglich in den radicalen Zeitungen zu lesen waren. Die Anwesenden boten größtentheils ein unheimliches Bild. Lauter aufgeregte, verzerrte Gesichter, darunter viele sogenannte Souteneurs, abgestrafte Individuen, die Hefe des vorstädtischen Pöbels in

seiner erschreckendsten Gestalt. Von Anfang an erwies sich die Hoffnung, diesen Elementen standzuhalten, als durchaus thöricht.

Man merkte sofort die verabredete und abgekartete Absicht, den Redner nicht zu Worte kommen zu lassen, eben damit er nicht Gelegenheit hatte, seine Kunst als Bändiger zu erproben. Und in der That war es Gambetta absolut unmöglich, auch nur einen einzigen Satz hervorzubringen. So oft er den Mund öffnete, brach das Geheul von neuem los. Schließlich trat ein, was die Arrangeure dieses schmachvollen Schauspiels vorausgesetzt hatten. Gambetta verlor ganz und gar seine Fassung und ließ seinem heißblütigen Temperament die Zügel schießen. Da man seine Stimme nicht vernehmen wollte, schlug er mit der geballten Faust und dann mit dem schweren Bleiknopf seines Stockes auf den Tisch, daß die daraufliegenden Papiere herumflogen, und die Aufregung gab seinem Organ fast übermenschliche Kraft, um in den Haufen Drohungen hineinzuschleudern, die wie Oel aufs Feuer wirkten. Da wurde die berühmte Phrase ausgetobt von den betrunkenen Sklaven, „die man in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen müßte". Dieses undiplomatische Compliment steigerte die Wuth der Leute bis zum Wahnsinn; jetzt gab es nicht mehr blos Geschrei und Gekreisch: es wurde Miene gemacht, die Estrade zu stürmen, und um ihren Freund vor unausbleiblichen Thätlichkeiten zu schützen, organisirten die Begleiter des Tribunen einen beschleunigten Rückzug durch ein Hinterpförtchen. So durften die radicalen Stürmer sich rühmen, daß sie auf seinem eigenen Terrain Gambetta aus dem Felde geschlagen hatten. In ganz Frankreich aber protestirte das republikanische Gefühl gegen die dem Führer, dem die Partei so viel Dank schuldete, angethane Schmach. Es hatte nur an Gambetta gelegen, sich in so und soviel Wahlbezirken zu produciren und ein Dutzend von Mandaten heimzutragen; aber der Redner capricirte sich darauf, nur in den beiden Bezirken von Belleville aufzutreten; er wollte der Vertreter des Aventin bleiben. Die Wahl kam in dem einen Bezirke mit sehr knapper Noth zu Stande.

Zur Russificirung der Ostseeprovinzen.

Von

J. von Dorneth.

II.

Sobald Manassein das Portefeuille des Justizministers erhalten hatte, übte er auch auf die andern Ministerien, namentlich auf dasjenige des Innern und das des Cultus einen Einfluß aus, der zu einem beherrschenden geworden ist, weshalb sich wol auch Graf Tolstoy jetzt so häufig „aus Gesundheitsrücksichten" von Petersburg abwesend befindet. Die Erlasse gegen Deutschthum und Lutherthum in den Ostseeprovinzen haben sich seitdem förmlich überstürzt. Jetzt, wo der frühere Revisor wieder das Ohr des Herrschers besitzt und wo er gleichzeitig als Justizminister die gerichtliche Praxis zu bestimmen hat, ist ja für ihn die ersehnte Zeit gekommen, die Balten russisch sprechen und russisch beten zu lehren.

Die kurländische Oberlandschulcommission erhielt ein Schreiben vom 17./29. Dec. 1885, in welchem ihr der Curator des dorpatschen Lehrbezirks mittheilte, „daß zur Erzielung einer gleichmäßigen Controle der Bildungsstätten im Reiche wie auch des Unterrichts, die im kurländischen Gouvernement befindlichen lutherischen Landschulen und Seminare dem Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung unterstellt worden seien". Dasselbe wurde dem livländischen Oberlandschulcollegium und der estländischen Oberschulcommission angezeigt. Darauf erschien ein Erlaß vom 15. Febr. 1886, in welchem der Kaiser dem Senat befahl, sofort mit der Ausführung der neuen Einrichtung vorzugehen.

Dann kam der Befehl, „daß die Magister- und Doctordiplome der Universität Dorpat fortan lateinisch mit russischer Uebersetzung angefertigt werden sollen". Dazu paßt der Befehl des Ministers der Volksaufklärung, welcher anordnet, daß die Studenten von jetzt ab den kaiserlichen Majestäten u. s. w. und dem Curator wie dessen Gehülfen die Honneurs mit Frontaufstellung machen müssen, wozu neuerdings der Befehl gekommen ist, auch vor dem griechisch-orthodoxen Bischof Front zu machen.

Ein Circular des kurländischen Vicegouverneurs vom 28. Dec. 1885 (9. Jan. 1886) befiehlt: „Behufs Vermeidung möglicher Misverständnisse und unrichtiger Auslegung des Gesetzes Art. 9 des Jahres 1877, wonach in den Gemeindeversammlungen und in der Geschäftsführung der Organe der städtischen Communal-

verwaltung der Gebrauch der deutschen Sprache bis auf weiteres unabhängig von der russischen zulässig sei, muß für Personen nichtdeutscher Herkunft in jedem Falle die unerschütterliche Ausübung des ihnen zustehenden Rechtes, ihre Ansichten in den Sitzungen der Stadtverordnetenversammlungen zu äußern, sichergestellt werden. Jede Beschränkung dieses Rechts widerspricht sowol dem buchstäblichen Sinne des obenerwähnten Gesetzes, als auch dem allerhöchsten Befehl vom 14. Sept. 1885, welcher unter anderm den Gebrauch der Reichssprache auch in den Organen der Communalverwaltung in den Städten der baltischen Provinzen verstärkt hat.

„Außerdem halte ich es, in Erwägung dessen, daß der Gebrauch der deutschen Sprache in der Geschäftsführung der städtischen Communalverwaltungen in den Provinzen durch das Gesetz vom 26. März 1877 nur unabhängig von dem Gebrauch der russischen Sprache zugelassen wird — für meine Pflicht, Ew. Hochwohlgeboren davon in Kenntniß zu setzen, daß, wenn Stadtverordnete verlangen, daß ihre Erklärungen in die Protokolle der Stadtverordnetenversammlungen in russischer Sprache eingetragen werden, dies bedingungslos erfüllt werden muß, trotzdem die Protokolle in deutscher Sprache geführt werden."

Ein Erlaß vom 8. Jan. erklärt: „Einige Wohlthätigkeits- und andere Institutionen fahren fort, der Gouvernementsobrigkeit Papiere in deutscher Sprache zuzusenden. In Anbetracht dessen, daß seit dem Erscheinen des Gesetzes vom 14. Sept. 1885 die Regierungsinstitutionen und -Autoritäten der baltischen Gouvernements Papiere nur in russischer Sprache empfangen können, müssen derartige Institutionen wie die Börsencomités, die Wohlthätigkeitsanstalten und andere, auf Grund besonderer, von der Regierung bestätigter Statuten oder Verordnungen existirende Einrichtungen ihren gesammten Geschäftsverkehr mit den Regierungsinstitutionen und -Autoritäten in den baltischen Gouvernements in russischer Sprache führen."

Mitte Januar wurden die baltischen Polizeibehörden instruirt, „daß sie in Zukunft von den Landes- und Stadtbehörden nur in russischer Sprache abgefaßte Schriften entgegenzunehmen haben, wobei es nicht verwehrt sei, der officiellen Correspondenz deutsche Uebersetzungen beizufügen. Eine Ausnahme sei nur dann zu gestatten, wo Schreiben von Gemeindeverwaltungen eingingen, und zwar nur dann, wenn diese Papiere in lettischer und estnischer Sprache abgefaßt seien". Um einen Monat später datirt der Befehl an das mitausche Polizeiamt, mit der Communalverwaltung nur in russischer Sprache zu verkehren. Ein Ukas vom 17. März bringt eine Verschärfung des Gebotes in der Bekanntmachung, daß gemäß dem genauen Sinne des Spracherlasses vom 14. Sept. 1885 die rigasche und dorpatsche Polizeiverwaltung zu denjenigen Behörden gehören, welche verpflichtet sind, ihre Geschäfte und Correspondenz ausschließlich in russischer Sprache zu führen.

Daß die deutsche Sprache als Geschäftssprache völlig beseitigt werden soll, ist schließlich ganz deutlich ausgesprochen in dem vom 15. Febr. datirten und Mitte März bekannt gemachten Erlaß der Gouvernementsregierung an den livländischen Ordnungsrichter und den Inspector der Polizeiabtheilung des rigaschen

Landvogteigerichts, in welchem es heißt, „daß es bei der überaus schwachen Versorgung der lettischen und estnischen Gemeindeinstitutionen mit Kanzleimitteln nicht möglich erscheint, dieselben zu veranlassen, daß sie es noch mit einer dritten — der deutschen Sprache — zu thun haben, um so mehr, als der Gebrauch dieser Sprache — abgesehen davon, daß er auf keinem Gesetz begründet ist — durch keinerlei Rücksichten praktischer Art geboten erscheint. Demnach ist strenge Aufsicht zu üben, daß die deutsche Sprache sowol in der innern Geschäftsführung der Gemeindeverwaltungen, als auch in ihrer Correspondenz mit andern Behörden und Autoritäten hinfort nicht mehr geübt, und nur die russische oder eine der örtlichen Sprachen gebraucht werde! Wer sich einer Verletzung dieser Vorschrift schuldig macht, soll zur gesetzlichen Verantwortung gezogen werden. Die unabweichliche Erfüllung der Vorschrift wird den Adressaten unter ihrer persönlichen Verantwortung auferlegt". Die Bedeutung dieses letzten Erlasses beruht hauptsächlich auf dem Ausspruch, daß der Gebrauch der deutschen Sprache auf keinerlei Gesetz beruhe. Dieser Satz bedeutet eine Umkehrung aller gegebenen Verhältnisse, welche nicht sowol durch die Unwissenheit der Gesetzgeber verschuldet wird, als durch die Absicht, das unwissende Volk irrezuleiten. Mit demselben Rechte dürfte die herrschende Sprache jedes beliebigen Staates aus dem geschäftlichen Verkehr entfernt werden, weil kaum ein Staat, der sich innerhalb seiner eigenen Grenzen in seiner eigenen Sprache Gesetze vorschreibt, den Einfall haben dürfte, vermittels eines Gesetzes die seine Gesetze dictirende Sprache erst als eine existenzberechtigte hinzustellen. Die deutschen Eroberer wurden nach der Unterwerfung der barbarischen Heiden der Ostseeländer die Herren derselben, gaben sich selber ihre Gesetze und erhoben damit die deutsche Sprache zur Geschäftssprache, als welche sie seitdem naturgemäß und politisch zu Recht existirt hat. Nachdem Liv-, Est- und Kurland aber die russische Oberhoheit anerkannt, ist diese deutsche Sprache obendrein durch eidliche Zusagen der Zaren als die in den deutschen Provinzen einzig zu Recht bestehende Geschäftssprache anerkannt worden.

Nach diesem Erlaß kann es uns nicht mehr wundern, wenn der Curator Kapustin an sämmtliche Vorsteher der im dorpater Lehrbezirk befindlichen Lehranstalten „als Erläuterung zum allerhöchsten Befehl vom 14. Spt. 1885" die Weisung hat ergehen lassen: „1) Sämmtliche Diplome, Atteste und Zeugnisse, sowie alle seitens der Lehranstalten auszustellenden Bescheinigungen müssen in russischer Sprache abgefaßt werden, doch ist nicht verboten, auf der Rückseite des russischen Textes den Inhalt auch in andern Sprachen niederzuschreiben. 2) Bei der innern Geschäftsführung der Lehranstalten wird auch der Gebrauch von andern Sprachen, in welchen die Lehrfächer vorgetragen werden, gestattet, wenn es sich herausstellt, daß der Gebrauch dieser Sprachen aus dem Grunde unentbehrlich ist, weil die Lehrenden ungenügende Kenntnisse im Russischen haben."

Dazu hat sich die Verfügung gesellt, „daß Personen, welche die Stellung von Hauslehrern und Lehrerinnen gewinnen wollen, das Examen in der Geschichte und Geographie Rußlands in russischer Sprache abzulegen haben, und zwar ebenso wie die Elementarlehrer und Elementarlehrerinnen im Umfang des Cursus von Kreis-(Stadt-)Schulen".

Mit einer solchen Umgestaltung der deutschen Schulen in russische geschieht aber den russischen Reformatoren nicht Genüge. Zur raschern Russificirung des Landes werden hier und dort russisch-orthodoxe Schulen gegründet. Eine solche zweiklassige wurde Anfang September auf dem Gute Essern in Kurland eingerichtet. In Libau ist eine russisch-orthodoxe Gemeindeschule für Mädchen ins Leben getreten. In Polangen ersteht ein russisches Gymnasium, und in Riga ist infolge eines Reichsrathsgutachtens von Anfang Februar an Stelle der daselbst seither bestehenden zweiten Kreisschule mit dem 1. Juli 1886 eine sechsklassige russische Realschule mit Vorklasse gegründet worden, zu deren Erhaltung auch die seither zur Unterstützung der Kreisschule vom Ministerium der Volksaufklärung hergegebenen Gelder beitragen sollen. Im Zusammenhange damit steht der Erlaß, „daß vom 1. Juli ab die Prüfungen zur Erlangung der Würde eines Kreislehrers im dorpater Lehrbezirk eingehen, da, gemäß eines Ukas vom 31. Mai 1872, bis zum Jahre 1888 alle derartigen Schulen in städtische umgewandelt sein sollen".

Bei Eröffnung der russisch-orthodoxen Mädchenschule zu Libau bemerkte der Gymnasiallehrer Sheläbowsky in seiner Rede: „Wir alle wissen recht gut, daß die Sprache nicht eine leere Form, sondern eine lebendige, gewaltige Kraft ist, die einen bestimmten, eigenartigen Inhalt besitzt und überallhin mit sich trägt."

Entsprechend dieser gewiß gerechtfertigten Ansicht ist auch selbst für die Universität Dorpat angeordnet, daß die Uebersetzungen aus den griechischen und römischen Classikern in russischer Sprache gemacht werden müssen und als Lehrer der alten Sprachen nur solche angestellt werden, die eine russische Universität absolvirt haben, wonach die deutschen Zöglinge der dorpater Universität, die einen historisch-philologischen Cursus absolvirt haben, abgewiesen werden. Die „Nowaja Wrema" äußert aber in Bezag auf Dorpat: „Mit der Einführung der russischen Unterrichtssprache an der Universität ist es noch keineswegs abgethan, wenn man diesen Schutzwall des Deutschthums zerstören will: der ganze Geist der Hochschule, von dem sich Lehrende und Lernende durchdringen lassen, muß im Interesse der Staatswohlfahrt gebrochen werden, sonst können die angeordneten Maßnahmen leicht ohne die wünschenswerthe Wirkung bleiben. Gegen diesen Herd der Germanisirung kann nur radical vorgegangen werden, und der sicherste Weg hierzu ist: Schließung der Universität Dorpat und gleichzeitige Eröffnung einer neuen russischen Universität in irgendeiner russischen Stadt, z. B. Pleskau."

Bravo! Das ist die echte slawische nationale Gesinnung, die uns hier entgegentritt.

Dem Eifer, den deutschen Behörden und den deutschen Schulen die deutsche Sprache zu verbieten, kommt der gleich, die lutherische Bevölkerung ihres lutherischen Bekenntnisses zu berauben.

Der Oberprocureur des Heiligen Synod, Papedonoszow, der alle geistlichen Angelegenheiten des russischen Reiches in den Händen hat und zugleich der religiöse Berather und Hausfreund des Kaisers und der kaiserlichen Familie ist, hat sich für die Bekehrung der lutherischen Ostseeprovinzen zur griechisch-orthodoxen Kirche fanatisirt, wobei er es gleichgültig findet, welche Mittel dazu gewählt werden,

wenn sie nur rasch zum Ziele führen. Als einige der wirksamsten müssen diejenigen anerkannt werden, welche die Lutheraner ihrer Gotteshäuser und ihrer Prediger berauben. Demzufolge sind die lutherischen Consistorien den Beschlüssen des Heiligen Synod unterstellt worden, und sie haben die Concession zum Bau neuer lutherischer Kirchen, wie zum Umbau der alten, welche bisjetzt vom Gouverneur eingeholt wurde, vom griechisch-orthodoxen Bischof in Riga zu erbitten. Hierbei sollen die evangelischen Consistorien in den baltischen Provinzen hinsichtlich der Geschäftssprache den sogenannt gemischten Behörden gleichgestellt werden; auch sollen die Kirchenbücher der protestantischen Gemeinden russisch geführt und die Pastoralatteste in derselben Sprache ausgestellt werden.

Gemäß dieser neuen Einrichtung haben denn auch schon ein paar lutherische Gemeinden auf ihre eingereichten Gesuche um die Erlaubniß zu projectirten kirchlichen Neubauten, und andere auf ihr Gesuch zur Renovirung schadhaft gewordener Gotteshäuser abschlägige Antworten erhalten. Es ist sogar vorgekommen, daß die bereits in Arbeit befindlichen Restaurationen lutherischer Kirchen nach Erlaß des erwähnten Gesetzes auf Befehl des russischen Erzbischofs haben sistirt werden müssen. In einem Fall hat die Gemeinde über den unterbrochenen Bau ein Schutzdach errichtet, um ihn einstweilen wenigstens vor den Unbilden der Witterung zu schützen, und in der Hoffnung, noch die Erlaubniß zur Fortsetzung des Werkes zu erlangen. Das Schutzdach wurde aber von den Machthabern nicht geduldet, und der Kirchenrumpf mußte dem Verfall übergeben werden. Weit schlimmer ist es noch einigen Landgemeinden ergangen, welche zu den Kirchspielkirchen von Jewe und Isaak, District Allentaken in Estland, gehören. Diese vier Landgemeinden mit einer lutherischen Bevölkerung von circa 1000 Menschen liegen in einer Entfernung von 20 bis 35 Werst von den genannten Kirchspielkirchen, was ihnen natürlich den Kirchenbesuch und die Theilnahme an den Sakramenten, wie den Confirmandenkindern den Besuch der vorbereitenden Religionsstunden außerordentlich erschwert und den privaten Verkehr mit dem Seelsorger unmöglich macht. Deshalb erbot sich 1884 der Kirchenvorsteher zu Isaak, O. Dieckhof, welcher zugleich Besitzer des Rittergutes Illuck ist, das in der Mitte der erwähnten vier Gemeinden liegt, auf seinem Gebiet eine lutherische Kapelle errichten zu lassen, falls die Geistlichen wie die Gemeinden selbst ihn dabei unterstützen wollten. Der Vorschlag fand die dankbarste Aufnahme und die Prediger in Isaak und Jewe erklärten opferfreudig, daß sie abwechselnd allsonntäglich den Gottesdienst in der Kapelle besorgen wollten. Herr Dieckhof gab nun den Platz zur Kapelle und das Baumaterial her; die Gemeinden führten das Material herbei, das Geld zum Aufbau wurde beschafft, ein tüchtiger Architekt übernahm die Leitung, und die Arbeit ging so rasch vorwärts, daß im Herbst 1885 die Kapelle fertig dastehen und damit dem kirchlichen Nothstand abgeholfen sein konnte. Da traf ein Befehl des Gouvernementschefs ein, daß jede weitere Bauthätigkeit unterbleiben und Herr Dieckhof eine Erklärung über seine Handlungsweise abgeben solle, indem er nicht die Concession zum Bau der Kapelle eingeholt, wie er es gemäß dem „Gesetz von 1881 für die evangelisch-lutherische Kirche" hätte thun müssen. Dieckhof entschuldigte sich damit, „daß er geglaubt, jener Artikel bezöge sich nur

auf die Kirchen und nicht auf die Kapellen, weil die Vorschrift des Generalconsistoriums, welche von Bethäusern redet, in die Ausgabe des Kirchengesetzes von 1881 gar nicht eingetragen sei".

Gleich nach Beanstandung des Baues verwandte sich das lutherische Generalconsistorium bei den höhern und höchsten Instanzen, wegen des in den genannten Gemeinden wirklich herrschenden geistlichen Nothstandes den Ausbau der lutherischen Kapelle gestatten zu wollen. Es wurde ihm eine abschlägige Antwort zutheil.

Im Gegensatz zur schlechten Behandlung der lutherischen geschieht das Denkbarste, um die Herrschaft der griechisch-orthodoxen Kirche in den baltischen Landen auszubreiten und zu befestigen.

Nachdem schon einzelne darauf bezügliche Erlasse vorhergegangen waren, wurde Anfang März in den baltischen Provinzen der am 10. Febr. 1886 vom Kaiser erlassene Befehl an den Dirigirenden Senat bekannt gemacht, welcher „die Reglements, betreffend die Expropriation zu Gunsten der orthodoxen Kirche in den baltischen Provinzen", zusammenfaßt und dafür feste Grundsätze in eingehender Weise normirt.

Mit den Bestrebungen der griechisch-orthodoxen Kirche stehen diejenigen der Baltischen Brüderschaft, der Bratstwo, in innigster Verbindung, und nach jahrelangen, nahezu vergeblichen Bemühungen genießt jetzt letztere den Triumph, gleich jener im Namen des Heiligen Synod das Expropriationsrecht an den Lutherischen auszuüben. Auf Ersuchen des Oberprocureurs des Heiligen Synod hat der Reichstag für drei Jahre die Summe von 100000 Rub. Silber zum Bau von russischen Kirchen und Schulen, wie zur Landerwerbung zu diesem Zweck in den Ostseeprovinzen bewilligt; dazu fügt die Bratstwo eine Jahresrente von 22—25000 Rub. Silber; mit diesen Summen lassen sich recht viele Kirchen und Schulen erbauen. Auch ist auf dem Gebiet desselben Gutes Jluk, dessen lutherische Kapelle den umwohnenden lutherischen Gemeinden verschlossen bleiben soll, schon vor Jahresfrist eine stattliche russische Kirche erbaut worden, welche nicht müde wird, mit ihren Glocken und Glöckchen zum Besuche ihrer — noch leeren Räume einzuladen. Im März verbreitete sich das Gerücht, es sei ihr gelungen, 60 Lutheraner zum Uebertritt zu verlocken; doch hat es sich als ein falsches erwiesen. Noch halten die armen, gleich schlimmen Sektirern behandelten Leute an ihrem evangelischen Bekenntniß fest.

Zum Umsturz des bestehenden Rechts, zur Sprachen- und Religionsverwirrung kommt aber noch das gehässige Vorgehen der Regierung gegen einzelne Männer, welche gerade der größten Achtung und des größten Vertrauens im Lande genießen, sowie die zahllosen, straflos geübten Nergeleien seitens russischer Beamten und russischer Popen.

Der Corpsgeneral von Dellingshausen war einer der höchstgeachteten Befehlshaber. Nach dem Türkenkriege wurde er gleichzeitig mit andern hohen Militärpersonen vom Kaiser empfangen, aber niemand von allen wurde eine gleiche Auszeichnung wie ihm zutheil. An die Besprechung der Kriegsereignisse knüpften

sich Bemerkungen über verschiedene vorgefallene Unordnungen, Bestechungen, Unterschleife. Da wendet sich der Kaiser nach Dellingshausen hin, und mit der Hand auf ihn weisend, ruft er aus: „Hier steht ein Ehrenmann, rein von jedem Tadel, an diesem klebt nicht der geringste Schmutz.“ Und rein von jedem Tadel stand Dellingshausen seinem Posten als Corpscommandeur in Riga weiter vor. Da wird ihm eines Tages der Befehl zu seiner Versetzung nach der polnischen Gouvernementsstadt Lublin eingehändigt. Warum versetzt? Nach Lublin versetzt? Darüber ist nichts gesagt. Dellingshausen begibt sich nach Petersburg, meldet sich beim Kriegsminister und verlangt zu wissen, womit er sich die kaiserliche Ungnade zugezogen habe. Diese Versetzung von Riga nach Lublin ohne Hinzufügung irgendwelcher Motive, ohne irgendein Wort der Anerkennung für die seither geleisteten Dienste, werfe einen Schatten auf seine Ehre und stelle ihn vor ganz Rußland als einen Mann hin, der durch irgendwelches strafwürdige Vergehen die Gunst seines Kaisers verscherzt haben müsse: so klagt der Held, so klagt der Ehrenmann, auf dem kein Flecken ruht. Der Kriegsminister verweigert erst jede Erklärung; auf Dellingshausen's Drängen bemerkt er aber schließlich: „Sie sind aus Riga entfernt, weil Sie ein Ostseebaron sind.“ Damit ist die Sache abgethan.

In Mitau vertrat die Stelle eines Procureurs (Staatsanwalt) ein Baron Maidel, einer der gebildetsten Juristen und der fleißigsten Arbeiter. Er wurde Manassein, dem doch als Revisor daran liegen mußte, möglichst Genaues über den Gang der Justiz und über das Beamtenwesen im Lande zu erfahren, als ein Mann empfohlen, der ihn aufs beste berathen könne, um so mehr, als er frei von jeder Familienverbindung, sich ein ganz objectives Urtheil bewahrt habe. „Ich weiß, er ist ein sehr tüchtiger Mann“, bestätigte Manassein. Trotzdem wird Maidel mit seiner Versetzung nach Twer überrascht. Auch er begibt sich nach Petersburg zu seinem Minister, um den Grund davon zu erfahren, und auch er vernimmt keinen andern, als daß er deutscher Baron sei. An Stelle Maidel's wurde der Slawophile Massajedow nach Mitau versetzt.

Es ist begreiflich, daß die ganze deutsche Gesellschaft über dieses Verfahren in Aufregung und in Empörung gerieth. Der kurländische Witz faßte aber mit Bezugnahme auf den Wortsinn der Namen Massajedow und Manjos*) (Vicegouverneur) die Klage des Volkes in die Worte: „Der eine frißt unser Fleisch, der andere frißt unsere Knochen: was soll da noch von uns übrigbleiben.“

Gleichwie die hier genannten höhern deutschen Beamten ohne weiteres von ihren Posten entfernt worden sind, weil sie zu den „Ostseebaronen“ gehörten, so werden auch sonst Personen und Dinge beseitigt, wenn man sie nicht länger haben will.

Eine lange Reihe evangelischer Geistlicher ist in Anklagestand versetzt worden, weil sie sich gegen des Kaisers Gebot aufgelehnt, d. h. weil sie ihre Gemeinde ermahnt, treu an ihrem Bekenntniß festzuhalten. Zur Illustration der Art und Weise, wie solche Anklagen zu Stande gebracht werden, mag aber folgender Fall

*) Massajedow russisch: „Frißt Fleisch“; Manjos französisch: „Frißt Knochen.“

dienen. Der Pastor Krause im Gebiet Dondangen war sehr beliebt. Eben deshalb hatte es sich der Livländer Kalnin, welcher im Bündniß mit der russischen Propaganda seit einem Jahre in der Gegend von Dondangen, Talssen und Windau sein unheilvolles Wesen treibt, zur Aufgabe gemacht, ihn zu stürzen, und besuchte öfter seine Kirche ganz allein in der Absicht, den Predigten des Pastors irgendeine Aeußerung abzulauschen, die er zum Verderben des Redners verwenden könnte. In dieser Absicht befand er sich auch eines Sonntags nahe der Kanzel. Der Pastor sprach in liebevoll ermahnender Weise zu seiner Gemeinde und lehrte sie auch in diesem schweren Jahre des Miswachses, der Ueberschwemmungen und der Brandschäden ohne Murren dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Wieder vermag der Horcher nichts Verfängliches zu entdecken. Doch — was ist das? Der Pastor fährt in seiner Rede also fort: „Seht, liebe Kinder, ihr habt wol gehört, welch ein furchtbarer Tyrann der Kaiser Nero war, und doch waren ihm seine christlichen Unterthanen gehorsam und zahlten ihm ohne Murren die verlangten Steuern; ihr aber habt einen gütigen, edeldenkenden Kaiser, wie solltet ihr nun dem nicht freudig Gehorsam leisten und auch dieses Jahr willig euere Abgaben entrichten, wenn es euch auch noch so sauer wird, sie herbeizuschaffen.“ Der Satz konnte leicht verdreht werden! Kalnin tritt zu den Männern seiner Partei hinaus, die sich außerhalb der Kirchthür aufgestellt haben, erzählt ihnen, der Pastor habe den Kaiser mit dem Tyrannen Nero verglichen, und fordert sie auf, mit ihm zu beschwören, daß auch sie diese Aeußerung mit eigenen Ohren vernommen. Solcher Schwur wird dann vor dem Ortsgericht im Beisein des örtlichen Gensdarmenoffiziers abgegeben. Hernach läßt aber das Gewissen den Leuten keine Ruhe, und sie erklären sich überall in der Gemeinde falschen Zeugnisses schuldig. Allein, ist auch der Geist willig, so ist das Fleisch schwach: alsbald sehen sich die Reuigen von ihrer Partei ausgeschieden und gequält, bis sie mit dem Widerruf ihrer zweiten Aussage ihre erste neu beschworen haben. Infolge dieses zwiefachen Meineides ist Pastor Krause von seinem Amte suspendirt und in Anklagestand versetzt worden. Eines Nachts klopften zwei Gensdarmen ans Pastorat, erhielten Einlaß und erklärten dem Pastor, draußen harre seiner ein Wagen, und er müsse sofort als ihr Gefangener mit ihnen nach Riga. Der Pastor zeigte sich gefaßt; wer malt aber die Bestürzung und Angst seiner Gattin! Ihr verzweiflungsvolles Bitten bewegt endlich die Polizisten, ihr die Erlaubniß zu ertheilen, daß sie ihren Mann begleiten dürfe. In Riga angelangt, haben sich aber die Gatten trennen müssen. Pastor Krause befindet sich in Untersuchungshaft, sein Weib hat sich in Riga bei einer Privatfamilie eingemiethet und ist, wie man mir jüngst berichtet hat, binnen der letzten Monate aus einer blühenden, lebensfrohen Frau zu einer krankhaft abgezehrten, sich mühsam aufrecht haltenden Gestalt hingewelkt.

Fast erheiternd ist dagegen die Weise, in welcher der Majoratsherr auf Ringen in Kurland zu einer russischen Schule auf seinem Gebiet gekommen ist. Baron Nolken hat auf eigene Kosten für die Kinder seiner Gemeinde ein Schulhaus erbaut. Im October war er verreist, als der Curator Kapustin eintrifft. Dieser befragt die Gemeindeältesten, ob das Gebäude zu einer Gemeindeschule bestimmt

sei, erhält eine bejahende Antwort und erklärt, hier eine russische Schule einrichten zu wollen. Auch schickt er sofort die russischen Lehrer, welche Baron Nolken bei seiner Heimkehr bereits wohl installirt findet. Jetzt beschwert sich Nolken bei Kapustin mit der Bemerkung, der Curator sei falsch unterrichtet worden, wenn er zur Annahme gekommen sei, die Gemeinde habe über das Schulhaus zu verfügen gehabt, da er, der Gutsbesitzer, es ganz allein auf eigene Kosten habe errichten lassen. Hierauf entschuldigt Kapustin sein Vorgehen und verspricht, die russischen Lehrer sofort zurückzuberufen. Letzteres geschieht aber nicht, und Baron Nolken begibt sich, wie früher Dellingshausen und Maidel, nach Petersburg, um Recht zu suchen. Auch er ist unverrichteter Sache heimgekehrt. Die russische griechisch-orthodoxe Schule, welche ihm so recht als Kuckucksei ins Nest gelegt ist, behauptet die geraubte Stätte, und die lutherische Schule muß sich mit dem alten Schulgebäude begnügen.

Während man die lutherische Geistlichkeit in Anklagestand versetzt, setzt man unter dem Landvolk das Bekehrungswerk fort. In dem Buche „Die Letten unter den Deutschen" habe ich bereits der Bemühungen um die Convertirung der Letten und Esten gedacht, wobei allen andern Interessen, nur nicht denen eines wahren Christenthums gedient wird; hier will ich aber nicht unterlassen, noch einzelner Männer zu erwähnen, welche gegenwärtig die innere Mission der griechisch-orthodoxen Kirche und der Bratstwo in den kurländischen Gebieten Dondangen, Irben und Talssen nebst Tuckum bis nach Windau hin betreiben.

Es sind nicht mehr denn 20 Jahre her, oder ein paar Jahre darüber, daß mit dem Versuch begonnen wurde, die schon viel früher in Estland und auch in Livland angestrebte Convertirung des Volkes zur „rechtgläubigen Kirche" auf Kurland auszudehnen. Doch waren es nur einige verkommene Subjecte und einzelne nothleidende Witwen, deren Uebertritt mit 25—30 Rub. Silber „pro Seele" erkauft wurde. Unter der bessern Bevölkerung vermochten die Versucher durchaus keine Proselyten zu gewinnen. Auch Bischof Platon richtete umsonst seinen Ehrgeiz darauf, den Triumph der griechisch-orthodoxen Kirche über die lutherische in den Ostseeprovinzen herbeizuführen. Aus religiöser Ueberzeugung trat kein Lutheraner über. Hungerjahre, welche das religiöse Bekenntniß um Brot verkaufen ließen, traten gerade nicht wieder ein, und mit Gewalt durfte zur Zeit Alexander's II. gegen die Lutherischen noch nicht vorgegangen werden. Platon versuchte dies ein paarmal, durfte aber sein Ziel nicht bis zum Ende verfolgen. Es mußten deshalb für die innere Mission in Kurland noch besondere Kräfte zur Verwendung kommen. Diese wurden in der religiösen Baltischen Brüderschaft, der Bratstwo, gewonnen, welche diesen Namen führt, weil sie sich die baltischen Provinzen zum Feld ihrer Thätigkeit erwählt hatte. Soweit es mir bekannt ist, trat sie zu Anfang der sechziger Jahre ins Leben und wählte Riga zu ihrem Hauptsitz, wo sie auch ein russisches Seminar errichtete. Bald richtete sie aber ihr Hauptaugenmerk auf Kurland und begann hier mit der Gründung von russischen Kirchen und Schulen vorzugehen, unter welchen die Kirchen zu Libau, Goldingen und Tuckum wie die Schulhäuser an den beiden letztgenannten Orten recht bedeutende Bauten sind,

obschon nur in Libau ein paar hundert, in den andern Orten nur einzelne Bekenner der griechisch-orthodoxen Confession leben. In meinem Aufsatz „Eine Reise über Litauen nach Riga und Kurland"*) habe ich die Kirche und das Schulhaus zu Goldingen eingehender beschrieben und erwähnt, wie es der Bratstwo trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen war, den Schulen die gewünschten Schüler, der Kirche die gewünschten Gläubigen zu gewinnen. Und leer blieben Schule und Kirche bis auf die jüngste Zeit. Das sollte aber durchaus anders werden, und jetzt glaubt die Bratstwo die Zeit gekommen, wo auch Goldingen, die zweite alte kurländische Residenz, und all das Land bis hinter Grobin, Schrunden, Candau, Windau, das seither noch so fest jeder Aufhetzung gegen die deutschen Herren wie gegen die lutherischen Prediger widerstanden hat, zum Russenthum herüberzulocken sei. Deshalb ist vor kurzem das russische Seminar aus Riga nach Goldingen versetzt worden und damit hat das leer stehende Schulgebäude seine Bewohner erhalten.

Von hier aus findet nun auch die in Kurland betriebene Convertirung die lebhafteste Unterstützung, namentlich auch durch Vertreibung von allerlei Schriften, deren Druck die Bratstwo bestreitet, und welche gleichzeitig mit dem Volk, das sich durch die gebotenen materiellen Vortheile allein nicht gewinnen lassen will, die zu ihm entsandten Missionare selbst über die wichtigsten religiösen Fragen unterrichten sollen.

Es sind sehr verschiedene Sendboten, welche die rechtgläubige Kirche ausschickt, um Proselyten zu machen; darunter sind ganz wunderliche.

Die griechisch-orthodoxe Mission unter den lutherischen Letten hat zur Zeit in Kurland das fruchtbarste Feld ihrer Wirksamkeit auf den Gebieten Dondangen-Talssen gefunden. Sehen wir einmal, wie die Missionare ihrer Aufgabe nachkommen.

In „Die Letten unter den Deutschen" ist darauf hingewiesen worden, wie „die erstaunliche Kunde, daß in dem benachbarten estnischen Bezirk Leal 500 Esten zur russischen Kirche übergetreten seien, um die Urkunde darüber als Festgeschenk Sr. Majestät zu seiner Krönungsfeierlichkeit überreichen zu lassen", unter den Letten des dondangenschen Gebietes den ersten größern Anreiz zur Nachfolge abgab, weil sie mit der Nachricht verbunden war, daß der Kaiser seine Erkenntlichkeit für diese Gabe durch große Gegengeschenke, Befreiung von Abgaben und durch Landvertheilung bekunden werde. Immerhin blieb es nur bei einzelnen, die sich bei dem Popen in Tuckum zum Uebertritt meldeten, obschon der Act als solcher jeder Schwierigkeit enthoben worden ist und den Convertirten sogar für drei Jahre die Theilnahme am russischen Gottesdienst und andern kirchlichen Handlungen erlassen wird, damit sie alle Zeit haben, „sich in die neuen Verhältnisse einzuleben". Da trat der Lette Lapowitz als griechisch-orthodoxer Missionar auf, der sich von Haus aus darüber klar war, unter welchen Leuten er die Seelen gewinnen mochte. Lapowitz ist der Sohn eines alten, sehr geachteten Buschwächters (Waldaufsehers) im dondangenschen Gebiet, hat aber dem Vater durch seine Wilddieberei

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 544 fg.

den allergrößten Kummer gemacht, und war um seiner Trunksucht willen in den Krügen ein ebenso willkommener Gast, wie wegen seiner dabei hervortretenden Händelsucht ein gefürchteter, weshalb der Vater in seiner Ehrenhaftigkeit dem Gutsherrn selber abrieth, ihm diesen seinen erstgeborenen Sohn zum Nachfolger zu geben. Der seitherige Wilddieb wußte sich bald ein reichlicheres Einkommen zu verschaffen, als ihm die Buschwächterstelle geboten hätte. Er war schon öfter in Riga gewesen; jetzt begab er sich wieder dahin und kam mit dem Bekenntniß zurück, daß er zur rechtgläubigen Kirche übergetreten sei und vom Bischof den Auftrag empfangen habe, dahin zu wirken, daß er auch möglichst viele unter seinen lettischen Brüdern zur Abschwörung ihres „hündischen lutherischen Glaubens" bewege, was ihnen mit irdischen und himmlischen Gütern gelohnt werden würde. Auch war der Missionar Lapowitz mit zahlreichen Tractätchen versehen, die er unter die Gesindeleute*) vertheilte.

Lapowitz hat sein Publikum zumeist unter den „Wallneeken", d. h. denjenigen, die kein Land besitzen und als Tagelöhner dienen. Selbstverständlich treibt er kein Bekehrungswerk, welches durch religiöse Ueberzeugung zu gewinnen sucht. Darauf kommt es ja auch der Regierung ebenso wenig wie der russischen Geistlichkeit und der Baltischen Brüderschaft an. Wird doch die Convertirung in den Ostseeprovinzen nur im Dienst der Russificirung betrieben, weshalb allein an dem bindenden Acte des Uebertritts gelegen ist, der mit der einzelnen Person auch deren etwaige Descendenz unwiderruflich dem Russenthum verfallen läßt. Dem entsprechend sind es neben den schamlosesten Schmähungen auf die lutherische Kirche allerlei materielle Güter, welche als Köder zum Uebertritt benutzt werden: Befreiung von Abgaben, bei jeder Gelegenheit Bevorzugung vor den Lutherischen, und endlich Landertheilung, und zwar durch Vertheilung des Landes, das jetzt noch im Besitz der Deutschen ist. Lapowitz haranguirt die Letten. „Jetzt ist die Zeit gekommen, wo ihr diese Deutschen mit ihrer hündischen Religion und ihren hündischen Predigern zum Lande hinauswerfen könnt. Was euch der lutherische Pastor vorpredigt, ist um nichts besser, als was euch ein Hund vorheult: so greift doch nur zu, wenn der Kaiser euch seine Religion anbietet und euch zugleich zu Gutsbesitzern machen will." Darauf hin haben sich einige Dutzend Wallneeken beim Popen Mednis in Tuckum eingestellt, und dieser hat sie ohne Umstände zu Rechtgläubigen gemacht. Der Convertirte braucht nur in die Kirche zu kommen; Mednis spricht ein paar Gebete, tunkt den Finger in geweihtes Oel, streicht dreimal ein paar Kreuze über Stirn und Brust des Bekehrten, spricht wieder ein Gebet, und die Sache ist abgemacht. Wie leicht und wie rasch das geht! Das nimmt dem Acte jede aufregende oder gar abschreckende Bedeutung — das ist nur solch eine kleine Abwechselung in der Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens. Aber die Folgen? Nun ja, die Folgen bestehen eben darin, daß die Landlosen Landbesitzer werden sollen.

Es ist aber am Ende doch ärgerlich, wenn die griechisch-orthodoxe Kirche keine andern Convertirten aufzuweisen hat als Gesindel, Bettler und höchstens

*) „Gesinde" bezeichnet hier „Bauerhof".

Tagelöhner. Man hat deshalb dem Lapowitz eine bedeutendere Kraft zugesellt. Der getaufte Lette Mednis brachte eines Tages den getauften Letten Kalnin nach Talssen mit, der hier sein Standquartier aufschlug und die Convertirung planmäßig zu leiten begann.

Dieser aus Livland gebürtige Herr Kalnin*) ist binnen kurzem zu einer verhältnißmäßig großen Bedeutung gelangt. Er ist bald hier, bald dort, gesellt sich den Bauern als Freund und Berather, verfaßt ihnen Bittschriften, hält überall Reden, in den Häusern und auf offener Straße, ertheilt religiöse Belehrungen, schmeichelt und schreckt die Leute, bis sie zum Uebertritt geneigt sind.

Auch Kalnin ist niemand zu gering, ist niemand zu schlecht, um seine Netze nach ihm auszuwerfen, wobei es ihm auf einen Haufen Versprechungen mehr oder weniger nicht ankommt. Er hat sich selbst erdreistet, Pächtern von Bauerhöfen, die zu Privatgütern gehören, den Erlaß des Pachtzinses zu verbürgen, sobald sie sich zur russischen Kirche bekennen wollten, womit sich zwei oder drei Thunichtgute gewinnen ließen. Als hierauf der Zahlungstermin herangekommen war, verweigerten die Convertirten das Pachtgeld, und mußten durch das Gericht zur Zahlung gezwungen werden. In solcher Weise um den Preis des verkauften Bekenntnisses gebracht, wollten sie ihre Waare zurückhaben — die ward ihnen aber nicht mehr herausgegeben. Natürlich hat es darüber manche Verdrießlichkeiten gegeben. Das Schlimmste ist aber hierbei, daß nicht sowol die Betrogenen selbst als ihre Familien zu leiden haben, indem sie sich fortan gezwungen sehen, um des einen Convertirten willen dem Popen jederzeit freien Zutritt zu gestatten, und unter dem eigenen Dache den Glauben ihrer Väter und ihren eigenen verlästern und schmähen zu hören. Uebrigens hat Kalnin beim Fehlschlagen eines Versprechens zehn andere zur Hand. Vor allem ist es gewiß, daß jeder Convertirte von der Gemeindesteuer für die lutherische Kirche und die lutherische Schule befreit ist. Und gewiß ist es auch, daß jeder Sünder, der sich in den Schos der griechisch-orthodoxen Kirche flüchtet, kaum noch die strafende Obrigkeit zu fürchten hat. Thatsache ist, daß die Pferdediebe und Brandstifter, wenn man sie ergriffen, alsbald wieder losgegeben werden, sobald sie sich als Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche bekennen mit Hinweisung darauf, daß nur lutherische Verleumdung sie zu Verbrechern stempeln wollte. Darauf haben wir es auch zurückzuführen, wenn jetzt in den baltischen Landen über das Umsichgreifen der „Diebesseuche" immer mehr Klage geführt wird, ja, einzelne Ortschaften die Behörden wahrhaft anflehen, doch endlich für Schutz des Eigenthums zu sorgen, da es diesem unmöglich ist, Nacht für Nacht die auseinander liegenden Baulichkeiten der Gehöfte, die Scheunen, Pferde- und Viehställe u. s. w. vor Einbruch zu bewachen.

Unter allen sogleich gewährten Vortheilen und unter allen Verheißungen künftiger, mit welchen die Leute in die russische Kirche gelockt werden, übt das Versprechen der Landvertheilung immer den bethörendsten Zauber aus. Eben deshalb hat auch Kalnin in der leichtfertigsten Weise davon Gebrauch gemacht. Im Frühling 1885 hatte er sogar den 24. Juni als den Tag bezeichnet, welcher

*) Nicht zu verwechseln mit dem verstorbenen Jungletten Kalning.

vom Kaiser zum Fest der Landvertheilung unter den Convertirten ersehen worden sei. Die Wallneeken fühlten sich von einem wahren Fieber der Erwartung verzehrt. Mit heißer Lüsternheit erwogen sie den Werth dieses oder jenes Feldlandes, dieser oder jener Wiese der deutschen Gutsherren, in der Voraussetzung, daß ein Theil dieses Landbesitzes binnen wenigen Monden, binnen wenigen Wochen, binnen wenigen Tagen ihr Eigenthum sein werde. Darüber kam der 24. Juni heran. Aber die Landvertheilung kam nicht. Hierauf wurde Kalnin mit Fragen und mit Vorwürfen bestürmt. Dieser zeigte aber auch in solcher kritischen Lage den größten Gleichmuth. „Ich muß es zugeben", redete er die Leute an, „daß ihr scheinbar allen Grund habt, mir Vorwürfe zu machen; aber nur scheinbar. Es ist völlige Wahrheit, daß der Kaiser die Absicht hatte, am 24. Juni alles Land, das sich die Deutschen räuberisch angeeignet haben, unter die rechtgläubigen Letten und Esten zu vertheilen. Seht, lieben Freunde, der Kaiser hatte dabei aber auf etwas gerechnet, was leider nicht eingetreten ist. Unser frommer Kaiser glaubte nämlich, daß das Licht der rechtgläubigen Kirche bis dahin schon alle Letten und Esten erleuchtet haben würde, sodaß es gar keine Lutherischen mehr unter euch gäbe, sodaß es dann ein Leichtes gewesen wäre, die deutschen Gutsherren und Prediger aus dem Lande zu jagen und danach ganz Livland und Estland und Kurland gleichmäßig unter euch zu vertheilen, die ihr doch die einzigen rechtmäßigen Erben der frühern Besitzer dieses Landes seid. Solange es aber noch so viele Lutherische unter euch gibt, ja, sogar noch der größte Theil der Esten und Letten dieser Sekte angehört, darf eine allgemeine Landvertheilung unter euch nicht stattfinden. Das sind die Gedanken unsers Kaisers, und gewiß sind sie voll Weisheit. Doch läßt unser Landesvater euch ermahnen, daß jeder von euch sich eifrig bestrebe, das Seinige dazu beizutragen, damit bald möglichst alle euere Brüder der rechtgläubigen Kirche gewonnen seien, welcher schon euere Vorfahren angehört haben. Denn ehe ihr lutherisch wurdet, waret ihr griechisch, und hätten nicht die deutschen Herren euer Land genommen und euch zu Knechten gemacht, so wäret ihr griechisch geblieben. Drum nehmt es euch zu Herzen, daß ein jeder unter euch möglichst viele seiner Brüder bewege, dem lutherischen Heidenthum abzuschwören, damit der Kaiser die Landvertheilung vornehmen könne."

Kalnin's Ehrgeiz geht aber weiter; er will auch als ein wirklich religiöser Apostel gelten, und bemüht sich deshalb unablässig, auch unter den Bessern des Volkes Convertirte auf Grund religiöser Ueberzeugung zu gewinnen. Durch die Mitanwendung religiöser Motive unterscheidet sich eben die Ausübung seiner Mission am wesentlichsten von der des Lapowitz. Als Hauptthema seiner Reden dient die Behauptung, der lutherische Glaube sei nur ein Glaube der deutschen Herren und ein vom rechtgläubigen christlichen völlig abweichender. Er fügt hinzu: „Früher haben die Esten und Letten zur griechisch-orthodoxen Kirche gehört; danach seien sie katholisch geworden, und erst nachdem die deutschen Räuber ins Land gebrochen, habe man sie auf Luther's Gebot, der eine große Macht besessen, mit Gewalt zu Lutheranern gemacht, indem Luther den Befehl ertheilt, wenn die Esten und Letten nicht lutherisch werden wollten, sollte man sie einfach verbrennen." Ein

anderes mal redet er über das Thema, daß Luther ein verfluchter Mönch gewesen sei, und dieser Fluch sich auf alle lutherische Pastoren erstrecke, weshalb die von ihnen vollzogenen heiligen Acte keine Gültigkeit haben. Auch seien die Lutheraner vor Gott alle ohne Ausnahme Bastarde; erstens weil Luther das Sakrament der Ehe aufgehoben habe und die lutherische Eheschließung nichts anderes sei als ein vom Pastor vollzogener äußerlicher Act ohne jegliche Weihe; zweitens, weil die Pastoren als Erben des auf Luther ruhenden Fluches keine wirklich religiöse Weihe verleihen können. Ferner erklärt Kalnin, weil die lutherischen Pastoren nichts vor den Laien voraushaben, können sie auch nur ermahnen: „Bekehrt euch, lieben Brüder und Schwestern, damit euch euere Schuld verziehen werde." Der griechische Priester darf aber ohne weiteres die Vergebung der Sünden ertheilen. Ja, er vermag noch den Verstorbenen Wohlthaten zu erweisen. Christus hat die Schuld der sündigen Menschen auf sich genommen, damit diese rein von ihr werden: weshalb hätten sie da noch der Buße nöthig. Obendrein haben die Griechisch-Orthodoxen noch den Vortheil, daß außer dem Heiland auch dessen Mutter Maria und die vielen Heiligen jederzeit für sie Fürsprache einlegen.

Es sind auffallenderweise ganz dieselben Argumentationen, mit welchen auch die katholische Kirche den Protestantismus im Volke bekämpft, obschon die „rechtgläubige" Kirche die „alleinseligmachende" in Polen ebenso feindselig behandelt hat wie jetzt die lutherische in den Ostseeprovinzen. Das zeigt uns, wie man auch von seinen Feinden lernen soll. Jetzt fehlt nur noch die Anwendung des Anathems. Der in Petersburg erscheinende „Swet" hat aber auch schon darauf vorbereitet. In einem Artikel über die „großen Fasten" vor Ostern erinnert er daran, daß die erste Woche derselben als „die Woche der Rechtgläubigkeit" bezeichnet wird und mit der kirchlichen Feier endet, in welcher der Fluch über alle abweichenden ketzerischen Lehren ausgesprochen wird. Die Ueberlieferung dieses Fluches sei auf das von Christo seinen Aposteln gegebene Versprechen gegründet, alles, was sie auf Erden binden würden, solle auch im Himmel gebunden sein, und auf den klaren Befehl des Paulus: „So wir, oder ein Engel des Himmels euch würde das Evangelium predigen anders, als wir es euch gepredigt haben, der sei verflucht." Da aber für den Rechtgläubigen die Kirche und der Staat ein unzertrennbares Ganzes bilden, verfallen mit den Feinden der Kirche auch die des Staates dem Anathem, und die Rechtgläubigen haben es wohl zu beherzigen, welchen außerordentlichen Schaden die Sektirer bringen. Als die schlimmsten Sektirer werden aber schließlich die Lutheraner bezeichnet.

Kalnin's Bemühungen sichern ihm selbstverständlich die volle Gunst des Bischofs Donat, welcher seinerseits in einem Sendschreiben an die Convertirten sie um der Segnungen willen beglückwünscht hat, welche sie sich durch ihren Uebertritt gewonnen haben, und der Freude Ausdruck gibt, welche mit ihm die ganze orthodoxe Kirche mit allen ihren Bischöfen und dem frommen Kaiser über ihre Bekehrung empfinden werden. Auch unterstützt der Bischof die Bratstwo mit Verbreitung von Tractätchen, welche vermittels einer bewundernswerth geschickten Vermischung von Lüge und Wahrheit die Behauptung zu begründen suchen, daß die griechisch-orthodoxe Kirche die einzige echt christliche sei, indem sie sich geschent

habe, zu des Heilands Geboten irgendwelche menschliche Satzungen zu fügen, während Luther in sträflicher Ueberhebung die Lehren des Heilands durch die Lehr- und Glaubenssätze seiner eigenen Weisheit gefälscht habe. Die bedeutendste unter allen den jetzt colportirten griechisch-orthodoxen Bekehrungsschriften soll die „Unterweisung im orthodoxen Glauben" sein, herausgegeben von der rechtgläubigen baltischen Bratstwo, die unter dem Schutze Ihrer kaiserl. Majestät, der hohen Kaiserin, steht.

Mögen wir nun auch jetzt unter den estnischen wie den lettischen Bauern eine gewisse Bildung finden, mögen sie lesen, schreiben und rechnen können, auch neben dem Religionsunterricht einige Unterweisung in der Geographie und Weltgeschichte erhalten, so finden wir doch keine Schriftgelehrten unter ihnen, weshalb sich manche infolge der dreisten Behauptungen, welche sie in diesen Schriften in Uebereinstimmung mit den Lehren der Missionare vertreten sehen, von Zweifeln bestürmt fühlen, auf welcher Seite die Wahrheit zu finden sei, und darüber vielfach innerhalb der Familien Meinungsverschiedenheiten bis zu gehässigen Streitigkeiten ausbrechen. Sobald aber ein Kalnin und Genossen gewahr geworden, daß in einem Lutherischen die Vorstellung erweckt ist, sein Glaube könne ein falscher sein, lassen sie die ersehene Beute nicht mehr in Ruhe. Dem Uebertritt folgt jedoch nur zu häufig das traurige Nachspiel, daß die bethörten Convertirten schließlich noch zur Erkenntniß kommen, für den Kern die Schale eingetauscht zu haben, das Opfer eines fremden Betrugs oder eines Selbstbetrugs geworden zu sein, wonach sie sich erst recht von Zweifeln und von Angst heimgesucht fühlen, ob Gott ihnen wol ihren Abfall vergeben könne, ob nicht auf diesen Abfall die ewige Verdammniß folge? Denn diese Handlung ist nicht wieder gut zu machen. Der Kaiser hat es befohlen, wer vom Popen mit dem geweihten Oel das Zeichen des Kreuzes empfangen hat, gehört fortan mit seiner ganzen Nachkommenschaft, von Kind auf Kindeskind, der russischen Kirche an, von welcher kein Uebertritt zu einer andern gestattet ist — so weit das Scepter des Zaren reicht.

Es ist die schwerste Aufgabe für den evangelischen Geistlichen, dem Flehen dieser Abtrünnigen zu widerstehen, daß er sie wieder zum evangelischen Gottesdienst und Sakrament des Altars zulasse. Auch gibt es kaum einen unter den lutherischen Predigern, der das Herz hätte, die verirrten, reuevoll wiederkehrenden Kinder seiner Gemeinde mit Härte von sich zu weisen, obschon deren Wiederaufnahme mit Verlust des Amtes, mit Verlust von Obdach und Brot bestraft werden mag. Es ist mir von einer livländischen Gemeinde erzählt worden, in welcher sich 300 Mitglieder zum Uebertritt hatten beschwatzen lassen. Schon auf dem Heimwege von der russischen Kirche, in welcher der Act ihres Uebertritts vollzogen worden war, fühlten sich mehrere unter ihnen von Angst und Gewissensbissen erfaßt und ihre düstere Stimmung theilte sich ihren Gefährten mit. Dazu kam, daß viele daheim von den Ihrigen mit Vorwürfen empfangen wurden. Binnen kurzem hatte sich ein völliger Umschwung im Innern der Proselyten vollzogen, und nun begaben sie sich zum lutherischen Pastor, küßten seine Hände, warfen sich auf die Knie vor ihm nieder und beschworen ihn, sie nicht dem Teufel zu überlassen, der ihre Seelen mit seinen Versuchungen umgarnt hatte, vielmehr Gott

zu bitten, daß er ihnen um seines lieben Sohnes willen ihre große Sünde vergeben wolle, und sie auch wieder zum lutherischen Gottesdienst und zum Genuß des heiligen Abendmahls zuzulassen. Der Pastor wies sie erst mit strafenden Worten zurück; die Reuigen ließen aber nicht nach mit Bitten, bis er, zu Thränen gerührt, ihnen erklärte: „Wohlan — es ist unsere Christenpflicht, der Obrigkeit Gehorsam zu leisten; doch Gottes Wort geht noch über des Kaisers Wort, und der Herr aller Herren gebietet, die Wahrheit des Evangeliums allezeit zu bekennen und allem, was ihr feindlich ist, zu widerstehen."

Natürlich ist der Pastor um dieser Auflehnung willen gegen des Kaisers absolutes Gebot seines Amtes entsetzt, und die Klage auf Majestätsbeleidigung ist gegen ihn anhängig gemacht worden. Die schuldigen Gemeindeglieder sollen einmüthiglich vor Gericht erklärt haben, daß sie ihrem Pastor keine Ruhe gelassen, bis er sie wieder in die lutherische Kirchengemeinschaft aufgenommen und ihnen damit den Frieden wiedergegeben habe. Sei jemand straffällig, so seien sie es, und sie wollten auch die Strafe ohne Murren erdulden, nur solle man nicht ihren frommen, gottesfürchtigen Kirchenherrn um ihretwillen leiden lassen. Umsonst! Der Pastor ist abgesetzt — und die Gemeinde hat keinen andern erhalten.

Wie es dieser Gemeinde mit ihrem Seelsorger, ist es noch vielen andern ergangen. So hat jüngst der Pastor Brand zu Palzmar und Serbigaln in Livland die besondere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Sehr beachtenswerth erscheint hierbei das Zeugniß, welches die in Moskau erscheinende „Ssowremenija Iswestija" dieser hervorragenden Persönlichkeit ausstellt — obschon indirect. Sie bringt uns die Klage eines Griechisch-Orthodoxen aus dem palzmar-serbigalnschen Gebiet, „daß hier mit dem Ausgebot materieller Vortheile durchaus keine Proselyten zu gewinnen seien, weil das Landvolk außerordentlich religiös gesinnt und mit geringer Ausnahme des Lesens und Schreibens kundig sei, weshalb man dort Sonntags in jeder Bauerhütte die Leute mit dem Lesen der Bibel oder irgendeiner geistlichen Abhandlung oder einer Zeitung beschäftigt finde, zu deren Herausgabe unter der Redaction der Prediger die Ritterschaft das Geld hergebe. Das Schlimmste sei aber dabei, daß auch die Rechtgläubigen diese Schriften mit Eifer lesen, weil kein einziges Volksblatt im orthodoxen Geist existirt, noch weniger eins, das speciell für die Neubekehrten geschrieben wäre". Pastor Brand wird angeklagt, daß sein seelsorgerisches Wirken die Leute sehr religiös mache, ihnen Freude am Lesen guter Schriften erwirke und sie auch Sonntags den Wirthshäusern fern halte. Pastor Brand wurde als ein Fanatiker bezeichnet, es wurde eine Untersuchung eingeleitet, ob die bemerkte Hinneigung einiger Orthodoxen zum Lutherthum, wie die Rückfälligkeit einiger Convertirten in der Gegend nicht einer besondern Ueberredung seitens des Pastors Brand zuzuschreiben sei; man vermochte keine Beweise dafür zu sammeln, doch wußte man in die Aussagen der befragten Bauern das Gewünschte hineinzudeuten, bis die Anklage auf Beleidigung der rechtgläubigen Kirche und Majestätsbeleidigung fertig war. Darauf erschienen am 8./20. April auch bei Pastor Brand ein paar Gensdarmen, wie vorher schon bei manchem seiner Amtsbrüder, hießen ihn einen Wagen besteigen und brachten ihn

fort — nach Smolensk. Der „Reg. Westnik" jubelt aber: „Es ist anzunehmen, daß mit der Abreise dieses Pastors aus Palzmar dort die ungesetzlichen Agitationen gegen die Orthodoxen aufhören werden, um so mehr, als bereits die gerichtliche Verfolgung gegen den hauptsächlichsten Gehülfen des Herrn Brand auf diesem Gebiet, den lutherischen Lehrer Ahbel, erhoben worden ist."

Wir haben es also in den Ostseeprovinzen mit nichts Geringerm als mit einer Verfolgung der Bekenner des evangelischen Glaubens zu thun. Die lutherischen Gemeinden werden ihrer Prediger und ihrer Kirchen beraubt. Zur Vollziehung der heiligen Acte der Taufe, der Confirmation, des Abendmahls, der Trauung müssen sie den Prediger einer andern Gemeinde aufsuchen, was manchen eine halbe bis zu einer ganzen Tagesreise kostet. Dagegen ist meist eine russische Kirche in der Nähe und die Popen laden mit unermüdlicher Freundlichkeit zu ihrem Besuche ein.

In solcher Weise wird das Volk der Esten und Letten russificirt. Gibt es etwas Gefährlicheres für ein Reich, als das Zertrümmern der heiligsten Gesetzestafeln, als der Aufruf der rohen Gewalten zum Kampf gegen die Bildung und das Recht, als das Ausgebot der Religion zum Schacherbetrieb, zum Kauf und Verkauf, je nach dem materiellen Nutzen? Wer mag sich darüber täuschen, daß ein Volk, welches sich seiner heiligsten Güter beraubt, welches alle seine Ideale als Schemen zerflattern sieht, welchem der roheste Egoismus gelehrt, welchem Lüge und Betrug als verdienstlich gepriesen werden, zu einem Volk der Verbrecher herabsinken muß, das hernach, wenn es sein Vortheil zu erheischen scheint, auch keinen Anstand nehmen mag, sich gegen den Lehrmeister selbst zu wenden.

Jede Vertretung der wahren Interessen der Provinzen, jede Bitte um Abhülfe der Noth, jede Vorstellung, wie das jetzige Vorgehen der russischen Beamten und Geistlichen den Ruin der seither gesegneten Landstriche herbeiführe — darf auf Befehl Sr. Maj. des Zaren nicht bis zu ihm gelangen. Das klingt nahezu unglaublich, und ist doch so. Ja der Zar hat erklärt, keiner solle es wagen, ihm gegenüber zu Gunsten der Ostseeprovinzen aufzutreten.

Ende November 1885 begab sich eine Commission der livländischen und der kurländischen Ritterschaft nach Petersburg, um Vortrag beim Kaiser zu erlangen und ihn direct um seinen landesväterlichen Schutz gegen die sich in den baltischen Provinzen breit machende Willkür anzuflehen, vor allem gegen die immer gehässigere Unterdrückung der lutherischen Kirche und Verhetzung ihrer Bekenner. Es befand sich in der Umgebung des Kaisers ein Mann, auf dessen Fürsprache sie rechnen zu dürfen glaubten und der ihnen auch eine lebhafte Sympathie entgegenbrachte. Doch kehrten sie völlig unverrichteter Sache zurück. Sie erhielten den Bescheid, der Kaiser habe einen solchen Haß auf die Ostseeprovinzen geworfen, daß niemand es wagen dürfe, ihm die Deputation der Ostseebarone zu melden. Ende Februar begab sich der kurländische Landesbevollmächtigte von Heyking nach Petersburg, fest entschlossen, alles daran zu setzen, um beim Kaiser vorgelassen zu werden. Er sah sich vom Minister des Innern sehr ungnädig empfangen und vom Kaiser abgewiesen.

Alexander III. hat es bei seiner Thronbesteigung verweigert, gleich seinen Vorgängern den deutschen Provinzen die Wahrung ihrer seitherigen Rechte und Privilegien, ihrer Selbstverwaltung bei deutscher Geschäftssprache und protestantischer Religion mit feierlichem Eid zu beschwören, und glaubt sich darum ihnen gegenüber jeder Verpflichtung entledigt. Es vergeht kaum ein Tag, der nicht einen neuen Regierungserlaß brächte bezüglich der Verdrängung der deutschen durch die russische Geschäftssprache, wie bezüglich der Beeinträchtigung der lutherischen Kirche zu Gunsten der griechisch-orthodoxen; es vergeht fast kein Tag, der nicht Androhungen von Strafe brächte für ungenaue Befolgung dieser Erlasse, Entsetzungen lutherischer Prediger und deutscher Beamten, oder Gesuche der letztern um Entlassung, weil es ihnen unter tausend Quälereien unmöglich gemacht wird, ihrem Vaterlande noch zu dienen. Ueberall wachen Spione, ob sie nicht eine illegale Aeußerung erhaschen mögen, in allen Hotels, in allen Wirthshäusern, auf allen Straßen. Ein deutscher Balte wagt kaum noch den Namen des Kaisers auszusprechen. Alle Briefe, die ins Ausland gehen oder daher kommen, verfallen der Censur der Postämter. Die deutschen Tagesblätter dürfen nur noch Officielles bringen. Eine gleiche Strenge übt die Censur an den Büchern aus. Die Buchhändler klagen, daß jeden Augenblick Polizisten in ihren Läden erscheinen, um alles nach verbotenen Werken zu durchstöbern, weshalb sie so manches, „das gut ging", aus Furcht vor Sibirien nicht weiter zu führen wagen. Zu den verbotenen Büchern gehören alle, welche unbefangen die Verhältnisse und die Geschichte der Provinzen besprechen. Nur was die panslawistischen Blätter bringen, und was die russischen Lehrer lehren, ist erlaubt, welcher Auffassung gemäß selbstverständlich auch jede Gelegenheit wahrgenommen wird, um an Stelle der entlassenen deutschen Beamten und Lehrer russische einzusetzen. Eine Kenntniß des Rechts, eine Kenntniß der Schulwissenschaften, eine Kenntniß von Land und Leuten wird nicht verlangt; es kommt nur darauf an, daß die Candidaten russisch sind. Selbst für die Gouverneure der Ostseeprovinzen bedarf es nicht mehr. An Stelle des frühern kurländischen Gouverneurs von Lilienfeld ist der frühere Gouverneur von Archangel nach Mitau versetzt worden, der durchaus über keine andere Sprache als die russische verfügt. Das ist so recht eingerichtet, um ihn gerade unter den Nationalitäten des Landes die Rolle eines geistig Taubstummen spielen zu lassen. Eben dieses ist aber den Machthabern als zweckmäßig erschienen, nachdem sie es erfahren, daß die bessern Männer nach Kenntnißnahme der wahren Sachlage auf solchem Posten nicht auszuharren vermögen, und der frühere Gouverneur von Estland, Schtewitsch, ein echter Russe, aber zugleich ein edeldenkender Mensch, seinen Posten niederlegte, weil er, gemäß seinem Ausspruch, in den Provinzen nicht den Henker abgeben wollte.

Wo finden wir nun aber im Reiche die zehn- bis hundertfältige Frucht tragenden Bildungsstätten des Panslawismus, welche für die der Ausrottung anheimgegebene deutsche Cultur einen Ersatz bieten? Finden wir die Volksbildung überall segensreich gefördert? Finden wir Wohlstand, Sitte, Zufriedenheit im Emporblühen? Halten wir einmal Umschau: Völlerei, Vagabundage, Verarmung sind es, die sich im Innern des heiligen Rußland breit machen. Und die Bessern suchen im Sektenwesen Halt und Trost.

Während in den lutherischen Ostseeprovinzen seitens der Regierung, seitens der heiligen Brüderschaften und seitens einzelner reicher Rechtgläubigen eine russische Kirche nach der andern erbaut wird und zur Einweihung der restaurirten alten und längst verlassenen russischen Kirche zu Jakobstadt wie zur Grundsteinlegung einer neuen russischen Kirche daselbst sogar verschiedene vornehme Herren aus Petersburg nach dem kleinen kurländischen Städtchen herüberkamen, und der kurländische Gouverneur von Lilienfeld auch kommen mußte, um diesen Act großartig zu feiern; während in den Ostseeprovinzen eine russische Schule nach der andern entsteht, um den lettischen, estnischen und deutschen Kindern die nöthige (russische) Bildung beizubringen — währenddessen bleibt das „rechte heilige russische Volk" der Bornirtheit und der Brutalität überlassen. Da bleiben Hunderte von russischen Dörfern ganz ohne Schule, andere, die ein Schulgebäude haben, bleiben ohne genügende Lehrkraft, und wieder andere, wo es Lehrer gibt, werden die Kinder in so enge Räumlichkeiten hineingepreßt, daß die Fensterbänke mit als Sitze dienen müssen. Auch bleiben da — in Rußland selbst — Millionen von Menschen ohne andern Begriff von Religion, als daß verschiedene Heilige verschiedenen Beistand zu leisten vermögen, daß das Tragen von Reliquien gelegentlich vor Seuchen und anderm Ungemach zu schützen vermag, daß es gesundheitlich rathsam sei, nüchtern geweihtes Brot zu essen, und daß der Pope eine geheiligte Person ist — wenn er im geweihten Rock steckt und den geweihten Priesterring auf dem Finger hat.

Eine Constitution, Sicherung der Existenz, Gewährung geistigen Fortschritts, sicherer Rechtsverhältnisse, genügender Schulen und einer Kirche des wahren Christenthums: also ertönt der Nothschrei der Nation. Diese Constitution kann aber nicht dieselbe sein für die zwei halben Welttheile, welche das Riesenreich Rußland umfaßt. Zu verschieden sind die Landstriche nach Lage, nach Klima, nach Productivität, zu verschieden sind die Völkerschaften nach Abstammung, nach Lebensart, nach Bildung, Sitte und Religion, die der ungeheuere Staat umschließt. Doch hat jeder Landstrich ein gleiches Recht auf eine Vertretung seiner Interessen, auf eine ihm zweckdienliche Verwaltung. Rußland muß demnach eine Constitution erhalten, die fast ebenso viele Abzweigungen bildet, als das Reich Gouvernements hat; vermittels derselben muß der einheitliche Staat des Absolutismus in ein einheitliches Reich der Föderation umgestaltet werden. Nur als ein solches vermag Rußland die Ziele zu erreichen, auf welche es hingewiesen ist, vermag es sich emporzuschwingen, nicht blos zum mächtigsten Vertreter der rohen Gewalt, sondern zum mächtigsten und geachtetsten Vermittler der Bildung zwischen Europa und Asien.

Bei solchen Zielen war der russische Staat so recht darauf hingewiesen, die bereits geschulte Kraft der Ostseeprovinzen zur Organisation der andern Gouvernements mit zu verwenden.

Statt dessen hat der künstlich entbrannte Rassenhaß diese Provinzen als „die deutschen" dem Untergang überliefert.

Bei alledem ist in dem Vorgehen gegen die Institutionen der Ostseeprovinzen immerhin noch eine Art Logik zu finden, wenn wir dasselbe mit Rücksicht auf die Bestrebungen der panslawistischen Partei beurtheilen, mögen hier auch die Schluß-

folgerungen aus falschen Vordersätzen gezogen werden. Die Frage bleibt aber eine schwebende, welche Vortheile dem Staate an sich aus der Verwüstung der besten Provinzen erwachsen können?

Das ist ja Rußlands großes Unglück, daß der Geist, welcher jetzt im Reiche herrscht, der Geist der Negation ist. Der Panslawismus fraternisirt mit dem Nihilismus. Zu Wenden in Livland wurde von den deutschen Beamten eine nihilistische Verbindung entdeckt; der panslawistische Procurator schlug aber die eingeleitete Untersuchung nieder, weil diese Nihilistenbrüder — lauter Russen waren. In ähnlicher Weise wurde der Proceß gegen eine Nihilistenverschwörung zu Dorpat vertuscht. Das civilisatorische Werk der Panslawisten ist seither kein Werk des Aufbaues, sondern ein Werk des Umsturzes gewesen. Ihre Partei schmeichelt den Leidenschaften des Volkes, streut den Samen der Zwietracht und des Neides gegen die höhern Stände aus und drückt beliebig die Augen zu für die Frevel gegen Gesetz und Moral, wo es ihren Zwecken dienlich scheint. Es ist die Revolution und die Demoralisation, welche sie in Rußland predigt, und unter dem Aushängeschild eines glühenden Patriotismus untergräbt sie mit wahnwitzigem Eifer die Wohlfahrt des ganzen Reiches und beschwört dessen Verfall herauf. Wir wissen nicht, was die Ostseeprovinzen noch vor dem Verderben retten soll; wir wissen nicht, wie lange noch Deutschthum und Lutherthum den Kampf gegen die furchtbare Uebermacht fortzusetzen vermögen: aber Eins wissen wir, das Vorgehen Rußlands gegen dieselben wird ihm selbst nimmer zugute kommen.

Wahrlich, mit dem Vorgehen in den Ostseeprovinzen hat die russische Regierung sich selber das Urtheil gesprochen, daß ihr noch keine Ahnung wahrer Civilisation aufgegangen ist, und es wird uns begreiflich, warum ein Turgéniew sein Leben außerhalb seines Vaterlandes verlebt hat, und warum ein Gogol, der sein Rußland so sehr geliebt, über den dort herrschenden Zuständen — verrückt wurde.

Wir aber im Deutschen Reiche, wir haben alle Wacht zu halten, daß sich die Preisgebung der Ostseeprovinzen nicht auch an uns räche. Das Deutsche Reich hat noch immer den Frieden gewahrt; es schaut noch immer, mit Vermeidung jeder „Einmischung in die innern Angelegenheiten" des Nachbarstaates, der Verwüstung der frühern alten Reichsländer zu, welche deutsches Blut und deutsche Arbeit der Civilisation und dem Christenthum gewonnen: damit ist uns aber der Frieden doch nicht gesichert! Bleibt in Rußland die Partei der Panslawisten herrschend, so überschreitet auch noch der Krieg gegen Deutschthum und Protestantismus unsere Reichsgrenzen. Wahren wir uns rechtzeitig!

Spanien unter Alfonso XII.

Von

Gustav Diercks.

III.

Die Befürchtungen aller liberalen Elemente Spaniens, daß die Restauration des Bourbonenthrones gleichbedeutend mit dem culturellen Rückschritt, mit der Wiedereinsetzung des Absolutismus sein würde, erwiesen sich vom ersten Augenblick an als nur zu sehr gerechtfertigt. Noch bevor das Cabinet seinen provisorischen Charakter als Regentschaftsministerium mit dem des verantwortlichen Leiters der spanischen Politik vertauscht hatte, hob es mit wenigen Federstrichen einzelne Errungenschaften der Revolution von 1868 auf, und es setzte dann diese seine reactionäre Thätigkeit mit solchem Eifer fort, daß in manchen gemäßigten Kreisen gerechte Bedenken geweckt wurden und die Annahme platzgriff, daß die Fortsetzung einer solchen rückläufigen Politik die Ansicht Castelar's wahr machen und eine neue Revolution im Gefolge haben würde. Die Leiter des Staates wußten jedoch nur zu wohl, daß sie dergleichen vorerst nicht zu befürchten hatten, weil die Widerstandslust im Volke einer völligen Gleichgültigkeit und Apathie gewichen war, weil die Massen ermüdet, ruhe- und friedebedürftig, von Mistrauen gegen die Führer der republikanischen Parteien erfüllt waren und von den Maßnahmen der Regierung verhältnißmäßig wenig berührt wurden. Diese letztern richteten sich gegen die Leiter der liberalen und demokratischen Parteien, machten diese unschädlich und mit ihnen die verhältnißmäßig wenig zahlreichen gebildeten Elemente, die ihnen Nachfolge leisteten, ihre Ideale unterstützten.

Da unter den bestehenden außergewöhnlichen Verhältnissen im Lande, angesichts des Bürgerkrieges auf der Halbinsel und in Cuba, die Einberufung der Cortes vorerst unthunlich war, so wußte die Regierung, daß ihren Erlassen keine gesetzliche constitutionelle Opposition gemacht, daß sie keiner scharfen Kritik unterzogen werden konnten, und mit größter Willkür überließ sie sich dem Genuß, die Concessionen, die dem modernen Zeitgeist gemacht worden waren, wieder zu beseitigen. So hatte Don Francisco de Cárdenas, der aus dem Lager der Ultramontanen zu Cánovas übergegangene Minister der Gnade und Justiz, nichts Eiligeres zu thun, als durch Decret vom 9. Febr. 1875 die Civilehe aufzuheben und diesem Erlaß sogar theilweise rückwirkende Kraft zu verleihen. Die Ehen, welche

frühere Mitglieder des geistlichen Standes eingegangen waren, wurden für ungültig erklärt, das Glück zahlreicher Familien damit vernichtet und die Constitution von 1869, das Princip der religiösen Toleranz auf das schmählichste verletzt. Allerdings erkannten Cárdenas und die andern Moderados die Verfassung von 1869 überhaupt nicht an, sondern hielten die von 1845 für zu Recht bestehend. Das Volk war machtlos gegenüber diesem Erlaß des Justizministers, und so mußte es auch ferner ruhig zusehen, wie die Grundsteine des modernen Staatsgebäudes, das die Revolution geschaffen hatte, einzeln beseitigt und vernichtet, wie die extremen liberalen Parteien als ungesetzlich behandelt, ihre Mitglieder verfolgt und verbannt wurden. Die Schwurgerichte wurden aufgehoben, das mündliche Gerichtsverfahren beseitigt, das frühere schwerfällige schriftliche und geheime wieder eingeführt, das Princip der Unabsetzbarkeit der Richter verworfen, die Gerichtshöfe völlig umgewandelt, alle unliebsamen, nicht zu den Regierungsparteien gehörenden Richter und Beamten durch loyale ersetzt. Cánovas, der sich als liberalen Staatsmann betrachtet wissen wollte, Cánovas, der gelehrte Historiker, ließ es ruhig geschehen, daß die Cultur Spaniens, das endlich einmal in die Bahnen des Fortschritts eingetreten war, wieder in die Bande einer längst überwundenen Weltanschauung geschlagen wurde. Die religiöse Duldung hörte auf zu existiren; die Behörden durften sich ungestraft die gröbsten Verletzungen der bestehenden Gesetze gegenüber den Protestanten erlauben. Das Schulwesen wurde wieder der Aufsicht des Klerus überantwortet, und der Marques de Orovio krönte sein reactionäres Reformwerk durch den berüchtigten Erlaß vom 27. Febr. 1875, durch den den Universitätsprofessoren der Schwur auferlegt wurde, ihre Wissenschaften gemäß den Dogmen der Kirche vorzutragen und sich der Aufsicht der Bischöfe zu unterwerfen. Als die bedeutendsten, meist liberalen und republikanischen Lehrkräfte der Universitäten hiergegen protestirten und ihre Aemter niederlegten, wurden sie auf das schmachvollste verfolgt, gemaßregelt und in ihrer persönlichen Freiheit bedroht und geschädigt.

Die Gewissensfreiheit, die Vereinsfreiheit, die Freiheit der Presse, drei weitere Grundlagen des modernen Staatslebens und der modernen Cultur, wurden zwar nicht förmlich aufgehoben, aber derart beschränkt, daß sie thatsächlich beseitigt wurden, nur der „legalen" Regierungspartei erhalten blieben und die Allmacht derselben und der Regierung befestigen halfen. Die Nothwendigkeit, die conservativen Elemente der Constitutionellen an sich heranzuziehen, bewahrte glücklicherweise Cánovas davor, den Moderados die Zügel vollständig in die Hand zu geben und den theokratischen Absolutismus des Mittelalters wieder ganz zur Herrschaft gelangen zu lassen. Die Mittelstellung zwischen den Moderados und den Centralisten bewog ihn, den Absichten und Wünschen Roms nicht in allen Stücken zu willfahren, ihre äußersten Forderungen nicht zu erfüllen und den extremen Ultramontanen gegenüber einen gewissen Grad von Liberalismus zu bewahren.

Die Debatten über die Verfassung im Schose der von der Versammlung im Senat vom 20. Mai gewählten Commission erzeugten bald ernste Conflicte zwischen den Moderados und den Centralisten, zersplitterten die große Regierungspartei und zerstörten den Plan, den Cánovas gehegt hatte, diese heterogenen Ele-

mente zu einer einheitlichen Masse zu verschmelzen. Die äußerste Rechte der Moderados mit Esteban Collantes und Genossen an ihrer Spitze wagte allerdings vorläufig nicht, sich vollständig von Cánovas zu trennen, weil sie einerseits zu der Erkenntniß gelangte, daß sie allein nicht fähig war, ihre Pläne zu verwirklichen und sich zur Herrschaft aufzuschwingen, und weil sie andererseits immer noch hoffte, einen günstigen Moment kommen zu sehen, um ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen, wozu ihr der Anhang des Ministerpräsidenten als Mittel dienen sollte. Die Centralisten aber mußten nur zu bald erkennen, daß der Liberalismus von Cánovas nichts als eitel Schein war, daß er ihm nur zur Erreichung seiner Zwecke und in sehr beschränktem Maße diente und daß er keineswegs gewillt war, ihn auf Kosten des Ultramontanismus zur Geltung zu bringen. Infolge dieser Einsicht fingen sie bald an, ihren Uebertritt zu Cánovas zu bereuen und sich allmählich wieder den Constitutionellen zuzuwenden, von denen sie, verführt durch die Lockungen des Ministerpräsidenten, abtrünnig geworden waren.

Die Berathung der Verfassungsgrundlagen für den durch die Restauration des Bourbonenthrones geschaffenen neuen Zustand der Dinge in Spanien gab die erste Veranlassung zu heftigen Debatten in der Commission, die aus 13 Moderados, 12 Unionisten und 13 Constitutionellen, d. h. Centralisten bestand. Die Moderados gingen von der Ansicht aus, daß die Verfassung von 1845, welche die Grundlage des Thrones Isabella's II. gewesen war, nicht aufgehoben worden sei und nach der Restauration fortbestehe. Die Centralisten machten hiergegen geltend, daß diese Verfassung längst verworfen, daß aber die von 1869 durch die Restauration ebenfalls vernichtet worden und somit die Nothwendigkeit einer neuen Constitution bestände. Cánovas suchte durch vermittelnde Vorschläge diese Differenzen beizulegen, und dies gelang denn auch bald zu Gunsten der von den Centralisten aufgestellten Rechtsanschauung. Ernster wurde der Conflict jedoch bei Berathung der religiösen Frage. Die Moderados waren in dieser zu keiner Nachgiebigkeit und Transaction geneigt, wollten das Staatskirchenthum in seinem frühern Bestande wiederhergestellt wissen und verlangten, gestützt auf die Forderungen des hohen Klerus und der Curie, die Aufhebung der religiösen Duldung, die Rückgabe der Güter Todter Hand — kurz alle Privilegien, die der Klerus in frühern Jahrhunderten genossen hatte. Die Wiedereinführung der Inquisition erschien ihnen sogar als eine absolute Vorbedingung für die Wohlfahrt des Landes. Waren die Centralisten mit diesen äußersten Forderungen auch nicht einverstanden, so waren es doch nur einzelne wenige, die das Princip der religiösen Duldung gewahrt wissen wollten; die andern stimmten hierin vielmehr mit den Moderados vollständig überein. Darüber zersplitterten sich selbst die einzelnen Fractionen und der Kampf wurde allgemein. Unter diesen Umständen erwarb sich Cánovas allerdings das Verdienst, den Grundsatz der religiösen Duldung gegen die Moderados wie gegen die Centralisten aufrecht zu erhalten und ihm die Aufnahme in die neue Constitution, die vorbereitet wurde, zu sichern. Nur mit Mühe verhinderte er in diesem Fall eine Ministerkrise, die infolge des Verhaltens der Moderados im Cabinet mehrmals einzutreten drohte. Gegenüber der Energie, die Cánovas in dieser Frage bewies, erscheint sein ferneres Verhalten höchst eigenthümlich und wenig motivirt.

Eine weitere Streitfrage war nämlich sowol in der Commission wie im Ministerrath durch das Verlangen des Ministerpräsidenten aufgeworfen worden, bei den bevorstehenden Corteswahlen das allgemeine Stimmrecht, das die Revolution eingeführt hatte, bestehen zu lassen. Die Absicht, die Cánovas hiermit verfolgte, ist klar und an sich nur zu billigen.

Alfonso war wider seinen eigenen Willen wie gegen den von Cánovas und den Leitern der Partei der Alfonsinos durch ein Pronunciamiento, d. h. durch einen Act der Rebellion auf den Thron erhoben worden. Dieser revolutionäre Act mußte seine volle Sanction durch die Nation in den Cortes erhalten. Die Vertreter des Volkes mußten womöglich einstimmig die Zufriedenheit des letztern mit der Restauration des Bourbonenthrones, ihre vollständige Billigung des Pronunciamiento von Sagunt äußern. Da Alfonso nicht auf Grund des bezüglichen Votums und Verlangens der Nation den Thron bestiegen hatte, so mußte dies nachträglich geschehen.

Allerdings hätte diese Sanction der Erhebung von Sagunt sofort nach der Thronbesteigung Alfonso's erfolgen müssen, die Cortes hätten zu diesem Zwecke sogleich oder binnen kurzer Frist einberufen werden sollen. Cánovas hatte dies nicht gewagt, weil er den Indifferentismus der Massen sah, weil er des Ausfalls der Corteswahlen, des Votums der Deputirten der Nation nicht sicher war — und es ist allerdings zu bezweifeln, daß die aus allgemeinem Wahlrecht hervorgegangenen Cortes sich zu voller Zufriedenheit des Thrones geäußert hätten. Wenn Cánovas nun ein ganzes Jahr später von dem Volke die Sanction des Pronunciamiento von Sagunt verlangte und lediglich zu diesem Zweck einmal noch das allgemeine Wahlrecht in Kraft treten lassen wollte, so war dies allerdings nichts weiter als eine Komödie, die keinen moralischen Werth hatte. Denn wenn erst alle politischen Gegner unschädlich gemacht, gefangen, beseitigt und verbannt worden, wenn Versammlungs- und Vereinsrecht, Freiheit der Presse, Freiheit der Meinungsäußerung aufgehoben, alle Behörden aus ergebenen Männern gebildet waren, so war es gleichgültig, welches Princip der Aeußerung des Volkswillens angewandt wurde, der Erfolg mußte selbstverständlich immer der gleiche sein: die Cortes mußten aus den Männern bestehen, die im Ministerium des Innern als Wahlcandidaten im voraus bezeichnet worden waren; die Cortes mußten so ministeriell sein, daß es im Willen der Regierung lag, die Oppositionsparteien überhaupt auszuschließen. Die gänzliche Veränderung des Beamtenstandes, die eingeführten Reformen, die Absetzung aller nicht durchaus zuverlässigen Behörden, die strenge Dictatur des Jahres 1875, die Aufhebung aller Freiheiten, die Ausschließung der Oppositionsparteien vom politischen Leben hatten als Vorbereitung für die Wahlen zu den ersten Cortes der Restauration gedient, und wenn nun die Regierung erst nach allen diesen Maßnahmen zur Einberufung der Cortes schritt, so mußte das Bestehen des Ministerpräsidenten auf einmaliger Ausübung des allgemeinen Wahlrechts befremdend erscheinen. Dies war jedoch nicht der Gesichtspunkt, von dem aus die Moderados, besonders der Minister des Aeußern Alejandro Castro dem Ministerpräsidenten Opposition machten, sondern weil er im Princip das allgemeine Wahlrecht verwarf. Cánovas selbst war im Grunde derselben Ansicht, nur für

die ersten Cortes wollte er seinen Willen durchsetzen und wenn darüber eine Ministerkrisis eintrat. Da der hieraus erwachsende Conflict nicht beigelegt wurde, so kam es wirklich zum Ausbruch der Krisis: Cánovas dimittirte und ebenso die drei ultramontanen Moderados: Cárdenas, Orovio und Castro.

Daß Cánovas selbst aus dem Cabinet schied, das nun einen ausgesprochen liberalen Charakter annahm und zu dessen Präsidenten der General Jovellar gemacht wurde, hatte jedoch nicht allein diesen angegebenen Grund; vielleicht bestand Cánovas nur absichtlich auf der Beibehaltung des allgemeinen Wahlrechts, um in dem gegebenen Augenblick eine äußere Veranlassung zu haben, sich von der Regierung zurückzuziehen. Die Motive für diese seine Handlungsweise sind nicht ganz klar, oder vielmehr nicht offen ausgesprochen. Allem Anschein nach waren es neben manchen andern Gründen hauptsächlich die religiösen Fragen, die Cánovas bestimmten, scheinbar die Regierung in die Hände Jovellar's zu legen, denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß er der eigentliche intellectuelle Leiter des Staates blieb.

Die Concessionen, die in Kirchenfragen den Moderados, den Ultramontanen, dem Klerus und der Curie in Rom gemacht wurden, waren an sich zwar schon übermäßig groß; sie genügten denselben jedoch bei weitem nicht, und Cánovas wagte nicht, mit der Kirche und ihren Vertretern darum vollständig zu brechen. Sein politisches Gewissen, die Rücksicht auf den Staat, auf sein Vaterland, verboten ihm indessen, der Kirche noch mehr zu gewähren, als er bereits gethan hatte; er konnte sich wol der Einsicht nicht verschließen, daß die Zeiten des unumschränkten kirchlichen Absolutismus und der Inquisition vorbei waren, daß er dem Volke nicht mehr die völlige Rückkehr zum Mittelalter zumuthen durfte. Sei es nun, daß er eine Beeinträchtigung seiner Macht fürchtete, wenn er sich durch ein offenes Bekenntniß die Kirche zur Feindin machte, sei es, daß es wirklich nur Staatsweisheit war, die ihn zu vorübergehendem Rücktritt bewog; er hielt es für klug, sich der persönlichen Theilnahme an der Lösung der religiösen Streitfragen zu entziehen und es den liberalern Elementen der Partei zu überlassen, den Haß der Kirche auf sich zu lenken. Den Ultramontanen und Moderados gegenüber wahrte er durch diese Handlungsweise den Schein des Einverständnisses mit ihnen, ihren Ansichten und Grundsätzen, und er konnte ihnen zugleich für die Zukunft, sobald er wieder die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, lockende Aussichten machen, sie durch das Versprechen weiterer Concessionen sich gewogen erhalten. Der Curie gegenüber war er persönlich nicht verantwortlich für das, was das Cabinet und was die Verfassungscommission während seiner Abwesenheit beschlossen. Andererseits konnte er jeden Augenblick, wenn seiner Führerschaft oder dem Staat Gefahr drohte, hinter den Coulissen hervortreten und die Zügel des Staates wieder ergreifen.

Ob ein solches Spiel mit den heiligsten Interessen und Institutionen des Landes nothwendig war oder nicht, ist eine andere Frage, die man vom geschichtlichen wie vom praktisch-politischen Standpunkt aus nur verneinen kann. Cánovas hatte leider von vornherein in erster Linie seine persönlichen Interessen, seine Machtstellung im Auge gehabt, und sie waren auch in diesem

Falle die maßgebenden. Nur der völligen Erschlaffung der Volksmassen, der Lähmung der revolutionären und republikanischen Elemente im Lande war es zu danken, daß das restaurirte Staatsschiff Spaniens nicht sofort scheiterte. Denn der vollständige Wechsel in der Kriegsleitung hatte die Folge gehabt, daß der Karlistenkrieg, zu dessen Beendigung alles vorbereitet war, von neuem verhängnißvoll wurde und ein volles Jahr länger unendlich viel Blut und Geld kostete. Das fortwährende Bemühen, es mit keinem der Factoren zu verderben, die Cánovas zur Erlangung und Wahrung seiner allmächtigen Dictatorstellung brauchte, die Unterlassung der sofortigen Einberufung der Cortes, die dauernde schwankende, unbestimmte, energielose Politik, schädigten den Thron und das Land auf das empfindlichste; nur die Erschöpfung des Volkes, sein Ruhebedürfniß bewahrten beide vor einer Katastrophe. Die Politik, die Cánovas befolgte, war für seine eigenen Zwecke wol förderlich und klug; daß sie, den Verhältnissen entsprechend, bedeutend weitsichtig und groß war, daß sie dem Zeitgeist, den Forderungen dieses Jahrhunderts, dem Constitutionalismus der Gegenwart entsprach — kann man nicht sagen, und dies gilt nicht allein von der ersten Zeit der Regierung von Cánovas, sondern von seiner ganzen Thätigkeit während der Herrschaft Alfonso's. Spanien mußte vor der Theokratie und vor der socialistischen Anarchie bewahrt werden: das war nur möglich durch eine sehr kräftige, ja rücksichtslose liberale Politik; die von Cánovas befolgte war dagegen eine überwiegend conservative, zum Ultramontanismus neigende, unsichere, widerspruchsvolle, schwankende, und nur auf die Befestigung seiner eigenen Macht abzielende. Dieser Politik ist es zu danken, daß die Revolution unaufhörlich neue Anhänger gewonnen hat und nun als ein drohendes Gespenst an dem politischen Himmel der Zukunft Spaniens erscheint.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Gegner von Cánovas sein politisches Versteckspiel, seinen vorübergehenden Austritt aus dem Cabinet einer scharfen Kritik unterzogen. Der Umstand, daß Cánovas während seiner Entfernung von der Regierung sich durch den König den höchsten, gewöhnlich nur den Fürsten verliehenen Orden des Goldenen Vlies verleihen ließ, gab besonders zu scharfen Urtheilen über den Führer der Liberal-Conservativen Veranlassung, wie denn überhaupt die zahllosen Ordensverleihungen und Rangerhöhungen, die allen Männern der Restauration in verschwenderischer Weise zutheil wurden, sehr wenig günstige Beurtheilung erfuhren. Am 27. Nov. 1875 wurde Cánovas der Orden des Goldenen Vlies verliehen — am 2. Dec. 1875 übernahm er von neuem die Leitung der spanischen Politik, das Präsidium eines theilweise neuen Cabinets, und mit ihm kehrten auch die Moderados wieder in dasselbe zurück.

Vielleicht hatte Cánovas durch Uebertragung der Regierung auf Jovellar den Versuch machen wollen, die Constitutionellen auf seine Seite herüberzuziehen. Er sah mit Neid, daß dieser großen liberalen Partei die bei weitem bedeutendsten Männer jener Zeit angehörten, viele der ersten Juristen, der ersten Gelehrten, der ersten Schriftsteller, während er in den Reihen der Moderados und seiner spärlichen persönlichen Anhänger nur wenige Geister und Kräfte ersten Ranges,

in den Ueberläufern der verschiedensten Parteien nur Streber hatte, die sich ihm, dem augenblicklichen Machthaber anschlossen, um durch ihn zu hohen Stellungen zu gelangen. Wirklich nahmen die Constitutionellen dem Ministerium Jovellar gegenüber eine freundlichere Stellung ein, weil sie sich der Hoffnung hingaben, daß der Liberalismus in kurzer Zeit zur Herrschaft gelangen, den Obscurantismus und die Reaction der Ultramontanen und Moderados aus dem Felde schlagen, daß ihre Zeit zur Uebernahme der Regierung bald kommen würde. Sie sahen sich in ihren Hoffnungen schnell getäuscht, und sechs Jahre unaufhörlichen Ringens sollten vergehen, ehe sie an den Ministertisch treten konnten. Sobald sie das Spiel von Cánovas durchschaut hatten, kam es ihnen wenigstens darauf an, in den bevorstehenden Wahlen eine ansehnliche Zahl ihrer Mitglieder durchzubringen. Diese Bemühungen erhöhten die Schwierigkeiten der Lage, in der sich das Cabinet Jovellar befand; denn sobald die Moderados, zu denen die Anhänger Cabrera's und andere Karlisten übergegangen waren, die Annäherung der Constitutionellen bemerkten, boten sie alle ihre Kräfte auf, um ihren eigenen Einfluß zu wahren, sich die Gunst von Cánovas zu erhalten und mit diesem zusammen den Sturz des liberal angehauchten Cabinets Jovellar herbeizuführen. Die Wahlfrage bildete nun den Hauptgegenstand der Parteikämpfe. Die Constitutionellen wollten für sich Wahlfreiheit erzielen und verhandelten mit dem Minister des Innern darüber, daß ihnen nicht Hindernisse in den Weg gelegt würden. Die Moderados wandten sich an Cánovas, um diesen zu bewegen, die Formel der „illegalen Parteien" nicht auf die Karlisten anzuwenden, die sich ihnen anschlossen, und nicht zufrieden damit, daß sie bei Neubesetzung aller Beamtenposten im Lande auch die Cortes überschwemmen und in der Politik einen mächtigen Einfluß erlangen wollten. Während sie bis dahin gegen die famose Eintheilung der Parteien in legale und illegale nichts einzuwenden gehabt hatten, weil sie ja der Regierung nahestanden, erhoben die Moderados mit einem mal ein lautes Geschrei, als der Minister des Innern durch das Organ der beständig officiellen „Correspondencia de España" verkündete, von dem Wahlkampf keine Partei ausschließen zu wollen, „welche die bestehenden Zustände als die gesetzlichen anerkannte". Damit waren die extremen Factoren der Moderados, die Isabellinos, die Ultramontanen, die Karlisten, die alle die Gesetzlichkeit der bestehenden Zustände ebenso heftig bekämpften wie die Demokraten und Revolutionäre, von den Wahlen ausgeschlossen. In solchen Fällen, wo ihre eigenen Interessen bedroht sind, können bekanntlich die Conservativen und Reactionäre aller Länder immer die Errungenschaften des modernen Staatslebens für sich in Anspruch nehmen; so überrascht es denn auch nicht zu sehen, wie das Organ des Grafen Toreno: „El Tiempo", sich am 22. Oct. 1875 äußerte. Man glaubt ein ultraliberales Blatt zu lesen, wenn man da sieht, wie die politischen Freiheiten Englands gegen das Princip der legalen und illegalen Parteien ins Feld geführt werden: „Die monarchisch-constitutionellen Institutionen verhindern in keinem Lande, welches sich zu denselben bekennt, ausdrücklich durch keine Sanctionirung irgendwelcher Art das Bestehen dieser extremen Parteien" (nämlich der Absolutisten und der Republikaner), „obgleich diese mit ihnen nicht übereinstimmen oder sich im Gegensatz zu ihnen be-

finden. In England, das in dieser Hinsicht das Vorbild für alle übrigen Länder ist, kann ein einzelnes Individuum ebenso gut wie eine mehr oder minder zahlreiche Gruppe von solchen ihre Ansichten ungehindert vertreten, solange sie die bestehenden Gesetze achten und ihnen gehorchen." Und weiter: „Während der französischen Revolution von 1848 erschienen in England einige Zeitungen, die sehr weitgehende antimonarchische, antisociale Ideen vertraten und dem monarchischen und constitutionellen Geist der Gesetzgebung völlig entgegengesetzt waren. Die Regierung, welche auf Grund gewisser Bestimmungen sie für ungesetzlich erklären und unterdrücken, ja selbst ihre Herausgeber bestrafen konnte, hütete sich wohl, dies zu thun. Was unter dem Einfluß oder Hinweis oder mit Unterstützung der Regierung oder ohne sie geschah, das war, andere in jeder Hinsicht bessere, billigere und volksthümlichere Zeitungen zu gründen, als die erstern waren, die dadurch sofort von selbst vernichtet und beseitigt wurden."

„Vom Standpunkt der Opportunität und Nützlichkeit aus betrachtet, der sicherlich oft genug nicht der der Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit ist, würde die Erklärung der Illegalität dieser Parteien auch völlig wirkungslos sein. Sie würden trotz dessen fortfahren zu bestehen, sie würden sich vielleicht für verpflichtet halten, gefährliche Wege zu betreten und für berechtigt, sich bei jeder günstigen Gelegenheit zu rächen, und geräuschvolle Repressalien anzuwenden. Wir ziehen vor, sie, da sie einmal existiren, durch andere Mittel, durch die Vernunft, durch gutes Beispiel, durch eine geeignete Regierung zu bekämpfen und sie an eigener Auszehrung und Ohnmacht untergehen zu lassen."

Das Steckenpferd, das Cánovas bis zum Tode Alfonso's geritten hat, und das der innern Entwickelung des spanischen Staatslebens so gefährlich geworden ist, dieses Princip der Illegalität gewisser Parteien konnte keine bessere und schlagendere Verurtheilung finden als diese, die es von befreundeter Seite erfuhr. Die ganze klerikal-conservative Politik der verbündeten Ultramontanen und Conservativen unter der Leitung von Cánovas ist damit durch einen der eifrigsten Vertreter und durch eine der sichersten Stützen dieser Politik in einem unbewachten Augenblick einer vernichtenden Kritik unterworfen worden.

Um ihre Heerscharen zu übersehen und zu ordnen, um sich für die Wahlen zu rüsten, berief der Ausschuß der Constitutionellen einen Parteitag auf den 7. Nov. 1875 nach Madrid. Im Theater Principe Alfonso wurde diese imposante Versammlung abgehalten, an der sich über 200 Exdeputirte und Exsenatoren betheiligten, und in der 37 Generale vertreten waren. Einem ältern Gesetze gemäß war es nämlich den Militärs verboten, an politischen Vereinigungen theilzunehmen; aus diesem Grunde konnte auch der Marschall Serrano, das eigentliche Haupt der Constitutionellen, nicht diesem Parteitage präsidiren und mußte hiermit den politischen Leiter der Partei, Sagasta, beauftragen. Aus diesem Grunde konnten auch alle übrigen Generale und höhern Offiziere nicht persönlich erscheinen, sondern mußten sich in der Versammlung vertreten lassen. Bei der Genehmigung, die der Minister des Innern zur Abhaltung dieser Versammlung gewährte, brachte er ausdrücklich die obige Bestimmung in Erinnerung.

Der Herzog de la Torre hatte, wie früher erwähnt, bereits im März 1875

die Gesetzmäßigkeit der neuen Verhältnisse anerkannt, Don Alfonso seine Ergebenheit erklärt, und seinem Beispiel waren die frühern Minister seines Cabinets und das Gros der constitutionellen Partei gefolgt. Da der Herzog nicht persönlich an der Vereinigung vom 7. Nov. theilnehmen konnte, so übergab er Sagasta eine Botschaft an die Versammlung. Sagasta „fand aber nicht Gelegenheit, dieses Document", welches das politische Programm Serrano's und seiner Partei zusammenfaßte, „der Versammlung vorzulegen", sondern entwickelte in seiner Rede selbständig das Parteiprogramm und die Grundlinien des Verhaltens in der bevorstehenden Wahlperiode.

Das Manifest Serrano's ist erst 1882 bekannt geworden, zu einer Zeit, als Sagasta die Regierung übernommen hatte und unter diesen Verhältnissen durch seine reactionäre conservative Politik die Bildung der großen liberalen Partei vereitelte, die Spaltung, die zwischen den liberalen Fractionen bestand, vielmehr vertiefte — gerade so wie jetzt, da er im Gegensatz zu seinem eigenen Programm von 1875 in bedenklich conservative Bahnen einlenkt.

Diese beiden Documente sind von höchster politischer und geschichtlicher Bedeutung und für das Verständniß der Ereignisse der Folgezeit, für die Haltung der liberalen Elemente Spaniens, für die Parteiverhältnisse der Regierungszeit Alfonso's von größter Wichtigkeit. Wir lassen daher einen kurzen Auszug derselben folgen.

Das von Sagasta unterdrückte Manifest Serrano's lautet:

„Nachdem die Monarchie und die im September 1868 gestürzte Dynastie wiederhergestellt worden sind . . . müssen die politischen Parteien nothwendigerweise eine große Umgestaltung erfahren. Ausgehend also von dem gegenwärtig bestehenden gesetzmäßigen Zustand, ist es logisch, natürlich und würdig, daß die Liberalen, die zur Revolution beitrugen, sich vereinen und sich verständigen, um eine einzige große und achtungsgebietende politische Gruppe mit klarem und bestimmtem Programm zu bilden.

„Man sagte in den Cortes von 1869 mit Beredsamkeit, daß dieselben die Mission hätten, «eine Verfassung, einen König und ein Budget» zu schaffen. Von diesen drei großen Dingen bleibt nur die Constitution übrig, welche discutirt, votirt und unterzeichnet wurde von der Majorität der Deputirten, die durch allgemeines Stimmrecht gewählt worden waren, mit welchem letztern zum ersten mal in Spanien ein Versuch gemacht wurde, als man noch nicht gelernt hatte, es zu fälschen und welches als Resultat eine Versammlung ergab, in der alle Parteien, von der absolutistischen bis zu den liberalsten, und alle Stände, von den höchsten Würdenträgern der Kirche und des Staates bis zu den bescheidensten Arbeitern vertreten waren.

„Die Verfassung von 1869 war eine großartige Transaction zwischen den Parteien, die an den Ereignissen von 1868 theilnahmen, und welche die Bestrebungen der heutigen Zeit ohne Gefahr für die Freiheit und die Ordnung vertreten.

„Diese Constitution trat in Augenblicken der Unruhe und der Gefahren, unter den Schrecken des Bürgerkrieges, der uns zerreißt, in Kraft, und hat daher nicht unparteiisch beurtheilt werden können. Wenn sie in der Praxis Unvoll-

kommenheiten aufgewiesen hat oder aufweist . . . so enthält sie doch in ihren Artikeln das Verfahren angezeigt, sie zu verbessern und zu reformiren. Alle wahrhaft liberalen Männer . . . müssen daher diesen Verfassungscodex aufrecht erhalten, ihn als Wahrspruch und Banner der fortschrittlichen liberalen Partei innerhalb des bestehenden gesetzmäßigen Zustandes erheben, ihn bei den Wahlen vertreten, in den ersten Cortes der wiederhergestellten Monarchie vertheidigen.

„Man soll niemand nach seiner Herkunft fragen. Selbstverleugnung und Vaterlandsliebe seien die einzigen Vereinigungsmittel, und der Zweck der großen liberalen Partei sei, die Verfassung von 1869 zu befestigen."

Weshalb Sagasta der Versammlung dieses Manifest nicht mittheilte, ist nicht ersichtlich, da er im Eingang seiner Rede die Abwesenheit des Herzogs de la Torre durch die ministerielle Verfügung entschuldigte. Seine Gegner, die Ministeriellen und die Republikaner, erklärten diesen Umstand mit dem Ehrgeiz Sagasta's, als unumschränkter Führer der constitutionellen Partei aufzutreten. Da ihm die Führerschaft in Abwesenheit Serrano's jedoch überhaupt nicht bestritten werden konnte, da sich dieselbe von selbst verstand, so ist vielmehr anzunehmen, daß er die Form des Manifestes Serrano's nicht für opportun hielt. Dieses einfache Programm genügte nicht für diese Versammlung; eine Commentirung desselben schwächte seine Wirkung wie die der erläuternden Rede ab; die Nothwendigkeit einer ausgedehnten Programmrede machte daher dies kurze Manifest überflüssig.

Sagasta gedachte zuerst des Bürgerkrieges und wies auf die Thätigkeit seines Cabinets in dieser Hinsicht hin, ehe er zu der Entwickelung des politischen Programms der Partei überging:

„Während unsere Gegner nach Vereinigungsformeln suchen, die sie nicht finden werden; während die politischen Gruppen, welche scheinbar das Ministerium unterstützen, obgleich sie es in Wirklichkeit vielmehr hindern, vergebens einen Vergleich anstreben, der in immer weitere Ferne rückt; während sie sich verbinden, sich bewegen, sich hasten und sich in unfruchtbaren Discussionen abnutzen, und in der noch unfruchtbarern Bestrebung, eine neue Partei zu schaffen; während einige Blinde, hinter dem herlaufend, was sie nicht finden, so weit gelangen, sich an die Verfassung von 1845 zu halten, an diese Verfassung, die aus Haß gegen die Liberalen geschaffen wurde, an diese Verfassung, die von allen liberalen Spaniern immer mit Abscheu betrachtet wird; an diese Verfassung, die schließlich von ihren eigenen Urhebern, wenigstens von einigen derselben, aufgegeben worden ist; an diese Verfassung unseligen Angedenkens, die die Institutionen, welche sich auf sie stützen wollten, in Misachtung bringen, das Land, das durch sie geleitet würde, ins Unglück stürzen würde; während alles dies zum Nachtheil der Regierung, zum Schaden der hohen Gewalten des Staates . . . geschieht, brauchen wir keine Formeln des Ausgleichs zu suchen, keine Parteien zu bilden, nach keiner Verfassung zu suchen, nicht einmal über eine solche zu debattiren.

„Wir sind, was wir waren, wir stehen, wo wir standen, wir vertheidigen, was wir vertheidigten, und mit denselben Scharen und demselben Banner, und mit denselben Mitteln, mit denen wir gestern die Demagogie bekämpften und besiegten, sind wir bereit, heute die Reaction zu bekämpfen und zu besiegen.

„Wenn wir gegenüber der Anarchie conservativ erschienen, so erscheinen wir heute, ohne uns von unserm Platz gerührt zu haben, liberal gegenüber der Reaction. Wir waren gestern, sind es heute und werden es immer sein, aufrichtige Liebhaber der Freiheit, und aus eben diesem Grunde aufrichtige Liebhaber der Ordnung, denn es gibt keine Freiheit ohne Ordnung, und keine Ordnung ohne Freiheit.

„In diesem Sinne behaupten wir heute die liberalste Partei innerhalb der Monarchie Alfonso's XII. zu sein.

„Wir brauchen keine Vertragsformeln zu suchen, denn wir sind völlig geeint und . . . die constitutionelle Partei zeigt sich heute mächtiger, einiger und besser organisirt als je.

„Wir brauchen keine Verfassung zu suchen, denn wir haben die einzige Verfassung, welche besteht; wir haben die einzige gesetzliche Grundlage . . . auf welche die Verfügungen, Beschlüsse und Urtheile der Gerichtshöfe sich stützen. Unsere Verfassung ist die von 1869.

„Diese Verfassung hat Fehler! Welches menschliche Werk hat solche nicht? Dagegen bietet sie, was keine andere bisher geboten hat, das Mittel, sie zu verbessern, ohne die Nothwendigkeit, neue constituirende Perioden zu eröffnen, die immer Gelegenheit zur Erbitterung und zur Erregung der Leidenschaften gaben. Aber unter allen Umständen wird immer ihr Geist, der Geist der Septemberrevolution nämlich, bewahrt bleiben, den wir heute lauter als je proclamiren, den wir heute mit größerer Entschlossenheit als je vertheidigen.

„Ja, wir werden ihren Geist bewahren; denn wir sind überzeugt, daß wie das Verkennen und das Vergessen desselben gestern in anarchischem Sinne dem Vaterlande Trauertage bereitete, so das Verkennen und Vergessen desselben heute in reactionärem Sinne Trauertage über uns wird bringen können, wie jene waren, ja vielleicht viel verhängnißvollere als jene. Damals erstickte die Uebertreibung des Rechts des Einzelnen, oder, besser gesagt, der Misbrauch in der Ausübung des Rechts des Individuums das Recht der Gesammtheit und erzeugte die Anarchie; heute kann der Misbrauch des Rechts der Gesammtheit das des Einzelnen ersticken und uns als Folge die Tyrannei bringen. Und in dem Ausgleich dieser beiden Rechte besteht die Ordnung, welche aus der Freiheit erwächst. Denn man mache sich keine Illusionen (am wenigsten sollten es diejenigen thun, welche als Staatsmänner gelten wollen)" — diese Bemerkung richtete sich gegen Cánovas — „man mache sich keine Illusionen über den gegenwärtigen Zustand der Welt, über die gegenwärtigen Bedingungen der Gesellschaft: wenn die Republiken ihre Gefahr und ihren Tod oft in der Anarchie finden, so finden die Monarchien ihre Gefahr und ihren Tod oft in der Reaction. Wenn die Republiken nicht anders als auf wesentlich conservativen Grundlagen leben können, so können die Monarchien nicht anders als auf wesentlich liberalen Grundlagen leben.

„Als Wahrer des Geistes der Verfassung von 1869 achten wir die individuellen Rechte, die wir uns bemühen, mit denen der Gesammtheit in Einklang zu bringen.

„Nehmt aus den Verfassungen die individuellen Rechte fort, und es bleiben keine Verfassungen übrig. Rührt an die Gewissensfreiheit . . . greift die Denkfreiheit

an, gestattet, daß man das Heiligthum der Familie verletzt, unterdrückt die Achtung vor dem Eigenthum und sagt mir: wozu wollen wir denn Verfassungen?"

Dann behandelte Sagasta die Wahlfrage und kritisirte scharf die auf indirecte Beeinflussung der Wahlen hinauskommenden Vorbereitungen, welche die Regierung getroffen hatte, ferner die offenkundige Bevorzugung der karlistischen Ueberläufer bei Besetzung der Aemter:

„Aber wenn wir keine Vertragsformeln zu schaffen, keine Parteien zu bilden, keine Constitution zu suchen und zu discutiren haben, wozu sind wir dann hier vereint? Wir sind hier vereint, um einen großen Act zu vollziehen, um dem Lande, gegenüber der allgemeinen Unordnung, die in allen politischen Parteien Spaniens zu herrschen scheint, um neben der Uneinigkeit, in der die Gruppen leben, die der Macht am nächsten zu stehen scheinen, um inmitten einer unsichern, unergründlichen, gefährlichen und chaotischen Politik, die alle Bewegungen behindert, nichts als Reibungen und Kämpfe erzeugt, welche dem regelmäßigen Gang der Staatsregierung leicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten können — eine klare, bestimmte, vollkommene, patriotische Politik vorzuführen; eine große, geeinte, compacte, organisirte Partei, welche schon die Garantie der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft ist, eine Partei, welche, ohne Ungeduld, die Macht weder fordert noch sie jemand streitig macht und nur das Wohl des Vaterlands im Auge hat."

Der Parteiausschuß sollte, so führte Sagasta weiter aus, bei der Regierung vorstellig werden wegen aller der Schwierigkeiten, die den Candidaten der Partei in den Weg gelegt würden, und nur im äußersten Nothfall würde er sich entschließen, die Wahlenthaltung anzuordnen.

Eine Discussion war von vornherein ausgeschlossen; es wurde am Schlusse der in seinen einzelnen Theilen wie im Ganzen mit rauschendem Beifall aufgenommenen Rede nur der neue Ausschuß gewählt und ein Telegramm an den Herzog de la Torre abgefaßt.

Diese Rede fand den lautesten Widerhall im ganzen Lande und verfehlte nicht ihre Wirkung auf die Regierung und die ihr nahestehenden politischen Gruppen. Besonders die Moderados wurden durch die Haltung der Constitutionellen auf das höchste beunruhigt, und wollten in den Worten Sagasta's die Aufforderung zu einer neuen Revolution erblicken. Zur Zeit ausgeschlossen von der Regierung, fürchteten sie in den Wahlen zu kurz zu kommen und ihren Einfluß schwinden zu sehen. Um jeden Preis mußten sie sich mit Cánovas wieder aussöhnen, um durch ihn wieder das Terrain zu gewinnen, das sie durch ihre Unnachgiebigkeit und Intoleranz eingebüßt hatten. Sie erklärten sich bereit, das allgemeine Wahlrecht zu acceptiren, wenn das Ministerium Jovellar gestürzt würde und ihre Partei wieder in dem neuen Ministerium vertreten wäre. Während die Verfassungskämpfe darüber im Schose der Senatscommission sehr ernsten Charakter annahmen, wurden die Verträge zwischen Cánovas und den Moderados angebahnt und abgeschlossen, und gemeinsam arbeiteten diese beiden Verbündeten dann daran, das Ministerium Jovellar in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und seinen Sturz herbeizuführen. Natürlich suchte Cánovas den Schein zu wahren, als ob er unbetheiligter Zuschauer dieser politischen Intriguen und Kämpfe wäre, und ließ sich in aller

Form durch den König am 2. Dec. zur Uebernahme des neuen Ministeriums berufen — doch konnte er über den wahren Sachverhalt niemand täuschen, und die Art und Weise, wie er gegen das Ministerium Jovellar handelte, wie er sich der ihm ergebenen Preßorgane zur Discreditirung desselben bediente, wurde gebührend gebrandmarkt und von der öffentlichen Meinung auf das schärfste verurtheilt.

Um jeden Widerstand unmöglich zu machen, um den Ausfall der Wahlen durchaus festzustellen und gegen alle Eventualitäten zu schützen, glaubte Cánovas die Preßfreiheit noch mehr, als es schon geschehen, einschränken zu müssen. Er arbeitete daher ein neues Preßgesetz aus, durch das die Presse der directen Aufsicht des Ministeriums unterstellt und seiner Willkür völlig preisgegeben war. Dieses wahrhaft drakonische Preßgesetz legte Cánovas am 31. Dec. 1875 gleichzeitig mit dem Decret der Ausschreibung der Wahlen und der Einberufung der Cortes dem König vor und ließ dasselbe sofort in Kraft treten.

Don Alfonso blieb, im Gegensatz zu den Parteikämpfen, die eben geschildert wurden, dem Grundsatz treu, den er wiederholt ausgesprochen hatte: seine Stellung über den Parteien zu bewahren. Zu einem Banket am 20. Juni 1875 waren die hervorragendsten Politiker aller Ordnungsparteien, einschließlich der Constitutionellen, eingeladen worden. Cánovas wagte nicht, an diesem Grundsatz zu rühren, und er that wohl daran; denn die Lage des Königs war keine sehr günstige, und seine Minister trugen durch ihre den allgemeinen liberalen Interessen und Tendenzen des Volkes und der gebildeten Stände widerstrebende Politik nichts dazu bei, die Monarchie und den Träger derselben populär zu machen. Don Alfonso erschien bei jeder Gelegenheit, die sich bot, in der Oeffentlichkeit — das Volk aber, obgleich es sehr wohl wußte, daß der König nicht verantwortlich war für die Acte seiner Berather und Leiter, für die reactionäre Politik seiner Minister, konnte sich doch für ihn nicht erwärmen und bewahrte ihm gegenüber im allgemeinen seinen Indifferentismus, der nur mühsam durch den von der Regierung künstlich erzeugten Enthusiasmus einigermaßen verhüllt wurde.

Vom rein persönlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, konnte Cánovas mit dem Werke des Jahres 1875 zufrieden sein. Er hatte sich zum allmächtigen Dictator Spaniens gemacht; er hatte den Widerstand der extremen absolutistischen Fractionen gebrochen, dieselben so zersplittert, daß sie keine Gefahr für den Thron bildeten und das Gros der Mitglieder derselben zu sich herübergezogen; er hatte die übermäßigen Forderungen Roms, die Herstellung des Concordats von 1851 sowie den Abschluß eines neuen Concordats zurückgewiesen, der Kirche eine beschränkte Glaubensfreiheit abgetrotzt und hierin wenigstens äußerlich und bis zu einem gewissen Grade dem Geist der Zeit und der Revolution Rechnung getragen. Er krönte nun dieses sein Werk durch den unzweifelhaften Sieg, den er für sich bei den Wahlen erzielte. Die Cortes, die aus denselben hervorgingen, wurden aus allen den Elementen gebildet, die Cánovas theils durch Lockungen, theils durch Bekämpfung (die Moderados), in jedem Falle durch Aussichten auf materielle Erfolge an sich zu fesseln gewußt hatte; sie wurden gebildet aus seinen persönlichen Freunden und Anhängern und denen des Ministers des Innern, Romero

Robledo, der die Wahlen vorbereitet hatte. Die Intransigenten, Moderados und die Republikaner waren nur durch wenige von Moyano einerseits, von Castelar und dem Führer der Demokraten Martos andererseits geleitete Individuen vertreten; die Constitutionellen verfügten über eine kleine Minorität von etwa 30 Mitgliedern.

Daß diese ersten Cortes indessen das spanische Volk vertraten — davon war selbstverständlich keine Rede, und das hatte man auch nicht erwarten können. Die Vorbereitungen zu den Wahlen waren sorgfältig genug gewesen, um ihren Ausfall zu sichern. Die erdrückende Majorität der Cortes war ministeriell, war canovistisch, und unbedingt bereit, jeder Regierungsvorlage die erforderliche constitutionelle Sanction zu verleihen. Die Mittel, die angewandt worden waren, dieses Wahlergebniß zu erzielen, die Beeinflussungen der Wahlen, die Ungesetzlichkeiten, Gewaltacte und Fälschungen, die bei denselben vorgekommen waren, konnten die Achtung vor dieser Regierung nicht erhöhen.

Am Tage vor seiner Abreise nach dem Kriegsschauplatz, wo der Karlismus nur noch des letzten officiellen Gnadenstoßes harrte, um zu erliegen, am 15. Febr. eröffnete der König in eigener Person diese ersten Cortes der Restauration, und schon die ersten Sitzungen bewiesen, daß, wenn die Gegner der Regierung auch nur in geringer Zahl vorhanden waren, sie den Kampf gegen dieselbe doch mit aller Energie führen wollten, und alle Minoritätsmitglieder gehörten den ersten Reihen ihrer bezüglichen Parteien an, waren politisch und parlamentarisch tüchtig geschult.

Die Constitutionellen eröffneten den Kampf sofort mit der Behandlung der Eidfrage. Die Geschäftsordnung von 1847, die zur Anwendung gelangte, legte den Deputirten den Eid wieder auf, der durch die Revolution von 1868 beseitigt worden war. Navarro y Rodrigo, der Redner der Constitutionellen, wies auf den Widerspruch hin, der in der Anerkennung der Cultusfreiheit und in der gleichzeitigen Auferlegung des Eides auf eine bestimmte Religion bestand. Er konnte natürlich nicht erwarten, daß diese Kammer, zu der er sprach, die von ihm entwickelten Ansichten annehmen würde; es handelte sich für die Minoritäten nur darum, förmlichen Protest gegen eine veraltete und überwundene parlamentarische Form zu erheben, die dem modernen Zeitgeist widersprach. Die Wahlprüfungen gaben dann aber den Führern der Oppositionsparteien Veranlassung zu eingehender und scharfer Kritik der bis dahin von der Regierung befolgten Politik. Castelar beleuchtete am 24. Febr. die Vorgänge bei der Wahl in Barcelona, am 25. die in Gaucin, und Navarro Rodrigo die in Ledesma. Alle nur erdenklichen Ungesetzlichkeiten waren in den genannten Wahldistricten begangen, von den Behörden unbestraft gelassen worden, und mit Recht wurde die Regierung für diese Ausschreitungen, die urkundlich zu beweisen waren, verantwortlich gemacht. Der Geist, der die Leiter der Politik beseelte, ihre Auffassung von politischen Rechten der Staatsbürger, von dem Vereins- und Versammlungsrecht, von der Freiheit der Meinungsäußerung und der Presse, von dem allgemeinen Stimm- und Wahlrecht waren in deutlichster Weise bei diesen ersten Corteswahlen zum Ausdruck gelangt und ließen somit keinen Zweifel über die Interpretation, die die dem Parlament vorgelegte Verfassung erfahren würde. Die communalen Behörden

waren an mehrern Orten im Augenblick der Wahlen abgesetzt und durch regierungsfreundliche ersetzt, die einflußreichen Individuen in Districten, in denen die Candidaten der Regierung geringe Aussichten hatten, gewählt zu werden, gefangen genommen worden, wenn sie sich nicht einschüchtern ließen, andere hatte man vorübergehend aus ihren Wohnorten während der Wahltage verbannt oder mit Gewalt fortgeschleppt. Die Versammlungen der den Oppositionsparteien angehörigen Gegner waren aufgelöst, ihre Theilnehmer für die Wahlzeit eingesperrt worden. Die liberale Presse wurde beinahe unterdrückt, die Publication der Wahlergebnisse an jedem der drei Wahltage verboten. In Districten, in denen die Gegner der Regierung überwogen, wurden dieselben durch die Polizei und die Guardia civil an der Ausübung ihres Wahlrechts gehindert, und wo schließlich die Liberalen doch gesiegt hatten, da wurden die Wahllisten einfach gefälscht. Dabei kam es vor, daß Abwesende, Kranke und Todte in den Wählerlisten verzeichnet wurden, daß die Ziffern der zu Gunsten der Regierungscandidaten abgegebenen Stimmen diejenigen der in den betreffenden Districten überhaupt vorhandenen Wähler überstiegen. Willkürliche Schließung der Wahllocale und Veränderung der Wahlzeit, zu welchem Zweck auch die Uhren falsch gestellt wurden; Anwendung von Wahlurnen mit doppeltem Boden u. dgl. m. charakterisiren ja bekanntlich überhaupt die spanischen Wahlen und müssen bei allen Wahlprüfungen gerügt werden. In Ledesma war ferner der sehr bezeichnende Fall eingetreten, daß der ursprünglich aufgestellte Regierungscandidat, ein strenger Conservativer, Don Valeriano Casanueva, in einem Bezirk, in dem er zahllose Anhänger hatte, und wo niemand daran gedacht hätte, ihm diese Ehre streitig zu machen, einem bekannten Karlisten, dem Marquis de Gramosa, geopfert worden, der dort völlig fremd war, nicht den geringsten Anhang hatte. Bezeichnend ist es auch, daß Casanueva, ein intimer Freund der Silvela und anderer Eminenzen der Regierungspartei, in dieser, d. h. in der Majorität der Cortes niemand fand, der die schmählichen Vorkommnisse bei der Wahl, die durch Aufbietung aller Zwangsmittel zu Gunsten seines Gegners ausgefallen war, vor den Cortes und dem Lande brandmarkte. Eins der hervorragendsten Glieder der constitutionellen Partei, Navarro Rodrigo, mußte sich dieser Aufgabe unterziehen.

Die Wahlen müssen ja in Spanien bei der dort herrschenden Verwaltung des Landes und den eingewurzelten Schäden und Gewohnheiten nothwendigerweise immer ministeriell ausfallen, und verhelfen daher niemals der öffentlichen Meinung, dem Willen und den Interessen der Nation zu getreuem, ungefälschtem Ausdruck; selten oder niemals sind die Cortes aber so wenig die wirklichen Vertreter des Volkes gewesen wie unter der Regierung von Cánovas.

Die erste und hauptsächlichste Aufgabe der Cortes war die Berathung des Entwurfs der neuen Verfassung, die von Alonso Martinez redigirt worden war. In ihrem Charakter spiegelte sie getreu denjenigen der Regierung, die diese Verfassung den Vertretern des Volkes vorlegte. Aeußerlich erschien sie dem Zeitgeist angepaßt und ziemlich liberal, sie wich jedoch vor jeder Bestimmtheit aus, und zeigte somit dieselbe Vagheit, welche die Politik von Cánovas charakterisirte. Durch dieses ihr Wesen sollte sie den Ausgleich zwischen dem Absolutismus früherer

Zeiten und dem Constitutionalismus der Gegenwart bilden, und diesen Zweck erfüllte sie allerdings. Sie war so abgefaßt, daß sie in gleicher Weise den Moderados und den Liberalen der freiesten Richtung dienen konnte; ihre Paragraphen waren so dehnbar, so sorgfältig redigirt, daß sie gleichzeitig in jedem politischen Sinne interpretirt werden konnten. Damit war vor Spanien, vor der europäischen Welt, vor der Civilisation des 19. Jahrhunderts der Schein des Liberalismus gewahrt und gleichzeitig den Forderungen der Moderados genügt; damit war eine Constitution geschaffen, die, zugleich liberal und conservativ, der liberal-conservativen Partei würdig war. Sie trägt den Stempel des Doctrinarismus, des Zwanges in allen ihren Theilen an sich und weicht somit wesentlich zu ihrem Nachtheil von der Verfassung von 1869 ab, die sie zur Grundlage hatte, die sie zu übertreffen suchte und die sie, der Meinung ihrer Verfasser gemäß, auch übertraf. Der Stempel der Originalität, der innern Freiheit ging ihr in allen ihren Theilen vollständig ab. Sie überließ alle Einzelheiten den Specialgesetzen und gab somit durch ihren Charakter Veranlassung dazu, daß jeder neue Minister in seinem betreffenden Ressort die Gesetze seiner Vorgänger cassirte, durch neue ersetzte. Dadurch wird die Begründung dauernder fester Normen, sicherer Gesetzmäßigkeit völlig unmöglich gemacht. Die ewige Wandelbarkeit der Gesetze, die Unbeständigkeit derselben zieht aber die schweren socialen und moralischen Schäden nach sich, die dem nationalen Leben Spaniens anhaften. Die Achtung vor den Gesetzen wird auf ein Minimum reducirt; das Rechtsgefühl wird abgestumpft durch die beständig neuen Bestimmungen, und die übermäßige gesetzgeberische Thätigkeit erzeugt schließlich Gesetzlosigkeit. Nirgends werden die Gesetze weniger geachtet als in Spanien, das im Verhältniß reicher an Gesetzen ist als irgendein anderes Land.

Die Debatten über diese Verfassung gaben zu mehrmonatlichen unaufhörlichen Redeturnieren Veranlassung, in denen alle nur erdenklichen staatswissenschaftlichen Principienfragen von den Vertretern und Führern der verschiedenen Parteien in theoretischer akademischer Weise behandelt wurden, und deren praktisches Resultat gleich Null war. Denn welche Gesichtspunkte wären nicht schon in den Verfassungsdebatten von 1869 aufgestellt, welche Theorien und Grundsätze nicht schon völlig erschöpfend damals behandelt worden? Aber das ist ja eben charakteristisch für die modernen spanischen Cortes, daß sie alle Zeit und alle Kraft auf völlig unfruchtbare theoretische Discussionen vergeuden, alle eigentlichen Aufgaben der constitutionellen Volksvertretungen unberathen lassen, oder sie in flüchtigster gleichgültigster Weise behandeln. Diese Debatten nahmen von Zeit zu Zeit acuten politischen Charakter an — die Opposition kritisirte die Regierung, und diese wies im gleichen Ton die Angriffe der Gegner zurück.

Die hohen Institutionen des Landes, die Monarchie und alles, was mit dem Thron verbunden, war von der Discussion überhaupt ausgeschlossen. So waren es denn hauptsächlich die religiöse Frage, die allgemeinen Menschenrechte, die nationale Souveränetät, um die sich die Debatten drehten, welche bis tief in den Mai hinein dauerten.

Die wichtigsten Paragraphen der am 31. Juni 1876 von dem König unterzeichneten Verfassung seien im Folgenden zusammengestellt.

Der Art. 4 besagt: „Kein Spanier und kein Ausländer kann, es sei denn in den Fällen und in den Formen, welche die Gesetze vorschreiben, verhaftet werden.

„Jeder Verhaftete muß binnen den nächsten 24 Stunden nach der Verhaftung in Freiheit gesetzt oder dem Gericht überliefert werden."

Selbst diese klaren Bestimmungen, die eine falsche Interpretation scheinbar ausschließen, sind unter der Regierung der Conservativen von Anfang an bis zum Tode des Königs Alfonso XII. unzähligemal auf das gröbste verletzt worden — ganz zu schweigen von den Perioden der Wahlen.

Der Art. 9: „Kein Spanier darf gezwungen werden, seinen Wohnort oder Aufenthaltsort anders als auf Befehl der zuständigen Behörde zu verändern" . . . ist ebenfalls einer derjenigen Paragraphen, die unaufhörlich von den Behörden verletzt worden sind.

Der bei weitem wichtigste Artikel ist derjenige, welcher von der Religion handelt. Die Fassung desselben ist sehr bezeichnend.

Der Art. 11 der Verfassung von 1845 lautete:

„Die Religion der spanischen Nation ist die katholische, apostolische, römische. Der Staat verpflichtet sich, ihren Cultus und ihre Diener zu erhalten."

Dagegen lautete der entsprechende Art. 21 der Verfassung von 1869:

„Die Nation verpflichtet sich, den Cultus und die Diener der katholischen Religion zu erhalten.

„Die öffentliche oder private Ausübung jeder andern Religion ist allen in Spanien lebenden Fremden zugesichert, ohne andere Beschränkungen als diejenigen, welche die allgemeinen Grundsätze der Moral und des Rechts vorschreiben.

„Wenn einige Spanier sich zu einer andern Religion als der katholischen bekennen, so ist auf dieselben der volle Inhalt des vorhergehenden Paragraphen anwendbar."

Dagegen lautet nun der bezügliche §. 11 der Verfassung von 1876:

„Die katholische, apostolische, römische Religion ist die des Staates. Die Nation verpflichtet sich, den Cultus und die Diener derselben zu unterhalten.

„Niemand wird auf spanischem Gebiet seiner religiösen Ansichten, noch der Ausübung des bezüglichen Cultus halber belästigt werden, unter Voraussetzung der der christlichen Moral gebührenden Achtung.

„Es werden indessen keine andern öffentlichen Ceremonien und Kundgebungen als die der Staatsreligion gestattet werden."

Der Wortlaut dieses Paragraphen trägt den Stempel der ganzen Verfassung. Die Religionsfreiheit ist nicht zum Grundprincip gemacht, sondern die Ausübung anderer Culte wird nur nicht verfolgt. Diese beschränkte Duldsamkeit wird aber durch die vagen Bestimmungen des folgenden Passus beinahe wieder aufgehoben und der willkürlichen Auffassung der Machthaber anheimgestellt. Die protestantischen Gemeinden Spaniens sollten denn auch den Segen dieser unwillig gewährten beschränkten Cultusfreiheit bald genug erfahren. Selbst in den Cortes der ersten Jahre der Regierung Alfonso's XII. kamen mehrere Ungesetzlichkeiten der Behörden gegenüber den Protestanten zur Sprache. Man ging über dieselben aber zur Tagesordnung über und bemühte sich, mit allen Mitteln die Ketzerei vollständig

zu vernichten. Die Schilder und Aufschriften, welche den Ort einer protestantischen Kapelle anzeigten, wurden von Staats wegen übertüncht, und zwar auf Grund des eben mitgetheilten Passus: daß keine andern öffentlichen Kundgebungen als die der Staatsreligion gestattet werden. Die Priester und Mönche hetzten gegen die Protestanten, und so kam es vor, daß diese, wenn sie aus den Kapellen kamen, wegen „Tumults" verhaftet wurden. Die Kirchhöfe der Protestanten wurden verletzt, die Errichtung neuer verhindert, das Begräbniß der Protestanten an geweihter Stelle aber verweigert. Das neue Strafgesetzbuch hob vollends den §. 11 der Verfassung ganz auf, denn in dem Art. 134 dieses Codex hieß es: „Der, welcher öffentliche Ceremonien oder Kundgebungen eines Gottesdienstes ausübt, welcher nicht der Cultus der katholischen, apostolischen, römischen Religion ist, wird mit Gefängniß bestraft." Damit waren eigentlich alle Protestanten strafsfällig, denn die Behörden bewiesen oft genug, daß der Begriff „öffentlich" von ihnen so willkürlich definirt wurde, daß er von dem „privat" kaum zu unterscheiden war. Der Grad der religiösen Duldung, die durch diese Verfassung gewährt wird, erhellt z. B. auch deutlich aus der hohen Geldstrafe, mit der jeder belegt wird, der vor dem Viaticum und vor katholischen Begräbnissen nicht den Hut abnimmt.

Eine gründliche Lehre sollten die conservativ-ultramontanen Staatslenker aber auf Fernando Po erhalten. Dort hatten die protestantischen Missionen seit Jahrzehnten mit solchem Erfolg gearbeitet, daß die Zahl der Protestanten die der Katholiken bei weitem übertraf. Die Regierung Alfonso's XII. hatte nun nach 1875 nichts Eiligeres zu thun, als die evangelische Schule in Fernando Po zu schließen und den Pastor von der Insel zu verbannen. Der Minister der Colonien, von der wirklichen Sachlage unterrichtet, misbilligte jedoch das Verfahren des Gouverneurs von Fernando Po; da dieser aber nicht nachgab, so kam die Angelegenheit vor den Staatsrath. Letzterer entschied dann zu Gunsten der protestantischen Missionen, und die Regierung war gezwungen, dieselben dort weiter arbeiten zu lassen und auf der Insel die constitutionellen und gesetzlichen Bestimmungen des Mutterlandes so lange nicht zur Geltung zu bringen, bis die katholischen Missionen daselbst die Bevölkerung der von ihnen gepredigten Religion wiedergewonnen haben würden.

Diese wenigen Andeutungen müssen hier genügen, die Auffassungen zu bezeichnen, die Cánovas und die Liberal-Conservativen von religiöser Freiheit hatten und haben. Die Orden wurden natürlich unter solchen Umständen wieder zugelassen, und die Jesuiten besonders benutzten diese günstigen Umstände, um sich in Spanien von neuem vollständig heimisch zu machen, was ihnen denn auch in solchem Grade gelang, daß sie bald den ganzen Unterricht in ihren Händen hatten.

Art. 13 garantirte freie Meinungsäußerung, Freiheit der Presse „unter Ausschluß vorhergehender Censur".

Dieser so durchaus liberale Paragraph fand sein Correctiv in den Preßgesetzen der liberal-conservativen Parteiregierungen. Scheinbar bestand die Censur nicht, aber das Gesetz bestimmte, daß jedes Blatt zwei Stunden vor Erscheinen der Preßbehörde vorgelegt werden mußte; diese hatte das Recht, ein Preßerzeugniß sofort

mit Beschlag zu belegen, die Versendung desselben zu verhindern, die der Post übergebenen Exemplare zu confisciren und dann — nach ihrem Belieben — einen Proceß anzustrengen oder nicht. In dieser Weise interpretirten die Liberal-Conservativen die Preßfreiheit.

Das Problem der nationalen Souveränetät, die unaufhörlich auf dem Programm der Cortesdebatten stehen bleibt und über welche die Parteien sich niemals einigen werden, fand seine Lösung in der Formel des Art. 18:

„Die Macht, Gesetze zu schaffen, wohnt bei den Cortes mit dem König." Auf diesem Wörtchen „mit" liegt der Schwerpunkt der Auffassung, welche die liberalconservative Dialektik von der nationalen Souveränetät ausgeklügelt hat. Die Verfassung von 1869 sagt in dem entsprechenden Art. 32: „Die Souveränetät ruht ihrem Wesen nach in der Nation, von der alle Gewalten ausgehen", und Art. 33: „Die Regierungsform der spanischen Nation ist die Monarchie." Art. 34: „Die gesetzgeberische Gewalt liegt in den Händen der Cortes. Der König genehmigt und veröffentlicht die Gesetze."

Den größten Anstoß erregte in den Minoritäten die in der neuen Verfassung vorgesehene Organisation des Senats, der sich nach Art. 20 zusammensetzt aus:

„1) Senatoren kraft eigenen Rechtes.

„2) Lebenslänglichen, von der Krone ernannten Senatoren.

„3) Senatoren, erwählt von den Körperschaften des Staates und den höchsten Steuerzahlern in der von dem Gesetze vorgeschriebenen Form.

„Die Zahl der Senatoren kraft eigenen Rechtes und der lebenslänglichen von der Krone erwählten darf nicht 180 übersteigen. Diese Zahl wird auch die der aus den Wahlen hervorgegangenen Senatoren sein."

Die Gegner der Regierung sahen zu deutlich, daß die letztere sich in dem Senat ein Gegengewicht gegen etwaige liberale Cortes schaffen, ein Institut bilden wollte, das unter allen Umständen conservativ war und die Regierung der Liberal-Conservativen zu einer dauernden machte. Daß die von der Krone ernannten lebenslänglichen Senatoren nur aus den Reihen der Ministeriellen erwählt werden würden, stand außer Frage. Daß die Senatoren kraft eigenen Rechtes: die Prinzen des königlichen Hauses, die Granden Spaniens, die mindestens 60000 Pesetas jährliche Einkünfte aus liegenden Gütern nachweisen können, die Generalkapitäne des Heeres und die Admirale der Flotte, die Präsidenten des Staatsrathes, des Obertribunals, des Obersten Rechnungshofes, des Obersten Kriegsrathes auch nur conservativ sein würden, stand ebenfalls fest. Es blieben also nur die 180 Wahlsenatoren, unter denen vielleicht eine kleine oppositionelle Minorität Eingang in den Senat zu finden hoffen durfte. Daß davon aber während der Regierung von Cánovas und seiner Partei nicht die Rede sein könne, das verstand sich nach dem Ausfall der Corteswahlen von selbst, und man nahm an, daß die Regierung auch nicht zögern würde, durch eine ihren Zwecken entsprechende Organisation der Provinzial- und Communalbehörden die geeigneten Grundlagen für die Senatorenwahlen zu schaffen. Vorderhand warteten die Constitutionellen allerdings ab, wie sich die Regierung bei der Zusammensetzung des ersten nach diesem neuen Gesetz geschaffenen Senats benehmen, wie viele ihrer

Mitglieder von der Krone in diese höchste gesetzgebende Körperschaft gewählt werden würden.

Die übrigen Bestimmungen der Verfassung von 1876 sind von weniger unmittelbarer Bedeutung und Wichtigkeit für diesen Zweck.

Das bei weitem wichtigste Ereigniß des Jahres 1876 war die glückliche Beendigung des Karlistenkrieges. Die Niederlagen, welche die Regierungstruppen im Frühjahr 1875 erlitten, hatten dem Bürgerkriege neue Nahrung gegeben; die Karlisten hatten noch mehr Boden gewonnen. Trotzdem wurde, als ob die Regierung sicher wäre, sobald sie es nur ernstlich wollte, den Krieg zu beenden, derselbe planlos weiter geführt. Erst um die Mitte des Jahres wurde Dorregaray von General Montenegro im Centrum geschlagen und Alcora genommen, wodurch die Karlisten eine ihrer festesten Stellungen einbüßten. Der Fall Alcoras zog den des Castells von Miravet und den von Cantavieja nach sich. Zahlreiche Offiziere und bedeutende Truppenmassen wurden nun zwar zu Gefangenen gemacht, die Stellung der Karlisten im Centrum stark erschüttert. In Catalonien und in den baskischen Provinzen befestigten sie sich dagegen um so mehr und die Flüchtlinge der Armee Dorregaray's verstärkten die Truppenmassen der beiden Kriegsschauplätze. Dorregaray selbst begab sich nach Catalonien; der Pfarrer Flix ging mit seinen Scharen nach Navarra, etliche Flüchtlinge überschritten die französische Grenze. Nachdem dann noch Collado de Alpuente gefallen, war das Centrum frei von Karlisten und die Communication der Flügel miteinander war unterbrochen.

Um dieselbe Zeit errang auch General Queseda im Westen einen bedeutenden Sieg, durch den Vitoria befreit wurde und am 9. Juli 1875 in die Hände der Regierungstruppen fiel. Endlich entschloß sich Cánovas auch, seine Eifersucht und seinen Haß gegen Martinez Campos zu überwinden und diesem den Oberbefehl über die Truppen in Catalonien zu übertragen. Mit der diesem Mann eigenen Energie griff er seine Aufgabe planmäßig und klug an und drängte schnell seine Gegner bis in die Abhänge der Pyrenäen zurück. Puigcerdá, das die Karlisten belagerten, wurde entsetzt und dieser Erfolg belebte die misgestimmten Truppen, die nun unter der Führung ihres beliebten Generals bald bis Seo de Urgel vordrangen und diese wichtige Stadt am 26. Aug. zur Uebergabe zwangen. Der kriegerische Bischof derselben, einer der hervorragendsten Heerführer der Karlisten, Lizarraga, fiel bei dieser Gelegenheit mit der ganzen Besatzung kriegsgefangen in die Hände der Sieger. Es scheint, daß in der Folge geheime Verhandlungen der Regierung mit dem Feinde die schnellen Fortschritte der Generale wieder hemmten. Erst im December wurde der Kampf auf allen Kriegsschauplätzen wieder lebhafter und die Karlisten wurden nun mit jedem Tage mehr in die Enge getrieben. Schließlich blieb es Queseda vorbehalten, in den baskischen Provinzen diesem furchtbaren Bürgerkriege ein Ende zu machen. Am 29. Jan. 1876 besetzte Queseda Villareal de Alava, die Hauptstütze der Karlisten, am 31. nahm Primo de Rivera die Höhen von Santa-Barbara ein, und am 1. Febr. hielt Queseda seinen Einzug in Bilbao. Nun folgte Schlag auf Schlag: am 5. fällt Durango, am

15. Febr. werden die festen Positionen von Elgueta genommen. Der Ausgang des Krieges war jetzt nicht mehr zweifelhaft; am 16. Febr. reiste daher der König nach Vitoria ab, um in Person dem Schluß der Operationen beizuwohnen. Am 19. wurde endlich die feste Burg der Karlisten, Estella, genommen; am 20. hielt der König seinen Einzug in Tolosa. Am 22. wurde Dorregaray zum Uebertritt über die französische Grenze gezwungen; am 26. ergaben sich 10000 Karlisten in Pamplona und am 27. überschritt der Prätendent Don Carlos die Grenze, begab sich nach Pau, von wo er jene Proclamation erließ, in der er seine Rückkehr nach Spanien für die Zukunft verhieß. Am 1. März war der Krieg beendet; am 4. wurde das Manifest publicirt, in dem Don Alfonso den Karlisten, die sich vor dem 15. desselben Monats unterworfen haben würden, Amnestie gewährte, und am 20. konnte der König an der Spitze seiner siegreichen Truppen seinen feierlichen Einzug in Madrid halten.

Das Mutterland Spanien war nun endlich von seinen innern Feinden befreit; es erübrigte nur noch, die nationale staatliche Einheit Spaniens zu vollenden und die baskischen Provinzen der Verfassung zu unterwerfen, die im übrigen im Lande herrschte. Ihre uralten Sonderrechte waren es gewesen, zu deren Erhaltung die Basken sich hauptsächlich der Sache des Herzogs von Madrid, des Thronprätendenten Don Carlos, angeschlossen hatten. Diese alten einfachen Gesetze, die Fueros, waren es gewesen, die jenen Provinzen einen im Vergleich zu dem übrigen Spanien beneidenswerthen mäßigen Wohlstand geschaffen und gesichert, eine geordnete Verwaltung und bedeutende materielle und politische Vortheile und Freiheiten gewährt hatten. Auch nach Einverleibung der baskischen Provinzen in das Königreich Spanien hatten sie bis zum Vertrage von Vergara 1839 ihre Fueros unverändert behalten. Nach jener Zeit waren dieselben zwar beschränkt worden; aber die Basken hatten doch ihre Selbstverwaltung und die Freiheit vom Kriegsdienst und den Staatssteuern zu wahren gewußt. Auch diese letzten Freiheiten wurden ihnen nun im Juli 1876 genommen. Um jedoch die Basken nicht zu sehr zu erbittern, wurden denjenigen, die an dem Karlistenkriege nicht theilgenommen hatten, weitere zehn Jahre Freiheit von den Staatssteuern und das Loskaufsrecht ihrer Militärpflichtigen gewährt.

Wenig erfreut war man, als um die Mitte des Jahres 1876 die Nachricht sich verbreitete, daß die Exkönigin Isabella II. ihren Wohnsitz wieder in Spanien nehmen werde, und als sie dann wirklich erschien und am 13. Oct. 1876 ihren Einzug in Madrid hielt. In liberalen Kreisen befürchtete man, daß sie sich nicht damit begnügen würde, die ihr in der Civilliste ausgeworfene beträchtliche Dotation ruhig auf einem ihrer Schlösser zu verzehren, sondern daß sie und ihre Anhänger vielleicht politische Intriguen anzetteln und die Ruhe des Landes stören, mindestens aber den König in absolutistisch-ultramontanem Sinne beeinflussen würden. Diese Befürchtungen fanden in den Budgetdebatten, besonders bei Berathung der Civilliste ziemlich deutlichen Ausdruck seitens der Redner der Opposition. Die Minoritäten fanden überhaupt angesichts der trostlosen Finanzlage des Landes dauernd ziemlich viel an der Finanz- und Wirthschaftspolitik des Landes

auszusetzen. Sie warfen der Regierung vor, daß ihre Finanzpolitik darauf hinauskomme, ihre Anhänger und Beamten, die Tausende von unthätigen Schmarotzern, die die öffentlichen Aemter überfluteten, zu bereichern und die Steuerkraft des Volkes zum Besten fremdländischer Banken bis aufs äußerste anzuspannen. Man verlangte Reduction des Beamtenheeres, Verminderung der Gehälter aller, besonders aber der hohen und höchsten Beamten und Würdenträger sowie der Civilliste, die 28 Mill. Realen für den König bestimmte, 2 Mill. für die Infantin Isabella, die Prinzessin von Asturien, 600000 Realen für die Infantin Eulalia, 600000 für die Infantin Maria de la Paz, 3 Mill. für die Exkönigin Isabella II., 1,200000 für den Exkönig-Gemahl Don Francisco de Asis, 1 Mill. für die Herzogin von Montpensier und 1 Mill. für die Königin Maria Christina, die Großmutter Alfonso's.

Die Steuern waren dagegen im Vergleich zu denen vor 1868 theilweise beinahe auf das Doppelte erhöht worden, worunter besonders die niedern Klassen furchtbar litten, während die privilegirten Stände, die Ministeriellen alle einflußreichen und hochdotirten Posten und Aemter monopolisirt hatten.

Der Finanzminister Salaverria hatte zwar die besten Absichten gehabt, die Finanzlage Spaniens zu bessern, den Credit des Landes im Innern und hauptsächlich im Auslande zu heben und den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Durch geschickte Operationen schien dem Wachsthum der Staatsschuld ein Ziel gesetzt zu sein; die Zinscoupons wurden am 1. Jan. 1877 zum ersten mal seit 1873 wieder bezahlt — aber die Einnahmen blieben weit hinter den Ansätzen zurück; es mußten wieder große Anleihen gemacht werden, um das Deficit zu decken, um den durch die Convertirungen der Schuldtitel eingegangenen neuen Verpflichtungen nachzukommen. Die Steuerschraube wurde dazu ebenfalls immer fester angezogen, Handel und Gewerbe dadurch beinahe vollständig gelähmt, während die Staatsbesitzungen und die Steuern nacheinander den großen Finanzmännern des In- und Auslandes verpfändet werden mußten.

Die militärischen Reformen, die administrativen zielten alle nur auf Kräftigung der politischen Lage der conservativen Regierung ab und stießen in allen betheiligten Kreisen auf den größten Widerspruch. Die Bevorzugung der Karlisten, ihre Aufnahme in das Heer, die unverhältnißmäßigen Belohnungen, die allen höhern Offizieren zutheil wurden, die der Restauration irgendwie gedient hatten, während die Truppen leer ausgingen, waren nicht geeignet, der Monarchie, der Regierung, den Conservativen und Ultramontanen die Sympathien des Heeres zu erwerben.

Die Zustände in Cuba erforderten schließlich auch ein energisches Einschreiten, wenn diese Insel nicht ebenso wie Santo-Domingo und so viele andere Besitzungen Spaniens dem Lande verloren und an innerm Verfall zu Grunde gehen sollte. Die tüchtigsten Generale waren dorthin gesandt worden, ohne Bedeutendes auszurichten; denn für den Krieg, der dort geführt werden mußte, war nicht die gewöhnliche Taktik, es waren keine großen Truppenmassen zu verwerthen. Dagegen war es erforderlich, neben großer militärischer Umsicht auch hohe politische

Gaben zu besitzen und zu ermitteln, was geschehen konnte, um die wirthschaftliche Nothlage, eine der Hauptquellen, aus denen der Bürgerkrieg dort ewig neue Nahrung schöpfte, zu beseitigen. Unter den damaligen Umständen richtete sich der Blick der Regierung wieder auf Martinez Campos, der sich soeben um die Beendigung des Karlistenkrieges so sehr verdient gemacht hatte. Martinez Campos aus Spanien zu entfernen, war auch Cánovas sehr erwünscht, der ihm durchaus nicht verzeihen konnte, daß er ihm in der Restauration des Thrones zuvorgekommen war und der in ihm stets einen Nebenbuhler fürchtete. Am 6. Oct. 1876 wurde Martinez Campos zum Oberbefehlshaber über die Truppen in Cuba ernannt, und es gelang ihm wirklich, in $1^1/_2$ Jahren auch dort den Aufstand niederzudrücken und Spanien den Besitz dieser Insel bis auf weiteres zu sichern. Freilich sollten die Ereignisse auf Cuba, die nachgiebige Haltung, die Martinez Campos den Cubanern und den Aufständischen gegenüber beobachtete, die Reformen, die er den Einwohnern versprach und die er für nothwendig hielt, auf nachhaltigen Widerstand bei der Regierung stoßen und eine Krisis herbeiführen, die allerdings nur vorübergehend war, die Zustände in Spanien nicht nachhaltig beeinflußte.

Im Mutterlande drohte inzwischen ein anderer Umstand einen Conflict heraufzubeschwören, der den Gegnern der liberal-conservativen Regierung nur erwünscht gewesen wäre.

Der Wunsch des jungen Königs, sich mit seiner Cousine, der Tochter des Herzogs von Montpensier, Mercedes, zu verbinden, stieß nämlich bei Cánovas auf entschiedenen Widerspruch. Da Alfonso jedoch auf seinem Plan beharrte, so erblickten die Constitutionellen, sobald sie davon Kunde erhielten, hierin eine vortreffliche Gelegenheit, Cánovas zu stürzen. Ob aus Parteirücksichten oder aus wirklicher Ueberzeugung, das bleibe dahingestellt, billigten sie die Wahl des Königs und unterstützten dieselbe in ihrer Presse und in den Cortes. Ihre Hoffnungen, selbst zur Regierung zu gelangen, sollten jedoch gründlich getäuscht werden, denn, mochte nun Cánovas zu der Einsicht gelangt sein, daß seine Bedenken gegen die Wahl des Königs wirklich unbegründet waren, oder praktische Gesichtspunkte und das Beharren des Königs auf seinem Plan eine Meinungsänderung in ihm hervorgerufen haben: kurz, im gegebenen Augenblick, als die Gegner die Krise gekommen glaubten, hatte der allmächtige Dictator nichts an der Wahl des Königs auszusetzen, und — er behielt die Zügel der Regierung in seiner Hand.

Ehe jedoch, im Herbst des Jahres 1877, diese Angelegenheit zur Entscheidung gelangte, spitzten sich die politischen Kämpfe der Constitutionellen gegen die Regierung in bedenklicher Weise zu.

Die Constitutionellen sahen, daß sie sich in ihren Befürchtungen über die wahre Bedeutung des Senats und in ihren Meinungen über den politischen Charakter dieser Körperschaft nicht getäuscht hatten. Die Möglichkeit, auf legalem parlamentarischen Wege den Grundsatz des Alternirens zwischen conservativen und liberalen Regierungen herbeizuführen, schien für lange Zeit geschwunden, und da die Regierung nur sieben oder acht Constitutionelle unter die Zahl der Senatoren kraft eigenen Rechtes und derjenigen, die durch die Krone erwählt wurden,

aufgenommen hatte, so erwogen sie, wie sie sich dieser Handlungsweise gegenüber verhalten sollten. Die einen plaidirten für dauernden, die andern für zeitweiligen Austritt aus den Cortes. Die letztere Gruppe wollte dadurch Zeit zu definitiver Beschlußfassung gewinnen, und ihre Ansicht drang durch; am 27. April wurde dieser Beschluß gefaßt und sofort ausgeführt. Die Regierung und die Majorität waren sich der moralischen Wirkung, die diese Handlungsweise auf die öffentliche Meinung ausüben mußte, nur zu wohl bewußt; die Cortessitzungen wurden daher früher geschlossen, als es sonst wol der Fall gewesen wäre. Die Schließung erfolgte am 11. Juli 1877 gemäß Art. 23 der Verfassung in der Form der Suspendirung. Bald darauf erschien aber zur größten Ueberraschung der Politiker aller Schattirungen das Decret des Schlusses der Legislatur; eine Maßregel, die völlig unmotivirt und ungewöhnlich erschien, die sich aber leicht genug durch den Austritt der constitutionellen Minorität aus den Cortes erklärte. Die Eröffnung einer neuen Legislaturperiode gewährte den Constitutionellen die Möglichkeit, wieder in die Cortes einzutreten, und überhob die Regierung der Nothwendigkeit, einen Ausgleich zu suchen, der die Liberalen befriedigte. Die letztern schmeichelten sich überdies mit der Hoffnung, daß die unerwartete Schließung der Cortes auf die bestimmte Absicht von Cánovas hinwies, im Falle daß der König auf seiner Wahl beharrte, eine Cabinetsfrage daraus zu machen und zu dimittiren. In diesem Falle konnte, angesichts der notorischen Abneigung des Ministerpräsidenten, die Constitutionellen zur Regierung zuzulassen, der König bewogen werden, den bisherigen Präsidenten der Cortes, Posada Herrera, ein Mitglied des liberalen Centrums, mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen, und selbst diese Lösung würde den Constitutionellen schließlich willkommen gewesen sein, da ein Ministerium Posada Herrara nicht von langer Dauer hätte sein und einem rein liberalen hätte weichen müssen.

Unter diesen Voraussetzungen beschlossen die Constitutionellen, als im Herbst die neue Legislatur eröffnet und Posada Herrara wieder von der Regierung als Präsident der Cortes aufgestellt war, von neuem in die Cortes einzutreten. Nur eine Gruppe, die von Navarro Rodrigo, hielt diesen Beschluß, ebenso wie den weitern der directen Anhänger Sagasta's, Posada Herrera bei der Präsidentenwahl ihre Stimmen zu verweigern, während sie bei Eröffnung der ersten Legislaturperiode für ihn gestimmt hatten, für inconsequent und für nicht opportun. Diese Gruppe war auch geneigt, ein Uebergangsministerium Posada Herrera ruhig zu acceptiren, während die ungeduldige Umgebung Sagasta's diese weitere Verzögerung der Erlangung der Macht zu vermeiden wünschte.

Es geschah indessen der Wille der Sagastiner, die für ihre Handlungsweise als Grund vorgaben, bei Berathung der Heirathsfrage es dem Thron schuldig zu sein, ihr Votum für denselben abzugeben. Zu ihrer großen Ueberraschung mußten sie bald sehen, daß Cánovas die Heirath des Königs mit der Infantin Mercedes billigte und gar nicht daran dachte, eine Cabinetsfrage daraus zu machen und zu dimissioniren.

Ein parlamentarischer Conflict zwischen Sagasta und Cánovas hätte beinahe wieder zu einem neuen Austritt der constitutionellen Minorität aus den Cortes

beigetragen; Navarro Rodrigo legte denselben jedoch bei, und Cánovas erfreute bei dieser Gelegenheit die Sagastinos wenigstens mit der Versicherung seiner Anerkennung der Regierungsfähigkeit ihrer Partei und mit Andeutungen, aus denen dieselben eine baldige Krisis mit einer für sie günstigen Lösung schließen konnten. Sie ahnten jedoch nicht, daß Cánovas nicht entfernt daran dachte, in den nächsten Jahren die Regierung aus seinen Händen zu geben, und sie ahnten nicht, daß sie noch weitere drei Jahre warten mußten, ehe die Reihe an sie kam, das Staatsruder zu ergreifen.

Die politischen Parteikämpfe, die parlamentarische Campagne des Jahres 1877 drehten sich hauptsächlich um die cubanischen Angelegenheiten und daneben um die Verfassungsfragen, die immer und immer wieder discutirt wurden.

Die öffentliche Meinung und Aufmerksamkeit wurde dagegen hauptsächlich durch die Ereignisse in Anspruch genommen, die sich auf die königliche Familie bezogen und die noch in aller Gedächtniß sind.

Am 23. Jan. 1878 fand die Heirath Alfonso's mit seiner Cousine Doña Maria de las Mercedes de Orléans y Borbon statt. Das eheliche Glück, das die beiden jungen Leute verband, die infolge wahrer herzlicher Zuneigung zueinander diesen Bund geschlossen hatten — ein seltenes Ereigniß in diesen höchsten Kreisen, in denen sonst nur politische Rücksichten geltend sind — sollte nur zu bald auf das furchtbarste gestört werden. Am 26. Juni desselben Jahres schon starb die Königin; ihr Tod versetzte Don Alfonso in einen Zustand der Verzweiflung, aus dem er sich erst langsam nach längerer Zeit wieder aufraffte. Der Tod des Papstes Pius IX. am 7. Febr. desselben Jahres und der seiner Großmutter Maria Christina am 22. Aug. erschütterten ihn ebenfalls in hohem Grade. Im Herbst wohnte er den Manövern im Norden bei, und als er von denselben am 25. Oct. 1878 nach Madrid zurückkehrte, wurde gegen ihn von Oliva Moncosi ein Attentat verübt, aus dem er unverletzt hervorging. Schneller, als es sonst in Spanien der Fall ist, wurde der Proceß gegen den Attentäter geführt, der zum Tode verurtheilt wurde. Der König wollte in diesem Fall von seinem Privilegium der Begnadigung Gebrauch machen; Cánovas war jedoch mit dieser Milde Alfonso's nicht einverstanden, widersetzte sich der Begnadigung Moncosi's, was auch nicht dazu diente, seine allgemeine Unpopularität zu vermindern, ihm vielmehr wiederholentlich sehr lebhafte Vorwürfe seitens der Presse und seitens seiner parlamentarischen Gegner eintrug.

Die Engländer in Birma.*)

Von

William Balck.

„Auf Befehl der Königin von England und Kaiserin von Indien wird kundgethan, daß die früher vom König Thibo regierten Gebiete fortan nicht mehr unter dessen Herrschaft stehen, sondern einen Theil des Britischen Reiches bilden, und solange es der Kaiserin gefallen wird, durch einen vom Vicekönig von Indien anzustellenden Beamten verwaltet werden." Diese am Neujahrstage 1886 erlassene Proclamation verkündet die Einverleibung eines Landgebietes von der ungefähren Größe Preußens in den britischen Staatsverband, wodurch Englands Einfluß auf die Ereignisse der Hinterindischen Halbinsel gesichert wird. England hat hierdurch nicht blos Ersatz für die Machteinbuße in Centralasien erhalten und ist französischen Annexionsgelüsten auf diesem Gebiet zuvorgekommen, es tritt auch in nähere Beziehungen zu China, dessen Bundesgenossenschaft es bei einem Conflict mit Rußland nicht entbehren kann, und dessen Geneigtheit durch Gebietsabtretung unter dem Namen einer Grenzregulirung leicht zu erkaufen ist. Im weitern wird dann der chinesische Handel, nicht wie sich dieses französische Colonialpolitiker eine Zeit lang träumen ließen, seinen Weg durch Tonkin längs des Rothen Flusses nehmen, sondern jetzt vielmehr den großen Wasseradern folgen, die von den Ostausläufern des Himalaja kommend, sich in den Busen von Pegu ergießen. Durch Besitzergreifung Birmas sind der Irawaddi und der Saluen britische Ströme geworden. Die Annexion Birmas ist die Vollstreckung des Testaments Lord Beaconsfield's, und Lord Salisbury hat hier die frühere Politik der Conservativen wieder aufgenommen. Nach einem Jahre völlig verfehlter Politik hätte das Ministerium dem Volke kein besseres Neujahrsgeschenk machen können als die Besitzergreifung Birmas.

Frühere Kriege mit England hatten Birma vom Meere abgedrängt und es zu einem Binnenlande gemacht, welches im Westen und Süden von den indischen Provinzen Assam, Chittagong und Britisch-Birma, im Osten von Siam, im Norden von Tübet und Yünnan eingeschlossen wird. Im Norden lehnt sich Birma an

---

*) Vgl. besonders über die frühern Verwickelungen zwischen Birma und England den Artikel von Emil Schlagintweit in „Unsere Zeit", 1880, II, 255 fg. D. Red.

die Ausläufer des Himalaja, an das Patkoigebirge, in welchem Gipfel bis zu 4000 Meter Meereshöhe bekannt sind. In südlicher Richtung ziehen sich mächtige Bergketten der Küste zu, die durch die breiten Flußthäler des Irawaddi, Derawaddi und Saluen getrennt sind. Dichte Waldungen, in denen vor allem das für den Schiffbau so wichtige Teakholz vorherrscht, bedecken die Hänge. Eine Querverbindung zwischen den einzelnen Thälern ist nur an wenigen Stellen vorhanden; dies hat zur Bildung selbständiger Staaten an den natürlichen Communicationslinien der Halbinsel, den Flußläufen, geführt. Der bedeutendste Fluß des Landes ist der Irawaddi; derselbe ist selbst zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes weit über die Hauptstadt Mandalay hinaus schiffbar, und sein Gebiet fällt daher politisch am meisten ins Gewicht.

Der Irawaddi bildet sich aus zwei Quellflüssen: dem auf englischen Karten Muyiting-Sginmai-Kha-Nambum genannten und dem Nam-Kyu. Früher galt letzterer als die Hauptquelle, jetzt ist der erstere, östliche Fluß als der längste und wasserreichste anerkannt. Seine Quelle liegt auf der Südabdachung jenes Gebirgsknotens, welcher den Irawaddi von den Strömen Brahmaputra und Jangsekiang trennt. Der wichtigste Nebenfluß ist der unterhalb der Hauptstadt einmündende Kuen-Dwen oder Derawaddi, dem Hauptstrome an Wassermenge nur wenig nachstehend. Der Fluß wimmelt von Booten, meist Einbäumen aus mächtigen Teakstämmen ausgehöhlt; in solchen Schiffen lieferten sich in frühern Jahrhunderten Angreifer und Vertheidiger blutige Flußschlachten. Dampfer von einem Meter Tiefgang können bis nach Bhamo, dem großen Handelsemporium, fünf Tagereisen nördlich der Hauptstadt, gelangen.

Das Klima Birmas zeigt die schärfsten Gegensätze; in den breiten Ebenen am Unterlauf der Flüsse steigt die Temperatur in den Monaten zwischen April und Juli bis auf 36 und 40° C., und sinkt in den kühlern Monaten bis auf 35 und 30° C. herab. Die Regenzeit tritt im August ein und dauert bis gegen Ende October. In den Bergthälern im Norden des Landes finden wir Verhältnisse wie in Mitteleuropa, die vier Jahreszeiten mit ihren verschiedenartigen Erscheinungen, und nur selten erreicht das Thermometer eine Höhe von 30° C. So verschiedenartig sind naturgemäß auch die Producte des Landes; während wir im Süden Reiscultur finden, wird am Mittellauf der Flüsse Mais, Hirse, Baumwolle, Taback und Zuckerrohr, im Norden Thee gebaut. Der Ackerbau steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und so ist die Ausfuhr an Producten des Pflanzenreichs eine recht geringe. Birma ist bisjetzt kein Exportland, sondern nur Durchgangsland für europäische und chinesische Waaren gewesen. Da die Religion den Birmanen Fleischspeisen verbietet, so ist die Viehzucht unbedeutend, Büffel und Pferde werden nur als Zugthiere benutzt.

Ungehoben sind die anscheinend großen mineralischen Schätze des Landes; Gold wird im Flußsande gefunden, Blei, Silber und vor allem Kohlen werden durch Bergbau gewonnen; bei Jenangong am linken Ufer des Irawaddi werden 130 Petroleumbrunnen ausgebeutet, die eine jährliche Ausbeute von ungefähr 30 Mill. Pfund liefern, aber bei energischerm Betriebe noch erheblichern Ertrag versprechen.

Die Bevölkerung drängt sich in den Flußthälern zusammen und wird fälschlich als Indo-Chinesen bezeichnet. Mit letztern hat sie nur den Typus und die Gesichtsbildung gemein, während sie in ihrer physischen Bildung auffallende Aehnlichkeit mit den Malayen zeigt. Die Birmanen, oder wie sie sich selbst nennen, die Amyama (die Chinesen nennen die Birmanen Mien, die Assamesen Mon), sind ein Mischvolk aus den mongolischen Jägerstämmen des Nordens, chinesischen Colonisten, Einwanderern aus den Dekkan vom Pelugustamme und den Seefahrern der indischen Inselwelt. Als älteste Ansiedler gelten die Karen, von deren Herkunft der „Report on the Census of British Burmah taken in August 1872" wie folgt spricht: „Die Karen waren unter den frühesten, wenn nicht die ersten Ankömmlinge jener großen Welle von Gebirgsbewohnern, die zu beiden Seiten dieses Flusses sich ansiedelten. Sie besitzen die Ueberlieferung einer langen Wanderung ihres Volkes quer über eine traurige Wüste, eines Wanderlebens, das an den Auszug der Hebräer erinnert. Alle ihre Ueberlieferungen haben eine stark jüdische Färbung, und diese macht es sehr wahrscheinlich, daß ihre Vorväter mit den jüdischen Colonien in Berührung standen, von welchen in verschiedenen Theilen des westlichen China unzweifelhafte Spuren nachgewiesen sind. Gleich ihren Verwandten, den Klyengs (in den Gebirgen, welche die Küstenprovinz Arakan vom Hinterlande scheiden), sprechen sie unter Wehklagen vom Verlust ihres Geburtsrechtes; sie wollen einst ein einheitliches Volk gewesen sein, einen Gott gehabt und Bücher besessen haben, so vorzüglich wie jene andern Nationen; aber sie vernachlässigten ihren Gott, verloren ihn darüber und zerfielen nun in Stämme, die sich gegenseitig bekriegten. Eine Prophezeiung verspricht Wiedererlangung Gottes durch weiße Fremdlinge aus dem Westen, und es wird heute wenige Völker auf der Erde geben, unter denen die Missionare so große Erfolge aufweisen können wie die amerikanischen Baptisten und die katholischen Missionen unter den Karen."

Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. sind in Birma buddhistische Missionare aus Ceylon mit Erfolg thätig gewesen, später ist der Buddhismus zur Staatsreligion erhoben; wie in den andern Ländern, so ist auch hier die jetzige Form des Cultus von der reinen Lehre Sakuntala's himmelweit entfernt.

Die Regierungsform ist eine echt asiatische Despotie; ausgedehnte Spionage und Unterdrückung jeder eigenen Willensmeinung der Unterthanen durch grausame Gewaltmaßregeln sind die Stützen des Thrones. Den Gang der Criminaljustiz wie den Charakter der Birmanen kennzeichnet vollständiger Mangel des Mitgefühls für Leiden seiner Mitmenschen. Niemand wird es einfallen, einem Ertrinkenden zu Hülfe zu eilen; auf eine Denunciation hin, deren Wahrheit zu untersuchen der Beamte sich nicht die Mühe gibt, kann man täglich Leute auf das unmenschlichste prügeln sehen. Kein Birmane wagt gegen den Befehl seiner Beamten zu handeln, aus Furcht, daß er selbst oder seine Familie und Verwandten dafür büßen müssen. Ebenso wenig wagt jemand, die Wahrheit zu sagen. Als die Mitglieder der birmanischen Gesandtschaft von 1874 nach Europa ihrem Könige von der Größe der besuchten Staaten und ihren Machtmitteln berichteten, wurden sie ihrer Ministerposten verlustig erklärt und im nächsten Jahre waren die Excellenzen als Aufseher in öffentlichen Werkstätten zu sehen. Die Gefängnisse werden den Gefangenen

durch die ausgesuchtesten Martern zur Hölle. Kein Delinquent kann mehr gehen, wenn er zum Richtplatz geführt wird, und selbst hier noch wird grausames Spiel getrieben; stundenlang liegt der Mann in der qualvollsten Lage der Sonne ausgesetzt, bis endlich das Schwert den Kopf vom Rumpfe trennt.

Die Einnahmen des königlichen Schatzes, nach Abzug aller Kosten der Landesverwaltung, werden englischerseits zu 16 Mill. Mark angenommen, reichen aber zur Deckung der Kosten eines Heeres von Hofbeamten nicht hin; aus Furcht vor Verfolgung wagt kein Gläubiger den hohen Schuldner zu mahnen.

Zum Zweck der Steuererhebung ist das Land in zahlreiche Provinzen, Mgo, von verschiedener Größe und Bedeutung eingetheilt, an der Spitze einer jeden Provinz steht ein Gouverneur, Mgo-Wun, mit legislativer, executiver und juristischer Gewalt. Der ganze Grundbesitz liegt in den Händen der Krone oder der Günstlinge des Königs. Die Bevölkerung gliedert sich in sieben Rangklassen, die durch zahlreiche Abzeichen voneinander unterschieden sind. Die fünf ersten Rangklassen: königliche Familie, Staatsbeamte, Begüterte, Priester und Landwirthe, haben Aussicht auf Erlangung staatlicher Würden und Aemter; den Sklaven und Ausgestoßenen bietet sich keine Möglichkeit, ihre Lage zu verändern.

Der birmanische Staat verdankt sein Entstehen und Anwachsen den Grenzstreitigkeiten seiner mächtigen Nachbarn China, Siam und Pegu; das kleine Birma fand im Kampfe mit einem Nachbar stets Unterstützung bei dessen Rivalen.

Im Jahre 1758 unterwarf Pegu zum letzten mal Birma, doch war diese Eroberung nur von kurzer Dauer. Von England unterstützt, gelang es den Birmanen unter Führung eines Bauern Alaung-Phra, dessen Name von Europäern in Alompra corrumpirt wurde, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Alompra ist der Begründer der bisjetzt in Birma herrschenden Dynastie. Fast keiner seiner Nachfolger gelangte in ordnungsmäßiger Weise auf den Thron; es wurde fast zur Regel, daß jeder neue König bei seiner Thronbesteigung die übrigen Glieder der Familie und die ihnen ergebenen Beamten ermorden ließ.

Die ersten Beziehungen zwischen Birma und England datiren aus dem Jahre 1757. Zum Dank für die geleistete Unterstützung gestattete Alompra der Englisch-Ostindischen Compagnie die Errichtung einer Factorei auf einer Insel am Cap Negrais. Als aber dann 1759 bei der Krisis der englischen Herrschaft in Bengalen, die erst durch den Sieg bei Plassey gehoben wurde, die englischen Truppen von hier zurückgezogen wurden, überfielen die Birmanen die Niederlassung und metzelten die Insassen nieder. Englischerseits wurden die Portugiesen als Anstifter dieses Friedensbruches bezeichnet; man war damals jedoch noch nicht stark genug, die Birmanen hierfür zur Rechenschaft zu ziehen. Verschiedene seit dem Jahre 1795 angelangte Gesandtschaften wurden mit „Insolenz und Verachtung" empfangen; bei allen Verhandlungen benahmen sich die Birmanen übermüthig und herausfordernd und ließen sich schließlich, durch die leichte Eroberung von Arakan, Manipur und Assam übermüthig gemacht, eine Verletzung des englischen Gebietes zu Schulden kommen. Eine an den Hof von Awa entsandte Mission konnte nichts erreichen; ihre Vorstellungen wurden mit Drohungen beantwortet, und so sah sich

denn England gezwungen, zur Wahrung seines Ansehens am 5. März 1824 an Birma den Krieg zu erklären. Am 10. Mai landeten 6000 Mann unter Sir Archibald Campbell in Pegu und besetzten das von den Einwohnern verlassene Rangun. Die Hoffnung, daß die von den Birmanen geknechtete Bevölkerung sich gegen die Unterdrücker erheben würde, erwies sich als falsch; alle waffenfähigen Einwohner hatten sich vielmehr dem birmanischen Heere angeschlossen. Als dann noch die von starken Regengüssen begleiteten Monsoons eintraten und mit ihnen im englischen Lager Epidemien aller Art ausbrachen, war die Lage der englischen Truppen keine günstige. Der Kriegsplan der Birmanen ging dahin, die im wesentlichen auf Rangun beschränkten Engländer auf allen Seiten mit Palissadirungen einzuschließen, sie durch beständige Unternehmungen in Athem zu erhalten und zu ermüden. Trotzdem gelang es aber den Engländern, sich zu behaupten und mehrere birmanische Heere zu zersprengen. Mit Eintritt der kalten Jahreszeit begannen die Engländer Offensivbewegungen in größerm Stil; ein Versuch der Birmanen, durch Brander die englische Flotte zu vernichten, misglückte.

Die Birmanen wurden geschlagen; die Engländer rückten in das 200 Kilometer oberhalb der Gabelung des Irawaddi gelegene Prome ein; unter steten siegreichen Gefechten drangen sie bis auf 80 Kilometer gegen die Hauptstadt Awa vor. Als die Birmanen ihnen kein neues Heer entgegenzustellen vermochten, wurde durch Vermittelung englischer Gefangener ein Friede geschlossen, in welchem Birma die Landschaften Arakan und Tenasserim abtrat, sich verpflichtete, eine Kriegsentschädigung zu zahlen, sich jeder Einmischung in Katschar und Assam zu enthalten, und versprach, einen englischen Residenten in Awa aufzunehmen. Bei der Hartnäckigkeit, welche die Birmanen bei der Vertheidigung ihres Heimatlandes zeigten, ist anzunehmen, daß nur die Hoffnung, die Hauptstadt Awa von der Entweihung durch die „rebellischen" Fremden zu bewahren, den König zur Annahme der Friedensbedingungen bewogen hat.

Es sollte aber auch für Awa die Zeit der Einnahme kommen. Im Jahre 1839 hatte Tharawaddi, der älteste Bruder des frühern Herrschers, sich des Thrones bemächtigt und begegnete, wie seine Nachfolger, den Engländern in der übermüthigsten Weise, sodaß längere Nachsicht für ihre Herrschaft in Indien gefährlich zu werden drohte. Ein am 18. Febr. 1852 an den Hof von Awa erlassenes Ultimatum blieb unbeantwortet, und sofort begannen die Engländer unter General Godwin den Krieg. Dank den veränderten strategischen Umständen und den gemachten Erfahrungen, fand die Expedition des Jahres 1852 schnellen Fortgang. Innerhalb vier Monaten wurden die Städte Martaban, Rangun, Bassein, Pegu und Prome eingenommen, und nur die zwischen dem Befehlshaber der Landtruppen (General Godwin) und dem Commodore Lambert herrschende Meinungsverschiedenheit, was weiter zu thun sei, ließ die Operationen ins Stocken gerathen. Um ein Entschädigungsobject in den Händen zu behalten, erklärte vorläufig Lord Dalhousie, Statthalter in Calcutta, am 20. Sept. 1852 die Provinz Pegu als den Besitzungen der Compagnie einverleibt. Mittlerweile war es gelungen, die den Birmanen feindlichen Siamesen als Bundesgenossen zu gewinnen; es waren zur Zeit der Annexion Pegus 20000 von englischen Offizieren geführte Siamesen

bereit, von Osten über den Saluenfluß gegen Awa vorzubrechen. Durch die Einnahme der von Südwest her nach Birma führenden und die Verbindung mit Arakan eröffnenden Nairiengainpässe seitens der Engländer erwuchs den Birmanen eine neue Verlegenheit; von Norden her drohte ihnen überdies ein Einfall der wilden Laos, und obwol in dem Irawaddidelta der später an dem indischen Aufstande betheiligte Parteiführer Miotong den Engländern einigen Widerstand entgegensetzte, gegen den die Kämpfe mit Mana Bandoola Kinderspiel waren, gelang es den Briten, nicht nur Miotong zu verjagen, sondern sich auch des ganzen Reiches, einschließlich der Hauptstadt, zu bemächtigen.

Nichtsdestoweniger war der durch eine Kriegspartei beeinflußte damalige Herrscher von Birma, Mengdun, nicht zu einem definitiven Frieden zu bewegen. Seine Gesandten wandten das System der Hinhaltung mit solcher Consequenz an, daß General Godwin sich am 30. Juni 1853 mit der Erklärung begnügen mußte: die Birmanen würden die Engländer, wenn sie die Feindseligkeiten einstellten, in den neueroberten Landestheilen nicht beunruhigen. So gelangte thatsächlich auch Pegu, das Verbindungsglied zwischen Arakan und Tenasserim, in englischen Besitz; die Birmanen waren vollständig vom Meere ausgeschlossen, ohne dadurch an ihrem Selbstbewußtsein wesentliche Einbuße erlitten zu haben. England hatte durch die beiden Kriege 4600 Quadratmeilen mit $1^1/_2$ Mill. Einwohnern gewonnen.

Jeder Krieg hatte eine Verlegung der Residenz zur Folge. Im Jahre 1827 wurde an Stelle von Awa Amarapura Hauptstadt, das an einer schwer zugänglichen Stelle des Irawaddi lag; 1853 wurde die Einwohnerschaft genöthigt, von Amarapura nach Mandalay in eine baumlose Ebene überzusiedeln, 6 Kilometer vom Flusse abseits, damit die gefürchteten Kanonenboote nicht mehr unter den Mauern der Stadt anlegen konnten.

Drei Punkte waren es, welche England seit Jahren vergeblich durchzusetzen suchte: die Anerkennung einer Grenze, die Eröffnung des Landes für den Handel unter Beseitigung des königlichen Handelsmonopols und die Regelung des persönlichen Verkehrs zwischen dem diplomatischen Agenten und dem Monarchen. Birma hat weder die Abtretung Pegus, noch jemals die Oberherrlichkeit Englands über das ganze Volk der Karen anerkannt. Am 21. Juni 1875 ließ Birma zwar England gegenüber seine Ansprüche auf die südlichen Karen fallen, hielt sich aber wieder fern, als die indischen Behörden 1876 an die Versteinung der Grenze gingen. Alle Anfragen des englischen Residenten waren ausweichend beantwortet.

Mit der Meisterschaft orientalischer Diplomaten in Vorenthaltung bindender Erklärungen wurde die Handelsfrage in Schwebe gehalten. Der Vertrag vom 26. Oct. 1867 eröffnete den Irawaddi britischen Dampfern und Schiffen der ganzen Länge nach; der König fürchtete aber, daß mit regelmäßigen Fahrten nach der Nordprovinz von dort gleiche Massenauswanderungen nach Britisch-Birma in Gang kommen, wie sie die Gegenden am untern Theil des Irawaddi entvölkerten, und zwang deswegen die chinesischen Händler, die sonst immer in Bhamo, nördlich von Mandalay, Markt hielten, zu der beschwerlichern südlichen Linie über Theini und Thibo nach Mandalay. Damit war den englischen Schiffen

die Fracht entzogen, und sie zogen es aus eigenem Interesse vor, Mandalay zur Endstation zu machen.

Der einst lebhafte Umsatz mit Yünnan kam ins Stocken; während sonst aus Britisch-Indien über Bhamo Waaren im Werthe von 10 Mill. Pfd. St. nach Yünnan gingen, hörte in den letzten Jahren directer Export dahin nahezu auf. Diese vollständige Lahmlegung des Handels mit China ward englischerseits um so schwerer empfunden, als sie auch eine politische Niederlage in sich schloß. Durch zahlreiche Expeditionen hatte sich die indische Regierung überzeugt, daß ein directer Landverkehr aus Britisch-Indien nach China nur über Birma denkbar sei; 1875 drohte ein Bruch Englands mit China, weil dessen Gouverneur in Yünnan einer englischen wissenschaftlichen Expedition dahin unter Oberst Horace-Browne bewaffneten Widerstand entgegensetzte, den Quartiermacher Margary ermordete und die chinesische Regierung zu Peking Genugthuung weigerte. England setzte die Eröffnung dieser Provinz zunächst für ein Mitglied ihrer Gesandtschaft in Peking durch, seither durchreisten der Engländer Hill und der Ungar Széchényi die Strecken; aber der König von Birma unterdrückte hartnäckig den Handel dahin, und vergeblich hatte England die innern Provinzen Chinas an den Anblick der Seinigen gewöhnt. Britisch-Indien lief jetzt Gefahr, den Handel nach Südchina an die Franzosen zu verlieren, welche von Annam aus im weithin schiffbaren Songkafluss sich einen leichten Zugang dahin sicherten, dessen Benutzung augenblicklich nur die in den chinesischen Grenzprovinzen noch herrschende Anarchie entgegenstand.

Unter dem verstorbenen Könige begann Birma Gesandtschaften an europäische Höfe anzuordnen, fremde Gesandtschaften ins Land zu lassen und Consuln Amtshandlungen in der Hauptstadt, wie in Bhamo zu gestatten. Im Jahre 1872 machte eine birmanische Gesandtschaft eine Rundreise in Italien, Frankreich und England; 1874 traf an diesen Höfen eine zweite Gesandtschaft ein; 1877 ward auch Spaniens Hauptstadt besucht; außer mit England, dessen noch gültiger Handelsvertrag vom 10. Nov. 1862 datirte, sind solche Verträge jetzt mit Frankreich, Italien, Spanien und Persien abgeschossen. England unterhielt einen Residenten in Mandalay, einen Agenten in Bhamo. Italien einen Consul in Mandalay, und der Papst dort einen apostolischen Vicar.

Beharrlich weigerte Birma Zugeständnisse in der „Schuhfrage". Hiermit wurde kurzweg das Verlangen des Königs bezeichnet, daß sich die Abgesandten Englands dem Könige nur barfuß nähern dürfen. Im Jahre 1875 wurde dem außerordentlichen Gesandten Sir Douglas Forsyth nicht ohne Widerstreben gestattet, mit den Schuhen vor dem Könige zu erscheinen; aber damit auch jetzt noch behauptet werden könne, kein beschuhter Fuß habe den Boden im Palast betreten, waren für Forsyth besondere Teppiche gelegt, auf denen er einherzuschreiten hatte.

Später trug sich der Hof mit dem Gedanken, einen Gazevorhang zwischen dem Könige und dem Gesandten zu ziehen, wenn auf Nichtablegung der Schuhe bestanden werden sollte.

Am 11. Sept. 1878 wurde aus dem Palast der Tod des Königs Menlong-Men gemeldet, diese Nachricht war aber verfrüht, erst am 1. Oct. trat der Tod

ein. Der verstorbene Fürst hatte von seinen Söhnen zwei als zur Nachfolge geeignet bezeichnet, den ältesten Nyung-Yang, 30 Jahre alt, einen gutmüthigen, harmlosen Menschen, und Thibo, den jüngsten Sohn, 21 Jahre alt, eine geweckte Natur von entschiedenem Charakter. Bei den Mitgliedern der königlichen Familie und den Hofchargen war Thibo sehr beliebt, und noch während der Krankheit des Vaters begab sich sein Rivale auf einem englischen Dampfer nach Calcutta und fiel somit die Wahl einstimmig auf Thibo.

Im Alter von 12 Jahren wurde Thibo dem Dr. Marks, einem englischen Missionar, der in Mandalay eine englische Schule gegründet hatte, zur Erziehung übergeben. Thibo hat ziemlich gut Englisch lesen und sprechen gelernt. Dann trat er als Neophyte in eins der königlichen Klöster ein, wo er in die Lehren Buddha's eingeweiht wurde. Nach seiner Thronbesteigung, die durch Hinrichtung von über 100 Personen beiderlei Geschlechts inaugurirt wurde, heirathete Thibo allen Gesetzen zum Trotz seine Halbschwester und bald darauf noch eine andere Prinzessin. Mit seiner ersten Frau hatte Thibo nur zwei Kinder: eine Thatsache, die ihn in den Augen des Volkes sehr herabsetzte, denn seine Vorgänger hatten alle viel mehr Frauen und Kinder, einer derselben sogar 53 Frauen und 113 Kinder; ein anderer sorgte während einer langen Regierung alljährlich für fünf neue Königskinder.

Vom neuen Könige erwartete man, daß er sich den Wünschen Englands entgegenkommender zeigen würde als sein Vorgänger; vor allem hoffte man, daß er die Hofetikette würde fallen lassen. Wider Erwarten bestand man darauf; dem englischen Vertreter wurde von der indischen Regierung untersagt, bei Hofe zu erscheinen, und antwortete der König mit dem Verbote an Europäer, die Palastgebäude zu betreten. Es war dieses für den Pöbel das Signal, sich alle nur denkbaren Uebergriffe gegen die Europäer herauszunehmen, der englische Resident wurde sogar auf offener Straße verhöhnt. Im September 1879 wurde der Vertreter Englands abberufen, am 6. Oct. folgte das Gesandtschaftspersonal, die Post- und Telegraphenbeamten, der italienische Consul übernahm die Vertretung der englischen Interessen. Der König wollte den übeln Eindruck, den die Berichte des Residenten machen mußten, durch Absendung einer Gesandtschaft abschwächen, die indische Regierung nahm dieselbe nicht an, sondern schickte sie mit einem Schreiben des Inhalts zurück, daß sie es ablehnen müsse, Gesandte eines Staates zu empfangen, dessen Herrscher ihren Vertretern beharrlich mit Unhöflichkeit begegne und ihnen die diplomatischen Vorrechte, die ihnen zukämen, verweigere. Thibo merkte, daß er zu weit gegangen sei; auf das schmerzlichste empfand er die Zurückweisung der Gesandtschaft; das mandalayer Regierungsblatt gab sein Bedauern über die Differenz mit England zu erkennen. England verstärkte seine Garnisonen und seine Flotte, doch sollte sich für Birma diesmal der Sturm noch verziehen. Neben der Differenz mit England entstanden der Regierung im Innern große Verlegenheiten. Ein Todesfall an Blattern in der königlichen Familie ward als Zeichen des Einflusses böser Geister angesehen, und zu deren Besänftigung erfolgte das Opfer von 400 Menschen. Die Erregung stieg; und Ende Mai 1880 kam es an der englischen Grenze zum Aufstande; Nyung-Yang war mit 25 Anhängern

aus Calcutta entwichen und hatte mit einem rasch anwachsenden Haufen Unzufriedener die Regierungstruppen geschlagen; erst Ende Juni mußte er der Uebermacht weichen und floh nach Calcutta, wo er als Staatsgefangener bewacht wurde.

Gleichzeitig entstanden neue Verwickelungen mit England, der Dampfer Yünnan wurde von birmanischen Behörden festgehalten und demselben erst nach 36 Stunden die Weiterfahrt gestattet.

Auf die Vorstellung Englands hin erfolgte eine Gegenrechnung; man warf der Regierung vor, daß Nyung-Yang Unterstützung in Indien erfahren habe, versprach aber, die birmanischen Behörden zur Rechenschaft zu ziehen. Das Verhältniß beider Staaten wurde noch weiter dadurch getrübt, daß Birma die Eingangszölle erhöhte und Handelsmonopole an Einheimische gewährte, wodurch der englische Handel wesentlich geschädigt wurde. Die indische Presse rieth zum Handeln, forderte schon damals die Annexion Birmas und wies darauf hin, wie die beständigen Grausamkeiten Thibo's die Intervention Frankreichs oder Italiens herausfordern müßten, was im englischen Interesse nicht zu wünschen sei. Im Mai 1882 traf in Simla eine birmanische Gesandtschaft ein, welche die Differenz ausgleichen sollte: England sollte seine Forderungen, die vorhin erwähnte Schuhfrage und die Monopole fallen lassen; einen englischen Gesandten mit Escorte aufzunehmen, konnte oder wollte man sich nicht entschließen, und so wurde denn am 27. Aug. die birmanische Gesandtschaft wieder abberufen. Thibo entsandte nun eine neue Gesandtschaft, welche auch Frankreich und Italien besuchen sollte. Im October 1884 fanden unter dem Vorwande der Unterdrückung eines Aufstandes im Gefängnisse zu Mandalay neue Grausamkeiten statt, denen 300 Personen, unter ihnen auch englische Unterthanen, zum Opfer fielen. Auf einem Entrüstungsmeeting in Rangun wurde der Beschluß gefaßt, die Regierung zum Einschreiten aufzufordern, da die Interessen von Upper-Burmah mit denen von Britisch-Burmah zu sehr die gleichen seien, als daß man dulden könne, daß ein halbverrückter Mensch derartige Grausamkeiten sich erlaube.

Hatte Gladstone 1876 mit Erfolg gegen die Bulgarian atrocities agitirt, so lag hier ein triftigerer Grund vor, einzuschreiten, es war britisches Blut geflossen; doch Duo quum faciunt idem, non est idem.

König Thibo durfte sich nicht verhehlen, daß seine fortgesetzten Uebergriffe über kurz oder lang die Intervention Englands herausfordern würden, und suchte daher Schutz bei Frankreich, Italien oder gar Rußland zu finden, bedachte aber nicht, daß dieses nur die Action Englands beschleunigen müsse. Vor allem war es Frankreich, für welches nach den jüngsten Miserfolgen in Annam und Tonkin ein Bündniß nur nützlich und verlockend sein konnte; für Frankreich bot sich dann die Gelegenheit, Tonkin und Yünnan zu umfassen, den englischen Handel mit letzterer Provinz brach zu legen und so den britischen Colonien an der Irawaddimündung die Lebensader zu unterbinden. Zwischen Frankreich und Rußland eingeengt war die englische Herrschaft in Indien auf das gefährlichste bedroht. Daß man in den maßgebenden Kreisen Frankreichs sich mit Vorliebe derartigen utopistischen Träumereien hingab, ist nicht zu leugnen, und wurde unter der Maske eines

Handelsvertrags der Versuch gemacht, festen Fuß in Birma zu fassen. Zum französischen Consul in Mandalay wurde der Elsässer Haas ernannt; geflissentlich verbreiteten französische Blätter die Nachricht, daß zwischen ihm und dem König Thibo ernste Verwickelungen in der Schuhfrage entstanden seien, und daß der französische Consul auf das entschiedenste die Auszahlung des rückständigen Gehalts an die europäischen Beamten gefordert habe. Gleichzeitig schlug Thibo einen versöhnlichern Ton gegen England an; eine indische Zeitung brachte sogar die Nachricht, daß Thibo bereit sei, 2000 Birmanen der englischen Regierung zur Verwendung im Sudan zur Verfügung zu stellen. Trotz alledem gelang es aber nicht, die Wachsamkeit des englischen Agenten einzuschläfern. Trotz der Verwickelungen in Aegypten und Afghanistan hatte man ein wachsames Auge auf Birma; man ahnte, daß sich dort eine Krisis vorbereite. Von März bis Juni liefen nur spärliche Nachrichten aus Mandalay ein; sie bestätigten die Differenz zwischen dem französischen Consul und dem Könige und enthielten Berichte über neue Grausamkeiten und neue Orgien. Im September kam dann die Nachricht, daß Haas einen für Frankreich ungemein günstigen Vertrag abgeschlossen habe, in welchem französischen Gesellschaften die Irawaddizölle, die Pacht der Forsten auf 99 Jahre, das Monopol des Eisenbahnbaues, der Banken und Hypotheken ohne irgendeine erwähnte Gegenleistung Frankreichs zugestanden wurde. Englands Handel und Einfluß mußten somit vollständig brach gelegt werden; doch bot dieser Vertrag noch keinen triftigen Grund zum Kriege. Im Interesse Birmas wäre es nun vor allem gewesen, solange die Beziehungen mit Frankreich sich noch in ihren ersten Stadien befanden, auf jede Weise einen Conflict mit England zu vermeiden. Thibo hatte bis dahin von der Bombay and Burmah Trading Company zu jeder Zeit Vorschüsse auf die Pachtsumme erhalten, die diese für Ausforstung des Urwaldes dem König zu zahlen hatte. Im October 1885 forderte der König wiederum eine Summe, die aber nicht geliefert wurde, sei es nun, daß die Pachtsumme schon durch frühere Zahlung überschritten war, sei es, daß infolge der offenen Bevorzugung der Franzosen sich die Gesellschaft verletzt fühlte. Die Weigerung der Gesellschaft wurde mit einem Decret des Königs beantwortet, wonach dieselbe, da sie angeblich 56177 Teakstämme ohne Zoll ausgeführt habe, dem König eine Strafe in Höhe von 5 Mill. Mark zu zahlen habe, widrigenfalls das Inventar und die Holzlager der Gesellschaft mit Beschlag belegt werden würden. Die Vorstellungen der Directoren, den Streitfall einem gemischten Gerichtshofe zur Begutachtung vorzulegen, wurden nicht beachtet, ebenso wenig hatte ein Protest des Vicekönigs Erfolg.

Der indischen Regierung konnte diese Streitfrage nur erwünscht sein, um den schon lange geplanten Zug nach Mandalay in Scene zu setzen; die Verhältnisse im Lande waren derartig ungeordnete geworden, daß man für die Ruhe und Ordnung in den eigenen Provinzen fürchten mußte; chinesische Abenteurer hatten Bhamo besetzt und die indische Regierung zur Theilung von Birma aufgefordert; im Lande selbst durfte man ferner auf Sympathien seitens der Bevölkerung hoffen. Anfang November wurde ein Ultimatum abgesandt, in welchem kategorisch Aufnahme eines englischen Residenten mit Escorte gefordert wurde und daß der

obenerwähnte Streitfall einem aus Vertretern beider Nationen bestehenden Gerichtshofe vorgelegt werde; als dann eine ausweichende Antwort Thibo's eintraf, überschritten am 15. Nov. 1885 die englischen Truppen unter dem General Prendergast die Grenze. Thibo hatte in einer Proclamation die Bevölkerung zum Kampfe gegen England aufgerufen. Die kalte Jahreszeit war zur Führung der Operationen eine günstige; da die Entscheidung am Irawaddi fallen mußte, so konnte man die Hülfsmittel der Flotte ausnutzen. Zu diesem Zwecke war aus Kanonenbooten, armirten Schaluppen, Flußdampfern und improvisirten schwimmenden Batterien eine Flotille von 45 Fahrzeugen zusammengestellt. Das Expeditionscorps zählte drei englische und sechs eingeborene Bataillone. Die Feindseligkeiten begannen mit Wegnahme eines mit Munition beladenen birmanischen Regierungsdampfers und zweier schwimmenden Batterien durch die Engländer. Ernstern Widerstand fand man bei Minhla; hier stand ein größerer Theil der birmanischen Armee hinter Palissadirungen zu beiden Seiten des Flusses. Unter dem Feuer der Schiffsgeschütze landeten die Sturmcolonnen; die Birmanen wurden nach unbedeutendem Kampfe aus ihren Stellungen vertrieben, Minhla als Etappenstation befestigt. Außer Minhla waren noch von den Birmanen eine Anzahl anderer Positionen vorbereitet, doch genügten wenige Schüsse aus den Schiffsgeschützen, um die Vertheidiger zum Aufgeben ihrer Stellungen zu zwingen. Die Engländer näherten sich der Hauptstadt; am 25. Nov., als sie mit der Tête noch 50 Kilometer von derselben entfernt waren, kamen ihnen Parlamentäre entgegen, die ein Schreiben Thibo's übergaben. Derselbe suchte den Streitfall auf ein Misverständniß zurückzuführen; man weiß wirklich nicht, ob man mehr die Naivetät oder die Unverfrorenheit Thibo's bewundern soll, derartige Entschuldigungsgründe vorzubringen. General Prendergast ließ sich nicht aufhalten; er bedeutete den Abgesandten, daß er Mandalay besetzen werde, und daß das Leben Thibo's nur geschont werden könne, wenn die in der Hauptstadt weilenden Europäer noch am Leben seien; jedenfalls müsse der König sich bedingungslos unterwerfen.

Am 27. Nov., als die Flotte zwei Meilen von Mandalay entfernt ankerte, traf die Antwort ein; Thibo unterwarf sich und legte die Geschicke seines Landes in die Hände der Briten. Am nächsten Tage rückten die Truppen in die Hauptstadt ein; hier fand die erste Unterredung zwischen dem englischen Delegirten, dem Obersten Sladen, und Thibo statt. Dieser hatte, als man ihm mittheilte, daß er nicht für sein Leben zu befürchten habe, eine gewisse Würde wiedergewonnen, behauptete, stets ein Freund Englands gewesen zu sein, und schob den Bruch auf den schlechten Rath seiner Minister; wiederholt erklärte er, keine Schuld an den Grausamkeiten zu haben, die ihm zur Last gelegt würden, er sei ein frommer, nüchterner Mensch, der streng nach den Regeln Buddha's lebe. Er bat den Obersten Sladen, für ihn das Land zu verwalten. Mit dem General Prendergast suchte Thibo die Farce weiter zu treiben, was ihm aber nicht gelang; es wurde ihm kurzweg eröffnet, daß er sich sofort zum Verlassen der Hauptstadt bereit zu machen habe; an Stelle einer Frist von drei Tagen, um die er gebeten hatte, wurde ihm

nur eine solche von zehn Minuten gewährt. Dem König wurde Rauiput, unweit Arcot, zum Aufenthaltsort angewiesen.

Die Situation der Engländer in Mandalay war keine beneidenswerthe; noch am Tage der Besetzung der Stadt wurden die englischen Wachen in überraschender Weise angegriffen, einige Stunden lang herrschte ein Zustand der Anarchie, der namhafte Opfer an Menschenleben forderte. Die englischen Verbindungen wurden durch Räuberbanden beunruhigt, die sogar bis in die Stadt Pegu eindrangen. Fliegende Colonnen, die nach allen Richtungen das Land durchzogen, vermochten nicht dem Unwesen zu steuern, wenn auch die Colonnen die sich entgegenstellenden Feinde zersprengten. Eine dieser Colonnen besetzte Bhamo.

Die Frage war nun, was mit dem eroberten Lande gemacht werden sollte, man schwankte zwischen Protectorat und Annexion. Für ersteres entschieden sich die Gouverneure von Britisch-Birma und vom Pendschab; so vortheilhaft dies auch in der Theorie sein konnte, so namhafte Schwierigkeiten bot die Ausführung in der Praxis. Unter den Mitgliedern der Königsfamilie fand man keine einzige geeignete Persönlichkeit, auf deren Ergebenheit man hätte rechnen können und die gleichzeitig im Stande gewesen wäre, sich gebührend Achtung im Innern zu verschaffen. Einen fremden Herrscher in Mandalay einzuführen, das wäre die Ursache zu zahllosen Verwickelungen geworden, und hatte man mit Schah Schuja in Afghanistan seinerzeit zu üble Erfahrungen gemacht, um noch einmal ein ähnliches Experiment wiederholen zu können. So blieb denn nur noch Annexion übrig, die dann am Neujahrstage in der am Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Proclamation verfügt wurde. Bei Siam und China wurden gleichzeitig Grenzregulirungen angeregt, und da die beiden Staaten hierdurch nur gewinnen konnten, gingen sie bereitwilligst darauf ein. Die Absicht Englands geht dahin, in Siam wie in Afghanistan gegen Rußland, gegen Frankreich einen Puffer zu gewinnen, der die englischen Colonien von den französischen Besitzungen trennen soll. An China würden die räuberischen Shanstämme im Norden fallen, die sich nur schwer europäischer Zucht und Gesittung fügen und beständige Veranlassung zu kleinen Kriegen abgeben würden. Die Shanstämme sind bisjetzt thatsächlich unabhängig gewesen und haben nur einen unbedeutenden Tribut nach Mandalay entrichtet. Auf Grund des frühern Besitzstandes forderte China birmanisches Land bis zum Einfluß des Shewly in den Irawaddi, 80 Kilometer südwestlich Bhamo (ungefähr mit dem Wendekreise des Krebses zusammenfallend), wodurch die Südgrenze von Yünnan besser abgerundet wird. Die Verhandlungen werden in London geführt; vorderhand ist England aber nicht gesonnen, das wichtige Bhamo den Chinesen zu überlassen.

Resumiren wir die Situation, so beschränkt sich die englische Herrschaft nur auf den Irawaddi und einige Kilometer landeinwärts; das ganze Land ist in Aufruhr, die Ordnung wird nur mühsam durch fliegende Colonnen aufrecht erhalten. Mit Entfernung Thibo's endet der erste Abschnitt der jüngsten Phase der birmanischen Frage; England steht jetzt vor dem zweiten, weit schwierigern Theil der Aufgabe: die Pacificirung des Landes, die systematisch von Süden und Westen beginnend in Angriff genommen wird.

Sehr zur Unzeit kommt jetzt die Nachricht, daß der Prinz Mengon, Sohn des Vorgängers Thibo's, von Pondichery entwichen und in Saigon eingetroffen sei. Jedenfalls kann er von hier aus als Prätendent für den „goldenen Sonnenschirm" einen größern Einfluß auf die Ereignisse in Birma ausüben als von Indien aus. Prinz Mengon ist 1844 geboren und war 1866 bei Gelegenheit einer Palastrevolution aus Mandalay entflohen, wurde dann von den Engländern als Staatsgefangener erst in Benares, dann auf den Andamanen festgehalten; von dort gelang es ihm, nach den französischen Besitzungen in Indien zu entkommen. Von den Franzosen wurde er auf das zuvorkommendste aufgenommen und auf Staatskosten unterhalten. Prinz Mengon macht aus seinen Sympathien für Frankreich und aus seiner Abneigung gegen England kein Hehl. Er gilt als thatkräftig und energisch, und wird man fraglos von ihm in nächster Zeit etwas hören.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

23. September 1886.

Die Einberufung des Deutschen Reichstages wegen des spanisch-deutschen Handelsvertrages gab, bald nach der Eröffnung am 17. Sept., den Socialdemokraten willkommenen Anlaß, Obstructionspolitik zu treiben, indem sie die Session möglichst in die Länge zu ziehen suchten. Obschon sie gegen den Reichstagspräsidenten von Wedell-Piesdorf nichts einzuwenden hatten, fanden sie doch das Einschreiten dieses Herrn in seiner Stellung als Regierungspräsident gegen einen Gesinnungsgenossen derartig, daß sie eine Wiederwahl durch Acclamation ablehnten. So mußte eine Wahl durch Abstimmung stattfinden. Darauf protestirten die Socialdemokraten gegen das Eintreten in die Berathung des Handelsvertrages am folgenden Tage, da auf Grund der Geschäftsordnung erst am dritten Tage, nachdem ein Gesetzentwurf gedruckt worden ist, die erste Berathung festgesetzt werden darf, die erst am 18. Sept. begann. Abgeordneter Brömel erklärte sich im Namen der Freisinnigen zu Gunsten des Vertrages, der wirklich ein solcher sei, welcher den Verkehr erleichtere. Die Einfuhr aus Spanien und der deutsche Export dorthin hätten sich wesentlich gehoben. Nur klage man über eine Ueberschwemmung mit spanischem Eisen: die preußische Eisenbahnverwaltung habe für die deutschen Erze billigere Transporte gewährt: das sei eine Durchlöcherung des Handelsvertrages. Dies bestreitet Staatssecretär von Bötticher: es handle sich nur um einen Nothstandstarif für den Siegener und Lahndistrict. Stöcker tritt für die geschädigte Eisenindustrie seines Wahldistricts ein, wird aber von Hammacher widerlegt. Die Socialdemokraten Kayser und Stolle sind nicht gegen den Tarif; wenn indeß auch der Export so und so viele Millionen betrage, die Lage der Arbeiter habe sich deshalb nicht gebessert. Rickert macht einen heftigen Ausfall gegen die Schutzzollpolitik, deren baldiges Ende er vorhersagt.

Nachdem der deutsch-spanische Handelsvertrag in erster und zweiter Lesung angenommen worden, folgt die Berathung des sächsischen Rechenschaftsberichts über die Ausführung des Socialistengesetzes. Die Abgeordneten von Vollmar und Viereck ergehen sich in einer scharfen Kritik der sächsischen Politik. Wenn die Regierungen so fortführen, so würden alle Arbeiter Socialdemokraten werden. Auch bestreiten die Abgeordneten dieser Partei jeden Zusammenhang zwischen Socialdemokraten und Anarchisten. Abgeordneter von Stauffenberg kritisirt ebenfalls den Rechenschaftsbericht. Die Fachvereine seien keineswegs durchweg socialdemokratisch, und die Auffassung der sächsischen Regierung mache das Coalitionsrecht illusorisch. In ähnlicher Weise spricht sich Bebel aus: es seien in einem jeden Fachverein eine mehr oder weniger große Zahl von Socialdemokraten: daraus könne nicht geschlossen werden, daß diese Vereine socialdemokratische Tendenzen verfolgten. Das Socialistengesetz werde nicht sowol gegen die politischen Tendenzen

der Socialdemokratie als gegen die Strikes, die Fachvereine, die Gewerkschaftsbewegung angewandt; es sei nicht blos aus der Feindseligkeit gegen die Socialdemokratie, sondern aus dem Haß der Regierungen gegen die Arbeiter als Klasse hervorgegangen: die deutschen Arbeiter würden hierauf die Antwort geben.

Am 20. Sept. wurde der deutsch-spanische Handelsvertrag in dritter Lesung angenommen und darauf der Reichstag geschlossen. Es war den Socialdemokraten nicht gelungen, eine Debatte über die auswärtige Politik in Scene zu setzen. Die von ihnen beabsichtigte Interpellation wird in ihrem „Volksblatt" mitgetheilt: sie enthielt Anfragen, ob der Reichskanzler Abmachungen zugestimmt habe, welche die Beseitigung des Fürsten Alexander von Bulgarien im Interesse Rußlands und die Stärkung der russischen Macht auf der Balkanhalbinsel bezweckten; ob die Reichsregierung dahin gewirkt habe, daß diejenigen straflos blieben, die sich dem Fürsten gegenüber des Verbrechens des Hochverraths schuldig gemacht, und was die verbündeten Regierungen zu thun gedächten, um bei dem unaufhörlich wachsenden Einfluß Rußlands und der Ausdehnung seiner Machtsphäre auf der Balkanhalbinsel die schwer bedrohten deutschen Interessen zu wahren. Außerdem wurden Uebergriffe russischer Soldaten auf preußischem Boden angeführt und gefragt, was die Regierungen gegen solche fortgesetzten Grenzverletzungen und die brutale Behandlnng deutscher Staatsangehöriger durch russische Soldaten und Behörden thun wollen?

Die Socialdemokraten hätten mit dieser Interpellation ohne Frage Fiasco gemacht: keine der andern Parteien würde sie unterstützt haben. Nicht als ob der allgemeine Instinct des deutschen Volkes sich dagegen verblendete, daß in jedem Wachsthum der russischen Macht und ihrer panslawistischen Tendenzen eine Bedrohung des Deutschthums liegt: aber darüber sind wol alle Parteien einig, daß in den bulgarischen Angelegenheiten ein Anlaß zu einem casus belli zwischen Rußland und Deutschland, der augenblicklich die französische Revanche entfesselt hätte, nicht liegt.

Wenn die deutschen Socialdemokraten ihre Interpellation wegen Bulgariens nicht an den Mann bringen konnten, so werden die ungarischen Reichstagsmitglieder mit den ihrigen jedenfalls etwas mehr Staub aufwühlen. Ein hohes Maß von Wißbegierde kann man weder derjenigen von Balthasar Horvath noch der von Daniel Franyi absprechen. Der erstere fragt besonders, ob das Auswärtige Amt schon im voraus der Entfernung des Fürsten Alexander zugestimmt habe, ob das Russische Reich dem deutsch-österreichischen Bündniß beigetreten sei, ob Rußland, sei es innerhalb, sei es außerhalb dieser Allianz Garantien gegeben, daß es sich nicht blos der bewaffneten, sondern jeder wie immer beschaffenen Intervention enthalten werde, und dann, welchen Standpunkt das Deutsche Reich als Alliirter im Sinne der Allianz einnehmen würde, wenn Oesterreich den Bestrebungen Rußlands gegenüber, seinem ausschließlichen oder überwiegenden Einfluß den einen oder den andern Punkt der Balkanhalbinsel botmäßig zu machen, genöthigt werde, das Gewicht seiner moralischen oder bewaffneten Macht in die Wagschale zu werfen? Diese Fragen betreffen allerdings den Kernpunkt der gegenwärtigen politischen Situation: es sind Fragen, welche alle beschäftigen, die derselben ihre Aufmerksamkeit schenken; Tisza wird indeß kaum in der Lage sein, den diplomatischen Schleier zu lüften, der über den Verhandlungen bei den letzten Zusammenkünften der Minister der Allianzstaaten schwebt. Die Interpellation von Franyi berührt dieselben Hauptpunkte, geht aber noch mehr ins Detail: so wird danach gefragt, ob der bulgarische Staatsstreich und das Vorgehen Rußlands von Oesterreich gebilligt werde, ob Oesterreich die Fürstenwahl der Sobranje billigen werde oder sich schon vorher mit Rußland über einen Candidaten verständigt habe. Der Zweck dieser Interpellation ist, die Willfährigkeit der österreichischen Regierung gegen Rußland bloßzustellen; hinter jenen Fragezeichen lauert eine scharfe Kritik.

Die Kaisertage in den deutschen Reichslanden haben den Beweis geliefert, daß die Bevölkerung zum großen Theil sich mit den neuen Zuständen ausgesöhnt hat und Anhänglichkeit und Liebe für dieselben gewinnt. Und wer könnte mehr dafür Propaganda machen, als der greise Kaiser selbst, der unter den geschichtlichen Größen des Jahrhunderts einen so hohen Rang einnimmt und der bis ins höchste Alter mit so unerschütterlicher Pflichttreue seines Amtes waltet? Und wenn ihn der Rath der Aerzte zurückhielt, wie von der Reise nach Metz, so vertrat ihn der Kronprinz des Deutschen Reiches, der ja ebenfalls an Ehren und Siegen reich ist. Die Volksfeste in Straßburg waren frisch und lebendig, keine „gemachten" Demonstrationen. Der Kaiser selbst fand Anlaß, dem Fürsten Hohenlohe, dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, seine vollste Anerkennung für seine Verwaltung der Reichslande, ebenso dem General von Henduck seine volle und ganze Zufriedenheit mit dem Manöver des 15. Armeecorps auszusprechen: die Truppentheile aller Contingente ständen auf gleicher Ausbildungsstufe, „das Armeecorps sei ein würdiges Bild der Vereinigung des deutschen Vaterlandes, und der hohen Aufgabe, der Wacht an der Grenze, durchaus gewachsen".

Aus der politischen Vogelperspective gesehen, welche größere Zeiträume ins Auge zu fassen vermag, erscheinen die Vorgänge in Bulgarien, trotz aller ihrer Wendungen und Katastrophen, trotz aller Putsche, siegreichen Kämpfe und Militärrevolutionen, nur als eine Art von Cirkeltanz, der noch dazu in einer ironischen Beleuchtung steht; denn gerade was das sich aufraffende Heldenthum und der Unabhängigkeitsdrang des bulgarischen Volkes erreichen wollte und erreicht hatte, das fällt jetzt als eine reife Frucht der russischen Politik in den Schos. Der Frieden von San-Stefano wollte ein Großbulgarien schaffen; der Berliner Congreß hat dies verhindert und durch die Zweitheilung des Landes, durch die Schöpfung eines unter türkischer Statthalterschaft stehenden Ostrumelien den Russen verwehrt, aus einem von ihnen abhängigen Großbulgarien die Hand allzu bequem nach dem nahen Konstantinopel auszustrecken.

Fürst Alexander, anfangs ganz unter russischen Einflüssen stehend, machte dem Selbstgefühl des bulgarischen Volkes allmählich immer weitere Zugeständnisse, und sah zuletzt eine große, eines Helden würdige Aufgabe darin, Bulgarien zu vereinigen und auf eigene Füße zu stellen; es war dies immerhin eine geschichtliche That, die dem Nationalgefühl entsprach: es blieb nur fraglich, ob sie mit ausreichender Berechnung der Folgen, der dabei den Ausschlag gebenden politischen Factoren ins Werk gesetzt war. Nun war zwar erreicht, was Rußland im Frieden von San-Stefano als erwünschtes Ziel sich vorgezeichnet hatte; aber es war erreicht in unerwünschter Weise durch einen Fürsten und ein Volk, die sich von den russischen Einflüssen zu emancipiren suchten, sodaß gelegentlich Großbulgarien auch als eine Vormauer der Türkei gegen Rußland dienen konnte. Es erregte natürlich in Petersburg bittersten Groll, daß auf eine von dort ausgespielte Karte die Gegner mit Aussicht auf Erfolg setzen durften. Und die Frucht der russischen Intriguen waren die neuesten dramatischen Wendungen im Geschicke des Fürsten und die Thatsache, daß das neugeschaffene Großbulgarien wieder in die Perspective des Friedens von San-Stefano rückt. Wenn wir das Spiel der Intriguen und Leidenschaften, Kämpfe und Verbrechen, welches die jüngste Zeit vor unsern Augen entrollte, mit dem Antheil betrachten, den spannende Vorgänge in uns wachrufen, so können wir uns doch der Einsicht nicht verschließen, daß wir es im Grunde mit einem Sturme im Glase Wasser zu thun haben, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker eine leere Phrase ist, daß der ganze Aufwand von edeln patriotischen Gefühlen, von nationaler Begeisterung als eine nutzlose Verschwendung erscheint gegenüber dem Machtspruch einer Großmacht, welche so lange im Hintergrunde lauert, bis sie ihre Fangarme offen nach der insgeheim umgarnten Beute ausstreckt.

Die Signatur der allgemeinen europäischen Politik wurde durch die Zusammenkunft des Deutschen und des Oesterreichischen Kaisers in Gastein am 8. und 9. Aug. und durch den Besuch des Fürsten Bismarck bei dem russischen Premierminister von Giers deutlich genug ausgeprägt, um die Hoffnungen derjenigen zu zerstören, welche auf die Zwietracht der drei Kaisermächte rechneten. Mochte man in der gasteiner Zusammenkunft zwar eine Bestätigung des deutsch-österreichischen Bündnisses sehen, aber immer noch der Vermuthung Raum geben, es könne die Spitze desselben gegen Rußland gerichtet sein, dessen reservirte Haltung damals auffiel: so erwies sich diese Vermuthung unhaltbar, nachdem Fürst Bismarck und Herr von Giers in Franzensbad auf das freundlichste miteinander verkehrt hatten, ohne sich in dieser Freundschaft durch die Abenteuer in Bulgarien, deren Kunde inzwischen die Gemüther erregt hatte, irgendwie stören zu lassen. Es war zweifellos, die bulgarischen Vorgänge warfen keinen Zankapfel in die Cabinete der drei Kaisermächte — und damit war das Schicksal des Landes und seines Fürsten vor dem Areopag jener höhern Politik entschieden, der gegenüber die Umwälzungen in den Kleinstaaten wenig ins Gewicht fallen.

Dennoch waren dieselben ganz dazu angethan, Sympathien und Antipathien im vollsten Maße zu erwecken; ja die kühle Behandlung, mit welcher die officiösen deutschen Blätter die Militärrevolution von Sofia als ein gleichgültiges Ereigniß abfertigten, durch welches keine deutschen Interessen berührt würden, erregte einen Sturm des Unwillens, selbst bei denen, welche die Politik des Reichskanzlers billigten; doch man wollte sich nicht daran gewöhnen, daß der sittliche Maßstab an politische Vorgänge gar nicht mehr angelegt werde und Treubruch und Hochverrath keinerlei Verdammungsurtheil erführen. Die Sympathien, deren sich Fürst Alexander beim deutschen Volke und zwar in allen Kreisen desselben erfreute, ließen sich auch dadurch nicht verringern, daß der Beweis geführt wurde, er sei eigentlich ein Russe: eine Beweisführung, welche mit ungläubigem Staunen hingenommen wurde.

Die Militärrevolution in Sofia fand in der Nacht vom 20. zum 21. Aug. statt. Die Verschwörer hatten eine Zeit benutzt, wo die höhern Offiziere des Prinzen abwesend waren, ebenso der größte Theil der Truppen, welche an der serbischen Grenze standen. Waren doch absichtlich in jüngster Zeit Nachrichten über serbische Rüstungen verbreitet worden, um die Truppen von Sofia zu entfernen. Der Fürst selbst wollte am nächsten Tage zu einer Truppeninspection nach Widdin sich begeben. Da wurde das Schloß von einem Bataillon aus Küstendil und den Zöglingen der Cadettenschule, welche sich in Compagnien formirt hatten, umlagert, die widerstrebende Schloßwache beseitigt, der Zutritt zum Fürsten erzwungen. Major Grujew, der Commandant des Bataillons von Küstendil, an der Spitze seiner Offiziere stehend, ergriff das Wort und erklärte, das Wohl Bulgariens erheische die Abdankung des Fürsten. Der Fürst wies diese Zumuthung anfangs zurück, doch Grujew wies auf die vor dem Schloß aufmarschirte Truppe und erklärte, die ganze Armee verlange stürmisch die Abdankung, um für Bulgarien den Schutz des Zaren zu gewinnen. Ein Blick auf die sich gegen ihn empörenden Zöglinge der eben erst von ihm errichteten Cadettenschule erfüllte den Fürsten jedenfalls mit Unwillen und Widerwillen, sodaß er sich bereit erklärte, die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. „Wenn mich meine Truppen, die Soldaten und Offiziere, die ich zum Siege geführt, verlassen, dann habe ich in Bulgarien nichts mehr zu suchen.“ So unterschrieb der Fürst; er folgte auch der Weisung, alsbald abzureisen. Unter militärischer Escorte fuhr er dann morgens früh gegen Berkowitza ab. Die Militärverschwörer ließen indeß alle öffentlichen Gebäude und die Häuser, in denen hervorragende Staatsmänner wohnten, mit Wachen besetzen. Die eigentliche Seele der Verschwörung waren der Metropolit Clement und der frühere russenfreundliche Minister Zankow. Beim Frühgottes-

dienst verkündete der erstere dem Volke, Gott habe das bulgarische Volk vom Prinzen Battenberg erlöst und es wieder dem Schutze des mächtigen Zaren zugeführt. Später segnete er das Volk vom Balkon des russischen Consulats aus, nachdem vorher schon der kaiserlich russische Segen in Rubeln unter die Menge ausgestreut worden war.

Die Verschwörer hatten indeß die Rechnung ohne den Wirth gemacht: die große Mehrzahl der Armee war für den Fürsten; aus allen Festungen, Widdin, Silistria, Rustschuk, Varna liefen Proteste gegen den Handstreich ein. Zur That schritten aber die Milizen aus Ostrumelien, welche unter Führung des Obersten Mutkurow von Philippopel nach Sofia marschirten. Die aufrührerischen Bataillone, auch einige Batterien der Artillerie verließen die Stadt und nahmen Stellung bei Radomir, zwei Tagemärsche südwestlich von Sofia; Grujew und seine Offiziere wurden flüchtig, sind aber in Rahowo an der Donau verhaftet worden. Die Verschwörung beschränkte sich indeß nicht auf das Häuflein derer, welche das Attentat ausführten: mehr als 60 Offiziere sollen in dieselbe verwickelt sein, und zwar soll der Militärattaché des russischen Generalconsuls, Oberst Zacharow, dieselben geködert haben durch das Versprechen, sie würden mit gleichem Range in die russische Armee übernommen werden, wenn der Staatsstreich gelungen sei.

Die Contrerevolution war in wenig Tagen siegreich; Karawelow, dessen Name von der provisorischen Regierung, welche die Meuterer eingesetzt hatten, misbraucht worden war, obschon die neueste Regierung durch ihr Vorgehen gegen denselben beweist, daß sie ihn für einen Mitschuldigen hält, schloß sich dem Obersten Mutkurow und dem Präsidenten der Sobranje, Stambulow, an: sie bildeten eine neue Regierung und begannen ihre Thätigkeit damit, daß sie den Fürsten ins Land zurückriefen. Fürst Alexander war nach einer unfreiwilligen Donaufahrt in Reni, im russischen Bessarabien gelandet: doch war von Petersburg schon die Weisung gekommen, ihm auf russischem Gebiet sogleich seine Freiheit wiederzugeben: er begab sich nach Lemberg, wo ihn die Abgesandten von Sofia trafen: er entschied sich dafür, dorthin zurückzukehren; aber wie es scheint, unter dem stillschweigenden Vorbehalt, daß er, wenn es ihm nicht gelänge, seinen Frieden mit dem Kaiser von Rußland zu machen, abermals auf seine Krone verzichten werde. Ohne Frage hätte der Fürst besser gethan, sich vorher von des Zaren Willensmeinung zu überzeugen, ehe er noch einmal in sein Land zurückkehrte, die Begeisterung seines Volkes in Unkosten versetzte, als Gegenstand zahlreicher Huldigungen und Triumphe, um dann, ohne daß die Revolver Grujew's und seiner Helfershelfer auf ihn gerichtet gewesen wären, abermals abzudanken und das Land zu verlassen; am besten hätte er wol gethan, sich auf seine erste Abdankungsurkunde zu berufen und einer zum Theil meuterischen Armee für immer den Rücken zu kehren: er hätte dann der Welt das Schauspiel eines moralischen Kniefalls vor dem Zaren erspart, womit er eigentlich die bisher durchgeführte Heldenrolle preisgab, ganz abgesehen von der Demüthigung, die in der Antwort des russischen Kaisers lag: denn seine geschichtliche Bedeutung lag in dem Bestreben, ein einheitliches und von Rußland unabhängiges Bulgarien zu schaffen: wie kann man es damit in Einklang bringen, wenn der Fürst in seinem Telegramm an den Kaiser verspricht, demselben den vollsten Beweis seiner unveränderlichen Ergebenheit zu geben, wenn er sich in der Person des russischen Generals Dolgorukow einen Rathgeber und Vormund erbittet, wenn er sogar erklärt, er werde seine Krone niederlegen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, die Bulgaren in einer den hochherzigen Intentionen des Kaisers entsprechenden Weise zu beglücken? Das war offenbar ein Rückfall in die erste Epoche seiner Regierung, in welcher der russische Einfluß in Sofia ausschließlich herrschte: doch über diese Verheißungen demüthiger Vasallenschaft kam bald der kalte Wasserstrahl von der Newa in Gestalt jenes Telegramms, in welcher sich der Kaiser aufs schroffste ablehnend gegen seinen fürstlichen Vetter aussprach. Rückhaltslos erklärte er, daß er

die ihm höchst unerwünschte Rückkehr des Fürsten nach Bulgarien nur für eine neue Heimsuchung des so schwer geprüften bulgarischen Volkes halte; er werde sich so lange abwartend verhalten, bis der Fürst Bulgarien wieder verlassen; er verbitte sich außerdem jede Anspielung auf seine Absichten und Pläne in Bulgarien; er wisse allein zu beurtheilen, was seine Pflicht sei. Diese vom tiefsten Ingrimm dictirte Antwort, der sich in Bezug auf die Fracturschrift kaum ein anderes diplomatisches Actenstück der Gegenwart an die Seite stellen läßt, fiel wie eine platzende Bombe in den Huldigungsjubel der bulgarischen Hauptstadt. Was konnte Fürst Alexander, nachdem seine directe Unterwürfigkeitserklärung abgelehnt worden war, anderes thun, als aus freiem Willen abdanken? Alle seine Anhänger, die treu gebliebenen Offiziere am Hofe und in den Lagern, suchten ihn zum Bleiben zu bewegen: er sah nur neuen endlosen Intriguen und Attentaten entgegen, denn des russischen Kaisers Machtgebot war ja bekannt geworden und mußte alle russisch Gesinnten zum äußersten Widerstand ermuthigen. Am 7. Sept. verzichtete Fürst Alexander auf seinen Thron: er ließ sich den Offizieren gegenüber zu Wendungen hinreißen, welche in Konstantinopel böses Blut machen mußten; der Volksmenge zu Widdin verkündete er, daß er auf dem Platze sein werde, wenn es gelte, das bulgarische Vaterland zu vertheidigen. In der Proclamation, in welcher er den Bulgaren seine Thronentsagung anzeigt, hieß es, die Regierung des russischen Kaisers habe ihm die Zusicherung ertheilt, daß Rußland die Unabhängigkeit, die Freiheit und das Recht Bulgariens nicht antasten und sich nicht in die innern Angelegenheiten des Landes mischen werde: auf dem russischen Consulat wurde den Bulgaren aber kundgegeben, daß der Kaiser sich in keinerlei Stipulationen mit dem Fürsten eingelassen habe, und daß jene Erklärung durchaus unbegründet sei. Von seinen Ministern begleitet, verließ der Fürst Alexander nach einer Donaufahrt bis Widdin, überall von den Huldigungen des Volkes begrüßt, sein zweites Vaterland Bulgarien, das er so ritterlich gegen den eindringenden Feind vertheidigt hatte; doch vieles, was er in der Aufregung seiner letzten kurzen Regierungszeit gethan und gesprochen, ist zwar aus edelm Gefühl hervorgegangen, trägt aber doch jenen Stempel der Ueberstürzung, wie sie die ebenso rasch sich überstürzenden Ereignisse rechtfertigen mögen.

Fürst Alexander hatte eine provisorische Regierung eingesetzt, bestehend aus Karawelow, Mutkurow und Stambulow. Es ist charakteristisch für die bulgarischen Verhältnisse, daß die beiden letzten Regenten ihren jetzigen Mitregenten, den frühern Premierminister Alexander's, kurz vorher als des Hochverraths verdächtig hatten verhaften lassen. Wenn so die Eintracht der provisorischen Regierung schwerlich auf festen Grundlagen ruht, so wird ihre Loyalität von russischer Seite bezweifelt, weil nach den Bestimmungen der Verfassung zu Mitgliedern der Regentschaft nur solche Personen ernannt werden können, die als Minister oder Mitglieder des obersten Gerichtshofes im Amte gewesen sind. Das trifft weder bei dem Milizobersten Mutkurow, noch bei dem Präsidenten der Sobranje Stambulow zu. Doch scheint die russische Partei, an deren Spitze Zankow steht, der Miturheber des Staatsstreiches vom 21. Sept., diese Handhabe zum Sturz der neuen Regierung bisher noch nicht energisch benutzt zu haben.

Inzwischen ist die kleine Sobranje am 13. Sept. einberufen worden und hat zwei Lebensäußerungen zu Tage gefördert, die man in ihrem eclatanten Widerspruch nur als Ausdruck der Verwirrung betrachten kann, die in den Köpfen der Bulgaren herrscht. In einer an den Kaiser von Rußland gerichteten Adresse zeigt sie dieselbe Unterwürfigkeit, wie Fürst Alexander in seinem Telegramm: Bulgarien liegt gleichsam zu den Füßen des Zaren; doch in der Antwort der Sobranje auf die Eröffnungsrede Stambulow's (16. Sept.) wurden alle Anzettelungen der russischen Partei, besonders das Attentat vom 21. Aug., mit vollster Entrüstung gebrandmarkt, die Strafe der Urheber desselben verlangt, der Selbstverleugnung

des Prinzen Alexander das wärmste Lob gespendet. Alles, was den Russen am misliebigsten und unwillkommensten ist, wird mit scharfer Betonung hervorgehoben. Sich dem Zaren zu Füßen zu legen und von allem, was er will und wünscht das Gegentheil zu verlangen und zu thun: das heißt doch eine unklare, widerspruchsvolle Politik treiben. General von Kaulbars, der als russischer Agent nach Sofia kommen wird, soll ohne Zweifel den Bulgaren ihren Standpunkt klar machen. Die Bestrafung der Hochverräther, welche das Attentat auf den Fürsten Alexander ausgeführt, liegt der provisorischen Regierung sehr am Herzen; hat doch der Fürst selbst schon die Fahne des aufrührerischen Regiments vernichten lassen und die Cadettenschule aufgelöst. Ebenso begreiflich ist es, daß von seiten Rußlands gegen eine solche Bestrafung entschieden Protest eingelegt wird, da jene Majestätsverbrechen jedenfalls in seinem Interesse, nach einigen Lesarten sogar unter seiner Aegide stattfanden. Auch seitens der deutschen Regierung ist von einer solchen Bestrafung in Sofia abgerathen worden. Die bulgarische Regierung, die auf der einen Seite fürchten muß, das Nationalgefühl zu verletzen, wenn jene Hochverräther straflos ausgehen, auf der andern den Zorn Rußlands fürchtet, hilft sich zunächst mit der Erklärung, daß ja vorläufig nur die Untersuchung gegen die Schuldigen eingeleitet worden sei und diese wol lange dauern werde: muthmaßlich länger als die jetzige provisorische Regierung.

In den nächsten 14 Tagen soll die große Sobranje zusammenberufen werden, welche den Fürsten zu wählen hat — allerdings unter Zustimmung der Mächte. Da wird die Diplomatie Arbeit bekommen; denn Einigkeit betreffs der Person des künftigen Fürsten wird schwer zu erzielen sein. Die Sobranje wird wahrscheinlich zuerst wieder den Fürsten Alexander wählen; doch ist das bei dem Groll, den der russische Kaiser gegen diesen Candidaten hegt, eine leere Demonstration, ein Schlag ins Wasser. Der Candidat Rußlands scheint nach einer Lesart der Herzog von Oldenburg, der Commandeur der petersburger Garden, zu sein: dann würden die Bulgaren jedenfalls nach den russischen Reglement einexercirt werden, und diese Drillung würde sich dann auch auf alle nichtmilitärischen Einrichtungen des Landes erstrecken: doch ist kaum anzunehmen, daß England diesem Candidaten seine Zustimmung geben würde. England begünstigte bisher den Fürsten Alexander: wenn irgendein Staat Interesse daran hat, daß Bulgarien nicht eine russische Provinz wird, so ist es Großbritannien, welches seinen Erbfeind auf der Balkanhalbinsel, wie an den Grenzen von Afghanistan bekämpft. Leider besitzt es nicht die Macht, seinem guten Willen den nöthigen Nachdruck zu geben: es bedarf anderer Heere, um gegen Rußland Krieg zu führen. Frankreich, welches einst bei Sewastopol sein Schwert in die Wagschale der orientalischen Frage warf, steht jetzt ganz thatlos bei Seite, und nur in seine unglücklichen Revanchegedanken vertieft, hat es im europäischen Concert seine früher so entscheidende Stimme verloren. Was aber die Türkei betrifft, so schwankt dort das Zünglein der Wage zwischen England und Rußland hin und her. Die Pforte hat jedenfalls in den bulgarischen Angelegenheiten die wichtigste Stimme, die ihr auch durch die völkerrechtlichen Feststellungen eingeräumt worden ist: doch sie hat von derselben bisher gerade in den entscheidenden Momenten keinen Gebrauch gemacht. Nach dem Staatsstreich von Philippopel war sie im vollsten Recht, in Ostrumelien einzurücken, kein europäisches Cabinet hätte ihr daraus einen Vorwurf machen können. Müßig sah sie dem Kriege zwischen Serbien und Bulgarien zu; gegenüber dem Attentat auf den Fürsten Alexander zeigte sie vorsichtige Zurückhaltung: ob sie aus diesem passiven Verhalten jetzt heraustreten wird? Ein selbständiges Bulgarien als ein Vorwall gegen russisches Andrängen mochte ihr willkommen sein: ein russificirtes Großbulgarien ist für sie eine große Gefahr. Die beiden centralen Kaisermächte scheinen Rußland gewähren zu lassen, Deutschland, um die

Drohung eines Russisch-Französischen Krieges in die Ferne zu rücken — mögen doch fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen.

In England hat das neue Cabinet Salisbury Anfang August sich vollzählig constituirt. Minister des Auswärtigen ist Lord Iddesleigh, früher Sir Stafford Northcote, und Führer des Unterhauses, Schatzkanzler Lord Randolph Churchill: jener durch seine unerschütterliche staatsmännische Ruhe ebenso ausgezeichnet, wie dieser durch seine jugendliche Heißblütigkeit. Sir Michael Hicks-Beach ist Staatssecretär für Irland. Churchill, ein Torydemokrat, ist jedenfalls der bedeutendste Redner des Unterhauses.

Das Parlament trat am 5. Aug. zu seiner ersten Session zusammen. Der zum Sprecher im Unterhause erwählte Peel hielt eine Antrittsrede, in welcher er den neugewählten Abgeordneten den Gehorsam gegen die Geschäftsordnung mit warmen Worten empfahl. Die Befürchtung, die irischen Abgeordneten möchten nach dem Sturz der Home-Rule-Bill wieder die alte Obstructionspolitik aufnehmen, mag den neuen Sprecher zu dieser Mahnung bestimmt haben. Die eigentlichen Verhandlungen des Parlaments begannen am 19. Aug. mit einer Thronrede, welche als Hauptaufgabe der Session die Erledigung der wegen der Wahlen bisher nicht erledigten Finanzbills bezeichnete und die Thatsache anerkannte, daß die jüngsten Wahlen die Entscheidung bestätigt hätten, welche das letzte Unterhaus über die Gladstone'sche Home-Rule-Bill gefällt habe, und die auswärtige Politik weiter nicht berührten. Desto eingehender sprach Salisbury bei der Adreßdebatte im Oberhause über den Conflict mit Rußland wegen der afghanischen Grenzregulirung; es handelte sich um einen Punkt im Laufe des Amu-Darja, welchen die Russen und die Afghanen auf einmal an ganz verschiedener Stelle suchten: die Russen natürlich zu ihren Gunsten mehr nach Afghanistan zu, sodaß der Emir aufs lebhafteste protestirte und daraus einen casus belli zu machen drohte. Die Unterhandlungen zwischen Rußland und England werden indeß nicht abgebrochen, sondern von den Cabineten selbst weiter fortgeführt. Die von Salisbury weiter nicht berührte Gefahr liegt nur in einem etwaigen Handstreich der Afghanen, wenn diese das Vertrauen zu den in der Ferne schwebenden Verhandlungen verlieren sollten. In Bezug auf die Balkanhalbinsel betonte Salisbury, daß England die Integrität der Türkei zu wahren suche, weil es darin eine der Grundlagen des europäischen Staatensystems und eine Bürgschaft des Weltfriedens sehe. Gleichwol hat England den Staatsstreich von Philippopel gebilligt, durch welchen doch Ostrumelien aufhörte eine türkische Provinz zu sein, und setzt sich in Aegypten fest: selbst gegen den Willen des Sultans. Das Programm der auswärtigen Politik, welches Lord Salisbury angekündigt hat, erscheint also sehr dehnbar, und wenn die englischen Blätter gleichzeitig proclamirten, es müsse das Ziel der englischen Politik sein, Rußland aus der Stelle zu verdrängen, die es im Anschluß an das deutsch-österreichische Bündniß einnimmt, so hat Franzensbad neuerdings bewiesen, daß dies Ziel keineswegs erreicht worden ist. Und wenn sich Salisbury in jener Programmrede auf seine Alliirten berief, so fragt man sich neuerdings, wo denn dieselben zu suchen sind? Offenbar hat sich auch Frankreich in jüngster Zeit von England abgewendet und sucht wieder Fühlung mit der deutschen Politik: die Sendung des vertrauten Freundes des Cabinetschefs Freycinet, L'Herbette, als Gesandten nach Berlin beweist dies. Frankreich scheint gesonnen, gegenüber der Hartnäckigkeit, mit welcher sich England in Aegypten festsetzen will, seine frühern Ansprüche wieder zur Geltung zu bringen.

Wenn das Programm Salisbury's betreffs der auswärtigen Politik bisher von den Thatsachen keine Bestätigung erhalten, und England isolirter dasteht als früher: so schafft im Innern die irische Frage immer neue Schwierigkeiten. Nach den Reden Salisbury's im Parlament, beim Lord-Mayorfest und bei andern An-

lässen erscheint es als die Politik der Regierung, nachdem sie die zu weit gehenden Zugeständnisse Gladstone's, vor allem ein selbständiges Parlament in Dublin, fallen gelassen, betreffs der agrarischen Reformen doch in seine Fußstapfen zu treten und so das Land zu beruhigen. Durch Vorschüsse des Kaufpreises aus Staatsmitteln sollen die Pachtgüter in den Besitz der Bauern übergehen und so ein selbständiger Bauernstand in Irland geschaffen werden, der natürlich der englischen Regierung wohlgesinnt ist. Außerdem sollen die Zustände Irlands durch Commissionen untersucht werden, um Grundlagen für die neuen Reformgesetze zu gewinnen, die in der Frühjahrssession dem Parlament vorgelegt werden sollen.

Das Ministerium Salisbury hat bisher durch die Opposition der Parnelliten keinen Stoß erhalten. Die unionistischen Liberalen unter Hartingdon's Führung haben ihm ihre Unterstützung nicht verweigert. Bei der ersten Lesung der Antwortsadresse auf die Thronrede am 2. Sept. wurden alle Amendements der Parnelliten und Radicalen abgelehnt. Die erstern beschränkten sich darauf, eine neue gerichtliche Herabsetzung der von den irischen Farmern zu entrichtenden Pachtzinsen und die Sistirung der Exmissionen zu verlangen. Doch drangen sie damit nicht durch. Wenn sie indeß dabei die Agitationsreden Lord Churchill's in Ulster brandmarkten, so waren sie in ihrem guten Recht; denn seitdem der Lord dort die Brandfackel geschwungen, sind Unruhen und Kämpfe an der Tagesordnung. Die Bewohner Ulsters sind zum größern Theil eingewanderte Protestanten; die Home-Rule-Bill Gladstone's hat sie in eine solche Aufregung versetzt, daß sie mit einem bewaffneten Aufstand drohten: man sprach von militärischer Organisation, von der Führung durch englische Offiziere; selbst Wolseley's Name wurde bei diesem Anlaß genannt. Nachdem schon gegen Ende Juni mehrfache Krawalle stattgefunden, kam es am 13. Juni, am Jahrestage der Schlacht am Boynefluß, in welcher Wilhelm III. den katholischen König Jakob II. besiegt hatte, zu blutigen Unruhen in Belfast und in der ganzen Provinz. Vom 8. bis 10. Aug. wiederholten sich diese Vorgänge in Belfast, der ersten Fabriks- und Handelsstadt Irlands, in welcher das protestantische Element überwiegt. Von den Protestanten gingen auch diese Straßenkämpfe aus, bei denen mehrere hundert Personen verwundet, mehr als ein Dutzend Menschen getödtet wurden, und welche nur durch militärisches Einschreiten, durch die Heranziehung mehrerer Regimenter und Schwadronen beendet werden konnten. Auch neuerdings verlautet wieder von Unruhen, die in Belfast ausgebrochen sind. Da die Aufrechthaltung der Ordnung in Irland einen der Hauptpunkte des neuen Programms der Regierung bildet, so wird sich dieselbe genöthigt sehen, gegen ihre eigene Partei energische Maßregeln zu ergreifen; denn von dieser geht der Streit aus, und der geistige Urheber dieser Krawalle gehört jetzt zu Englands leitenden Staatsmännern.

Eine neue Schwierigkeit erwächst denselben aus dem Auftreten der Waliser, die sich in mancher Hinsicht in einer ähnlichen Lage befinden wie die Irländer; sie sind Celten ihrer Herkunft nach und gehören in ihrer Mehrzahl der Sekte der Methodisten an. Der Grundbesitz des Landes ist fast ausschließlich in den Händen der anglikanischen Lords, denen die Bauern Pachtzinsen zu entrichten haben. Ebenso müssen sie den anglikanischen Pfarrern, denen sie im übrigen ganz fremd gegenüberstehen, den Zehnten bezahlen. Dagegen wendet sich nun eine neubegründete Landliga, und die Bauern verweigern bereits mehrfach den Zehnten. Obgleich zu einem walisischen Parlament keine Aussicht vorhanden ist, haben die Waliser doch für das irische der Home-Rule-Bill gestimmt: jedenfalls wird auch die neu auftauchende Waliser Frage im Parlament Staub aufwirbeln.

In Frankreich hat sich der Kriegsminister Boulanger immer mehr zum Manne des Tages gemacht: man spricht von ihm, besonders jetzt, wo nach dem

Schluß der Kammern am 15. Juli die hohe Politik Ferien hat. Seine Volksthümlichkeit scheint nicht darunter gelitten zu haben, daß er bei seinen Händeln mit dem Herzog von Aumale den kürzern gezogen hat: denn er mußte die drei Briefe, die er an denselben geschrieben, zuletzt als authentisch anerkennen, nachdem die monarchischen Blätter sie mit seinem Autograph zum Abdruck gebracht. In diesen Briefen dankt er dem Herzog für seine Beförderung und versichert ihm seine Ergebenheit. Damit steht nun wenig im Einklang, daß er dessen Namen aus den Armeelisten gestrichen. Vergeßlichkeit oder absichtliche Verleugnung, sowie der Undank für erwiesene Freundlichkeiten genügen aber nicht, in Frankreich einen Mann unpopulär oder gar unmöglich zu machen, wenn derselbe sich der Volksgunst erfreut und mit drastischen Mitteln sich dieselbe zu erhalten weiß. Der Kriegsminister Boulanger gilt einmal für den Wiederhersteller einer französischen Kriegsmacht, die sich nach den Mittheilungen von „Avant la bataille" allerdings einer großartigen Organisation und einer imposanten Truppenzahl erfreut. Er macht immer neue Anstrengungen, die Kriegsrüstung Frankreichs zu vervollständigen: das neue Repetirgewehr, das allerdings von den Gewehrfabriken erst in zwei bis drei Jahren in ausreichender Zahl für die Linie fertig gestellt werden soll, scheint den Schlußstein derselben zu bilden; seine Forderungen für neu anzuschaffendes Kriegsmaterial sind so bedeutend, daß die Begeisterung für den Revanchegedanken allein die Volksvertreter willfährig machen kann, solcher Vergrößerung des Kriegsbudgets beizustimmen. Doch Boulanger tritt so rührig, rüstig und energisch, mit solcher Vorliebe für Glanz und Spectakel auf, daß er den Franzosen eine sehr sympathische Erscheinung ist und sie sich durch eine levis notae macula nicht beirren lassen, wie sie die Correspondenz mit Aumale ihm angeheftet. Eine illustrirte Biographie, die bereits in 100000 Exemplaren verkauft ist, hat Boulanger selbst, wegen der heftigen Ausfälle der Blätter, verleugnet, indem er von dem Verleger verlangte, er möge den Verkauf sistiren. Es wird behauptet, daß der Verfasser dieser Broschüre dem Kriegsministerium nahestehe, und daß damit der Weg für die ehrgeizigen Pläne des Ministers gebahnt werden solle. Doch auch ein Pamphlet: „Le Boulangiste", mit äußern und moralischen Porträts des Ministers, wird verkauft und findet großen Absatz. Darin erscheint Boulanger als Held einer unfreiwilligen Komik; namentlich wird sein Gesinnungswechsel in einer Reihe von Illustrationen verspottet. Die Radicalen und der Führer derselben, Clémenceau, halten bisjetzt ihre schützende Hand über ihn. Dagegen haben sich die wieder mehr auftauchenden Opportunisten das Wort gegeben, ihn zu stürzen. Auch Jules Ferry hat wieder von sich sprechen gemacht und zwar, weil er in dem Generalrath des Vogesendepartements eine sehr energische Rede hielt. Die Eröffnung der Generalräthe hat am 16. Aug. in ganz Frankreich stattgefunden; und zwar wurden die Hoffnungen der monarchischen Parteien, welche hier eine Operationsbasis für ihren Vormarsch zu finden hofften, gründlich getäuscht. Von 83 Generalräthen besitzen 72 eine republikanische und 11 eine conservative Majorität. Eigentlich darf in den Generalräthen nicht über Politik verhandelt werden, doch schon die Vorsitzenden pflegen bei ihren Eröffnungsreden darauf keine Rücksicht zu nehmen. Auch Ferry feierte den Sieg, den die Republikaner davongetragen. Die Umstände hatten der Abstimmung vom 1. Aug. den Charakter und die Tragweite einer großen politischen Consultation verliehen und es ging aus ihr eine nicht zweideutige Kundgebung republikanischer Treue hervor. Doch die Parole der Rede Ferry's bestand darin, daß er die Monarchisten aufforderte, ihren Chimären zu entsagen, dafür eine ernste politische Rolle zu spielen und einen wirksamen Einfluß auf die großen nationalen Interessen auszuüben, indem sie jene conservative Partei bildeten, deren eine gut constituirte Republik nicht entbehren könne, und deren Aufgabe es sei, die Demokratie zu dämpfen, zu mäßigen und zu zügeln. Diese Erklärung Ferry's versetzte die radicalen Blätter in Wuth, sodaß sie ihn

des Verrathes an der Republik beschuldigten, während das Blatt Cassagnac's die Aufforderung zum Verzicht auf den Kampf gegen die Republik für eine Schamlosigkeit erklärte. Nur die Blätter der Orléanisten boten Ferry und seiner Partei einen Waffenstillstand an, wenn diese in kirchlichen und wirthschaftlichen Fragen gemäßigte Gesinnungen bewähren und die Rückkehr der ausgewiesenen Prinzen durchsetzen wollten.

Nach den revolutionären Bewegungen der Arbeiterbevölkerung in Belgien sah man der längst angekündigten Kundgebung derselben in Brüssel am 15. Aug., dem Tage, an welchem die Unabhängigkeitserklärung Belgiens gefeiert wurde, nicht ohne Besorgniß entgegen. Doch verlief der große Straßenaufzug, an welchem sich über 20000 Arbeiter betheiligten, ohne Störungen und Excesse. Viele Vereine zogen zwar mit rothen Fahnen einher; es wurden aufrührerische Lieder gespielt und gesungen. Die Inschriften einzelner Embleme kündeten die Forderungen der Arbeiterpartei an: das allgemeine Stimmrecht und Amnestie für diejenigen, welche wegen der letzten Unruhen verurtheilt worden waren. Doch ein Anlaß zum Einschreiten für die in der Stärke von 30000 Mann bereit stehenden Truppen lag nicht vor, und die Behörden vermieden jede überflüssige Provocation. Am nächsten Tage reichte der Generalrath der Arbeiter dem Ministerpräsidenten Bernaart eine Adresse ein, in welcher, neben dem allgemeinen Stimmrecht, eine Reihe von Forderungen der Arbeiter verzeichnet war, durch deren Gewährung allein eine bevorstehende Krisis abgewendet werden könne; darunter Forderungen, die auch auf dem Programm der deutschen Socialdemokraten stehen und von denen einige auch seit längerer Zeit in maßgebenden deutschen Kreisen Beachtung gefunden haben, während andere zum Sündenregister der verfemten Losungsworte einer revolutionären Bewegung gerechnet werden; wir finden darunter den bekannten Normalarbeitstag von acht Stunden, ein Lohnminimum von 6 Frs. bei Arbeiten, die vom Staat und der Gemeinde vergeben werden, Haftpflicht der Arbeitgeber, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit, einen Ruhetag in der Woche, Einsetzung einer Commission zur Ueberwachung der Arbeiterwohnungen und Arbeitsräume, welche die Arbeiter wählen und der Staat besolden soll, eine internationale Arbeiterschutzgesetzgebung, Beseitigung der Gefangenen- und Klosterarbeit.

Aus Spanien kommt uns die Kunde eines militärischen Putsches zu, der in der Nacht vom 20. Sept. in Madrid stattfand. Einige hundert Infanteristen und Cavaleristen verließen unter der Führung des Brigadegenerals Villacampa ihre Kasernen und suchten sich der Artilleriekaserne zu bemächtigen. Unter dem Rufe „Es lebe die Republik!" durchzogen sie die Straßen. Ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung schloß sich ihnen an: von diesen wurde der Oberst Mirasol getödtet, ein Oberstlieutenant schwer verwundet. Rasch entschlossen warf sich General Pavia mit drei treu gebliebenen Bataillonen auf die Aufständischen, jagte sie aus Madrid heraus und machte eine große Zahl Gefangene. Dies kopflose Unternehmen kann nur als ein Symptom der Zustände in Spanien gelten: gewiß stehen noch Militärrevolutionen in Aussicht, die von ehrgeizigen Strebern geleitet werden. Die Aera der Pronunciamientos ist in Spanien noch nicht geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Falsche Freundschaft.

Novelle

von

Alfred Friedmann.

I.

In dem dunkeln „berliner" Zimmer eines dreistöckigen Hauses der Neuen Königsstraße saß eine Arbeiterfamilie beim Vesperbrot.

Der älteste Sohn Wilhelm sollte den andern Morgen nach Wien reisen, um in einem großen Ledergeschäft, das in der Vorstadt für die berühmten Firmen Klein und Rodeck auf dem Kohlmarkt, am Graben, arbeitete, einige Zeit zu lernen.

Der Vater, ein grundehrlicher Mann, der seit 1863 alle deutschen Kriege mitgefochten, manche Auszeichnung erhalten, war durch diese Unterbrechungen in seinem Handwerk, Cigarren- und Visitenkartentaschen, Reisenecessaires und dergleichen elegante Dinge herzustellen, vielfach gestört worden.

„Wäre ich nicht so oft genöthigt gewesen, tapfer zu sein, längst wäre ich ein reicher Mann!" pflegte er zu sagen. „Wenn der Kanzler den Krieg will . . ."

Die Mutter, eine Ur-Berlinerin, die ihrem Eheherrn stets treu und fleißig in allem an die Hand gegangen und durch die sitzende Thätigkeit und Mitarbeiterschaft im Atelier einen korbähnlichen Umfang gewonnen, versuchte sich bei solchen Gelegenheiten aus ihrem behaglichen und wohlverdienten Sorgenlehnstuhl zu erheben, drohte mit dem Finger und rief:

„Den laß du mir gehen, auf den laß ich nichts kommen!"

„Selbst nicht, wenn er einen neuen Krieg erklärte und deinen jetzt sechsundzwanzigjährigen Willem unter die Fahnen beriefe, wie er mir's dreimal gethan?"

„Selbst dann nicht!"

„Recht so, Mutter! Du würdest mir selber den Tornister aufhalsen und wie jene Römerin ausrufen: «Mit ihm oder auf ihm!»"

„Spartanerin!" rief eine süße Stimme vom Tischende. „Und Schild!"

„Spartanerin, Grete, wie du meinst; mir ist alles . . ."

Die Grete war die Nachbarstochter. Sie saß mit Else, der blonden Schwester Wilhelm's, Hand in Hand. Sie war armer Leute Kind, ein so liebebedürftiges Herz, daß der kein großer Prophet sein mußte, der ihr wahrsagte, sie würde recht unglücklich im Leben werden, denn die Männer der Arbeit im Volke haben nicht

Zeit, so viel Liebe zu erwidern. Sie hatte ein reizendes spanisches Madonnengesichtchen, von dem niemand wußte, wie so sie dazu kam, und war verliebt in Else und Wilhelm. Else gab ihr die Liebe reichlich zurück. Wilhelm betrachtete sie als etwas Ueberlegenes, Schönes, dem man herzlich gut sein mußte, und ohne daß irgendein Wort gesprochen, ein Gedankenaustausch vorgenommen wurde, sahen Vater, Mutter und Schwester die Grete als die Braut Wilhelm's an. Grete hatte dasselbe Gefühl, und Wilhelm wußte nicht anders, als daß ihm die braune Klugheit dereinst den Hausstand einrichten und verschönern helfen würde. Wie, wann und warum das sich so und nicht anders zu gestalten habe, darüber hatte noch keiner ernstlich nachgedacht.

Nach dem Vespern rannte alles wieder an die Arbeit. Wilhelm sollte eine Anzahl berliner Erzeugnisse mitnehmen und dort nicht nur verkaufen, sondern auch als Beweise auflegen, daß der norddeutsche Fabrikant sich nicht allein getraute, es der einst als unüberwindlich gepriesenen wiener Lederindustrie in Fabrikat und Preis gleichzuthun, sondern sie gar zu schlagen.

Da war denn noch mancherlei zu glätten, zu reinigen, zu putzen, einzupacken. Rasch kam die Feierabendstunde heran. Die Gesellen und Lehrlinge gingen, und nochmals war die kleine Familie bei einer Mahlzeit, diesmal ohne Grete, versammelt. Aus großen Stangengläsern wurde das Bier getrunken, das eine lichtgoldene Farbe und viel weißen Schaum hatte, und nach dem Eisbein mit Kraut zündete Vater Ehrmann seine Friedenspfeife an.

„Bleib' mir brav in der lustigen Donaustadt!" sagte der Alte. „Ich lasse dich mit schwerem Herzen dahin gehen. Ich hab' 1866 in Böhmen gelegen und mit meiner norddeutschen Schwerfälligkeit gestaunt, mit wie leichtem Herzen die Menschen da drunten im Süden die Dinge thun und die Sachen nehmen. Verlock' nicht und laß dich nicht verlocken. Bedenk', daß die Arbeit das Salz des Lebens ist. Ohne Salz schmeckt weder Suppe noch Braten; nicht einmal ein frisch gekochtes Ei. Steck' dir ein Ziel, deiner würdig, dann aber geh' drauf los, und sei's durch dick oder dünn. Leihe nur erprobten Menschen, die du als verläßlich kennst, deine dir selbst errungenen Vortheile, deine Kunst; aber steh' nicht an, von allen zu lernen und Erfahrung auch durch den Unwürdigsten zu sammeln. Und nun Gute Nacht. Wir Alten gehen zu Bett, um morgen früh auf sein zu können. Gott sei mit dir!"

Vater Ehrmann schüttelte Wilhelm die Hand und küßte ihn auf beide Wangen. Der Mutter und Else standen die Thränen in den Augen.

Endlich war auch das überstanden und abgethan.

Wilhelm's Koffer stand gepackt. Er empfand gar kein Bedürfniß nach Schlaf, sah auch bei seiner Erregtheit die Möglichkeit nicht ein, bald in den vor der Reise noch nöthigen Schlummer zu sinken.

Er zog seinen Rock an, setzte den Hut auf und ging hinaus in die kalte Winterluft. Von den freien Plätzen, den Nebengassen wogte noch in die endlose Königsstraße unendliches Leben. Zahllose Arbeiter mit Bündeln und Stöcken durchzogen die Zeilen, heimwärts zu Weib und Kind eilend. Der Bahnhof an der Jannowitzbrücke spie von fünf zu fünf Minuten eine neue eilige Wanderschar

aus, andere drängten sich hinein, ebenso war's an der Station „Alexanderplatz". Wie ein großer Circus dehnte sich der vielbewegte Platz aus. Das Königstädter Theater lud mit seinen Reihen von Gasflammen zum Besuch der „Liliputaner", Riesenplakate deuteten nach dem Wallner-Theater hin. Unter den dunkeln Gängen und Hallen des Panorama huschten zweideutige Figuren hin, Bassermann'sche Gestalten, Männlein und Weiblein, die sich oft an die scheu ausweichenden Passanten herandrängten. Jetzt donnerte über die Brücke der Zug der Stadtbahn, die Rauchwolke glänzte seltsam auf im darauffallenden Scheine des elektrischen Lichtes. Rasch entschlossen trat Wilhelm ein, löste ein Billet und ging die Stufen hinan, neben welchen in ruhiger, militärischer Ordnung, ohne Hast und Drang, die ankommende Menge herabkam. Er stieg in den Zug ein, über dem an der taghell erleuchteten Mauer zu lesen war: „Westend. Friedrichsstraße."

In dem Wagen dritter Klasse saßen ein paar pfeifenrauchende Arbeiter, die ein leises Gespräch führten.

Rechts und links liefen die Dächer der Häuser vorbei. Man sah in die Zimmer des zweiten und dritten Stockes; die Fenster erschienen wie oblonge Goldausschnitte auf schwarzgrauem Hintergrunde. Gespenstisch tauchten hier und da, hüben und drüben die großen Kanäle auf, über die breit ein Lichtglanz von den Gaslaternenflammen lief; die blinkende Uhr eines großen viereckigen, rothen Thurmes sah wie ein Cyklopenauge in die geräuschvolle Nacht. Station Börse. Ein seltsames Lächeln überflog Wilhelm's Züge.

„Da wird man reich!" dachte es in ihm. Er ballte die Faust. Er hatte so manche lehrreiche Arbeiterversammlung besucht.

Wieder donnerte der Zug davon. Noch ein paar Athemzüge der Locomotive, und man hielt: Friedrichsstraße.

Weithin leserliche Schilder machten jede Frage nach Station, Richtung, Ein- und Ausgang unnöthig. Die Menge bewegte sich in musterhafter Ordnung. Wie Eimer am Brunnen zogen die sich neugierig musternden Passagiere die durch ein Geländer getheilten Treppen hinauf und hinab. Ebbe und Flut in der Menschenwoge.

In der Friedrichsstraße wandte sich Wilhelm den Linden zu und bohrte sich seinen Weg durch die Tausende von Nachtwandlern.

An der linken Seite der Hauptverkehrsader standen einige junge Leute, anscheinend Fremde. Ein schreiendes Schild mit Riesenbuchstaben verkündete, daß hier die erste und beste Musikhalle der Metropole sich befinde. In der That sah man hinter einem mit raffinirter Nachlässigkeit etwas verschoben gelassenen Vorhang in einen blendenden Saal hinein, auf eine Art Podium, und in dem vom Fenster und Vorhang gebildeten Dreieck einen vollen blühenden Frauenarm, der von einem schmalen Streifen des blauseidenen Kleides oben umfaßt wurde. Die Fremden begaben sich nach einigen Pourparlers und Debatten die winkelige Stiege hinauf zu dem verlockenden Frauenarm; Wilhelm lächelte und entsann sich einiger da oben im Tabacksqualm vor einem Bierglase verbrachten Jugendabende. Chansonnettensängerinnen aller Nationen gaben dort ungezogene Lieder zum besten . . . wie weit lag das hinter ihm! Die schwarzen, sehnsüchtigen, liebebedürftigen Kinder-

augen Grete's tauchten jetzt in der menschendurchwogten Straße vor ihm auf; er warf noch einen verächtlichen Blick auf das geheimnißvolle Fenster, hinter dem sich eben der contracte Besitzer, der seine Gäste aufforderte, immer mehr zu trinken, in einem Rollwagen von Tisch zu Tisch fahren ließ und Miß Marian die halsbrechendsten Couplets sang ... und war an der Kreuzung der Linden angelangt.

Welch ein Getümmel! Wagen von rechts und von links. Schutzleute, wie eherne Leuchtthürme dazwischen. Drüben über den Kaiserhallen, dem Café de l'Opéra, wirft ein riesiges elektrisches Licht vom Dache einen grausilbernen Strahlenkegel mitten auf Alleen; weiter drunten, nach dem Brandenburger Thor zu, thut es ein anderer Focus. In der Kaiserpassage wogen noch Tausende und Tausende. Da ist kaum hindurchzukommen. Mädchen, Frauen, Kinder, rauchende Männer, alles wandelt unter dem hohen schützenden Gewölbe.

Am Ausgang steht eine alte Frau, dick und unförmlich, und hält in einem Kasten, den sie vor sich hinstreckt, Zeitungen feil.

Ein Herr, der Aussprache nach ein Wiener, tritt an sie heran und fragt nach einem Blatt. Die alte Frau meint, gleich wird sie's haben, und fängt an zu kramen. Sie sucht und sucht, den elenden Pfennig zu verdienen, aber sie hat das Verlangte nicht mehr.

Der Fremde, ungeduldig, reicht der keuchenden Frau ein Nickelstück hin: „Da haben's was für Ihre Mühe!"

Aber die Frau ist erst sprachlos, dann empört.

„Ne!" kreischt sie und stößt die Hand weg. Sie nimmt kein Almosen, sie ist eine redliche Geschäftsfrau!

In einer Thürnische stehen zwei zahnlose Alte und halten Zündhölzer feil. Zwei Spreeathener treten zu ihnen hin und stieren die fürchterlichen Mütter mit komischem Erstaunen an.

„Aegyptische Mumien!" rufen sie, und die Megären fangen an zu schreien und zu schimpfen. Da halten vier mit farbigen Mützen bekrönte Studenten mitten in der wogenden, wallenden Straße an und beginnen eine Quadrille zu tanzen. Niemand kümmert sich um sie.

Dann schlagen sie den Weg weiter hinauf ein und treten ins Café National. Die sich öffnende Thür zeigt eine lange Reihe von Tischen, an denen fast ausschließlich hochelegant gekleidete Damen sitzen.

An allen Kellerstiegen stehen verlockende Inschriften: „Café Kamerun", „Café Congo", „Zur schönen Wienerin".

Eine ungeheuere Oede überkommt den jungen Wilhelm, der im Begriff steht, seiner geliebten Vaterstadt Valet zu sagen ... ist dies das Leben?

Er wendet sich und fährt mit der noch immer geräuschvoll das Leben unter ihr überdröhnenden Stadtbahn heim.

Wie behaglich ist's in seinem Zimmerchen, in seinem Bett, da er gesunde und kranke Nächte durchträumt hat. Daneben athmet still und ruhig der Vater ... heftiger arbeitet die Lunge der guten Mutter, und drüben träumt gewiß von dem reisenden Bruder die jungfräuliche Else.

II.

Schon um fünf Uhr morgens erwachte Wilhelm gestärkt und erfrischt aus seinem tiefen Schlaf.

Nach der traumlosen Ruhe fiel ihm zunächst sofort seine Abreise wieder ein. Er war kein großer Freund von Sentimentalitäten. Da man gestern Abend Abschied genommen hatte und er seinen alten Aeltern die nochmalige Aufregung ersparen wollte, machte er sich rasch fertig und schleppte selbst seinen nicht allzu schweren Koffer die drei Stockwerke hinunter.

Er drehte sich nochmals gegen die Fenster seiner Wohnung um, winkte mit der Hand hinauf, obwol er wußte, daß ihn niemand sehen könne, und rief dann eine zufällig vorbeirollende Droschke zweiter Klasse an.

Düster Nebel lagerte noch über dem in Schlaf versunkenen Berlin. Es hatte den Tag zuvor geschneit. Der Wagen glitt fast geräuschlos dahin. Kaum waren die Straßen zu unterscheiden, durch welche Wilhelm, den eine große Ungeduld befiel, fuhr. Er hatte noch eine Stunde vor sich, und dennoch fürchtete er, zu spät zum Zuge zu kommen und dann ganz hier bleiben zu müssen. Zu reisen, fremde Menschen und Städte zu sehen, war immer sein Lebenswunsch gewesen.

Ein mattrother Mond warf seinen Schein durch den grauen Nebel. War es der Mond? Die Sonne konnte doch so früh nicht aufgestanden sein?

Es war die große Uhr des Anhalter Bahnhofes. Noch nicht sieben! Also hatte er noch mehr als eine halbe Stunde Zeit.

Er ließ sich einen Kaffee geben. Dann versank er in stilles Nachdenken. Die Kinderschulzeit, die Lehrlingsjahre, die eintönigen Gesellentage stiegen vor ihm auf. Er sah wie über eine große eintönige Sandebene oder eine endlose Heide . . . über sein Leben voll Arbeit. Ja, Arbeit, nichts als Arbeit war es gewesen.

Die Sonntage, ein Ausflug . . . in den Thiergarten, im Frühjahr wol in den Grunewald; später . . . unter die Linden, in die unvermeidliche Passage, in ein rauchiges Bierlocal mit ein paar Kameraden . . . das waren seine Erinnerungen. Doch halt . . . da steigt aus der Tiefe und Ferne ein reizendes Madonnengesichtchen auf, umrahmt von schwarzbraunen Flechten. Die Grete . . . sie war, neben den Aeltern, neben Schwester Else die einzige, die ihn an einem Band der Erinnerung hielt. Nur Holdes und Liebes verknüpfte er mit ihrer Erscheinung; sie war ihm gut, dessen konnte er sicher sein. Jetzt erst fielen ihm die hundert und hundert kleinen Worte und Thaten der Aufmerksamkeit ein, mit denen sie ihn verzogen, ohne daß er, der Undankbare, es bemerkt. Die besten Bissen hatte sie ihm bei sich und bei ihm vorgelegt, so manche zierliche Kleinigkeit ihm gestickt . . . es that ihr gewiß recht leid, daß er schied, daß er in eine ungewisse Ferne und Zukunft ging.

Es ward ihm so recht melancholisch zu Muthe, wie es einem wol zu sein pflegt, ehe man in seinem Coupé sitzt, im rechten Zuge und auf dem richtigen Platze.

Wie Wilhelm nun wieder aufsah, um sich zur Abfahrt fertig zu machen, glaubte er, die Vision der hübschen Grete stünde noch immer vor seinem innern Gesicht, und er rieb sich die Augen.

Aber die kleine Fata-Morgana wich nicht von der Stelle.

Sie hatte ein einfaches schwarzes Sammthütchen auf und ein enganschließendes, reinliches Fähnchen an und streckte ihm sogar die Hand entgegen.

„Guten Morgen, Wilhelm", sagte die Grete, die es wirklich selber war. „Wir hatten uns doch eigentlich recht wenig, fast gar nicht Adieu gesagt. Und ich habe dir einen kleinen Imbiß mitgebracht; wer weiß, wann du etwas zu essen bekommst. Auch eine Pulle Rothwein. Da nimm und nimm's nicht übel!"

Wilhelm war ganz roth geworden.

„Du bist ein herzliebes Mädchen, Grete!" war alles, was er sagen konnte. „Ich danke dir."

Sie gingen zusammen an den Billetschalter, gaben den leichten Koffer im Gepäckraum auf, und Grete begleitete Wilhelm noch auf den Perron.

Sie sagte nicht mehr viel, obwol sie noch viel auf dem Herzen hatte. Wie konnte das bescheidene Mädchen aber zuerst sprechen, wenn er nichts bekannte?

Sie wollte ihm noch so manches anempfehlen, sie fürchtete sich vor dem großen unbekannten Wien, das ihr ihren Wilhelm nehmen konnte, ohne daß sie's zu hindern vermöchte.

Endlich, Wilhelm stand schon auf dem Trittbret, beugte er sich zu ihr hinab, als wolle er sie küssen. Sie bog aber den schlanken Hals zurück und wich der Berührung aus. Desto herzlicher schüttelte sie ihm die Hand und sagte nicht „Auf Wiedersehen!" sondern, fein antwortend: „Beim Wiedersehen!"

Der Pfiff ertönte. Der Zug rollte langsam aus dem hohen Stationsgebäude hinaus. Grete winkte dem aus dem Fenster Schauenden mit dem Taschentuche Abschiedsgrüße nach, und als die Wagen eine Biegung machten, verbarg sie ihr Antlitz in dem Tüchlein. . . .

Die schweren Häuserwürfel liefen an Wilhelm's Blick vorbei, nach rückwärts verschwindend, wie in magischen Kreisen sich drehend. Moderne Bauten mit Eckkuppeln, grauen Schieferdächern standen da, wo früher als „letzte Häuser" einstöckige Häuschen und Hüttchen ihr armselig vorstädtisches Dasein gefristet. Nun zog die Ebene heran. Schnee lag, so weit das Auge sehen konnte, es war ein trostloser Anblick, der dem von der Vaterstadt Scheidenden das Herz zusammenschnürte. Ein Kirchhof mit Kreuzen. Zur Rechten tauchten schwarze Flecken im Schnee auf, die sich nach einigen Minuten als kleine Tannen- und Fichtenwäldchen entpuppten. Bald aber röthete sich der Osten, und, den Nebel zertheilend, stieg die Sonne blutroth in die weiße Welt hinein. Die Blumen an dem nach Osten gehenden Fenster thauten und über die hunderttausend Linnen auf Wiesen, Feldern, Aeckern guckte aus den Milliarden Krystallen ein augenverwirrendes, glänzendes Farbenspiel.

Der Zug überdonnerte eine Brücke, einen Fluß, der stark mit Eis ging. Man hielt. „Dobrilugk!" rief der Conducteur.

In der Ferne kehrten ein paar Männer einen blanken kleinen Seespiegel zur Eisbahn zurecht. Weiterhin liefen am Rande eines halb zugefrorenen Baches ein paar kleine Kinder Schlittschuhe. Weit und breit kein Mensch zu sehen. „Wenn die Geschwister dort ertränken?" frug sich Wilhelm; aber die ihm fortwährend

nen zuströmenden Gegenstände ließen ihn keine Secunde bei dem Gedanken verharren. Nun winkten die Thürme und Kirchen von Dresden. Wie gern wäre er in der Stadt geblieben, von deren Kunstschätzen er schon manches gehört. Aber schon rief der Schaffner wieder. Er hatte versäumt, einen Imbiß zu sich zu nehmen, um nur einen Blick in die Stadt zu erhaschen, und weiter ging's, weiter!

Nun aber that sich Wilhelm eine neue Welt auf.

Das Elbufer mit den reizenden Villen und Dörfern, mit seinem immer höher anwachsenden Felshintergrunde, mit den pittoreske Formen annehmenden Sandsteinbildungen des Elbgebirges, die einzelnen schwarzen Tannen im Schnee, die dann hier und dort zu Paaren, in ganzen Rotten und Compagnien die Höhen hinanklommen und zum Hochwalde wurden: alle diese nie gesehenen Naturwunder nahmen seinen, nur Häusermassen und Ebene gewohnten Blick gefangen. Er glaubte in einem Theater zu sein, wo alles sich nur für ihn abspiele. Der Bahnzug durchflog die Niederungen der Elbe, das enge Thal, und Wilhelm bestaunte, ohne Namen zu kennen oder nach ihnen zu fragen, das Schloß Sonnenstein mit den vielen Fenstern, die Bastei, den herrlichsten Punkt der Sächsischen Schweiz. So schön hatte er sich die Welt nicht gedacht. Und es gab freie Menschen, die im Frühling, im Hochsommer, im Herbst durch diese dann blühenden Gauen wandelten, auf die Berge stiegen und all die Wunderbarkeiten in vollen Zügen bis zu völliger Sättigung genossen.

An der Grenze, in Bodenbach, gab's wieder einen kurzen Aufenthalt und Gepäckrevision. Der österreichische Beamte, der erste, den Wilhelm zu Gesicht bekam, frug ihn gutmüthig: „Haben's nix Steuerbares?" und warf dann all seine sorgfältig glattgelegten Habseligkeiten durcheinander.

Bald aber nahm den Reisenden wieder die Pracht der Gebirgsgegend gefangen. Unter ihrer Schneehülle, über dem mit Eis hochgehenden Fluß, kam sie ihm noch majestätischer vor. Und nun gar das reizend gelegene Aussig am Zusammenfluß der Biela und der Elbe! Wie ein Hafen am Meer däuchte ihm das Städtebild, ihm, der noch gar nichts gesehen hatte als sein steinernes Berlin. „Und es gibt Leute", dachte er wiederum, „die mit ihrem Liebchen Hand in Hand da auf die Höhen hinaufsteigen und die lichte Gotteswelt genießen." Mitten in der schönen Gegend nun überfiel ihn ein mächtiger Hunger. Durch eine halb sonderbare, halb natürliche Ideenassociation gedachte er der guten armen Grete und des Imbisses, den sie ihm mitgegeben.

Ein Gefühl der Dankbarkeit überkam ihn. Er holte die Schinkenschnittchen, die Flasche Rothwein hervor, die Grete ihm zugesteckt, und essend und trinkend sah er nun die österreichischen Flecken, Märkte und Städte in dem sich nun allmählich verflachenden Lande an sich vorbeiziehen. Wie traulich, romantisch lagen die saubern, an Berglehnen geklebten Nester da. Von all dem Leben in den Häusern bei den wildfremden Menschen wußte er nichts! Er kam sich entsetzlich einsam auf der Welt vor, und doch war er nicht traurig. Nie war ihm ein Tag so rasch vergangen. In das hunderttthürmige Prag brausten sie hinein, als schon Abendschatten darüber fielen, und viel war von der alten Krönungsstadt nicht zu

sehen. Als es dunkel ward, schlief er ein, träumte vom Hause der Seinen, von Else und Grete, und der Schaffner weckte ihn um 10 Uhr abends, hereinrufend: „Wien!“

III.

In Wien stieg Wilhelm in ein „Comfortabel“ ein, das ihn langsam und behäbig seinem Bestimmungsort zuführte. Man hatte ihm ein kleines Hotel am Neubau, in der Nähe seiner zukünftigen Werkstatt, empfohlen. Dort wollte er einstweilen absteigen.

Es hatte stark geschneit.

Unendliche Schneeberge lagen am Praterstern, rechts und links der alten Jägerzeile aufgethürmt. Wilhelm streckte neugierig seinen Kopf zum Wagenfenster hinaus, und sehr imponirte ihm das festungsähnliche, vielthürmige Gebäude des Nordbahnhofes, in dem er angekommen, und dessen leuchtender Uhrausschnitt jetzt hinter ihm im Nebel verschwand. Er dachte an seine Abfahrt von Berlin!

Nun ging's die endlose Praterstraße hinein. Der Weg, den man zum ersten mal macht, kommt einem lang vor, die Gewohnheit verkürzt ihn später. Was Wilhelm am meisten wunderte, war, daß sich weit und breit kein Mensch sehen ließ. Es konnte doch kaum 10 Uhr vorbei sein; aber die Hausthore schienen verriegelt und die lustige Kaiserstadt war ausgestorben.

Nun sah er den Donaukanal unter sich, die Ferdinandsbrücke trennte die über das Wasser hinflackernden Lichtscheine. Die enge Rothethurmstraße bergan. Gespenstisch ragt zur Linken der Stephansthurm in schwindelnde Höhe. Jetzt tritt sogar der Mond auf die Spitze, wie ein goldener Punkt über ein riesiges J. Aber schon ist der Einspänner auf dem Graben um die Ecke. Da brennen große Gasflammen und einige Passanten huschen frierend vorüber. Uebern Kohlmarkt, durch das Burgthor, vor welchem jetzt ein Wächter das Gas ausdrehte. Ein paar Soldaten im innern Hofraum saßen im Halbschlaf oder gingen in weiten grauen Mänteln umher. Das Wägelein rollte über den weiten Platz des Volksgartens, von dem rechts und links zwei eherne Männer auf hochspringenden Rossen grüßten, oder drohten?

Bald in enge, ansteigende Gassen, in denen im Abbrnch begriffene Häuser wie Ruinen aus einer längstvergangenen Zeit aufstarrten. Die rahmenlosen, hohlen Fenster zwischen den zerbröckelten Mauern gemahnten an Todtenlarven. Durch sie durch sah man in die alten Zimmer- und Stiegenräume; altmodische Tapeten, herabhängende Fetzen. . . . Wilhelm las fröstelnd die Straßennamen: „Neubau“, „Siebensterngasse“, „Stiftgasse“.

Endlich hielt der Wagen vor einem kleinen Hause.

Der Kutscher stieg ab, klingelte am Thore: der Portier musterte seinen Gast und dessen Koffer und bezahlte einstweilen den Mann vom Kutschbocke, da es Wilhelm an österreichischem Gelde fehlte.

„So spät! Wünsch' einen Guten Abend!“ sagte der Portier des Hotels Zum blauen Stern zu Wilhelm und bemächtigte sich seines Köfferchens.

„Guten Abend! Spät? Es ist ja kaum halb elf! Wegen meiner Person wollte wahrscheinlich der berliner Kurierzug nicht früher eintreffen!"

Der Portier brummte in seinen Bart: „Der ist aber grob!" und meinte dann: „Bei uns ist das schon sehr spät. Der Herr wollen wol ein Zimmer?"

„Ja, ein ruhiges, zum Schlafen! Verstehen Sie mich!"

„Ich capire! Der Herr ist müde von der Reise. Wollen's eins im dritten Stock zu achtzig Kreuzern oder . . ."

„Ja, machen Sie nur, daß wir hinaufkommen."

Der Mann läutete, und nach einer Weile trat aus einer Thür, über welcher „Gastzimmer" stand und die gegenüber dem „Speisesalon" lag, ein schmuziger, schlaftrunkener Hausknecht.

Man polterte die durch Knarren remonstrirende Holzstiege hinauf; das Wachslicht in der Hand des Portiers wies tropfend die Spur und den Weg.

Endlich gelangte man in ein primitives Zimmerchen, mit einer geweißten Wand, mit einfachstem Holzmobiliar; ein reinliches Bett war abgedeckt, vor dem runden eisernen Ofen lag Kienholz und der Hausknecht fragte, ob er einheizen solle.

„Das werde ich lieber von inwendig besorgen! Kann man noch etwas zu essen und zu trinken haben?"

„O, unten im Gastzimmer geht's noch lustig her."

Wilhelm reinigte sich vom Kohlenstaub, kramte seine nothwendigsten Sachen aus und verfügte sich in das Gastzimmer, ein niedriges Gelaß mit einem halben Dutzend Tischen, welche sämmtlich mit rothweißen Tüchern bedeckt waren, die man nicht alle vierzehn Tage zu waschen brauchte.

Am einen Ende nahm ein langer „Schank" die Schmalseite des Zimmers ein; ein stämmiger Bursche reichte den schreienden und mit Blechmarken bezahlenden Kellnerbuben Seidel auf Seidel hellen, schäumenden pilsener Abzugbieres.

An einem Tische saßen vier Kutscher: „Einspänner", deren Haltestelle vor dem Hause lag; sie politisirten, lange Virginias rauchend.

Sie schimpften auf die Regierung, die hohe Obrigkeit, den Gemeinderath als Corporation und auf jeden einzelnen Bestandtheil, auf die Gasgesellschaft, die Wasserleitung, und kamen endlich auf den Hauptjammer der wiener Comfortabelkutscher, den Fahrgast.

„Geizig san's worden!" brummte der eine.

„Von an Trinkgeld ka Spur mehr!"

„Früher haben's wol a paar Sechserl fallen lassen, jetzt handelns an a no die Tax ab!"

„Ja schmuzig san's worden, es gibt ka Cavlier mehr!" Und darauf tranken sie einen neuen Liter, kopfschüttelnd und brummend.

Inzwischen verhandelte Wilhelm mit einem Kellnerbuben über Essen und Trinken. Verstand ihn der Kleine nicht oder gehörte nur das Bier in sein Ressort, kurz, er lief davon und kehrte nach einigen Minuten mit einem Seidel „Pils" und einem ältern Kellnerjüngling zurück, dessen Frack nur so glänzte.

Dieser reichte ihm eine höchst ausführliche Speisekarte hin und bat ihn, zu wählen, sämmtliche Delicatessen wie am Schnürchen auswendig herleiernd.

Wilhelm nannte eine Speise, worauf der Fettige verschwand, um nach einigen Minuten athemlos wiederzukehren, unterthänigst bemerkend, daß das Gewünschte wol dagewesen, aber nicht mehr vorhanden sei.

Der ausgehungerte Gast bestellte ärgerlich, jedoch noch höflich, ein anderes Gericht nach der Karte; der Glänzende wagte darauf den Einwurf, das „sei nun schon gar nicht mehr vorräthig", und strich mit einem Bleistiftkrüppel die von andern genossenen Leckerbissen von der Tagesordnung.

Wilhelm ergab sich nun mit gebundenen Händen seinem Peiniger und rief: „So bringen Sie denn, was noch ungegessen ist!"

Der „Speisekellner" verschwand mit tiefem Bückling abermals und brachte nach einer Weile ein in einer rothen Sauce schwimmendes Fleischgericht, zwischen dem einige Erdäpfel selbstzufrieden sich breit machten: „Ungarisches Gulyas."

Wilhelm hatte die papricirte Lieblingsspeise der österreichisch-ungarischen Bevölkerung noch nie, oder doch keinesfalls so echt gekostet, und sie mundete ihm vortrefflich.

Nun setzten sich drei besser aussehende Männer zu ihm, ohne ihn jedoch nach flüchtigem Kopfnicken zu beachten.

Sie schoben das Tischtuch beiseite, jeder zog einen harten Silbergulden aus der Tasche, und sie begannen zu „radeln". Das heißt, sie drehten das Geldstück zwischen Daumen und Mittelfinger, bis es in eine kreisende Bewegung kam, und endlich, das eine früher, das andere später, mit polterndem Geräusch auf dem Tisch liegen blieb, wie ein todtgehetztes Rennpferd. Jeder der Gesellen hatte einen Cylinder mit unglaublich schmalem Rande auf, eine „Kurze" im Munde und die silberne Uhr in der Hand. Dem geistreichen Spiel gesellte sich ein Vierter, der nur zusah, markirte, und, aus seinem Daumen und Mittelfinger der linken Hand eine Art Gestell machend, eine Gabel unaufhörlich dazwischen balancirte, so zwar, daß sie jedesmal hüben oder drüben auf den Tisch schlug. Diese Trommelei und das „Radeln" ergaben, summirt, einen ganz erklecklichen Lärm.

Eine Unterhaltung, die nicht den vorliegenden „Sport" betraf, führten die vier Leutchen im übrigen nicht.

Doch!

Der eine, der immer verlor, fing nun an zu fluchen.

„Kruzitürken!" schrie er auf. „Es geht doch seit Jahr und Tag alles schief und lahm in Wien. I hab' ka Glück mehr! I wander aus."

„Ja, an allem Unglück san die Böhmmen schuld", meinte der andere.

„Selbst der Stephansthurm wird unzufrieden und fängt an zu wackeln, hab' i neulich im Extrablatt gelesen."

„Na . . . wenn der anfangt . . ."

„Dann hört alles auf!"

Wilhelm schien es, als ob Unzufriedenheit eins der hervorragendsten Merkmale der sonst so sehr als gemüthlich und lebenslustig verschrienen Kaiserstadt an der Donau sei.

Plötzlich that sich die Thür auf und zwei Paare stürmten herein.

Es waren zwei stramme, hübsche Bursche in Tirolertracht, mit Lodenjacken,

daran grüne Litzen und Hirschhornknöpfe, mit nackten Knien, dicken Wollstrümpfen, Bergschuhen und Hütchen mit Gemsbart.

Die Begleiterinnen trugen kurze Röcke, enge Mieder und strotzten und strahlten von Bändern, Schnallen, Halsketten, Armreifen, Troddeln und Quasten. Aber nett waren sie, blond und braun, blau- und rehäugig, die nackten Arme hübsch weiß und voll, und die Lustigkeit, der Humor lachte aus ihren Grübchen auf Kinn und Wangen.

Die Paare, Arm in Arm, tanzten mehr als sie gingen in die Schenke herein, nahmen an einem Tische Platz und bestellten Bier.

„Die Gurgel und die Zither müssen nochmals erprobt werden, eh der echte Holzknechtstanz losgehen kann!" sagte einer der Tiroler.

„Aber nit zu lang, Hansl!" rief das eine Mädchen.

„Nein, Schorschl, wir kommen eh schon z'spat!" fügte die andere zu.

Und der Schorschl, der kohlschwarze Bub, setzte die mitgebrachte Zither auf den Tisch, von dem er die rothweiße Decke, des Klanges wegen, fortgeschoben hatte, und begann zu schlagen.

Hansl pfiff auf eine eigenthümliche Weise zwischen den Zähnen die Melodie mit, die Mädchen legten hüben und drüben die weißen Arme auf die Schultern der lustigen Bursche und schauten seelenvergnügt vor sich hin.

Es trat eine Stille ein. Alles lauschte.

Leise aber zitterten nun die ersten Takte des so eigenartigen Walzers aus dem „Zigeunerbaron", in eine Molltonart übertragen durch den von Virginiarauch durchbeizten Saal. Und die Mädchen sangen die Worte dazu:

So voll Fröhlichkeit,
Gibt es weit und breit
Keine Stadt wie die Kaiserstadt,
Keine so fein, wo so frisch und kühn
Flotte Weisen sprühn.
Dich erfüllt, ach, die Lust
Nach Gesang, Weib und Wein,
Wo bei Lichterglanz und Gesang und Tanz
Uns in Lust und in Jubel die Nächte vergehn,
Wo die Rebe blüht und heiß die Liebe glüht,
Und alle Menschen das Leben verstehn —
Ach — von keinem Schmerz, weiß das Menschenherz.

IV.

Für eine Spanne Zeit schien alle Roheit, Unzufriedenheit, Mislust aus dem kleinen Stübchen verbannt.

Ein verklärendes Lächeln lag auch über den rauhesten Zügen, die dunkelsten Gesichter hellten sich auf.

Wilhelm fühlte sich bewegt, die Thränen traten ihm in die Augen. Er dachte an die Aeltern, an die Schwester, an Grete, an eine Menge Dinge.

Er fühlte sich wie fortgetragen.

Und er fühlte, daß er noch nie einen Wiener Walzer gehört und verstanden, so oft er sich auch in berliner Vorstadtlocalen zu dessen Surrogatklängen gedreht.

Die Phantasie der Anwesenden, das empfand er dunkel, ging mit, das Herz spielte sich gleichzeitig selbst auf, und die armen Menschen vergaßen, durch das Thor der Wehmuth schreitend, für ein paar Minuten, was sie drückte, was ihnen den täglichen Tag so schwer und unleidlich, so unertragbar machte.

Und so hingerissen ward der Spieler, so weltverloren wurden die Vier, daß sie den Ball beinahe vergaßen, auf dem sie sich erlustigen wollten. Eine Melodie erlöste die andere, ein Walzer löste den andern ab, und wenn der Saal nicht zu klein und mit Tischen bestellt gewesen wäre, so hätte nicht viel gefehlt, und die Fiakerkutscher, die „Radler" und — Wilhelm würden zu tanzen angefangen haben.

Endlich hörte der Zitherspieler auf und wischte sich die Stirn.

Obwol Zurückhaltung in dem Wesen des Berliners lag und er auch tagsüber mit den Aus- und Einsteigenden des Eisenbahnwaggons kaum ein Wort gewechselt, überwältigte ihn doch sein Gefühl und er ließ den Quell herzlich-aufrichtiger Dankbarkeit übersprudeln.

„Das war ein rechter Genuß!" sagte er über den Tisch hinüber zu dem Kunstfertigen. „Ich danke Ihnen herzlich. So schön spielen doch wol nur die echten Tiroler!"

Ein helles Gelächter, das vom Quartett angeschlagen, den ganzen Saal ansteckte, sich bis an den „Schank" fortpflanzend, war Wilhelm's Lohn.

„Sie sind ein Fremder. Das hört und fühlt man!"

Wilhelm stieg das Blut zu Kopfe.

Aber ehe er noch recht beleidigt zu sein Zeit hatte, besänftigte ihn schon der treuherzig gesprochene Zusatz:

„I bin an echtes wianer Kind! Dös san mer alle vier! I bin nur an ehrlicher Lederfabrikantensgesell — in Verkleidung!"

„Ein Lederarbeiter!" rief Wilhelm.

„A Künstler in Leder!" lachten die Mädchen dazu.

„Aber das bin ja auch!" fuhr Wilhelm fort. „Ich stehe morgen bei Arweth und Oberdorf in der Dreilaufergasse ein."

Der Zitherspieler schlug mit der Faust auf den Tisch, daß ihm der Schlagring vom Daumen fiel.

„Das is ja mein Werkstatt."

Und sie maßen sich.

Waren sie Genossen, Gesellen, Freunde oder Gegner, Concurrenten? Der Berliner hielt an sich. Er zog sich etwas zurück.

Das wiener Kind schob nach wenigen Secunden die Hand hin und rief: „Auf gute Freundschaft, Herr Kamerad! Bleiben's bei uns, gehen's mit uns aufn Ball. Ich bin der Schorschl Ganglhuber, das is der Hansl Stellbauer und die Toni und d' Mirzl san unsre Freindinnen. Ehrliche, brave Madels, hochanständig, und . . ."

„Tirolerinnen!" johlten die Mädchen.

Wilhelm wußte nicht, wie ihm geschah. Es war, wie in jenem alten Liede vom Rhein: ihm ging auch das Leben so lustig ein.

Und er schlug zu.

Da trat einer der Gäste an Schorschl heran, stieß ihn an die Schulter und bat: „Noch' ans!"

Die Mädchen widersetzten sich, es sei schon spät, sie wünschten zu tanzen, dazu seien sie eingeladen.

Als aber die Zitherklänge neu aufzitterten, lauschte alles wieder. Und der Tiroler, Lederarbeiter und Künstler spielte lustige und traurige Weisen, lauter Couplets, wie sie von den Lieblingen der wiener Vorstadtbühnen erfunden und gesungen werden und mit ihrem unbegreiflichen Zauber hoch und niedrig während ihres Erschallens bannen.

Nachdenken darf man später darüber freilich nicht.

Da klang das Lied vom schönen Julchen, die in der „Jugendzeit, der goldnen Zeit, Liebesseligkeit" geboten, und das so grausam schloß:

D' Juli ist jetzt alt, ist auch nicht mehr schön,
Möchte gern die Juli sollt' zu einem andern gehn.

Aber ... „D' Juli geht nicht fort ...", was ein herzloses Gelächter bei Mannsen und Weibsen erregte.

Dann wie ein sich selbst mahnendes Insichgehen erklang der „Refrain", nach mannichfacher sarkastischer Beleuchtung gegenwärtiger Misstände:

Da lob' ich mir die alte Zeit
Mit ihrer echten, rechten G'müthlichkeit;
Da lob' ich mir die alte Zeit
Mit ihrer wahren G'müthlichkeit!

Und die ganze Gesellschaft fiel mit falschen und richtigen Tönen ein und lobte sich wehmüthig die alte Zeit, ganz wie der Horazische laudator temporis acti!

Nun trat einer der Comfortabelkutscher an den Spieler heran und bat um das Jubiläumslied aus der Rotunde. Denn die wiener Fiaker hatten auch ihr hundertjähriges Dasein gefeiert!

Und die Strophen kamen und gingen.

Als aber die letzte erklang:

I' bin bold sechszig Jahr' alt,
Virz'g Jahr' steh' i am Stand,
Der Kutscher und sei Zeugl
War al'weil fein beinand.
Und kummt's amol zum O'fahrn (Abfahrn)
Und wir i dann begrab'n
So spannt's ma meine Rappen ein
Und führt's mi über'n Grab'n.
Da laßt' es aber laf'n, führt's mi in Trapp hinaus ...
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Und auf mein Grabstein, da soll stehn,
Damit's die Leut' a deutli sehn:
Sei Stolz war, er war halt an echt's weaner Kind.
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war komisch anzusehen, wie die alten rothgesichtigen graubärtigen Wettergebräunten eine Thräne der Rührung zerdrückten.

Unter dem Danke der Anwesenden, den sie abzuwehren bemüht waren, brachen die Vier auf, mit dem Bewußtsein, guten Menschen eine genußreiche Stunde bereitet zu haben.

Wilhelm schloß sich dem Quartett an.

Er verbrachte seine erste wiener Nacht auf einem tollen wiener Holzknechtsball.

Am andern Morgen aber schien ihm die ganze Geschichte mehr wie ein Traum als wie ein Erlebniß. Was er auf dem Ball gesehen, wie er getrunken, getanzt, gelacht und endlich seine fremde Stube gefunden, das däuchte ihn in Wirklichkeit gar nicht möglich. „Das spottet jeder Beschreibung!“ sagte er zu sich.

Und er erinnerte sich, daß er sich früh morgens noch im Traume und im Bette hingesetzt und mit fliegender Feder und zitternder Hand den Aeltern, Greten und Elsen eine genaue Darstellung der Ereignisse gegeben. Es kam ihm vor, als sei er bei Abfassung seines Briefes von hundert Geräuschen des Wirthshauses gestört worden und er habe die Epistel nicht zu Stande gebracht, sondern sei dann fest und traumlos eingeschlafen.

Nun, in wachem Zustande, deutete er sich seinen Traum dahin, als solle er es ebenso machen: nämlich das Erlebte berichten.

Er versuchte die Schilderung aufs Papier zu werfen, vernichtete einige Briefbogen und begnügte sich endlich damit, seine durch keinen Zwischenfall gestörte glückliche Ankunft anzuzeigen.

V.

Eine Woche war seit jenem die Seele Wilhelm's füllenden Abend verstrichen.

Nun saß er auf einem drehbaren Lederstuhl, der drei Beine hatte, und auf dessen Zwillingsbruder der Schorschl Ganglhuber, bald himmelhochjauchzend, bald auf alle Welt schimpfend, hin- und herrückte.

Der Schorschl war zwar ein verläßlicher und geschickter Arbeiter, der auch wacker seine Werkstunden aushielt, dem ein vollendetes Stück nicht nur um des Lohnes, sondern auch um der Sache willen Freude machte ... aber er bestand, der Arme, aus zwei feindlichen Bruderseelen: einer Sitzfleischnatur und einer Vagabundenneigung. Er sah es selber ein, ewiger Müßiggang ist nicht des Menschen Bestimmung. Und doch, welche Lust, müßig zu gehen!

Niemals empfand er das so klar, als wenn er nach der Sonntagsruhe und einem verlumpten Blauen Montag am Dienstag mit schwerem Schädel und leichter Tasche einrückte und auf seinem verschliffenen Marmorstein die Lederränder falzte und umbog, damit sie hübsch zum Aufbewahren von Photographien und Banknoten taugten; natürlich für andere.

Wilhelm Ehrmann hatte sich sofort nach jenem für ihn so denkwürdigen Abend seinen Geschäftsfreunden Arweth und Oberdorf vorgestellt. Die biedern Leute, die noch aus einer bessern Zeit stammten, self-made men waren, echte Vorstadtwiener von altem Schrot und Korn, hatten ihm biderb die Hand geschüttelt, sich nach

dem Vater erkundigt, mit dem sie Lehrjahre da und dort verbracht, und ihn sofort willkommen geheißen.

Sie fragten, wo er abgestiegen sei, baten ihn, doch ja ein Zimmerchen in der Nähe als Miethsherr zu beziehen und nicht lange in dem „theuern" Hotel zu verbleiben, und bedauernd, daß im eigenen Hause kein Fleckchen frei sei, was auch thatsächlich der Fall war, versprachen sie, ihm in allem und jedem behülflich zu sein.

Und das waren sie auch.

Arweth, ein kleiner, untersetzter Mann mit graublondem Vollbart, suchte und fand gleich den ersten Vormittag in der Dreilaufergasse ein kleines, sauberes Zimmer bei einer ehrlichen, alleinstehenden Witwe, welche er noch durch die Zuführung des pünktlich Zahlenden verpflichtete.

Der lange, hagere, noch schwarzbärtige Oberdorf lud den berliner Geschäftsfreund ein für allemal Sonntag mittags zu Gaste. Er hatte eine zahlreiche Familie, und auf einen Esser kam es ihm wahrlich nicht an.

Arweth war Witwer.

Er hatte nur eine Tochter, Margarethe.

Er war recht freundlich, ja herzlich, aber er lud Wilhelm nicht ins Haus.

Wilhelm fühlte sich in der Werkstatt, die etwas größer als die seines Vaters war, ganz wohl und glücklich.

Der gewohnte Geruch der gegerbten Kalbfelle, die zu allen möglichen Fellen: Schlangen-, Krokodil-, Tigerhäuten, umgemodelt wurden, die wirklichen fremdländischen Häute, der Firnis, Leim, Lack: all das erzeugte in ihm die alte berliner Arbeitsstimmung.

„Jetzt so hinaus in den Wienerwald! Den Kahlenberg hinauf. Mit an paar harben Dirndln durchs Helenenthal geschwärmt! Das wär' mei Freud!" rief dann Schorschl ihm leise zu, eine goldbraune Haut mit einer Riesenscheere nach aufgelegten Schablonenmustern zu Cigarrenetuis bestimmend.

„Dafür ist der Sonntag gerade gut genug!" antwortete Wilhelm. „Mir stecken ganz andere Dinge im Kopf. Ich möchte eine Erfindung machen, die eine Revolution in der Lederbranche hervorriefe und mich nebenbei zum reichen Manne «nmerfände!»"

„Das möcht' ich auch!" brummte Georg. „Aber es kostet zu viel Nachdenken. Der Schädel leid't's nöt!" Und er schlug sich an die Stirn.

„Das ist nur Glück und Zufall. Alle großen Erfindungen, die der Dampfmaschine, der Fayence- oder Porzellanbrennerei, des Schießpulvers sind mehr Geschenke der Minute als Ergrübeltes der Jahre gewesen!"

„Ja! Erfinde du das Schießpulver!" brummte Schorschl und ahmte mit dem Daumen auf dem Leder die Bewegung des Zitherspiels nach. Er war wieder weit weg von der Arbeit. Durch natürliche Ideenassociation brachte ihn die unsichtbare Zither auf die unsichtbaren Damen Mirzl und Toni.

Lange schon brannte Wilhelm eine Frage auf der Zunge. Während er einen nicht gerade angenehm duftenden Leimtopf über eine Gasflamme hielt, that er sie zögernd:

„Sag' einmal, Georg" — sie waren schon an jenem ersten Abend auf den „Duzfuß" gekommen — „ist denn die ... Toni oder die Mirzl ... deine Geliebte oder Braut?"

Wilhelm hatte nie in ein erstaunteres Gesicht gesehen.

„Geliebte? Braut? Daß i net wüßt? Es sein holt Bekannte! Sonst nix!"

„Also du liebst keine?"

„Von denen! Nein!"

„Eine andere demnach!"

„Das schon."

„Und du gehst doch mit jenen aus, zeigst dich öffentlich, tanzest ..."

„Ja! Das thu' ich. Is das vielleicht eine Schand'? Die, die ich gern hab' und gern möcht', die geht da net hin und erfährt nix davon. Und wenn auch, die Mädels sein brav!"

„Du bist aber nicht schuld daran!"

Schorschl lachte.

Wilhelm schüttelte den Kopf. Er war jung und lebenslustig, aber für einen gewissen Leichtsinn fehlte ihm doch der ... leichte Sinn.

„Nächsten Sonntag machen wir wieder «a Hetz»! sagte der andere. Die beiden Madels sind auch dabei und der Stellbauer. Du gehst doch mit?"

„Wir werden ja sehen!"

Wilhelm legte der ganzen Ganglhuber'schen Theorie vom Lebensgenuß keine allzu große Wichtigkeit bei; er strebte mit Energie einem vorgesetzten Ziele zu. Schon vielerlei Ideen hatte er gefaßt und wieder fahren lassen; er trug ernstere Dinge im Kopfe, als die Frage nach Stand, Thun und Lassen zweier fremder Mädchen.

Er war einmal durch die Stadt geschlendert und hatte unter einem Glaskasten die sämmtlichen Seiten eines großen illustrirten Blattes ausgestellt gesehen. Da gab's denn eine Menge kleinere und mittlere Vorlagen, eine Steeple-Chase mit schlankbeinigen englischen Rennern, ein Jagdmeeting vor einem im Walde halb begrabenen Sommerschlößchen, Meute, Hirsche, Grooms. Dann wieder eine Hundeausstellung mit den verschiedensten Exemplaren des Freundes der Menschen, vom winzigen Spaniol bis zum treuäugigen, langohrigen Jagdhund, und so tausenderlei, flink und treffend wie aus dem Leben herbeigeholt. Des Strebsamen Wunsch und Hoffnung ging nun dahin, solche Bilder, aber in bisher ungeahnter Schärfe und in den Farben des Lebens auf sein geliebtes Leder zu pressen.

An stillen Abendstunden saß er daheim, sinnend, probirend. Für wenige Kreuzer konnte er sich die herrlichen Vorlagen verschaffen. Ein geübter Zeichner, versuchte er die Köpfe, Gestalten, Dinge mit einem scharfen Stichel aus einer starken Messingplatte herauszuheben.

Die alte Witwe, bei der er wohnte, besaß eine gewöhnliche Briefcopirpresse, die von ihrem Sohne, der Concipist gewesen und nun Beamter war, herrührte. Diese benutzte der Arbeiter zu seinen Versuchen. Aber er verdarb nur das Leder; denn so scharf auch seine Messingmatrize war, durch den flachen und überaus schwachen Gegendruck kam nur ein verschwommenes und verwaschenes Gegenbild auf den Hautstückchen heraus.

War er auch oft ärgerlich, so verlor er doch den Muth nicht. Er machte aus Papiermaché eine Contrematrize, sodaß das Leder auch von unten den Contouren des obern Bildes folgen mußte, und kam zu der Einsicht, daß es nur einer kräftigen Stahlpresse englischen Fabrikats bedurfte, um Bilder von der gewünschten Feinheit zu erzeugen, ohne doch durch den starken Schlag und Druck das wohlpräparirte Leder zu sprengen und zu zerreißen.

Seinen unermüdlichen Versuchen gelang es, nach mancherlei Miserfolgen, allmählich auch ein Colorirverfahren auszufinden, das ihm zweckmäßig erschien und von dem er sich guten Erfolg versprach.

Schorschl hänselte den Kameraden, der abends nicht zu Bier und Lustbarkeit zu bewegen war, oder nach der Stunde der Erholung, die er sich nach der Tagesarbeit und zum Essen gönnte, heimeilte.

„Gewiß eine Liebschaft?“

„Will denn, Schorschl, in deinen Schädel gar nichts anderes hinein als Dummheiten?“

„A Madel is nie a Dummheit!“ erwiderte der Freund und dachte so mancher frohen Stunde, die er mit den „Dummheiten“ versungen, verzithert, verkost.

(Schluß folgt.)

Die Schienenverbindung Mittelasiens mit Europa.

Von

O. Heyfelder.

„Nach Oberst Beljawsky hat Rußland in den letzten 50 Jahren in Mittelasien ein Territorium von 65265 geographischen Quadratmeilen mit mehr als 10 Mill. Einwohnern erworben. Die Grenzen des Reiches haben sich einerseits China, andererseits Indien genähert. Somit berühren sich in Mittelasien in ihren Interessen und schon beinahe im Raume die drei größten Reiche der Welt, welche zusammen 700 Mill. Einwohner umfassen und Armeen von 40 Mill. Mann aufstellen können; weshalb ein militär-statistisches Studium Mittelasiens nunmehr nicht nur ein locales, sondern ein allgemeines Interesse hat.“ Mit diesen Sätzen ungefähr leitete nach dem Referat des „Russischen Invaliden“, Nr. 88 vom 23. April 1886, Oberst Beljawsky seine kürzlich in der Nikolaiakademie des Generalstabs gehaltenen Vorträge über Mittelasien ein.

Zu diesen großartigen, weit ausgedehnten und wichtigen Besitzungen ging bisher der Weg durch die Wüste von Transkaspien nach Merw, von Kultuk oder Mangischlak an den Aralsee resp. Amu-Darja, oder vom Ende der Eisenbahn in Orenburg durch Tausende von Werst Steppenland. Es sind dies die Wege, auf welchen zahlreiche Karavanen und Expeditionen (1839, 1873, 1879) unterlagen. Solange die Communication von Rußland mit seinen Besitzungen im Osten vom Wüstensande, von der Sonnenglut, von den Steppenstürmen, von Schneewehen, von Räuberbanden und unruhigen Nachbarn abhing, war eben von einer stetigen Communication, von einem festen Zusammenhang nicht die Rede.

Die transkaspische Eisenbahn ist die Brücke, welche das unwirthliche Steppenland und die Sandwüste überbrückt und Rußlands mittelasiatische Erwerbungen mit dem Mutterlande verbindet.

Auf diesem vom Telegraphen begleiteten Schienenwege kann Rußland eine Armee aus Transkaukasien, aus dem odessaer Militärbezirk nach Mittelasien befördern und in seinen Centren täglich Nachricht von ihr erhalten und ihr senden. Auf ihr reisen seine Statthalter und Heerführer nach Moskau und Petersburg ad audiendum verbum oder um Bericht zu erstatten; auf ihr wird es den Khans und andern Vasallen möglich, an den Thron des Weißen Zaren zu eilen und denselben in seiner Macht und seinem Glanze zu schauen. Auf diesem Wege soll der

Handel vom Occident zum Orient, und von Indien, Afghanistan, Buchara bis zur Messe von Nishnij-Nowgorod und in den Kaufhof zu Moskau vor sich gehen.

Eine allerhöchst bestätigte mittelasiatische Handelscompagnie in Moskau hat ihr Programm gebildet und veröffentlicht, sowie Beljawsky's Vorträge künftige Expeditionen und Feldzüge in Mittelasien in Betracht ziehen.

Am 6. Jan. 1886 hat die von N. Kudrin in Moskau begründete Compagnie für Industrie und Handel (Sredne-Aziatskoje Torgovo-Promyšlennoje Tovariščestvo) ihr Circular umhergeschickt, welches ungefähr folgendermaßen lautet:

„In den letzten 25 Jahren hat Rußland sehr bedeutende Landerwerbungen in Mittelasien gemacht, indem es die wilden Horden der Steppe zum Frieden zwang, zwei asiatische Khanate, Taschkent und Kokand, sowie Transkaspien einnahm, Buchara und Chiwa aber in ein Vasallenverhältniß versetzte und somit seine Grenzen bis Kashgar, bis zum Amu-Darja und bis Afghanistan erweiterte.

„Die zahlreichen Bewohner der erworbenen Territorien treten nun als Consumenten russischer Fabrikate und Waaren auf, wie andererseits als Producenten asiatischer Rohproducte und Erzeugnisse. Unsere Regierung ist bestrebt, sie zu pacificiren, zu organisiren, zu entwickeln, und hat in dieser Beziehung bereits große Erfolge aufzuweisen. Der Name des Weißen Zaren ist in ganz Asien gerühmt und geachtet, ganze Völkerstämme und Ländercomplexe suchen den russischen Unterthanenverband. Doch harrt noch manches in den neuen Provinzen seiner Entwickelung, unter anderm Handel und Industrie.

„Bisjetzt liegt Einfuhr und Ausfuhr vorzugsweise in den Händen der asiatischen Kaufleute, welche hauptsächlich darauf bedacht sind, billige Waare aus Rußland auszuführen, und dadurch das Vertrauen der Consumenten zu russischen Producten schädigen.*) Andererseits haben schlechte oder betrügerische Lieferungen von Rohproducten aus Asien die russischen Consumenten geschädigt. So leiden beide Theile unter der Unvollkommenheit der gegenwärtigen Beziehungen.

„Ein solches Misverhältniß ist nicht länger zu dulden. Bisher gibt es in Taschkent nur wenig russische Kaufleute und Industrielle. In Buchara vertritt N. Kudrin und die von ihm gestiftete Mittelasiatische Compagnie unsern Handel, in Transkaspien und Persien aber nur N. N. Konschin. Die Einfuhr nach Asien im Betrage von 25 Mill. jährlich, die Ausfuhr bis zu 30 Mill. ist fast ausschließlich in den Händen asiatischer Kaufleute, die selbst zu wenig entwickelt sind, um dem Handel aufzuhelfen. Daher ist auch der Consum russischer Producte viel zu gering, die Behandlung und Versendung der Rohproducte viel zu primitiv, unsere Kenntniß der localen Handelsverhältnisse zu lückenhaft. So bringen z. B. die Engländer große Mengen Thee auf die asiatischen Märkte, während wir aus

*) Es gibt allerdings Stimmen, welche buchstäblich denselben Vorwurf den russischen Kaufleuten machen, in deren Händen der asiatische Handel liegt; so besonders Alektorow denen von Orenburg, welche, obgleich seit Jahrhunderten im Besitz des Monopols des russisch-asiatischen Handels, das Vertrauen der Orientalen durch schlechte Lieferungen verscherzt und trotz Aufschwung der Beziehungen ihren Handel nicht vergrößert haben. Vgl. hierzu „Russische Revue", 1886, Heft 1; S. Beck, „Geographisch-historische Studie über das Gouvernement Orenburg".

Rußland nicht ein Pfund dahin ausführen." (Die Engländer verkaufen neuerdings im Innern von Rußland sehr bedeutende Mengen Thee.) „Bis zur neuesten Zeit war eine solche Lage noch auszuhalten, da unsere Fabrikate im eigenen Lande Absatz fanden. Neuerdings aber macht Handel und Industrie eine Krisis durch, deren Ausgang nicht abzusehen ist. Unsere Fabriken sind mit Waaren überhäuft und müssen zum Theil die Production vermindern. Es liegt das Bedürfniß also nur zu nahe, für unsere Erzeugnisse neue Märkte im Osten zu eröffnen, uns dort so festzusetzen, daß wir eine geregelte Ausfuhr und eine verbesserte Production und Behandlung der Rohproducte erzielen, und zwar angefangen vom Pflug und der Bearbeitung des Bodens. Geschieht jetzt nichts zu diesem Behuf, so möchte es zu spät werden; dann werden unsere Rivalen, die Engländer, sich festsetzen, die längst danach trachten von Indien und Afghanistan her, wie von der Türkei und Persien aus. Bekanntlich schreitet der Bau der englisch-indischen Eisenbahnen nach Afghanistan rüstig vorwärts, sie nähert sich dem Amu-Darja und Tibet, kurz, die Engländer sparen nicht Geld noch Mühe, um uns in Asien zuvorzukommen, die Deutschen aber errichten schon Fabriken in Persien. Gegenüber dieser Invasion durch Engländer, Deutsche und Juden muß endlich auch die russische Kaufmannswelt zusammenstehen und durch vereinte Thätigkeit dieselbe zurückweisen, wie vor zeiten Rußland die Invasion seiner politischen Feinde zurückschlug. Die Regierung thut das Ihre. Sie baut zur Befestigung ihrer Autorität in den Grenzlanden eine Eisenbahn vom Kaspischen Meer über Merw, Buchara bis Ssamarkand, sie erstrebt die Dampfschiffahrtseröffnung auf dem Amu-Darja. Sie ist bereit zu jeder Hülfe und Unterstützung bei jedem einschlagenden Unternehmen. Es ist ihr Wunsch, daß der russische Handel in seinen Grenzgebieten und deren Nachbarländern erstarke, Macht und Einfluß gewinne. Beweis dafür die Worte Sr. kaiserl. Hoheit des Großfürsten Wladimir an die Kaufmannschaft von Nishnij-Nowgorod: «Es sei zu erstreben, daß russische Erzeugnisse und Waaren mehr und mehr auf asiatischen Märkten die erste Stelle einnähmen.» Dasselbe bestätigt ein Leitartikel der «Moskauer Zeitung» vom 11. Nov. 1885, wo besonders auf das ungeheuere Rohmaterial in Asien hingewiesen wird, welches seiner Gewinnung durch das europäische Rußland harrt. Alles in allem genommen wäre es an der Zeit, daß die gesammte russische Handelswelt diese Angelegenheit in die Hand nähme.

„Die Entwickelung der Production und der Fabrikthätigkeit in Rußland ist eine so große, daß sie einen bedeutenden Absatz nach Osten zu gebieterisch fordert; denn eigentlich ist dies die einzige Richtung, wohin unserer Industrie noch der Weg für die Ausfuhr offen steht, ehe die Fremden ihn besetzen und uns verschließen.

„Vereinzelte Bestrebungen in dieser Richtung können natürlich nicht erreichen, was eine geschlossene Gesammtheit erreicht. Es besteht eine Mittelasiatische Handelscompagnie mit einem Kapital von 400000 Rub. Freilich ein kleines Kapital im Verhältniß zu der Größe und Bedeutung der gestellten Aufgabe. Es ist daher wünschenswerth, daß die bedeutendsten Firmen sich an der Compagnie betheiligen, zu welchem Zweck das Circular versendet wird, u. s. w."

In einem ähnlichen Sinne, d. h. mit großer Zuversicht bezüglich der Ent-

wickelung des russischen Handels in Centralasien sprechen sich Subottin in seiner Broschüre „Rußland und England auf den mittelasiatischen Märkten" (Petersburg 1885) und Annenkow in seiner Schrift „Die Oasis von Achal-Teke und die Communicationswege nach Indien" („Russische Revue", April 1881) aus. Den schon begonnenen und noch zu erwartenden Absatz russischer Waaren nach Mittelasien und die Bedeutung des transkaspischen Schienenweges constatiren Vámbéry in „Der Zukunftskampf um Indien" (Wien 1886), und die meisten englischen Autoritäten, die den Gegenstand in Wort und Schrift behandeln. Als ein wichtiges Symptom darf die von petersburger Handelskreisen ausgehende Verwendung für Gründung einer Filiale der Reichsbank in Buchara angesehen werden. Diesen mehr praktischen Symptomen von seiten des Handelsstandes und dem wider Willen gezollten Lob politischer Gegner, wie Vámbéry und die Engländer, fällt das Votum des frühern Generalgouverneurs von Taschkent, N. Tschernajew's, gegen die Kaspibahn und die jetzigen russischen Bestrebungen in Centralasien als eine mehr „akademische" und „subjective" Meinungsäußerung weniger ins Gewicht.

Gleichwol beweist sie, daß der Bau dieser Eisenbahn mit großen localen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, daß die Einrichtung sicherer Communicationswege in Mittelasien viel Energie, Sachkenntniß, Geschicklichkeit und Ausdauer erfordert. Da Tschernajew's Aufsatz auch außerdem viel Staub aufgewirbelt und der Annenkow wie seinem Project feindlichen Partei Wasser auf die Mühle war, diesem Aufsatz an höchster Stelle ein so großes Gewicht beigelegt wurde, daß er den letzten Anstoß zu einer Maßregelung des seit 1881 immerhin wieder als persona grata aufgenommenen Generals Tschernajew gab, so lassen wir ihn im Auszug folgen:

„Eine akademische Eisenbahn. Brief an die Redaction der «Nowoe-Wremja».

„In letzter Zeit bringen die Zeitungen nicht selten Correspondenzen über die Eröffnung einer neuen Station oder die Vollendung einer neuen wichtigen Arbeit an der Transkaspischen Eisenbahn. Das Publikum, indem es dergleichen liest, glaubt nun in Wirklichkeit die Zeit nicht fern, wo man nach Taschkent nicht mehr auf Kamelen durch den tiefen Sand reist, sondern behaglich in einem Waggon erster Klasse fahren kann, und schwelgt in dem Gedanken, daß mit der Vollendung dieses Schienenweges unsere Stellung in Asien eine gebietende sein und die Engländer aus hinterlistigen Feinden ergebene Alliirte werden würden.

„Bei einer meiner letzten Begegnungen mit dem verstorbenen M. D. Skobelew, unmittelbar vor seiner Abreise zur Achal-Teke-Expedition, fragte ich ihn, warum er den Bau dieser Eisenbahn zugelassen, der nur die Kosten seiner Expedition vermehre? Die Antwort war: «Laß sie doch bauen, sonst macht man sich nur Feinde. Ich weiß selber, daß ich die Expedition beendige, ehe die Eisenbahn fertig ist.» Und so war es. Die Expedition endigte im Januar 1881, die erste Strecke der Bahn vom Meer bis Kisil-Arwat wurde im Herbst desselben Jahres erst fertig.*)

*) Als Theilnehmer der Expedition weiß ich, daß diese Angaben nicht ganz richtig sind. Die Bahnstrecke vom Meer bis Molla-Kary befuhr ich im Monat October 1880; die

„Zur Rechtfertigung des Baues dieser Eisenbahn, welche der Expedition nicht den geringsten Nutzen gebracht und welche außer den darauf verwendeten Millionen jährlich eine halbe Million Exploitationskosten verursacht, hat das Kriegsministerium beschlossen, sie weiter zu führen, in der Hoffnung, sie werde sich dann besser rentiren. Freilich hatte man vergessen, vorher das Terrain zu untersuchen, in welchem sie angelegt werden sollte. Das Resultat davon ist nun, daß sie im Flugsand stecken bleiben wird.

„Um sich einen Begriff von diesem Sandmeer zu machen, genügt folgende Darstellung. Die Bucharen umgeben ihre Niederlassungen zum Schutz gegen die Invasion durch Flugsand mit Baumpflanzungen. Eine zu diesem Behuf gepflanzte Pappel von 5 Faden Höhe ist in kurzer Zeit so weit vom Sand verschüttet, daß nur der Wipfel noch sichtbar bleibt. Die Bucharen aber sehen sich genöthigt, ihre Wohnorte zu verlassen und sich an neuen niederzulassen, bis auch diese der Sandüberschwemmung verfallen. Die Breite der Sandwüste, wo sie die Bahn durchschneidet, beträgt 350—370 Werst, von denen 100 Werst derartig sind, daß von einem Kampf gegen den Sand gar keine Rede sein kann.

„Das ganze Territorium vom Kaspischen Meer bis an den Syr-Darja ist ein Sandmeer. Der Amu-Darja schneidet diese wasserlose Wüste in zwei beinahe gleiche Theile. Auf der ganzen Strecke existiren drei Oasen: Chiwa, deren Existenz auf der künstlichen Bewässerung durch den Amu-Darja beruht, Merw, das durch den Murgab, die Oase von Buchara, welche durch den Sarewschan besteht. Buchara wird von Nord und Ost rettungslos versandet.

„Freier Zutritt zu diesen Oasen ist nur vom Nord- und Südende des Kaspischen Meeres möglich, also nur in diesen beiden Richtungen ist eine verbesserte Communication Rußlands mit Centralasien denkbar.

„I. Die südliche Richtung würde von Transkaukasien über Astrabad, Burschnurd, Schirwan, Mesched zum Murgabthal führen, von da nördlich nach Merw oder östlich an der Grenze der Wüste an Anchoi in Karki am Amu-Darja. Die erste zugänglichere Hälfte dieses Weges verläuft auf persischem Gebiet; die zweite haben wir den Engländern abgetreten nach dem Siege des Generals Kommarow bei Pendsheh. Unserer letzten Actionen in Mittelasien Resultat ist also der Erwerb der Oase Merw, deren Zugänge sich in fremder Hand befinden. Um nun einen directen Zugang zu Merw zu schaffen, beschlossen wir, die Merw umgebende, wasserlose Wüste von Flugsand durch eine Eisenbahn zu durchschneiden und letztere über Buchara bis Taschkent zu führen.

„Solange der Bau der Kaspibahn auf zwar ebenfalls sandigem, wasserlosem Raum verlief, der aber im Vergleich mit dem Flugsande um die Merw-Oasis

---

Strecke bis Achtscha-Kuima war im December fertig und diente zum Transport des Stawropolschen Infanterieregiments, der zugehörigen Artillerie, zweier Lazarethe u. s. w. Die Strecke bis Kasan-Dshik war im Februar 1881 fertig und diente zur Evacuation der Kranken und Verwundeten, wie später der heimkehrenden Truppen und Beamten. Die Expedition endigte Anfang Mai. Der Tagesbefehl, in welchem Skobelew sich vom Detachement verabschiedete, ist datirt vom 16. Mai 1881, Nr. 232.

herum immer noch zugänglich war, erschien die Ausführung des Projects noch menschenmöglich. Nachdem nunmehr aber 450 Werst gebaut sind, haben wir uns in der Wüste auf Flugsand festgefahren, und erweist sich die ganze Unbesonnenheit unsers Vorgehens in diesem Theil Mittelasiens, einer Unbesonnenheit, die sich unsere Gegner mit vollendeter Kunst zu Nutze machten. Ungeachtet der ungewohnten Festigkeit, mit welcher unsererseits die Verhandlungen geführt wurden, geben wir schließlich den Engländern noch mehr preis, als sie jemals verlangten. Statt der früher angenommenen neutralen Zone, sind sie direct bis an unsere Grenzen vorgerückt und haben uns im Sande eingesperrt. Herat, welches unser siegreiches Detachement hätte besetzen können, nachdem es die Afghanen bei Pendsheh geschlagen, erfordert jetzt eine regelrechte Belagerung. Da ist nicht zu verwundern, daß die Zeitungen die frohe Botschaft bringen von dem herrschenden Einverständniß zwischen beiden Grenzcommissionen. Unser Ansehen in Asien ist nach solcher Schwenkung gesunken, und gebe Gott, daß wir nicht bald in Buchara dastehen wie in Belgrad und Sofia.

„Die Weiterführung der Bahn von Merw nach Buchara halten wir für unthunlich, obgleich die Erbauer ihre Fertigstellung für Ende Juli 1886 versprechen. Das auf der ersten Bahnstrecke mit Erfolg benutzte Mittel, den Sand mit einer wässerigen Lehmlösung zu begießen, ist schon darum unanwendbar, weil es da weder Lehm noch Wasser gibt. Aber wäre auch der eine und das andere vorhanden, so müßte man dieses Schutzmittel gegen den vom Winde Hunderte von Werst weit hergewehten Sand damit vergleichen, wie wenn jemand zum Schutze gegen Schneewehen zu beiden Seiten einer Straße Schnee ausstreuen wollte.“ (Aber Schneemauern?) „Das einzige Mittel gegen den Flugsand wäre nach unserm Dafürhalten die Erbauung von steinernen Galerien. Jedoch ist daran nicht zu denken auf einer 100 Werst langen Strecke in einem Lande ohne Wald, ohne Stein, ohne Kalk, ohne Wasser. Genug der blinden Zuversicht! Es ist an der Zeit, eine Commission dorthin zur Untersuchung abzusenden und zwar seitens eines Fachministeriums“ (das der Wegecommunicationen ist gemeint), „um zu verhindern, daß nicht Hunderttausende von Rails und Schwellen im Sande dort in der weiten Fremde begraben werden!

„Untersuchen wir nun, inwieweit die Kaspibahn ihrem militärischen und commerziellen Zweck zu genügen vermag. Als strategische Bahn oder, um eine akademische Ausdrucksweise zu gebrauchen, als Operationsweg aus Rußland gegen die englischen Besitzungen hin, widerspricht sie dem gesunden Menschenverstand durch ihre Anlage in einer wasserlosen Wüste und dicht an der persischen Grenze. Um die Bahn selbst zu beschützen, muß sie eine starke militärische Besatzung erhalten; für diese aber fehlt das Trinkwasser. Einige Punkte zur persischen Grenze hin müssen ebenfalls besetzt und in Transkaukasien ein starkes Beobachtungscorps aufgestellt werden. Wäre es da nicht einfacher, geradezu durch Persien über Astrabad, Mesched nach Herat zu marschiren?

„Die Transportfähigkeit der Bahn ist so gering, daß im Falle eines Conflicts mit England eine Armee von 200000 Mann mit Train und Zubehör drei Jahre vom Tage der Kriegserklärung an brauchte, um an Ort und Stelle zu gelangen.

Dabei setzen wir voraus, daß 6 Züge von je 17 Waggons täglich gehen; von diesen sind je 3 Waggons für Wassertransport, je 1 für Offiziere und Aerzte, 1 als Lazarethwagen, 2 für den täglichen Proviant und das Reisegepäck abzuziehen; bleiben 10 Waggons für 400 Mann, je 40 in einem Wagen. Bei Cavalerie und Artillerie muß noch 1 Wasserwaggon abgezogen werden und 2 für die Reiter; bleiben 7 Waggons für 56 Pferde. Von Artillerie könnte jeder Zug 2 Geschütze mit Bespannung transportiren. Die Transportfähigkeit der transkaspischen Bahn wird, abgesehen von den allgemeinen Umständen, noch durch die Abwesenheit des Wassers beschränkt.*)

„In commerzieller Beziehung hat die Bahn noch weniger Sinn und Verstand als in strategischer. 1) Nehmen wir die Wolga als Hauptweg der Handelsbewegungen, die ihrerseits fünf Monate im Jahre zugefroren ist, so hat die Michaelbucht, auch wenn sie nur einen Monat im Jahre zufriert" (kommt in 30 Jahren einmal vor), „keinen Vorzug vor den übrigen Häfen des Kaspischen Meeres. 2) Die Seeschiffe sind genöthigt, 40—60 Werst vor dem Eisenbahnanfang vor Anker zu gehen. 3) Fünfmaliges Umladen von Astrachan nach Buchara wird jeden Absender von Waaren bedenklich machen. 4) Die Werst kommt auf 30000 Rub. zu stehen, also die ganze Linie bis Buchara auf 33½ Mill. Rechnen wir 5 Proc. dieses Kapitals, so macht das 1,650000 Rub. Die Exploitationskosten belaufen sich auf 3000 Rub. per Werst, also bei 1100 Werst auf 3,300000 Rub., wodurch also die Kosten im Jahre auf 5 Mill. zu stehen kommen. Alle Einfuhr und Ausfuhr von und nach Rußland in Mittelasien beläuft sich auf 5 Mill. Pud. Gehen von diesen 5 Mill. 4 auf der Eisenbahn, so muß letztere, um die Kosten zu erschwingen, 1 Rub. 25 Kop. vom Pud aus Buchara bis Michailowsk nehmen, was viel höher kommt als der Transport mittels Kamelen.

„Wenn aber die Kaspibahn weder militärischen noch commerziellen Zwecken entspricht, wozu wird sie gebaut? Nur um in akademischem Sinn die Möglichkeit zu beweisen, einen Schienenweg durch wasserlose Wüsten und Flugsand anzulegen.

„II. Die nördliche Richtung. Ein anderer Weg beginnt am nördlichen Theil des Kaspischen Meeres von Kultuk an, der Cesarewitschbucht oder von der Alexanderfestung, geht über Ust-Urt zur Stadt Kungrad am Amu-Darja und von da zu Schiff 1200 Werst in östlicher Richtung. Gegen Kultuk, als Ausgangspunkt, spricht das Zufrieren des Meeres in ebenso vielen Monaten als die Wolga zufriert. Bei der Alexanderfestung ist das Meer stets eisfrei, aber von da der Weg 300 Werst länger als von Kultuk.

„Der Weg im Norden steht freilich in Bezug auf Natur und Klima hinter dem südlichen zurück, eignet sich sonst aber in jeder Beziehung besser zur Anlage

*) Die ganze Wasserfrage ist durch die Eisenbahn selbst aufs günstigste gelöst durch Erbohrung Artesischer Brunnen, Wasserleitungen und Anlegung von Wasserreservoirs. Aber auch vorher entsprach die Wirklichkeit nicht dem Tschernajew'schen Gemälde, indem Kasan-Dshik, Kisil-Arwat, die ganze Achal-Oasis, die Merw-Oasis, die Tedschen-Oasis, die Umgegend des Amu-Darja und die Bucharasche Oase reich an Wasser sind. Vgl. meine Aufsätze im „Globus", 1881, 1882 und 1886, sowie in der „Russischen Revue", 1886, Heft 2.

einer Eisenbahn. Seit alten Zeiten dient er dem Handel zwischen Asien und Rußland. Seine mit wohl behauenen Steinen eingefaßte 30—40 Faden tiefe Brunnen beweisen, daß im Alterthum ein mächtiges Staatswesen diesen Weg eingerichtet hat. Die auf diesem Wege ziehenden Karavanen umgingen das Kaspische Meer und zogen nach Ssaraitschik, jetzt Guriew. Ebenso könnte der Schienenweg das Meer zur Seite lassen und über Kolmykowsk nach Ssaratow gehen und dort mit dem gesammten Eisenbahnnetz in Verbindung treten. Von Kungrad nach Ssaratow beträgt die Entfernung 1300, von Michailowsk bis Tschardshui 1000 Werst.

„Fern von uns sei der Gedanke, nachdem man Millionen auf eine nutzlose Bahn verwandt, daß man abermals Millionen auf eine andere Eisenbahn nach Asien verwenden solle, während doch unser Verkehr dahin ein so geringfügiger ist. Dagegen halte ich die Einrichtung einer guten geregelten Dampfschiffahrt auf dem Amu-Darja für eine staatliche Nothwendigkeit, und zwar aus strategischen, politischen und commerziellen Gründen.

„Vor drei Jahren wurde diese Frage angeregt" (wahrscheinlich von Tschernajew selbst, während er Generalgouverneur von Turkestan war). „Das Project lag ein Jahr im Hauptstabe, wurde dann als nicht zur Competenz des Kriegsministeriums gehörig ins Handelsdepartement übergeführt, wo es ebenfalls $1\frac{1}{2}$ Jahre ruhte, bis es ins Communicationsministerium übergeben ward. Dort berieth darüber eine gemischte Commission, welche entschied, die Frage offen zu lassen, wahrscheinlich bis englische Dampfer unter dem Namen von Afghanistanschen den Amu-Darja befahren zu unserm unersetzlichen Schaden.

M. Tschernajew."

Diese allem Anschein nach nicht ganz leidenschaftslose Abhandlung des bekannten Generals, dessen Ruhm von der Unterwerfung Kokands herrührt, der als Untergebener und Nachfolger des Generals Kaufmann in Turkestan Land und Leute, Bestrebungen und Verhältnisse Mittelasiens kennen muß, ist eine Aufforderung zur strengen Prüfung des Planes und zu energischen Maßregeln gegen die klimatischen und territorialen Schwierigkeiten. Aber auf einige Punkte ist eine factische Erwiderung nöthig. Auch mir stehen selbstgehörte Urtheile über diese Bahn von seiten Skobelew's zu Diensten, welcher bekanntlich ebenfalls in Turkestan gekämpft und gewohnt, mit General Stoletow schon 1871 an der Michaelbucht, in Molla-Kary und in Tasch-Arwat-Kala gestanden hatte und die Expedition von 1880—81 befehligte. Er hat diese Richtung für die Eisenbahn vorgeschlagen auf Grund seiner Localkenntniß, er hat ihren Bau als Vorbedingung für die Expedition verlangt und noch während der Expedition über ihre künftige commerzielle Bedeutung gesprochen, was uns übrigen Theilnehmern damals wenig einleuchtete.

Was den in Buchara zu befürchtenden Flugsand und der Bucharen ungenügende Vorkehrungen gegen Versandung ihres Terrains betrifft, so bestätigen zunächst die Mitglieder der bucharischen Gesandtschaft, welche seit Wochen in Petersburg weilen, beide Thatsachen; aber dabei leugnen sie nicht, daß Rußlands Macht ausreichen möchte, darüber Herr zu werden. Das ist auch unsere Meinung, daß nämlich Intelligenz und Ausdauer, unterstützt durch Technik und materielle Mittel, getragen von

einem Staatsgedanken, über elementare Schwierigkeiten Herr werden müssen. Im gegebenen Fall handelt es sich um Besiegung des beweglichen Sandes beim Bau der Eisenbahn, und um Widerstand gegen die Versandung des ganzen Landstriches. Ersteres wird gelingen, wie es bei Michailowsk gelang: durch Begießen des Durchstichs mit Wasser und Lehmlösung, durch Graben Artesischer Brunnen und durch Besäen des Eisenbahndammes, resp. der Terraineinschnitte mit Sandgräsern, Sandsträuchern, überhaupt Sandgewächsen. Der Widerstand gegen die Versandung des Landes kann nur durch Baumpflanzungen im Großen, durch Aufforstung bedeutender Strecken und durch Kanalisation geschehen. Für Waldanlagen ist aber die Beforstung des gänzlich entwaldeten Karstgebirges am Adriatischen Meer und der Höhen um Feodosia am Schwarzen Meer ein Präcedenzfall. Mit diesem schwierigen Problem begann Oesterreich in den vierziger Jahren und hat nunmehr schon ganz bedeutende Resultate aufzuweisen. Ebenso haben die seit 1876 bei Feodosia gemachten Versuche, Eichen, Kiefern und Akazien zu pflanzen, sich bewährt. Die Methode ist also bekannt, und die Mittel werden dafür nicht fehlen.

Die Vorträge des Obersten Beljawsky über Mittelasien stellen das Land und seine Beschaffenheit hauptsächlich vom militärischen Standpunkt aus dar, bald auf Historisches zurückgreifend, bald zukünftige Eventualitäten berücksichtigend. Mit Anlehnung an Richthofen theilt er das Terrain in Sandwüste, Steppe, Gebirge und Oasen ein.

„Die Sandwüste hat", so sagt Beljawsky, „seit der Unterwerfung und Pacification des Landes durch Rußland nach Meinung der Eingeborenen ihre Schrecken verloren. Eine vorurtheilslose Beobachtung hat die Meinung als grundlos erwiesen, als ob ganze Sandberge vollständig beweglich seien. Besonders überzeugend war in dieser Beziehung der Bau jenes Eisenbahnabschnittes von Michailowsk bis Molla-Kary. Ohne Zweifel wird auch der Weiterbau dieses Schienenwegs erfolgreich sein, obgleich die wüste Strecke zwischen Merw und Tschar-dschui länger und sandiger ist." Mit Bezug auf verschiedene Feldzüge durch die Wüstenstrecken kommt Beljawsky zu dem Schluß, daß der Sommer die ungünstigste Jahreszeit dafür sei, da die Hitze schon im Mai 47 Grad in der Luft und 60 Grad im Sande erreicht.

Die Kirgisensteppen, durch welche russische Detachements schon oft marschirten und die also bekannt sind, haben nach Beljawsky für die Armeen von Mittelasien hauptsächlich Werth als ungeheuere Depots von Pferden, von Kamelen und von Schlachtvieh.

Die verschiedenen Karavanenwege von Ust-Urt, von Orenburg, von Petropawlosk über Akmolinsk und von Semipalatinsk charakterisirt Beljawsky in ihrer Wichtigkeit für nachzuführende Verstärkungen zu einer activen Armee in Centralasien.

„Die Gebirge. Durch seine Höhe, rauhes Klima und Unbewohntheit wird der Paropamisus kaum je das Terrain für größere kriegerische Operationen abgeben. Westlich vom Flusse Wacht ändert sich der Charakter des Landes. Hissar und seine Umgebungen sind als Proviantmagazine von größter Bedeutung. Die davorliegende Gebirgswelt, Afghanistan genannt, ist uns unbekannt; wir würden uns im Falle kriegerischer Verwickelungen daselbst genau in dem Falle befinden wie die

Griechen unter Alexander dem Großen, die Mongolen unter Tschingis-Khan u. s. w. Gleich ihnen müßten wir unsere Operationen auf die Nachrichten der Kundschafter basiren. Der Hindukusch und seine Fortsetzung Kuoh-i-Boba haben 16—17 gute Uebergänge, Chorasan hat zahlreiche gute Gebirgspässe und die Berge von Herat sind nicht höher als 7000 Fuß, stellenweise 3900 Fuß, sodaß sie dem Vormarsch großer Massen kein Hinderniß entgegenstellen."

Was die Oasen betrifft, so constatirt Beljawsky, daß dem europäischen Grundsatz entgegen im Orient dem das Terrain gehört, welcher im Besitz der Wasserursprünge ist.

„Die ökonomische Lage des Landes hebt sich seit Befestigung der russischen Herrschaft und Befreiung von orientalischer Miswirthschaft. Chiwa, Buchara, Afghanistan, Chorasan beneiden ihre Nachbarn um dieses Gedeihen. Gleichwol haben wir in der Bevölkerung Gegner: die Anhänger der frühern Machthaber und die fanatische Geistlichkeit. Bei jeder Complication im Süden erheben sie das Haupt.

„Wir bedürfen daselbst einer stärkern Militärmacht, Hebung der ökonomischen Lage, Einführung von Recht und Gesetz, besonders aber des Christenthums.

„Für künftige Feldzüge sind Lehren aus dem Vergangenen zu ziehen. Das Hauptaugenmerk war stets auf den Kampf gegen die klimatischen Verhältnisse und auf die Verpflegung gerichtet. Die Möglichkeit des Transports von Wasser, Proviant und Fourrage war stets entscheidend." (Also wird deren Erleichterung durch die Eisenbahn ein wichtiges Moment des Erfolges für die Zukunft sein.) „Unsere Ueberlegenheit gegen die Asiaten bestand überall in der Mannszucht, der Schlachtordnung und in unserer Artillerie." Der Redner schloß mit einigen strategischen Fingerzeigen bezüglich verschiedener Combinationen im Süden von Mittelasien.

Somit haben wir die Stimmen der Militärs, Administratoren und Kaufleute über Mittelasien und seine Ressourcen, über die transkaspische Eisenbahn, deren strategische und commerzielle Bedeutung zusammengestellt.

Es erübrigt nunmehr die Darstellung der Topographie, der Baumethode und der culturellen Einwirkung dieses Schienenweges.

Die Topographie der Transkaspischen Eisenbahn läßt sich übersichtlich in wenigen Worten darlegen. Die Bahn geht stets in der Ebene, vielfach am Fuße von Gebirgszügen, die ihr gleichsam als Stütze und Schutzwand dienen, selten über einen Ausläufer dieser Gebirge. Die Ebene zerfällt in 1) Sandwüste, 2) in Steppe, 3) in bewässertes Land.

Die Sandwüste nimmt große Strecken des Ostuferlandes des Kaspischen Meeres ein. Es war und ist Aufgabe der Erbauer des Schienenweges, diese absolut unfruchtbaren und unbewohnbaren Wüsten möglichst zu umgehen, und wo das nicht möglich ist, an ihren schmalsten Stellen zu durchschneiden. Die erste Sandstrecke umgibt die Michaelbucht selbst und wird von der Eisenbahn zwischen Michailowsk und Molla-Kary in einer Länge von 22 Werst durchschnitten. Der zweite kurze Uebergang eines Ausläufers der nördlichen Wüste Tschill-Mamet-Kum zwischen

dem großen und kleinen Balchangebirge und zwischen den Stationen Balla-Tschem und Aïdin ist unbedeutend. Die dritte Sandstrecke von 45 Werst Länge liegt zwischen Gëurs, der Endstation der Achal-Teke-Oasis, und Artik. Darauf folgt bis Duschak, eine 100 Werst lange, reiche, früher stark bevölkerte Gegend, von zahlreichen Wasseradern der nahen Gebirge genährt, und auf diese wieder ein schmaler Wüstenstreifen, der vierte von 15 Werst Breite zwischen Duschak und dem Flusse Tedschend mit der Oase Tedschend. Die fünfte beginnt 25 Werst hinter Merw und reicht, nach Annenkow, 200 Werst lang, bis zum Amu Darja; diese letztern Sandstrecken sind Ausläufer der großen Wüste Kara-Kum, welche sich zwischen dem Amu-Darja, Chiwa, Aralsee, Kopet-Dagh und den Oasen hinzieht. Die größte Schwierigkeit für den Bahnbau bot die erste Strecke mit ihren Hügeln von Flugsand, und Aehnliches steht bevor auf der Strecke zwischen Merw und Tschar-dschui am Amu-Darja, weniger auf dem andern Ufer dieses Flusses, wo eine Steppe, zum Theil Salzsteppe, beginnt. Man hat es mit demselben geologischen Verhältniß zu thun, wie zwischen Molla-Kary und Kisil-Arwat. Zwischen beiden Oasen breitet sich eine abflußlose (Richthofen) salzhaltige, lehmige Steppe aus, die vor der Existenz der Eisenbahn ebenso schwer zu durchwandern war wie der Sand. Denn ihre seltenen Brunnen oder Cisternen enthielten nur nach der Regenzeit trinkbares Wasser; sobald der Sommer vorschritt, wurde es salziger und übelschmeckend, sodaß Menschen es nicht mehr zu trinken vermochten; dann weigerten sich auch die Pferde, es zu trinken, und endlich konnte sich auch das anspruchsloseste, genügsamste Wüstenthier, das Kamel, nicht mehr dazu entschließen. Diese Gegenden sind berühmt und berüchtigt durch die Expeditionen 1) von Marosow, dem Befehlshaber einer der gegen Chiwa marschirenden Colonnen, die fast verschmachteten, und die er nur durch rechtzeitige Umkehr rettete 1873; 2) von Arnoldi 1877 aus Alexandrowski-Fort nach Krasnowodsk; 3) von Lomakin 1877 aus Molla-Kary nach Kisil-Arwat; 4) endlich durch die Expedition 1880—81 unter Skobelew, wo ich die Strecke wiederholt zu Pferd, dann auf Decoville'schen Schienen, endlich auf einem Stück wirklicher Eisenbahn bereiste. Dieser Abschnitt hat seine Schrecken verloren, seit man sie mittels Locomotive eilend überfliegt und seit im Gefolge der Bahn nicht nur Quellwasser aus den Bergen dreimal wöchentlich durch einen Wasserzug vertheilt wird, sondern auch Artesische Brunnen, kunstgerecht angelegt, an Ort und Stelle Trinkwasser erbrachten, seit die längst bekannten Naphthaquellen südlich von Balla-Tschem kunstgerecht erbohrt wurden und durch einen Seitenstrang Pferdebahnen mit dem Hauptgleis verbunden sind, sodaß nunmehr billiges Beleuchtungs- und Feuerungsmaterial längs der ganzen Eisenbahn verbreitet ist.

Die Oasen, das künstlich oder natürlich bewässerte Land zwischen den Gebirgen Kjuren-Dagh, Kopet-Dagh, den persischen und afghanischen Höhenzügen einerseits und den Wüsten andererseits zerfällt in die Oase von Achal-Teke, die von Tedschend, von Merw, von Buchara und von Ssamarkand. Diese Oasen sind nun keineswegs, wie die Palmenoasen in der afrikanischen Wüste, ein Stück tropischer Vegetation mitten in der Oede des Sandes, ebenso wenig wie die Phantasie des Abendländers sich das ausmalt, eine grünbewachsene Gruppe von Wiesen, Feldern und Wald in der gelben Fläche der Lehm-, Salz- oder Sandsteppe. Dieser nach

heimatlichen Vorbildern gemachten Vorstellung von einer Oase muß man hier entsagen. Seit die Völkerkriegszüge über Asien hingezogen und die Wälder auf den Gebirgen und ihren Abfällen zum Thale schonungslos zerstört haben, ist auch die niedere Pflanzendecke, welche unter dem Schutz der Baumstämme die schwarze Erdkrume zusammenhielt, verdorrt und der weiche Boden ausgetrocknet, dann von den Winden verweht, vom Regen herabgewaschen worden, sodaß nur die kahlen Felsen zurückblieben. Auf ihnen gedeiht nur an geschützten Stellen der düstere kaukasische Wachholderbaum, hier und da ein vereinzelter Ahorn oder eine Tamariskenstaude. Die tropfbarflüssigen Niederschläge der Atmosphäre haften nicht auf den Steinflächen, sie schießen als reißendes Gewässer hernieder zweimal im Jahre und versiegen nachher im heißen Sommer zu dürftigen Rinnsalen. In dem noch nicht vom Sande erreichten Erdreich faßt sie der Orientale und leitet sie mit großer Kunst in ein Netz von Kanälen und über die schachbretartigen Felder, wo er seinen Weizen, Kukurus, Dschugura, Klee und Mellilotus gesäet, und durch die mauerumsäumten Obstgärten und Weingehege, sodaß jeder Stamm und jede Rebe zeitweilig unter Wasser gesetzt werden kann. Karisen heißen die Wasserleitungen, wenn sie unter der Erde verlaufen. Ohne geometrische Instrumente, ohne vorhergegangene Nivellirungsarbeiten, doch unter Benutzung der Gesetze des Falles und der Spirale, führen die Teke-Turkmenen, wie die Perser, die Chiwesen, die Bucharen den Bach am Fuß des Berges und auf der abschüssigen Ebene mit größtem Geschick und feinster Oekonomie.

Hat aber der Fluß zur Berieselung und Begießung, zur Ueberschwemmung so großer Strecken gedient und sammelt er sich auch an der Grenze der Oasis (was nicht immer geschieht) zu einem gemeinsamen Arme, so ist ihm die Kraft des Gefälles gebrochen und die Fülle des Wassers genommen: er vermag sich sein Bett nicht weiter zu wühlen im Sande der Kara-Kum-Wüste. Er versiegt, verschwindet — er ist nicht mehr da. Einzelne habe ich mit eigenen Augen und auf eigenen Füßen verfolgt; von allen zeigt es die Karte, lehrt es der Erfolg. Und nicht blos die kleinen Flüsse, wie sie die Festung Gök-Tepe umfließen, nicht blos die rauschenden Bäche, wie sie bei Bami und bei Kisil-Arwat zu Thale fließen, nein auch der Herirud oder Tedschend, auch der Murgab, die beide mächtig vom Paropamisus herunterströmen, auch der Sarewschan in Buchara haben dasselbe Ende.

In diesem Punkte ist von der höhern Technik europäischer, gebildeter Administration zu hoffen, daß sie verstehen wird, die vereinzelten Wasseradern am Rande der Wüste zu sammeln, und zum Kampfe gegen den Flugsand der Wüste Seen oder Flüsse zu bilden, möglicherweise sie durch das alte Bett des Oxus zum Kaspischen Meer leitend. Unterstützt müßte dieser technische Kampf gegen die Wüste durch Anforstung werden, sowol der Berge als der Ebene, womit in Ssamarkand allerdings schon begonnen ist.

In diesen Oasen ist die Ernte im Juni vollendet (vergleiche hierzu die Tagesbefehle von Skobelew vom 9. und 11. Juni 1880, Nr. 92 und 93, über das Einbringen der Ernte); hierauf zieht die Mehrzahl der Bewohner mit Weib und Kind, und besonders mit ihren Heerden in die Gebirge und sucht dort hochgelegene Weideplätze und kühlen Aufenthalt. An manchen Stellen wird aber eine zweite

Ernte durch eine zweite Ueberschwemmung vorbereitet. Begreiflicherweise werden dadurch Fieberorte geschaffen, als welche Bendesen, Gök-Tepe, Artschman und andere bekannt sind.

Die Bautechnik der Eisenbahn entspricht der Terrainbeschaffenheit, wie wir sie eben dargestellt. Gebirgszüge sind nirgends zu durchschneiden, es fehlen also Tunnel und Bergeinschnitte, die am meisten Zeit raubenden und Geld kostenden Zwischenglieder eines Bahnbaues. Um sie zu vermeiden, wurde ja auch die Bahn nicht von Krasnowodsk mit seinem vortrefflichen tiefen und geschützten Hafen begonnen, weil daselbst der felsige Kuba-Dagh, der Kurany-Kary und der Irtyp-Burul zu durchschneiden waren. Statt dessen wählte man die Michaelbucht als Zugang zur Eisenbahn und ließ diese erst in Michailowsk, seit April 1886 auf Usun-Ada*) beginnen. Durch geringe Ausbaggerung ist es ermöglicht, daß die mittlern Kaspidampfer und die Wolgabarken nunmehr, ohne in Krasnowodsk anzulegen und umzuladen, direct aus Astrachan, Petrowsk, Baku an der neuerbauten Anfahrt auf der Insel Usun-Ada anfahren und da Güter wie Passagiere direct auf die Bahn befördern. Von Usun-Ada geht das neuerbaute Gleis durch eine geringe Untiefe nach der sandigen Halbinsel Dardscha und auf dieser zu dem frühern Eisenbahnkopf Michailowsk.**)

Die Hauptschwierigkeiten des Baues eines Schienenweges bestand in der Ueberwindung des Flugsandes und der wasserlosen Einöde, in der Ueberbrückung der zahlreichen Wasserarme und des Amu-Darja; Städte waren nur selten zu umgehen, Seen und Sümpfe sind auf dieser Trace nicht vorhanden.

Die Sandhügel in der Nähe der Bucht wurden so lange mit Seewasser und Lehmlösung begossen, bis sie die gehörige Consistenz gewonnen, um Schienen zu tragen. Seit sechs Jahren besteht der Betrieb auf diesem ersten Abschnitt der strategischen Bahn, ohne daß diese so schwer zu überwindende Sandstrecke Schaden genommen hätte.

Der Eisenbahnkörper ist bis Merw fertig, die verschiedenen Wüstenübergänge durchbaut; es steht die größte und gefährlichste Strecke zwischen Merw und Tschardschui bevor. Ueber die Kanäle und Flüsse sind eiserne Brücken, durchschnittlich drei auf jeder Werst, gelegt, welche fix und fertig aus petersburger Fabriken zu Schiff über den Atlantischen Ocean, das Mittelmeer und das Schwarze Meer nach Batum, mit der Eisenbahn nach Baku und von da über das Kaspische Meer zur Eisenbahn geschafft wurden. Für den Unterbau und die Dammbefestigung liefern die Gebirge hinreichendes gutes Material an Steinen. Bei dem Anlegen von Brücken und Dämmen muß das Kanalnetz sorgfältig respectirt werden, damit weder Stauungen noch Verschüttungen vorkommen.

Der Amu-Darja (Oxus) soll durch eine Dampffähre überbrückt werden. In Buchara hält sich die Bahnlinie an der Grenze des bewässerten und cultivirten Landes, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch der Bewohner.

*) Am 23. Mai ist der allgemeine Telegraph auf Usun-Ada eröffnet worden.

**) Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Die Michaelbucht am Kaspischen Meer" („Globus", 1886, Nr. 19).

Das Wasser ist im Orient die absolute Lebensbedingung für Pflanzen, Thiere und Menschen; sein Schutz und seine Verwerthung die wichtigste Frage.

In der Einöde, wo niemand wohnt, also auch niemand ein- und aussteigt, sind keine Stationen angelegt; die Wächterhäuschen aber in der Art vermindert worden, daß nur alle $12^1/_2$ Werst eine kleine Kaserne für Aufseher und Arbeiter besteht, ganz ähnlich wie auf der Grusinischen Heerstraße über den Kaukasus. Diese Kasernen haben je zwei Pferde, und in einem Lande, wo alles beritten ist, reiten auch die Eisenbahnwächter ihre Strecke ab.

Das an der Eisenbahn beschäftigte Personal besteht aus den leitenden Persönlichkeiten: Militärs, Ingenieuren, Technikern, Beamten, an ihrer Spitze Generallieutenant Annenkow und nächst ihm der Ingenieur Fürst Chilkow, gewesener bulgarischer Bautenminister. Diese alle sind aus Rußland, vorzugsweise sogar aus Petersburg. Auch ein geringer Theil von Arbeitern sind Russen. Die beiden Eisenbahnbataillone, jedes zu 1000 Mann, sind in den Jahren 1880 und 1885 aus allen Truppentheilen des Europäischen Rußland formirt und zwar aus Leuten, die mit irgendeinem Dienstzweig oder Handwerk des Eisenbahnbetriebes vertraut waren. Sie bilden die Cadres und die Leitung des Arbeiterpersonals, welches sich aus gedungenen Russen (aus den Ost- und Südgouvernements) aus Persern, Turkmenen und Bucharen bis zu 10000 Mann zusammensetzt.

Die Asiaten sind die billigern und die gesündern, weil sie acclimatisirt sind. Die russischen Arbeiter kommen viel höher und vertragen wie alle Europäer die Arbeit in der großen Hitze nicht gut. Dazu kommt ihre Gewohnheit des vielen Essens und der Mahlzeit in der Mitte des Tages, der Genuß des Branntweins, wodurch sie häufig an Verdauungsstörungen und Abdominaltyphus erkranken. Trotz eines vortrefflich organisirten Sanitätsdienstes, zweier Eisenbahnlazarethe und zahlreicher fliegender Krankenlocale sind die Erkrankungen und Sterblichkeitsfälle unter den russischen Arbeitern nicht gering. Die Asiaten sind stets gesund.

Am Murgab kommt bei Eingeborenen, mehr aber noch bei den Eingewanderten das Pendshehgeschwür vor, welches durch Trinken des ungekochten und ungeseihten Murgabwassers infolge Einführung von Bacterien in den Organismus entsteht.

In Buchara wird ebenfalls infolge des Wassergenusses und der Introduction specifischer Bacterien der persische Faden (russisch Reschta) beobachtet.

Die Eisenbahnbataillone und die Direction bewohnen einen Eisenbahnzug, der immer bis zur letztgelegten Schiene vorrückt. Die Schienen liefert Petersburg (Putilow) durch das Kanalsystem und die Wolga direct nach Usun-Ada; die Schwellen stammen von den Ufern der Kama und der Wolga und werden auf Barken durch diese Flüsse und das Kaspimeer bis an die Eisenbahn, auf dieser bis an ihren jeweiligen Endpunkt gefahren.

Im Jahre 1880—81 wurden 100 Werst bis Kisil-Arwat fertig, welches bis 1885 Endstation der Eisenbahn blieb und sich rasch entwickelte, sodaß es eine Anzahl freundlicher Steinbauten und Gärten aufzuweisen hat. Die Eisenbahnbeamten und die Garnison bilden schon einen Anfang von europäischer Gesellschaft. Im Jahre 1885 wurde weiter gebaut und die Schienen gelegt bis Aschabad, 1886

im Mai bis Duschak, 581 Werst vom Meeresufer und in nächster Nähe des Vorlandes von Afghanistan. Bei Merw wird die Bahn 748 Werst lang sein, bei Tschar-dschui 980, bei Buchara 1082, bei Ssamarkand 1335.

Der Cultureinfluß der Eisenbahn besteht theils in directen, localen Einflüssen, theils in indirecten, auf große Gebiete sich erstreckenden Wirkungen. An der Eisenbahn entstehen Wohnungen, Befestigungen mit Garnison, Artesische Brunnen, Anpflanzungen; die natürlichen Reichthümer werden erschlossen und verwerthet: die Steinbrüche des großen Balchan bei Tasch-Arwat-Kala und im Kopet-Dagh, die Petroleumquellen bei Balla-Tschem, die warme Schwefelquelle bei Artschman. Sicher steht der regelrechte Bergbau von Metallerzen, Steinkohlen, Schwefel, die Verwendung von Lehmboden zu Ziegelsteinen und Töpferwaaren bevor. Moscheereste und kunstreiche Thonornamente in Artschman, Durun, Gök-Tepe und in den zahlreichen Ruinenstädten der Merw-Oase beweisen, daß früher schon solche Kunstfertigkeit daselbst gedieh und das Material dafür vorhanden ist. Die Eisenbahn, Folge und Unterstützungsmittel des Friedens und des Eigenthumschutzes, hat auf die einst als räuberisch und faul berüchtigten Tekes den besten Einfluß geübt. Sie haben anfangs mit Widerstreben*) sich zur Arbeit eingefunden; sie drängen sich nun hinzu und wissen den sichern, fortlaufenden Verdienst zu schätzen. Seit der Boden und sein Ertrag geschützt und der Erlös gesichert ist, werden die Leute seßhafter und breitet sich der Ackerbau aus. Die unglücklichen Expeditionen von 1873, 1877 und 1879 hatten das Räuberwesen gesteigert und die friedlichen Stämme geschädigt, zum Theil vertrieben. Wir fanden 1880 die Felder und Orte der Kara-Kala-Turkmenen verlassen und unbebaut.

Der Handel hebt sich, sowol die Einfuhr aus Asien nach Rußland, als auch die Ausfuhr von Rußland nach Transkaspien, Persien, Buchara, Chiwa und Turkestan.

Die Berührung mit einem geordneten und mächtigen Staatswesen, welches seine Unterthanen und seine Grenzen schützt, hat mächtig auf die ganze Anschauung und Gesittung von Rußlands östlichen Nachbargebieten gewirkt. Was sie befeindeten und fürchteten, flößt ihnen Respect und Bewunderung ein und übt eine unbewußte, sogar vielfach zum Bewußtsein kommende Anziehungskraft auf dieselben aus.

Wissenschaftliche meteorologische Beobachtungen werden erst seit 1881 gemacht. Annenkow hat zu diesem Behufe in der Michaelbucht und längs des Bahnkörpers fünf meteorologische Stationen errichtet; deren Ergebnisse nach einem Zeitraum von einem Jahrzehnt und mehr gewiß ein werthvolles Material liefern werden.

---

*) Dieses ihr Widerstreben beobachtete ich bei den von mir ausgeführten großen Asainisationsarbeiten der Festung Gök-Tepe. Um die zahlreichen Leichen (7000) und Thiercadaver mit Erde zu decken, ließ ich einen Theil der Erdumwallung abtragen, wozu täglich 3—500 Arbeiter erfordert waren: Perser und Tekes. Letztere arbeiteten gegen Bezahlung einige Tage, dann empfahlen sie, auch andere Stämme und Aule heranzuziehen, und verschwanden. Sie faßten die Arbeit trotz der Bezahlung in blankem Silber als eine Art Fron und Strafe auf.

Das Klima, von jeher als ein schreckliches bekannt, ist ein ausgesprochenes Continentalklima, dessen Temperaturmaxima zwischen 50—55 Grad Hitze im Sommer und 20 Grad Kälte im Winter schwanken, also eine Scala von 70 Grad durchlaufen. Vorherrschende Winde Nordost. Die Monate November, halber Februar und März sind Regenmonate. Infolge davon bilden sich Rinnsale, Seen und Teiche (darunter auch Salzseen), die Vegetation erwacht: die Steppe ist grün, blumenbedeckt, auch auf dem Sande ersteht eine flüchtige Sandflora.*)

Im Gefolge von Wasser und Vegetation erscheinen zahllose Wander- und Strichvögel: Kraniche, Schwäne, Gänse, Enten, Tauben, Kibitze, Wachteln, Lerchen, Rosenstaare. Fasanen sind ständiges Wild im Röhricht; ebenso werden häufig Trupps wilder Schweine und wilder Esel gesehen. Der Tiger ist ein seltener Gast, der Schakal namentlich am Atrek sehr verbreitet. Im April und Mai schon große Hitze. Im Mai 1873 stieg die Hitze bis 54 Grad in der Luft, im Sande bis 60 Grad. Im Juni verdorrt die Vegetation und trocknet die Erdoberfläche aus. Wenn die Winde und herrschenden Stürme beginnen (im Juli und August), so bringen sie Staub- und Sandwolken, vor denen Menschen und Thiere sich zu Boden werfen. Die Kibitken wurden uns zuweilen über dem Kopfe weggerissen und fortgetragen. Die Stürme sind oft von großer Heftigkeit und dauern eine halbe bis eine Stunde, oder halten in geminderter Stärke mehrere Tage an. Der fortgesetzte Kampf, sein Hab und Gut gegen Fortreißen und Versandung zu schützen, die Störung an Schlaf und Ruhe, und die unmittelbar aufregende Einwirkung auf das peripherische Nervensystem lassen diese Sturmwinde als eine wahre Calamität erscheinen. Dank der die Bahn entlang erstehenden steinernen Wohngebäude hat man nunmehr bessere Zuflucht als wir 1880—81 in Zelten und Kibitken. Die Winde dauern durch Spätsommer und Herbst und erscheinen wieder im Februar vor der Regenzeit. October ist der beste Reisemonat. December und Januar sind Wintermonate, in der Ebene ohne Schnee; 1880/81 hatten wir 5—10 Grad Wärme um Mittag, 1—5 Grad Kälte zur Nacht. Ende Januar scheint die Sonne schon belebend. Im Februar wird gesäet und erwacht die Vegetation.

Der Winter 1885/86 war eine Ausnahme, wie sie sich der Tradition nach nur einmal in einem Menschenalter zeigt. Längs der ganzen Eisenbahnlinie wurden 18 Grad Kälte, in der Michaelbucht 22 Grad Kälte beobachtet; während zwei Wochen war der Meerbusen zugefroren.

Infolge dieses ungewöhnlich harten Winters, der in den Hochgebirgen auch mehr als gewöhnlich Schnee gebracht hatte, entstanden im Frühjahr 1886 außergewöhnlich starke Ueberschwemmungen, welche die Tedschend- und Murgab-Oase unter Wasser setzten und einen Theil des Eisenbahndammes bei Merw zerstörten. Gleichwol fand die Eröffnung der Bahn bis Merw am 3./15. Juli 1886 in feierlicher Weise in Gegenwart des Gebietschefs und des Erbauers, der Generale Komarow und Annenkow statt.

---

*) Vgl. meine „Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oase" („Globus", Jahrg. 1881, S. 26).

Nachtrag. Das rollende Material auf der Kaspibahn besteht in diesem Augenblick, d. h. zu Ende des Sommers 1886, aus 80 Locomotiven, 500 Plattformen (offenen Transportwagen) und 1000 Waggons. An einigen Hauptstationen sind Werkstätten angelegt, sodaß ein großer Theil der Maschinenreparaturen, der Schlosser-, Schmiede- und Tischlerarbeiten an Ort und Stelle vor sich geht. Die Stationshäuser sind auf der ganzen Strecke in Angriff genommen, auf dem ersten Dritttheil bereits ausgeführt. Sie sind vorzugsweise Ziegelbauten, aus im Lande angefertigtem Material. In den Stationen Usun-Ade, Aschabad, Tschardschui sind auch Logirhäuser für die Reisenden projectirt, in ersterm Orte sogar schon vollendet. Diese Einrichtung hat großen Werth in einem Lande, wo noch kein Hotelwesen existirt.

Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886.

Von

Otto Speyer.

III.

Anfang 1884 bis Sommer 1886.

2.

1) Italien und das Ausland 1885 bis 1886.

Seit der Beilegung der Differenz mit Frankreich lebte Italien mit allen Mächten im tiefsten Frieden. Selbst mit der pariser Regierung tauschte man Höflichkeiten aus, wenn auch einzelne Zwischenfälle deutlich genug beweisen, wie dünn die Aschenschicht ist, unter der die gereizte Empfindlichkeit, hier wegen Tunis, dort wegen die Tripleallianz, noch glimmt. Die Verwerfung des neuen Schiffahrtsvertrages im Juli 1886 durch die französische Deputirtenkammer, die zwar nur mit geringer Mehrheit stattfand, wird nicht mit Unrecht in Italien geradezu als eine feindselige Demonstration aufgefaßt. Der bisher in Kraft befindliche Vertrag von 1862 war für das letztere Land außerordentlich ungünstig; eine von den beiderseitigen Regierungen im Jahre 1878 vereinbarte Vorlage hatte nicht die Zustimmung der Parlamente gefunden. Mit dem Jahre 1886 läuft nun der bestehende Vertrag ab; die Regierungen hatten sich abermals über einen neuen geeinigt, das italienische Parlament die Vorlage genehmigt. Was nun nach der ganz unerwarteten Ablehnung durch das pariser Abgeordnetenhaus werden soll, weiß niemand, da man sich in Italien wol kaum zu einer Erneuerung der alten societas leonina entschließen wird.

Das gute Einvernehmen mit den Centralmächten bestand fort; aber die anfängliche Freude darüber in Italien hatte längst einer mehr oder weniger lauten Unzufriedenheit Platz gemacht. Man fühlte sich den beiden Alliirten gegenüber in einer untergeordneten Stellung, die fast, wie man behauptete, einer Clientel ähnlich sehe. Die von Fürst Bismarck angerufene Vermittelung Leo's XIII. in der Carolinenfrage wurde, wenn auch die italienische Regierung in Gemeinschaft mit der englischen Spanien rieth, dieselbe anzunehmen, von einem großen Theil der öffentlichen Meinung mit Argwohn und Unwillen betrachtet als eine

Einmischung des Papstes in weltliche Angelegenheiten, die eine Gefahr für Italien in sich berge.

Es ist begreiflich, daß die Italiener auch die neuerliche Versöhnung Preußens mit der Curie nicht mit günstigen Augen ansehen. Sie können zum Theil den ohne Zweifel ungerechtfertigten Verdacht nicht unterdrücken, daß sie die Kosten dieser neuen Freundschaft zu tragen haben würden. Sie wissen, daß der deutsche Reichskanzler die Occupation Roms und die vollständige Entthronung des Papstes keineswegs mit Beifall begrüßt hat, weil der Beherrscher der katholischen Kirche als weltlicher Fürst für ihn weit leichter zu beeinflussen war. Die Vernünftigen und gut Unterrichteten wissen natürlich, daß die Don-Quixotiade eines Kreuzzuges zur Herstellung des Dominium temporale niemand ferner liegt als dem Fürsten Bismarck; aber es erregt ihnen dennoch eine unbehagliche Empfindung, den verbündeten Staat und den mächtigen Leiter seiner Politik mit ihrem größten Feinde auf so gutem Fuße zu sehen.

Der Ausbruch der ostrumelischen Bewegung versetzte die Italiener in lebhafte Aufregung; ihre entzündliche Phantasie sah schon einen europäischen Krieg voraus, bei dem schließlich für das mit den Centralmächten und England verbundene Italien ein gut Stück abfallen müsse, vor allem das ebenso heiß wie hartnäckig ersehnte Tripolis. Im Verlauf der Angelegenheit hat übrigens Italien, wie Graf Robilant am 8. Febr. 1886 hervorhob und durch das vorgelegte Grünbuch bewies, stets im engsten Einvernehmen mit seinen Verbündeten gehandelt. Die einzige, wenigstens scheinbar selbständige Action war ein vergeblicher Versuch, günstigere Bedingungen für den Fürsten Alexander zu erlangen. Daß es auch an der Flottendemonstration gegen Griechenland und der gegen den aufgeblasenen Zwergstaat gerichteten Blokade theilnahm, erregte unter den vorgeschrittenen Liberalen Italiens, die stets eine große Vorliebe für Griechenland und Sympathie für seine Großmannssucht bewiesen haben, lebhafte Empörung. Den allgemeinen Beifall aller Parteien dagegen erntete die Energie, mit welcher die Regierung die Interessen ihrer Bürger im Auslande, zumal in einer Differenz mit der Republik Columbien vertrat.

2) Der Handelsvertrag mit Deutschland. Die neue Münzconvention. Italienische Bimetallisten.

Fand der im Sommer 1883 ratificirte Handelsvertrag mit Deutschland weit weniger Opposition sowol in den Kammern wie im Lande, als der ein Jahr zuvor mit Frankreich abgeschlossene, so wollte man doch vielfach auch in dem erstern noch keinen genügenden Schutz für die heimischen Interessen erkennen. Es machte sich neben der bisher unbedingt herrschenden freihändlerischen Richtung allmählich eine schutzzöllnerische Gegenströmung bemerklich, die, das System der Handelsverträge überhaupt verwerfend, die Aufstellung eines autonomen Tarifs verlangte.

Auch gegen die Erneuerung der mit dem Jahre 1884 ablaufenden Lateinischen Münzconvention machte sich theils aus äußern, theils aus innern Gründen eine ziemlich lebhafte Opposition geltend.

In den Motiven des Gesetzes, welches 1862 die Münzeinheit in dem neuen Gesammtreiche Italien einführte, war der einheitliche Münzfuß, die Goldwährung, als das principiell allein Richtige bezeichnet, aber zugleich die Lage, zumal Frankreich und Deutschland gegenüber, als zwingender Grund für die provisorische Doppelwährung angeführt. Dennoch war das System von 1862 factisch nur eine maskirte Goldwährung. In der Conferenz von 1865 zur Herstellung eines einheitlichen Münzfußes mit Frankreich, Belgien und der Schweiz setzte die Regierung des erstgenannten Landes durch ihren überwiegenden Einfluß die Annahme der Doppelwährung in der Convention vom 23. Dec. trotz der lebhaften Bedenken ihrer drei Mitcontrahenten durch. Damals stand der Preis des Silbers — nach dem angenommenen Verhältniß zum Golde = 1 : $15^1/_2$ — über Pari. Dreizehn Jahre später war derselbe bereits tief gesunken; es kam jedoch nach stürmischen Discussionen zur Erneuerung des Vertrages am 5. Nov. 1878 mit der wie Ironie klingenden Additionalacte vom 20. Juni 1879, welche den öffentlichen Kassen der andern Vertragsstaaten verbietet, die kleinern italienischen Silbermünzen anzunehmen, damit Italien sie zur Einlösung der kleinen Papiergeldappoints verwenden könne: eine sinnreiche Einkleidung für die Weigerung jener Länder, die bezeichneten Münzen zum Verkehr bei sich zuzulassen. Sechs Jahre später wurde nach langen Verhandlungen die mit dem Jahre 1884 ablaufende Convention, der inzwischen auch Griechenland beigetreten war, abermals erneuert, anfangs mit Ausnahme Belgiens, das jedoch durch die Additionalacte vom 12. Febr. 1885 nachträglich hinzutrat. Die Bestimmungen waren im ganzen die alten; nur daß in einzelnen Paragraphen das auch auf der Conferenz besonders seitens der italienischen Bevollmächtigten ausgesprochene Mistrauen in die längere Dauer der Doppelwährung unverkennbar zum Vorschein kam. Das factische Werthverhältniß des Silbers zum Golde war inzwischen auf 1 : 19 herabgesunken. Da nun die Convention an dem alten Maßstab 1 : $15^1/_2$ festhielt, so betrug der Werth von 20 Franken in Silber thatsächlich nur 85 Proc. eines Napoleondors.

Auch in Italien ist die Zahl der theoretischen Bimetallisten keine geringe, wenn dieselben auch nicht gleich vielen deutschen in der Doppelwährung die Panacee für alle socialen Schäden und das untrügliche Heilmittel für die Landwirthschaft erblicken. Die $15^2/_3$ Milliarden Lire gemünzten Goldes*) scheinen ihnen nicht genügend für die Bedürfnisse des Verkehrs; aber fast alle erklären eine dauernde Doppelwährung nur für möglich, wenn alle Staaten durch einen Vertrag ein neues Verhältniß der beiden Edelmetalle normiren, und jeder einzelne derselben sich verpflichtet, nur eine ganz bestimmte Quantität Silber zu münzen!

3) Neue parlamentarische Kämpfe. Ministerkrisis, Kammerauflösung und Neuwahlen.

Gegen Ende des Jahres 1885 begannen die bereits angedeuteten Spaltungen in der Majorität deutlicher hervorzutreten. Die Angriffe auf das Ministerium

*) Nach Haupt. Die Masse des gemünzten Silbers beträgt nach demselben 9700 Mill.

gingen nicht mehr allein von den Pentarchisten und Radicalen aus; auch viele Mitglieder der Rechten und der Centren betheiligten sich daran. Man warf Depretis vor, er habe alle Taschen voll ungehaltener Versprechungen, das Programm von Stradella sei zum größten Theil unausgeführt geblieben; Robilant, daß er mit seiner Vermittelung in der bulgarischen Frage Italien nur compromittirt und die Gelegenheit zu Gebietserwerbungen nicht benutzt habe; Magliani, daß statt des verheißenen Ueberschusses der Rechnungsabschluß für 1884—85 ein Deficit ergebe, welches der Minister noch dazu in nicht zu rechtfertigender Weise zu verschleiern suche.

Vielleicht waren alle diese Vorwürfe nicht ganz unbegründet; nur lag die Schuld weit mehr an den Verhältnissen als an den Personen. An der Verzögerung vieler längst verheißener Reformen trug gerade die unsichere Majorität, welche Depretis immer zu neuen Transactionen und Compromissen nöthigte, die Hauptschuld. Schon bei der Vorlage eines Gesetzes, durch welches die neuen indirecten Steuern sofort in Wirksamkeit gesetzt werden sollten, um jeden Betrug der Staatskasse zu verhüten, war ein Theil der Mehrheit abgefallen. Als bald nachher die Abtrünnigen das Ministerium bei einer Formfrage zu Falle bringen wollten, wurde dasselbe durch die oppositionelle Linke selbst gehalten, deren Führer die Unmöglichkeit erkannten, unter solchen Conjuncturen die Zügel der Regierung zu übernehmen.

Ein grelles Streiflicht auf die rücksichtslose Animosität der Oppositionsparteien gegen die Regierung warf die Deputirtenwahl von Pavia zu Anfang 1886. Professor Sbarbaro, ein grundgelehrter Herr, aber zugleich ein exaltirter Sonderling ersten Ranges, hatte in dem von ihm in Gemeinschaft mit einem römischen Journalisten gegründeten Blatte „Le forche caudine" („Das Caudinische Joch") sich zum Vertreter der öffentlichen Moral, vor allem den tonangebenden Staatsmännern gegenüber, aufgeworfen. Die intimsten Verhältnisse der Minister, ihrer Generalsecretäre und der angesehensten Deputirten wurden schonungslos der Oeffentlichkeit preisgegeben. Es entstand ein furchtbarer Skandal. Da aber das Blatt neben vielem Wahren auch auf bloße Gerüchte oder anonyme Denunciationen hin eine Menge falscher Nachrichten veröffentlicht hatte, wurde Sbarbaro vor Gericht gezogen und schließlich als Verleumder zu sieben- und einhalbjährigem Gefängniß verurtheilt. In der ganzen Oppositionspresse ertönte ein Schrei der Entrüstung über die ungerechte und drakonische Strafe. In Pavia vereinigte sich bei einer Nachwahl die Opposition von links und rechts. Der Verfassungsparagraph, nach dem kein Deputirter ohne Erlaubniß der Kammer verhaftet werden kann, wurde wunderlich genug so ausgelegt, daß ein Sträfling durch seine Wahl zum Deputirten eo ipso frei werde, und Sbarbaro wurde gewählt. Die Regierung war schwach genug, nachzugeben und die Wahl anzuerkennen. Als aber der Professor sein altes Treiben wieder beginnen wollte, kam es zu Tage, daß seine Persönlichkeit der Opposition nur als Mittel zu einer erfolgreichen Demonstration gegen das Ministerium gedient hatte. Sein eigener Wahlkreis verweigerte ihm, als er seinen Besuch ankündigte, Aufnahme und Gehör, sodaß er für gut fand, sich von der politischen Bühne zurückzuziehen.

Alles das war nur einfaches Gepläukel. Der große Sturmlauf gegen das Ministerium, dessen Vorwand Magliani's Budget hergab, fand zu Anfang März 1886 statt. Crispi, Cairoli, Zanardelli auf der einen, Coppino, Spaventa, Rudini auf der andern Seite griffen das Cabinet auf allen Punkten zugleich an. Die Oppositionspresse hatte den Kampfplatz gründlich vorbereitet, indem sie jeden einzelnen Minister mit den heftigsten Vorwürfen aller Art überschüttete. Die Regierung hielt dem Ungewitter wacker Stand. Der von seinen Gegnern der Schwäche und Unentschlossenheit angeklagte Depretis bewies durch seine Vertheidigung, daß Kränklichkeit und Alter ihn weder geistig noch körperlich entkräftet hatten. Magliani wies nach, daß jenes Deficit nicht seine Schuld und daß das Gleichgewicht schon wiederhergestellt sei; Robilant wies die gegen ihn gerichteten Anklagen mit der Gewandtheit, Kürze und Derbheit des alten Soldaten zurück; Minghetti unterstützte die Regierung in loyalster Weise. Lange wogte der Kampf hin und her. Endlich, am 6. März, wurde unter den 36 eingebrachten Tagesordnungen die von der Regierung gutgeheißene mit einer Mehrheit von 15 Stimmen und bald nachher das definitive Budget mit einer solchen von 36 Stimmen angenommen.

Depretis erkannte, daß mit dieser Kammer, mit dieser kleinen, unzuverlässigen Majorität nicht mehr zu regieren sei. Nach einigem Schwanken gab das Ministerium seine Dimission. Nun kam es zu Tage, daß die aus den heterogensten Elementen bunt zusammengewürfelte Opposition durchaus außer Stande war, ein Programm aufzustellen oder eine lebensfähige Regierung zu bilden. Der König berief den Kammerpräsidenten Biancheri (von der Rechten); aber derselbe weigerte sich nicht nur, für seine Person einen Versuch zu machen, sondern erklärte auch unumwunden, daß er eine Coalition Zanardelli-Cairoli mit Spaventa und Rudini oder jede ähnliche für absolut aussichtslos halte. So entschloß sich König Humbert, Depretis' Vorschlag einer Kammerauflösung anzunehmen. Der mit dem Decret veröffentlichte Bericht des Ministeriums an den König erläuterte die Gründe für den wiederholten Appell an die Wähler. Nachdem derselbe der Leistungen der letzten Legislatur gedacht: der Unfallversicherung, des Haftpflichtgesetzes, der Revision des Zolltarifs, des Eisenbahngesetzes, der Herabsetzung des Salzpreises und der Grundsteuer, der Hebung der Militärmacht, der Grundsteuerausgleichung u. s. w., hob er hervor, daß ein so schwieriges Werk nicht habe durchgeführt werden können, ohne auch im Schos der Mehrheit Meinungsverschiedenheiten zu veranlassen, welche ihr die zur Verwirklichung der zahlreichen noch nothwendigen Reformen erforderliche Geschlossenheit raubten. Deshalb halte es die Regierung für ihre Pflicht, an das Land zu appelliren, überzeugt, daß der Wahrspruch der Wahlurnen ein neues Zeugniß für die Besonnenheit des Volkes ablegen würde.

Depretis hatte sich nicht getäuscht. Die Wahlen vom 23. Mai ergaben einen entschiedenen Sieg der Regierung; von den 508 Gewählten darf sie auf etwa 300 Stimmen rechnen. Die Pentarchen hatten die größten Anstrengungen gemacht und waren voll der stolzesten Hoffnungen. Statt dessen kehrten sie in geschwächter Anzahl (etwa 150) nach Montecitorio zurück, wenn auch keiner von ihren Führern

auf der Walstatt geblieben ist. Depretis' Vertheidigungsrede, die er kurz vor der Wahl bei einem ihm zu Ehren in Rom veranstalteten Banket hielt, ein Meisterstück der Taktik, hat ohne Zweifel zu dem Erfolge nicht unwesentlich beigetragen. Leider fehlte es auch wieder nicht an einzelnen republikanischen, socialdemokratischen und anarchischen Wahlen. So wurde der Galerensträfling Cipriani in Ravenna und Forlì mit bedeutender Majorität auf den Schild gehoben.

So ist das Leben des Ministeriums vermuthlich wieder auf längere Zeit gefristet. Ob aber das sehnliche Verlangen aller einsichtigen und selbstlosen Patrioten erfüllt werden, ob die neue Mehrheit, sich von den alten Namen, von den alten Sympathien und Antipathien losmachend, eine neue Nationalpartei bilden wird, eine Partei, der das Wohl des Vaterlandes auch in innern Fragen höher steht als die Interessen ihres Bezirkes, ihrer Coterie und ihrer Person? So berechtigt der Wunsch, so berechtigt erscheint leider nach den bisherigen Erfahrungen der Zweifel an seiner Erfüllung.

4) Die Finanzen.

Die Finanzlage Italiens bietet in den letzten Jahren kein ganz so erfreuliches Bild mehr wie in den vorhergehenden. Zu den außerordentlichen Ausgaben, welche die Neuformationen in der Armee, die riesigen Panzerschiffe, die Befestigungsarbeiten, zumal die Fortification der Hauptstadt, welche der Bau neuer Eisenbahnen, die Zinsen der neuen Anleihe zur Aufhebung des Zwangscurses, die Amortisation der schwebenden Schuld in Anspruch nahmen und den bedeutenden Einnahmeverminderungen, welche die Aufhebung der Mahlsteuer wie die Herabsetzung der Grundsteuer und des Salzpreises mit sich brachten, kamen noch sogenannte ultraextraordinäre Aufwendungen, wie die, welche durch die Ueberschwemmungen von 1882, das Erdbeben auf Ischia, durch die Cholera und die afrikanische Expedition veranlaßt wurden. Wuchsen auch die ordentlichen Einnahmen von Jahr zu Jahr so bedeutend, daß das vorgesehene Deficit von 1883 sich schließlich auf ein Minimum reducirte*), und ergab die Verwaltung für 1884—85**) eine Besserung von nahezu 37 Mill. gegen den Voranschlag, so mußte sich doch der Finanzminister zur Deckung jener ultraextraordinären Ausgaben sowol in dem letztgenannten Etatsjahre wie für 1885—86 die Ermächtigung zum Verkauf geistlicher Güter im Werthe von etwa 40 Mill. ertheilen lassen.

Weist das definitive Budget für 1885—86 im Gegensatz gegen Magliani's Annahme, der auf einen Ueberschuß von 5 Mill. gerechnet hatte, vielmehr ein Deficit von 10,900000 Lire nach, so hat dagegen Depretis in seiner Wahlrede vom 18. Mai 1886 die erfreuliche Aussicht eröffnet, daß die Einnahme den Voranschlag um 35 Mill. übersteigen werde. Für das nächste Jahr 1886—87 ist

---

*) Im Jahre 1880 Ueberschuß 19 Mill., 1881 = 51 Mill., 1882 = 94½ Mill.; 1883 Deficit 106471 Lire.

**) Das italienische Etatsjahr beginnt nach einer seit zwei Jahren bestehenden Einrichtung am 1. Juli.

nach den Berechnungen des Finanzministers eine Zunahme der Einnahmen um 23, der ordentlichen Ausgaben um 7 Mill. zu erwarten. Ueberhaupt versichert er, daß das finanzielle Gleichgewicht auf solider Basis ruhe, weil sich die ordentlichen Einnahmen stärker vermehren als die entsprechenden Ausgaben, fügt aber gleich hinzu, daß das Deficit unausbleiblich sein würde, wenn die außerordentlichen Ausgaben nicht streng auf die disponibeln Fonds des Budgets eingeschränkt und statt dessen wie bisher zumeist durch Inanspruchnahme des Staatscredits und Aufzehrung des Staatsvermögens gedeckt würden. Er verlangt vor allem, daß das große Buch der öffentlichen Schuld*) definitiv geschlossen werde.

Gingen die Grundsätze Magliani's betreffs des außerordentlichen Budgets wirklich in die finanzielle Tradition Italiens über, so würde das Land bald zu den bestsituirten Staaten Europas gehören. Zunächst aber scheinen uns die Aussichten auf Verwirklichung dieses Ideals noch gering. Sind die gesetzlich beschlossenen Militärreformen und öffentlichen Arbeiten durchgeführt und vollendet, so werden andere kostspielige Staatsbedürfnisse, wie die nicht mehr lange aufschiebbare wesentliche Erhöhung der Beamtengehalte und die Reform des öffentlichen Unterrichts große Summe erfordern. So wird Italien noch auf eine Reihe von Jahren hinaus so wenig wie andere Staaten Europas ohne außerordentliche Anstrengungen, ohne Schuldenvermehrung auskommen können. Dazu kommt, daß die trotz einiger Erleichterungen im ganzen noch immer excessiv hohen directen wie indirecten Steuern auf die Dauer unhaltbar sind. So wird die Verwaltung auch des tüchtigsten Finanzministers noch auf lange Zeit Gelegenheit zu solchen heftigen Angriffen bieten, wie sie Magliani hat erfahren müssen. Der einzige Vorwurf, den man dem derzeitigen Finanzminister vielleicht mit Recht machen kann, ist der, daß er den Anforderungen seiner Collegen nicht immer und überall fest genug entgegengetreten ist, den Knopf nicht immer fest genug auf den Beutel gedrückt hat. Dagegen ist es nicht genug zu rühmen, daß er — fast ein exemplum sine exemplo — sich und sein Ressort bisher vor der verderblichen Einmischung der Deputirten bewahrt hat.

5) Das Heerwesen.

Der Effectivstand der italienischen Armee (Kriegsstärke) belief sich im Herbst 1876 auf 628804 Mann Linientruppen — einschließlich der Offiziere, der militärischen Institute und der Gensdarmerie (Carabinieri) — und 270973 Mann Landwehr (Milizia mobile) mit 1923 Reserveoffizieren, also die gesammte Militärmacht ohne den Landsturm auf 901700 Mann. Aber abgesehen davon, daß diese Zahl nur auf dem Papier figurirte, weil die Infanteriecadres im Frieden viel zu schwach waren, um eine solche Truppenmasse mobilisiren zu können, lag die Hauptschwäche der italienischen Armee in dem Mangel an Cavalerie und Artillerie. Die Finanzlage des Staates hatte bisher hauptsächlich die Verstärkung dieser

*) Die fünfprocentige Rente betrug im Herbst 1884 439,736915 Lire (entsprechend einem Kapital von 8¾ Milliarden), die dreiprocentige Rente nur etwa 6½ Mill.

kostspieligen Waffengattungen verhindert. Die Kriegsgefahr, die bei der tunesischen Frage eine Zeit lang drohend schien, hatte die Kammern bewogen, im Mai 1882 einer bedeutenden Vermehrung des Heeres zuzustimmen. Aus den zehn Armeecorps wurden zwölf gebildet, somit die Cadres wesentlich verstärkt. Es wurden ferner 156 neue Linien-Infanteriecompagnien, für die zwölf leichten Cavallerieregimenter je eine sechste Schwadron, und vier neue reitende Batterien formirt. Wie schwach jedoch auch jetzt noch Artillerie und Cavalerie vertreten waren, ergibt sich durch einen Vergleich mit den Heeren der andern Großmächte des Continents. So betrug im Jahre 1883 die Zahl der sämmtlichen Feldgeschütze 984. Werden dieselben nun auch wirklich nach den Vorschlägen Ricotti's in den nächsten Jahren bis zu 1180 vermehrt, so verhält sich doch auch dann die italienische Feldartillerie zu der französischen (2622 Geschütze) noch nicht wie 1 : 2. Noch schlimmer erscheint das Verhältniß bei der Cavalerie. Den 45000 französischen, 43000 österreichischen, 56000 deutschen Pferden hat Italien nur 15000 gegenüberzustellen. So war es Ricotti nicht zu verdenken, wenn er Ende 1884 vorschlug, unter Suspendirung oder Verlangsamung der Befestigungsarbeiten an den Grenzen die Cadres zu verstärken, den Friedensstand auf mindestens 100 Mann per Compagnie zu erhöhen und vor allem 24 neue Bataillone, 12 Schwadronen und 6 Geniecompagnien zu formiren. Es wurden in der That 240 Mill. für die Landesvertheidigung bewilligt, dieselben aber auf eine Reihe von Jahren vertheilt, sodaß die neue Heeresorganisation keinesfalls vor 1890 vollendet sein wird.*)

6) Königthum und Papstthum.

In dem Verhältniß zwischen Quirinal und Vatican, zwischen Curie und Staatsregierung haben die letztvergangenen Jahre zwar keine wesentliche Veränderung hervorgebracht, wohl aber die vorhandene Misstimmung und Animosität noch verschärft. Die letzten Weihnachtsallocutionen Leo's XIII., voll zorniger Invectiven gegen die weltliche Macht, betonen immer von neuem die unerträgliche Lage, welche sie dem Papstthum bereitet habe, das schwer unter dem Druck dieser Fremdherrschaft seufze. Das Ehescheidungsgesetz, die Zunahme des Protestantismus und mehr noch die Gründung einer „national-katholischen" Gemeinde in Rom mit zwei Prälaten an der Spitze, einer Gemeinde, welche die päpstliche Allmacht verwirft und die Wahl der Bischöfe durch das Volk fordert, gereichen ihm natürlich „zum tiefsten Kummer und höchsten Verdruß".

Wenn es sehr begreiflich ist, daß Leo XIII. sich darüber ereifert, „wenn hier, im Mittelpunkte des Glaubens und dem Sitze des höchsten unfehlbaren Lehrantes der Kirche, frei und ungestraft ketzerische Lehren verbreitet werden", so macht er sich doch in dieser Beziehung schwerlich ernste Sorgen. Weder Protestanten noch Altkatholiken finden einen fruchtbaren Boden in der Masse des italienischen Volkes,

*) Nach officiellen Angaben bestand die italienische Kriegsmacht zu Anfang 1885 aus 881205 Mann Linie, 362300 Mann Milizia mobile (Landwehr) und Specialmiliz der Insel Sardinien, und 1,156500 Mann der Territorialarmee (Landsturm).

das treu an der überlieferten Kirche hängt, die mit seinem ganzen Sinn und Leben aufs innigste verwachsen ist, und welches weder das gemüthliche Bedürfniß noch die geistige Kraft zur Abschüttelung eines Joches, dessen Druck es nicht empfindet, und zu den Opfern hat, die eine freie, rein geistige Religion und Kirchengemeinschaft erfordern würde. Die Masse der Gebildeten ist durchaus indifferent und hält sich entweder von der Kirche und ihren Ceremonien ganz fern oder macht sie nur aus gesellschaftlichen Rücksichten und aus alter Gewohnheit mit, Der grenzenlose Mangel an aller feinern Erziehung und intellectuellen Bildung unter dem niedern Klerus, der sich zumal in dem gemeinen Schimpfen auf der Kanzel kundgibt, wo sich die Priester trotz der wiederholten Mahnungen und Warnungen des gegenwärtigen Papstes, als rohe und anmaßende Demagogen und Phrasenhelden geberden, läßt den meisten den Besuch einer Kirche und zumal einer Predigt so widerwärtig erscheinen wie den eines radicalen Meetings.

Der atheistisch-republikanische Freidenkercongreß, den der bekannte Leo Taxil aus Paris nebst einigen namenlosen Genossen und einer Anzahl Garibaldiner in Scene gesetzt hatte, machte ebenso kläglich Fiasco wie die lange vorher von der Gegenseite vorbereitete große Demonstration zur achthundertjährigen Jubelfeier des Todestages Gregor's VII. (25. Mai 1085). Die Polizei durfte in beiden Fällen die Hände in den Schos legen, abgesehen davon, daß sie die rothen Fahnen der Freidenker mit der Inschrift „Ni Dieu, ni rois, ni prêtres" confiscirte und nach Paris zurückdirigirte.

Ungeheueres Aufsehen erregte zu Anfang des Jahres 1886 ein anonymes, an einen gewissen Grafen Dorides gerichtetes, von der „Tribuna" in Rom unter der Ueberschrift „Verschwörung im Vatican", veröffentlichtes Schreiben. Dorides war des Hochverraths angeklagt, weil er geheime Schriftstücke, Instructionen der italienischen Kriegsmarine, die er durch Bestechung eines Ministerialbeamten erhalten, dem in Paris bestehenden klerikalen Comité eingesandt hatte. In dem gedachten Schreiben wird nun ein gegen die Existenz des Königreichs Italien gerichtetes Complot offenbart, dessen Fäden sich von Rom über Wien und Berlin nach Paris erstrecken, um schließlich im Vatican wieder zusammenzulaufen, und dessen Zweck die Restauration des Kirchenstaates und der alten legitimen Herrscherhäuser war. Hochstehende Geistliche werden als Theilnehmer, der Papst selbst als Mitwisser bezeichnet.

Auf die Interpellation eines Deputirten hin erklärte der Justizminister Tajani, daß das publicirte Instrument mit einem in den Acten des Processes Dorides befindlichen Schriftstücke übereinstimme. Höchst wahrscheinlich handelt es sich dabei jedoch um eine bloße Mystification, zumal das Document von Unwahrscheinlichkeiten wimmelt. Cardinal-Staatssecretär Jacobini erklärte dasselbe in einem Rundschreiben an die Nuntien für eine hinterlistige Fälschung und erhob bittere Klage darüber, daß die italienische Regierung es nicht ebenfalls entschieden als solche bezeichnet habe. Dagegen hält ein nicht geringer Theil der Bevölkerung jenen Brief trotz allem für echt, und derselbe hat nicht wenig dazu beigetragen, den Haß gegen das Papstthum zu schüren und in weitere Kreise zu tragen.

7) Statistisches. Sociale und agrarische Zustände.

Obwol Italien zu den gebirgigsten Ländern des Welttheils zählt; obwol das gewaltige Rückgrat des Apennin wie seine Seitenrippen, zum größten Theil seit alten Zeiten entwaldet, nur nackte, allen Versuchen der Urbarmachung trotzende Kämme und Flanken zeigt; obwol endlich in der Mitte und im Süden des Landes noch bedeutende Strecken anbaufähigen Bodens der Cultur harren*), gehört die Halbinsel doch mit ihren 29 Mill. Einwohnern auf 300000 Quadratkilometern (also 97 Seelen auf den Quadratkilometer oder 5450 auf die deutsche Quadratmeile) zu den bevölkertsten Ländern Europas. Die außerordentlich günstigen klimatischen Verhältnisse, die den Anbau der mannichfachsten Producte des Südens wie des Nordens gestatten, von der Gerste und dem Hafer bis zum Zuckerrohr und der Baumwolle einerseits, die große Mäßigkeit, Anspruchslosigkeit und Fruchtbarkeit des Volkes andererseits erklären die auffallende Thatsache.

Die officielle Statistik gibt für den Schluß des Jahres 1881 die arbeitende Bevölkerung auf 22 1/2 Mill., also auf etwa 75 Proc. der Gesammteinwohnerschaft an. Wenn wir freilich weiter hören, daß unter dieser Zahl sich zwar 8,7 Mill. Ackerbauer und Viehzüchter, 4,2 Mill. Industrielle und 300000 Handeltreibende befinden, daß aber 1,6 Mill. gar keine Angaben über ihren Beruf gemacht und gar 4,7 Mill. sich ausdrücklich für professionslos erklärt haben, so wird uns der Begriff „arbeitende Bevölkerung" ziemlich räthselhaft. Daß die Zahl derjenigen, welche im ehemaligen Kirchenstaat und in Unteritalien von zufälligen Gelegenheitsverdiensten aller Art leben, dabei hungern, frieren und kein Obdach oder doch keine festen Wohnungen haben, allerdings sehr groß ist, haben neuerliche Enquêten, wie bei der Cholera in Neapel, allerdings mit erschreckender Klarheit gezeigt.

Daß dem italienischen Volke das Betteln und das Leben von Almosen keine Schande dünkt, dazu hat die Kirche, die ja auch in ihren Bettelorden mit gutem Beispiel vorangeht, ihr nicht geringes Theil beigetragen. Kirchen und Klöster wetteifern mit reichen Privaten im massenhaften Austheilen von Almosen, zumal in Naturalien. Dadurch, wie durch die übergroße Zahl der kirchlichen Festtage wird selbstverständlich der natürlichen Indolenz des Volkes der größte Vorschub geleistet. An wohlthätigen Stiftungen für Arme und Kranke ist Italien vielleicht reicher als irgendein Land der Welt. Man schlägt das Vermögen derselben auf mindestens 1300 Mill. Lire an, und alljährlich treten noch neue Vermächtnisse hinzu. Aber freilich — nur der geringste Theil davon kommt den Armen und Unglücklichen zugute. Die Verwalter des Stiftungsvermögens, unter ihnen Senatoren und Deputirte, leben und bereichern sich davon; die Verwaltungskosten betragen durchschnittlich 65, zuweilen bis zu 80 Proc.! Man hat zwar eine parlamentarische Enquête eingesetzt, um diesem Unfuge zu steuern; allein es sind zu viele einflußreiche Persönlichkeiten dabei interessirt, um ein gedeihliches Resultat der Untersuchung hoffen zu dürfen.

---

*) Nach officiellen Berichten sollen 86 Proc. des Bodens cultivirt (oder bewaldet) sein; nach andern Quellen wäre diese Zahl viel zu hoch gegriffen.

Wir haben aus Magliani's Munde vernommen, daß die ordentlichen Staatseinnahmen, und zwar nicht nur die indirecten, sondern auch die directen Steuern von Jahr zu Jahr wesentlich reichere Erträge liefern. Der Schluß auf den wachsenden Volkswohlstand scheint untrüglich, und ist es doch wol nicht ganz. Zunächst müssen wir das Ergebniß der neu eingeführten und der erhöhten indirecten Abgaben, wie der auf Alkohol, Taback und Colonialwaaren abziehen, außerdem die wesentlich geschärfte Controle auch bei den directen Steuern in Anschlag bringen. Allerdings wachsen Industrie und Handel, allerdings ist die Zahl der Reichen im Zunehmen, aber sicher nicht minder die der Armen, während die mittlere Schicht zwischen den beiden Extremen dünner und dünner wird. Der exorbitante Steuerdruck, der auf den untersten Volksklassen, trotz der Aufhebung oder Herabsetzung einiger Abgaben auf nothwendige Lebensbedürfnisse*), am schwersten lastet; die traurigen agrarischen Zustände, welche wir oben beleuchtet haben und welche schon wiederholt zu Zusammenrottungen und Gewaltthätigkeiten seitens der verzweifelten Colonen und ländlichen Arbeiter führten**); endlich auch eigene Schuld durch Mangel an Rührigkeit und starres Festhalten am Altgewohnten bewirken, daß in dem vierten und theilweise sogar in dem dritten Stande die Zahl derer, die auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen sind oder doch kein menschenwürdiges Leben mehr führen, jedenfalls eher zu- als abnimmt. Ein redender Beweis ist die alljährlich in vielen Hunderten von Fällen sich wiederholende Expropriation kleiner Grundbesitzer infolge von Steuerrückständen, ebenso die nach den Ermittelungen der agrarischen Enquêtecommission jedes Jahr um Tausende von Hektaren zunehmende Ausdehnung des Oedlandes. Die Zunahme der Auswanderung, die allerdings keineswegs allein auf der wachsenden Verarmung beruht, deutet wenigstens auf die um sich greifende Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen.

8) Allgemeine Unzufriedenheit. Die gegenwärtige Stellung Italiens in Europa.

Dem Außenstehenden, der mit ruhigem Blick die öffentlichen Zustände des Königreichs sowol in politischer wie in socialer Beziehung überschaut, werden dieselben allerdings nach den verschiedensten Richtungen hin sehr verbesserungsbedürftig erscheinen. Und dennoch wird ihn vielleicht die allgemeine Unzufriedenheit, der vielstimmige Klagechor, welcher aus der Presse aller Parteien, aus öffentlichen Versammlungen und Privatgesellschaften, aus dem Parlament wie den Vertretungen der Gemeinden und Provinzen entgegentönt, in Erstaunen setzen. Die Erklärung für diese Erscheinung aber wird er bei näherer Prüfung theils in dem Volks-

*) Nur der Staat hat diese Steuern abgeschafft; die städtische Accise auf Brot, Fleisch u. s. w. besteht, oft in drückender Höhe, fort und veranlaßt offene Revolten unter der Arbeiterbevölkerung, wie die zu Ende Februar 1886 in Mailand.

**) Mit anarchistischen und socialdemokratischen Tendenzen verquickt, haben diese partiellen Aufstände in neuester Zeit eine wahrhaft bedrohliche Ausdehnung erlangt und hier und da, wie zu Trani in Apulien, zu förmlichen Kämpfen mit dem Militär und zu vorübergehender, von den greulichsten Excessen begleiteter Pöbelherrschaft geführt.

charakter selbst, theils in den übertriebenen Erwartungen finden, welche die ganze Nation an ihre Einigung zu einem Gesammtstaate geknüpft hatte. Was Gioberti*) vor 40 Jahren ausgesprochen hatte, daß Italien durch seine geographische Lage, seine Vergangenheit und die Begabung seines Volkes prädestinirt sei, abermals wie zu altrömischer Zeit das erste Land der Welt zu werden, ist für die Mehrzahl der Italiener ein Glaubensartikel. Deshalb empfinden es die Gebildeten als eine schmerzliche Täuschung, daß sie noch jetzt, nach 25 Jahren, nicht nur nicht die erste, sondern die letzte unter den Großmächten sind und nur eine bescheidene Rolle in dem europäischen Concert spielen.

„Wir genießen in Europa nicht mehr der Sympathien und des hohen Rufes, von früher.“**) „Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Einfluß Italiens in Europa jetzt geringer ist als vor etlichen zwanzig Jahren.“***) Es wäre leicht, die Zahl solcher Aeußerungen der Unzufriedenheit mit der Schätzung Italiens im Auslande und mit seinem geringen Einfluß auf die Weltschicksale zu verzehnfachen. Aber sind dieselben wirklich begründet?

Die Italiener nehmen es übel, daß nicht mehr so viel von ihnen im übrigen Europa die Rede ist wie vor 20—30 Jahren. Die begeisterte Erhebung eines viele Jahrhunderte lang zersplitterten und geknechteten Volkes, das sich durch Einmüthigkeit des Willens und opferfreudige Ausdauer, begleitet von wunderbarer Gunst des Geschickes, ein einiges Vaterland schuf, hatte eine Reihe von Jahren hindurch das lebhafteste Interesse der ganzen Welt in Anspruch genommen. Das ist nun längst vorüber; Italien ist in das Alltags- und Arbeitsleben der Nationen eingetreten und kann nicht mehr Theilnahme beanspruchen als irgendein anderes Land, wenn nicht neue bedeutende Schicksale oder Leistungen es von neuem in den Vordergrund stellen. Aber die Italiener können die Feiertagsepoche von 1859—70 noch nicht vergessen. Daß sie nach Quadratmeilen und Bewohnerzahl wie nach ihrer Kriegsmacht gemessen die letzte unter den Großmächten sind, erscheint ihnen schwer erträglich, zumal nach dem Tode der großen Gründer der italienischen Einheit kein genialer Staatsmann unter ihnen erstanden ist, um durch geistige Macht zu ersetzen, was an materieller gebrach.

Das sind Thatsachen, wider die der Wille und die Erkenntniß weder der Regierenden noch des Volkes etwas vermochte. Aber es fehlte auch keineswegs ganz an Schuld. Ueberblicken wir die auswärtige Politik Italiens innerhalb des letzten Decenniums, so vermissen wir klar bewußte, mit Consequenz und zäher Ausdauer verfolgte Ziele. Die stets wechselnden Ministerien und die hin- und herschwankende Wetterfahne der öffentlichen Meinung lassen es nicht dazu kommen. Das tritt uns unter anderm deutlich in der italienischen Colonialpolitik entgegen, wenn wir überhaupt von einer solchen reden können. Die Besetzung Assabs war ein Werk des Zufalls — die Italiener haben mit diesem Besitz nichts anzufangen gewußt; die Massanahs, auf falsche Voraussetzungen gegründet, ist zu einer steten Ver-

---

*) In seinem bekannten Buche „Del primato morale e civile degli Italiani“ (1846).
**) Turiello, „Governo e governati“ (Bologna 1882).
***) Ein Exdiplomat in der „Nuova Antologia“, Bd. 52.

legenheit und Gefahr, sowie zu einem bisjetzt durchaus nutzlosen Aderlaß für die Staatskasse geworden. Wenn allerlei Gerüchte auch aus ministeriellen Kreisen schon seit Jahren von weitschichtigen Dingen und großartigen Plänen an der afrikanischen Küste und sogar in der Nähe des zukünftigen Panamakanals wissen wollen, so lassen doch diese pomphaft angekündigten Unternehmungen noch immer auf sich warten. Daß der Vorgang Deutschlands und seines Kanzlers den italienischen Ehrgeiz und Wetteifer geweckt haben, ist unzweifelhaft; nur fehlt es an einem Bismarck, um den nationalen Aspirationen die feste Richtung zu geben. Die Nothwendigkeit des Festhaltens an dem Bündniß mit den Centralmächten wird von allen Parteien, die Radicalen allein ausgenommen, rückhaltslos anerkannt; nur verlangen viele italienische Staatsmänner zugleich das Bündniß mit einer Seemacht, d. h. mit England, solange Italien nicht stark genug sei, seine Küsten gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Wie eine solche Doppelallianz zu ermöglichen sei, darüber läßt man uns freilich im Dunkeln.

Zu besondern Besorgnissen vor einem äußern Angriff von der Land- oder Seeseite liegt nach menschlicher Voraussicht kein Anlaß vor, wenn ihn Italien nicht selbst provocirt. Unendlich größer sind die Gefahren, welche dem Staate von innen drohen.

9) Innere Zustände zumal in Unteritalien.

Sind die wohlhabenden und gebildeten Klassen von der Stellung Italiens als Weltmacht nicht befriedigt, so ist das niedere Volk nicht minder herb enttäuscht, daß es statt des geträumten Wohlstandes nur die alte Noth und Armuth mit stark vermehrtem Steuerdruck empfindet; daß statt der pomphaft verkündeten Befreiung der untern Stände von Plackerei und thatsächlicher Hörigkeit der Colone und ländliche Tagelöhner von dem Großgrundbesitzer oder dessen Pachter, der industrielle Arbeiter von seinem Arbeitgeber, der Client von seinem Patron, wenn auch nicht gesetzlich, doch thatsächlich noch vollkommen ebenso abhängig sind wie vor 1860. Das Volk, von Natur ungeduldig und begehrlich, ist des vergeblichen Harrens müde. Was sie eigentlich wollen und erstreben, ist den meisten nicht recht klar, noch weniger, wie weit sich das Gewollte mit dem Erreichbaren deckt. „Das Schlimme bei uns ist: das Land will alles, wovon es reden hört und was es noch nicht hat, und zwar alles gleichzeitig, Nothwendiges, künstliche Bedürfnisse, fromme Wünsche und Velleitäten, alles durcheinander. Es geht den Italienern mit ihrem Wollen und Wünschen wie den Kindern, und die Deputirten spiegeln diese Unklarheit, Verwirrung und Thorheit des Begehrens nur allzu getreu ab, während wiederum die Ministerien nur die Resultante dieser Anarchie des Wollens bei den Vertretern des Volkes sein können. Ein endloses Gewirr der mannichfaltigsten Anträge auf allen Gebieten des Staatslebens wird vor die Kammern gebracht und damit eine kostbare Zeit vergeudet. Es fehlt der Muth, einer neu auftauchenden liberalen Idee, sei sie auch noch so unpraktisch und unzeitgemäß, entgegenzutreten auf die Gefahr hin, unpopulär zu werden.“ Die Deputirten versprechen ihren Wählern, die Minister den Deputirten der Mehrheit

goldene Berge; daher der Schwall untauglicher schlecht vorbereiteter Gesetzvorlagen, von denen die Regierung gewöhnlich dringend wünscht, daß sie im Schos der Commissionen begraben werden mögen. Wenn aber auch dieser Wunsch gewöhnlich Erfüllung findet, so kommt dennoch eine große Anzahl unfertiger, übereilter Gesetze zu Stande, die sich bald als unzweckmäßig erweisen. Die Gegner, welche die endliche Verwirklichung der längst verheißenen Reformen forderten, wies Depretis in seiner letzten Rede in Rom mit wenig gerechtfertigtem Stolze auf die 300 Gesetze hin, welche die letzte Legislatur seit 1882 zu Stande gebracht habe!

Als Italien ein einiges Reich wurde, wäre ein erleuchteter Absolutismus der größte Segen für das Land gewesen. Daran war unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu denken; wenn er überhaupt möglich gewesen wäre, würde ihn der theoretische Idealismus der siegreichen Liberalen mit Unwillen verworfen haben. So hat ein Volk, das nur seinem allerkleinsten Theile nach einigermaßen zur Selbstverwaltung reif war, die liberalste Verfassung und Gesetzgebung erhalten. Die Folgen sind ersichtlich genug. Man ging und geht von theoretischen Idealen aus in der Sucht, es andern altconstitutionellen Staaten gleichzuthun ohne alle Rücksicht darauf, ob die vorgeschlagenen Reformen den Bedürfnissen und Zuständen des italienischen Volkes entsprechen. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, die Einrichtung der Geschworenengerichte einen höchst unheilvollen Einfluß geübt und zumal in den Südprovinzen eine große Rechtsverwirrung, Misachtung und Verhöhnung der Gesetze zur Folge gehabt. Dabei hat Italien bei der größten Zahl von Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit das mildeste Strafgesetzbuch. „Für 50 Lire", sagt der Neapolitaner, „kann man sich das Vergnügen machen, einen Messerstich zu versetzen." „Heute lebt man im Neapolitanischen weniger sicher als vor 25 Jahren. Viele Leute gehen nie unbewaffnet aus."*)

Zu den verderblichsten und tiefgewurzeltsten socialen Uebeln gehört das schreckliche Unwesen der Clientelen, das hauptsächlich in den Südprovinzen einheimisch, doch auch andern Theilen der Halbinsel nicht fremd ist. Im frühern Königreich beider Sicilien regiert eine Familie thatsächlich nicht selten Generationen hindurch eine Gemeinde, ja einen ganzen Bezirk. Alle Aemter, alle öffentlichen Institutionen sind in ihrer Hand oder in der ihrer Creaturen. Die Gemeindewahlen sind ein bloßes Schaustück. Wehe dem einzelnen, der sich gegen solche Tyrannei auflehnen wollte; er würde thatsächlich geächtet, vogelfrei sein, und, wenn man ihn am Leben ließe, bald den Aufenthalt in der Gemeinde unerträglich finden. Es ist eine entwürdigende und entsittlichende Knechtschaft der schlimmsten Art, die aber so tief in den Traditionen des Volkes wurzelt, so viele hohe Gönner, so viele einflußreiche Interessenten zählt, daß es den ziemlich zaghaften Versuchen der Regierung noch entfernt nicht gelungen ist, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Ihre Beamten spielen entweder unter derselben Decke, oder sie sind isolirt, machtlos, ihre Stellung unhaltbar. „Es ist schwer, in der ganzen civilisirten Welt eine Umgebung zu finden, in der man sich weniger frei fühlt, als die, in welcher die Mehrzahl der neapolitanischen Gemeinden lebt."

---

*) Turiello, a. a. O.

Mit dem Unwesen der Clientelen in engster innerer Verbindung steht das der Camorra in Neapel, der Mafia in Sicilien*), das sich in neuester Zeit unter verschiedenen Formen auch auf einen beträchtlichen Theil des Bürgerthums ausgedehnt hat. Zugleich hat sich das Eigenthum in noch wenigern Händen angehäuft, das Proletariat entsprechend zugenommen. Die Höhe der Grundsteuer in Verbindung mit dem zähen Festhalten der Bauern am Alten, Ueberlieferten, auch in der Bodenwirthschaft bringt das Land — und zwar nicht blos im Süden — immer mehr in die Hände der Großgrundbesitzer. Die Güter von 25—100 Hektaren verschwinden immer mehr. Wirkt die excessive Mobiliarsteuer, die nur erträglich wird, weil die meisten Mittel finden, sie theilweise zu umgehen, schon lähmend auf Industrie und Kapitalanlage ein, so ist der Landbau geradezu in Gefahr, zwischen ihr und der Grundsteuer zerquetscht zu werden. Bei dem Landvolk, dem es womöglich noch schlimmer geht als früher, hat die demselben gepredigte Freiheit nur die Frucht gezeitigt, daß der wilde Haß gegen die Eigenthümer, ihre Pächter und Verwalter sich immer von neuem in Mordthaten, die durch umherziehende hungerige Rotten begangen werden, in gestürmten Herrenhäusern, ausgeleerten Speichern und angezündeten Wäldern Luft macht. Zuchtlosigkeit und Verachtung aller Ordnung, Mistrauen gegen alle Beamten, zumal die Norditaliener, und gegen das Gesetz selbst, das seine Unterdrücker schützt, herrschen in der durch jahrhundertelange Misregierung entsittlichten, durch äußerste Armuth zu einem elenden, halb thierischen Leben verurtheilen, im crassesten Aberglauben und unglaublicher Unwissenheit dahinlebenden Bevölkerung des Südens. Das Räuberleben blüht in jenen gesegneten Landschaften wie nur je und erhebt drohend sein Haupt in der Gegend von Neapel, ja in der nahen Umgegend der Metropole des Königreichs selbst.

In Piemont, Ligurien, Lombardo-Venetien und Toscana steht es allerdings unendlich besser, soviel auch hier noch die öffentlichen Zustände, die agrarischen zumal, zu wünschen übriglassen. In der Romagna herrscht vielfach ein drohender Geist der Anarchie; dabei sind die Menschenleben hier billiger als irgendwo in Europa, und die Geschworenen sprechen die Mörder frei.

Daß diese traurigen Zustände durch die äußerst mangelhafte Handhabung der Gerechtigkeit, die nach der Behauptung sachverständiger Italiener seit der Bildung des neuen Königreichs fast gar keine Fortschritte gemacht hat, noch verschlimmert werden, liegt auf der Hand. Wir haben die wesentlichsten Gründe der für Italien so demüthigenden und verderblichen Inferiorität des Richterstandes bereits auseinandergesetzt. Natürlich fehlt es dem Publikum wie an Achtung vor dem Gesetze und seinen Vertretern, so an Vertrauen auf die letztern. Im Süden gilt der Glaube an unbestechliche und unparteiische Richter als Aberglaube. Die eigenthümliche Schlaffheit und Energielosigkeit, die wir bei einem großen Theile des italienischen Beamtenthums wahrnehmen, trägt natürlich nicht dazu bei, die Sachlage zu bessern.

---

*) Ueber Camorra und Mafia vergleiche „Unsere Zeit", Neue Folge, VIII, 1., 154 fg., und XIV, 2., 217 fg.

10) Der öffentliche Unterricht.

Ein weiterer wunder Punkt der öffentlichen Zustände des Königreichs liegt in der schmachvollen Unwissenheit, in der noch immer ein sehr großer Procentsatz des italienischen Volkes verharrt.

Wir haben das Unterrichtswesen in Italien bereits in einem frühern Artikel eingehend besprochen.*) Die dort bezeichneten Mängel sind zum größten Theil noch heute vorhanden; die damals geäußerten Hoffnungen haben sich bisher nur zum kleinsten Theile erfüllt. Das Gesetz von 1877, welches den obligatorischen dreijährigen Besuch der Volksschule vorschreibt — gewiß ein sehr bescheidenes Verlangen — ist auf dem Papier geblieben; die kleinern Stadt- und vor allem die Landgemeinden wollen nichts davon wissen. Die Bauern machen sich über den obligatorischen Unterricht, den sie, von den Geistlichen darin bestärkt, für eine Tyrannei und Beschränkung ihrer älterlichen Rechte halten, lustig. Es ist notorisch, daß die Verzeichnisse der schulpflichtigen Kinder von unwissenden und gleichgültigen Beamten mehr aus der Einbildung als nach der Wirklichkeit aufgestellt werden. Die Geldstrafen für Schulversäumnisse werden nicht eingezogen. Die ebenfalls obligatorischen Abend- oder Sonntags-Fortbildungsschulen existiren nur an den wenigsten Orten, und wo sie existiren, dociren die Lehrer vor leeren Bänken. Allerdings sind viele Landgemeinden vollkommen außer Stande, viel für die Schule, deren Unterhaltung ihnen allein obliegt, zu thun, und viele hungernden Aeltern haben kein Geld, um Bücher, Hefte und Federn zu kaufen. Der Staat sieht sich den gänzlich mittellosen renitenten Gemeinden gegenüber in der Unmöglichkeit, die Beobachtung des Gesetzes zu erzwingen. Der traurige, fast allgemeine Mangel an tüchtigen Lehrkräften ist wieder das naturgemäße Resultat der erbärmlichen Besoldungen. Haben wir die Gehalte der Universitätsprofessoren, der Directoren und Lehrer an den Lyceen, Gymnasien und technischen Schulen durchaus ungenügend gefunden, so sind die der Lehrer und Lehrerinnen an den Volksschulen geradezu empörend.

Die Volksschullehrer in den Städten und auf dem Lande zerfallen in je drei Gehaltsklassen. Bei den Stadtschulen erster Klasse wechselt der Gehalt von 990—1320 Lire, in der zweiten Klasse von 880—1100, in der dritten von 770—990; bei den Landschulen erster Klasse von 715—880, zweiter von 605—770, dritter von 550—660; für Lehrerinnen an Stadtschulen von 512—880, an Landschulen von $360^2/_3$—$580^2/_3$ Lire. Also Durchschnittsgehalt der Lehrer an Stadtschulen 800, an Landschulen 560 Mark; bei den Lehrerinnen an Stadtschulen 560, an Landschulen 350 Mark! So ist es natürlich fast unerhört, daß sich Angehörige der gebildeten Stände zu einer Laufbahn entschließen, wo sie, am Hungertuche nagend, zugleich nur zu oft ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung seitens der Gemeinden sind. Und ist es da zu verwundern, wenn diejenigen, die vermöge ihres Berufes in erster Linie die Vertreter der Bildung und guten Sitte sein sollten, aus Unzufriedenheit mit ihrer Lage zu höchst gefährlichen

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 1., 576 fg.

Elementen eines rohen politischen und socialen Radicalismus werden? Und nun die erbärmliche Vorbildung des größten Theiles der Elementarlehrer! Bis zum 11. Jahre besucht der Knabe die Volksschule; dann tritt eine vier- bis fünfjährige Pause in seiner Bildung ein, während deren er für sich sorgen mag wie er kann. Mit 16 Jahren treten die Knaben, mit 15 die Mädchen in die Normalschulen (Seminare) ein. Der Cursus derselben ist dreijährig. Die Unterrichtsgegenstände sind Naturwissenschaften, die Muttersprache, Arithmetik, Geometrie, Geschichte, Geographie, Hygieine, Pädagogik, Kalligraphie, Zeichnen und Turnen. Nun hat man allerdings Vorbereitungsschulen eröffnet, aber ohne feste Ordnung und ohne Zwang. Eine Mittelschule als obligatorisches Verbindungsglied zwischen der dreijährigen Volksschule und dem Seminar ist noch immer ein pium desiderium. Da findet man es begreiflich, wenn competente italienische Sachkenner erklären: „Unsere Landschulen haben bisher keine einzige wirkliche und dauernde Frucht gezeugt"; da findet man es am Ende auch nicht mehr unglaublich, wenn man von Gemeinden hört, wo die Lehrerin nicht lesen kann, der Bürgermeister ebenfalls ein Analfabeto ist, und der Schreiber als einziger Gelehrter und deshalb uncontrolirbar die Beschlüsse des Gemeinderaths nach Belieben concipirt und abändert.*)

Steht es mit den Secundärschulen nicht ganz so schlimm wie mit dem Volksunterricht, so gibt es doch auch hier noch eine große Zahl tief einschneidender Uebelstände zu beseitigen, ehe sich dieselben mit den entsprechenden Anstalten anderer großer Culturländer und zumal denen unsers Vaterlandes messen können. Vielfach mangelhafte Lehrpläne, ungenügende Vorschulen, unzureichende Vorbildung der Lehrer, schlechte Besoldung und allzu geringe Stundenzahl derselben (5—12 wöchentlich), deshalb Zersplitterung der Kräfte und Mangel an allem wahrhaft erziehlichen Einfluß, indem die meisten Lehrer an verschiedenen Schulen zugleich beschäftigt sind oder Nebenerwerb suchen müssen; Absentismus von Lehrern und Schülern, Mangel an Disciplin; Decretirung von Versetzungen und Dispensationen von Prüfungen von oben herab, ohne oder gegen den Willen der Lehrer; ganz ungleiche Dotation der Schulen, mit deren Lehrmitteln, Sammlungen und Apparaten es in der Regel ganz kläglich bestellt ist, während wieder einzelne darin mit kleinern deutschen Universitäten concurriren können; unzweckmäßige Methoden, Kathedervorträge wie auf den Hochschulen, dagegen und deshalb häufig die größte Unsicherheit und Lückenhaftigkeit des elementaren Wissens: das sind die hervorstechendsten Mängel der Gymnasien und Lyceen, der Gewerbeschulen und Gewerbeinstitute.**)

Wie bei dem Richterstande, wirkt auch auf die Hebung des Lehrerpersonals an den höhern Schulen der durchaus unzureichende Gehalt und die verhältnißmäßig niedrige gesellschaftliche Stellung lähmend ein. Wirklich tüchtige Kräfte aus den höhern Ständen widmen sich der Schule nur in seltenen Ausnahmsfällen;

*) Turiello, a. a. O.

**) Die Gymnasien entsprechen den untern, die Lyceen den obern Klassen unserer Gymnasien; ähnlich verhalten sich die Scuole tecniche zu den Instituti tecnici.

die, welche es gethan, ziehen es, sobald sie sich einige Anerkennung als Gelehrte erworben, in der Regel vor, allein ihren wissenschaftlichen Forschungen zu leben, anstatt sich mit Selbstverleugnung dem Unterricht und der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zu widmen.

11) Gesetzgeberische Aufgaben für die Zukunft. Schluß.

Schon aus dieser kurzen Skizze der innern Verhältnisse Italiens geht klar hervor, welch ein umfassendes Thätigkeitsgebiet den gesetzgebenden Factoren des Königreichs noch offen steht.

Zu dem noch immer nicht unter Dach gebrachten Gesetz über die Grundsteuerausgleichung muß noch eine ganze Reihe von Steuerreformen hinzutreten, die es ermöglichen, die übermäßig gedrückten untern Volksklassen einigermaßen zu erleichtern. Im Anschluß daran bedarf es einer Bodencreditordnung, eines Sparkassen- und Bankgesetzes, einer ganz neuen Provinzial- und Communalordnung, insbesondere eines Gesetzes zur Regulirung der fast ausnahmslos in der traurigsten Verfassung befindlichen Gemeindefinanzen. Nicht minder dringend erscheint eine wesentliche Gehaltserhöhung für fast alle Beamtenkategorien, in Verbindung mit bedeutend vermehrten Ansprüchen an ihre Vorbereitung zum Berufe und ihre Leistungen im Amte, und einem neuen Pensions- und Relictengesetze. Ein neues Unterrichtsgesetz ist nicht länger zu vertagen, wenn nicht die heranwachsende Generation den größten Schaden leiden und die Zukunft des Staates den größten Gefahren ausgesetzt sein soll. Von der von Session zu Session und auch in der allerneuesten Zeit wieder verheißenen Socialreform: Gesetze über Arbeiterschutz, Frauen- und Kinderarbeit, Kranken- und Unterstützungskassen, Altersversorgung, finden wir bisjetzt nur schwache Anfänge. Zu dem allen treten noch nothwendige Arbeiten zur Verbesserung der Luft und des Bodens: Bonification der Campagna di Roma, Austrocknung von Sümpfen und Vertilgung von Miasmen, ja die Sanirung eines großen Theiles des italienischen Landes zumal längs der Küsten; Flußcorrectionen in großem Maßstabe ebensowol in der nördlichen Tiefebene wie an beiden Flanken der Apenninen, endlich hygieinische Verbesserungen in der Bauart der Städte und Flecken.

„Durch solche und andere gute Gesetze könnte Italien in der Welt den Platz einnehmen, den es vergeblich durch Klagen, Proteste und kindische Velleitäten zu erlangen strebt", sagt ein berühmter italienischer Staatsmann und Publicist.*) Aber die besten Gesetze allein machen ein Land nicht glücklich und garantiren keine gute Verwaltung. Die Gesetzgebung des frühern Königreichs beider Sicilien genoß eines vortrefflichen Rufes, und doch würde man Mühe gehabt haben, in ganz Europa ein ähnlich schlecht und willkürlich regiertes Land zu finden.

Was Italien vor allem bedarf, ist eine energische und kraftvolle Centralregierung. Mehr und mehr dringt die Erkenntniß in alle urtheilsfähigen Kreise der Bevölkerung, daß mit dem bisherigen Deputirtenregiment, welches im wesent-

*) Ruggiero Bonghi.

lichen nur in einem Ringen um die Ministersessel besteht, eine consequente, auf feste Ziele gerichtete und mit dem Willen wie den Mitteln, sie zu erreichen, ausgerüstete Regierung unvereinbar ist, daß das auf die Spitze getriebene parlamentarische System für Italien wenigstens nicht passe. Etwas besser ist es vielleicht in den letzten Jahren auch in dieser Beziehung schon geworden. „Man kann nicht mit dem Fürsten Bismarck Arm in Arm gehen, ohne daß einem derselbe eine ernste Vorstellung von dem beibringt, was Regierung heißt.“*) Leider ist ein rascher Fortschritt in dieser Richtung nicht zu erwarten; das Dogma von dem alleinseligmachenden parlamentarischen System verbündet sich mit dem persönlichen Interesse zahlreicher Deputirten gegen die Bildung einer starken selbständigen Regierung. Und doch wird und kann es erst dann gründlich besser werden, wenn dieselbe nicht mehr in jedem Augenblick von der Gnade einer wechselnden und unsichern Kammermehrheit abhängt. Erst dann wird sie auch den Muth finden, den schreienden Misbräuchen auf den meisten Gebieten der Verwaltung und Rechtsprechung trotz ihrer einflußreichen Vertreter ein Ende zu machen und dem offenen wie heimlichen Kampfe gegen Königthum und Verfassung energisch und schonungslos entgegenzutreten. Der bis zum Ueberdruß — freilich nicht nur in Italien — wiederholte Satz: „Die Freiheit trägt ihr Heilmittel in sich“ („è medicina a sè stessa“), hat dort wie anderswo gründlich Fiasco gemacht; die schrankenlose Freiheit kommt eben vor allem den Stärksten und — Gewissenlosesten zugute.

Zu der starken Regierung gehören als nothwendiges Complement einsichtsvolle, selbstlose, ihrer hohen Pflichten klar bewußte Volksvertreter. Dürfen wir in den neugewählten Deputirten solche Männer erkennen? Allerdings hat das neue Abgeordnetenhaus bei seinen bisherigen Abstimmungen eine bedeutende Mehrheit für die Regierung ergeben. Aber wir wagen nach den bisherigen Erfahrungen daraus kaum die Hoffnung zu schöpfen, daß wir es hier endlich mit einer ernsten festgeschlossenen Majorität zu thun haben, deren Gliedern das Wohl des Ganzen über den Interessen ihres Wahlkreises, die Sache über der Person steht, die im Stande sind, jede Art von Selbstsucht, auch die des starren Festhaltens an der eigenen Meinung, wenn nöthig, auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern; wir wagen es um so weniger, als sich auch die neue Kammer wesentlich aus den alten Elementen zusammensetzt, die ihre alten Vorurtheile, Gewohnheiten, Anschauungen und persönlichen Verhältnisse nicht mehr zu ändern im Stande sind. Wenn aber in der neuen Kammer das alte Spiel von neuem beginnt, geht Italien einer bedenklichen Zukunft entgegen.

---

*) Vgl. R. Bonghi, „Die Kaiserzusammenkunft in Skierniewice“ („Nuova Antologia“, XLVII, 520).

Aegypten und der Sudan.

Von

Friedrich von Hellwald.

IV.

England hatte in Aegypten gesiegt, England wollte auch herrschen. Schon seit der Landung vollzog sich die Festsetzung und Einrichtung der Briten in Aegypten nach specifisch englischer Art; sie vollzog sich mit einer Sicherheit, der man die große Uebung in der Niederwerfung halbciviliſirter Völker und der Aneignung fremder Länder ansah. England hatte nicht für eine Idee, sondern für seine Interessen gekämpft, und die Hand, welche kämpfte und siegte, mußte auch die Friedensbedingungen vorschreiben. England nahm die Wiederherstellung der Ordnung im Nillande für sich in Anspruch, wobei es den Beistand anderer weder zu brauchen, noch zuzulassen erklärte. Mit der Militärconvention hatte das londoner Cabinet die Hohe Pforte glücklich so lange an der Nase herumgezogen, bis dieselbe werthlos geworden. Das Zustandekommen der Convention betrieb es nur noch, um durch dieses sichtbare Zeichen der Freundschaft mit dem Sultan, dem Oberherrn Aegyptens, sich gegen jede Einsprache von anderer Seite zu decken. Thatsächlich befand sich Aegypten in den Händen der Engländer, und man durfte sich darauf gefaßt machen, daß die Rothröcke das unterworfene Land so bald nicht wieder verlassen würden. Zwar konnte durch den Krieg, den England für den Chidiv geführt, die bestehende staatliche Rechtsordnung nicht umgestoßen werden: die militärische Beherrschung Aegyptens gestattete indeß dem englischen Publikum sehr bald, sich über drei Punkte eine eigene feststehende Meinung zu bilden. Diese waren in erster Linie der bestimmte Wunsch eines positiven Gewinnes für England in Aegypten, als Ergebniß des Feldzuges; als zweiter Punkt stellte sich heraus, daß man unter keinen Umständen eine Erneuerung der französisch-englischen Doppelcontrole wünschte; der dritte und letzte Punkt endlich, worüber die öffentliche Meinung in England sich ihr bestimmtes Urtheil gebildet, bestand in dem entschiedenen Mistrauen gegen die Türkei und in dem Wunsche, Aegypten von seiner Abhängigkeit von der Pforte befreit zu sehen. Der kitzlichste und entscheidendste Punkt war natürlich der zweite, die Regelung der Finanzcontrole betreffende. In Frankreich ward darauf das größte Gewicht gelegt und die einfache Wiederherstellung der Doppelcontrole verlangt. Gerade in dieser Frage

setzte indeß England seinen Willen durch, denn schon am 8. Nov. 1882 hob der Chidiv die Doppelcontrole auf und machte damit die Bahn frei für die alleinige Controle Englands.

Schon am 25. Sept. war Tewfik-Pascha in seine Residenz zurückgereist, begleitet von den Engländern, und in Kairo empfangen von den Engländern, denen er seine Erhaltung auf dem Throne verdankte. „Der Chidiv kehrt wie ein Kind in den Armen seiner Amme zurück", bemerkte beim Einzug ein Araber zu einem andern neben ihm stehenden. Kein freudiger Ausruf war zu hören. Die darauf folgende dreitägige Beleuchtung der ganzen Stadt fiel gleichfalls sehr schlecht aus, da der größte Theil der europäischen Bevölkerung abwesend war und somit nicht beleuchten konnte. Desto glänzender gestaltete sich die große Heerschau der britischen Truppen in Kairo am 30. Sept. Sie sollte in den Herzen der Einwohner einen gewaltigen Eindruck von der britischen Macht und Herrlichkeit zurücklassen, welchen die englische Regierung für nothwendig erachtete, um in Zukunft alle aufständischen Regungen im Keime zu unterdrücken. Anderthalb Stunden dauerte der Vorbeimarsch der Truppen; es nahmen daran theil: 17266 Soldaten, 781 Offiziere, ferner 4320 Pferde und 60 Geschütze. Als der letzte Indier vorbei war, ritt der englische Heerführer, Sir Garnet Wolseley, auf den Chidiv und den Herzog von Connaught zu, Händedrücke und Glückwünsche austauschend. Die ägyptische Notabelnkammer votirte aber für Wolseley, Seymour und Lowe je einen Ehrensäbel. Am 5. Oct. fand dann die Procession des Heiligen Teppichs in Anwesenheit des Chidiv mit dem üblichen Pomp statt. Die Volksmenge führte sich gut auf und enthielt sich aller feindlichen Kundgebungen gegen die Engländer.

Wie die Engländer dem Vicekönig den Thron gerettet, so mußten sie nun auch für dessen Erhaltung bedacht sein. Lord Granville erklärte ziemlich unverhohlen, daß nach den bisherigen Erfahrungen kein ägyptisches Cabinet beim besten Willen selbständig die Wiedergeburt Aegyptens durchzuführen vermöchte. Mit einer bloßen Ueberkleisterung der frühern Zustände könne sich England aber mit Rücksicht auf die gebrachten Opfer nicht zufrieden geben. Es beginge eine Thorheit, wollte es Aegypten früher gänzlich räumen, bevor Dauer versprechende und mit der nöthigen Bürgschaft ausgestattete Zustände geschaffen worden wären. Das ägyptische Heer war durch Krieg und Niederlage aufgelöst; England nahm dessen Wiederherstellung ausschließlich in eigene Hand; ein Landjägercorps sollte dasselbe ersetzen. Valentine Baker-Pascha, Bruder des Nilreisenden Sir Samuel White Baker, mit der Armeereorganisation betraut, empfahl die Bildung eines Heeres von 6000 Mann Infanterie, 1000 Mann berittener Infanterie, 500 Mann Cavalerie, einer 1400 Mann starken Gensdarmerie, 100 Geniesoldaten, 300 Mann Train und 1600 Mann Artillerie mit 24 Kanonen. Für das Gensdarmeriecorps ward in Genf ein Werbedepot errichtet, welches alsbald auch drei Transporte angeworbener Europäer, vornehmlich schweizerischer Milizsoldaten abgehen ließ. Diese Truppe sollte meist unter Offizieren englischer Herkunft stehen und dazu dienen, einen Theil der Engländer abzulösen; denn der größte Theil der ersten Division sollte mit Ausnahme des 7. Garderegiments Aegypten noch im October verlassen, die zweite Division dagegen vorläufig noch vier Monate länger im Lande bleiben. Auch

Wolseley reiste am 21. Oct. nach England zurück; nach ihm übernahm Generalmajor Sir A. Alison den Oberbefehl über die britischen Truppen in Aegypten; unter ihm dienten Oberst Dormer als Chef des Generalstabes, General Graham als Commandant der dritten und General Earle als jener der vierten Brigade.

Das nächstliegende Geschäft war aber der Hochverrathsproceß, welcher gegen Arabi-Pascha und Genossen eingeleitet wurde. Sowol der Chidiv als auch Scherif-Pascha und Riaz-Pascha bestanden streng auf der absoluten Nothwendigkeit der Hinrichtung der Führer der Rebellion. Sultan-Pascha fertigte die Proscriptionsliste der Nationalpartei an, besonders derjenigen, welche den von den Ulema verfaßten Aufruf zur Fortsetzung des Krieges unterzeichnet hatten, und Scherif-Pascha erließ schon im September ein Rundschreiben an die Generalconsuln, worin er die Bildung eines Kriegsgerichts zur Aburtheilung der Verbrecher anzeigte. Präsident dieses Gerichtshofes war Abdurrhaman Ruschdy-Bei, ein malteser Renegat. Zu den übrigen Richtern suchte man eine wenig zuverlässige Gesellschaft aus, fast lauter Tscherkessen und Türken, und kaum einer war unter ihnen, der nicht in dem Angeklagten seinen bittersten Feind erblickte. Arabi betrachtete sich ausschließlich als Gefangenen der Engländer, denen er sich übergeben, und beanspruchte daher auch eine Behandlung im englischen Sinne. Unbestreitbar machte er einen guten Eindruck auf die britischen Offiziere, welchen seine Ueberwachung anvertraut war. Dennoch wurde er alsbald den ägyptischen Behörden übergeben. Die Anklageacte beschuldigte ihn und die Führer des Aufstandes, die Juni-Metzeleien und den Brand von Alexandria angestiftet, geleitet, ja selbst daran mitgewirkt und zum Zweck der Brandstiftung die Waffenstillstandsflagge misbraucht zu haben. In seinem neuen Gefängnisse ward Arabi von seinen ägyptischen Wächtern wie der gemeinste Verbrecher behandelt, ja sogar körperlich mishandelt, sodaß sein Leben in Gefahr kam. Vor der Untersuchungscommission vertheidigte er sich in einer sehr geschickten und mächtigen Rede, welche den günstigsten Eindruck machte. Er bestritt feierlich jede Mitschuld an der Metzelei und der Niederbrennung Alexandrias, während er sein Verhalten als Leiter der Nationalpartei und Organisator des nationalen Widerstandes, der auf Befehl des Chidiv selber begonnen worden, kühn rechtfertigte. Es ist sonst die Praxis der Engländer aus ihren Kriegen mit halbwilden Völkerschaften in den heißen Zonen, daß sie, ohne mit Humanitätsrücksichten viel sich zu beschweren, wirksame Exempel statuiren, welche nach der Abschreckungstheorie zugeschnitten sind. Um so anerkennenswerther, wenn auch nur ein Act der Gerechtigkeit, war es, daß in diesem Falle England sich der auf Leben und Tod angeklagten Rebellenhäupter annahm. Es setzte gegen den entschiedenen Willen und nach heftigstem Sträuben des ägyptischen Cabinets durch, daß Arabi durch englische Rechtsanwälte vertheidigt werden durfte. Mark Napier und H. Broadley erklärten sich bereit, als Vertheidiger des Exdictators zu fungiren, und der ägyptische Procurator traf endlich mit ihnen ein Uebereinkommen bezüglich des einzuschlagenden Proceßverfahrens. In England selbst wirkten für Arabi Blunt und der Schweizer John Ninet, welcher aus der unwürdigen ägyptischen Gefangenschaft zu entkommen so glücklich gewesen. Arabi's würdevolle Haltung seit seiner Gefangenschaft hatte ihm übrigens in England

große Sympathien erworben, und niemand wünschte mehr, ihn am Galgen zu sehen. Auch waren die vor der Untersuchungscommission gemachten Zeugenaussagen dazu angethan, Arabi von der Mitschuld an der Niederbrennung Alexandrias eher zu reinigen, als derselben zu überführen. In eine neue Phase trat der Proceß Arabi's mit dem Eintreffen Lord Dufferin's, des englischen Botschafters in Konstantinopel, welcher sich am 2. Nov. nach Aegypten zur Ordnung des dortigen Reorganisationswerkes eingeschifft hatte. Lord Dufferin ersuchte nun die ägyptische Regierung, die Anklage gegen Arabi wegen des Blutbades vom 11. Juni und wegen der Niederbrennung Alexandrias am 12. Juni fallen zu lassen, da eine directe Schuld Arabi's nicht nachgewiesen werden konnte, obwol die andern Angeklagten, um sich selbst zu entlasten, alle Schuld auf ihn zu wälzen versuchten. So kam es am 3. Dec. 1882 zum Urtheilsspruche, welcher Achmed-Arabi allerdings als Rebellen zum Tode verurtheilte, aber sofort auf englische Verwendung hin vom Vicekönig in die Verurtheilung zu lebenslänglicher Verbannung aus Aegypten umgewandelt wurde. In ähnlicher Weise benahm man sich gegen die andern Hauptangeklagten: Mahmud-Sami, Tulba, Mahmud-Fehmi, Omar-Rami u. a. Sie alle wurden außerdem am 25. Dec. noch öffentlich degradirt, worauf sie am nächsten Tage die Reise nach der Insel Ceylon antraten. Nur Suleiman-Bei-Daud, welcher nachweislich an der Niederbrennung Alexandrias sich betheiligt hatte, ward nicht begnadigt, sondern, freilich erst lange später, am 9. Juni 1883, inmitten der Ruinen der Place des Consuls gehenkt. Kurz darauf, am 27. Juni, begann dann der Proceß Said-Bei-Khandil's, welcher angeklagt war, das Gemetzel am 11. Juni organisirt zu haben. Die Begnadigung Arabi's und seiner Genossen machte natürlich einen trefflichen Eindruck bei den Nationalen, rief aber in der europäischen Colonie allgemeine Erbitterung hervor und hatte außerdem den Rücktritt Riaz-Pascha's, des Ministers des Innern, zur Folge, der durch Ismail-Ejub ersetzt wurde. Die dem Chidiv von den Engländern aufgenöthigte Entscheidung im Proceß Arabi's mußte Tewfik-Pascha sich gefallen lassen; seinem Minister war das zu stark; doch hatte ihm der Proceß Arabi's gezeigt, daß er zu ohnmächtig sei, der englischen Macht Widerstand zu leisten.

Lord Dufferin nahm das Reorganisationswerk in Aegypten energisch in die Hand. Die Grundsätze, welche seiner Action zur Grundlage dienten, waren: Rücksendung der englischen Truppen, sobald die ägyptische Armee genügend organisirt sein würde, um die Ordnung zu erhalten; Zuschuß des ägyptischen Staatsschatzes zu den Kosten des Besatzungsheeres; Theilnahme der ägyptischen Nation an der Regierung des Landes; Ausschließung der Eigenthümer der Obligationen von jedem Einflusse auf die finanzielle Verwaltung; Herstellung von Garantien für die Sicherheit der in Aegypten ansässigen Europäer. Was die hochwichtige Frage der Armeereorganisation betraf, so genehmigte der Ministerrath mit geringen Aenderungen den von Baker-Pascha aufgestellten Plan, und der Chidiv belohnte dessen Urheber in dankbarer Anerkennung seiner zukünftigen Verdienste mit dem Titel eines Serdar-Ekrem, den früher der türkische Generalissimus im Felde trug. Zur Ausführung des Baker'schen Planes wartete man blos auf die Ankunft Sir Evelyn Wood's. Mittlerweile wurden die indischen Regimenter, welche in ihrer Eigen-

schaft als Mohammedaner mit den Aegyptern in bedenklicher Weise zu fraternisiren begannen, über Hals und Kopf in ihre Heimat befördert, während fast 10 Proc. der im Lande befindlichen britischen Truppen erkrankt daniederlagen. Daneben beschäftigte sich Lord Dufferin mit der Reorganisation der inländischen Gerichtshöfe; sein Entwurf schlug die Ernennung europäischer Richter und die Anwendung eines Gesetzbuches vor, welches soviel als möglich jenem für die internationalen Gerichtshöfe gleichkommt. Auch beantragte England, die gemischten Gerichte blos auf ein Jahr zu verlängern, und that in dieser Richtung Schritte bei Oesterreich und Deutschland. Im Januar 1883, bald nachdem die Aufstellung des Budgets ein Deficit von 550000 Pfd. St. ergeben, legte die ägyptische Regierung dem Auswärtigen Amte in London einen Plan zur politischen Organisation des Landes vor, der wol gleichfalls von Lord Dufferin herrührte und die Notabelnkammer gänzlich abschaffte, um an ihrer Stelle einen Volksrath zu setzen, dessen Mitglieder theils erwählt, theils ernannt werden sollten. Ihm zur Seite ward die Einführung einer zweiten und zahlreichern gewählten Versammlung von 44 Mitgliedern vorgeschlagen, welche periodisch zur Berathung besonderer Angelegenheiten einzuberufen wäre. Natürlich waren die socialen Zustände Aegyptens keineswegs derart, um lebhafte Hoffnungen für einen unmittelbaren Erfolg von diesem Constitutionsexperiment zu erwecken. Immerhin ward eine dreigliederige Commission zur Ausarbeitung des Verfassungsentwurfes nach dem Plane Dufferin's eingesetzt, und am 1. Mai 1883 veröffentlichte die Amtszeitung in Form eines vicekönigliches Decrets das organische Gesetz, welches die neuen politischen Einrichtungen ins Leben rief. Tags darauf begab sich Lord Dufferin nach Alexandria, um von da auf seinen Posten nach Konstantinopel zurückzukehren, nachdem er noch zuvor ein Abkommen betreffs einer Umwandlung des jährlichen Tributs getroffen, welchen Aegypten dem Sultan zu zahlen hat, und der sich auf 705000 Pfd. St. belief. Um diese Zeit ward auch der englische Generalconsul Sir Edward Malet abberufen, der jedoch erst im September Aegypten verließ und von Sir Evelyn Baring abgelöst wurde. Ebenso verabschiedete sich im September Sir Auckland Colvin, der bisherige finanzielle Rathgeber der ägyptischen Regierung, welcher zum Minister der indischen Finanzen ausersehen worden war. Unter den übrigen Vorkommnissen ist die Thätigkeit der internationalen Commission für die Entschädigung solcher Personen, die durch Brandstiftung und Plünderung im Juli 1882 gelitten, zu erwähnen. Ihre Einsetzung ward schon im September 1882 von der ägyptischen Regierung vorgeschlagen, und im März 1883 hatte sie über 100 Forderungen für die Zerstörung von Gebäuden oder andern Eigenthums, deren Betrag keinesfalls 200 Pfd. St. überstieg, erledigt. Indeß waren im October die bewilligten Summen noch nicht zur Auszahlung gelangt. Ein Decret der Regierung erklärte im Mai 1883 sämmtliche in Aegypten vorhandene Denkmäler der alten Kunst und das berühmte Museum von Bulak als Nationaleigenthum; auch schien man dem Project einer Eisenbahn von Suakim am Rothen Meer nach Berber am obern Nil näher treten zu wollen. Es blieb aber beim Wollen.

Ein peinliches Vermächtniß des ägyptischen Krieges blieb längere Zeit das Geheimniß, welches das Schicksal von drei Engländern umgab, die betraut mit

der Aufgabe, Kamele für die britische Armee zu kaufen und die Beduinenstämme zu versöhnen, im September 1882 in die Wüste gezogen waren. Palmer, Professor des Arabischen zu Cambridge, Kapitän Gill und Lieutenant Charrington waren zu dieser Mission ausersehen worden. Unweit Suez trafen sie mit einem Araberscheich zusammen, welcher es unternahm, ihnen als Führer zu dienen. Behufs Ankaufs von Kamelen war ihnen die Summe von 3000 Pfd. St. in Gold übergeben worden. Seit dem Tage ihrer Abreise hatten sie nichts mehr von sich hören lassen, und die angestellten Nachforschungen ergaben, daß die Reisenden von den Beduinen beraubt und ermordet wurden. Aber erst im März 1883 konnten die endlich ausgeforschten fünf Mörder in Zakazik durch den Strang gerichtet werden.

Im October 1883 hielt England endlich die Zeit für gekommen, die noch im Pharaonenlande befindlichen 6000 Mann britischer Truppen zurückzuziehen und Aegypten den Aegyptern zu überlassen. Der Oberbefehlshaber, Sir Evelyn Wood, war zwar gegen vollständige Räumung des Landes, hielt aber doch die Organisation des ägyptischen Heeres für so weit fortgeschritten, daß Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht erhalten werden könnten. So sollten dem Chidiv nur einige britische Rathgeber verbleiben und das ägyptische Heer unter den Oberbefehl eines Engländers gestellt werden. Bei diesem Calcul hatte jedoch das Cabinet Gladstone die Rechnung ohne den Wirth gemacht, d. h. ohne das Ungewitter zu beachten, welches sich in aller Stille schon seit ein paar Jahren im Süden des ägyptischen Reiches, im Sudan, zusammengeballt hatte und nunmehr zu erschreckendem Ausbruche kam. Diesen Ereignissen müssen wir uns nunmehr hauptsächlich zuwenden.

Vor mehr als 25 Jahren wurde auf Anregung des englischen Consuls in Chartum der Elfenbeinhandel mit den Völkerstämmen am Gazellenflusse begonnen, ein Handel, der sich zur äußersten Genugthuung der ägyptischen Regierung merkwürdig gut lohnte, bis man schließlich dahinter kam, daß nicht Elfenbein, sondern Sklaven den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel bildeten. Bekanntlich ist die Sklaverei eine der ältesten wirthschaftlichen Einrichtungen im Völkerleben, denn Kampf und Obsiegen des Stärkern wie Unterdrückung des Schwächern in was immer für einer Form ist ein allgemein gültiges Naturgesetz. Auf niedrigen Gesittungsstufen stellt sich die Sklaverei geradezu als unentbehrlich heraus, und sogar bei den relativ hochgestiegenen Völkern des Alterthums war sie noch eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, welche erst von einem entwickeltern Wirthschaftsleben, wie die spätern Jahrhunderte es den europäischen Nationen brachten, verdrängt werden konnte. In Innerafrika standen aber von jeher und stehen noch heute Krieg, Eroberung und Plünderung unter den Negern so sehr auf der Tagesordnung, daß es mit der Begriffssphäre dieser Stämme schlechterdings unverträglich wäre, den Besiegten, falls er nicht getödtet ist oder nachträglich noch getödtet wird, anders denn als wohlerworbenes Eigenthum zu betrachten und zu behandeln. Sklaven hat es in Afrika also seit jeher gegeben, und auch der Handel mit solchen ist uralt, durchaus kein europäischer Import, wie mitunter behauptet wird. Nur die allerrohesten, gewissermaßen allerthierischsten Stämme kaufen und verkaufen keine Sklaven; wo immer

die Cultur bis zum Beginn des Handels fortgeschritten ist, dort ist begreiflicherweise stets auch der Mensch die hauptsächlichste und begehrteste Waare gewesen; denn dem Besitze des Menschen als Werkzeug der Sklaverei, verdanken jugendliche Völker die ansehnlichste Erweiterung der Erwerbsmöglichkeit. So ist denn das Institut der Sklaverei an sich ein wesentlich allgemein Cultur förderndes, ein Durchgangsstadium, dessen die Anfänge der Gesittung nicht entrathen können. Eine erheblich höhere Gesittungsstaffel als die der Schwarzen Innerafrikas ist jene der benachbarten Stämme des afrikanischen Nordens, welche in dem Cultsystem des Islam zum Ausdruck gelangt. Aber auch hier, wie im ganzen mohammedanischen Morgenlande, ist die wirthschaftliche Existenz durchaus auf Sklaventhum und Sklavenarbeit gegründet, die Sklaverei mit den socialen und religiösen Ideen auf das innigste verflochten. Dabei erfreut sich, der höhern Culturstufe entsprechend, der Sklave im Bereich des Islam einer weit mildern oder, wie die moderne Phrase lautet, „menschenwürdigern" Behandlung als zuvor, und steht zu seinem Herrn in einem nur wenig drückendern Verhältniß als der Hörige Europas in verflossenen Jahrzehnten; in vielen Fällen tritt er gar in die Familie seines Herrn ein und wird als ein Mitglied derselben behandelt. Dadurch mit Hunderten von Lebensgenüssen bekannt geworden, welche sein früherer thierischer Zustand ihm versagte, zu einem im Vergleiche mit jenem civilisirt zu nennenden Dasein emporgestiegen, hat der Sklave entschieden einen Culturgewinn gemacht und empfindet ihn auch als solchen, wie die zahlreichen Beispiele jener darthun, welche von ihrer „Befreiung" gar nichts wissen wollen, ja sich geradezu weigern, die Freiheit anzunehmen.

Wer die Weltereignisse in ihrem Urgrunde zu erfassen und zu begreifen sich bestrebt, dem ziemt diese kühle Betrachtungsweise, wie der culturgeschichtlich geschärfte Blick sie verleiht. Man darf dem hochherzigen Streben eines Wilberforce und seiner Schüler alle Anerkennung zollen und dennoch sagen, daß ihm nur tiefe Unwissenheit zu Grunde liegen konnte; denn mit der erstrebten Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika vermißt man sich, einen Theil der Menschheit gewaltsam aus den Culturbahnen abzulenken, welche die natürliche Entwickelung ihnen mit der Kraft eines Naturgesetzes vorzeichnet. Noch im ganzen Morgenlande ist Sklavenarbeit ein unabweisbares, wirthschaftliches Bedürfniß; was an dem einen Orte überflüssig, strömt an den Ort der Nachfrage, und der Sklavenhandel wird bestehen, muß bestehen, solange es dafür ein Angebot und eine Nachfrage gibt. Damit diese beiden aufhören, müßte die Nothwendigkeit für sie entfallen sein, müßte mit andern Worten Afrika ebenso civilisirt sein wie unsere Länder, welche keiner Sklavenarbeit mehr bedürfen. Und nicht blos die Neger, auch alle ihre Nachbarn ringsumher müßten auf der nämlichen Gesittungshöhe sich bewegen. Die Aufhebung der Sklaverei, die das Aufhören des Sklavenhandels naturgemäß nach sich zieht, ergibt sich allemal als der Endpunkt einer ganzen Reihe durchmessener Culturetappen, und einen solchen Endpunkt gewaltsam an den Anfang der Entwickelung setzen, heißt einfach das Pferd beim Schwanz aufzäumen: ein Beginnen, welches die Geschichte stets verurtheilt hat. Nicht durch Unterdrückung der Sklaverei und des Menschenhandels kann man Völker der Civilisation entgegen-

führen; man muß sie zuerst civilisiren, d. h. ihr Wirthschaftssystem und ihr Geistesleben heben und entwickeln; dann ergibt sich das Aufhören der überflüssig werdenden Sklaverei von selbst.

Solche Betrachtungen mögen vielleicht geeignet sein, das Herz der Humanisten mit Trauer zu erfüllen; allein zu allen Zeiten sind die Humanisten herzlich schlechte Ethnologen gewesen. Sie hätten sonst erkennen müssen, daß sie mit ihrer geplanten Unterdrückung des Sklavenhandels im Sudan einer Utopie nachjagten, daß alle Vorkehrungen gegen die Sklavenzüge nur zum Sklavenschmuggel führen, bei welchen die Leiden der Sklaven durch Gewaltmärsche, durch Wasser- und Nahrungsmangel ungeheuer gesteigert werden. Man darf behaupten, daß die von den Sklavenjägern verübten Greuel, welche Menschenfreunde schaudern machen, zum großen Theil eine Folge der Fährlichkeiten sind, welchen dank der philanthropischen Bestrebungen ihr Gewerbe jetzt ausgesetzt ist. Alle Versuche, der Sache der Civilisation durch Unterdrückung des Sklavenhandels zu dienen, waren daher von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen, und der damalige Chidiv Ismael-Pascha, selbst ein Orientale, würde der Sache kaum entgegengetreten sein, wäre er nicht einerseits so stolz auf die Anerkennung Europas gewesen und hätte er andererseits nicht dem Traum eines innerafrikanischen Kaiserreiches nachgejagt, für dessen Verwirklichung Sklavenjäger gewiß nicht die geeigneten Elemente gewesen wären. Der Engländer Sir Samuel White Baker, ein bewährter Afrikareisender, wurde also 1872 mit einer ansehnlichen Truppenmacht zur Vernichtung der Sklavenjäger abgesendet. Er schlug sie auch, verpflanzte aber dadurch das Uebel nur weiter in das Innere Afrikas hinein. Unter den Sklavenhändlern wußten zudem einige stets eine gewisse Verbindung mit der ägyptischen Regierung aufrecht zu erhalten. Einer von ihnen, Sibehr Rahama, trat sogar in ein halbamtliches Verhältniß, schlug den Sultan von Darfur in offener Schlacht und annectirte das Land für Aegypten. Schweinfurth schätzte im Jahre 1871 die Zahl der Sklavenhändler im Sudan auf 2000. Er besuchte Sibehr Rahama, den er mit barbarischer Pracht eingerichtet fand. Später bekam Sibehr Rahama Zwist mit der ägyptischen Regierung und ging persönlich nach Kairo, um sich zu verantworten, während sein Sohn Suleiman das Geschäft des Sklavenhandels weiter trieb. Als Baker's Amtsdauer als Statthalter der Stämme im obern Nilthal 1874 abgelaufen war, kam als dessen Nachfolger auf Einladung Nubar-Pascha's der englische Oberst Charles G. Gordon (geb. am 28. Jan. 1833) nach Aegypten. Dieser war ein geistvoller, energischer Schotte, von starkem Körperbau, einfach frommem Gemüth und fast übertriebener Ritterlichkeit; er hatte bei Sewastopol die Feuertaufe empfangen, und nachher hatte England ihm gestattet, nach China zu gehen, als einem Manne, der sich auf unregelmäßige Truppen und unregelmäßigen Krieg verstand, und der dazu beitragen könnte — wie er es denn auch that — den Aufstand zu unterdrücken, der in China nach den Begebenheiten von 1860 ausgebrochen war. Ferner hatte er England bei der Donaucommission vertreten und brachte, mit Einem Worte, den besten Ruf als Soldat und Beamter mit. Der Chidiv war daher hoch erfreut, als die englische Regierung seine Bitte gewährte und Gordon zu seiner Disposition stellte.

Dieser erreichte Kairo zu Anfang 1874 und empfing dort sogleich die weitgehendsten Instructionen des Chidiv. Ende Februar traf er in Suakim am Rothen Meer ein und zog landeinwärts über Berber nach Chartum, am Zusammenflusse des Weißen und Blauen Nils, von dort nach Gondokoro, dem Sitz der Regierung der „Aequatorialprovinz", wo er Ende April anlangte. Er fand, daß Gondokoro ein elender Ort sei, in dessen Umgebung niemand ohne bewaffneten Schutz auszugehen wagte; binnen kurzem erkannte er, daß seine Aufgabe die Kräfte eines einzigen Mannes übersteige. Er sah das Ziel vor sich, aber es fehlten ihm die Mittel, es zu erreichen; dazu kamen die Falschheit und der böse Wille derer, die wirklich die Macht besaßen. Der Staub, den man ihm hinsichtlich der Wünsche Ismail-Pascha's, den Sklavenhandel abzuschaffen, in die Augen gestreut hatte, war bald verweht, und er merkte, daß der wirkliche Grund der Bemühungen des Chidiv nur die Besorgniß war, die zahlreichen und vermögenden Sklavenhändler möchten eine wirkliche Macht werden. Hätte er nicht gefürchtet das Geld zu verlieren, welches er aus diesem Theile seines Reiches zu gewinnen hoffte, so würde Europa vermuthlich nie durch diesen „Anfall von Menschlichkeit" des Chidiv in Erstaunen gesetzt worden sein. Alles dieses sah Gordon deutlich ein; dennoch zögerte er nicht, gegen die Sklavenhändler vorzugehen, fand aber bald, daß sie von den Localbehörden begünstigt wurden, und daß er auf keine Unterstützung seitens den Beamten der Regierung rechnen konnte. Die Schwierigkeiten, die mit dem Sklavenhandel zusammenhängen, waren überwältigend. Die Beduinenstämme, welche außerhalb der Grenze Aegyptens leben, verkauften ganze Scharen von Sklaven, und obgleich Gordon die großen Karavanen anhalten und die Gefangenen befreien konnte, stand es doch nicht in seiner Macht, die Händler zu verhindern, sie einzeln einzuschmuggeln. Eine andere Schwierigkeit bereitete die Frage, was er mit den befreiten Sklaven, die oft zu Tausenden in seinen Händen waren, anfangen solle. Er konnte die Frage nicht befriedigend lösen. Zuweilen reihte er die Sklaven seinen Truppen ein; zuweilen gab er sie den Stämmen zurück, aus deren Mitte sie geraubt worden waren; zuweilen mußte er sich damit begnügen, die Sklavenhändler auspeitschen zu lassen und die befreiten Sklaven ihrem Schicksal zu überantworten. Bald war Gordon auch gänzlich überzeugt, daß dem Chidiv viel an der Erhebung der Steuern, aber wenig an der Befreiung der Sklaven gelegen war. Da die Scheiche nie gewohnt gewesen, Abgaben zu entrichten, lehnten sie sich mit aller Macht dagegen auf. Gordon mußte seine Soldaten gegen sie entsenden, um sie zu dem Tribut zu zwingen, den sie Aegypten versprochen hatten. Auch konnten die Eingeborenen die Vortheile des Handels nicht begreifen. „Wir wollen euere Glasperlen nicht, wir wollen euer Tuch nicht, wir wollen nur, daß ihr geht", sagten sie, und Gordon schämte sich fast — und mit Recht — seiner „Mission der Civilisation", die nur der Vorwand für Bedrückungen und Erpressungen von seiten des Chidiv war. Als das Jahr 1876 herankam, hatte Gordon viel gethan, um den Transport von Sklaven durch seine Provinzen zu verhindern; da aber Ismail-Pascha-Yakub, der Statthalter des Sudan, seine weitern Pläne vereitelte, reichte er seine Entlassung ein und ging nach England zurück. Im folgenden Jahre gab er jedoch den Wünschen seiner Freunde und

den dringenden Bitten des Chidiv nach und begab sich nochmals nach Afrika. Ismail-Pascha-Yakub wurde abgesetzt und die Statthalterschaft von Sudan mit Gordon's bisheriger vereinigt. So war Chartum, der Hauptsitz des Sklavenhandels, in seine Hände gekommen. Diesmal war er beauftragt, die Sklaverei zu unterdrücken, die Verkehrsmittel zu verbessern und sich mit der Regierung von Abessinien in Verbindung zu setzen, um die zwischen diesem Reiche und Aegypten bestehenden Streitigkeiten zum Austrag zu bringen. Vermuthlich ist es der Vermittelung Gordon's, der im Mai 1877 zu Chartum sein neues Amt antrat, zu verdanken, daß ein verhängnißvoller Krieg vermieden wurde. Er gelangte im October 1879 nach Debra-Tabor in Abessinien, wo er mit dem Negus Johannes eine Zusammenkunft hatte. Das Begehren des Königs, sein ausschließlich festländisches Gebiet, das auf drei Seiten von ägyptischen Provinzen eingeschlossen ist, durch Abtretung eines Hafens am Rothen Meer zugänglich zu machen, vermochte Gordon allerdings nicht zu erfüllen. Mit seiner Sendung nach Abessinien beschloß Oberst Gordon seine Amtsführung in Afrika und kehrte nach England zurück. Seine Gesundheit hatte ernstlich gelitten, und nur seine festen religiösen Ueberzeugungen hatten ihn befähigt, so lange auf seinem undankbaren Posten auszuhalten.

An seine Stelle wurde nunmehr Ayub-Pascha zum Generalgouverneur des Sudan ernannt. Trotz der Anstrengungen Gordon's, welchem außerdem zwei Italiener in ägyptischen Diensten, Romolo Gessi-Pascha, Gouverneur der Provinz Bahr el-Ghazal, und der Oberst Graf Della Sala, eifrigst zur Seite gestanden, ergab sich bald, daß immer noch ein regelmäßiger Sklavenhandel stattfinde. Graf Luigi Penazzi, welcher 1880 die Nilländer bereiste, berichtete aus Ghedaref: „Die Civilisation, der Fortschritt, die Verträge bestehen für die ägyptische Regierung nicht über die Thore von Alexandria und Kairo hinaus, und der Sudan ist weit von ihnen entfernt. Wie scharf auch der Blick der Consularagenten sein möge, bis hierher reicht er nicht, was den Gouverneuren, Untergouverneuren, Mudiren, Kaimakam, dem ganzen hungerigen Haufen der ägyptischen Beamten verstattet, sich eine hübsche Rente zu machen, indem sie mit den Sklavenhändlern pactiren und ein bestimmtes Kopfgeld von den Menschenheerden erheben, welche ihre Provinzen durchziehen, wenn sie nicht Yusuf-Pascha's Beispiel folgen, der vor wenigen Monaten in Monbuttu eine Fabrik von Eunuchen in großartigem Maßstabe errichtete." Die meisten Sklaven verschlingt das benachbarte Arabien. Kapitän Malcolm, welcher einige Zeit lang in Diensten des Chidiv gestanden — als Generaldirector für die Unterdrückung des Sklavenhandels in den Meerbusen von Suez und Aden, sowie im Rothen Meere — schätzte die aus jenen Theilen Afrikas nach dem Hedschaz und Yemen gebrachten Sklaven nicht unter 2000 jährlich, während Berichte aus Arabien vom Jahre 1878 jene Zahl als viel zu niedrig gegriffen erscheinen lassen. Die Sklaven werden nach der afrikanischen Küste zwischen Zeila und Tadschurra gebracht und von dort nach den arabischen Häfen im Rothen Meer, insbesondere nach Hodeida geschafft, wo Mädchen wie Knaben die Hareme bevölkern helfen. Dort, in den heiligen Städten des Hedschaz, in Mekka, Dschidda, Medina, bestehen zweierlei Hareme, und der Herr bekümmert sich häufig mehr um

den männlichen Harem als um die Wohnräume, in denen er die weißen Perlen Georgiens und ihre braunen Schwestern vom Sudan eingeschlossen hält. Andere Sklaven werden nach Zeila und Harar gebracht, jedoch nur so viel, als die Einwohner dieser Orte bedürfen. Abu-Bekr-Pascha, der ägyptische Gouverneur von Zeila, war selbst nebst seinen 12 Söhnen und Enkeln an diesem Handel betheiligt. Natürlich gab es in Zeila ebenso wenig wie in den afrikanischen und arabischen Seehäfen offene Sklavenmärkte; in Yemen ist der Sklavenhandel von der türkischen Regierung auf das nachdrücklichste verboten worden, hinter ihrem Rücken und im geheimen wird er aber schwunghaft betrieben, und die herrschende Macht im Orient, der es mit ihren von den Europäern abgerungenen Verboten nirgends Ernst ist, drückt überall das Auge zu.

Nach Gordon's Entfernung fand die ägyptische Regierung trotz wiederholter Anläufe nicht mehr die rechte Kraft zur Durchführung ihres angeblichen „Civilisationswerkes". Sklavenfragen sollten zwar nach einem Beschluß vom Jahre 1881 in Zukunft nicht mehr durch die Polizei, sondern durch ein besonders ernanntes Departement erledigt werden, und vier in flagranti ertappte Sklavenhändler wurden vom Kriegsgericht in Suakim zu je dreijähriger Galerenhaft verurtheilt: alles dies erhöhte aber nur die bereits unter den Mohammedanern des Sudan herrschende Gärung. Man that sich zusammen und trat den Truppen des Chidiv mit Waffengewalt entgegen, da die Unterbindung des Sklavenhandels den Arabern nicht mit Unrecht als gleichbedeutend mit der Vernichtung ihrer Macht und ihres Wohlstandes galt. Bald sahen die Sklavenhändler jedoch ein, daß es bedeutenderer Anstrengungen bedürfe, um den „civilisatorischen" Plänen der viceköniglichen Regierung Halt zu gebieten. Was sie brauchten, fanden sie bald in einem gewissen Mohammed-Achmed, der im Mai 1881 sich selbst zu dem von Mohammed vorausgesagten Propheten proclamirte. Solche Propheten oder Messias sind im Islam schon wiederholt aufgetaucht, und sie brauchten eben nicht immer schlaue Betrüger zu sein, welche den Glauben ihrer Anhänger, die sich jederzeit, namentlich aber in den Tagen großer Bedrängniß und Unzufriedenheit fanden, benutzten, um zu Macht und Würde zu gelangen, sondern vielmehr waren es fromme Schwärmer, die von Anfang an oder im Verlaufe ihrer Thätigkeit an sich selbst, an ihren Beruf, an ihre Göttlichkeit glaubten, wie dies wol auch bei Mohammed anzunehmen ist. Sie legten sich den Namen „Mühdi" bei, welcher in der verderbten Form Mahdi oder Machdi uns geläufig geworden ist. Es muß aber Mühdi heißen (sprich: Mühhdi mit hörbarem weichen, nicht gutturalem h) und ist das thätige Particip von ahda (Wurzel hada), d. h. führen. Mühdi bedeutet also Führer oder Wegweiser, und zwar Führer auf den rechten Weg mit der Endbedeutung: Wiederhersteller der wahren Religion.

Der neue Mühdi, Mohammed-Achmed, welchen die europäischen Zeitungen zuerst als den „falschen Propheten" auf der Scene erscheinen ließen, war ein Dongolaner, nach andern der Sohn einfacher Leute aus Chartum; sein Vater und seine Brüder waren Schiffshandwerker; er selbst lebte lange Zeit als Einsiedler auf der Nilinsel Aba, nicht weit von Kaua entfernt, und widmete sich

ganz religiösen Studien. Schon als Knabe zeichnete er sich durch Frömmigkeit und geistige Ueberlegenheit aus; so erzählt man von ihm, daß er bereits im Alter von 12 Jahren den ganzen Koran — und das ist der Anfang und das Ende mohammedanischen Wissens — kannte. Mit der Reihe der Jahre stiegen auch seine Kenntnisse, und im Jahre 1868 ward er als Priester in den mächtigen Orden Sidi-Abd-el-Kader-el-Dschilani aufgenommen, dessen Interessen er mit Leib und Seele zu vertheidigen schwur. Die religiösen Pläne dieses, sowie vieler anderer Orden des Islam sind mit den politischen eng verknüpft; die erstern bezwecken die Ausbreitung der Lehre Mohammed's, die letztern die Vernichtung des christlichen Einflusses, die Losreißung von den verachteten Ungläubigen, die Gründung eines mächtigen mohammedanischen Reiches. Auch der neue Mühdi erklärte, er habe von Allah die Mission erhalten, ein neues Reich mit dem Sitze des Herrschers in Mekka zu gründen. Dabei predigte er allgemeine Gleichheit der Gesetze und der Religion, mit Gütergemeinschaft unter allen Gläubigen, und den Tod all' seinen Gegnern. Wie die meisten Propheten wurde er anfangs von seinen eigenen Mitbürgern, die ihn für verrückt erklärten, verworfen. Indem er aber den Eremiten spielte, gelangte er in den Geruch der Heiligkeit; auch erhöhte er seinen Einfluß dadurch, daß er zahlreiche Weiber aus reichen Familien heirathete. Er überschritt jedoch nie die vorgeschriebene Anzahl von vieren, und wußte sich, wenn nöthig, durch Ehescheidungen zu helfen. So gelang es ihm bald, Anhänger zu finden und mit deren Hülfe Ruhe- und Besitzstörungen zu inscenirer. Einer nach ihm ausgesandten Untersuchungscommission zeigte er sich unbekleidet und nur mit einem Schwert umgürtet; in der Hand trug der Mühdi einen Prophetenstab. Man entschloß sich darauf, des Agitators und seines Anhanges sich zu bemächtigen; allein die abergläubischen Soldaten zogen es vor, mit dem Heiligen zu parlamentiren. In diesem Augenblick wurden sie jedoch von einer 5—600 Köpfe starken, mit Lanzen bewaffneten Bande überfallen und zum großen Theil niedergemacht. Damit war aber erst recht das Signal zum Aufstande gegeben; der neue Messias schickte Sendlinge an alle Häuptlinge mit der Aufforderung, nun den Triumphzug nach Mekka zu beginnen.

Das war also der Mann, welchen die sudanesischen Sklavenhändler zum Führer gewannen. Die ganze Mühdibewegung war gewissermaßen nichts anderes als eine Actiengesellschaft zur Wiederaufnahme des Sklavenhandels unter religiösem Aushängeschild. Im Verwaltungsrath saßen die bedrohten Scheiche und Sklavenhalter, den Mühdi aber stellten sie an die Spitze, weil sie ein religiöses Haupt brauchten. „Auf zum Kampfe gegen die Ungläubigen!" hieß es alsbald. Das war zu jener Zeit, in der Arabi-Pascha als Vertreter der Nationalpartei für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes im Nillande gegen die Engländer kämpfte, gegen eben jene Engländer, die den Chidiv vermocht hatten, den Sklavenhandel zu unterdrücken. Die Bewegung im Sudan datirt seit Juli 1881, ging aber dann mit Arabi's Erhebung klugerweise Hand in Hand und verkündete auch dort den Wahlspruch: „Aegypten den Aegyptern!" Selbstverständlich wurde auf diese Nachrichten hin eine größere Truppenmacht, die aus allen disponibeln Garnisonen von Kordofan, Berber u. s. w. zusammengezogen werden konnte, auf den Kampfplatz gesandt; aber schon im

December 1881 erfuhr man in Kairo, daß der Mühdi an der Spitze von 1500 Mann eine 350 Mann starke ägyptische Abtheilung, welche der Gouverneur von Faschoda gegen ihn geführt, gänzlich vernichtet habe. Die Rebellen befanden sich nach den Berichten des Obersten Stewart in Kordofan in den meisten Theilen des Landes, doch konnte noch kein Theil für gänzlich besetzt angesehen werden. Nach Briefen aus Chartum vom 14. April 1882 stand aber schon der ganze ägyptische Sudan in Rebellion. Sennar war zerstört und Chartum bedroht, Kordofan und Darfur im offenen Aufstande. In Karkog am Blauen Nil wurden alle Europäer gezwungen, zum Islam überzutreten, um ihr Leben zu retten. In anderthalbstündiger Schlacht verloren dann am 14. Juli die von Yusuf-Pascha-Hassan angeführten Aegypter 2000 Mann, 6 Kanonen und über 3000 Gewehre gegen die 5000 Köpfe zählende Streitmacht des Mühdi, welcher, den Weißen Nil entlang vorgehend, allen Widerstand siegreich niederwarf. Nur zu wahr meinte der schon in Gefangenschaft befindliche Arabi-Pascha, Aegypten müsse den Sudan bald verlieren, falls eine englische Armee dem Mühdi nicht Einhalt thue, und England sei jetzt für Aegyptens Zukunft verantwortlich. Die britische Regierung zeigte aber im November 1882 durchaus keine Lust, sich auf einen Feldzug nach dem Sudan einzulassen. Der Chidiv und sein Generalissimus Baker-Pascha beschlossen daher die Bildung einer besondern Armee für den Sudan aus den Trümmern des frühern Heeres, dessen Offiziere und Soldaten augenblicklich brot- und beschäftigungslos umherstrolchten. Baker hoffte auf diese Weise bis gegen Jahresschluß etwa 8—10000 Mann marschbereit zu finden. Ismael-Ayub-Pascha, der im Februar 1882 durch Abd-el-Kader-Pascha ersetzte frühere Generalgouverneur des Sudan, derselbe Mann, der in Gemeinschaft mit Sibehr-Pascha 1874 die Eroberung von Darfur bewerkstelligt hatte, ward zum Befehlshaber des neuen Armeecorps ausersehen. Ehe indeß noch dieses Heer auf dem Kampfplatze erschien, errang der Mühdi neue Vortheile. Er belagerte Obeïd, die Hauptstadt Kordofans. Zwar sollte er vor dieser Stadt eine, nach andern Angaben gar drei Niederlagen von Bedeutung erlitten haben; aber die Belagerung ward dennoch nicht aufgehoben, und im Februar 1883 kam die Hiobspost, daß die isolirten ägyptischen Truppen in Obeïd, völlig ausgehungert, nach siebenmonatlicher Belagerung am 17. Jan. 1883 sich dem Mühdi ergeben hatten. Die Bewohner der Stadt mußten alles, was sie an Geld und Werthsachen, an Stoffen und Geräthschaften besaßen, abliefern und dann mit leeren Händen aus der Stadt abziehen. Nichts durften sie mitnehmen als die Kleider, die sie am Leibe trugen. Nachdem der Mühdi in dieser Art ganz außerordentliche Schätze zusammengerafft, war er so gnädig, jedem Abziehenden etliche Thaler Handgeld verabreichen zu lassen. Den katholischen Missionaren, die in seine Hände gefallen, im ganzen elf Personen, drei Priester, sechs Schwestern und zwei Laien, ließ er zwar das Leben, behielt sie aber im Lager, wo sie der härtesten Behandlung und allem Elend ausgesetzt waren.

Weniger vom Glück begünstigt waren die nächsten Schritte des Mühdi, obgleich man im April 1883 annahm, daß er gegen 100000 Mann befehlige, abgesehen von den kleinern Abtheilungen, die vereinzelt im Lande herumstreiften. Schon Ende December 1882 waren kleinere ägyptische Truppenmassen, denen sich auch

ein deutscher Offizier, Freiherr von Seckendorff, anschloß, von Suakin nach Chartum abgegangen, dessen sie am 12. Jan. ansichtig wurden. Am 24. Febr. schlugen sie in der Provinz Sennar eine der Banden, welche das Land im Namen des Mühdi ausplünderten. Dieser aber erlitt am 29. April 1883 selbst eine Niederlage, wobei er 500 Todte auf dem Platze ließ. Sie wurde ihm beigebracht durch den anglo-indischen Obersten Hicks, welcher sich Anfang Februar mit einer aus 350 Türken bestehenden Escorte nach dem Sudan begeben hatte. Hicks sollte dort zuerst die schwarzen Soldaten durch Aegypter ersetzen und dann die Schwarzen gegen den Mühdi führen. Bald konnte er auch melden, daß Sennar sich vollständig unterworfen habe und die Vorbereitungen für den Feldzug in Kordofan getroffen seien. Um diesen aber zu einem erfolgreichen Ende zu führen, verlangte Hicks-Pascha noch 3000 Mann, die ihm jedoch nicht bewilligt wurden, ein schwerer Fehler, der sich alsbald bitter rächen sollte. So brach denn Hicks-Pascha am 8. Sept. auf, und schon Ende October wollte die ägyptische Regierung Meldung von siegreichen Gefechten haben, nach welchen Hicks-Pascha in Obeïd eingezogen wäre. Am 12. Nov. veröffentlichte sogar das arabische Amtsblatt zu Kairo zwei Depeschen, welche die Nachricht von dem Siege über den Mühdi bestätigten. Hicks-Pascha selbst, der angebliche Sieger, schwieg freilich, und dies aus gutem Grunde; denn seine Streitkräfte waren vielmehr in dreitägiger Schlacht vom 3. bis 5. Nov. 1883 bei Obeïd in dem Dreieck zwischen Birket, Kasgeh und Rahat, bis auf die von Ala-eddin-Pascha befehligte Reserve, vollständig vernichtet worden. Ein Theil derselben ward niedergemetzelt, der Rest ging zum Feinde über. Die Kampfesweise des Propheten wird folgendermaßen geschildert. Seine Krieger sind mit Bogen und Lanze bewaffnet. Sie nähern sich dem Feinde auf etwa 6—700 Meter, lassen ihn seine Munition bis auf die letzte Patrone verschießen und stürzen sich dann unter persönlicher Führung des Mühdi auf die feindlichen Reihen; heulende Derwische eilen ihnen voraus, und wer ihnen in die Hände fällt, wird niedergemacht. Mohammed-Achmed, der Mühdi, flößt durch die Macht seiner Persönlichkeit selbst seinen Anhängern Furcht und Schrecken ein. Seine Streitkräfte wurden, wol sehr übertrieben, auf 300000 Mann geschätzt. Leider befanden sich bei der Expedition von Hicks-Pascha auch 6—8 Deutsche, von denen zwei der Katastrophe bei Obeïd zum Opfer fielen: der obengenannte Major Alfred Freiherr von Seckendorff und der Arzt Dr. Rosenberg. Auch die zwei Oesterreicher Arthur Herlth und Alexander Matyuga blieben auf dem Schlachtfelde. Ala-eddin-Pascha wurde beim Beginn der Schlacht getödtet, General Hicks fiel am dritten Tage durch einen Lanzenstich.

Die nächste Folge der unerwarteten Katastrophe im Sudan war die, daß die englischen Truppen in Aegypten, welche auf 3000 Mann in Alexandria beschränkt werden sollten, nunmehr verbleiben mußten. Der Entschluß der Gladstone'schen Regierung, ihre Truppen zurückzuziehen, hatte schon zuvor ernstes Kopfschütteln erregt; denn er verrieth ein fragwürdiges Vertrauen in die Lage des Landes, einen Optimismus, der sich jetzt auf das grausamste getäuscht sah. Statt zur Räumung des Landes sah das britische Cabinet sich im Gegentheil selber zu energischem Eingreifen in den Kampf gezwungen. Zunächst ward Valentine Baker-

Pascha das Obercommando eines neuen Expeditionscorps anvertraut, um die Gegend zwischen Suakin und dem Nil wieder zu unterwerfen. Zu diesem Zweck ward er mit vollkommenen Civil- und militärischen Gewalten bekleidet und erhielt 1000 Mann des meist aus Fremden gebildeten Gensdarmeriecorps mit. Oberst Sartorius ward zum Chef seines Generalstabes ernannt und brach mit einer Colonne von 600 Mann ägyptischer Truppen am 3. Dec. nach Suakin auf, wohin eine erste Abtheilung von 800 Mann aus Suez unter Oberst Harrington schon am 28. Nov. abging. Die Engländer leisteten der ägyptischen Regierung ihren Beistand dadurch, daß sie mehrere Panzerfregatten unter Admiral Sir William Hewett nach Alexandria und ins Rothe Meer absandten, um eventuell den Rückzug der ägyptischen Garnison aus Chartum und Suakin zu decken. Auch die Befestigung von Assuan sollte eilig ins Werk gesetzt werden, um dem Mühdi den Vormarsch im Nilthal zu verlegen. Von englischer Seite ward ganz egoistisch das Hauptaugenmerk zunächst auf die Sicherung der Küste am Rothen Meer, des Weges nach Indien, gelegt. Was dann mit dem Sudan, mit Darfur und Kordofan zu geschehen hatte, das stand den Briten erst in zweiter Linie. Dort einzugreifen verspürten sie keine Lust, bis die Entwickelung der Ereignisse sie später zu dem zwang, was sie kurzsichtigerweise unterlassen hatten, früher unter weit günstigern Bedingungen auszuführen. Die unweise, selbstsüchtige, knauserige Krämerpolitik des londoner Cabinets sollte binnen kurzem ihren wohlverdienten Lohn empfangen.

Es nützte wenig, daß seitens des in der ganzen mohammedanischen Welt hochberühmten Gelehrtenklosters El-Azhar zu Kairo, wol auf Anregung der vicekönigslichen Regierung, ein Fetwa erlassen wurde, welches den Mühdi als „falschen" Propheten öffentlich brandmarkte. Der Glaube an den Mühdi stand im Sudan und sogar in Aegypten so unerschütterlich fest, wie der an den Propheten selbst, sodaß mancher Unterzeichner des Fetwa gegen seine bessere Ueberzeugung seinen Namen daruntergesetzt. Der Mühdi sah die Zahl seiner Anhänger von Tag zu Tag anschwellen, zumal ihm überall der Erfolg zur Seite stand, seine göttliche Mission gewissermaßen beglaubigend. Darfur und Kordofan waren für Aegypten so gut wie verloren, es galt nur noch zu retten, was zu retten war, in erster Linie Chartum, die wichtigste Stadt des Sudan. Für die Vertheidigung dieses Platzes trafen der Vicegouverneur Hassan-Pascha, General Ibrahim-Pascha und Oberst Coetlogon gemeinschaftlich die erforderlichen Maßregeln. Die Gesammtstreitmacht, welche man auf 3000 Mann zu bringen hoffte — eine zur Wiedereroberung des Sudan völlig unzulängliche Macht — sollte ausschließlich zur Wiederherstellung der Verbindung zwischen Berber und Suakin, dem wichtigen Eintrittshafen am Rothen Meer, verwendet werden. Die große Schwierigkeit der Truppenbewegung bildete, wie gewöhnlich, das Verpflegungsdepartement und die mangelnden Transportmittel. Oberst Sartorius bemühte sich, Suakin in bessern Vertheidigungszustand zu setzen, in dessen Nähe ein Unterbefehlshaber des Mühdi, Osman-Digma, der früher als wohlhabender Sklavenhändler in Suakin lebte, aber dadurch finanziell ruinirt wurde, daß ein englischer Kreuzer seine Sklavenschiffe aufhob, an 20000 Mann versammelt hatte. Die Garnisonen der nahen Orte

Tokar im Süden und Sinkat im Westen von Suakin waren aber ohne Proviant, und ein Versuch, sie zu verproviantiren, schlug fehl. Die Aegypter erlitten am 2. Dec., drei Stunden von Suakin entfernt, eine abermalige Niederlage. Die in das Heer eingereihten Schwarzen waren mit ihrer Unthätigkeit unzufrieden und nicht weit von Meuterei entfernt. Mahmud-Pascha, der Gouverneur von Suakin, sandte sie deshalb auf Recognoscirung aus; sie fielen aber in einen Hinterhalt, wurden überrascht und zum größten Theile niedergemacht. Am 7. und 8. Dec. kamen die Aufständischen Suakin selbst sehr nahe, ohne jedoch einen Angriff auf die Stadt zu unternehmen, welche auf einer Insel liegt und nur durch einen Steindamm mit dem Festlande verbunden ist, somit durch Kriegsschiffe leicht vertheidigt und von der Landseite kaum eingenommen werden kann. Suakin war, wie Massaua, erst 1864 vom Sultan an Aegypten übertragen worden und gehört schon lange zu jenen Punkten, auf welche England seine Hand zu legen beabsichtigte. Die abermalige Niederlage der Aegypter bei Suakin vergrößerte die Verlegenheit der Engländer und drängte das Cabinet von Downing-Street mit Macht nach dem Punkte, wo eine rasche Entscheidung über die in Aegypten weiter zu verfolgende Politik zur unabweislichen Pflicht ward. Die britische Regierung mußte sich dies von den Tagesblättern ihres eigenen Landes in der unverblümtesten Weise sagen lassen. Ein Kenner der Verhältnisse, wie Sir Samuel Baker, wies auf die hohe Wichtigkeit des Sudan für Aegypten, und dadurch mittelbar für England hin und erklärte öffentlich, daß kein Opfer gescheut werden sollte, um dieses Ländergebiet zu erhalten. Der durchaus unfähige Chidiv, Albions Schützling, wandte sich rathlos um Hülfe an die Pforte hinter dem Rücken des englischen Vertreters, Sir Evelyn Baring, was zu einem Zerwürfniß so ernster Natur führte, daß man von seiner Abdankung sprach. Allerdings war seine Lage dem eigenen Lande gegenüber keine beneidenswerthe: den Engländern verdankte er die Erhaltung seiner Herrschaft, und unter diesem Schutze ging Aegypten wieder alles verloren, was es im Sudan gewonnen hatte. Am 2. Jan. 1884 richtete daher die ägyptische Regierung eine Note an das britische Cabinet, worin direct um die Hülfe der englischen Schutzmacht nachgesucht, zugleich aber dieser auch vorgestellt ward, daß sich andernfalls Aegypten an den Sultan als den noch immer anerkannten Oberherrn des Landes wenden müßte, entweder um ihm den Sudan zurückzugeben oder durch ihn das verlorene Land wiederzugewinnen. Zur allgemeinen Ueberraschung rieth England zum Rückzug bis zum zweiten Nilkatarakt, also zum Preisgeben des ganzen Sudan und der Linie Berber-Suakin! Gewissen Vertretern der englischen Krämerpolitik war auch das noch zu viel. Es war ihnen unbequem, den Sudan, der durch ihre Versäumniß verloren gegangen, vom Mühdi zurückzuerobern, denn das forderte viel Blut und Geld. Sir Evelyn Baring war angewiesen, auf dem Rückzug bis Wadi-Halfa nachdrücklich zu bestehen, obgleich den Sudan aufgeben nichts anderes hieß, als Aegypten der Hülfsquellen berauben, die ihm in jenem Hinterlande durch die neuern Forschungsreisen erschlossen worden, und vor allem dem Sklavenhandel wieder neuen Schwung verleihen. Sowol Sir Samuel Baker als General Gordon, der frühere Generalgouverneur des Sudan, welcher eben im Begriff stand, im Auftrage des Königs der Belgier sich an den Congo

zu begeben, sprachen sich höchst abfällig über diese Gladstone'sche Politik aus. Das Aufgeben des Sudan wäre das größte Verbrechen, meinte Gordon, und Baker nannte die englische Antwort eine „nichtswürdige Entscheidung". Auch in Kairo erregte dieselbe begreifliche Aufregung. Das Ministerium Scherif, das die Wiedereroberung des Sudan zu seinem Programm gemacht hatte, war nicht gewillt, dem in der englischen Antwort vom 6. Jan. ertheilten Rathe Folge zu leisten, und reichte deshalb seine Entlassung ein. Der Vicekönig, diese englische Marionette, nahm natürlich auch diesen demüthigenden Rath seiner Beschützer an und stellte den Armenier Nubar-Pascha an die Spitze des neuen Cabinets. Zugleich wurde aber in England die öffentliche Meinung wieder aufmerksam auf General Gordon und verlangte seine Verwendung im Sudan, wo er früher ausgezeichnete Dienste geleistet hatte. So frug denn Lord Granville in Kairo an, „ob General Gordon unter den geänderten Umständen von Nutzen sein könnte"? Zuerst lehnte Nubar-Pascha ab, aber wenige Tage später verlangte Sir Evelyn Baring schon selbst die Berufung Gordons, „da er der beste Mann sei". Bereits am 18. Jan. 1884 forderte die britische Regierung General Gordon auf, sich sofort nach Aegypten zu begeben, „um über die militärische Lage im Sudan zu berichten und Vorschläge zur Sicherstellung der Garnisonen und der Bevölkerung in dieser Provinz zu erstatten". Gordon wurde namentlich ersucht, die besten Wege zur Räumung des innern Sudan zu erwägen und auf Mittel zu sinnen, um die Seehäfen am Rothen Meer zu sichern und den Sklavenhandel niederzuhalten. Gordon nahm die Berufung an und traf schon am 24. Jan. in Kairo ein, wo er vom Chidiv empfangen wurde, der ihn wieder zur Annahme der Bestallung als Generalgouverneur für den Sudan bewog. Schon am 26. Jan. trat er die Reise nach Chartum an, aber nicht unmittelbar von Suakin aus, sondern über Assuan durch ganz Aegypten hindurch auf dem Nil bis Koroskо, dann quer durch die Wüste nach Abu-Hammed, von wo wieder der Nil bis Chartum benutzt zu werden pflegt. Gordon reiste ganz allein, ohne ein Heer, nur von Oberst Stewart und einem Diener begleitet. Seine Waffe bestand in einem Geldsack mit 40000 Pfd. St., den er mit sich führte und der dazu bestimmt war, die arabischen Stämme zu gewinnen und wieder gut zu machen, was die britisch-ägyptische Kriegskunst verdorben hatte.

Im Sudan selbst gestaltete sich mittlerweile die Lage immer trostloser. Der Mühdi begab sich nach seinen letzten Erfolgen nach Messalamia am Blauen Nil, um von dort aus Sennar und Chartum anzugreifen. Die Besatzung der letztern Stadt war jedenfalls unzureichend, den Platz zu halten, und Oberst Coetlogon begehrte selbst, sich zurückziehen zu dürfen, solange es noch Zeit sei. Ein Drittel der Mannschaft sei unzufrieden und unzuverlässig, die Stadteinwohner und ihre Nachbarn aber wie Ein Mann gegen die Fremden. Die Eingeborenen zu beiden Seiten des Blauen Flusses erklärten sich alle für den Mühdi. Noch im Januar ward Befehl gegeben zur Räumung Chartums seitens der 11000 Köpfe starken europäischen und christlichen Bevölkerung. Wie der dortige österreichische Consul, Martin L. Hansal, mittheilte, hatte übrigens angesichts der düstern und gefahrdrohenden Zukunft die Mehrzahl der Europäer und Levantiner schon im December

1883, ihr Besitzthum und ihr Geschäft dem Schicksal überlassend, dem Sudan den Rücken zu kehren begonnen. Die entferntern Regierungsposten Faschoda und Fasokl waren längst aufgelassen; nachdem jetzt auch die Garnisonen von El-Kowek und Duem nach Chartum zurückkehrten, war auch der Weiße Nil ganz in der Gewalt der Aufständischen, welche sich ebenso rasch nach dem Süden als nach dem Norden ausdehnten. Der Gouverneur von Bahr-el-Ghasal, ein Oesterreicher, ersuchte dringend um Verstärkungen. Wie es dort und in der Aequatorialprovinz aussah, wußte niemand; seit April 1883 hatte mit Lado kein Verkehr mehr stattgefunden. In der Bedrängniß jener Tage dachte auch niemand, Nachschübe in die obern Nilländer zu senden, wo verschiedene Europäer als Beamte oder Forscher sich aufhielten: der Russe Dr. Wilhelm Junker, der Holländer Maria Schuver, der Engländer Lupton, der Oesterreicher Dr. Schnitzler oder Emin-Bei, der beiden Herren Rudolf Slatin und Gottfried Roth nicht zu gedenken, welche der Gewalt des Mühdi nur durch eine Flucht nach Aegypten entrinnen konnten. Schon im Januar 1884 erfuhr man, daß Schuver am Behr-el-Ghasel ermordet worden. Im nämlichen Monat gingen zwei Dampfer mit Kanonen nach Sennar hinauf, um die dortige Garnison zurückzubringen. Nach ihrer Rückkehr begann die Räumung von Chartum, welche aber viele Wochen in Anspruch nahm. Nach Monaten berechnete sich auch der Rückzug der ägyptischen Truppen aus dem Sudan, worin Anfang 1884 zwischen Dongola und Gondokoro im ganzen 21000 Mann mit 84 Kanonen zerstreut waren.

Dies war die allgemeine Lage im Sudan zur Zeit der Jahreswende 1883—84. Gleichzeitig schickte sich Abessinien zum Eingreifen in die Ereignisse an, was die Aegypten drohende Gefahr verdoppelte. Negus Johannes traf wenigstens Vorbereitungen in den am Rothen Meere gelegenen Hafenplätzen, namentlich Massaua, nachdem die Unterhandlungen mit Valentine Baker-Pascha erfolglos geblieben. Letzterer hatte wol das Commando in Suakin übernommen, von wo aus die Verbindung mit Berber und Chartum hergestellt und damit eine Schutzlinie gegen das Vordringen des Mühdi geschaffen werden sollte; er vermochte aber nichts zu thun, da es ihm an Truppen mangelte, solange England seine Hülfe vorenthielt. Er konnte es nicht einmal wagen, das nahe Sinkat zu entsetzen, wo Tewfik-Bei mit 400 Soldaten dem Feinde standhielt. Täglich ward Sinkat angegriffen, alle Stürme aber wurden abgeschlagen; doch glaubte Tewfik-Bei, sich nur bis zum 23. Jan. halten zu können. Um Suakin herum und auf dem Wege nach Berber häuften sich die Anhänger des Mühdi in immer größern Massen an. Oberst Giles, Befehlshaber der Reiterei in Suakin, unternahm mit 300 Mann eine Recognoscirung und drang einige Stunden nach dem Innern vor, wurde aber gar bald von etwa 1000 feindlichen Reitern zum Rückzuge gezwungen. Die in Suakin befindliche „Armee" zählte nur etwa 1300 Mann halbwegs verläßlicher und gedrillter Truppen; der Rest bestand aus Fellahin, die, zum Kriegsdienst gezwungen, an nichts anderes dachten, als an die Rettung ihres Lebens. Am unzuverlässigsten erwiesen sich die ägyptischen Offiziere, und die Beziehungen zwischen ihnen und den englischen Offizieren waren geradezu feindliche. Die

Straße von Suakin nach Berber, an welcher Sinkat liegt, läuft durch das Gebiet der Bischarin- und Hadendoastämme: daher vereinbarte Baker-Pascha mit dem Scheich Moghrani, daß etwa um den 20. Jan. 10000 Stammesgenossen mit der in Suakin befindlichen Streitmacht zum Entsatz von Sinkat aufbrechen sollten. Da kam wie ein Donnerschlag die Ankündigung, daß der Sudan aufgegeben werde, womit alle bisherigen Anstrengungen zunichte wurden. So konnte Baker zum Entsatze von Tokar und Sinkat, die völlig vom Feinde eingeschlossen waren, blos 3600 Mann zusammenbringen, mit welchen er zunächst von Trinkitat am Rothen Meere aus einen Vorstoß auf Tokar unternahm. Derselbe schlug aber vollständig fehl. Am 2. und 3. Febr. bezog er ein befestigtes Lager, 6 Kilometer südlich von Trinkitat, wurde aber am 4. beim Weitermarsch von hier am Brunnen Teb von etwa 1000 Arabern unter der Führung Osman-Digma's, einfachen Speerträgern, überfallen, mit Verlust von 2250 Mann, darunter, nebst 94 andern Offizieren, die zwei Oesterreicher Donabauer und Metzburg, 4 Kruppgeschützen und 10 Gatlingkanonen zurückgeworfen und genöthigt, mit dem Ueberrest seiner Streitkräfte nach Suakin zurückzukehren. Die blutige Niederlage bei Tokar war der Unzuverlässigkeit der den arabischen Angreifern an Zahl überlegenen ägyptischen Truppen zuzuschreiben, die auch ihr gesammtes Gepäck und alle ihre Kamele einbüßten. Die Aegypter warfen ihre Gewehre fort, knieten nieder, erhoben ihre Hände und baten um Gnade. Die Araber ergriffen aber die Feiglinge im Genick, durchbohrten sie von hinten mit ihren Speeren und schnitten ihnen die Köpfe ab. Acht Minuten, nachdem der plötzliche Angriff der Araber begonnen hatte, befand sich die ganze ägyptische Armee auf wilder Flucht. Die wenigen europäischen und türkischen Mannschaften hielten sich gut, und nur ihrer Disciplin ist es zu danken, daß wenigstens ein Theil des Heeres im Stande war, sich zu retten. Die Befestigungen Suakins wurden durch 150 britische Marinesoldaten besetzt, aber die Entsetzung von Sinkat und Tokar war vereitelt. Es waren im ganzen etwa 800 Mann, dazu die Weiber und die Kinder. In Sinkat war der Mundvorrath schon Ende Januar erschöpft, und der tapfere Commandant Tewfik-Bei sandte einen verzweifelten, herzzerreißenden Hülferuf nach dem andern an Baker in Suakin, von dessen Niederlage er nichts wußte. In Tokar, 25 Kilometer landeinwärts von der Mündung des Chor Barka und etwa 75 Kilometer südöstlich von Suakin gelegen, dessen Kornkammer es ist, stand es mit dem Mundvorrath besser; dagegen fehlte es an trinkbarem Wasser, da der Feind die Quellen verschüttet hatte. Als der Commandant während des Kampfes am 4. Kanonenschüsse vernahm, machte er einen Ausfall bis auf $3\frac{1}{2}$ Kilometer, wurde aber vom Feinde umringt und schlug sich schließlich mit einem Verlust von 40 Mann zurück nach dem Fort durch.

Als die Nachricht von der schmählichen Niederlage bei Teb nach Europa gelangte, erhoben sich in der englischen Presse immer zahlreichere und lautere Stimmen, welche ein Einschreiten Englands in Aegypten forderten, während die Erbitterung und der Unwille gegen die schwächliche, unentschiedene Haltung Gladstone's und seines Cabinets von Tag zu Tag zunahmen. Mit überstürzter Hast wurden jetzt freilich weitere Streitkräfte nach Aegypten entboten, allein sie

vermochten kaum mehr tief einzugreifen. Die nächste Folge der unglücklichen Schlacht war die, daß die Sache des Mühdi außerordentlich gewann. Die ganze Bevölkerung des bis nach Massaua sich erstreckenden Landstriches erklärte sich für den Mühdi, und die Sendlinge Osman-Digma's zerschnitten die Telegraphendrähte zwischen der letztgenannten Stadt und Kassala. Von Osman-Digma hieß es zwar nunmehr, daß er auf eigene Rechnung den Aufständischen spiele und in keiner Beziehung zum Mühdi stehe; jedenfalls war sein den Briten so fatales Wirken durch die Mühdi-Bewegung veranlaßt, begünstigt und ging mit ihr Hand in Hand, in Bezug auf die Fremden das gleiche Endziel erstrebend. Osman-Digma's Emissare bewogen alle Stämme zwischen Kassala und Massaua, sich zu erheben und ihm anzuschließen. In Suakin selbst begann zwar Baker neue Verschanzungen zu errichten; auch brachte er wieder 3000 Soldaten gleichen Kalibers wie seine Helden von Teb zusammen, aber die Nachricht seiner Niederlage hatte die einheimische Bevölkerung in die bedenklichste Stimmung versetzt, welche das Leben der Europäer bedrohte, sodaß am 8. Febr. der Belagerungszustand über die Stadt verhängt werden mußte. Die Vertheidigung derselben ward dem Admiral Hewett übertragen, der am 10. Febr. mit der obersten Gewalt in Civil- und Militärsachen bekleidet wurde. Er erließ eine Proclamation an die Bürgerschaft und hielt eine Truppenschau, wobei sich die Aegypter als gute Paradesoldaten zeigten, während im übrigen auf sie nicht der geringste Verlaß ist. Der arabische Gouverneur reichte sofort seine Entlassung ein, welche Hewett auch gern annahm. Insgeheim gingen viele Leute aus Suakin in das Lager Osman-Digma's, mit welchem die meisten Eingeborenen offenbar sympathisirten. Letzterer errang in eben jenen Tagen einen neuen Erfolg mit dem Fall des ausgehungerten Sinkat. Nachdem die kleine Garnison mehrere Angriffe zurückgeschlagen, redete Tewfik-Bei, der sich allein als heroische Gestalt von dem dunkeln Hintergrunde ägyptischer Feigheit abhebt, seinen verzagten Truppen Muth zu; er erklärte ihnen, daß die einzige Möglichkeit der Rettung darin liege, zu kämpfen und sich durchzuschlagen, und als er die 600 Soldaten mit seinem Geiste erfüllt hatte, sprengte er die Pulvermagazine in die Luft, steckte die Magazine in Brand und zog dann an der Spitze seiner Getreuen hinaus, fast 15 Kilometer, ohne Widerstand zu finden. Erst als er eine Schlucht erreichte, die mit großen Steinblöcken bedeckt war, brach der im Hinterhalt liegende Feind hervor und vernichtete die kleine Schar, von welcher blos 4 Männer, 30 Frauen und der Kadi von Sinkat mit dem Leben davonkamen. Aber auch Kassala, der Hauptort der Provinz Taka, an der Grenze Abessiniens, war um jene Zeit, wenn nicht schon in den Händen der Rebellen, so doch von ihnen gänzlich umzingelt. Chartum, wo anscheinend nur noch drei Europäer weilten: der österreichische Consul Hansal, Oberst Coetlogon und der Berichterstatter der „Times", war schon so gut wie verloren; der dort zum englischen Consul ernannte August Baker konnte es nicht mehr erreichen.

Nach der herzzerreißenden Kunde vom Falle Sinkats rief Gladstone in aller Eile einen Ministerrath zusammen, der endlich beschloß, eine größere Truppenmacht zum Entsatze Tokars abzusenden, ohne sich weiter in die Sudanfrage einzulassen. Wolseley, Englands „einziger" General, der Sieger von Tell-el-Kebir, ward zwar

nicht zum Anführer des Zuges ausersehen; doch sorgte er dafür, daß die Mitglieder des Aschantiringes, der von Lord Wolseley und seinen Leuten gebildet wird, hinreichend vertreten seien. Dazu gehörte vor allem General Graham, der Commandant der neuen Expedition, zu welcher man die in Kairo stehenden britischen Truppen heranzuziehen beschloß. Oberst Redvers Buller, der mit Wolseley bei den Aschanti gewesen, ward Befehlshaber der Infanterie, Oberst Herbert Stewart, ein erfolgreicher Cavalerist, jener der berittenen Truppen. Diese Offiziere verließen London am 12. Febr. 1884. Dem Herzog von Edinburgh ward der Befehl über die Flotte in der Nähe des Kriegsschauplatzes übertragen; 3500 Mann hoffte man innerhalb weniger Tage in Suakin zusammenziehen zu können. Dagegen lehnte die ägyptische Regierung den Antrag des Generals Wood, die ägyptische Armee bei der Expedition zum Entsatze Tokars mitwirken zu lassen, ab, mit der Begründung, die ägyptische Armee sei lediglich für die Vertheidigung des eigentlichen Aegypten, den Sudan nicht einbegriffen, da; in diesem Sinne beschloß der in Kairo gehaltene Kriegsrath, die Nilengen bei Assiut, Keneh und Assuan so rasch als möglich zu sichern. Schon am 18. Febr. ging General Graham von Kairo mit dem Rest des Expeditionscorps nach Suakin ab. Seine Gesammtstärke betrug 5000 Mann, in britischen Augen eine imposante Macht, in Wahrheit aber eine zur Erzielung großer Resultate durchaus unzulängliche Zahl. Freilich blieb der Zweck der Expedition lediglich auf die Entsetzung Tokars beschränkt, welches sich zwar noch immer hielt, um das sich aber die Aufständischen sammelten und das sie täglich aus den Baker abgenommenen Geschützen beschossen. Admiral Hewett verständigte Osman-Digma, daß eine britische Expedition Tokar entsetzen würde, und bat ihn daher, unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Der Araber antwortete indeß, daß er sich gezwungen fühle, Tokar zu nehmen, welches lange vor Ankunft der Briten in seine Hände fallen werde, und später würde er sich auch genöthigt sehen, die Engländer zum Verlassen von Suakin zu zwingen. Und in der That! Während die englischen Blätter mit aller Selbstgefälligkeit berichteten, spätestens am 22. Febr. abends werde das Entsatzheer in Suakin versammelt sein, tags darauf zu Schiff nach Trinkitat befördert werden und am 24. den Vormarsch gegen die Scharen Osman-Digma's beginnen, lief schon am 23. Febr. in London die niederschlagende Kunde von dem Falle Tokars ein, welche dem Gladstone'schen Cabinet neuen Hohn und Spott eintrug. Wie es scheint, hatte nicht Mangel an Lebensmitteln oder Munition, sondern Meuterei eines Theiles der ägyptischen Garnison, namentlich der ägyptischen Offiziere, die Uebergabe des Platzes an die Aufständischen herbeigeführt. Indeß hatten letztere diesmal doch zu früh gejubelt, denn schon wenige Tage darauf konnten die Engländer der Welt wieder einmal eine Siegesbotschaft verkünden. Am 23. Febr. gingen Hewett, Graham und Baker-Pascha mit dem Stabe der britischen Expedition noch Trinkitat ab; am 25. rückten die Truppen vor und nahmen das 5—6 Kilometer von Trinkitat befindliche, früher von Baker-Pascha errichtete Fort, welches von 1000 Mann Engländern besetzt wurde; der Feind aber floh keineswegs, wie die ersten Nachrichten meldeten; vielmehr mußte die britische Reiterei nach Trinkitat zurückkehren; denn Graham hatte seinen Zug auf Tokar unvorsich-

tigerweise ohne genügende Cavalerie und Artillerie unternommen. So verstrichen einige Tage, in welchen jedoch die Vorbereitungen zum bevorstehenden Kampfe rastlos betrieben wurden. Während der Nacht war alles still, aber die zahlreichen Wachtfeuer des arabischen Lagers waren deutlich sichtbar. Am 29. Febr. endlich kam es wieder bei El-Teb, ziemlich in derselben Gegend, wo Baker's Niederlage vier Wochen zuvor stattgefunden, zu einem blutigen Zusammenstoß, der diesmal mit einem vollständigen Siege der britischen Waffen endete. Es wurde den ganzen Tag gekämpft und der auf 10000 Mann geschätzte Feind nach hartnäckiger, verzweifelter Gegenwehr und großem Verlust auf allen Punkten geschlagen. Allein auch die Engländer erlitten erhebliche Verluste, 28 Todte und 142 Verwundete; unter letztern befanden sich schwer verwundet Baker-Pascha, Oberst Burnaby und Oberst Barrow. Die Folge dieses Sieges war, daß am folgenden Tage Tokar sich ohne Kampf den Engländern ergab. Die aufständische Garnison und die ägyptischen Einwohner wurden nach Trinkitat geschickt, während Osman-Digma sich ins Gebirge zurückzog. Aus Anlaß des Sieges bei El-Teb, welchen, nebenbei bemerkt, Lawson in der Unterhaussitzung vom 3. März als eine Schlächterei und die schändlichste, feigste That bezeichnete, die jemals von einer englischen Armee verübt worden, erließ die Königin einen Armeebefehl, worin die Truppen zu ihrem Erfolge beglückwünscht wurden. Er war aber weit entfernt, ein entscheidender zu sein, denn die Sicherheit Suakins, worauf es eben ankam, war von Tamanieb, dem neuen Lager Osman-Digma's, nicht weniger gefährdet als zuvor.

In seinem Tagesbefehl erklärte General Graham den Zweck der Expedition mit dem Entsatze Tokars für erreicht, und die Truppen wurden sofort nach Trinkitat und Suakin zurückbeordert — ein schwerer Fehler in doppelter Hinsicht; zunächst weil dies den moralischen Eindruck des Erfolges vernichten und in den Augen der Eingeborenen als schimpfliche Flucht erscheinen mußte, dann aber weil sich sehr rasch herausstellte, daß der Sieg bei El-Teb nur ein ungenügender Erfolg war und weder den Kriegsmuth noch die materiellen Kräfte der Aufständischen gebrochen hatte. Offenbar war nur ein Theil ihrer Macht bei El-Teb geschlagen worden. Osman-Digma hatte von seinen Leuten blos 750 Mann dahin entsandt; er selbst war gar nicht mit dabei, sondern stand damals schon bei Tamanieb, 25 Kilometer nordwestlich von Suakin, um dieses zu bedrohen, und verstärkte sich seither durch neue aufständische Haufen und durch Flüchtlinge seines geschlagenen Corps. Eine Proclamation von Graham und Hewett, welche die Stämme zum Abfall von dem „Schurken" Osman-Digma aufforderte, blieb natürlich ganz ohne alle Wirkung, obwol englische Nachrichten täglich zu melden wußten, daß Osman's Anhänger immer wankelmüthiger und weniger zahlreich würden. In Wirklichkeit war davon nicht das Geringste zu merken. Osman-Digma predigte vielmehr einen heiligen Krieg gegen die Briten und beantwortete Hewett's schriftliche Aufforderung zur Ergebung, ohne welche der Vormarsch gegen Tamanieb beginnen würde, mit der Erklärung, daß er entschlossen sei, das Blut der Türken und ihrer Helfershelfer zu trinken. Eine zweite, am 8. März von Suakin an 33 Scheiche feindlicher Stämme abgesandte Proclamation war verfehlt und nachtheilig, da sie als ein Zeichen der Schwäche gedeutet wurde. Es blieb daher nichts übrig, als

Osman-Digma nach Tamanieb zu folgen. Am 9. März brach zuerst eine Husarenschwadron von Suakin auf nach der 13 Kilometer entfernten „Zareba" (d. h. Verschanzung, wol identisch mit dem am Bahr-el-Ghasal für die Handelsfactoreien der Eingeborenen gebräuchlichen Worte „Seriba"), welche Baker-Pascha früher hatte aufwerfen lassen. Die übrigen Truppen mit den Generalen Graham und Stewart folgten dahin. Am 12. März, 4 Uhr nachmittags, erreichten die Engländer, in zwei Vierecken formirt und staffelförmig vorrückend, Tamanieb, wo sie auf starke, in Gräben verborgene feindliche Streitkräfte stießen. Das erste Viereck wurde schon kurz nach dem Verlassen der Zareba von einer starken Abtheilung ungestüm angegriffen. Zwar wurde der Feind mit großen Verlusten zurückgeworfen, ging aber aufs neue zum Angriff vor. Der Kampf war ein äußerst erbitterter, viel lebhafter als bei El-Teb. Die Araber, die sich weder zurückziehen noch ergeben wollten, wurden von den Engländern fast sämmtlich niedergemacht. Das zweite Viereck erlitt eine ernste Schlappe und verlor sämmtliche Mitrailleusen, während die ganze Cavalerie sich bis zur Zareba zurückziehen mußte. Erst nach zweistündigem heißen Kampfe wurden die Geschütze wiedergenommen. Das erste Viereck bemächtigte sich hierauf des verschanzten Lagers Osman's, in welchem Graham seinen Sitz aufschlug. Der Gesammtverlust der Engländer an jenem Tage von Tamanieb betrug an Todten 5 Offiziere und 86 Mann, an Verwundeten 8 Offiziere und 103 Mann, dann 19 Vermißte. Der Feind ließ 600 Todte auf dem Platze; nach andern Angaben wollte man gar 1500 Leichen in den Gräben gefunden haben. Osman-Digma befand sich während des ersten Theiles der Schlacht in Tamanieb, zog sich aber dann in die Berge zurück. Graham und Stewart kehrten alsbald, schon am 14. März, mit ihren Stäben nach Suakin zurück, begingen also genau den nämlichen Fehler wie kurz zuvor nach dem Siege von El-Teb.

So war die Schlacht von Tamanieb ein vollständiger Sieg und doch wiederum kein entscheidender. Auch war er den Engländern nicht leicht gemacht worden, denn das Schicksal des Tages hing an einem Faden. Vor dem Heldenmuth der Araber oder richtiger der äthiopischen und nubischen Stämme konnten sie Respect bekommen. Er bildete den vollendetsten Contrast zu der Feigheit der Aegypter. Es war daher sicherlich ein ebenso unrühmliches wie unweises Beginnen, auf den Kopf des tapfern Osman-Digma einen Preis von 5000 Doll. zu setzen, wie Hewett und Graham in einer Proclamation vom 16. März thaten: ein Schritt, welcher mit Recht vom Auslande als einer großen civilisirten Nation unwürdig erklärt und selbst von der eigenen Regierung nicht gebilligt wurde, sodaß schon wenige Tage später die Proclamation von ihren eigenen Urhebern zurückgezogen werden mußte, wahrlich nicht zur Erhöhung des britischen Ansehens. Uebrigens blieb sie ganz wirkungslos, denn die Scheiche wiesen den ausgesetzten Preis mit Verachtung von sich. Sie verrieth aber auch die Schwäche der Engländer, welche trotz ihrer jüngsten Siege nicht in ihren Truppen, sondern im Geld das Mittel zu erblicken schienen, um dem Aufstande ein Ende zu machen. Und daß Osman-Digma noch lange nicht vernichtet, erkannten sie gar bald. Von einem Einstellen der militärischen Operationen konnte keine Rede sein, doch waren erhebliche Verstär-

kungen nothwendig. Ein Marsch von Suakin nach Berber wäre geboten gewesen; mit den zur Verfügung stehenden Truppen ging dies aber nicht an. General Graham ließ mehrere Recognoscirungen auf der Straße dahin über Bir-Handub, der ersten Quellenstation, 15 Kilometer von Suakin, Otao und Erkawit hinaus unternehmen, an welch letzterm Orte Osman-Digma angeblich ein befestigtes Lager bezogen hatte; doch war vom Feinde keine Spur zu sehen. Osman-Digma selbst verstand es mit großer Geschicklichkeit, sich den Engländern zu entziehen. Es nützte ihnen nichts, selbst bis Tamanieb vorzurücken; sie erfuhren nicht, wo der Anführer der Aufständischen stehe, noch wie stark er sei; sie wußten nur, daß er noch vorhanden und eine beständige Gefahr für die ägyptisch-englischen Ansiedelungen, besonders für Suakin, sei. Es ward zwar immer versichert, die Zahl seiner Anhänger schmelze zusammen, andere Nachrichten lauteten aber im entgegengesetzten Sinne. Einige Scheiche wurden von den Engländern allerdings gewonnen, und damit, sowie mit den paar kleinen „Siegen", welche man nicht über Osman-Digma, sondern nur über kleine Abtheilungen desselben errungen, hielt Hewett den Feldzug für „beendet", die gestellte Aufgabe für erfüllt. General Graham erließ einen Tagesbefehl an die Truppen, worin er ihnen für ihre Dienste in den letzten Wochen des Feldzuges dankte. Mit derartigen prunkhaften Anerkennungen von Leistungen in „Schlachten", welche ihrer Natur und Ausdehnung nach die Bedeutung untergeordneter Gefechte und Scharmützel in einem europäischen Kriege nicht überragen, sind die britischen Heerführer stets rasch bei der Hand. Da die Jahreszeit den Engländern zum Kriegführen zu heiß zu werden begann und sie schon beim Ausmarsch aus Suakin nach dem Aufwerfen der Schanzen über unerträgliche Hitze klagten, das sehr ungesunde Klima Suakins auch nicht zu längerm Verweilen lockte, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als sich dem erhaltenen Befehl gemäß schon in den ersten Tagen des April 1884 wieder nach Suez einzuschiffen und Suakin zu verlassen, dessen Besatzung nur noch aus ägyptischen Truppen, von der bekannten Güte, allerdings unter Leitung des englischen Hauptmanns Chermside, bestehen sollte. Vergebens fragt man sich, wozu die Engländer sechs Wochen früher in aller Hast nach Suakin gekommen, denn bei ihrem ebenso eiligen Abzuge war die gehoffte Pacification des östlichen Sudan und die Eröffnung des Weges nach Berber von der Verwirklichung ebenso weit entfernt wie vor den zwei siegreichen „Schlachten". Alle Hadendoa-Scheiche waren Anhänger von Osman-Digma, und bei der stets nur geringen Truppenzahl, aus welcher die Engländer ihre Expeditionen zusammenzusetzen pflegen und welche die Ursache ihrer zahlreichen, stets wiederkehrenden Mißerfolge ist, war die Besetzung von Suakin thatsächlich nutzlos, solange England sich nicht entschließen konnte, den ganzen Weg nach Berber mit Truppen zu besetzen. Zu einer solchen, freilich unendlich kostspieligen Macht- und Kraftentfaltung vermochte sich jedoch weder Cabinet noch Volk in England aufzuraffen.

Spanien unter Alfonso XII.

Von

Gustav Diercks.

IV.

Die Trauerkunde von dem am 8. Jan. 1879 erfolgten Tode Espartero's ließ die politischen Parteikämpfe für wenige Tage aufhören. Mit dem Fürsten von Vergara schied eine der einflußreichsten Persönlichkeiten Spaniens in diesem Jahrhundert aus dem Leben. Zu wiederholten malen hatte Espartero ernste Krisen, drohende Gefahren zu beseitigen, den Thron zu erhalten verstanden. Mit Undank belohnt, hatte er sich dann in den sechziger Jahren ganz von der Politik zurückgezogen und nur noch einmal im Jahre 1875 dem jungen König Alfonso seine Sympathien bekundet, seinen Segen ertheilt. Was man auch an der Politik Espartero's auszusetzen hatte: alle liberalen Parteien erkannten seine geschichtliche Bedeutung, das Gute, das er gethan hatte, an, und zollten ihm im Tode noch den schuldigen Tribut ihrer Achtung. Der König ließ sich bei der Trauerfeier in Logroño nicht nur durch den commandirenden General der Nordarmee, Quesada, vertreten, sondern bezeugte seine Verehrung für den Todten noch besonders, indem er seinen Adjutanten Jaquetot nach Logroño entsandte.

Nach dieser kurzen Frist entbrannte der Kampf zwischen den Parteien wieder um so heftiger, und nicht allein zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden politischen Gruppen, sondern auch im Innern der Regierungspartei gärte es und die persönlichen Interessen der einzelnen Fractionen kamen gelegentlich in bedenklichen Conflict untereinander. Im Cabinet selbst griff Uneinigkeit um sich und die Gerüchte einer bevorstehenden Krisis wurden stärker, als man erfuhr, daß der Generalgouverneur von Cuba, Martinez Campos, aufgefordert worden sei, nach Europa zu kommen. Die Reformen, die der General für Cuba nothwendig erachtete, hatten nicht den Beifall des Ministerpräsidenten gefunden und die bestehende Spaltung im Ministerium erweitert. Trotz der großen Reserve, die an maßgebender Stelle über diese Differenzen beobachtet wurde, konnte es doch nicht fehlen, daß die liberale Presse Kunde davon erhielt und die cubanische Frage eifrig zu erörtern begann. Die Regierung bemühte sich eifrig, die öffentliche Meinung von diesem heikeln Thema abzulenken, und eine andere wichtige Frage nahm allerdings das Interesse der politischen Kreise bald in so hohem Grade in Anspruch, daß die Absicht des Ministeriums erreicht wurde.

In den frühern Verfassungen war die Dauer des Mandats der Deputirten auf drei Jahre festgesetzt, auch in der neuen Verfassung von 1876 war dieser Zeitraum als der regelmäßige angenommen, die Verlängerung desselben auf fünf Jahre jedoch gestattet worden. Mitte Februar lief nun die dreijährige Periode ab und es erhob sich die Streitfrage, ob die Cortes und die Mandate der Deputirten bis zum 13. Febr. 1881 verlängert werden könnten oder nicht. Die Oppositionsparteien vertraten die Ansicht, daß neue Wahlen angeordnet werden müßten, weil die Cortes von 1876 constituirende gewesen und nicht gemäß der von ihnen geschaffenen neuen Verfassung einberufen worden waren. Die Conservativen behaupteten dagegen, daß die Constitution von 1876 die herrschende sei und die Dauer der Cortes daher nach Belieben der Krone um zwei Jahre verlängert werden könne. Das Cabinet kümmerte sich um die Discussionen nicht, die hierüber wochenlang in der Presse geführt wurden, mußte schließlich aber doch der gebieterischen Stimme der öffentlichen Meinung nachgeben, und die officiöse „Correspondencia de España" brachte denn endlich die Notiz, daß der König seine Uebereinstimmung mit der Ansicht des Cabinets in einem Mitte Februar abgehaltenen Ministerrath erklärt habe und daß es im Belieben des Cabinets stehe, die Cortes aufzulösen oder neue einzuberufen.

Inzwischen hatte die cubanische Angelegenheit bestimmtere Form angenommen. Nachdem die Ministeriellen zuerst alles dementirt hatten, was über die Rückkehr von Martinez Campos verbreitet worden war, konnten sie gegenüber den von Cuba anlangenden Nachrichten nicht mehr auf ihrem beständigen Leugnen beharren; man erfuhr ja bald, daß Martinez Campos am 4. Febr. Cuba verlassen und Figueroa die Regierung interimistisch übertragen hatte. In seinen Ansprachen an die Bevölkerung und an die Truppen hatte er keinerlei Andeutungen über den Zweck seiner Reise gemacht und sich dahin geäußert, daß er binnen kurzem zurückkehren werde. Zu welchem Zweck kam er nach Spanien? Hatte Cánovas ihn gerufen, und wenn dies der Fall, aus welchem Grunde war es geschehen? Hatte der König ihn berufen, mit oder ohne Einwilligung seines Ministerpräsidenten? Kam Martinez Campos aus eigener Initiative, um die seiner Verwaltung entgegengesetzten Hindernisse zu beseitigen? Niemand vermochte diese Räthsel zu lösen, die natürlich alle Welt beschäftigten und vor allen die Constitutionellen interessirten, die im Falle ernster Differenzen zwischen Cánovas und Martinez Campos und einer daraus erwachsenden Krise bestimmt darauf rechneten, zur Regierung berufen zu werden. Cánovas selbst hatte sich ja im Laufe des letzten Jahres ganz unzweideutig in den Cortes dahin geäußert, daß er wünsche, die constitutionelle Minorität käme sofort ans Ruder, wenn sich der weitern Regierung der Conservativen Schwierigkeiten böten, daß der Inhalt des Manifestes von Sandhurst, daß das Princip der constitutionellen Monarchie erschüttert werden würde, wenn nicht die Constitutionellen die Conservativen im gegebenen Fall sogleich ablösten.

Die kommenden Ereignisse sollten jedoch beweisen, daß Cánovas die Constitutionellen noch für lange Zeit als unreif betrachtete, die Regierung zu übernehmen, daß er in keiner Weise geneigt war, die Macht ohne weiteres aus den Händen zu geben und vollends den ihm verhaßten Liberalen zu überlassen, die er 1880

noch als eine Partei ohne Geschichte und von dunkler zweifelhafter Existenz bezeichnete.

Am 27. Febr. traf Martinez Campos in Madrid ein, hatte noch an demselben Tage eine sehr lange Unterredung mit dem König und dann ebenfalls eine solche mit Cánovas und verschiedenen Ministern, sodaß man im Publikum den Ausbruch einer Krisis für bevorstehend hielt. Es verlautete nun, daß Cánovas im Januar dem General im Falle seines Rücktritts die Ministerpräsidentschaft angeboten, Martinez Campos dieselbe jedoch abgelehnt und sich nur bereit erklärt habe, das Portefeuille des Kriegsministeriums zu übernehmen. Scheinbar bestanden zwischen diesen beiden hervorragendsten Männern der Restauration keine Differenzen irgendwelcher Art, und natürlich that die ministerielle Presse alles, um diesen Schein zu bestätigen. Irgendein offenkundiger Grund zum Rücktritt des Ministeriums Cánovas war auch nirgends zu erblicken, und in der That ist dieser wunderbare Ministerwechsel bis heute nicht in seinen Ursachen vollständig aufgedeckt worden, da auch jetzt noch hierüber eine gewisse Reserve seitens aller Betheiligten beobachtet wird.

Wir dürfen zum Verständniß dieser Verhältnisse zunächst nicht vergessen, daß Cánovas del Castillo stets Eifersucht gegen Martinez Campos hegte und mit Neid auf seine Erfolge blickte. Der General hatte mit Einem Schlage vollführt, was Cánovas lange geplant und langsam vorbereitet hatte; er hatte den Karlistenkrieg beendet; er hatte Cuba den Frieden wiedergegeben, während manche seiner Gegner, und wol hauptsächlich auch viele seiner scheinbaren Freunde, hofften, daß sein Glücksstern dort untergehen oder mindestens stark verdunkelt werden würde. Diese großartigen Erfolge, die den General außerordentlich populär machten, beunruhigten viele Conservative, und wol nicht am wenigsten Cánovas. Martinez Campos sollte und mußte sein Prestige einbüßen, er mußte sich verbrauchen, sein Ansehen mußte vermindert werden.

Nun hatte der General, während er den Bürgerkrieg in Cuba bekämpfte, sorgfältig die dortigen Verhältnisse studirt und erforscht, was der Insel und ihren Bewohnern noththat, um zu gedeihen und um dem Vaterlande erhalten zu bleiben. Die Reformen, die ihm nothwendig erschienen, waren radicale und im Princip sehr liberale. Sie lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: vollständige Aufhebung der Sklaverei; Verminderung der Einfuhrzölle auf amerikanisches Getreide und Sämereien in Cuba; Verminderung der Staatssteuern; Revision des tributären Systems; Consolidirung der cubanischen Schuldtitel; Verminderung der Verwaltungskosten, des Budgets; Erleichterung des Handelsverkehrs und der Schifffahrt zwischen den Antillen und Spanien.

Jede einzige dieser Reformen trug in sich die Keime zu den denkbar ernstesten Conflicten. Daher hatte sich jeder Gouverneur von Cuba, jede Regierung bisher gescheut, die lange versprochenen, von allen für nothwendig erachteten Reformen durchzuführen — und daher fanden die revolutionären, die separatistischen, die republikanischen Elemente immer in Cuba den fruchtbarsten Boden für ihre Umtriebe; daher bestand der Bürgerkrieg dort in Permanenz; daher drohte stets die Gefahr, Cuba könnte sich wie die zahllosen andern frühern Colonien Spaniens vom Mutterlande lossagen, sich als unabhängige Republik constituiren oder Nord-

amerika anheimfallen. Die Insel hatte, ebenso wie alle frühern Colonien, wie die Philippinen, stets ihren Gouverneuren und Beamten nur zur Bereicherung gedient, war von ihnen auf das schmählichste ausgebeutet, bis aufs Blut ausgesogen worden: daher der finanzielle Bankrott, in den sie versunken war, und aus dem sie zu befreien die Aufgabe der Regierungen sein mußte. Sollte das Budget vermindert, sollten die Einnahmen der hungerigen, habgierigen Beamten Cubas vermindert werden, so verletzte dies auf das empfindlichste die Interessen der Zehntausende von Realpolitikern, die ja nur von der Ausbeutung ihrer Aemter, Provinzen und Colonien existiren. Die völlige Aufhebung der Sklaverei schädigte die Großgrundbesitzer und Plantagenbesitzer; die Verminderung der Zölle auf Zucker in Spanien vernichtete den Zuckerbau im Mutterlande; die Verminderung der Zölle auf amerikanisches Getreide vernichtete den castilischen Getreidehandel. Kurz, jede einzige der wirklich für das Wohl Cubas hochbedeutsamen, wichtigen und liberalen Reformen mußte schwere Conflicte erzeugen und eine Regierung, die sie durchführen wollte, schnell abnutzen. Dies konnte aber unmöglich im Interesse der herrschenden Parteien sein, und daher war Cánovas mit diesen Reformplänen des hochherzigen, gemüthvollen Martinez Campos keineswegs einverstanden; und es bot sich eine Gelegenheit, die überwuchernde Kraft des Generals ein wenig zu dämpfen. Martinez Campos war ein tüchtiger Militär, er hatte sich in Cuba als scharfer Beobachter erwiesen; aber er war alles andere, nur kein schlauer Politiker und Staatsmann, war mit den Intriguen der Politik nicht vertraut, kannte sie nicht und verachtete sie. Mit dem Schwert in der Hand, mit offenem Visir hatte er sich bisher seine Wege gebahnt, seine Aufgaben erfüllt und er glaubte auch, in der Politik mit derselben Offenheit und Geradheit seinen Weg gehen, seine Ziele erreichen zu können. Ein solcher Mann mußte seinen Gegnern zum Opfer fallen, und vollends wenn sie ihm mit der Maske von Freunden und Berathern zur Seite traten und vorgaben, ihn in den Regierungsgeschäften unterstützen zu wollen.

Die Krisis trat zu Anfang März ein. Am 5. dieses Monats dankte das Ministerium Cánovas ab. Die öffentliche Meinung, die von den Liberalen beherrscht wurde, verlangte die Berufung Sagasta's, oder mindestens ein Wahlministerium, das aus den Führern der verschiedenen Parteien der Cortes zusammengesetzt sei und vorläufig die Geschäfte leite. Sagasta wurde auch zum König berufen, und seine Freunde und Genossen triumphirten. Zu früh jedoch, denn Cánovas hatte dafür gesorgt, daß die Constitutionellen nicht die Regierung übernähmen. Er hatte schon früher Martinez Campos gegenüber, als dieser noch in Cuba war, ein liberales Ministerium als eine Gefahr für den Staat, für die Restauration bezeichnet und ihm zu verstehen gegeben, daß diese Gefahr unbedingt verhütet werden müßte, wenn das Werk von Sagunt nicht zerstört werden sollte. Martinez Campos kannte die politischen Verhältnisse Spaniens, die Parteien des Landes nicht; er hatte nie an den innern politischen Kämpfen desselben theilgenommen, nie einer Partei angehört und mußte glauben, was Cánovas ihm sagte. Dieser benutzte ferner den Umstand, daß die Constitutionellen von den Centralisten getrennt blieben, daß diese beiden liberalen Fractionen sich nicht wieder

vereinten, ein Ziel, das die abtrünnigen Centralisten erstrebten, um dem König die Liberalen als gespalten, daher als regierungsunfähig zu schildern und ihn zu warnen, sich ihnen anzuvertrauen. Die Befestigung der Republik in Frankreich, die Erwählung Grévy's zum Präsidenten gab ihm Veranlassung, zu betonen, daß gegenüber dieser liberalen Richtung des Nachbarstaates Spanien conservative Bahnen verfolgen müsse, um sich vor dem Ueberwuchern des Liberalismus zu bewahren, der die Republik im Gefolge hätte.

Martinez Campos zögerte jedoch, die Regierung zu übernehmen, weil er wol selbst die Ueberzeugung hatte, daß er den ihm damit entstehenden Aufgaben auf einem ihm gänzlich unbekannten Felde nicht gewachsen war. Nun wurde noch der Herzog de la Torre telegraphisch herbeiberufen, während Posada Herrera auf die gleiche Ehre wartete, weil er, wenn es sich um ein Vermittelungsministerium handelte, am ehesten dazu berufen war, ein solches zu bilden. Posada Herrera wurde jedoch nicht befragt, die Unterredung mit Serrano ergab kein Resultat, und durch Cánovas in Schrecken gesetzt, daß die Liberalen schließlich doch berufen werden könnten, nahm Martinez Campos endlich am 7. März den Auftrag an, ein Ministerium zu bilden.

Die Conservativen haben sich öfters dahin geäußert, daß Cánovas so sehr auf dieser Lösung bestand, um — dem Helden von Sagunt, dem Begründer der Restauration für die ausgezeichneten Dienste, die er dem Lande im Karlistenkriege und in Cuba geleistet hatte, die höchste Ehre zutheil werden zu lassen, die ein Staatsmann und General in einer constitutionellen Monarchie erreichen kann: Ministerpräsident zu werden. Dieselbe Ehre hatte auch schon General Jovellar genossen, der das Pronunciamiento von Sagunt als erster unterstützt hatte.

Wir dürfen über diese liebenswürdige Fürsorge von Cánovas für Martinez Campos wol ohne weitern Commentar hinweggehen, denn die Verhältnisse bewiesen bald, worauf der Leiter der conservativen Partei hinaus wollte. Er war in eine Sackgasse gerathen; es drohte ihm und seiner Partei die Gefahr, die Macht einzubüßen; da wurde denn in dieser Noth derjenige, der die schwierige Lage zum Theil veranlaßt hatte, vorgeschoben, damit er sich schnell abnutze und den Conservativen dadurch die Möglichkeit lasse, sobald sie es wollten, wieder selbst die Zügel der Regierung zu übernehmen. So wurde denn Martinez Campos gerade so wie kurz zuvor Jovellar ein Opfer der rein persönlichen Interessenpolitik von Cánovas, dem nur daran gelegen war, sich und seiner Partei die Macht solange als irgendmöglich, wenn thunlich dauernd zu sichern.

Die Zusammensetzung des Cabinets Martinez Campos zeigte gleich die Unkenntniß desselben von den politischen Parteiverhältnissen des Landes, seine Unkenntniß des Charakters derjenigen, die seine Freunde schienen und ihn beriethen. Die unabhängige Presse behandelte ihn von vornherein als einen Todten, machte die üblichen Todesanzeigen des „armen Mannes" in der hier gebräuchlichen Form mit einem großen schwarzen Kreuz an der Spitze. Die Liberalen durchschauten das Spiel, das man mit dem General trieb, vollkommen und sagten sofort voraus, was kommen würde; jeder, der mit den hiesigen Verhältnissen wirklich bekannt

war, durchschaute mit vollständiger Sicherheit die Taktik der Conservativen, ihren Plan, ihre Absichten.

Da Martinez Campos sich selbst nicht zu retten wußte, so bat er Cánovas, ihm bei der Bildung des Cabinets behülflich zu sein. So blieb denn das überaus wichtige Fomento-Ministerium in den Händen des Grafen Toreno, das der Finanzen in denen des Marques von Orovio; Molins, der bisherige Gesandte in Paris, entschloß sich nur sehr schwer, seinen Posten aufzugeben und das Portefeuille des Aeußern zu übernehmen, um dasselbe bald wieder niederzulegen. Gnade und Justiz übernahm Pedro Nolasco Aurioles y Aguado; das Innere der junge Francisco Silvela; Colonien Salvador Albacete; Marine der General Francisco de Paula Pavía y Pavía. Das war ein aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetztes heterogenes Cabinet, das von vornherein seiner Aufgabe nicht gewachsen sein konnte und das schließlich vollständig von den beiden Vertrauensmännern von Cánovas: Orovio und Toreno, beherrscht wurde. Es lag ganz im Willen dieser beiden und ihres absoluten Herrn und Chefs Cánovas, jeden beliebigen Augenblick dieses Cabinet, dem sie angehörten, zu sprengen.

Die Cortes wurden aufgelöst, die Wahlen für den 20. April angesetzt und eine Amnestie für politische und Preßvergehen erlassen. Die Presse war in letzter Zeit auf das härteste geknechtet und gemaßregelt worden, und alle Augenblicke waren unter dem Vorwande von Entdeckung revolutionärer Umtriebe und Störungen der öffentlichen Ordnung Haussuchungen und Verhaftungen misliebiger politischer Persönlichkeiten vorgenommen worden. Das Unterrichtswesen war unter der Wirthschaft der Ultramontanen des vorigen Cabinets so verwahrlost, daß das Land daran gerechten Anstoß nahm. Gegenüber den liberalen Elementen wurden die Gesetze so streng gehandhabt, daß kein Liberaler eine Professur an den Universitäten oder höhern Schulen zu erlangen vermochte, während die notorischen Ultramontanen und Conservativen mühelos alle akademischen Würden und Professuren erlangten.

Halberwachsene Jünglinge wurden zu Professoren ernannt, in die Akademien gewählt und haben den Gelehrtenstand hier in Verruf gebracht — wenigstens den Ansichten des Auslandes gemäß, das höhere Anforderungen an den Grad des Wissens macht. Zwar hatten die gemaßregelten liberalen Professoren das „Institut des freien Unterrichts" nach dem Vorbild der brüsseler freien Universität geschaffen, und diese Hochschule, der die bedeutendsten Lehrkräfte des Landes angehörten, fand einen außerordentlichen Zulauf von Studirenden; aber es konnte doch den Verfall des officiellen Unterrichtswesens, der Staatsuniversitäten nicht aufhalten. Beachtenswerth ist es jedoch, daß unter der Herrschaft der Ultramontanen und Conservativen das Fröbel'sche Lehrsystem fruchtbaren Boden fand, staatlich anerkannt und unterstützt wurde.

Die von Silvela auf Grund eines neuen im Januar erlassenen Wahlgesetzes geleiteten Corteswahlen zeigten deutlich die Absichten der Conservativen. Martinez Campos hatte in seiner soldatischen Biederkeit die Wahlen nicht von der Regierung beeinflußt wissen wollen; auch den Grundsatz der legalen und illegalen Parteien hatte er nicht unbedingt adoptirt und dadurch manche der extrem libe-

ralen und republikanischen Parteien bewogen, sich wieder an den Wahlen zu betheiligen. Auch der Beamtenstand war im Gegensatz zu dem sonst üblichen Brauch in Spanien beinahe unverändert gelassen. Die Folge aller dieser Umstände war nun, daß die Conservativen, besonders die Freunde des frühern Ministers des Innern, Romero Robledo, der gründliche Routine in der Leitung der Wahlen erlangt hatte, die vom 20. April absolut beherrschten. Ihre Wahlcomités functionirten unumschränkt im Lande, ihren Candidaten wurde mit allen den bekannten Mitteln zum Siege verholfen und eine für Cánovas und Romero Robledo unbedingt zuverlässige Majorität geschaffen. Die wenigen Candidaten, die Martinez Campos persönlich empfohlen hatte, wurden fast alle von den Conservativen aus dem Felde geschlagen. Diese Taktik hätte Martinez Campos endlich die Augen öffnen müssen; aber er sah trotzdem nicht, was die ganze Welt um ihn her sah oder — er gab vor, es nicht zu sehen. Cánovas sollte übrigens bei diesem Wahlgange und später in den Cortes erkennen, daß ihm im Schos seiner Partei ein gefährlicher Gegner erwuchs, der sich gelegentlich schon von seiner Allmacht zu emancipiren suchte: Romero Robledo nämlich, der sich mit einem ansehnlichen Gefolge junger, feuriger Kräfte umgab, mit denen er seine eigene Politik trieb; man nannte und nennt bis heute die Romeristen, denen noch eine bedeutende Zukunft bevorsteht, die „Husaren von Antequera".

Am 1. Juni traten diese Cortes zusammen, in denen die Regierung ganz und gar dem Wohlwollen der Cánovisten und Romeristen preisgegeben war und selbst nur einen geringen Anhang hatte. Die Oppositionsparteien waren ziemlich zahlreich vertreten, die Constitutionellen mit 47, die Moderados und Ultramontanen mit 17, die Posibilisten (Castelar) mit 6, die progressistischen Demokraten mit 11, die Centralisten mit 12, die Demokraten von den Colonien mit 12 Individuen. Denn seitens der Regierung selbst waren die Wahlen wenig beeinflußt und das Wahlrecht wenig beschränkt worden; bereitwillig war für die Wahlperiode in den baskischen Provinzen der Belagerungszustand aufgehoben worden; Cuba und Portorico hatten ihre eigenen Abgeordneten geschickt.

Die Regierung hatte Cánovas das Präsidium der Cortes übertragen wollen; seine politische Klugheit bewog jedoch den schlauen Politiker, sich nicht in irgendwelcher Weise Martinez Campos gegenüber zu binden und zu verpflichten. So lehnte er diese Ehre ab, die nun Ayala zutheil wurde, während das Präsidium des Senats dem Marques von Barzanallana übertragen wurde. Jeder andere Wunsch des Ministerpräsidenten stieß auf Widerstand seitens der Cánovisten und Romeristen, die auch in den Sectionen und Commissionen nach Belieben schalteten und walteten. Sie hatten ja von vornherein erklärt, sich lieber aus den Cortes zurückzuziehen, als zu dulden, daß die Liberalen etwa an das Ruder kamen. Hier war nun das Feld, auf dem sie ihre Zukunft sichern konnten und mußten, und sie versäumten nichts, was dazu beitragen konnte. Andererseits waren ihre Führer bemüht, den Gegensatz zwischen Constitutionellen und Centralisten stets zu fördern und ihre Vereinigung zu verhindern.

Die Debatten nahmen den gewöhnlichen Verlauf und hatten denselben Charakter wie immer; sie drehten sich nach Erledigung der Antwort auf die königliche

Botschaft und der Wahlprüfungen um theoretische Fragen allgemeiner Art. Den Conservativen war daran gelegen, nicht die cubanischen Angelegenheiten zur Discussion gelangen zu lassen, denn diese mußten die Krisis bringen und — sie wollten sich doch nicht die Sommerferien verderben. So tagten denn die Cortes bis Ende Juli, ohne wesentliche namhafte Resultate zu erzielen.

Da die erste Ehe des Königs infolge des vorzeitigen Todes der Königin kinderlos geblieben war, so geboten politische Rücksichten die Schließung einer neuen, was bei der beschränkten Zahl von Candidatinnen nicht ohne Schwierigkeiten war. Zunächst lenkte sich das Interesse derjenigen, die mit dieser Aufgabe betraut wurden, auf die Schwester der verstorbenen Königin, oder richtiger, der Herzog von Montpensiier wünschte, daß der König von neuem sein Schwiegersohn werden sollte. Es erhoben sich gegen eine derartige Wahl zwar wieder dieselben Bedenken, die früher bei der ersten Ehe des Königs erhoben worden waren; diese Schwierigkeiten wären aber wol von dem Herzog ebenso wie damals beseitigt worden, wenn nicht der plötzliche Tod der Infantin Maria Cristina de Orléans y Borbon am 28. April diesen Plan vereitelt hätte. Bald darauf erschienen nun in Spanien der Kronprinz Rudolf von Oesterreich und der Prinz Leopold von Baiern, um den König zu besuchen. Man vermuthete sogleich, daß nicht nur beide noch andere Zwecke verfolgten, sondern daß auch der Plan einer andern Verbindung der regierenden Häuser von Spanien und Oesterreich zur Reise des Prinzen Rudolf Veranlassung gegeben hatte. Letzterer schien sich persönlich für die Schwester des Königs Maria del Pilar de Borbon zu interessiren; aber auch hier trat der Tod störend dazwischen. Don Alfonso war mit seinen Geschwistern Anfang August in dem Bade Escoriaza und dort starb die Infantin ganz plötzlich am 5. desselben Monats. Der König selbst hatte während seiner Studienzeit in Wien die Erzherzogin Maria Christina kennen gelernt, und er erinnerte sich ihrer unter den gegenwärtigen Umständen. Oesterreichischerseits ging man bereitwillig auf den Gedanken der Verbindung der Erzherzogin mit dem König von Spanien ein. Dieser Plan schien aber die Conservativen Spaniens nicht sehr zu befriedigen. Cánovas war damals wol noch von den Ideen erfüllt, die ihn bei der Abfassung seines Buches über das Haus Oesterreich beseelt hatten und die für dieses letztere alles andere, nur nicht schmeichelhaft und wohlwollend waren. Er konnte sich nicht wohl als Vertreter Spaniens am österreichischen Hofe einstellen, um für seinen König um die Hand eines Mitgliedes dieses erlauchten Hauses zu bitten, das er in einem historischen allbekannten Werke so schmählich gebrandmarkt hatte. Dies war wol der Grund, weshalb er die ihm von Martinez Campos zugedachte Ehre ablehnte, nach Wien zu gehen und um die Hand der Erzherzogin für Alfonso XII. zu bitten.

Ehe es jedoch dahin kam, war eine Zusammenkunft der beiden zukünftigen Gatten erforderlich, und da der König Spanien nicht für längere Zeit verlassen konnte, so kam man überein, daß die Begegnung in dem französischen Bade Arcachon stattfinden sollte. Am 22. Aug. reiste demgemäß der König in strengstem Incognito dorthin ab und verblieb daselbst bis zum 29. desselben Monats, an

welchem Tage er direct nach Spanien zurückkehrte, während die Erzherzogin Elisabeth und ihre Tochter sich nach Wien zurückbegaben. War bis dahin dieser Plan mit größter Discretion behandelt worden, so konnte derselbe jetzt nicht länger verheimlicht werden, und die öffentliche Meinung nahm denselben mit um so größerm Wohlwollen auf, als man wußte, daß Cánovas mit ihm nicht einverstanden war. Da er es abgelehnt hatte, als außerordentlicher Gesandter nach Wien zu gehen, um die zukünftige Königin nach Madrid zu geleiten, so wurde damit nun der Herzog von Bailen beauftragt, und am 29. Nov. 1879 fand unter großen Festlichkeiten und in Anwesenheit glänzender Gesandtschaften der fremden Mächte in Madrid die Hochzeit Alfonso's und Maria Christina's statt.

Von andern wichtigen Ereignissen des Jahres 1879 müssen wir noch einige nachholen. Von hoher Bedeutung war zunächst die Begegnung zwischen Alfonso XII. und dem König von Portugal, Luis I., in Elvas. Eine äußere Veranlassung dazu war durch die Eröffnung der directen Bahn von Madrid nach Ciudad-Real gegeben worden, welche am 3. Febr. stattfand. Dieser Schienenweg kürzte den Weg von Madrid nach Lissabon wesentlich ab, und Don Alfonso begab sich auf demselben über Badajoz nach der portugiesischen Grenze, wo er am 5. mit Dom Luis I. zusammentraf. Auf dem Rückwege von dort besuchte der König die Provinz Merida und unter andern auch den Ort Medellin, wo noch das Geburtshaus von Hernan Cortes erhalten ist.

Da er für die Hebung des Schulwesens warme Theilnahme hegte und wol mit Schmerzen die Politik seiner conservativ-ultramontanen Fomento-Minister beobachtete, that er wenigstens persönlich soviel er konnte, um für die Verbreitung von Bildung zu sorgen und diese den bedürftigen Ständen zugänglich zu machen. Er betheiligte sich gern an der Einweihung der Schulen, Universitäten und Akademien und sprach sich bei diesen Gelegenheiten immer in dem eben angedeuteten Sinne aus. Besonders lag ihm der Plan am Herzen, eine wissenschaftliche Schule zu gründen, die sich mit derartigen Instituten ersten Ranges im Auslande messen konnte. So wandte sich denn sein Auge dem von Philipp II. geschaffenen Institut im Escorial zu, und er opferte persönlich bedeutende Summen, um dieses ziemlich vernachlässigte Lehrinstitut auf die Höhe derjenigen des Auslandes, besonders Deutschlands zu erheben. Es wurden keine Mittel gespart, um wissenschaftliche Sammlungen für Lehrzwecke herzustellen. Leider lag es aber wol außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, dieses Institut der Geistlichkeit zu entziehen und gelehrten Laienkräften zu überweisen; war doch der Escorial von jeher ein Kloster gewesen. Welche Hochachtung man nun auch vor der Brüderschaft der Escolapier haben mag oder vor der der Augustinermönche von den Philippinen, die seit anderthalb Jahren auf den besondern Wunsch des Königs diesem Institut vorstehen, so liegt es doch auf der Hand, daß eine von solchen Kräften geleitete wissenschaftliche Schule nicht den Anforderungen der modernen Wissenschaft genügen und im günstigsten Fall nur tüchtige Geistliche heranbilden kann. Dieses königliche Lehrinstitut von San-Lorenzo im Escorial wurde von dem König selbst am 1. Oct. 1879 eröffnet.

Mitte October brach über den Südosten Spaniens eine Katastrophe herein,

die das Mitgefühl der ganzen europäischen Welt auf das lebhafteste in Anspruch nahm. Die Provinzen Murcia, Alicante und Almeria wurden von Ueberschwemmungen heimgesucht, die diese Ländergebiete völlig verwüsteten und eine große Zahl von Menschenopfern verlangten. Am 20. reiste der König selbst dorthin ab, um mit eigener Hand die erste Hülfe zu spenden, die dort so sehr noththat. Es ist bekannt, welche namhaften, nach Millionen zählenden Summen für diese schwer geschädigten Provinzen im In- und Auslande gesammelt wurden; es ist bekannt, welche glänzenden Feste man in Paris veranstaltete, um durch den Ertrag derselben die Unglücklichen in Murcia zu unterstützen. Leider aber sind bei der Vertheilung dieser Gelder so schwere Veruntreuungen vorgekommen, so enorme Summen verschwunden, für Zwecke verwendet worden, für die sie nicht bestimmt waren, und so viele „Unregelmäßigkeiten", wie man dergleichen hier nennt, mit untergelaufen, daß nur ein sehr kleiner Theil dieser milden Gaben in die Hände der Nothleidenden gelangt ist, daß gerichtliche Untersuchungen nothwendig wurden, die sehr wenig erfreuliche Resultate ergaben und zahllose der Schäden enthüllten, die man so oft der spanischen Verwaltung und dem spanischen Beamtenwesen hat vorwerfen müssen.

Von Murcia begab sich der König nach Cartagena, wo ein großes Uebungsgeschwader vereint war, das nun unter seinem Oberbefehl am 24. von dort nach der Richtung von Cadiz in See ging. Am Cap Trafalgar wurde zur Erinnerung an die in der denkwürdigen Seeschlacht im Jahre 1805 gefallenen Spanier am 27. auf allen Schiffen eine feierliche Messe abgehalten.

Die Abschließung eines Handelsvertrages zwischen Spanien und Frankreich am 8. Dec. 1878 war die Veranlassung, daß man sich in der ersten Hälfte des Jahres 1879 ziemlich eingehend mit der eines Vertrages zwischen Spanien und England beschäftigte; der Gedanke eines solchen stieß jedoch besonders in Catalonien auf entschiedenen Widerspruch, und die Energielosigkeit des Marques de Molins war nicht geeignet für den schnellen Abschluß eines solchen Vertrages; dagegen wurden mit Peru und Bolivia Friedens- und Handelsverträge bewirkt. Das erstmalige Erscheinen eines chinesischen Gesandten in Madrid erweckte in den Herzen der Schwärmer, deren es hier so zahllose gibt und die Spanien immer noch für die erste Nation der Welt halten, Hoffnungen auf Monopolisirung des europäischen Handels mit China seitens Spaniens! Natürlich sind derartige extravagante Ansichten immer nur Ausnahmen; aber sie existiren und erfassen unter Umständen selbst die Kreise der ernstern Politiker.

Wenden wir nun unsere Blicke wieder der Entwickelung der politischen Zustände zu.

Während des Sommers und Herbstes herrscht ja hier meist vollständige Ruhe im politischen Leben. Die Träger desselben verwenden die Zeit theils zur Erholung, theils zur Propaganda ihrer besondern Ideen. Auch Romero Robledo und Cánovas reisten, bevor die parlamentarischen Arbeiten wieder begannen, im Lande umher, und letzterer hauptsächlich benutzte diese Gelegenheit, um sich als den eigentlichen Leiter der Geschäfte des Landes aufzuspielen; er ließ sich von den Behörden feiern in einer Weise, wie dies sonst nur dem König gegenüber geschieht.

Der Ausbruch eines neuen Aufstandes in Cuba war für Martinez Campos auch sehr ungünstig, denn es fehlte nicht an schadenfrohen Freunden, die seine Thätigkeit in Cuba auf Grund dieses letzten Aufflackerns des von ihm erlöschten allgemeinen Brandes auf der großen Antilleninsel herabzusetzen bemüht waren. Die Bewegung nahm indessen keine große Dimensionen an, war von untergeordneter Bedeutung und bot keine Veranlassung zu ernsten Befürchtungen oder zur Beeinflussung der seitens des Ministerpräsidenten inaugurirten cubanischen Politik. Sobald das politische Leben wieder begann, wurde die letztere, die nunmehr die Cortes hauptsächlich beschäftigen sollte, zunächst in der Presse stark ventilirt, und es zeigte sich nun, daß die geplanten Reformen sicher den Beifall aller wirklichen Patrioten finden würden; trotzdem konnte es niemand entgehen, daß die Conservativen nun ihre Zeit zum Sturze der Regierung gekommen sahen und die erste beste Gelegenheit hierzu benutzen würden. Im November traten die Cortes zusammen, und schon in den ersten Tagen des December trat die Krisis ein, die man vorausgesehen hatte. Die cubanischen Reformen des Ministerpräsidenten gaben die äußere Veranlassung dazu, und diejenigen, welche sie herbeiführten, waren die beiden Vertrauten des Führers der Conservativen: der Marques de Orovio und der Graf Toreno. Diese beiden erzeugten im Schoße des Cabinets durch ihre Bekämpfung einzelner dieser Reformen zunächst eine Spaltung und benutzten unbedeutende, rein äußerliche formelle Fragen, um ihre Dimission einzureichen und das Cabinet zu sprengen. Martinez Campos hatte in dem Colonienminister Albacete und in dem der Justiz Aurioles zwar zwei treue Verbündete; aber es gelang ihnen nicht, die Krisis zu beschwören, einfach aus dem Grunde, weil die Führer der Conservativen den Sturz des Cabinets wollten. Der Finanzminister Orovio stellte die Cabinetsfrage gegenüber den Vorlagen Albacete's, und Graf Toreno stellte sie, weil er eine seiner Vorlagen artikelweise und nicht im ganzen berathen wissen wollte.

Martinez Campos konnte sich nun nicht mehr über seine conservativen Freunde täuschen; er durchschaute endlich das Spiel, das mit ihm getrieben worden war, und reichte gleichfalls seine Entlassung ein. „Der Kriegslöwe", sagt ein Redner der Constitutionellen, „hatte sich in die Falle locken lassen, die ihm bereitet war, und diente dort wie ein Mäuschen zum Spiel der Katze, die sich neben ihm befand und ihn von Zeit zu Zeit seine Macht fühlen ließ, ehe sie ihm den Garaus machte."

Es fehlte jedoch nicht viel, daß Cánovas und seine Partei um den Erfolg ihrer Intriguen kamen.

Der König hatte sich im Laufe der Zeit überzeugen müssen, daß die öffentliche Meinung der Fortdauer der conservativen Herrschaft feindlich war und daß es unter Umständen gefährlich sein konnte, jene Stimmung dauernd zu ignoriren. Die Geistesrichtung im ganzen Volke war eine entschieden liberale; es verlangte, daß derselben Rechnung getragen werde, und die Geschichte des modernen Spanien lehrte deutlich genug, daß der Liberalismus sich kräftig genug fühlte, nöthigenfalls zur Selbsthülfe zu schreiten. Der König berief daher aus eigener Initiative und jedenfalls nicht auf den Rath von Cánovas, den Cortespräsidenten Ayala, einen gemäßigt conservativen Septembermann, und beauftragte ihn, ein Cabinet zu

bilden. Ayala war aber seit lange kränklich und mußte die Ehre, die ihm der König zugedacht hatte, ablehnen. Don Alfonso ließ sich jedoch durch diesen Miserfolg noch nicht von seinem Vorhaben abbringen, und berief Posada Herrera, eins der hervorragendsten Mitglieder der Gruppe der Centralisten. Posada Herrera acceptirte unter der Voraussetzung, daß er in sein Cabinet Constitutionelle aufnehmen dürfe, da er mit seiner eigenen Partei allein kein lebensfähiges Ministerium bilden könnte. Er forderte demgemäß Navarro Rodrigo auf, in dasselbe einzutreten. Sagasta hatte jedoch von vornherein jedes Zusammenwirken mit den Centralisten abgelehnt, und Navarro Rodrigo konnte das ihm gemachte Anerbieten nicht annehmen. Versuche, den Widerstand Sagasta's zu brechen, schlugen fehl; denn dieser sagte, daß die Partei ihm es verbiete, mit denjenigen, die sich von den Liberalen getrennt und mit Cánovas pactirt hatten, gemeinsame Sache zu machen, solange nicht die Abtrünnigen wieder in den Schos der Partei zurückgekehrt seien. Eine derartige Handlungsweise müßte nothwendigerweise das Ansehen der liberalen Partei schädigen und die letztere dem Schein aussetzen, als ob sie nicht schnell genug zur Regierung gelangen könne und die erste beste Gelegenheit ergreife, sie zu übernehmen. Er machte ferner geltend, daß die liberale Partei an sich stark genug sei, um auch ohne die Centralisten die Leitung des Staates zu übernehmen, daß der König, wenn er nicht seinem eigenen Programm und den Principien des Constitutionalismus untreu werden wollte, schließlich den Liberalen gerecht werden und sie berufen müsse, und daß dieselben warten könnten, bis dies geschehe, um so mehr, als die öffentliche Meinung einen Régimewechsel gebieterisch verlange und ein solcher nicht lange ausbleiben könne.

Da Posada Herrera aus eigenen Kräften kein Cabinet bilden konnte, so glaubte der König sich wol gezwungen, Cánovas damit zu beauftragen, weil derselbe über die Cortesmajorität unbedingt verfügte. Obgleich die Krone ihm nicht das sonst bezeugte volle Vertrauen bekundet, sondern sich erst zweimal an liberalere Elemente gewandt hatte, zögerte Cánovas doch nicht, sofort zuzugreifen und die Zügel der Regierung wieder zu übernehmen. Das Portefeuille des Finanzministeriums blieb in den Händen des Marques de Orovio; Graf Toreno übernahm das des Aeußern; Saturnino Alvarez Bugallal das der Justiz; Echevarría, Marques von Fuente-fiel, das des Krieges; Romero Robledo das des Innern; Santiago Duran y Lira das der Marine; Fermin Lasala y Collado das des Fomento (Handel, öffentliche Arbeiten und Unterricht) und José de Elduayen, Marques del Pazo de la Merced, das der Colonien.

Hatten die Conservativen erwartet, daß der Sturz des Ministeriums Martinez Campos das Ansehen des Generals schädigen würde, so sahen sie sich gründlich getäuscht. Es wurden dem gestürzten Ministerpräsidenten vielmehr so geräuschvolle imposante öffentliche Ovationen dargebracht, daß die neue Regierung befürchtete, die öffentliche Ordnung könnte zerstört werden; mehrmals kam es zu Straßentumulten in Madrid. Denn das Volk war empört über diese Lösung der Krisis und über die Rückkehr der Conservativen zur Regierung, war im Anfang nur mit Mühe zu zügeln und nahm jede Gelegenheit wahr, sein Misfallen unzweideutig zu bekunden.

Diese feindselige Haltung der Massen und die Art der Lösung der Krisis, die es heraufbeschworen hatte, erregten wol Cánovas del Castillo in sehr hohem Grade und er ließ seinen Aerger sofort in so ungebührlicher Weise im Congreß aus, daß er dort einen bedenklichen Conflict herbeiführte. Als er sich nämlich den Cortes präsentirte und diese sogleich in die durch die Krisis unterbrochene Tagesordnung eingehen wollten, weigerte er sich in solchen Ausdrücken und unter so verletzenden Gesten, daß sämmtliche liberale Fractionen den Sitzungssaal verließen; Posada Herrera war das einzige Mitglied dieser Minoritäten, das sich dieser Bewegung nicht anschloß und fortdauernd den Sitzungen beiwohnte. Die übrigen Deputirten aber, die den Sitzungssaal verlassen hatten, schlossen unter sich das „Bündniß der Würde" und verpflichteten sich, nicht eher an den Arbeiten der Cortes theilzunehmen, als bis Cánovas ihnen volle Genugthuung gewährt haben würde. Anderthalb Monate sollten jedoch darüber hingehen; denn einige entschuldigende Erklärungen, die Cánovas im Senat abgegeben hatte, wurden von den „Verbündeten der Würde" ignorirt, weil sie der Ansicht waren, daß der Ministerpräsident in den Cortes die gebührende Satisfaction geben müsse. Am 26. Jan. 1880 endlich interpellirte Posada Herrera den Ministerpräsidenten mit der Absicht, ihm Gelegenheit zu geben, den für alle Theile unbequemen Zustand zu beseitigen und die liberalen Minoritäten wieder zur Rückkehr in die Cortes zu veranlassen. Cánovas entsprach den Erwartungen Posada Herrera's vollkommen, befriedigte durch seine Erklärungen die Verbündeten der Würde, und diese nahmen von demselben Tage an wieder an den parlamentarischen Arbeiten theil.

Das Jahr 1879 schloß mit einem Ereigniß, dem wol mit Unrecht politische Bedeutung beigemessen worden ist. Als der König und die Königin am 30. Dec. von ihrer gewöhnlichen Spazierfahrt zurückkehrten, wurde gegen erstern am Haupteingange in das königliche Schloß von Francisco Otero ein Attentat ausgeführt, das glücklicherweise ebenso erfolglos war wie dasjenige des Jahres 1878. In dem gegen den Attentäter angestrengten Proceß wollte man Indicien erhalten haben, daß die That politischen Hintergrund hatte und von den Socialisten ausgegangen war, deren Werkzeug Otero sein sollte. Letzterer erklärte sich auch bereit, falls er begnadigt würde, Enthüllungen wichtiger Natur zu machen. Mit Recht gab man auf dieses Versprechen nicht viel, weil man sich wol genügend überzeugt hatte, daß der That Otero's viel mehr eine überspannte Geistesverfassung als politische Motive zu Grunde lagen. Die Vollziehung der Todesstrafe an Otero im Gegensatz zu dem Wunsche des Königs, der Milde walten lassen wollte, erbitterte wieder die Massen und die öffentliche Meinung in hohem Grade.

Am 30. Dec. starb ferner der Cortespräsident Ayala, ein Mann von hoher staatsmännischer und höherer dichterischer Begabung, der mit großem Geschick lange Zeit hindurch des schweren Amtes gewaltet hatte, den spanischen Cortes zu präsidiren und die erregten Geister der spanischen Deputirten zu zügeln — wahrlich keine kleine Aufgabe. Ayala wurde mit allen den Ehren, die bei dem Tode eines Cortespräsidenten üblich sind, bestattet, und wurde zugleich seinem literarischen Charakter dadurch Rechnung getragen, daß der Leichenconduct an dem Teatro Español vorbeigeführt wurde, für das Ayala so manche werthvolle Werke geschaffen hatte.

Zum Nachfolger Ayala's in der Präsidentschaft der Cortes wurde der Graf Toreno erwählt. Ayala hatte zwar der conservativen Partei angehört, jedoch immer den liberalen Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen gesucht. Durch sein im allgemeinen unparteiisches Verhalten hatte er sich auch die Achtung und Liebe der Oppositionspartei in vollem Maße zu gewinnen verstanden. Cánovas und seine Partei verloren in ihm eine ihrer tüchtigsten Stützen, und es war nach seinem Tode außerordentlich schwer, eine geeignete Persönlichkeit zum Ersatz für ihn zu finden; denn von den wenigen wirklich bedeutenden Politikern, die sich im Augenblick der Restauration des Bourbonenthrones Cánovas angeschlossen hatten, waren sehr viele im Laufe der Zeit wieder abgefallen. Cánovas hatte sich zwar einen politischen Generalstab geschaffen; seine Minister waren aber meist nur seine Gehülfen und Diener, die unbedingt seinen Willen erfüllen mußten, und wenige besitzen jene politische Selbständigkeit, die erforderlich ist, um aus eigener Kraft Bedeutendes zu leisten und gelegentlich den absolutistischen Gelüsten eines allmächtigen Parteichefs und Ministerpräsidenten entgegenzutreten. Hatte Ayala die hohe Würde des Cortespräsidenten zu wahren verstanden und sich von unbedingter Unterwürfigkeit unter den Willen des Ministerpräsidenten zu emancipiren gesucht, so zeigte sich bald, wie ganz anders der Graf Toreno sein Amt auffaßte. Er betrachtete das Präsidium der Cortes gewissermaßen als einen Regierungsposten, dessen Inhaber nur dem Willen des obersten Leiters der Regierung, des Ministerpräsidenten und in zweiter Linie der ministeriellen Partei zu gehorchen hatte. Daß eine solche Auffassung die Würde dieses hohen Ehrenamtes schmälert, liegt auf der Hand; daß Toreno dieselbe besaß, bewies er bald in einem Conflict, durch den die Regierung und das conservative Régime stark erschüttert und der Fall des dritten Ministeriums Cánovas in gewissem Sinne vorbereitet wurde.

Am 1. März 1880 hatte ein Deputirter ein Tadelsvotum gegen den Kriegsminister formulirt; dieser hatte sich bereits über den Tag geäußert, an welchem er dem Abgeordneten der Opposition Rede stehen wollte, als der Präsident der Cortes sich verpflichtet glaubte, seinem Collegen zu Hülfe zu kommen, und nun auf Grund eines gewissen Paragraphen der Geschäftsordnung die Ansicht vertrat, daß der Antrag des Deputirten Ochando erst zur Discussion gelangen könne, nachdem derselbe in den Sectionen berathen und es genehmigt worden sei, daß er ihn stelle. Diese offenbar falsche und parteiische Interpretation forderte die Deputirten der Opposition zu einem heftigen Kampfe heraus, in den schließlich Cánovas selbst in unglücklichster Weise verwickelt wurde. In der guten Absicht, dem Kammerpräsidenten aus der Klemme zu helfen, suchte er seine Auffassung zu vertheidigen, mußte im Princip aber doch die völlig zutreffende Interpretation des Hauptredners der Minoritäten als richtig anerkennen. Letzterer benutzte diesen Umstand in geschickter Weise zu einem Antrage des Inhalts, daß die von dem Ministerpräsidenten gegebene Erklärung über den in Frage stehenden Paragraphen der Geschäftsordnung die richtige sei. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Cánovas und dem Grafen Toreno war in das glänzendste Licht gestellt und zugleich der seltene Fall der Uebereinstimmung der Oppositionsparteien mit dem Minister-

präsidenten und der Majorität gegen den Kammerpräsidenten eingetreten. Letzterer sah sich nun gezwungen, seine falsche Auffassung so gut es ging zu vertheidigen, und zu diesem Zwecke den Präsidentenstuhl zu verlassen, den nun der Vicepräsident Venancio Gonzalez, ein hervorragendes Mitglied der Constitutionellen, einnahm. Die Lage, in die die beiden Minister durch diese Geschäftsordnungsfrage gekommen waren, konnte nicht schlimmer sein, als sie war. Vergebens suchte Toreno unter den sichern Angriffen der Gegner nach einem Ausweg, und er konnte sich schließlich nur damit helfen, daß er seine Interpretation der des Ministerpräsidenten unterordnete. Die vortreffliche Darstellung, die der „Imparcial" von dieser für die Regierung so schweren parlamentarischen Niederlage gab, sei hier theilweise herangezogen:

„Was den Grafen Toreno anbetrifft, so erinnern wir uns an nichts, womit wir seine Vertheidigung vergleichen können. Sie beschränkte sich auf zwei Theile: ohne es zu wollen den Kriegsminister zu tadeln, den er anklagte, den Conflict, durch seine Eile, sich aus unbequemer Lage zu befreien, heraufbeschworen zu haben, und — sich an den Herrn Cánovas del Castillo als seine einzige Rettung zu klammern. Er stimmt mit Cánovas überein. Er wird nie etwas anderes denken oder sagen, als was der Ministerpräsident will; und wenn Meinungsverschiedenheit vorhanden gewesen ist, so soll die Geschäftsordnung sich der Form anpassen, die der erlauchte Chef der conservativ-liberalen Partei für gut hält.

„O ihr Manen des energischen Marques de Gerona, des erlauchten Martinez de la Rosa, des unbeugsamen Rios Rosas, des kräftigen Rivero, schlaft in Frieden, und möge nicht zu euern ehrwürdigen Gräbern das Echo der Stimme eines euerer Nachfolger kommen, der den Grund rechtfertigte, mit dem der Marques de Sardoal jüngst sagte, daß die Präsidentschaft des Congresses nur eine weitere Dependenz der Regierung sei.

„Unter diesen Umständen war es nothwendig, etwas zu thun, um dieser Debatte einen bestimmten Charakter zu geben, und hierzu diente ein Antrag, welcher ersuchte, der Congreß möge beschließen, daß die von Herrn Cánovas del Castillo gegebene Erklärung als die zu Recht bestehende gelten sollte, weil sie vernünftig und logisch sei.

„Es unterzeichneten sie hervorragende Mitglieder der Minoritäten. Herr Cánovas sprang von seinem Sitze auf, als er sie vorlesen hörte; die Majorität bekundete in anhaltendem Murmeln ihre Verblüfftheit.

„Was thun? Den Antrag votiren, das hieß den Herrn Grafen Toreno entlassen; ihn nicht votiren, das hieß die Ansicht des Ministerpräsidenten verwerfen.

„Und damit der Conflict vollständig wurde, erhob sich noch Herr Martos, um den Antrag zu unterstützen.

„Mit dem Geschick, das dieser vorzügliche Redner der Demokratie besitzt, eine Streitfrage zu compliciren, ihr hohe politische Bedeutung zu verleihen, wußte er auch in diesem Falle mit unfehlbarer Sicherheit die wesentlichen Charakterzüge dieses Conflicts scharf zu markiren und die Lage seiner Gegner dadurch auf das äußerste zu verschlimmern. Ein von ihm schließlich formulirter Antrag führte die Sache auf die einfache Frage zurück: «Hat Herr Cánovas recht oder nicht?»

„Die Verwirrung war ungeheuer und ist unbeschreiblich; die Bejahungen und Verneinungen gingen ineinander über; Herr Cánovas fuchtelte mit einem Röhrchen umher, als ob dasselbe das Scepter der Majorität war.

„Nein, nein; riefen die meisten.

„Nein, sagte auch Herr Cánovas und — der Antrag wurde abgelehnt.

„Sanct-Petrus verleugnete Christus dreimal; der Herr Cánovas hat sich selbst verleugnet."

Die praktischen Ergebnisse der parlamentarischen Thätigkeit in diesem Jahre waren wie gewöhnlich sehr geringfügig; die Cortesdebatten dienten in der Hauptsache nur den beiden Gegnern, den Conservativen einerseits, den Liberalen andererseits zur Verfolgung ihrer Ziele und zum erbitterten Kampfe gegeneinander. Die Conservativen wünschten die Regierung in ihren Händen zu behalten; die Liberalen wünschten, sie ihnen zu entreißen und endlich selbst die Führung des Staates zu übernehmen. Auf beiden Seiten wurde wieder mit Eifer das Wesen der constitutionellen Monarchie discutirt. Gegenüber dem Princip des Alternirens zwischen Conservativen und Liberalen, das die letztern vertraten, steifte sich Cánovas auf das Recht der Zahl, auf die Majorität der Cortes und behauptete, der König müsse unbedingt mit dieser rechnen, mit ihr regieren; solange er die Cortesmajorität und das Vertrauen der Krone besitze, werde er nicht einen Schritt weichen. Immer wieder hielt er den Liberalen vor, daß sie zersplittert seien, und solange dieses der Fall, könnten sie überhaupt nicht den Anspruch auf die Regierung erheben. Die Liberalen sahen allerdings die Nothwendigkeit der Vereinigung aller liberalen monarchischen Parteien ein, und die Freunde Sagastas warnten diesen, das Werk der Fusion und Coalition von anderer Seite angreifen zu lassen. Die Vorbereitungen dazu wurden bereits getroffen. Martinez Campos hatte sich im März 1880 feierlich von den Conservativen losgesagt, war dem Beispiel des andern Restaurationsgenerals Jovellar gefolgt und mit allen seinen Freunden zur Opposition übergegangen. Nicht genug damit, bemühte er sich nun, mit den Centralisten ein Bündniß zu schließen. Geschah dies, so wurde die Macht dieser Gruppe so erhöht, daß sie den Constitutionellen leicht gefährlich werden konnte. Die Sagastinos konnten sich auch der Wahrheit nicht verschließen, daß die Krisis vom December 1879 nur deshalb nicht zu ihren Gunsten beendet worden war, weil die liberalen Parteien kein Ganzes bildeten. Hätten sie sich diesmals mit Posada Herrera und den Centralisten vereint, so war es unzweifelhaft, daß der König ihnen die Regierung anvertraut haben würde. Von denjenigen, die diese Ansicht vertraten, wurden daher nach der großen Niederlage, welche die Regierung bei obiger Debatte erlitten hatte, alle Anstrengungen gemacht, um eine Coalition aller monarchisch-liberalen Gruppen zu erzielen, Sagasta mit den Centralisten auszusöhnen, die hierzu oft die größte Bereitwilligkeit gezeigt hatten: Cánovas fing an, dem Lande geradezu gefährlich zu werden, es vor der Weltgeschichte zu compromittiren, sagt man, denn — es gingen Gerüchte von einem Einverständniß oder gar — horribile dictu — von einem Bündniß mit Bismarck um, und eine solche Politik erschien den Liberalen ja doch als eine im höchsten Grade verderbliche, abenteuerliche, un-

patriotische, dem Geist der „lateinischen Rasse" widersprechende. Mit Frankreich in gutem Einvernehmen zu stehen, war die Grundlage ihrer äußern Politik; in zweiter Linie mußte dahin gestrebt werden, mit England gute Beziehungen zu erhalten wegen der Absichten Spaniens auf Marokko, wegen ihrer Colonien in Amerika, wegen ihrer Aspirationen eines Bündnisses mit den spanischen Ländern Amerikas, um durch dasselbe dem Ueberwuchern der germanischen Völker Schranken zu setzen und entgegenzuwirken. Deutschland, der Herd des Imperialismus, des Conservatismus, der protestantischen Ketzerei strebt ihrer Ansicht nach nur dahin, die lateinischen Völker zu unterdrücken, und bemüht sich, den Liberalismus überall zu bekämpfen. Wenn Cánovas mit seinem großen Vorbilde Bismarck, dem er nacheiferte, einen Bund schloß, so mußte er um jeden Preis gestürzt werden.

Unter diesen Umständen, angesichts dieser Gefahren berief Sagasta die Mitglieder aller dynastisch-liberalen Parteien des Senats und der Cortes für den 23. Mai 1880 zu einer Versammlung ein; 112 Senatoren und Deputirte stellten sich ein, 18 ließen sich vertreten. In beredten Worten schilderte Sagasta den Anwesenden die Erfolglosigkeit aller bis dahin seitens der Oppositionen angewandten Mittel, „das repräsentative System zu regeneriren"; er schilderte den Zustand, der durch die übermäßig lange Regierung der Conservativen geschaffen war, die Schäden, die daraus erwuchsen, die Kräftigung der revolutionären Elemente, die dadurch erzielt wurde, die Corruption der Verwaltung, das Wachsthum des Banditenwesens, des Bandolerismus, und betonte die Nothwendigkeit, dieser Sachlage ein Ende zu machen. Eine Vereinigung der liberalen monarchischen Parteien sei dazu erforderlich, diese letztern sollten ihre geringern Meinungsdifferenzen dem patriotischen Zwecke unterordnen, denn „in den drei wesentlichsten Punkten, auf denen heute das monarchisch-constitutionelle und repräsentative System beruht, stimmten sie ja doch alle überein", nämlich darin, daß erstens nur bei strengster Handhabung dieses Systems die Majoritäten der gesetzgebenden Körperschaften der treue Ausdruck der Aussichten des Gros der Nation und das Spiegelbild der öffentlichen Meinung seien, und daß andernfalls, wie zur Zeit, die constitutionellen Monarchien leicht dem ministeriellen Despotismus, „der schlimmsten und widerwärtigsten Art von Despotismus" unterworfen werden könnten.

„Zweiter Punkt: nur, wenn sie sich an die Spitze des Fortschritts der Nationen stellen, um sie zu leiten und nicht aufzuhalten; nur wenn sie das Vertrauen der Parteien gewinnen, indem sie ihnen gleichmäßig die Gunst ihrer höchsten Prärogative zutheil werden lassen; nur wenn sie die Hoffnung auf Freiheit gewähren, die an sich und ihrem Wesen nach die Garantie für die politische Ordnung ist, können die constitutionellen Monarchien in heutiger Zeit jene volle Kraft erwerben und jene Popularität erringen, die zur Erreichung der hohen Aufgaben, die sie zu erfüllen berufen sind, erforderlich ist.

„Dritter Punkt: das gegenwärtige Ministerium, das von dem Lebenssaft der Monarchie lebt, wie der Epheu auf Kosten des Baumes, den er mit seinen Zweigen umspannt hat; das gegenwärtige Ministerium, welches das repräsentative System corrumpirt hat, erstens um die Macht zu erlangen und dann, um sie sich zu er-

halten, und die Prärogativen der constitutionellen Monarchie gleichsam gefangen hält, durch das Mittel von Stimmen, sowol von Vertretern des Landes wie der ministeriellen Günstlinge, zu deren ausschließlichem Vortheil und nicht zum allgemeinen des Landes es die Regierung des Landes mit Beschlag belegt hält — dieses gegenwärtige Ministerium ist ein der Freiheit entgegengesetztes, der Monarchie gefährliches und der Nation schädliches."

Auf der Basis dieser allgemein anerkannten Gesichtspunkte forderte er die Versammelten auf, die kleinlichen Parteidifferenzen aufzugeben, unverzüglich eine Coalitionsformel zu suchen und sich zu einer großen liberalen Partei zu vereinen. Er stellte schließlich den Antrag: „Die dynastische liberale Opposition, eng verbunden in der Gegenwart und in der Zukunft, beschließt, einer leitenden Commission öffentliche Vollmachten zu ertheilen, die Grundzüge ihres Verhaltens zu bestimmen, das sie unter den kritischen Verhältnissen, in denen das Land sich befindet, zu befolgen hat."

Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen, die Coalition geschlossen und eine leitende Commission von sechs Männern erwählt. Sie wurde gebildet aus Sagasta, Martinez Campos, Posada Herrera, Romero Ortiz, Alonso Martinez und Marques de la Vega de Armijo. Die Bezeichnung der Sagastinos als constitutionelle wurde aufgegeben und die Fusionisten constituirten sich als „Liberale Partei".

Die Conservativen hatten dieses Ereigniß ja seit lange erwarten müssen; trotzdem wurden sie nun durch dasselbe vollständig überrascht und wußten in ihrer Bestürzung nicht, was sie thun sollten. Sofort wurden alle Senatoren und Deputirte, die sich nicht in der Hauptstadt befanden, telegraphisch herbeiberufen, um ein Vertrauensvotum durchzubringen, das Cánovas zunächst für erforderlich hielt, und er benutzte eine unbedeutende Gelegenheit, um sich auch der Fortdauer des königlichen Vertrauens und Wohlwollens zu vergewissern; denn nachdem die Liberalen sich einmal zu einem energischen Schritt entschlossen hatten, bedrängten sie die Regierung auch auf das schwerste. Sie stellten das etwas naive Verlangen, daß, nachdem ihre Fusion vollzogen und die Bedingung, die Cánovas immer gestellt hatte, erfüllt worden, das conservative Ministerium nun auch sofort zurücktreten müsse. Selbstverständlich fiel dies dem letztern gar nicht ein, Cánovas bemühte sich dagegen vielmehr, durch Aufbietung aller erdenklichen Mittel die liberale Partei wieder zu sprengen. Diese begriff aber, daß ihre Einigkeit ihre einzige Hoffnung auf die Zukunft bildete, und vereitelte alle Bemühungen ihrer Gegner. Cánovas vertagte bald darauf die Cortes, das bequemste Mittel, sich vorläufig vor einer Krisis zu bewahren, die jetzt leicht eine für seine Macht gefährliche Wendung nehmen konnte. Erst am 30. Dec. eröffnete er wieder die Cortes, in denen nun nach dem ewigen Gepläukel während der letzten sechs Monate die Entscheidungsschlachten geschlagen werden sollten.

Die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1880 und der parlamentarischen Ferien waren eine Botschafterconferenz gewesen, die unter dem Vorsitz von Cánovas die Ausübung des Schutzrechts der diplomatischen Vertreter der Mächte in Marokko regulirte auf Grund eines Vertrages, der am 3. Juli unterzeichnet wurde, und

ferner die am 11. Sept. erfolgte Geburt der Infantin Maria de las Mercedes, wodurch eine Streitfrage über die Verleihung des Principats von Asturien auf dieses erstgeborene Kind hervorgerufen wurde. Die Infantin Isabel hatte bisher diesen Titel geführt, der nun auf die Infantin Maria de las Mercedes dem Gesetz gemäß übertragen wurde.

Die conservative Regierung hatte durch ihre fortdauernde Verbindung mit dem Ultramontanismus und durch ihre ausgeprägt reactionäre Richtung die öffentliche Meinung immer mehr gegen sich aufgebracht und der revolutionären und republikanischen Propaganda reichliche Nahrung gegeben. Die Fusion der Liberalen hatte sie völlig erschüttert, und da alle Mittel sie aufzulösen fehlschlugen, so wurde sie mit neuer Energie von der ministeriellen Presse unter Hinweis auf die frühern Progressisten als staatsgefährlich gebrandmarkt, um den König gegen sie einzunehmen. Gleichzeitig gab die starke Gärung im Lande der Regierung Anlaß, die Thätigkeit der Republikaner strenger zu überwachen, einschränkende Maßregeln zu ergreifen und schließlich die für den 11. Febr., den Gedenktag der Einführung der Republik in Spanien im Jahre 1873, in Aussicht genommenen republikanischen Bankets zu verbieten. Diese Maßregel wurde von dem Republikaner Carvajal in den Cortes zur Sprache gebracht und ein Tadelsvotum gegen die Regierung von ihm beantragt. Die letztere, ihrer Sache und ihrer Majorität sicher, glaubte diese Frage geschickt benutzen zu können, um die liberale Fusion zu zersplittern. Das kluge Verhalten der letztern vereitelte jedoch den Plan der Conservativen, und es trat der Fall ein, daß der König offenbar die Haltung des Cabinets und seine Ansicht nicht völlig billigte. Unter diesen Verhältnissen blieb Cánovas nichts übrig, als mit seinem Cabinet zu dimittiren; der König nahm die Dimission an, und die Liberalen sahen endlich nach sechsjährigem ungeduldigen Warten und unaufhörlichen Kämpfen den Augenblick gekommen, die Früchte ihrer Mühen zu ernten. Sagasta wurde vom König berufen und präsentirte ihm bereits am 8. Febr. 1881 das Cabinet, das er gebildet hatte.

Die Gebrüder Goncourt.

Von

Friedrich Carl Petersſen.

I.

Edmond und Jules de Goncourt konnte man Zwillingsbrüder in artibus et litteris nennen. Selten oder nie wol hat es zwei Brüder gegeben, die in Bezug auf geiſtiges Zuſammenwirken ihnen ebenbürtig geweſen wären. Treffend ergänzten ſich, wie aus ihren Werken erſichtlich, bei den gemeinſam Schaffenden die Gedanken und Gefühle. Ihr Stolz war die originelle Einkleidung des lichtvoll Gedachten, die lebenswahre Analyſe des Menſchen in ſeiner phyſiologiſchen und pſychologiſchen Bedeutung. Menſchen und Dinge in ihrem Thun und Weſen ohne Schminke und Tünche vorzuführen, mit der rein objectiven Darlegung, bei jedem Verzicht auf Spannung der Leſer durch den künſtlichen, überraſchende Wendungen bietenden Aufbau, Wohlgefallen zu erregen: das iſt keine leichte und nicht immer eine angenehme Aufgabe, und ſie löſten dieſelbe, dank ihrem Scharfſinn, ihrer Feinfühligkeit, einem wunderbaren Anſchauungs- und Beobachtungsvermögen, dank aber auch einer heroiſchen Beharrlichkeit, einem eiſernen, die größten techniſchen Schwierigkeiten überwindenden Fleiße, durchweg mit beſonderm Glück. Realiſten, Naturaliſten? Ja freilich: ſie ſind die Bahnbrecher des Genre. Mit wirklichen Menſchenurkunden (documents humains), d. h. auf Wahrheit beruhenden Beiträgen zur Kenntniß der Individuen und Geſellſchaften, traten im literariſchen Frankreich ſie zuerſt auf. Auf dem Herd ihres Schaffens war es ein prächtiges Sprühen und Lodern von Funken und Flammen, und wenn auch bisweilen ein paar häßliche Qualmwölkchen den hellen Schein trübten, ſo war das eine Bedingung ihres Autorſtandpunktes, da ſie in ihren Erzählungen grundſätzlich ſelbſt Conventionell-Verpöntes als ein ergänzendes, ſomit nothwendiges Moment nicht unberückſichtigt ließen. Ihre Palette bot ihnen in erſchöpfender Mannichfaltigkeit Töne für alles. Den Zauber der Farben, die Macht der Linie, den Reiz des Wechſelſpiels von Licht und Schatten empfanden ſie als eine Anregung, der ſie mit echt künſtleriſcher Hingebung Folge gaben. Manchmal thaten ſie dabei im Beſchreiben des Guten faſt zu viel, mutheten dem Leſer z. B. in der Häufung ſinnverwandter Beiſätze oder der Herzählung von Nebenſächlichem mehr zu, als für den Autor rathſam iſt, zumal wenn derſelbe

nicht sowol im kunstvollen Aufbau, im Spannenden der Erzählung als vielmehr in der Art und Weise der Darstellung das Hauptmittel zum Erfolge erblickt. Man sieht aber der Anreihung und wiederholten Beiordnung, selbst da, wo sie ermüdend wirken könnte, eine so liebevoll sorgfältige Behandlung an, daß man den Verfassern die Ueberwucherung gern zugute hält. Artete ihr Ausmalen des Beiwerkes nicht selten in ein förmliches Schwelgen aus, was wir ihrer Liebe zu allen möglichen Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes zuschreiben mögen, so suchten sie dagegen betreffs der Handlung mit sehr geringen Mitteln die gewünschte Wirkung zu erzielen. Hervorragendes weist die Reihe ihrer Charakterzeichnungen auf; mochten sie nun zu solchen als Geschichtschreiber in Schrift und Bild Quellen benutzen oder als Dramatiker und Romanschriftsteller die im Umgang mit andern erworbene Menschenkenntniß verwerthen, durchweg entstanden dabei plastisch vollendete, ihrem Lebensberufe entsprechend handelnde Gestalten. Sie waren als Sitten- und Charakterschilderer auf allen Stufen der gesellschaftlichen Leiter zu Hause. Und wenn sie hoch hinauflangten, in die höchsten Gesellschaftskreise, Spitzen der Aristokratie, Fürstinnen und Fürsten in gelungenen, geistvollen Bildern dem Publikum vorführten, so verschmähten sie es ebenso wenig, mit ihrem Darstellungstalent dem Bürger- und Plebejerleben für ihre Sittenschilderungen typische Gestalten zu entnehmen. Die vielfach geäußerte Ansicht, nur durch Geist und Bildung bedeutende Menschen dürfe der Romanschriftsteller in erster Linie zu Helden seiner Fabel ersehen, theilten sie nicht, und auch in dieser Hinsicht zeigten sie sich als bahnbrechende Neuerer.

Die Erklärung dafür liegt in Verhältnissen, wie sie der Zufall der Geburt bedingt, in der Stellung, der Lebensweise, dem Umgang des Bruderpaares begründet. Sie wollten ihren eigenen Weg gehen. Den Zwang materiellen Elends haben sie nicht gekannt: von Haus aus bemittelt, nach Staatsämtern nicht lüstern, konnten sie im Jünglingsalter ungehindert ihrer Neigung zum Künstler- und Schriftstellerleben folgen. Das freie, frohe Leben im Sonnenschein der Sorglosigkeit führte bei ihnen zu einer Gedankenrichtung und einer Stimmung, die ein kühnes, keckes, halb und halb übermüthiges Wagen nicht ausschloß. Der Verkehr in Kreisen der niedern und höhern Bohême, die Junggesellenexistenz mit ihren Ausschreitungen und Regelwidrigkeiten, die Freude am Sammeln von Autographen sowie von allerhand Kunstsachen: Statuetten, Stichen, Radirungen, Wandbekleidungen, Fayencen, Kunstschreinerarbeiten, die Lust am Detail und zur Detailmalerei in Bild und Schrift . . . das waren lauter Factoren, die beim Studium der literarischen Eigenart der Gebrüder de Goncourt wol in Anschlag zu bringen sind. In ihrer Sammlung von Handschriften mehr oder weniger berühmter und bekannter Persönlichkeiten, von graphischen und sonstigen Kunstwerken aus dem 18. Jahrhundert lag für sie die Anregung zum Verfassen einer jenes Jahrhundert umfassenden französischen Sittengeschichte. Die Zeit, in der sie zusammen schriftstellerisch thätig waren, die Zeit des zweiten Kaiserreiches, bot ihnen den Stoff zu ihren Romanen, und auch in diesen schilderten sie Personen und Zustände mit naturalistischem, allerdings nicht immer erquicklichem Freimuth. Wenn ihre Romane so und nicht anders gerathen sind, so ist das vornehmlich der Zeit, in

der sie lebten und wirkten, beizumessen. Ihre Erzählungen sind originelle Schilderungen aus dieser Zeit. Mit den realistischen Lichtern, die sie darin aufgesetzt haben, kann man sich nicht durchweg befreunden; aber der Born, aus dem sie schöpften, war der Born der Wahrheit, und der wirft Klares und Trübes, Goldkörner und Schlamm auf. Lyrische Wärme kommt darin nirgends recht zum Vorschein, und auch dramatisches Feuer in ergreifenden, packenden, hinreißenden Momenten läßt die Darstellung meist vermissen; dagegen bietet die anschauliche Schilderung, die lose, launige, scheinbar kunstlose und doch verständnißvolle Verkettung der Episodenbilder, die feinfühlige Durchführung der seelischen Wandlungen und Conflicte zu entsprechender Lösung dem Leser einen Genuß, der den Mangel jener Eigenschaften weniger fühlbar erscheinen läßt. Die Goncourt'schen Frauengestalten zeichnen sich meist nicht durch hohe Lieblichkeit aus; gleichwol sind sie in ihrer eigenartigen Vollendung fesselnde Charakterschöpfungen: sie bedeuten eben, wie alles, was die Gebrüder de Goncourt geschaffen, die Frucht eines ernsten, von der Liebe zur Wahrheit ausgehenden Strebens. Das Schriftstellerleben der beiden Brüder war ein stetes, unablässiges Ringen um den Lorber der öffentlichen Anerkennung. Das Schwierige dieses Ringens lag in ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihren davon bedingten Schriftstellerlaunen, ihrer Ansicht von der Kunst, indem sie in der stilistischen Einkleidung die Hauptsache erblickten. Ueber dem rastlosen Mühen ging die jüngere der beiden vereint wirkenden Kräfte zu Grunde, und erst als Jules de Goncourt aus dem Leben geschieden war, kamen die Kunstrichter mit der Ruhmesposaune und dem immergrünen Lorber. Für den Ueberlebenden war es ein Sonnenblick in das Düster der Trauer um den heißgeliebten Bruder und eine Aufmunterung zu weiterm Schaffen.

Edmond Louis Antoine und Jules Alfred Huot de Goncourt waren Enkel eines Mitgliedes der Nationalversammlung von 1789 und Söhne des Schwadronchefs a. D. Marc Pierre Huot, den der Tod früh den Seinen entriß. Zu Nancy erfolgte am 28. Mai 1822 die Geburt Edmond's, während Jules zu Paris am 17. Dec. 1830 geboren ward. Der Altersunterschied sollte hinsichtlich ihrer spätern Lebensbrüderschaft nicht ohne bestimmenden Einfluß bleiben. Aeußerst gelehrig, dazu feurigen, lebhaften Geistes, gab sich, bei raschen Fortschritten in den Schulfächern, der jüngere de Goncourt nebenbei mit Eifer dem Dichten hin. Seine Uebersetzungen aus dem Lateinischen bot er dem Lehrer Nisard in Alexandrinern, ohne daß dieser an dem „monstrum horrendum", wie er selber in einem Briefe an seinen Jugendfreund Louis Passy schreibt, den geringsten Anstoß genommen hätte. Schon damals regte sich der Dramatiker in ihm, und mag auch das fünfactige Drama in Versen, welches er als Gymnasiast in seinen Mußestunden dichtete: „Etienne Marcel", ganz oder zum Theil seinen literarischen Jugendsünden zuzuzählen sein, so ist und bleibt es doch in Hinsicht auf des Autors späteres Wirken als charakteristische Erstlingsleistung bemerkenswerth. Gleichwol und trotz der Hingebung, mit der er wieder und wieder sich als Poet versuchte, verfloß noch eine geraume Zeit, ehe er im Verein mit dem Bruder zur Selbsterkenntniß kam und in der Schriftstellerei seinen Lebensberuf erblickte. Entscheidend hinsichtlich

ihres zukünftigen Zusammengehens war ein ergreifender Auftritt in der Stunde des Hinscheidens ihrer Mutter. Im Angesicht des Todes, der für die Leidende ein Erlöser war, weihte die Besorgte den Bruderbund ihrer Söhne fürs Leben, indem sie, nach der Vermittelung ihres Letzten Willens an Edmond, beider Rechte ergriff, die Hand ihres Lieblings Jules, dem sie immerdar die zärtlichste Lenkerin und Beratherin gewesen, in die des ältern, erfahrenen, der Schulbank längst entfremdeten Bruders legte und ihn damit gleichsam in dessen väterliche Obhut übergab. Das war am 5. Sept. 1848, und seit dem Tage wandelten die beiden Brüder den Lebenspfad vereint. Mehrfach preisgekrönt, absolvirte Jules das Gymnasium, und das Ansinnen der Anverwandten, er solle sich um eine Beamtenstelle bemühen, mit der stolzen Erklärung zurückweisend, es gelüste ihn nicht nach der Ehre, das vielbegehrte Amt eines Staatsdieners sei in seinen Augen nicht die Bücklinge werth, mit denen man danach angele, übrigens gleich dem Bruder mit seinem Erbe auf alle Zukunft vor Brotsorgen sicher, fuhr er fort, den Pegasus zu tummeln, bis er, das Fruchtlose seines Beginnens einsehend, der Dichtkunst Lebewohl sagte. Edmond de Goncourt scheint inzwischen allerdings die Absicht, Staatsbeamter zu werden, gehegt zu haben. Auf den schriftstellerischen Thatendrang ließ bei Edmond bis zu seinem Anschluß an den Bruder nichts schließen: zwar verfaßte er in der Vorperiode ein Werk: „Frankreichs Schlösser im Mittelalter"; aber die Triebfeder, der Wunsch, damit seine Aufnahme in eine gelehrte Gesellschaft zu erzielen, hatte nichts mit dem natürlichen, unbewußten Drange gemein. Zur Kunst neigte sich Edmond eher hin, und als Jules einmal zu der Einsicht gelangt war, daß er trotz seines Vorbildes Victor Hugo, für den er in seinen Jünglingsjahren schwärmte, als Dichter nichts Eigenartiges schaffen werde, glaubte auch dieser eine Zeit lang, in der Kunstpflege eine seinen Anlagen entsprechende Aufgabe erblicken zu dürfen. Im Anfang legten sie sich mit Eifer auf die Zeichnung und das Aquarell; später gewannen sie der Radirung besondern Geschmack ab, und manche Leistung von ihnen ward von der Kunstkritik mit entsprechendem Lobe gebucht. Eine natürliche Folge ihrer Liebe zur Kunst, vornehmlich aber doch der Anregung, die ihnen das Beispiel einer gebildeten Verwandten bot, war ihre Freude am Sammeln von Kunstgegenständen. Besonders stark trat dieser Zug bei Edmond hervor, der namentlich auch der japanischen Kunstindustrie als Sammler Beachtung schenkte, während Jules gleichsam mehr dem Bruder zu Gefallen sich dafür interessirte, mit um so größerer Hingebung aber die Kunst in der Schriftstellerei pflegte.

Im Juni 1849 planten die beiden Brüder zu Paris eine Fußreise durch Burgund, Lyonnais, Dauphiné und die Provence, mit dem Vorsatz, nach Beendigung der Fahrt einen Monat in Algerien zuzubringen. Nach kurzem Aufenthalt zu Bar-sur-Seine, wo die Naturbetrachtung ihnen Stoff zu spätern Schilderungen bot, traten sie die Wanderung an. Mit frohem Sinn und hellem Blick genossen sie Natur und Kunst, indem sie mit Griffel und Pinsel stunden- und tagelang copirend der Pflege des Aquarells sich hingaben. Nebenbei buchten sie regelmäßig ihre Touren nebst dem, was ihnen unterwegs aufgefallen war; anfangs in kurzen, flüchtig hingeworfenen Sätzen, nach und nach jedoch mit mehr Fleiß und Kunst, bis endlich bei ihnen die Lust und Liebe zum Dinge voll zur Geltung kam

und der Literat den Künstler mehr und mehr in den Hintergrund drängte. Das Tagebuch mit seiner allmählich sich verbessernden Form bildete ihre erste, anleitende Schriftstelleretappe; entschieden gelangten sie durch dasselbe in die Bahn, welche ihnen am meisten zusagte. Was sie als scharfsichtige Beobachter über Land und Leute während ihres Aufenthalts in Algerien niederschrieben, erschien zum Theil im „Éclair". Es war die erste Aufmunterung, die ihnen seitens der Presse zutheil wurde.

In dem Seebadeort Sainte-Adresse bei Havre setzten sie im folgenden Jahre bei der Lektüre von Shakspeare und Rabelais ihre Stilübungen fort. Jules verfaßte, „um sich zu zerstreuen", eine Art Novelle in 19 lose gereihten Kapiteln, über deren Schicksal nichts verlautet. Um die Zeit beschlossen sie, und ich vermuthe, daß der jüngere de Goncourt, dessen lebhaften, muntern Geist und joviale Denkweise der Bruder mit dem ernsten, träumerischen Wesen nicht theilte, den Anstoß dazu gegeben, vor allem ihren Fleiß den Bretern, welche die Welt bedeuten, zuzuwenden, und zwar, in dem damals noch beliebten Genre des Vaudeville, zunächst dem Palais-Royaltheater. In ihrer dunkeln Zwischenstockwohnung in der Rue Saint-Georges schrieben sie im October ihr Erstlingswerk, das zweiactige Vaudeville „Titellos". Der Komiker Sainville und der literarische Leiter der Bühne erklärten, nachdem sie das Manuscript gelesen hatten, in Bezug auf dasselbe: „viel Geist, aber zu wenig Bühnenwirkung", und dabei blieb es. Schon im folgenden Monat verfaßten die jungen Autoren ein neues dreiactiges Vaudeville: „Abu-Hassan", und mit diesem wandten sie sich direct an die Direction des erwähnten Theaters. Allein das Manuscript kam zurück mit dem nämlichen Bescheid.

Der doppelte Misserfolg brachte sie um ihre Hoffnungen, auf dem Gebiet des Vaudeville Erfolg zu erringen, und im folgenden Jahre schrieben sie ihren ersten Roman: „Im Jahre 18**." Das Buch sollte am 2. Dec. erscheinen. Die Affichen waren gedruckt. Allein der Staatsstreich mit seinen Gewaltmaßregeln, von denen auch Gerdès, der Drucker des Romans und der „Revue des deux Mondes" betroffen wurde, veranlaßte diesen, die Anschlagzettel mit dem verdächtigen Romantitel ins Feuer zu werfen, und das Werk selbst, übrigens schlechterdings nur eine Romanskizze, fand bei der Erregtheit der Gemüther keine Beachtung. Eine Auszeichnung ward gleichwol den jungen Verfassern zutheil; diese bestand in dem Feuilletonartikel, den ihnen Jules Janin im „Journal des Débats" widmete. Alle Welt hatte an dem Tage gespannt dem Erscheinen des Organs der Orléanisten entgegengesehen, da man zuversichtlich im Feuilleton unter irgendeiner nebensächlichen Form scharfe Ausfälle wider den neuen Cäsar zu finden hoffte. Es versteht sich somit von selbst, daß der Artikel aus der Feder des beliebten Feuilletonisten mit Interesse gelesen wurde. Doch es war keine erhebende Lobrede: der Stilfanatiker Janin sagte darin den jungen Vermessenen, die es gewagt hatten, in so crasser Weise mit dem Conventionellen zu brechen, freimüthig die Wahrheit, ließ ihnen dabei aber allerdings bezüglich ihres Talents Gerechtigkeit widerfahren, sodaß es aus der lebhaften Warnung wie eine väterliche wohlwollende Aufmunterung hervortönte. Trotz dieser kritischen Besprechung, welche in allen Kreisen des gebildeten Frankreich den Roman der jungen Auto-

ren der Beachtung empfehlen mußte, blieb der Absatz des Werkes auf etwa 60 Exemplare beschränkt. Ein paar Monate nachher ersuchte der Verleger die beiden Verfasser, mit den nicht verkauften 1000 Exemplaren sein Magazin räumen zu wollen, und so wanderten die Exemplare in eine Mansarde, wo drei Jahre später das Brüderpaar beim nochmaligen Durchlesen ihres Erstlingsromans den heldenmüthigen Entschluß faßte, das Tausend den Flammen zu übergeben.

Natürlich ermangelten die Gebrüder de Goncourt nicht, nach dem Erscheinen des Janin'schen Artikels dem eminenten Feuilletonisten persönlich für sein väterliches Wohlwollen ihren Dank abzustatten, und die Abschiedsworte des Mannes: „Voyez-vous, il n'y a que le théâtre", regten sie zu dem Versuche an, mit einer einactigen Jahresrevue: „In der Sylvesternacht", bei der Direction des Théâtre français ihr Heil zu versuchen. Allein trotz des Empfehlungsschreibens, das ihnen Janin an die Schauspielerin Allan mitgab, trotz der kräftigen Fürsprache der letztern schlug auch dieser Versuch fehl. Und neue kleinere Bühnenstücke wurden geschrieben, unter andern eine Posse: „Mamsell Sirsabella", ein Schauspiel: „Incroyables et merveilleuses"; was nützte es ihnen! Keins davon ging über die Breter. Im Jahre 1852 erschien ihr Salonbuch, 1853 ihr Skizzenbuch: „Die Geheimnisse des Theaters"; dieses wie jenes blieb unbeachtet. Aerger und Verdruß, nicht der mindeste aufmunternde Erfolg, und dabei sollten sie als Mitarbeiter von „Paris", des „Éclair" und anderer pariser Blätter zu heiterer Darstellung die Feder führen . . . wahrlich, der innere Drang zum Schaffen mußte bei ihnen ein außerordentlicher sein. Auf Grund des Verdachtes, in dem sie bei Hofe standen, eifrige Orléanisten zu sein, wurden sie nebst ihrem Freunde Alphonse Karr wegen eines im „Paris" erschienenen Artikels von ihrer Feder, der humorvollen Geschichte eines Gemäldes von Diaz, welche in den anzüglichen beschreibenden Versen einem von der Akademie mit Preis gekrönten Buche von Sainte-Beuve entnommen war, vor die Schranken des Zuchtpolizeigerichts gerufen, und nur besondern Umständen hatten sie es zu verdanken, daß sie freigesprochen wurden.

Bald darauf schrieben sie, der undankbaren Bühnenarbeit überdrüssig, ihre „Geschichte der französischen Gesellschaft während der Revolution", die nebst der pikanten Monographie „Die Lorette" 1854 erschien. Im folgenden Jahre gaben sie ihre „Geschichte der französischen Gesellschaft während des Directoriums" heraus. Beide Werke wurden auf ihre Kosten gedruckt. In diesem Jahre erreichte ihre Schriftstellertrübsal einen hohen Grad. Nirgends ein Entgegenkommen, weder bei Verlegern noch im Lager der Kritik. Kleinliche Anfeindungen von allen Seiten. Gleichwol arbeiteten sie, wacker gegen die Muthlosigkeit ankämpfend, unverdrossen weiter. Im Herbst traten sie eine Reise nach Italien an, wo sie, zu Venedig, Florenz, Pisa, Parma, Rom, vornehmlich Kunststudien trieben, zwar auch ein Werk über Venedig schrieben, von dem ein Bruchstück im „Artiste" erschien, das sie aber nachträglich als eine „allzu lyrische und excentrische Schöpfung" verbrannten.

Nach ihrer Rückkehr setzten sie mit frischem Eifer ihre schriftstellerischen Arbeiten fort. Im Jahre 1856 hatte die Kritik von ihnen zu buchen: „Die Schauspielerinnen. Sophie Arnould", sowie die Sammelwerke „Ein Wagen voll Mas-

ken" und „Intime Porträts aus dem 18. Jahrhundert". Und wieder suchten sie dem innern Drange des Dramatikers gerecht zu werden, indem sie (1857) das Schauspiel „Die Schriftsteller" dichteten. Doch auch dieser Versuch mislang. Das Manuscript wanderte ins Feuer, den Stoff verwertheten die Brüder später in einem Roman. Als 1858 ihre „Geschichte der Marie Antoinette" erschienen war, planten sie ein großes Werk zur Kunstgeschichte: „Die Kunst im 18. Jahrhundert", das bis 1867 in 17 Quartbänden mit Radirungen heftweise herauskam. Im Jahre 1860 veröffentlichten sie „Die Maitressen Ludwig's XV.". Inzwischen hatte die Verehrung, welche sie ihrem Freunde Gavarni, dem berühmten Volksskizzenzeichner, widmeten, sie zu der Einsicht geführt, daß es, bei allem Reiz, den für sie als Kunstsachen- und Autographensammler die Schilderung einer der Vergangenheit angehörenden Gesellschaft haben mußte, doch wol für sie, da sie meist nur nach dem Erzählten anderer schildern konnten, lohnender und verdienstlicher sein dürfte, wenn sie ihre Stoffe der Gegenwart entnähmen und aus eigener Anschauung, nach dem Leben, originale Werke verfaßten. Das verunglückte Schauspiel „Die Schriftsteller" bot ihnen zunächst mit ihren eigenen Lebenserfahrungen den Stoff zu einem pariser Sittenroman, in dem sie namentlich die Vertreter einer gewissen Klatschpresse satirisch geiseln konnten, und es erschien (1860) der gleichnamige Roman, der später unter dem Titel „Charles Demailly" neu aufgelegt wurde. Das Werk rief bei seinem Erscheinen im Lager der Kritik einen wahren Sturm hervor. Keiner wollte in dem Roman eine der Wirklichkeit entsprechende Schilderung erkennen oder nur zugeben, daß in dem Sittengemälde auch Lichtpartien enthalten seien. Selbst Jules Janin besprach dasselbe im „Journal des Débats" in einer Weise, die den Leser glauben lassen konnte, das Buch weise nur, wie die Goncourt in einem Briefe an die Redaction des „Journal des Débats" schreiben, „das Elend des Schriftstellerthums, den Schmuz der Corruption, die ungesunden Anschauungen, die Treulosigkeiten und Verräthereien der Eisenfeder" auf, und würdevoll verwahrten sich die Verfasser des Romans dagegen mit den Worten: „Unser Buch, wir können es mit gutem Gewissen sagen, ist kein solches bitteres, erbarmungs- und trostloses Werk. Wenn es Dinge berührt, die den Schriftstellerberuf entehren, Menschen, die ihn bloßstellen, so ist nicht weniger darin von den edeln Leidenschaften und den hochherzigen Geistern die Rede, welche ihn adeln. Wenn es rücksichtslos gegen Schändlichkeiten und Niederträchtigkeiten ist, so bringt es der Seelengröße, der Opferfreudigkeit, dem stillen Heldenmuthe, den verkannten Tugenden der Schriftstellerwelt seine Huldigung dar. Wenn es die Nachzügler und Miethlinge des Heeres demüthigt, so verherrlicht es dessen Fahnenträger und Soldaten. Und dadurch, daß sie in dieser Weise Auftritte und Personen in ihrem Roman gegensätzlich vorführten, glauben die Verfasser keineswegs die Ehre der großen Schriftstellergemeinde, der sie anzugehören sich rühmen, beeinträchtigt zu haben." Stolz konnten die Verfasser des Romans auf eine Zuschrift sein, die George Sand ihrem Buche widmete. „Ich kenne Sie nicht, meine Herren", schrieb ihnen die berühmte Romanschriftstellerin. „Ich bin eine Wilde. Ich bin an den Ufern der Indre, abgesehen von der übeln Laune, zu einem Bauer geworden. Ich mache keine Complimente; ich

bin nicht einmal höflich. Glauben Sie also, was ich Ihnen sage. Ihr Buch ist sehr schön, und Sie haben viel, enorm viel Talent. Ich sage Ihnen das, es ist vielleicht kein Beweis; ich weiß nicht, ob ich mich darauf verstehe. Viele Leute sagten mir, ich verstehe nichts davon. Ich glaube es nicht, man glaubt so etwas nie. Kurz und gut, nie würde ich als «Richter» aufzutreten wagen. Ich sage Ihnen meinen Eindruck, meine Ueberzeugung; legen Sie derselben nicht mehr Werth bei, als ihr gebührt. Welche abscheuliche Welt haben Sie mir vorgeführt! Ist sie auch wirklich so? Ich kenne sie nicht. Die (Schriftsteller-)Welt, in der ich einst verkehrte, erschien mir nicht so häßlich. Aber die Schilderung ist so gut, so trefflich aufgebaut, so ergreifend, daß sie wahr sein muß. Heiter ist freilich die kleine Ekloge nicht. Was für Memmen, Dummköpfe, was für erbärmliche Menschen, mein Gott! Welch nervige und markige Satire! Ihre Hand ist stark und Ihre Entrüstung beredt, ohne Emphase. Die Marthe . . . von der Sorte gibt es welche, ich weiß es. Sie ist wunderbar lebenswahr, schrecklich. Und das Ende der Unglücklichen . . . ein Alpdrücken ist's. Und wie viel richtige Betrachtungen, wie viel wahr Empfundenes und treffend Dargelegtes! Kurzum, ich bin sehr zufrieden, obwol sehr betrübt. Sie mögen daraus abnehmen, daß ich, wenn ich das Herz voll Betrübniß habe, auch doch nicht gegen die Bewunderung bin. Sie haben seit dem Erscheinen der ersten Werke, die ich von Ihnen gelesen, immense Fortschritte gemacht, und es wundert mich nicht. Ich hatte sie vorausgesehen, diese Fortschritte, und es freut mich bei meiner kleinen Eigenliebe, Ihre Zukunft geahnt zu haben. Und Ihre Zukunft ist auch jetzt noch verheißend. Sie werden die Mittel vereinfachen und Ordnung in den Ueberfluß bringen. Es ist die junge Schule, ich weiß es. Man will alles sagen, alles beschreiben, keinen Grashalm in Schatten lassen, die Festons und Stäbchen zählen. Es ist blendend, nur manchmal gar zu blendend. Sie werden sehen, daß Sie es dahin bringen, zu opfern, wie es in guten Gemälden geschehen muß. Allein es eilt damit nicht; seien Sie jung, es ist ein guter Fehler."

Die kritischen Winke, welche dieser Brief enthält, und verwandte Fingerzeige von anderer Seite wurden von den jungen Romanschriftstellern in der Folge nicht unberücksichtigt gelassen; schon aus ihrem nächsten Roman war dies ersichtlich. Nach einer Reise durch Deutschland, die sie im September 1860 mit dem bekannten Feuilletonisten Paul de Saint-Victor antraten, und auf der sie Berlin, Dresden, die Sächsische Schweiz, Nürnberg u. s. w. besuchten, bot ihnen 1861 eine von dem rouenneser Gelehrten Bouilhet in ihrem Beisein erzählte Anekdote von einer Haarlocke, die im Spital zu Rouen ein Mediciner dem gestorbenen Freunde abgeschnitten hatte, um sie der Mutter desselben einzuhändigen, und die ihm eine Barmherzige Schwester, die in stiller Liebe zu dem jungen Patienten entbrannt war, entwendete, die Veranlassung zur Abfassung des ebenso originellen als trefflichen Romans „Schwester Philomène", zu dem sie ihre Localstudien im Charitéspital machten. Nach einem neuen Abstecher auf historisches Gebiet, als dessen Frucht 1862 das überaus interessante gehaltvolle Buch „Die Frau im 18. Jahrhundert" erschien, das Victor Hugo in einem Schreiben an die Verfasser „ein edles und reizendes, ungemein anziehendes Werk" nannte, und das ihnen

überdies von seiten des berühmten Dichters die ehrende Bemerkung, daß sie „wahre und feinfühlige Maler, heitere Philosophen und zugleich Geschichtschreiber seien", einbrachte, sammelten sie Stoff zu einem Werke, das im wesentlichen die in der jüngern Bourgeoisie des zweiten Kaiserreiches übliche Erziehung mit ihren Mängeln in ihren Folgen darlegen und eine psychologische Analyse der damaligen Jugend enthalten sollte, und so entstand 1863 der Sitten- und Familienroman „Renée Mauperin", ein Buch, von dem sich wol behaupten läßt, es halte in Bezug auf geniales Beobachten und Schildern mit den besten verwandten Schöpfungen der Neuzeit den Vergleich aus.

Inzwischen hatten unsere beiden Autoren den Kreis ihrer Freunde in der Kunst- und Literaturwelt beträchtlich erweitert. Manche hervorragende Künstler- und Schriftstellerpersönlichkeit zählte dazu, und der Verkehr blieb sicherlich nicht ohne Einfluß auf ihre Gedankenrichtung und literarische Thätigkeit. Durch Gavarni, dem sie das Studium des pariser Lebens ablernten, wurden sie in den kleinen Cirkel eingeführt, dessen Mitglieder alle 14 Tage sich zu einem Montagsessen beim Gastwirth Magny an der Rue Contrescarpe versammelten, und dessen Stifter Gavarni und Sainte-Beuve waren. Außer diesen fanden sich zu den Atheistendiners, wie man die Mahlzeiten nannte, nach und nach eine Menge bedeutender, aufgeklärter Männer, wie Ernest Renan, Taine, Turgénew, de Chennevières, Graf von Nieuwerkerke, Dr. Veyne, Baudry, Paul de Saint-Victor, Théophile Gautier, Charles Edmond, E. Soulié ein, und es läßt sich denken, daß die mit diesem Verkehr für die Gebrüder de Goncourt verknüpften Anregungen ihren frohen Schöpfermuth nicht schwächten. Und auch im Salon der Prinzessin Mathilde, wo sie, obwol erklärte Gegner des Kaiserthums, gern gesehene Gäste waren, kann ihre Lust zum Schaffen nur lebhaft angeregt worden sein. Ueberdies verkehrten sie mit den meisten Autoritäten im Literaturgebiet. Sie konnten und durften sich demnach wol zu Wagnissen herausgefordert fühlen.

Nach „Renée Mauperin" schrieben sie, dem Vorurtheil zum Trotz, das in der Aufstellung von Romanhelden aus den niedern Volksschichten eine Entweihung der Kunst erblickt, 1865 den Roman „Germinie Lacerteux", in dem das Paris, welches in den Eßwaarenläden und Winkelcafés verkehrt, die pariser Arbeiter-, Grisetten- und Bonnenwelt in typischen Gestalten vorgeführt wird. Natürlich ließen es die Heroen der alten Schule beim Erscheinen des Buches an allerlei Randglossen nicht fehlen. Aber es erhoben sich doch auch Stimmen, welche bei nebensächlichen kritischen Bemerkungen den Verfassern bezugs des Ganzen ihr volles Lob zollten. Sainte-Beuve verspürte beim Lesen des Romans bezüglich der alten Poetik ein elegisches Rühren und schrieb seinen „theuern Freunden" über die ersten Kapitel unter anderm: „. . . Ich fühlte mich gefesselt von dieser schlichten, wahren, so wenig geschmeichelt wahren, aber so sehr der Wirklichkeit entsprechenden Erzählung, in der kein Zug dem Zufall überlassen oder dem Conventionellen eingeräumt ist." Auch Victor Hugo rühmte daran das Wahre, nach dem einleitenden Satze: „Ihr Buch, meine Herren, ist unversöhnlich wie das Elend." Jules Claretie und Emile Zola sprachen sich öffentlich anerkennend darüber aus; in vollem Maße that es aber doch nur der letztere in seinem Anschluß an die Gebrüder

de Goncourt als Verfechter der Wahrheit, und in tiefgefühlten, den gottbegnadeten Schriftsteller verrathenden Worten statteten ihm dafür die Verfasser brieflich ihren Dank ab und schlossen Freundschaft mit ihm.

Das Jahr 1865 war noch insofern bedeutungsvoll für die Gebrüder de Goncourt, als sie in demselben eine Zeit lang von neuem der Hoffnung sich hingeben konnten, als Dramatiker Anerkennung zu finden, dann aber freilich, dem alten Spruch „Audacem fortuna juvat" zum Trotz, von dem vielköpfigen Richter Publikum grausam enttäuscht wurden. Zwei Jahre vorher hatten sie ein dreiactiges Drama: „Henriette Maréchal", verfaßt, mit dem sie nunmehr bei der Direction der Comédie française ihr Glück versuchten, und siehe da, das Stück gelangte zur Annahme und ward einstudirt. Am 5. Dec. kam es zum ersten mal zur Aufführung. Sein Fiasco aber war glänzend, und nachdem das Stück an sechs Abenden bei vollem Hause gegeben worden war, verschwand es par ordre von der Affiche. Der Schlag war hart; er traf die beiden Brüder, und namentlich Jules, der hauptsächlich auf die Dramendichtung seine Hoffnung gesetzt hatte, zumal bei ihrer schon monatelang währenden Erregtheit, äußerst empfindlich, und trug sicherlich bei zu des letztern frühem Ende. Zischte man in dem Drama das Werk der Realisten de Goncourt aus, oder trugen ihnen ihre freundschaftlichen Beziehungen zu der Prinzessin Mathilde das Fiasco ein? Wir werden es später festzustellen suchen. Den Muth verloren sie in der aufregenden und aufreibenden Sturmperiode, in der eine feindlich gesinnte Kritik sie mit Schmähungen überhäufte, als Dramatiker nicht. So eifrig sie eine Anzahl neuer Stücke entwarfen, vollendeten sie doch in der Folge nur eins, und zwar auf Grund der vielfach belächelten prophetischen Worte, die der damalige Commandant von Straßburg, General Ducrot, im Salon der Prinzessin Mathilde hinsichtlich eines bevorstehenden Krieges mit Preußen äußerte. Dies Drama: „Das Vaterland in Gefahr", wurde noch dazu vom Prüfungscomité des Théâtre français nicht angenommen und blieb in ihrer Autormappe.

Nachdem sie 1866 unter dem Titel „Gedanken und Gefühle" ein Sammelwerk vorwiegend philosophischen Inhalts veröffentlicht hatten, entwarfen sie einen Künstlerroman: „Manette Salomon", der im folgenden Jahre auf den Büchermarkt gelangte und, was übrigens bei der lebenswahren Detailmalerei und der geistvollen Charakterschilderung nicht zum Verwundern war, von der Kritik mit Beifall begrüßt wurde. Unmittelbar darauf gingen sie an die Abfassung des psychologisch wol feinfühlig ausgesponnenen, jedoch in der Motivirung der seelischen Wandlung nicht durchweg soliden Romans: „Frau Gervaisais", zu dem sie das Beiwerk in Rom sammelten, und zu dem ihnen die Erlebnisse einer gebildeten kunstfreundlichen Tante, derselben, die ihnen den Geschmack am verständigen Sammeln von Kunstschätzen mittheilte, in Rom, wo sie mit ihrem geistesschwachen Söhnlein ihren Aufenthalt nahm und schließlich vom Philosophenstandpunkte zum Katholicismus übertrat, das Material an die Hand gegeben hatte. Sie arbeiteten zwei Jahre daran, denn der jüngere Bruder kränkelte bereits und litt namentlich an Schlaflosigkeit aus übergroßer Reizbarkeit der Gehörnerven. Sie vollendeten das Werk in ihrem 1868 von ihnen bezogenen Hotel zu Auteuil, das sie binnen

kurzem mit feinem Verständniß zu einem originellen Künstlerhause einrichteten. Trotz der theilnahmvollen Besprechung, mit der Zola das Erscheinen des Buches ankündigte, fand dasselbe im wesentlichen — und wie hätte das bei den darin gemachten Enthüllungen über das Treiben der römisch-katholischen Geistlichkeit befremden können? — eine nichts weniger als beifällige Aufnahme. Die religiösen Duckmäuser, und sie waren zahlreich in den höhern Gesellschaftskreisen, wandten den Verfassern kühl den Rücken. Sainte-Beuve unter andern wagte das Werk nicht einmal öffentlich zu besprechen. Es war der letzte Roman, den die beiden Brüder gemeinschaftlich verfaßten. Das letzte Werk, welches sie zusammen vollendeten, war ihr Buch über Gavarni. Am 20. Juli 1870 ließ Jules de Goncourt, nach dreitägigem Leiden, den heißgeliebten Bruder, mit dem er so lange Freud und Leid getheilt hatte, allein. Er war kaum 40 Jahre alt geworden.

Ein reiches, vielfach bewegtes, nur in Stunden des emsigen Schaffens wahrhaft tröstliches Schriftstellerleben lag hinter dem vereinsamten Bruder. In welcher Weise er mit dem Betrauerten literarisch thätig gewesen, was er selbst, was jener zum ganzen an Gedanken und Einkleidung beigetragen, wir wissen es nicht. Ihr Arbeiten war in der gegenseitigen Ergänzung ein so wunderbar harmonisches, daß nirgends in ihren gemeinsamen Werken ein störender Unterschied in der Schreibart sich bemerkbar macht. Ich vermuthe nur, daß Jules de Goncourt sich besonders im muntern, witzigen Dialog hervorthat, während sein Bruder namentlich in der zartnuancirten Beschreibung seine Meisterschaft geltend machte. Uebrigens hand-habte Jules, immer wenn ein Werk vollendet war, die glättende Feile. Stundenlang saß er da, mit kritischem Sinne die mögliche stilistische Vollendung anstrebend. Jeder Zoll ein Schriftsteller, opferte er der Lust zum Planen und Schaffen selbst das Bedürfniß, sich entsprechende Bewegung zu verschaffen, den Leib gesund, den Geist frisch zu erhalten. Dies und die fortwährende innere Erregtheit, welche bei ihm und dem Bruder immer wieder das Bangen um den Erfolg eines Werkes bedingte, war wol der Grund des Nervenübels, das seinen frühen Tod herbeiführte. Die Lebensweise der Brüder schloß sonst die Freude am heitern Genießen nicht aus. Ein Hochgenuß war es für sie, an ihrem gastfreien Tisch einen kleinen Kreis intimer Freunde zu versammeln, und regelmäßig geschah das während ihres pariser Aufenthalts einmal in der Woche. Ihre pecuniären Mittel benutzten sie, gestatte man mir den Ausdruck, mit epikuräischer Weisheit. Ihrer Liebe zum Sammeln von Kunstgegenständen und Autographen brachten sie manchmal größere Opfer, als sich mit ihrem Ausgabeetat vertrug; dann zogen sie sich, um das Gleichgewicht wiederherzustellen, in eine Herberge in der Provinz, wo sie für 3 Frs. täglich leben konnten, zurück, oder speisten zu Paris eine Zeit lang täglich in Winkelcafés, die zu ihren Stammgästen vornehmlich Arbeiter zählen, und brachten so das der Kunst Geopferte wieder ein. Ihre Arbeitsmethode erinnert an die Hector Malot's*) und Emile Zola's. Sie beobachteten scharf und lange und sammelten sorgfältig allen erforderlichen Baustoff ein; dabei blieb auch

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIII, 1., 842 fg.

nicht das mindeste unberücksichtigt. Gemeinschaftlich wurde das Werk geplant, und dann gingen die Brüder, hinter Schloß und Riegel, für keinen Besuch zu Hause, mit einem Feuereifer an die Arbeit, der sozusagen Hirn und Herz in derselben aufgehen ließ. In den Arbeitspausen gaben sie sich, die Erregtheit der Nerven zu dämpfen, dem Vergnügen des Rauchens hin, und immer war ihnen der stärkste Taback der liebste. Es war ein förmliches Treibhausschaffen, wie man sieht.

Umfassend erscheinen die literarischen Leistungen der Gebrüder de Goncourt, wenn man die Zahl der Bände, bedeutend, wenn man die Arbeit in Betracht zieht. Welchen Aufwand von Fleiß, welches Verständniß, welche Geistesthätigkeit erforderte nicht schon der historische Theil derselben! Die Aufgabe, welche sich die Goncourt stellten, als sie ihre Geschichtsbücher entwarfen, war, dem Leser in Bezug auf Frankreich eine sociale Geschichte des 18. Jahrhunderts und darin nach wenig oder noch gar nicht benutzten Quellen eine Menge Daten zu bieten, die der Historiker bisher nicht beachtet oder verschmäht hatte. Sie hielten zu dem Ende Umschau in allen auf die Privatgeschichte jener Zeit sich beziehenden Schriften: Memoiren, Broschüren, Pamphleten, Zeitungen, ließen selbst den Roman und das Drama nicht unbeachtet, schöpften überdies aus autographischen Briefen, durchforschten sorgfältig das weite Feld der Kunst, des Kunstgewerbes, der Mode mit seinen vielfachen ergänzenden Andeutungen, und befleißigten sich dabei im objectiven Erzählen und Schildern einer Unparteilichkeit, die, eben weil sie nicht jedermanns Sache ist, häufig unangenehm berührt. Die historische Wahrheit mußte natürlich beim Benutzen so vieler und verschiedener Quellen hin und wieder recht bedauerliche, allerdings nicht immer leicht zu beweisende Entstellungen erfahren; das Anziehende, Pikante der Erzählung konnte nur dabei gewinnen, und es scheint fast, als ob die Verfasser darauf vornehmlich bedacht gewesen wären. Nun, für den Familientisch sind die Bücher nicht geschrieben. Die Schreibart ist durchweg, trotz der ungezählten, durch Gänsefüßchen angedeuteten Citate, flott, fließend, elegant: stellenweise ist es ein keckes, stürmisches Dahinjagen, und auch zum ernsten, klaren, schönen historischen Stil können sich die Verfasser erheben, wenn es auch vielleicht nicht immer am rechten Orte geschieht. Die Gliederung der Episoden verräth bisweilen eine gewisse Hast: mit einem jähen Sprunge und einem kecken Anknüpfungswort ist der Uebergang nicht immer entsprechend ausgeführt. Unverhohlen bewundern darf man die Fülle des in den Büchern aufgespeicherten Stoffes. Für den Romanschriftsteller und den Dramatiker, der seine Vorwürfe der Geschichte der französischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert entnehmen will, bilden sie eine schätzbare Fundgrube.

Das Geschichtswerk „Les maîtresses de Louis XV“ liegt, in drei je ein besonderes Werk bildenden Bänden, in einer neuen Ausgabe vor, die von Edmond de Goncourt neu durchgesehen und mit ungedruckten Briefen und Urkunden bereichert worden. Der erste Band: „Die Ducheſſe de Châteauroux und ihre Schwestern“*), enthält die Geschichte Ludwig's XV. von der Zeit seiner Mann-

*) „La duchesse de Châteauroux et ses soeurs“ (2. Aufl., Paris 1879).

barwerdung (Februar 1722) bis zum Tode der Frau de Mailly (1744). Mit unverwüstlichem Gleichmuth decken die Verfasser den Morast auf, in dem das monarchische Frankreich versumpfen sollte. Bunt und wechselreich entrollt sich vor uns die Kette der mehr oder minder geheimen Auftritte, die in diesem Zeitraum zu Versailles über die Breter gingen, welche den Hof bedeuteten. Wie und durch wessen Schuld Ludwig auf gewisse Abwege gerathen und weiberscheu geworden war, wie er sich als Gemahl der Maria Leszczynska geberdete — nicht einmal der Schleier der Brautnacht bleibt ungelüftet — durch welche Umstände und Kniffe er nach und nach zum Ehebruch getrieben wurde, wie er nach längerm Umherflattern in das Garn der Aristokratin de Nesle-Mailly gerieth, darauf deren Schwester Mademoiselle de Nesle unter die Haube brachte und als Madame de Vintimille zu seiner Gebieterin machte, nach ihrem Tode endlich zu der dritten Schwester, der stolzen ehrsüchtigen Frau de la Tournelle, sich wandte und ihr zum Lohn für ihre Willfährigkeit ein Herzogthum schenkte und den Titel einer Ducheſſe de Châteauroux verlieh, bis er schließlich diese das Los der von ihr aus ihrer Stellung verdrängten Madame de Mailly theilen ließ . . . alle diese Hofbegebnisse werden der Reihe nach nebst den sie begleitenden Intriguen und Gegenintriguen mit einem Humor vorgeführt, der keine handelnde Person, keinen charakteristischen Zug, keinen Anlaß zu politisch-socialen Deductionen unbeachtet läßt. Wie hätten die Verfasser auch nicht in dem Zeitabschnitt, in welchem ein Maurepas mit seinen Spottliedern auf die königliche Maitressenwirthschaft das Volk „unehrerbietig" machte, wie es in dem Buche heißt, die erste Etappe zur Revolution erblicken sollen!

In derselben pikanten, umfassenden, geistvollen Weise wird in dem Buche „Frau von Pompadour"*) das Bild der zweiten Etappe entrollt. Nach der Aristokratie wird die Bourgeoisie, was die Maitresse betrifft, Hoflieferantin. Die letzte adelige Maitresse, Madame de Lauraguais-Nesle, wird von einer Bürgerlichen, der Madame d'Etioles, geborenen Poisson, glänzend aus dem Felde geschlagen. Maurepas und seine Schützlinge fahren fort, in Liedern und Epigrammen die höfische Sittenverderbniß zu geiseln. Die Poissonnaden tauchen auf. Das Volk singt: „Die großen Herren machen sich verächtlich, die Financiers bereichern sich, empor kommen bei der Wirthschaft die Poissons, es ist die Herrschaft der Taugenichtse. Von einem so dummen Geschöpf so viel Aufhebens machen? Der König ist ein Narr" u. s. w. Allein die Favoritin läßt sich durch die Spöttereien nicht irremachen. Mag das Volk murren: sie ist Gebieterin, Maurepas soll es bald erfahren, und sie steigt, steigt, fast bis zum Gipfel fürstlicher Macht, für das Volk mit ihrem Thun und Treiben, mit ihren Errungenschaften und Connexionen ein lebendiges Zeugniß von dem imponirenden Ansehen des Siegers nicht nur, sondern auch von der feilen Nachgiebigkeit der Großen der Erde, wenn es sich um die Wahrung ihrer Interessen handelt, bis die Abkehr des königlichen Buhlen von ihr auch ihre Seele mit quälenden Zweifeln erfüllt und der barmherzige Tod sie dem Schandleben entreißt. Auch dieses Buch ist in hohem Grade interessant, und nicht minder pikant. Die Porträts erscheinen vortrefflich gezeichnet und

*) „Madame de Pompadour" (2. Aufl., Paris 1881).

gewinnen durch die eingeschalteten brieflichen Belege noch mehr Relief. Dem Kunstfreunde dürfte das angehängte Verzeichniß der gemalten, gemeißelten und gestochenen Bildnisse der Pompadour, der von ihr erworbenen Kunstgegenstände und der von ihr selbst ausgeführten graphischen Arbeiten, Stiche und Radirungen, willkommen sein.

Und die letzte erklärte Favoritin tritt auf. Aus dem Sumpf der Verworfenheit erhebt sie der Liebeswahnsinn des greisen gekrönten Lüstlings auf den Königsthron. Nach der Aristokratie die Bourgeoisie, nach der Bourgeoisie der Plebejerstand! Es war die dritte Etappe zur Katastrophe. Noch eine, und der morsche Thron bricht im Revolutionssturm zusammen, und die letzte der Buhlerinnen, welche diesen Thron zu einem Sitz der Schande gemacht hatten, fällt als Sühnopfer auf dem Blutgerüst, und — räthselhaftes Verhängniß! — ihr Los theilt diejenige, welche ihr, der die Vornehmsten ihre Huldigung darbrachten, bei Hofe stets mit Geringschätzung begegnet war, Marie Antoinette! Das Buch „Die Du Barry"*) reiht sich, was Vollständigkeit und die Bearbeitung des Stoffes betrifft, würdig seinen beiden Vorgängern an. Die Arbeit war keine leichte und angenehme; aus freien Stücken unternommen, fordert sie um so mehr unsere Achtung vor dem Muthe des Autors heraus. Zwar wissen wir: in naturalibus veritas; aber gewisse Dinge hätten doch etwas feiner eingekleidet werden können. Das naturalistische Kleckfen ist eben in solchen Büchern übel angebracht. Stoff zu erbaulichen Betrachtungen anderer Art bietet der Anhang mit den darin abgedruckten Schneider- und Lieferantenrechnungen.

In ihrer „Geschichte der Marie Antoinette"**) bieten die Goncourt ein Porträt dieser unglücklichen Königin, das einen Jakobiner schwerlich entzückt hätte, in dem jedoch der Unbefangene, Vorurtheilsfreie unbedingt eine geistvolle, humane, hohen Lobes würdige Autorthat erkennen muß. Sie erblicken und schildern in der Gemahlin Ludwig's XVI. einfach eine „das Vergnügen, die Zerstreuung liebende, etwas ausgelassene, spottlustige, leichtsinnige, aber ehrbare, sittenreine Frau", die nie anders denn als Königin den Wunsch und die Absicht zu gefallen hegte. Mag man auch zu dem Geständniß sich hingerissen fühlen, daß die Schattenpartien in dem Gesammtbilde etwas kräftiger hätten ausfallen können, so läßt sich andererseits ihre Auffassung dieses Frauencharakters um so weniger anfechten, als es ihnen nicht schwer fiel, mit den ihnen zur Verfügung stehenden Beweismitteln die vielseitige crasse Verleumdung, deren Opfer die Frau geworden, darzulegen. Ihre Leidensgeschichte dieser Märtyrerin des Königthums ist in der ergreifenden Darlegung ein Meisterwerk.

Prägnant, lebendig, bei vorwiegend breiter Detailmalerei, sind die Schilderungen, welche die „Geschichte der französischen Gesellschaft während der Revolution"***) bilden. A tout seigneur tout honneur! Und mit den Salons, in denen seit Ludwig's XIV. Tode der Revolution beständig vorgearbeitet worden,

---

*) „La Du Barry" (2. Aufl., Paris 1880).

**) „Histoire de Marie-Antoinette" (2. Aufl., Paris 1880).

***) „Histoire de la société française pendant la révolution" (2. Aufl., Paris 1880).

welche die Politik auf Kosten der feinern Umgangssprache und der Galanterie in Staatssalons umgewandelt hat, wird die Erzählung begonnen. Von dem Salon auf die Straße! „In den Gassen tausend Stimmen, tausend Rufe, tausend Zoten; fieberhaft erregt hin- und herrennend, mit den Ellbogen sich Bahn brechend ein ganzes Volk." Und in kurzen, gedrängten, treffenden Sätzen wird die Schilderung im Detail fortgesetzt. Ueberhaupt entgeht den Verfassern kein charakteristischer Zug. Die Einführung des griechischen und römischen Kunstmodegeschmacks im Ameublement, die Zustände hinter den Coulissen des französischen Theaters, der Talma- und Naudet-Handel, die von der Parteileidenschaft heraufbeschworene Duellwuth, der Wein- und Eßwaarenhandel, der Börsenwucher, die Kaffeehäuser, die Geldnoth, die Prostitution, die periodische Presse, die Schmähschriften und Zerrbilder, die Gefängnisse, der Vandalismus der Königsfeinde, die Damen der Halle, die Mode, das Taufen, Trauen, Beerdigen, die Guillotine, die Hinrichtungen: kurz, alles, was irgendwie ein Streiflicht auf die damaligen Verhältnisse der pariser Gesellschaft werfen konnte, schildern sie in der angedeuteten Art. Mit einer zum Herzen gehenden warm empfundenen Schilderung der Hinrichtungen auf dem Revolutionsplatze schließt das interessante Buch ab.

Nach demselben Plane wurde die „Geschichte der französischen Gesellschaft unter dem Directorium"*) entworfen. Ueber 100 Seiten sind zunächst der Beschreibung von Paris, wie es die Schreckensherrschaft gestaltete, eingeräumt. Aeußerst interessant! Von dem Zeitpunkt des Beginnens der antirevolutionären Bewegung ausgehend, beleuchten nun die Verfasser die pariser Gesellschaft in ihrem Thun und Treiben nach allen Seiten hin bis zur Zeit des Consulats. Der Werth auch dieses Buches besteht hauptsächlich in der Detailmalerei. Jede gesellschaftliche Regung, jede epochemachende Erscheinung im Kunst- und Literaturgebiet, auf der Bühne bietet ihnen Veranlassung zur Mittheilung einer Menge fesselnder, wenig bekannter Einzelheiten. Ich finde in dem Buche ein reizendes Porträt der Frau Tallien, das in seiner eleganten Ausführung lebhaft an Jules Janin und seine Schreibweise erinnert. Auch ein farbenfrisches Porträt Talma's finden wir darin.

Das beste unter den Geschichtswerken der Gebrüder de Goncourt ist unstreitig „Die Frau im 18. Jahrhundert".**) Entschieden bezeugt dasselbe bedeutende Fortschritte in der Beherrschung des Stoffes; darin ist die Ueberwucherung des Citats vermieden. In anziehenden, geistvollen Schilderungen machen die Verfasser den Leser mit allen Phasen der Frauenexistenz vertraut. Treffend besprechen sie unter anderm die klösterliche Mädchenerziehung, die Eheschließung und das Boudoirleben, die Toilettenkünste, die Wandlungen, welche das Salonleben seit der Mitte des Jahrhunderts, dem Zeitpunkt seiner vollen Begründung, erfuhr. Nach der Vertreterin der Aristokratie wird die der Bourgeoisie dargestellt, nach der Frau aus dem Volke die fille galante. Eingehende Betrachtungen über die Schönheit und die Mode, die Herrschaft, den Verstand, die Seele, das Greisenalter, die Philosophie und den Tod der Frau bilden die letzten Hauptstücke eines Buches, bei dessen Würdigung

*) „Histoire de la société française sous le Directoire" (2. Aufl., Paris 1880).

**) „La femme au dix-huitième siècle" (2. Aufl., Paris 1882).

ich nur Eins bedauere, nämlich daß die Verfasser ihren ursprünglichen Plan, auch dem Mann und dem Staat im 18. Jahrhundert ein besonderes Werk zu widmen, nicht ausgeführt haben.

Biographische Skizzen und Bruchstücke, die als ergänzende Zugabe zur „Geschichte der Gesellschaft" zu schätzen sind, an und für sich betrachtet jedoch nur lose Charakterfacetten in Feuilletonplaudereien mit eingeschalteten Autographen sind, bieten die Gebrüder de Goncourt in den „Intimen Porträts aus dem 18. Jahrhundert".*)

Als Kunstfreunde und Künstler zeigen sich die Goncourt in den freien Studien, welche unter dem Titel „Die Kunst im 18. Jahrhundert"**) neuerdings in einer dreibändigen Ausgabe ohne Radirungen auf den Büchermarkt gelangten. Die vorgeführten Maler und Kupferstecher boten mit ihren zahlreichen Werken den beiden Brüdern eine Fülle des Stoffes zu kritischer Würdigung, welche die Gewandtheit ihrer Feder in feinfühligen, kunstvollen, treffenden Schilderungen ausgiebig zur Anschauung bringt. Sie schwelgten hier in Genüssen, wie sie der Kunstkritiker im liebevollen Betrachten, Prüfen, im anschaulichen Beschreiben der Werke anerkannter Meister findet. Alle mit dem Pinsel, der Radirnadel, dem Zeichenstift, dem Grabstichel erzielten Effecte sind in stilistisch entsprechender Weise mit der reinsten Kunstbegeisterung meisterhaft dargelegt. Welch rückhaltlose Hingebung an die Sache! Wie bezeichnend wirksam das Wortgemälde! Welch ein Guß und Fluß in der Vorführung! Und wie kurz und bündig die Charakterzeichnung! Ein paar Federstriche, und der Künstler steht in seiner künstlerischen Bedeutung vor uns. Watteau ist „der große Dichter des 18. Jahrhunderts". Ihm verdankt man „die Wiedergeburt der Anmuth". „Gewissen und Wissen, siehe da alle Verfahrungsarten, das ganze Geheimniß, das ganze Talent Chardin's!" Boucher war „einer von denen, welche den Geschmack eines Jahrhunderts bedeuten". La Tour bringt „als hervorragender Physiognom im Porträt des Menschen dessen Charakter zur Offenbarung. Seine Gesichter denken, reden, beichten, geben sich preis". Und so treffend und schlaghaft ist auch die Charakteristik der andern Maler. Besonders werthvoll machen das Werk noch die jedem Abschnitt angehängten biographischen Ergänzungsstücke und Bilderverzeichnisse.

Reich an interessanten und pikanten Einzelheiten ist die Schrift, in welcher die Gebrüder de Goncourt das Leben und Wirken Gavarni's***) eingehend beleuchten. Sie haben, wie sie in der Vorrede erklären, Gavarni geliebt und bewundert. Lange Jahre hindurch waren sie fast die einzigen vertrauten Freunde des Misanthropen. Und was sie im persönlichen Verkehr mit dem Künstler, was sie in seinem schriftlichen Nachlaß über ihn erfahren, bieten sie dem Leser in ihrer rückhaltlosen Manier. Ein langes, buntes, vielbewegtes, schattenreiches Menschenleben

---

*) „Portraits intimes du dix-huitième siècle." Neue Studien nach autographischen Briefen und ungedruckten Documenten (Paris 1878).

**) „L'art du XVIIIe siècle" (1., 2. und 3. Serie, Paris 1881—82).

***) „Gavarni, l'homme et l'oeuvre." Nach den ungedruckten Memoiren des Künstlers (2. Aufl., Paris 1879).

entrollt sich vor uns. Den genialen Künstler können wir in Guillaume Sulpice Chevallier, genannt Gavarni, bewundern, den Menschen lernen wir in ihm nicht achten und lieben. Es war, zumal für die Verfasser des Buches, eine dankbare Aufgabe, dem großen Sittenschilderer die Anerkennung rücksichtlich seiner gewaltigen Productionskraft, seiner wunderbaren Beobachtungs- und Auffassungsgabe, seines erstaunlichen Darstellungstalents, seines außerordentlichen Gedächtnisses nicht schuldig zu bleiben; seinem Leben konnten sie bei ihrer Wahrheitsliebe beim besten Willen das Unerquickliche moralischer Verwüstung nicht nehmen. Ungeschminkt, mit seinen Vorzügen und Mängeln tritt Gavarni in dem Buche vor uns hin, und das eben leiht dieser Charakterschilderung einen besondern Werth.

Mit der treffenden Zueignung: „Unserm Freunde Gavarni", erschien die Monographie „Die Lorette"*), zu der Jules de Goncourt, nach einer Zeichnung von Gavarni, die Radirung lieferte. Das kleine Buch ist beißender Spott vom Anfang bis zum Ende, eine satirische Aufdeckung des Sumpfes der modernen Phrynenwirthschaft, die viele wenig erbaulich finden mögen. Eine Reihe zum Theil recht hübscher novellistischer Skizzen führt das Sammelwerk „Einige Menschenkinder aus unsern Tagen"**) vor. Passender wäre der Titel „Pech- und andere Vögel" gewesen. Es sind in der That meist launige, an Geist und Witz nicht arme, stellenweise ein farbenfrisches Naturbild bietende biographische Fragmente aus dem Leben allerhand dunkler, vergebens um das Licht der Anerkennung ringender und schließlich im Sumpfe des materiellen Elends untergehender Leute. Den Verzierer Possot, dessen Erfindertalent bezüglich des Kunstgewerbes das Kapital ausbeutet, werfen die Launen einer Maitresse, Noth und Trübsal aufs Krankenlager, bis ihn jählings die Cholera hinrafft. Den Journalisten Chevassier bringt der Tod des Vaters, die Liebe zu der kränkelnden betagten Mutter um seinen Lieblingstraum: auf dem Lande, unter den Bauern, diesen Schildhaltern einer herzverknöchernden Habgier, verfällt er dem Spleen und der Versumpfung. Der Maler und Radirer Buisson läßt sich von der Landwirthschaft fesseln, hängt sein Talent an den Nagel und wird Ackerbauer. Ein echter Pechvogel ist Nicholson, der Romanschriftsteller, „Times"-Redacteur, Tavernrichter und Rennsportwirth, den, nebenbei bemerkt, die Gebrüder de Goncourt fälschlich als Dichter der Fabel „Amor und der Tod" anführen! Schon der Schuldthurm als Hinderniß bei seiner Mitbegründerschaft in Betreff des „Punch" macht ihn zu einem solchen. Briefe machen uns dann mit dem Liebesleben einer ersten Liebhaberin vertraut. Die Fahrt ist wechselvoll, scheint aber der Freundin und Anfängerin, an welche die Briefe gerichtet sind, trotz der cynischen Lehren wenig zu behagen. Zur Abwechselung stellen die Verfasser den pariser Typus des Schildbürgers, das Urbild des Naiven, Calinot, dem Leser vor. In dem Schriftsteller Ourliac wird hierauf ein Cyniker und Bohême, der sich schließlich zu einem Verfechter des Katholicismus am „Univers" umstempeln läßt, geschildert. Benedict ist wider den Willen seines Vaters Schauspieler geworden, verthut mit den Freunden in drei

*) „La lorette" (2. Aufl., Paris 1883).

**) „Quelques créatures de ce temps" (2. Aufl., Paris 1878).

Jahren sein Erbe, componirt Romanzen, mit denen ein anderer Ehre einlegt, und wird ... Bohême. Ein reizendes Cabinetsstück ist das Lebensbild „Die Wiederverkäuferin von Macon", eine Verherrlichung, möcht' ich sagen, der Freude am Raritätenbesitz: Frau Javet begrüßt heiter den Tod einer Concurrentin, durch den sie in den Besitz eines Unicums zu gelangen hofft. In dem Poeten und Bureaukraten Hippolyte tritt ein neuer Pechvogel auf; schade nur, daß es an der consequenten Durchführung fehlt. Lieber verweilen wir bei dem reizenden Idyll „Der Fährmann von Maguelonne". Es durchweht dasselbe ein elegischer Hauch, wie er äußerst selten in den Goncourt'schen Werken sich fühlbar macht. Das Bild der irrsinnigen Gattin und Mutter im Rahmen der Heidelandschaft ist ergreifend. Auch die andern ernsten und oft drolligen, oft den Ton der Tragikomödie anschlagenden Charakterbilder sind vielfach anregend und fesselnd.

Die unter dem Titel „Theater"*) im Buchhandel erschienenen dramatischen Werke der Gebrüder de Goncourt sind: „Henriette Maréchal" und „Das Vaterland in Gefahr". Verdiente das erstere ausgezischt zu werden, wie es bei seiner Aufführung im Théâtre français geschehen? Ich habe das Stück wiederholt durchgelesen und muß gestehen: ja, das in jenem Fiasco liegende Urtheil ist ein gerechtes. Das Drama ist Edouard Thierry, dem damaligen Verwalter des Théâtre français, der „so muthig gewesen, es anzunehmen", zugeeignet. Der so muthig gewesen? Allerdings gehörte ein ganz besonderer Muth dazu, das Stück in Scene gehen zu lassen. Und der Muth konnte nur aus der Annahme hervorgehen, das Publikum sei durchaus ohne jedes Gefühl der Sittlichkeit. Théophile Gautier leitete das Bühnenspiel mit einem Prolog in Alexandrinern ein, der zu Erwartungen berechtigte. Und wie sah man sich getäuscht! Pierre de Bréville besucht mit seinem viel jüngern Bruder Paul den Opernball. Väterlich wohlwollend ermahnt er ihn: „... Belustige dich, Junge! Und begeguet dir in den Gängen eine ehrsame Frau, eine Frau aus der vornehmen Welt, wie sie nur alle Jubeljahre auf dem Opernball erscheint, so mache ihr dreist den Hof und kennzeichne sie mit einer Schramme im Gesicht, zerreiße ihr die Spitzen an der Maske und stiehl' ihr die Visitenkarte ihres Gatten aus der Tasche, um sie zu erkennen. Tollheiten, mein Junge, Tollheiten!" Nicht lange, so fesselt Paul ein schwarzseidener Domino, in dem er sofort eine Dame, wie sie ihm empfohlen ist, erkannt hat, und ohne Säumen redet er die Unbekannte an. Die Dame ist die Gattin des steinreichen Fabrikherrn Maréchal, der sie auf den Ball geführt, um ihr eine Zerstreuung zu verschaffen, und sie in der Loge allein gelassen hat; die Zudringlichkeit eines Operngastes vertrieb sie daraus. Scheinbar entrüstet gebietet sie dem verliebten Jüngling endlich Schweigen, bittet ihn aber doch, mit dem Bemerken, sie wolle ihren Gatten aufsuchen, um seinen Arm. Da erscheint jener Zudringliche wieder. Paul läßt den Arm der Dame fahren, tritt, indeß Maréchal mit der Gattin davonzieht, dem Frechen entgegen, ohrfeigt ihn, und ein Zweikampf ist die Folge davon. Verwundet kommt Paul zu dem Besitzer des nahen Land-

*) „Théâtre: Henriette Maréchal. La patrie en danger" (Paris 1879).

gutes ins Quartier. Es ist der Fabrikherr Maréchal. Er findet die liebevollste Pflege und lohnt das dem Ehrenmann, dessen Gast er ist, damit, daß er, kaum genesen, dessen Gattin, in der ihn ein Zufall den Domino vom Opernball erkennen läßt, zur Ehebrecherin macht. Im Badeort Trouville wird der ehebrecherische Umgang fortgesetzt, und Pierre übernimmt väterlich wohlwollend die Rolle des Anstandswächters. Drei Monate hat das sträfliche Verhältniß gedauert. Ein neues Stelldichein ist auf den Abend verabredet worden. Da kommt Maréchal vom Bahnhofe unerwartet nach Hause: er hat die Zeit zur Abfahrt verpaßt. Pierre erscheint und meldet der von Angst Beklommenen, das Geheimniß sei für die Welt kein Geheimniß mehr. Und auf ihre Frage, was er damit sagen wolle, äußert er das Unerhörte, sie habe ihn mit ihrer Liebe zu seinem Bruder zu Danke verpflichtet, er sei stolz auf diese Liebe, als ob sie ihm selber gelte. Er enthüllt ihr, was er in den drei Monaten für ihre Sicherheit gethan, warnt sie mit den gerichtlichen Folgen einer Entdeckung, beweist ihr, als sie auf Grund des Ueberdrusses, den ihr die Ehe verursacht, um Verlängerung der Frist gebeten, schlagend, daß Henriette, ihre Tochter, seinen Bruder liebe, fordert ihr dessen Briefe ab und entfernt sich damit. Maréchal und Henriette kommen. Beide sind erregt. Sie besprechen Blumendiebstähle, die zur Nachtzeit in benachbarten Gärten verübt worden. Der Gärtner habe, sagt Maréchal, den Morgen im Garten Fußspuren bemerkt. Augenscheinlich glaubt er an ein Liebesverständniß zwischen Paul de Bréville und Henriette. Allein diese, welche, nach dem bon plaisir des Autors, der kindlichen Liebe, oder vielmehr der Liebe ihrer Mutter zu dem Buhlen ihre eigene Liebe zum Opfer gebracht hat, erklärt ihm auf sein Befragen rundheraus, sie liebe ihn nicht und wolle nicht heirathen. Zornig entfernt sich Maréchal, nachdem er der Gattin unter vier Augen seine Befürchtung unzweideutig zu erkennen gegeben hat, mit der Aeußerung, er wolle das Lager aufsuchen. Madame Maréchal sinkt in die Knie und ruft Gott an, er möge ihr sagen, daß die Tochter um nichts wisse, während Henriette, die sachte zu ihr ins Zimmer getreten, neben ihr kniend Gott um Verzeihung anruft und den Tod herbeiwünscht, und nach den pathetischen Worten: „O, die Engel kommen, wenn man betet", hebt sie die Tochter auf und ruft: „Henriette! Nein, nein! Meine Tochter! Küsse mich!" —, worauf Henriette mit dem Ausrufe „Mutter!" ihr in die Arme sinkt und Madame Maréchal sie nach ihrem Zimmer zurückgeleitet. „O, sie weiß um nichts, sonst hätte sie mich nicht so geküßt", meint die Dame beruhigt, als sie allein ist. „Jetzt soll alles aus sein." Da steigt zu ihrem Schrecken Paul, den sie unterrichtet wähnte, zum offenen Fenster herein. Er hat ihr gleich selber ihre Briefe bringen wollen. Ungestüm fordert er Erhörung; sie weist ihn energisch zurück. Plötzlich erschallt im Garten drunten die Stimme des Gärtners: „Er ist oben, Herr; er ist oben!" Der Weg zur Flucht ist dem Eindringling abgeschnitten. Da erscheint Henriette auf der Schwelle ihrer Thür im weißen Nachtgewande. Die Mutter fällt bei ihrem Anblick in Ohnmacht, während draußen Maréchal Einlaß begehrt. Henriette deutet, zu Paul gewendet, auf die offene Thür ihres Zimmers, treibt den Zögernden mit einer drohenden Geberde hinein, dreht die Lampe aus und läßt sich mitten im Zimmer auf die Knie nieder. Da

fliegt die Thür in Trümmer; herein stürzt Maréchal mit einer Pistole in der Hand, fordert mit einer Donnerstimme die Kniende, welche er für seine Gattin hält, auf, ihm ihren Liebhaber namhaft zu machen, gibt, als sie in Schweigen verharrt, einen Schuß auf sie ab, sinkt, indeß die plötzlich aus ihrer Ohnmacht erwachte Mutter die rücklings Hingestürzte still betastet, in die Knie. Und Henriette erklärt sterbend, indem sie mit beiden Händen der Mutter den Mund verschließt: „Mein, mein Liebhaber war er!" Der Aufbau des Dramas läßt kaum etwas zu wünschen übrig; wäre nur der Inhalt nicht im wesentlichen die reine Unnatur.

Verschiedene Episoden aus der Geschichte der großen Revolution vergegenwärtigt das fünfactige Drama „Das Vaterland in Gefahr". Könnten mehr oder minder geistvolle, und nicht immer geistvolle Gespräche über Tagesereignisse ein Drama bilden, so wären die fünf Acte ein solches. Die Handlung ist gleich Null. Die handelnden Personen: ein Graf, welcher Bacchus, Venus und seinen Roy vergöttert, ein aus dem Herrendienst in den der Revolution tretender Patriot, der sich in seiner neuen Stellung gegen seine frühern Wohlthäter erkenntlich zeigt, ein anderer Patriot, der die Familie, deren Hauslehrer er früher gewesen, denuncirt, eine in Standesvorurtheilen befangene Stiftsdame, des Grafen Schwester, ein aus der Klosterschule entlassener Backfisch, deren Nichte, sind sammt und sonders nach der Schablone gezeichnet und erregen wenig Theilnahme. Edmond de Goncourt hält das Drama für das beste der von ihnen geschriebenen Theaterstücke. Uebrigens nennt er es in der Vorrede ein „todtgeborenes Werk", womit wir eher einverstanden sind als mit seiner Ansicht, es dürfte am Tage der Revanche, „den alle herbeiwünschen sollen", für würdig erklärt werden, „mit seinem Sturmruf im Volkstheater das patriotische Frankreich zum Kampf aufzupeitschen". Weise handelten unbedingt die Gebrüder de Goncourt, indem sie dem Theater stolz den Rücken wandten und den Roman zu ihrem Arbeitsfelde ersahen.

Umfassende Beiträge zur Kenntniß des denkenden und empfindenden Ichs der beiden Romanschriftsteller und Künstler sind in dem Buche „Gedanken und Gefühle"*) enthalten. Ueberhaupt ein Gemisch von Wahrem und Falschem, Warmempfundenem und Kühlgedachtem, Verständigem und Wunderlichen, Gehaltvollem und Seichtem, läßt es in manchem den scharfblickenden Beobachter, den zartfühlenden, federgewandten Darsteller, den gesunden Denker und originellen Philosophen erkennen. Einzelnes erinnert in der Schreibweise an Jean Paul. Die Schilderungen aus Italien und Deutschland lassen bedauern, daß die Gebrüder de Goncourt ihre gesammelten Reisefrüchte nicht literarisch verwertheten.

Der Erstlingsroman der Gebrüder Goncourt war: „Im Jahre 18**."**) Hier merkt man zu sehr ihre Absicht, mit Geist und Wissen zu glänzen, als daß man sich davon erbaut fühlen könnte. Das Ueberwuchern der philosophischen Betrachtung sowie der malerischen Beschreibung läßt darin die Hauptsache, den Roman, als Nebensache erscheinen. Es ist eine fragmentarische Offenbarung zweier jungen

*) „Idées et sensations" (2. Aufl., Paris 1877).
**) „Un premier livre. En 18 . . ." (neue Ausg., Brüssel 1885).

Gemüther, in denen schon in Bezug auf dies und das die Flamme des Aufruhrs lodert, welche nichts Unerlaubtes darin erblicken, die menschliche Thorheit an den Pranger zu stellen, die Speculanten und Duckmäuser im Priesterrock zu entlarven, ein Ding beim rechten Namen zu nennen, selbst Conventionell-Verpöntes zu äußern, wenn es sich darum handelt, einen Auftritt nach dem Leben zu schildern oder im rechten Tone die Wahrheit festzustellen, und insofern ist das Werk ebenso bezeichnend wie beachtenswerth. Eine Frucht jugendlichen Uebermuthes könnte man das wunderliche Buch nennen. Und doch ... der Ehrgeiz des Schriftstellers hat beim Entwerfen desselben als Triebfeder die Hauptrolle gespielt. Man versprach sich Wunder von dem Wagniß und ließ dabei nur Eins außer Acht, nämlich, daß der Zwerg auch auf Stelzen ein Zwerg bleibt, daß „gesucht" nicht gleichbedeutend mit „originell" ist.

Der Schriftstellerroman „Charles Demailly"*) gewährt Einblicke in das Treiben und Wesen der pariser Journalisten- und Literatenwelt unter dem zweiten Kaiserreich. Im besondern sind Vertreter der „kleinen Presse", die bekanntlich zu Ludwig Napoleon's Regierungszeiten ihre Spalten vornehmlich mit Klatsch füllte, nebenbei auch Mitarbeiter größerer Zeitungen redend und handelnd eingeführt. Streng nach dem Leben gezeichnet, machen uns die bunt aneinandergereihten Auftritte mit allem vertraut, was einen Beitrag zur Charakteristik dieser Schriftsteller abgeben kann. Wir wohnen auf dem Redactionszimmer des „Scandale" einer Unterredung der Mitredacteure dieses Blattes an, lernen in ihrer Begleitung das Salonleben der pariser Literaten kennen, besuchen mit ihnen Kaffee- und Bierhäuser, Weinschenken und Speisewirthschaften, und sogar das „sweet home" eines in wilder Ehe lebenden Bohême. Viel landläufiger Esprit in Besprechungen, viel witziges und auch cynisch-witziges Reden, aber wenig Gemüthliches, Herzliches, das edlere Saiten anschlägt.

Wir finden einen Satz in dem Buche, der die vorgeführte Schriftstellerwelt treffend kennzeichnet; derselbe lautet: „Dans notre monde, on est impitoyable pour les vilaines choses mal faites." Daß die Verfasser mit dem Roman bei den geschilderten Kreisen nicht viel Lob einernten würden, war vorherzusehen. Die Wahrheit hören nicht nur Fürsten und große Herren nicht gern.

In andere Kreise führt uns „Schwester Philomène"**), ein Roman, den die Verfasser mit Stolz ihr Werk nennen konnten. Philomène (Marie Gaucher) ist als älternlose Waise von einer Tante, die seit 20 Jahren im Dienste einer adeligen Familie stand, in deren Wohnung aufgenommen worden, hat im Umgang mit dem einzigen Sohn der verwitweten Herrin ihrer Tante früh die Bitterkeiten kennen gelernt, die der Standesunterschied bedingen kann, auf der Klosterschule, die sie als Kostschülerin hat besuchen dürfen, eine tiefwurzelnde Frömmigkeit sich zu eigen gemacht, nach kurzem Aufenthalt bei der Tante, mit dem für ihr zum Liebesbewußtsein erwachtes Herz eine herbe Täuschung verknüpft gewesen, sich in den Orden der Augustinerinnen aufnehmen lassen und kurz darauf in einem pariser

*) „Charles Demailly" (2. Aufl., Paris 1878).
**) „Soeur Philomène" (2. Aufl., Paris 1876).

Spital als Barmherzige Schwester auftreten müssen. Dort waltet und schaltet sie nun mild und fromm, wie es ihre Stellung erheischt, eine treue Pflegerin aller derjenigen, die Krankheit und Armuth an diese Heimstätte bannt: Mädchen und Frauen aus dem Volke. Für jede Patientin hat sie ein freundliches Wort: diese tröstet sie, mit jener scherzt sie. Wenn die hübsche junge Aufseherin nicht mehr empfänglich ist für die Eindrücke des Widerwärtigen, die in einem Krankensaal tagtäglich sich geltend machen, so verdankt sie das dem Mediciner Barnier, der in ihrem Saal den Tagesdienst versieht. Dieser ist ein freimüthiger biederer Jüngling, der sich damit ein besonderes Anrecht auf ihre Hochachtung erworben, daß er sich, obwol kein Krösus, des Sohnes einer in dem Saal gestorbenen armen Frau annahm und denselben bei seiner auf dem Lande lebenden Mutter unterbrachte. Uebrigens sympathisirt er auch betreffs der humanen Behandlung der Kranken mit ihr. Eines Tages läßt ihn der Oberarzt des Spitals rufen und trägt ihm auf, an einer in der verwichenen Nacht angelangten jungen Patientin eine schwierige Operation vorzunehmen. Wer malt das Entsetzen des Mediciners, als er in der Kranken Romaine, seine Romaine, die er aus der Heimat entführt, mit der er zu Paris ein lustiges Studentenleben geführt hat, erkennt! Schwester Philomène merkt dies alsbald, und siehe da, gegen Romaine verleugnet sie ihre Seelengüte, läßt sie die harte Stimme der Eifersucht reden: sie liebt Barnier. Dieser geht an das blutige Chirurgenwerk; einen Schmerzensruf ausstoßend erwacht Romaine, ehe dasselbe vollendet ist, und stirbt. Um Barnier's Lebensglück ist es geschehen. Die innere Stimme zu ersticken, ergibt er sich dem Trunk. Im Rausche will er eines Abends, als ein College an der Internentafel behauptet, Schwester Philomène habe ein Auge auf ihn geworfen, durch den Raub eines Kusses sich davon überzeugen. Mit brennender Wange muß er unverrichteter Sache abziehen; allein die Ordensschwester führt keine Klage gegen ihn. Rasch geht es fortan mit Barnier abwärts, während die Spuren eines tiefen Kummers in dem holden Antlitz Philomène's sich zeigen. Ein paar Tage vor dem Ablauf seiner Internuszeit trägt er beim Seciren einer Leiche eine Schramme an der Hand davon, und nach zweitägigem furchtbaren Leiden stirbt der Unglückliche . . . doppelt erlöst, denn das Alpdrücken des Gedankens an den Tod seiner Romaine, den er herbeigeführt zu haben glaubt, hat nicht von ihm weichen wollen. In der Nacht seines Todes sucht Philomène einen weitab wohnenden Priester auf und erwirkt von ihm das Versprechen, für den Sterbenden beten zu wollen. Als er gestorben, schleicht sie sich zur Nachtzeit, des Freundes, der bei dem Todten wacht, nicht achtend, ins Zimmer, kniet vor dem Lager nieder und betet. Als am andern Morgen die Todtengräber kommen, will der Freund die Haarlocke von des Verstorbenen Haupte, die er für dessen Mutter auf die Seite gelegt, vom Nachttisch nehmen: sie ist verschwunden. . . .

Ein anderes vortreffliches, in der feinfühligen Charakterzeichnung wie in der naturwahren Schilderung gleich ausgezeichnetes Werk ist der Roman „Germinie Lacerteux".*) Germinie ist ein Plebejerkind. Früh haben sie die Schwestern nach

*) „Germinie Lacerteux" (2. Aufl., Paris 1882).

Paris kommen lassen. Mit 15 Jahren wird sie das Opfer der Sinnenlust eines schurkischen Kellners. Mutter geworden, verliert sie ihr Kind durch den Tod und tritt nach allerhand traurigen Erfahrungen mit den Vermiethern in den Dienst eines wunderlichen alten adeligen Fräuleins, dem sie sich durch die gewissenhafte Erfüllung ihrer Hauspflichten und ihr liebevolles Entgegenkommen bald unentbehrlich macht. Anfangs äußerst kirchlich und fromm, gibt sie im Verkehr mit ihrem Beichtvater bald sinnlichen Regungen Raum, was ihr der fromme Pater übel vermerkt, und, enttäuscht, schenkt sie um so leichter den Verlockungen Gehör, die im täglichen Umgang mit Leuten für sie liegen, wie sie in sogenannten Crémeries (Winkelcafés) zu verkehren pflegen. Sie vergafft sich in Jupillon, das frühreife lockere Söhnlein der nur auf ihren Vortheil bedachten Crémeriewirthin, besucht mit ihm Tanzlocale, opfert ihm, in der Hoffnung, er werde sie später ehelichen, ihren guten Leumund, ihr Erspartes, alles, gibt sich ihm preis und ergibt sich dem Trunke, ohne daß ihre Herrin etwas davon merkt, und stirbt schließlich, eine Märtyrerin der Liebe, tiefverschuldet im Spital. Darauf melden sich bei ihrer Herrin die Gläubiger. Das alte Fräulein verwindet jedoch endlich den Grimm und Groll, den sie darüber empfindet, und fühlt ein menschlich Regen. An einem kalten Wintertage fährt sie hinaus nach dem Friedhofe, wo Germinie begraben liegt, und auf dem Gottesacker der Elenden und Armen kniet sie in den Schnee nieder und widmet der gestorbenen Dienerin ein stilles Gebet. Es liegt in dem Roman unbedingt eine bedeutende Leistung vor.

Das Ziel, welches sich die Gebrüder de Goncourt beim Entwerfen des Sittenromans „Renée Mauperin“*) steckten, war eine „psychologische Analyse“ der zeitgenössischen Jugend, eine gewissenhaft nach dem Leben durchgeführte Darlegung von Familienzuständen, wie sie in der französischen Bourgeoisie die moderne Erziehung herbeiführte. Wir finden in dem Buche in meisterhafter Schilderung originelle Scenen aus dem Familienleben; namentlich die Auftritte zwischen Vater und Tochter sind von entzückender Natürlichkeit. Die vorgeführten Typen aus der Gesellschaft: der den Heirathsmakler spielende Priester, der von seinen Renten lebende Hausfreund, der pariser Kleinrentner mit der Gartenkunstmarotte, der begeisterte Raritätensammler, der durch den Reichthum bekehrte Exsocialist, die Frau des Parvenu, die ihre Sucht zu glänzen im Staatmachen offenbart, sind in der Zeichnung durchweg mustergültig; eigenartig fesselnd erscheint die Duellgeschichte mit dem grauenhaften Ausgange.

In 155 Abschnitten bringt der Roman „Manette Salomon“**) eine Reihe Bilder aus dem pariser Künstlerleben, wie sie lebenswahrer und drastischer schwerlich je ein anderer Romandichter geschildert hat. Manette Salomon ist die Tochter einer Jüdin, die früher als Modell in den pariser Malerateliers gesucht war und seitdem ihr Kind das einträgliche Metier treiben läßt. Stolz auf ihren tadellosen Körperbau, versteht es Manette, sich dem bewundernden Künstlerauge im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, und auch Naz von Coriolis, der junge begüterte Creole

*) „Renée Mauperin“ (2. Aufl., Paris 1876).
**) „Manette Salomon“ (2. Aufl., Paris 1881).

und hoffnungsvolle Kunstjünger, läßt sich von ihren Reizen fesseln. Nicht lange währt es, so ist sie dessen erklärte Gebieterin, und damit beginnt für den begabten Maler ein Künstlerleben, das ihn nicht auf den Gipfel des Ruhmes, wohl aber, nach einigen glänzenden Anläufen zur großen Malerei, allmählich in die niedere Bahn des Alltagsmalers führt. Im Anfang geht alles ganz prächtig: Coriolis findet mit seinen eigenartig schönen Leistungen Anerkennung, und Manette freut sich mit ihm und dem unbemittelten lustigen Freunde und Fachgenossen, den er in sein Haus aufgenommen, der Kunst und des Lebens. Allein Manette wird Mutter, und fortan ist sie wie umgewandelt: nicht mehr eine gewisse Liebe zur Kunst, sondern die Habgier beherrscht sie jetzt. Der lustige Freund darf seines Weges gehen, verabschiedet wird das Gesinde, ein paar mürrische Cousinen der Herrin ersetzen dasselbe, auch deren rückenlahme Mutter zieht ein, und bald herrscht im Hause die Judenfamilie. Coriolis darf Geld verdienen, viel Geld verdienen, unausgesetzt für Bilderhändler, die sein Talent ausnützen, auf Bestellung arbeiten, und dabei wird ihm von Manette das Taschengeld so knapp zugemessen, daß er damit kaum noch seiner Lust am Cigarrenrauchen Genüge thun kann. Ja sein Söhnlein wird von der Gewinnsüchtigen als anspornendes Werkzeug benutzt: in jeder Arbeitspause darf er sich an der Mahnung des Kleinen ergötzen: „Papa, du arbeitest nicht.“ Und als sie endlich durch ihr kühles Benehmen alle Freunde, die ihr in seinen Augen schaden könnten, von ihm entfernt, ihn ganz in ihre Gewalt gebracht hat, bringt sie ihn ins Ehejoch.

Eine recht unerquickliche Aufgabe stellten sich die Gebrüder de Goncourt, indem sie den Roman „Frau Gervaisais“*) entwarfen. In der „Capitale de Dieu“, wie sie Rom nennen, wird eine leidende, schwermüthige Frau, die ihren Geist nach Kant und andern hervorragenden Philosophen gebildet hatte, zum Katholicismus bekehrt. Das Werk ist trotz seiner Mängel eine geistige That. Die scharfe Beleuchtung, welche darin das ränkevolle Treiben der klerikalen Sippe, der römisch-katholische Götzendienst, der Kirchenfanatismus einer noch im mittelalterlichen Geistesdunkel befangenen Menge erfährt, verdient um so mehr Beachtung, als die Verfasser sich gegen den Katholicismus keineswegs feindlich verhalten und ihm in dem, was seine Aeußerlichkeiten Bemerkenswerthes bieten, in dem Ergreifenden seines Kirchengesanges, dem Imposanten seiner Aufzüge, durchaus Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie denn ja überhaupt eine unwandelbare Liebe zur Wahrheit den Grundzug ihres Schriftstellercharakters bildet.

---

*) „Madame Gervaisais“ (2. Aufl., Paris 1876).

Studien zur Physiologie der Gesellschaft.*)

Von

Eduard Reich.

III.

1) Das Handwerk.

Franz Droste, Die Handwerkerfrage (Bonn, Peter Hanstein, 1884).

Im alten wirthschaftlichen System war das Handwerk dazu bestimmt, den Handwerker und seine Familie bescheiden, aber doch auskömmlich und naturgemäß zu ernähren. Im alten gesellschaftlichen System hatte das Handwerk die Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse, materieller und zugleich ästhetischer Art, zur Aufgabe; denn es war unter allen Umständen auch Kunst. Und weil es Kunst war, pflegte es und veredelte es den Geist und das Gemüth des Handwerkers, nährte den Gemeinsinn und lenkte von der Selbstsucht ab, der Zerstörerin wahren Gemeinsinns und alles gemüthlichen Lebens.

Aber, im Fortschritt äußerer Gesinnung wuchsen die Fabriken aus dem Erdboden empor; sie zerstörten das Handwerk und begünstigten ein ihm feindlich gegenüberstehendes wirthschaftliches System.

Der zunehmende Verfall des Handwerks ging allen Menschenfreunden an das Herz. Gleichbedeutend mit Auslöschung des Mittelstandes, der ehrlichen und auch begeisterten Arbeit, der bürgerlichen Tugend, muß derselbe schlimme Wirkungen erzeugen in der Physik und Moral des Einzelnen und der ganzen Gesellschaft; er muß das normale Gleichgewicht der ökonomischen und moralischen Kräfte aufheben und den Volksgeist in das Wirrsal gefährlicher Krisen treiben.

Und dies alles ist wirklich auch gekommen. Wir sehen heute ein Maß von Selbstsucht, einen Kampf um das Bestehen, der grausamer und lärmender nicht gedacht werden kann, Pessimismus und Cynismus in allen Volksklassen, daß dem Freunde der Menschheit vor der Zukunft bangt. Allerdings sehen wir auch zahllose Bestrebungen zur Linderung des Unheils und Besserung der verderblichen Zustände; aber alle die angewandten Mittel sind palliativ und nicht radical, weil sie das System nicht ändern, sondern nur Beseitigung des Symptoms erzielen.

---

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1885, II, 358 fg., 685 fg.

Die neue Schrift Droste's: „Die Handwerkerfrage", sucht die Frage des Handwerks und der Handwerker zu lösen. Aber so ungemein viel Gutes und Wahres sie enthält, so ausnehmend beachtenswerth die einzelnen Ausführungen und Rathschläge sind, welche daselbst ertheilt werden, so wenig wird auf den Kernpunkt hingearbeitet, auf das gesellschaftliche System, den Urheber des Verfalls des Handwerks.

Betrachten wir in aller Kürze die Aufgaben, welche Droste sich stellt, so kommen wir zu dem Ergebniß, derselbe habe die Geschichte des Handwerks, ebenso wie die Wandlungen und Gefahren des Handwerkerstandes auf das genaueste geprüft und dadurch die Welt zu Dank sich verpflichtet; denn Inhalt und Darstellung sind in hohem Grade geeignet, belebend zu wirken auf die, welche bisher der Angelegenheit fern standen, und das größte Interesse zu erregen bei denen, welchen die Frage des Handwerks und das Schicksal der Handwerker Gegenstand fachlicher Beschäftigung ist.

Im ersten Hauptstück behandelt Droste geschichtliche Verhältnisse: die ersten Anfänge des Handwerks in Deutschland, die Zeit der Blüte der Zünfte, die Zeit des Verfalls derselben, den allmählichen Durchbruch der Gewerbefreiheit; im zweiten Hauptstück das in Deutschland geltende Gewerberecht, im dritten die Folgen der Gewerbefreiheit; in den weitern Kapiteln: die Ordnung der Concurrenz, die zu weit gehende Reaction gegen die Gewerbefreiheit, den weitern Schutz der Handwerker, die Ausbildung der Handwerker, die Selbstverwaltung und Körperschaften im Handwerk, die Selbsthülfe und Vereine im Handwerk. — Greifen wir einiges aus dem Inhalt heraus.

Es ist oft gegen das unmittelbare Einschreiten des Staates gesprochen, es ist die Einmischung der Staatsregierung in die privaten Angelegenheiten der Bürger verurtheilt worden. Und doch haben diese Beeinflussungen zuweilen sehr gute Wirkungen hervorgebracht, wie unter andern die Geschichte der Zünfte lehrt. Hätten — und Droste weist trefflich dies nach — die Staatsregierungen die Zünfte gewähren lassen, so wäre von diesen letztern alles zu Grunde gerichtet worden, was in ihre Hände gerieth. Die Staaten gingen glücklicherweise dem Unwesen der Zünfte zu Leibe und verhüteten dadurch sowol Schädigung des Publikums, als Peinigung der ärmern und minder angesehenen Zunftgenossen durch die mehr wohlhabenden und angesehenen. In diesem Punkte hat die Einführung der Gewerbefreiheit, welche, wie Droste schon entwickelt, von der nationalökonomischen Schule der Physiokraten vorbereitet wurde, Außerordentliches geleistet. Nun ist allerdings die Gewerbefreiheit noch nicht die höchste Sprosse der großen Leiter, und ist ohne die entsprechenden Sicherheitsventile und Gegengewichte zuweilen geradezu bedenklich; aber auch mit allen ihren Schattenseiten hat sie nichts von dem häßlichen gefährlichen Charakter, den die Zünfte zur Zeit ihrer Entartung und Verderbung bekunden.

In dem heutigen Gemeinwesen muß es jedermann freistehen, in jeder beliebigen Weise sein Brot zu erwerben; denn es fordert von jedem Geld und bedroht jeden an Freiheit, Habe und Leben, der nicht rasch genug Geld hergibt. Wenn

nun jeder die gewissen Werthe rasch ausgeben soll, muß ihm auch das Recht zustehen, solche rasch einzunehmen. Da nun das Dasein aller von Angebot und Nachfrage abhängig gemacht ist, so muß auch jeder einzelne das Recht haben, alle Gewerbe ganz nach den Verhältnissen des Marktes zu betreiben, um stets Geld zu erwerben und herauszugeben. Also es muß unter solchen Zwangsverhältnissen Gewerbefreiheit bestehen, weil sonst alle Menschen einander aushungern würden.

In einem Staate der Sympathie, wie von mir („Der Staat der Zukunft", Leipzig 1879) gezeichnet wurde, ist Gewerbefreiheit von selbst gegeben, aber ohne irgendeine gefährliche Seite, sondern zum Wohle der Gesammtheit und aller Einzelnen. Dort bedarf es keiner Gegengewichte und Vorkehrungen, um Schaden aus dieser Art von Freiheit zu verhüten; denn die Arbeit aller ist da zum gleichmäßigen Nutzen für alle und nicht mehr zum Erwerb für den einzelnen.

Droste beleuchtet die Vortheile und Nachtheile der Gewerbefreiheit für den Consumenten, für den Handwerker, für die Gesellschaft und bemerkt schließlich: „Anscheinend trennt die Gewerbefreiheit Wirthschaft und Moral, in der That aber huldigt sie dem Princip des entfesselten Egoismus. Für wahre Sittlichkeit hat die schrankenlose Concurrenz keinen Raum. Schon das Streben des Lehrlings, den Lehrvertrag zu brechen, die Beihülfe anderer dazu, wirkt entsittlichend auf den jugendlichen Handwerker. Nicht immer hat er Wohnung und Aufsicht im Hause des Meisters. Fern von Aeltern und Angehörigen, bleibt er sich selbst überlassen und wird weit mehr von schlechter als von guter Gesellschaft angezogen. Dasselbe ist vom Gesellen zu sagen. Unter dem System der Gewerbefreiheit kümmern die Gewerbtreibenden sich nicht um das außergewerbliche Thun und Treiben ihrer Gehülfen. Nur ausnahmsweise wohnen die Gehülfen beim Meister. An einem geordneten Herbergswesen haben die Meister kein Interesse mehr. Dasselbe untersteht nur noch der Polizei. Gewissenlose Leute machen ihrerseits ein Gewerbe daraus, die Gesellen zu beherbergen, wobei sie nur ihr eigenes Interesse im Auge haben. Je mehr Geld der Geselle in Spirituosen und andern Dingen bei ihnen durchbringt, desto lieber ist es ihnen. Durch Lottercredit wissen sie ihn schon zu fesseln."

Und weiter bemerkt Droste: „Das Verhältniß des Meisters zu seinen Gehülfen und Lehrlingen ist heutzutage überhaupt kein sittliches mehr. Im Vordergrunde steht der geschäftliche Theil. Schon beim Lehrlinge muß der Meister sehen, daß er finanziell nicht zu kurz kommt; eine Zurechtweisung desselben muß er scheuen, sie würde eventuell mit Verlassen der Arbeit oder gar noch ärger beantwortet werden. . . . Das Verhältniß zwischen Handwerkern und Kunden ist ebenfalls zu einem rein geschäftlichen herabgedrückt. Der Handwerker sucht nur seinen Gewinn. Wie mit seinem Product dem Kunden gedient ist, kümmert ihn wenig, wenn er den guten Kunden nur nicht verliert und, sofern es sich um nichtständige Kunden handelt, nur nicht mit dem Strafgesetze in Conflict kommt. Eine sogenannte Geschäftsmoral hat sich gebildet, welche im gewerblichen Geschäftsleben manches für erlaubt erklärt, was sonst die Moral als unerlaubt bezeichnet. . . . Großen Vorschub leisten der gewerblichen Unsittlichkeit die zahlreichen Nachahmungen und Ersatzmittel. Der Geschäftsmann calculirt, es sei Sache des Käufers,

gute Waare von schlechter, echte von nachgeahmter zu unterscheiden. . . . Alle jagen nach Gütern und Reichthümern; alle arbeiten und speculiren auf möglichst großen Gewinn. Sie streben aber nicht nach Gütern, um damit ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sondern der bloße Besitz von Gütern ist ihnen zunächst selber Bedürfniß. . . . Den der Concurrenz, namentlich des Kapitals, ausgesetzten Handwerkern bleibt aber auch nicht die nöthige Zeit übrig, an ideale Dinge zu denken, ihre Kenntnisse zu erweitern und ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Im Kampfe um das Dasein wird ihre ganze Kraft, ja manchmal sogar die der Familienglieder, die Arbeitskraft von Frau und Kindern, vollständig absorbirt, um das tägliche Brot, Wohnung und Kleidung zu erringen. Haben sie sich aber hier und da einmal etwas erspart, womit sie ideale Zwecke erreichen könnten, so haben sie das Beispiel ihrer mächtigen Concurrenten vor sich, welche ihren Ueberfluß in sinnlichen Lüsten und Vergnügungen aufgehen lassen. Dann will sich auch der Handwerker gütlich thun."

Es haben diese Aussprüche die Wahrheit zur Grundlage und die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Wohlfahrt zum Ziele; darum verdienen sie Beachtung.

Alle die bisher namhaft gemachten Misverhältnisse der Gewerbefreiheit an sich zuzurechnen, wäre unvernünftig. Ein anderer Zeitgeist, und neben der Gewerbefreiheit sehen wir alle bürgerlichen Tugenden, die überhaupt unter Herrschaft des jetzigen Systems möglich sind. Wenn wir üble Wirkungen der Gewerbefreiheit wahrnehmen, so entspringen dieselben dem Umstande, daß es an jenen Gegengewichten mangelt, die von seiten der Moral und Religion, des gesellschaftlichen Lebens und der Gesetzgebung zu schaffen sind, um eine Institution zum Heile werden zu lassen, anstatt zu Unheil und Verderben.

Zur Zeit der Entartung des Zunftwesens herrschten Zustände schauderhafter Art, vielleicht entsetzlicher als die heutigen; die Moral war noch mehr herunter gekommen als irgendwo im gegenwärtigen Zeitalter; die Kunst, das ideale Streben im Handwerk und bei den Handwerkern lagen weit mehr als jetzt danieder. Und von Gewerbefreiheit war keine Rede. Also es kommen noch tausend andere Dinge in Betracht, Momente, welche ein und dasselbe gewerbliche System zum Heile der betreffenden Menschen gestalten oder zu dem größten Unheil für die Gesellschaft werden lassen.

Wenn die bürgerliche Gemeinschaft dafür sorgt, daß kein Einzelwesen zu Grunde gerichtet werde, wenn sie Vorkehrungen trifft gegen Krisen des Handels und der großen Unternehmung, so wird auch die Freiheit des Gewerbebetriebes weder allzu große sittliche noch allzu bedeutende materielle Nachtheile im Gefolge haben. Freilich gründen diese Vorkehrungen sich auf ein gewisses Maß von Selbstverleugnung und sittlicher Vervollkommnung der einzelnen und auf Uebereinstimmung der staatlichen und privaten Moral. Der Staat muß aufhören, nur erbarmungsloser Executor zu sein; er muß Barmherzigkeit, Nächstenliebe praktisch bethätigen, ausüben; er muß das Elend in allen seinen Gestalten und Erscheinungen austilgen und überall die Entstehung aller Arten des Elends verhindern.

Woher kommen die unzähligen Nachahmungen und Ersatzmittel, welche das Handwerk verderben? Aus der Lebensnoth einerseits, aus der Gewinnsucht

andererseits, und die eine wie die andere entspringt aus dem großen naturwidrigen, moralverderbendem System der Gesellschaft. Mit Zunahme der Menschen auf einer bestimmten Erdscholle muß nothwendig das Elend der Massen zunehmen und der Reichthum einzelner wachsen. Die strengen Eigenthumsgesetze begünstigen diese Thatsache und zwingen jeden, so rasch wie möglich und so viel wie möglich zu erwerben, um vor jenen Strafen, Entehrungen, Schmähungen sich zu bewahren, die den treffen, der nicht genug Geld hat, ob er auch sich zu Tode arbeite, und um vor Hunger, vor Elend sich zu schützen. Weil nun über jede Arbeit Angebot und Nachfrage entscheidet, wird die Gefahr noch größer und daher kommt es, daß alle alles ergreifen, um vor dem Untergang sich zu schützen. Hieraus geht allgemein Ueberstürzung, Hast, Ruhelosigkeit, Gemeinheit, Schlechtigkeit hervor, und alles Moralisiren bedeutet so viel, wie Erbsen an die Wand werfen. Ohne die Gewerbefreiheit wären die Verhältnisse noch schlimmer geworden.

„Da die Uebermacht des Kapitals", sagt Droste, „wenn ihm freie Concurrenz mit der Handwerkerarbeit gewährt wird, den Handwerkern ihre Selbständigkeit benimmt und sie zu Proletariern herabdrückt, so darf die Arbeitskraft und Geschicklichkeit des Handwerkers eben nicht der Concurrenz mit dem mobilen Kapital ausgesetzt werden, sondern dem Handwerker muß gesetzlich garantirt werden, daß er, wenn er sich eine tüchtige technische und moralische Ausbildung hat angelegen sein lassen und dafür Zeit, Mühe und Kapital aufgewendet hat, dieses seines Besitzes und seiner darauf begründeten Aussichten nicht ohne weiteres durch das mobile Geldkapital beraubt werden darf. Durch die Gewerbeordnung selber muß ihm ein besonderer Schutz gegen alle diejenigen zugesichert werden, welche eine derartige Kapital- und Zeitverwendung nicht gemacht haben. Ist das der Staat mindestens dem jetzt fertigen Handwerker schuldig, so wird auch der angehende Handwerker nur dann geneigt sein, sich eine tüchtige technische und moralische Ausbildung für sein Handwerk zu verschaffen, wenn ihm dafür eine Bevorzugung vor andern in Aussicht steht, welche sich solcher Mühe nicht unterziehen. . . . Mit andern Worten: es muß die Meisterprüfung wieder eingeführt werden."

Ich muß gestehen, daß mit solchen unbedeutenden Palliativmitteln, wie eine Meisterprüfung, der Uebermacht des Kapitals und der das Handwerk vernichtenden Kraft desselben kaum Abbruch geschieht, noch überhaupt geschehen kann. Der Zwang des Examens hat noch keinen Menschen versittlicht, keinen zum Künstler gemacht, sondern nur die Mittelmäßigkeit und das Schablonenthum gefördert. Was einzig und allein das Handwerk rettet, den Handwerker versittlicht und es ihm möglich macht, Ideale zu pflegen, künstlerisch sich auszubilden, ist das System der Sympathie und Gegenseitigkeit, unter dessen Herrschaft kein Kapital das Ideal zerstört, niemand seinen Mitbruder aussaugt und kein Gemeinwesen Elend zeugt.

Droste verlangt, das Deutsche Reich solle das Handwerk gegen den Großbetrieb absondern, eigene Handwerkerkammern bilden, die verschiedenen Handwerksarten voneinander scheiden, das Creditwesen für Handwerker reguliren, und es sollen die Handwerksmeister durch engeres Aneinanderschließen gegen die Gefahren sich schützen, die aus dem Zwischenhandel den Ursprung nehmen.

Alles dies ist ohne Frage sehr gut gemeint; aber Börse, Fabrik, Handel, vor

allem der Egoismus, dessen geltendes und herrschendes System der Pfahl im Fleische aller gesitteten Staaten und Gesellschaften der Gegenwart ist, lähmen das Handwerk und alle Mittel zum Schutze desselben, und gestatten weder eine wirkliche Abgrenzung des Handwerks von der Fabrikation und der Krämerei, noch der einzelnen Arten des Handwerks, noch erfolgreiches Aneinanderschließen der Handwerksmeister.

Ich glaube, daß unter gewissen Umständen ein gewisses Maß äußern Zwanges, welches vom Staate ausgeübt wird, großen Nutzen bringen könne; ob dieser Zwang aber, innerhalb der gegenwärtigen Verhältnisse auf das Handwerk angewandt, dem letztern zum Heile gereichen werde, dürfte in mehr als einem Falle zweifelhaft sein.

„Der Zweck des staatlichen Zwanges", sagt Droste, „ist lediglich der, diejenigen, welche ihre wirthschaftliche Einsicht dem höhern Sittengesetze unterordnen, vor Benachtheiligung durch solche zu bewahren, welche . . . für ihre Entschließungen ihre höhere wirthschaftliche Einsicht den Ausschlag geben lassen, und so zu bewirken, daß die moralisch Guten auch gut bleiben können und wenigstens keinen materiellen Schaden davon haben, wenn sie gut bleiben. Alle moralisch schlechten Thaten von socialem Charakter, welche den Uebelthätern wirthschaftlichen Gewinn bringen, ungestraft lassen, hieße, auf das Unrecht eine Prämie setzen."

Gegenwärtig sind die Zwangsmaßregeln des Staates keineswegs geeignet, denjenigen, welcher „seine wirthschaftliche Einsicht dem höhern Sittengesetz unterordnet", vor Benachtheiligung durch raffinirte Gauner und Heuchler zu bewahren. Der Gute und Gewissenhafte, der zuerst Mensch und sodann Geschäftsmann ist, zieht um so bestimmter ein unglückliches Los, je selbständiger durch die öffentlichen Einrichtungen und Verhältnisse das ganze Volk ist.

An die Frage des Handwerks knüpft sich die Frage der Sonntagsfeier. Droste tritt dafür ein, die Handwerker zu strenger Feier des Sonntags zu verpflichten, das heißt: „Den Handwerkern muß die Arbeit in ihrem Gewerbe an allen Sonn- und Feiertagen gesetzlich verboten werden, und dieses Verbot muß sich auf Meister, Gesellen und Lehrlinge erstrecken." Gesundheitspflege, Pflege des Familien- und religiösen Lebens begründen nach Droste das Gebot der Feiertagsheiligung, welches dieser Gelehrte auch auf den Gütertransport u. s. w. bezogen zu wissen wünscht. Auch liegt ihm die Einführung eines Normalarbeitstages am Herzen.

Gegen alle diese Forderungen und Wünsche ist nicht nur nichts einzuwenden, sondern dieselben müssen im allgemeinen gebilligt werden. Es kommen jedoch hier mehrere Verhältnisse in Betracht. Je strenger die Eigenthumsgesetze ausgeführt werden, und je mehr dadurch der Grundsatz „Zeit ist Geld" gilt, desto mehr kann strenge Sonntagsfeier zum Hemmniß des Erwerbs des Nothwendigen werden. Andererseits ist wieder, wenn wir augenblicklich von künstlerischen Strebungen des Handwerkers absehen, ein Tag in der Woche zur Pflege der Gesundheit des Leibes und der Seele, sowie zur Förderung des religiösen Daseins unerläßlich.

Man hat in neuesten Zeiten in einigen Ländern die Sonntagsfeier auch auf die Post und andere Anstalten des Verkehrs ausgedehnt. Ich möchte dies als Anachronismus bezeichnen und wieder als zeitweiligen Damm quer durch einen

großen Strom; vor zweihundert Jahren wäre eine solche Einrichtung zweifellos statthaft gewesen; heutzutage ist sie es nicht. In einer Periode, in welcher dank der Herrschaft des Egoismus der Augenblick über Leben, Ehre, Gesundheit, Glück entscheidet und ein verspätet abgegebener Brief ganze Familien im Elend findet, die bei rechtzeitiger Bestellung ihre äußere Ehre und ihren Besitz behalten hätten, kann es keine Sonntagsfeier der Post, der Eisenbahn geben. Mögen diese Anstalten, welche jährlich Millionen gewinnen, Leute genug beschäftigen, damit die Erholung der Beamten nicht auf Kosten des Publikums vor sich gehe!

Ich will noch einige höchst begründete Forderungen Droste's namhaft machen. Unter andern wünscht dieser Gelehrte: „Der Meister ist den Aeltern für die moralische Führung ihrer Kinder, ebenso gut wie für ihre gewerblich technische Ausbildung verantwortlich. . . . Die Herberge, mit allem, was sie bietet, muß der ständigen Controle der Innung unterliegen. . . . Es ist eine stete Ueberwachung (durch ortsanwesende, von der Innung zu wählende Meister) der in der Ausbildung begriffenen Lehrlinge und Gesellen und der unterrichtenden, unterweisenden Meister unerläßlich, damit jeder seine Pflicht thue und nichts verabsäumt, was für die gute Erziehung und Durchbildung der Lehrlinge und Gesellen erforderlich ist."

Wenn aber Droste Innungszwang für alle Handwerker fordert, so spreche ich ihm hierzu die Berechtigung ab; denn Innung kann heutzutage nur etwas Freiwilliges sein und nicht etwas Erzwungenes. Im übrigen ist das meiste von dem, was Droste von den Innungen verlangt, im höchsten Grade beachtenswerth und wohl begründet. Mit Recht betont er auch die Nothwendigkeit, daß die Innung den Charakter der Confessionslosigkeit bewahre, und wünscht, daß die Concurrenz zwischen den einzelnen Handwerkern nicht aufgehoben werde.

Ich muß gestehen, Droste macht ehrliche und wärmster Anerkennung würdige Bemühungen zu Hebung des Handwerks und zu moralischer ebenso wie technischer und wirthschaftlicher Besserung der Handwerker. Aber solange die Arbeit aller nicht allen zugute kommt, solange die Börse über das Schicksal der ganzen Gesellschaft entscheidet, so lange kämpfen Handwerk und Kunst einen Kampf auf Leben und Tod, und auch die besten Mittel zu Hebung von Handwerk und Handwerkern bleiben nur Palliativmittel.

2) Ueber Sebsthülfe.

Samuel Smiles, Selbst ist der Mann. Charakterskizzen und Lebensbilder (3. Aufl., Kolberg, C. F. Post, 1881).

„Weise Gesetze", sagt Samuel Smiles, „sichern dem Menschen für ein kleines Opfer seinerseits den Genuß der Früchte seiner geistigen oder körperlichen Arbeit; aber keine noch so nachdrücklichen Gesetze sind im Stande, den Faulen fleißig, den Verschwender sparsam, den Trunkenbold mäßig zu machen. Diese Reformen können nur durch die Thätigkeit, Oekonomie und Selbstverleugnung des Individuums herbeigeführt werden, durch bessere Gewohnheiten, nicht durch größere

Rechte. . . . Die Regierung eines Volkes ist gewöhnlich nur das Spiegelbild der Individuen, aus denen dasselbe besteht. Die Regierung, die dem Volke voraneilt, wird unfehlbar auf die Wasserfläche desselben herabgezogen werden, wie diejenige, die zurückbleibt, schließlich auf dieselbe Wasserfläche heraufgehoben wird. Von Natur schafft sich der Gesammtcharakter einer Nation ebenso sicher seinen angemessenen Ausdruck in Gesetz und Regierung, wie sich das Wasser seine Oberfläche herstellt. Das edle Volk wird edel regiert, das unedle und verderbte unedel. Ueberhaupt beweist uns alle Erfahrung, daß der Werth und die Stärke eines Staates viel weniger von der Form seiner Institutionen, als vom Charakter seiner Bürger abhängt; denn die Nation ist nur der Inbegriff der Individuen und die Civilisation eine Frage der Vervollkommnung der Männer, Weiber und Kinder, aus denen die Gesellschaft besteht. . . . Der Fortschritt eines Volkes besteht in der Summe von Fleiß, Energie, Ehrlichkeit seiner Individuen, der Verfall desselben in der Faulheit, Selbstsucht und den Lastern derselben. Was wir gewöhnlich als große sociale Uebel bezeichnen, ist meist Product einer verkehrten Lebensweise. Und wenn wir versuchen, die socialen Uebel durch Gesetze auszurotten, so erzeugen sie sich weiter auf das üppigste in anderer Form wieder, wenn nicht die persönlichen Lebens- und Charakterbedingungen von Grund aus gebessert werden. Wenn diese Ansicht richtig ist, so folgt daraus, daß der höchste Patriotismus, die größte Menschenliebe nicht so sehr in der Veränderung und Modificirung von Gesetzen und Institutionen besteht, als in der Hülfe und in dem Sporn, den man dem Menschen gibt, sich durch freie, unabhängige individuelle Thätigkeit zu heben und zu vervollkommnen. . . . Es ist von verhältnißmäßig geringer Bedeutung, wie man äußerlich regiert wird, während alles davon abhängt, wie man sich selbst regiert. Der größte Sklave ist nicht der, welcher vom Despoten beherrscht wird, obgleich das ein großes Uebel ist, sondern derjenige, welcher der Knecht seiner Unwissenheit, Selbstsucht und seiner Laster ist. Nationen, welche so innerlich geknechtet sind, können nicht durch den bloßen Wechsel ihrer Herren oder Institutionen befreit werden. Und solange diese unheilvolle Illusion vorherrscht, daß die Freiheit nur in der Form der Regierung besteht, werden Veränderungen derselben, um welchen Preis sie auch bewirkt sein mögen, so wenig einen dauernden praktischen Erfolg haben, als die Verwendung der Figuren eines Schattenspiels. Die feste Begründung der Freiheit beruht auf dem Charakter des Individuums; dieser gibt die einzige sichere Gewähr für die Sicherheit der Gesellschaft und den Fortschritt der Nation."

Und weiter sagt Smiles: „Die großen Männer der Wissenschaft, Literatur und Kunst, Männer von großem Herzensadel, die Verkündiger großer Gedanken, haben nie ausschließlich einer Klasse oder einem Stande angehört. Sie sind ebensowol aus den hohen Schulen, wie aus den Werkstätten und Bauerhäusern hervorgegangen, aus den Hütten der Armen wie aus den Palästen der Reichen. Einige der Größten stammen aus den niedrigsten Verhältnissen. . . . Schließlich wird der menschliche Charakter durch tausend unsichtbare Einflüsse gestaltet. . . . Aber wie groß auch immer diese Einflüsse anerkanntermaßen sind, so ist es doch klar, daß der Mensch thatkräftig sein eigenes Wohl begründen und, was er auch

als weiser und guter Mensch andern verdanken mag, dennoch, der Natur der Sache nach, seine beste Hülfe in sich selbst finden muß."

Das Buch von Smiles ist eine wahre Perlenschnur der trefflichsten Aussprüche, Rathschläge, Erläuterungen an dem Beispiele großer und edler Menschen und moralischer Leitsterne. Es kennzeichnet die Bedeutung der Selbsterziehung und Selbsthülfe auf allen Gebieten des gesitteten Daseins, und hat seine Substanz in den Worten, die soeben angeführt wurden. Und diese Entwickelungen veranlassen mich zu einigen Gedanken und Betrachtungen.

Es gibt Gesetze und Einrichtungen, welche von zuweilen sehr beträchtlichem Einfluß auf die moralischen Eigenschaften der Individuen werden. Faulheit, Verschwendung, Trunksucht werden nicht unmittelbar von Gesetzen und Einrichtungen gefördert oder gehemmt, wohl aber mittelbar in größtem Maße. Man möge immer sich vor Augen halten, daß manche Gesetze und Einrichtungen, besonders die auf das Eigenthum bezüglichen, das Elend fördern können. Und aus dem fortwirkenden physischen und moralischen Elend — fortwirkend, weil die Gesetze und Einrichtungen fortwirken, die den Armen noch ärmer und den Reichen noch reicher machen — entspringt durch Entartung der Organisation alles, was in das große Gebiet des Lasters gehört. Weise Gesetze und gute Einrichtungen zeugen nicht Elend, nicht Entartung, nicht Laster, sondern verhüten dasselbe und schaffen Gelegenheit zu rechter Erziehung, zu echter Gestaltung des Charakters.

Es ist wahr, daß das moralische Werden des Individuums zunächst von diesem selbst abhängt; aber es ist nicht minder wahr, daß das Einzelwesen Theil ist des Organismus der Gesellschaft und in seiner ganzen Entwickelung von dem physischen und moralischen Zustand dieser letztern abhängt. Die Gewohnheiten der Individuen sind Ausfluß und Ausdruck der gesellschaftlichen Zustände, und nicht etwa Erzeugnisse eines von der Welt um uns her ganz unabhängigen bösen Willens. Soll der Mensch im Stande sein, sich selbst zu erziehen, sein sittliches Wollen in der Weise zu bethätigen, daß Tugend das Ergebniß ausmacht, so muß er auch in Verhältnissen sich befinden, welche ihn in jeder Hinsicht dazu befähigen.

Individuen mit ererbter Gebrechlichkeit, kämpfend und ringend um das tägliche Brot, dabei sich aufreibend und erschöpfend, ermangeln der organischen und seelischen Kräfte, ohne die von Selbsterziehung die Rede nicht sein kann.

Alle die guten Rathschläge zur Selbsterziehung, zur Selbsthülfe, lesen sich schön in Büchern, und die Beispiele, mit denen diese weisen Rathschläge illustrirt werden, findet man so entzückend, daß man in die Gefahr kommt, zu meinen, es seien alle verstockt und verderbt, die solcher Exempla nicht achten.

Aber niemand verräth es den Lesern, daß alle diese hervorragenden Geister mit höchster Willenskraft, die so trefflich sich selbst erzogen und so vollkommen sich selbst halfen, gesunden Familien entstammten, deren Vorfahren nicht mit dem Elend rangen, nicht Leib und Seele durch Laster vergifteten.

Ich will keineswegs behaupten, daß das Lehren der Selbsthülfe und die Anleitung zur Selbsterziehung ohne Nutzen sei; im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß hierdurch in Wahrheit viel genützt werde; aber durch das bloße Lehren und Anleiten wird im ganzen nicht der hundertste Theil dessen erwirkt, was erwirkt

werden sollte und müßte. Zur Theorie gehört unbedingt die Praxis, und diese besteht in dem gegebenen Falle aus erfolgreichen Unternehmungen zu gründlicher Beseitigung des physischen und moralischen Elends.

Was Leib und Seele kräftigt, was zu Harmonie der sittlichen Vermögen leitet, befähigt zu Selbsthülfe und Selbsterziehung.

Ohne Frage ist Selbstverleugnung die Grundbedingung alles wahrhaft sittlichen Lebens, aller Tugend, Glückseligkeit und Freiheit. Es ist gerecht und rühmlich von den humanen Religionen, Selbstverleugnung zu lehren und zu fordern. Aber wie soll diese herrliche Tugend ausgeübt werden, wenn alle Zustände ganz und gar den Charakter der Selbstsucht tragen?

Also, die Religion fordert Aufopferung, Selbstlosigkeit, und das Gemeinwesen verlangt Egoismus!

Aller Lehre und Empfehlung der Selbstverleugnung seitens der Kirche muß das gute Beispiel seitens der Priester und ein naturgemäßes System von Staat und Gesellschaft zur Seite stehen.

Man möge in Bezug auf die Regierung und deren Verhältniß zum Volke, gleichwie zu dessen moralischen Eigenschaften, zwei Fälle unterscheiden: die Regierung wuchs entweder aus dem Organismus der Gesammtheit hervor, oder sie kam von außen und wurde der Bevölkerung aufgezwungen. In beiden Fällen steht es mit der Selbsthülfe anders, und ebenso mit der Selbstverleugnung. Entsprang die Regierung aus dem Organismus des regierten Volkes, so kann dieses letztere zuweilen ganz gut sich selbst Hülfe leisten; unter Herrschaft eines von außen eingedrungenen despotischen Regiments jedoch ist hiervon wenig zu bemerken, weil die moralischen Eigenschaften, welche die Voraussetzungen der Selbsthülfe ausmachen, verkümmern, in aller und jeder Richtung gehemmt werden.

Indessen auch von Regierungen, die organisch aus dem Volke selbst herauswuchsen, geschieht zuweilen alles Mögliche, die normale Ausbildung jener sittlichen Kräfte zu verhüten, ohne welche die Selbsthülfe nicht denkbar ist. Dergleichen findet statt, wenn die regierenden Gruppen und Kreise dem unmittelbaren Einfluß des Volkes sich entziehen und übermächtig werden. Wir sehen dort immer am meisten wohl entwickelte Selbsthülfe, wo diese Gruppen und Kreise in ihrer Macht beschränkt sind.

Fortschritt und Verfall der Nationen hängen genau mit dem Stande der persönlichen Ausbildung und Gesundheit des Menschen in physischer und moralischer Beziehung zusammen. Ein kerngesundes Volk ist ein fortschreitendes; kranke Nationen, besonders wenn deren Leiden den Charakter des Siechthums tragen, gehen zurück. Was Krankheit und Siechthum ganzer Gemeinwesen veranlaßt, ist gleichbedeutend mit dem, was die persönliche Ausbildung der Individuen hemmt und die leibliche wie seelische Gesundheit derselben vernichtet. Hierzu gehören in gleicher Weise schlechte Lebensart der einzelnen Menschen wie schlechte Regierung derselben. Ja man möge getrost es aussprechen, daß diese beiden Factoren in dem genauesten gegenseitigen Verhältniß sich befinden.

Weil die lenkenden und leitenden Persönlichkeiten auf der einen Seite das große Beispiel abgeben, nach welchem alles Volk sich richtet, und andererseits in

so beträchtlichem Maße über die Form entscheiden, in die das Volk hineinwächst, darum gehört zu den Voraussetzungen der Gesundheit und Sittlichkeit der Einzelnen, zu den Bedingungen des Fortschritts und wahrer Civilisation, völlig normale Gesammtlebensweise der maßgebenden Individuen.

In einer Atmosphäre des Lasters, der geistigen Erschlaffung und andererseits wieder der Ueberreizung, die von den Leitern und Lenkern des Gemeinwesens verschuldet wird, ist eigentlich niemand fähig, sich selbst zu regieren; denn dies letztere fordert einen gewissen Ueberschuß von sittlicher Kraft, welcher wieder nur gegeben ist bei normaler Lebensweise und einem gewissen Ueberschuß von leiblicher Kraft. Hieraus ist ohne weiteres zu entnehmen, daß bei keinem Volke jener Fortschritt, dessen mächtigste Stütze die kräftige Leitung des eigenen Selbst ist, gedacht werden könne ohne naturgemäße Leitung und Lenkung des ganzen Gemeinwesens.

Gegen die großen Krankheiten der Staatsregierung leisten Gesetze keine Hülfe; denn, sollen Gesetze nützen, ist es nothwendig, dieselben zu beachten und vorher so einzurichten, daß sie nicht gegen Erscheinungen, sondern gegen die Ursachen der Leiden wirksam werden.

Gegen die Gebrechen der Regierten leisten gute und weise Gesetze nur dann Hülfe und tragen zu Erhöhung der leiblichen und sittlichen Kräfte bei, wenn sie von allen Individuen, den regierenden sowol wie den regierten, verstanden und beachtet werden, und wenn das leibliche ebenso wie das sittliche Elend, das oberste Hemmniß der Wirkung aller guten Gesetze und weisen Einrichtungen, gründlich beseitigt ist.

Aus dem Bisherigen geht klar und deutlich hervor, daß alle Momente innerhalb und außerhalb des Menschen, je nach ihrem augenblicklichen und dauernden Verhältniß zu diesem letztern, die sittlichen Kräfte, das Vermögen der Selbsthülfe und den Fortschritt der Gesellschaft fördern und hindern können.

Wer innerlich unfrei ist, dem nützt die von außen gebotene Freiheit gar nichts, besser gesagt: für den Augenblick und vorläufig nichts; denn er hat kein Verständniß dafür und es fehlt ihm das Vermögen der Selbsthülfe, mittels welcher er die äußere zu Gunsten der innern Freiheit zu verwerthen im Stande wäre. Aber auch wenn die Menschen, in deren Lande die Freiheit proclamirt wurde und nunmehr geübt wird, innerlich unfrei sind, weil sie der erforderlichen moralischen Gediegenheit und geistigen Ausbildung ermangeln, so ist doch die äußere Freiheit ein unschätzbares Gut, welches unter halbwegs günstigen Verhältnissen fördernd auf die moralische Entwickelung des Menschen wirkt und so der innern Freiheit wesentlich Vorschub leistet.

Alle großen Männer, welcher Art ihre Verdienste auch waren, zeichneten sich durch hohe Grade von Initiative, von Vermögen der Selbsthülfe aus. Und es war dieses Vermögen um so bedeutender, je mehr nicht blos die Intelligenz hervorleuchtete, sondern auch die Moral entwickelt war und je gediegener der Charakter sich zeigte. Man zählte manche größte Intelligenzen, deren Moral verwerflich und deren Charakter abscheulich war, Individuen, die treffliche Initiative und eine außergewöhnliche Kraft der Selbsthülfe besaßen. Soll man nun solchen Creaturen den Namen von großen Männern geben oder vorenthalten? Große

Intelligenzen sind oder waren sie, aber verächtliche Menschen, und aus diesem Grunde verdienen sie nicht, zu den Höhen der Geschichte erhoben zu werden.

Alle Klassen der Gesellschaft liefern hervorragende Individuen, sogenannte große Männer; aber es scheint, als ob nicht alle Klassen dies in gleichem Maße thäten. Hier kommt auch in Betracht, daß Gesundheit von Leib und Seele zu den Bedingungen gehört, an welche wahre Größe des ganzen intellectuell-moralischen Menschen sich knüpft. Es ist also anzunehmen, daß aus denjenigen Klassen, Gruppen und Familien, in denen am meisten Gesundheit des Leibes und des Geistes herrscht, die größte Zahl hervorragender Persönlichkeiten den Ursprung nehmen werde. Und bei diesen Klassen, Gruppen und Familien ist auch, wegen der bessern, gesundheitsgemäßern Entwickelung der sittlichen Kräfte, die Fähigkeit der Selbsthülfe stärker ausgebildet.

Wenn große Männer aus Familien hervorgehen, die bis dahin gänzlich unbedeutend waren, so bemerkt man doch bei einzelnen Mitgliedern ein gewisses Ueberwiegen des Nervenlebens in Verbindung mit größerer Ausbildung der moralischen Persönlichkeit, ein bedeutenderes Maß von Fähigkeit der Selbsthülfe.

Leider sind die Familienverhältnisse der aus den untern Klassen des Volkes entsprungenen großen Geister und erhabenen Menschen nur höchst ausnahmsweise bekannt. Die gottbegnadeten Seelen aus dem Volke haben nicht allein aufreibenden Kampf nöthig wider die Hemmnisse, welche durch ihre Armuth an materiellen Gütern bedingt werden, sondern ringen auch noch mit den Vorurtheilen der sogenannten Gesellschaft wider alles, was dem untern Theile des Volkes angehört. Und weil sie dem Spott und Hohn nicht gern sich aussetzen, darum unterlassen sie es, die Psychologie und Anthropologie ihres Stammes zu entschleiern.

Die Anerkennung des Genies in vielen Staaten Europas ist noch allzu sehr von äußern Rücksichten abhängig.

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Unter den musikliebenden Städten Deutschlands nimmt unbestritten Leipzig mit den ersten Rang ein. Schon seit der Mendelssohn-Epoche hat das leipziger Musikleben die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in hohem Grade erregt. Im Lauf der Zeiten sind nach der Wirksamkeit Mendelssohn's verschiedene Momente hervorgetreten, deren Bedeutung geeignet war, Leipzigs Musikzustände in immer höherm Glanze erscheinen zu lassen. Unter allen Corporationen, z. B. Conservatorium, Thomanerchor, Riedel'scher Verein, Bach-Verein, Euterpe (welche sich für diese Saison vertagt hat), Akademischer Gesangverein, Lehrergesangverein und in neuester Zeit der ungemein regsame Liszt-Verein, ist das Gewandhausconcert-Institut mit Recht immer an erster Stelle genannt worden, weil an dasselbe hauptsächlich der historische Ruhm Leipzigs in musikalischen Dingen geknüpft ist. Wie die Einweihung des Saales im Neuen Gewandhause mit der schönen Orgel von Walcker in Ludwigsburg den Ausgangspunkt einer gesteigerten künstlerischen Reproductionsthätigkeit bildete, wurde früher bereits ausführlich erörtert; die Theilnahme weiterer Kreise ist dadurch ermöglicht worden. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß im leipziger Tonleben eine Lücke unausgefüllt geblieben ist und der Niederrhein immer noch mit einem gewissen Siegesbewußtsein auf Mitteldeutschland blickt. Trotz des neuen Concerthauses konnten bei Veranstaltungen von weltlichen Concerten die weitesten Grenzen für eine Massenwirkung und für die Theilnahme des Publikums nicht gezogen werden, weil sich der Mangel eines großen Raumes geltend machte, in welchem sich alle künstlerischen und kunstbegeisterten Elemente Leipzigs hätten vereinigen können. Erst im Frühjahr 1887 wird die Möglichkeit, für weltliche Concerte eine Vereinigung von Kunstkräften in großartigstem Stil zu erzielen und einem Publikum von mehr als 4000 Köpfen bequemen Aufenthalt zu bieten, durch die Herstellung des neuen Concerthauses im Garten des alten Schützenhauses gegeben sein. Bereits ist der Bau in Circusform weit vorgeschritten, und alle Factoren sind von seiten des Unternehmers, Herrn Berthold, welcher durch bedeutende Fonds unterstützt wird, in Betracht gezogen zur würdigen Ausführung eines Unternehmens, dessen Dimensionen in der That staunenerregend sind.

Nach Fertigstellung des Ganzen wird man für größere Concertaufführung nicht mehr auf das Theater reflectiren, welches zur leipziger Liszt-Feier Director Stägemann dem Liszt-Verein bereitwilligst überlassen hat. Wie sich der genannte Theaterleiter in dieser Richtung sehr zuvorkommend und wohlwollend erwies, so sucht derselbe auch jüngere Talente durch Aufführung von neuen Bühnenwerken zu unterstützen. Daß seiner guten Absicht der Erfolg nicht entsprach, kann die erstern nicht herabsetzen, weil in unserer Zeit überhaupt kräftiges musikalisches Theater-

blut in der Componistengeneration nicht mehr zu pulsiren scheint. Dennoch ist das Princip ganz richtig, einen Stillstand nicht eintreten zu lassen, sondern immer wieder durch neue Versuche das productive Leben in der dramatisch-musikalischen Kunst anzuregen. In dieser Richtung scheinen Director Stägemann und der hamburger Theaterdirector Pollini, welcher ebenfalls den Novitäten große Aufmerksamkeit schenkt, zu sympathisiren.

Stägemann war bemüht, dem jungen Componisten Eugen Lindner, welcher mit seiner neuen Oper „Ramiro" schon in Weimar einen gewissen Erfolg errungen hatte, die Wege zu ebnen, indem er sie auch am leipziger Stadttheater in Scene gehen ließ. Leider sind die Bemühungen nicht ganz geglückt, weil der genannte Componist vor allen Dingen zu wenig Textkritik geübt hat und bei Mitwirkung an dem hauptsächlich von Th. A. Hermann durchgeführten Text zu seiner Oper „Ramiro" zu wenig Einsicht in den dramatischen Aufbau bekundet hat. Der Oper fehlen vor allen Dingen einheitlich gestaltete Charaktere, ohne welche selbst die ältern Componisten nicht ausgekommen wären. Schon der Titelheld ist ein ziemlich inconsequenter Charakter, der aus einem Liebesträumer ein rächender Zauberer wird. Dieser Ramiro ist der eigentliche Thronfolger eines auf dem Krankenbett dahinsiechenden Fürsten. Träumerisch angelegt, schweift er in fremden Ländern umher, um seinen Wissensdurst zu stillen. Bei den Basken findet er das schöne Fischermädchen Lusita, welches seine ganze Liebe gewinnt. Lusita selbst erwidert diese Liebe, obgleich das Mädchen, durch die Pflegemutter Uraka, eine alte Maurin, zur Eitelkeit verführt, lieber in Ramiro einen Prinzen, als einen einfachen Fischer, in welcher Gestalt derselbe unerkannt bei ihr weilt, gesehen hätte. Der Hang nach äußerm Glanz verstärkt sich bei ihr noch durch einen Traum, in welchem sie sich als Fürstin auf dem Thron findet. Trotz dieser von Uraka geschürten Hochmuthsneigung und trotz der Einflüsterungen jener alten Maurin, dem einfachen Fischer Ramiro nicht die Hand zu reichen, ist doch die Liebe stärker als alle andern Einflüsse, sodaß Lusita dem Ramiro ewige Treue schwört. Ramiro bietet der Geliebten das Symbol der Treue, einen Ring, den Lusita nie vom Finger lassen will, und nimmt Abschied von ihr, um in der Heimat dem Vater und den Brüdern sein Glück zu künden und ein bescheidenes Heim zur baldigen Hochzeit herzurichten.

Wenn nun das Textbuch nicht die nöthige erklärende Ergänzung enthielte, so würde man auf den zweiten Act, der nur durch eine Inhaltserklärung einigermaßen verständlich wird, gar nicht vorbereitet sein. Die Ergänzung geht dahin, daß nach Ramiro's Abschied vom Vater dieser schwer erkrankt und das Land, Fürstenthum Leon, von räuberischen Einfällen der Mauren zu leiden hat, daß ferner an Stelle des umherschweifenden Ramiro der jüngere Bruder Enrique tapfer die räuberischen Scharen bezwingt und nach dem Tode des Vaters vom Volke zum Herrscher ausgerufen wird. Gerade zur Krönungsfeier Enrique's kehrt Ramiro zurück, und hier beginnt der zweite Act. Der jüngere Bruder Enrique ist, gestützt auf seine Kriegserfolge, nicht gewillt, den ältern Ramiro als Thronfolger anzuerkennen. Im Gegentheil sucht er diesen, als er vergeblich mit dem Dolch auf den Kronenräuber eingedrungen war, dadurch unschädlich zu machen, daß er ihn, den Bruder Ramiro, mit Hülfe der treu ergebenen Mannschaft auf ein als Zauberinsel verrufenes Eiland verbannt. Durch die Erzählung Ramiro's von Lusita's Schönheit gereizt, kommt Enrique nach dem Baskenlande, wohin nun der verbannte Ramiro zu der von den Liebenden festgesetzten Zeit natürlich nicht zurückkehrt. Lusita glaubt an die Untreue Ramiro's und nimmt endlich die Hand des jungen Fürsten Enrique an. Uraka hofft als Lohn von Enrique und Lusita in Enrique's Land mitgenommen zu werden, um dort Fürstenmutter spielen zu können. Der junge Fürst findet sich aber mit einem Beutel Geld ab, und Lusita weigert sich

ebenfalls, die unlautere Pflegemutter mitzunehmen. Uraka, ergrimmt, wirft Lusita nun Untreue vor und erinnert an den Ring, das Symbol der Treue, worauf die an die vermeintliche Untreue Ramiro's denkende Lusita den Ring der alten Uraka zu Füßen wirft, welche denselben drohend aufhebt und sich zu rächen beschließt.

Dieses Rachewerk beginnt im dritten Act, wo Uraka, nachdem sie über die Person des Ramiro durch die ihr bekannt gewordenen Vorgänge am Fürstenhofe zur Klarheit gekommen ist, die einsame Insel aufsucht und hier den verbannten Thronfolger dadurch zur Rache reizt, daß sie ihm die Untreue Lusita's, welche doch nur hintergangen und über Ramiro getäuscht die Hand Enrique's annahm, in grellen Farben schildert und als Beweis für die Wahrheit ihrer Aussagen den erwähnten Verlobungsring vorzeigt. Ramiro, vom Rachegefühl erfaßt, folgt den Rathschlägen Uraka's und nimmt, das rechte Wort („Rache") zur Gewinnung des Zaubers findend, aus dem roth erglühenden Kelch der Wunderblume jenen Reif, welcher ihn zum Herrn der Geisterwelt, allmächtig und unsterblich macht. Nach diesem Vorgang beginnt die Katastrophe, welche dadurch eingeleitet wird, daß im Park des fürstlichen Schlosses die an der Untreue Ramiro's zweifelnde und von diesen Zweifeln gequälte junge Fürstin Lusita erscheint, nachdem sie vom Hochzeitsmahl in fieberhafter Unruhe hinweggeeilt ist. Enrique hat ihre Abwesenheit bemerkt und eilt ihr nach. Ihn erblickend, flieht sie an seine Brust, um Schutz zu suchen vor den in ihrem Innern auftauchenden beängstigenden Bildern der Vergangenheit. Da erscheint Ramiro auf einem Felsen am Meere und verflucht beide, indem er die dienenden Geister zur Rache herbeiruft. Vergeblich ist das Aufbäumen Enrique's gegen die Geistermacht. Ramiro, im Besitz des Zaubers, gebietet, und alles wird von den rasenden Fluten verschlungen. Er selbst betrachtet düster sein vollbrachtes Rachewerk. Damit ist aber die Oper nicht zu Ende. Vielmehr erzählt uns Ramiro im Schlußact des Ganzen, daß er ruhelos die Welt durchwandert habe. Seine durch den Zauber erworbene Unsterblichkeit ist ihm gründlich lästig geworden. Merkwürdigerweise kommt auch die alte Uraka an den Ort der Zerstörung, wo früher das prächtige Fürstenschloß stand. Ihre Tanzbewegungen und ihre Worte lassen sofort erkennen, daß sie dem Wahnsinn verfallen ist. Aus den Reden der Irrsinnigen erkennt Ramiro, daß Lusita getäuscht wurde und nicht die Schuld der Untreue auf sich geladen hat. So nimmt er, nachdem bereits Uraka in das Meer gesprungen ist, den Ring, wirft ihn in die Flut und spricht Lusita vom Fluche frei. Sofort kommt über ihn der Tod, die Meereswogen beruhigen sich, der Vollmond erscheint, und im elektrischen Licht erglänzt auf einem emporsteigenden Felsen im Meer Lusita's Lichtgestalt, welche den nach dem Jenseits eilenden Ramiro erwartet.

Daß von einer Charakterdurchbildung in diesem „musikalischen Märchen", wie das Product am besten zu nennen wäre, nicht die Rede ist, geht aus dem Gang der Handlung unzweideutig hervor. Aber auch dann ist der Text als gänzlich verfehlt zu betrachten, wenn man nur den äußern Bühneneffect ins Auge faßt. Es kommt nicht einmal zu einem ordentlichen Quartett, welches doch zunächst für die musikalische Wirkung in Betracht gezogen werden müßte, da vier Hauptpersonen in der Handlung thätig sind. Wie hat Mozart seine Hauptpersonen zu Ensemblesätzen vereinigt, welch sichere Hand und klaren Blick erkennen wir mit Bezug hierauf in Wagner's „Meistersingern"!

Dem Componisten fehlte also entschieden die Grundlage, sein Talent in der rechten Weise zu entfalten. Daß er fleißig beobachtet und auch in der Harmonik bis zu einem gewissen Grade studirt hat, beweist die Behandlung des Orchesters, die größtentheils gut musikalisch und von angenehmer Klangfarbe ist. Freilich kann nicht geleugnet werden, daß man von einem Organismus im instrumentalen Aufbau nichts bemerkt. Die Orchesterpartie erhebt sich äußerst selten zu einer

gewissen Selbständigkeit, sie enthält mancherlei äußerliche Klangeffecte zur Illustration der auf der Bühne gesungenen Worte. Aber nicht das einzelne Wort allein soll harmonische Unterstützung finden, sondern der ganze Inhalt der Worte muß sich in der ernsten Oper unserer Zeit sozusagen symphonisch verdichten; das Orchester muß in sich die Kraft besitzen, alle seelischen Empfindungen und innern geistigen Vorgänge, welche in Worten nicht ausgedrückt sind, zum Bewußtsein des Hörers zu bringen; das Orchester soll nach Richard Wagner das Sprachorgan sein, welchem die Aufgabe zufällt, das Unaussprechliche auszudrücken. In dieser Beziehung sind die vom Componisten versuchten Anläufe äußerst schwach. Am besten ist ihm die technische Verwendung der Singstimmen gelungen. Sinn für edle Klangfarbe weist, wie bereits erwähnt, auch die Orchesterbehandlung auf; aus der Verwerthung der Singstimmen ist aber entschieden dramatisches Talent zu erkennen, dessen kräftige Steigerung lebhaft zu wünschen ist. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß der Tonsetzer die Gegensätze der einzelnen Singstimmen vom technischen Standpunkt aus sicher festgehalten und die günstigsten Tonlagen zum Ausdruck für die verschiedenen Situationen benutzt hat. Das düstere Colorit weiß er ebenso zu treffen wie das helle, freudige; er besitzt die Begabung, in lyrischen Tonfarben zu schwelgen und in dramatischer Erregtheit die Natur der Mittel auszunutzen. Aber leider wird dieses Farbentalent zunächst nicht durch eigene Ideenkraft unterstützt; nur die Mittel bringen die Klangwirkungen, nicht aber der eigene Geist des Componisten, welcher zur Zeit die Gedanken mehr reproducirt als producirt. Eigenen, selbständigen Stil zu erringen gelingt allerdings nur den wenigen Auserwählten, und es erscheint in Anbetracht dieser Erfahrungsthatsache ganz angezeigt, daß kleinere Talente sich erst in knappen Formen versuchen. Für das anspruchslose Liederspiel, welches in neuerer Zeit so wenig cultivirt ist, wäre das Talent und das Können Lindner's ausreichend. Nach erlangter Routine könnte sich dann der Componist eine Steigerung zur großen Oper zumuthen.

Die leipziger Ausführung wurde hauptsächlich gehoben durch die ausgezeichnete Leistung des Baritonisten Schelper, welcher gewissermaßen selbstschaffend den Titelhelden in den einzelnen Situationen mit wirkungsvollen Pointen auszustatten wußte. Die übrigen darstellenden Kräfte lösten ihre wenig dankbaren Aufgaben in sehr anzuerkennender Weise, sodaß auch Frau Moran-Olden (Uraka), Fräulein Scherenberg (Lusita) und Herr Lederer (Enrique) den Dank des Autors im vollen Maße verdienten. Nicht minder hat sich der Kapellmeister Mahler durch sorgfältige Vorbereitung und Direction um die Wiedergabe verdient gemacht. Die Mitglieder des Chores führten ihre unbedeutenden Partien angemessen durch und das Orchester bewährte sich wieder in glänzender Weise.

Nachhaltigern Erfolg als diese im ernsten Genre gehaltene Bühnennovität scheint die komische Oper „Auf hohen Befehl" von Karl Reinecke in Hamburg errungen zu haben. Alle Nachrichten sind darüber einig, daß Reinecke's Talent vorwiegend dem Komischen zuneigt. Auch in der Instrumentalmusik ist seine Ouverture zu „Dame Kobold" eine seiner gelungensten Productionen, und so können wir uns freuen, daß dem Tondichter ein Stoff zusagte, welchen der Autor selbst auch poetisch behandelt hat. Diese nach der Riehl'schen Novelle „Ovid bei Hofe" frei bearbeitete, im Verlage von Max Hesse in Leipzig erschienene Oper Reinecke's hatte am 1. Oct. 1886, bei ihrer ersten Aufführung im hamburger Stadttheater, einen sehr schönen Erfolg, und auch in Altona ist das Werk ebenfalls unter persönlicher Leitung des Autors mit rauschendem Beifall aufgenommen worden. Von competenter Seite wurde nach jener hamburger Darstellung hervorgehoben, daß die Idee, das Genre der feinkomischen Oper zu Ehren zu bringen, wol als eine äußerst glückliche begrüßt werden könne, und daß Meister

Reinecke der Mann sei, gerade auf diesem Felde Vortreffliches zu leisten. Der Text hat, in Kürze zusammengefaßt, folgenden Inhalt. Ignaz Lämmel, Hofpoet und Componist am fürstlichen Hofe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, besitzt in seinem Sohn Franz einen für Gesang höchst begabten Schüler; der letztere, um mit seiner Geliebten Cornelia, Tochter des italienischen Singemeisters Signore dal Segno, häufiger zusammenkommen zu können, bittet, als Howoja aus Böhmen, um den Unterricht des italienischen Maëstro, welchen dieser ihm gewährt. Dal Segno verachtet und bespöttelt deutschen Gesang; Ignaz Lämmel wird wüthend und fordert den italienischen Gesangsmeister zum Duell. Der plötzlich dazwischentretende Fürst untersagt ihnen den Kampf mit Waffen und ordnet dafür ein Gesangsturnier an. Cornelia wird in Franzens Kleidung versteckt. Franz siegt natürlich nach dem Urtheil beider Meister und wird von der Fürstin mit dem Lorber gekrönt und zum Kammersänger ernannt; Cornelia, welche der Fürstin aber mehr zu Herzen durch das Lied: „Kein Feuer, keine Kohle", gesungen hat, wird durch einen Rosenkranz geschmückt. Die Verkleidung wird nun erkannt, denn bei dem Aufheben des Barets löst sich Cornelia's Haar in langen Locken auf; dal Segno erblickt seine Tochter, ist zuerst äußerst aufgebracht über den Betrug, versöhnt sich dann aber mit Lämmel; Franz und Cornelia werden glücklich, und eine prächtige Apotheose beschließt die Handlung, welche natürlich durch heitern Dialog, Pantomime und graziöse Tänze wirkungsvoll unterbrochen wird.

Was die Musik anbelangt, so konnte sich ein jeder, dem Reinecke's Muse bekannt ist, eines ungetrübten künstlerischen Genusses von vornherein vergewissert halten. Daß aber der Componist bei der Gediegenheit der Arbeit und dem orchestralen Wohlklange es verstanden hatte, auch dem feinen Humor so voll und ganz die Zügel schießen zu lassen, und zwar derart, daß man bisweilen nicht aus dem Lachen herauskommen konnte, hatten gewiß viele nicht erwartet. Der Beifall steigerte sich daher von Act zu Act, zahlreiche Hervorrufe, werthvolle Kranzspenden und dreifacher Orchestertusch wurden dem Meister zutheil, welchen das Publikum schon bei seinem Erscheinen am Directionspult durch Applaus und Lorberkranz auszeichnete. Zu dem glücklichen Erfolg trugen zunächst die Solisten bei: Frau Brandt-Görtz (Fürstin), die Herren Lißmann (Fürst), Wiegand (Ignaz Lämmel), Bötel (Franz, dessen Sohn), Ehrke (dal Segno), Fräulein Kauer (Cornelia, dessen Tochter), Frau Heinck (Julia, seine Schwester), Herr Landau (Hofnarr), Herr Ritter (Louis, Hoflakai). Die Kräfte dieses allein schon vortrefflichen Ensemble wetteiferten mit vorzüglichem Gelingen, den Intentionen des Componisten gerecht zu werden. Jedoch auch die Regie hatte alles aufgeboten und die Scenerie überaus freundlich gestaltet; auch die Leistungen des Orchesters, des Chores und des Balletpersonals waren der vollsten Anerkennung werth.

Während wir hier von zwei Opern sprechen konnten, von welchen die eine durchaus ernst, die andere ganz im heitern Genre gehalten ist, verbindet die Oper „Junker Heinz", Text von G. Franz, Musik von Karl von Perfall, Ernst und Scherz miteinander. Das dramatisch-musikalische Werk des verdienstvollen münchener Intendanten hat bei seiner ersten münchener Aufführung am 9. April 1886 großes Gefallen erregt, und zweifellos darf nach dem Urtheil des Correspondenten für die „Signale" dieses neueste Werk des erwähnten hochgestellten Tondichters textlich wie musikalisch ein glücklicher Wurf genannt werden. Die lyrisch-poetische Dichtung „Heinrich von Schwaben", von Wilhelm Hertz, welche den bekannten mittelalterlichen Sagenstoff poetisch behandelt, hat dem Librettisten G. Franz zur Folie gedient und ihn zu einem stimmungsvollen, dem Sinnig-Ernsten wie dem Lebensfroh-Heitern Rechnung tragenden Text angeregt.

Die Musik des Herrn von Perfall trifft in charakteristischer Weise den volksthümlichen Grundton. Auf das Romantische, Gemüthvolle, Lyrisch-Anmuthige

weist den Componisten von Haus aus seine Begabung hin; aber er hat nicht allein nach dieser Richtung hin Schönes und Apartes geleistet, sondern auch für das derb Humoristische, Gefällig-Graziöse den entsprechenden musikalischen Ausdruck gefunden. Daher pulsirt echt dramatisches Leben in dieser Oper, das Interesse des Publikums erlahmt keinen Augenblick und wird bis zu dem in Handlung und Musik sich zu großer Wirkung steigernden Schluß in lebhafter Antheilnahme erhalten. Nach jedem Actschluß machte sich denn auch die angeregte und dankbare Stimmung der Hörerschaft in langanhaltendem, begeistertem Beifall und Hervorrufen des Componisten Luft, für den nach dem letzten Fallen des Vorhangs Hofkapellmeister Levi dankte. Letzterer, der bekannte uneigennützige hervorragende Leiter Wagner'scher Werke in Baireuth, hatte sich der Novität durch eine überaus sorgfältige Einstudirung in liebevollster Weise angenommen. Die Aufführung ging, da auch sämmtliche Darsteller mit ihrem besten Können für das Werk ihres Chefs eintraten, in musterhafter Präcision von statten. Für die Hauptpartien standen in Fräulein Dreszler (Agnes), den Herren Mikorey (Junker Heinz) und Gura (Kaiser Konrad) die geeignetsten Kräfte zur Verfügung. Auch die weniger hervorragenden Rollen waren durch die Damen Blank und Herzog, die Herren Bausewein, Schlosser, Fuchs und Siehr vortrefflich besetzt. Hinsichtlich der prächtigen Ausstattung und Inscenirung suchten sich Kunst und Geschmack den Rang streitig zu machen.

Im übrigen ist von dramatisch-musikalischen Thaten nichts besonders Bemerkenswerthes zu berichten. Welchen Gehalt die in Leipzig zur ersten Aufführung kommende Oper „Otto der Schütz" von Neßler und die wol zunächst für Köln am Rhein bestimmte Oper „Faust" mit dem Wortlaut des Goethe'schen Textes von H. Zöllner besitzen wird, entzieht sich vorläufig noch der Kritik. Eine große Nachwirkung aber übt noch der Tod Franz Liszt's, dessen Werke jetzt in allen musikliebenden Städten zu Erinnerungsfeiern benutzt werden. Bisjetzt sind die Liszt-Feierlichkeiten noch gar nicht zum Abschluß gelangt. Daß sich an denselben in hervorragender Weise der leipziger Liszt-Verein, sozusagen das Schoskind des Meisters in seiner letzten Lebenszeit, betheiligt, ist ja ganz selbstverständlich, sowie auch der Allgemeine deutsche Musikverein seinem Ehrenpräsidenten Franz Liszt den Tribut der Hochachtung durch musikalische Aufführung zollt. Inmitten dieser Feierlichkeiten bekundet der bedeutsamste Schüler und Nachfolger Liszt's, Dr. Hans von Bülow, die Größe seines Könnens durch die Vorführung der bedeutendsten Beethoven'schen Klavierwerke aus allen Epochen des erhabenen Meisters, dessen letzte Sonaten schon früher durch Hans von Bülow die ausgezeichnetste Interpretation fanden. Unbedingt ist die große Leistungsfähigkeit im Klavierspiel der Gegenwart hauptsächlich auf das Wirken Franz Liszt's zurückzuführen, dessen eingehende Würdigung von ganz objectivem Standpunkt aus eine der Hauptaufgaben unserer Zeit sein muß.

Politische Revue.

21. October 1886.

Die Lage in Bulgarien ist in der letzten Zeit durch das Eingreifen des russischen Agenten, General Kaulbars, bestimmt worden, der sich ausdrücklich als Träger der unabänderlichen kaiserlichen Willensmeinung einführte und den Bulgaren das Gesetz dictirte. Es waren vorzugsweise drei Vorschriften, welche den Bulgaren gemacht wurden: einmal sollen die politischen Gefangenen, welche das

Attentat gegen den Fürsten Alexander ausgeführt, freigelassen, dann der Belagerungszustand aufgehoben und vor allem die Wahlen zur Großen Sobranje vertagt werden. Schon die erste Zumuthung, der zufolge der Hochverrath straflos ausgehen sollte, war ein Eingriff in die Rechte der Regierung, wie er nicht größer sein konnte. In der That stellten sich damit die Russen auf seiten des revolutionären Princips, das sie ja sonst überall verleugnen und verfolgen; doch jene Umwälzung sollte ja zu Gunsten Rußlands geschehen: und darum nahm Rußland ohne allen Anstand Partei für die Urheber derselben. Die Regentschaft gab indeß hierin nach und ließ die gefangenen Offiziere frei; auch den Belagerungszustand hob sie auf; aber die Wahlen zur Großen Sobranje hinauszuschieben, dazu konnte sie sich nicht verstehen. Mochten die russischen Blätter und Agenten noch soviel von der Beruhigung der Gemüther declamiren, die erst eintreten müsse, ehe man an jene Wahlen denken könne, mochten sie von dem Terrorismus einer Partei phantasiren, welche die Wahlen jetzt beherrschen würde: der baldige Appell an die Volkssouveränetät war um so mehr eine Lebensfrage für die Regentschaft, als sie gerade von den Russen als illegal hingestellt wurde.

Diese Weigerung, die Wahlen hinauszuschieben, steigerte die Erbitterung des Generals Kaulbars, der ganz die Rolle eines demagogischen Agitators zu spielen begann und mit Plakaten, Maueranschlägen, Flugblättern, Aufhetzung der Bauern und später auch der Armee gegen die Regentschaft wühlte. Die öffentliche Meinung von ganz Europa hat diese Art der Vergewaltigung eines vorher doch für selbständig erklärten Volkes durch Machtsprüche von oben und durch Aufstachelung der Massen als verwerflich bezeichnet: eine Occupation Bulgariens durch russische Truppen wäre dagegen ein Vorgehen gewesen, das zwar das internationale Recht mit Füßen trat, aber doch im großen Stil, ohne sich kleiner, unwürdiger Mittel zu bedienen. General Kaulbars ließ durch alle russischen Consulate ein Exposé von zwölf Punkten verbreiten, in welchen das Verhalten der Regierung und der Sobranje als höchst verdammenswerth hingestellt, die unbedingte Hingebung an Rußland durch die That verlangt wurde.

Doch die militärische Agentur des Generals Kaulbars sollte in Sofia selbst eine eclatante Niederlage erleben: in einer öffentlichen Volksversammlung trat er als Redner auf; doch seine Beredsamkeit machte so wenig Eindruck auf die Bulgaren, daß er zuletzt die Tribüne verlassen mußte, infolge vieler russenfeindlicher Zwischenrufe des unbekehrten Volkes. Bei den Wahlen aber kam es zu misliebigen Auftritten: Bauern aus der Umgegend drangen in die Wahllocale, um sie zu hindern, wurden aber von den Wählern hinausgetrieben und flüchteten sich in das russische Consulat, wo sie ein Asyl fanden; aus demselben wurde sogar auf die Straße geschossen und das gegenüberliegende deutsche Consulat getroffen.

Kaulbars fand, daß Sofia von der jetzt herrschenden Partei terrorisirt werde, und wollte daher in den andern Städten Boden für seine Agitation gewinnen: er trat eine Rundreise durch das Land an und wandte sich selbst und durch seine Agenten namentlich an die Truppen. Die drei Commandeure in Schumla schickten an die Regentschaft einen Protest gegen einen Krieg mit Rußland, an den doch zunächst niemand dachte; sie sagten indeß bald darauf pater peccavi. Hier und dort fand der russische General auch wol Zustimmung, aber dieselbe blieb niemals eine ungetrübte: die Bevölkerung schwankt zwischen dem Streben nach Unabhängigkeit und jener dankbaren Gesinnung, die man den Russen als Befreiern schuldet, der ja auch die Kleine Sobranje in der Adresse an den Zaren Ausdruck gegeben hatte.

Eine Reise durch Ostrumelien ist den Auftraggebern des Herrn Kaulbars nicht erwünscht gewesen; Ostrumelien ist ja eigentlich von den Russen nicht befreit worden, sondern es blieb nach dem Berliner Frieden eine von der Pforte abhängige Statthalterschaft unter einem türkischen Gouverneur. Der Befreier Ost-

rumeliens ist Fürst Alexander; darum hängen die Rumelioten an diesem, und von ihnen ging die siegreiche Gegenrevolution nach dem Attentat von Sofia aus. Ob sich die Nachricht bestätigt, daß durch die Agenten von Kaulbars in allen größern Städten des Landes eine große Verschwörung angezettelt und die geworbenen Verschwörer mit russischem Gold und russischen Waffen ausgerüstet worden seien, muß abgewartet werden; ein in so ungeschickter Weise von dem russischen Agenten inscenirter Bürgerkrieg würde niemals den Einmarsch der den Frieden wiederherstellenden russischen Bataillone rechtfertigen können.

Die Wahlen zur Großen Sobranje haben inzwischen stattgefunden; sie bedeuten eine vollständige Niederlage der russischen Partei. Von 590 Deputirten gehören 480 der Regierungspartei, 26 den Anhängern Zankow's und 15 denjenigen Karawalow's an. Das dem Fürsten Alexander stets so treugesinnte Ostrumelien hat 44 Abgeordnete zur Sobranje gewählt, welche ohne Ausnahme der Regierungspartei angehören. Die Russen in Bulgarien und Petersburg fechten diese Versammlung, die allein über ihre eigene Rechtsgültigkeit zu beschließen hat, als eine ungültige an; der Kaiser hat durch den Mund von Kaulbars von Haus aus alle ihre Beschlüsse für nichtig erklärt: die Regierung hat inzwischen sich an die europäischen Cabinete gewendet mit dem Anliegen, ihr einen Candidaten für den bulgarischen Thron vorzuschlagen, dem dann die Sobranje ihre Stimme geben würde; doch verlangt der Berliner Vertrag Einstimmigkeit der Mächte, und da das russische Veto sicher in Aussicht steht, so ist die Entwickelung der bulgarischen politischen Verhältnisse, obschon sie sich bisher, wie auch die österreichische Presse anerkannt hat, dank den Bemühungen der Regentschaft, in ruhigen und regelmäßigen Gleisen bewegte, doch wieder an einem Wendepunkte angekommen, wo ihr Halt geboten ist. Die Hand Rußlands ruht aber schwer auf diesem Lande. Eine Wiederwahl des Fürsten Alexander erscheint ausgeschlossen, weil sie aussichtslos ist: auch was gerüchtsweise von der Bereitwilligkeit des Fürsten verlautete, wenn er von der Volksversammlung gewählt würde, den Thron wieder zu besteigen, hat sich als unbegründet ausgewiesen. Wohl aber darf man mit der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" fragen, ob Fürst Alexander nicht dem Volke der Bulgaren eine Reihe von Prüfungen erspart haben würde, wenn er nach seiner Rückkehr nicht so früh gleichsam die Büchse ins Korn geworfen hätte? Er habe die Verhältnisse entweder für ungünstiger angesehen, als sie in Wirklichkeit waren, oder sich in seiner Lage unbehaglich gefühlt. Gewiß würde die Agitationsreise des Generals Kaulbars dann unterblieben, die Forderungen Rußlands würden dem Lande nicht in so brüsker Weise aufgedrängt worden sein, und vielleicht hätte Rußland dann auch nicht gegen die Wahlen zur Großen Sobranje Protest erheben können.

Wie sich Europa zu dieser Versammlung stellen wird, ist übrigens fraglich: Bulgarien hatte ein Recht, für dieselbe zu wählen, nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages; Ostrumelien aber nicht. Der Berliner Vertrag kennt keinen Fürsten Ostrumeliens, und Fürst Alexander war auch nur Generalgouverneur dieses Landes, wurde als solcher von den Türken ernannt und mußte von den Vertragsmächten bestätigt werden. Die Große Sobranje hat in ihrer jetzigen Zusammensetzung keinen andern Boden als den der Revolution, sie ist nur möglich geworden durch den Staatsstreich in Philippopel, und es ist nicht anzunehmen, daß die Cabinete sie ohne weiteres anerkennen werden. Rußland hat für sein sonst eigenmächtiges Vorgehen hier noch eine Handhabe des internationalen Rechts. Die Türkei hat den Bulgaren den Rath ertheilt, die Abstimmungen der Großen Sobranje zu vertagen, mit der ausdrücklichen Motivirung, daß Rußland dies wünsche.

Da der Berliner Vertrag gebrochen ist, so handelt es sich jetzt wieder um eine offene Frage, zu der die einzelnen Staaten nach ihrer Interessenpolitik Stel-

lung nehmen. Diejenige Rußlands ist klar: Bulgarien soll eine russische Statthalterschaft und eine Etappe für den Vormarsch nach Konstantinopel werden; das geeinigte Großbulgarien ist ihm um so willkommener, und insofern hat sich Fürst Alexander eigentlich um Rußland verdient gemacht. Hat Rußland erst Großbulgarien in seine Macht bekommen, dann ist ja der Friede von San-Stefano eine Wahrheit geworden, und Rußland braucht blos die Hand auszustrecken, um gelegentlich sich der türkischen Hauptstadt zu bemächtigen.

Darum ist auch England der erbittertste Gegner Rußlands in der bulgarischen Frage; die englische Presse hat stets für den Fürsten Alexander Partei ergriffen, und die russischen Blätter nannten das Bulgarien dieses Fürsten eine englische Citadelle. Englands Bestreben geht, wie die „Morning Post" meint, dahin, eine Defensivallianz mit Oesterreich-Ungarn gegenüber dem russischen Vordringen auf der Balkanhalbinsel zu Stande zu bringen, eine Allianz, der sich dann die Türkei und Italien anschließen könnte, während Deutschland eine wohlwollende Neutralität behauptete. Offenbar hat die Reise des Lord Churchill nach Berlin und Wien den Zweck, der deutschen und österreichischen Politik an den Puls zu fühlen; denn daß ein amtirender englischer Staatsmann eine solche Reise jetzt zu seinem bloßen Vergnügen unternehmen würde: das ist eine abenteuerliche Vermuthung, die sich kaum in einem Roman Disraeli's motiviren ließe. In Berlin verfolgt man nach wie vor die Politik, zu verhüten, daß aus der bulgarischen Frage, durch welche keine Lebensinteressen Deutschlands berührt werden, sich ein europäischer Krieg entzünde, und scheint geneigt, den Russen freie Hand auf der Balkanhalbinsel zu lassen. Lord Churchill wird in Berlin schwerlich das gefunden haben, was er suchte.

Anders steht die Sache in Wien; denn trotz aller Versicherungen gegenseitigen Wohlwollens und gemeinsamer Friedensliebe sind die Interessen Oesterreichs und Rußlands auf der Balkanhalbinsel durchaus entgegengesetzt, und die Gesinnung der Deutschen und Ungarn, die durch das Slawenthum hart genug bedrängt werden, ist eine entschieden russenfeindliche. Dies zeigt sich nicht nur in den Artikeln der Presse, auf welche die russenfreundlichen officiellen Beziehungen nur geringen Eindruck gemacht haben; auch die Erklärungen Tisza's, des ungarischen Premierministers, sind keineswegs von einer nach Petersburg hin gravitirenden Politik eingegeben worden.

Tisza unterließ es nicht, den Fürsten Alexander scharf zu kritisiren, besonders die Erklärung desselben, daß er seine Krone direct vom Zaren empfangen habe und bereit sei, ihm dieselbe zu Füßen zu legen; auch gab er zu, daß im Interesse Bulgariens selbst vor übereilten Schritten betreffs der Verschwörer von Oesterreich und Deutschland gewarnt worden sei. Ueber das deutsch-österreichische Bündniß sagte er: „Mit Deutschland stehen wir auch heute auf der alten Grundlage, und eben deshalb dürfen wir nicht daran zweifeln, daß wir mit Rücksichtnahme auf die gegenseitigen Existenzbedingungen vereint diese Grundlage auch werden wahren können ohne Gefährdung des allgemeinen Friedens." Diese Erklärung ist nicht gerade sehr warm und begeistert, und man merkt ihr die Abkühlung an, welche sie durch die Atmosphäre des dieser Allianz wenig günstigen Magyarenthums erhalten hat, das am liebsten seine Heeressäulen gegen Rußland ins Feld rücken ließe. Tisza erklärte ausdrücklich, ein Protectorat irgendeiner Macht auf der Balkanhalbinsel sei unzulässig, und sprach sich damit entschieden genug gegen die Eingriffe Rußlands in Bulgarien aus. Eine Erklärung auf die Interpellation des Abgeordneten Helfy über die Sendung des Generals Kaulbars hat Tisza neuerdings abgelehnt und nur seine Bereitwilligkeit erklärt, auf dieselbe vor Ablauf der gesetzlich zulässigen Frist von 30 Tagen zu antworten, jedenfalls in der festen Ueberzeugung, daß dann die Affaire Kaulbars bereits längst über wichtigern Ereignissen in Vergessenheit gerathen sein werde. Was aber Tisza's Erklärung

betreffs des deutsch-österreichischen Bündnisses an Wärme vermissen ließ: das holte Graf Taaffe in seiner Beantwortung der Interpellation des Dr. Heilsberg im österreichischen Reichsrath nach, indem er erklärte, die Annahme, als hätten Oesterreichs Beziehungen zu Deutschland eine Erschütterung erlitten, sei vollkommen grundlos; es liege kein Anlaß vor, eine Lockerung oder Trübung der gegenseitigen engen und vertrauensvollen Beziehungen besorgen zu lassen.

Frankreich hat den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel gegenüber durchaus keine tonangebende Rolle gespielt: von irgendwelchen Vorschlägen der französischen Diplomatie ist dabei gar nicht die Rede gewesen: ein immerhin für die Franzosen beschämendes Gefühl, wenn sie des Einflusses gedenken, welchen Napoleon III. auf die Lösung der orientalischen Frage ausgeübt hat. Die Presse freilich hat alle Ereignisse in Bulgarien mit einem Chorus begleitet, dessen Grundstimmung eine wesentlich russenfreundliche war. Dem Fürsten Alexander wurde stets schnöder Undank gegen den Zaren vorgeworfen, der russische Einfluß in Bulgarien als selbstverständlich anerkannt; in der Meuterei vom 21. Aug. sah man eine Niederlage der deutsch-österreichischen Politik; es gebe eine Macht, rief triumphirend die „République française", vor welcher der große Kanzler sich beugen müsse; mit der führenden Rolle Deutschlands sei es aus. Andere Blätter proclamirten, es gäbe im Orient keinen Widerstreit französischer und russischer Interessen. Bei dieser Opportunitätspolitik der französischen Blätter, die nur von dem Gedanken an die französisch-russische Allianz erfüllt sind, bleibt natürlich der große Gegensatz der Regierungssysteme unbeachtet, der zwischen Paris und Petersburg besteht; ein Gegensatz, der dem Zaren gegenwärtiger ist, als die Herolde jenes Bündnisses eingestehen wollen; es bleibt unbeachtet, daß das Princip der Volkssouveränetät, auf dem die französische Republik beruht, gerade von den Russen in Bulgarien mit Füßen getreten wird; doch der Chauvinismus erkennt keine andern Principien an als sich selbst; was hätten die Republikaner der ersten Revolution zu der Zumuthung gesagt, ein Bündniß mit dem autokratischen Rußland abzuschließen? Sie würden ja die politischen Ideen, für die sie in den Kampf zogen, als dadurch compromittirt angesehen haben!

Der militärische Putsch in Madrid, der durch die Entschlossenheit des Generals Pavia so rasch beseitigt wurde, beherrscht in seinen Folgen noch immer die Situation in Spanien. Die Regierung wollte anfangs große Strenge zeigen und die über die meuterischen Offiziere und Soldaten gefällten Todesurtheile rücksichtslos vollstrecken lassen; doch der langsame Proceßgang der Kriegsgerichte ließ einer Bewegung zu Gunsten der Meuterer Zeit, immer weitere Kreise zu ergreifen. Mit vielen tausend Unterschriften gezeichnete Gnadengesuche wurden von Bischöfen überreicht; aus dem ganzen Lande gingen Bittschriften an die Königin ein; selbst bei Stiergefechten fanden Demonstrationen zu Gunsten der Verurtheilten statt. Das Ministerium selbst ließ sich zunächst nicht erbitten: aber die Königin folgte einem Zuge des Herzens und ertheilte sogar der Tochter des Generals Villacampa, die sich ihr zu Füßen warf, eine Audienz. Das Ministerium mußte dem Wunsche der Königin nachgeben und begnadigte die zum Tode Verurtheilten zu lebenslänglicher Gefangenschaft, während welcher sie ruhig einen weitern Gnadenact oder eine Umwälzung der Verhältnisse erwarten dürfen. Diese Milde ist in Spanien nicht gerade überraschend; denn alle hervorragenden Generale und Staatsmänner haben sich dort gelegentlich an einem Pronunciamiento betheiligt, welches auf Umsturz der bestehenden Regierung ausging, und wenn alle dafür hingerichtet worden wären, würde die Ruhmeschronik des Landes sehr bedeutende Lücken aufzuweisen haben. Sagasta selbst, der jetzige Ministerpräsident, hat vor der Kaserne San-Gil, von welcher der militärische Putsch ausging, im Jahre 1868 einen Aufstand gegen Königin Isabella hervorgerufen.

Da nur die Urtheile der Kriegsgerichte bekannt geworden sind, nicht die andern Resultate der Untersuchung, schwebt noch ein Schleier darüber, wie weit die Erhebung in Madrid mit einer großen, über ganz Spanien verbreiteten Militärverschwörung im Zusammenhange stand; wieweit ihre Fäden reichten, ob vielleicht bis nach Paris, wo Zorilla planvoll die Verschwörung lenkt, welche an Stelle der Monarchie in Spanien die Republik setzen will. In einem Lande, in dessen Volksvertretung der Minister darüber interpellirt werden kann, ob er dem Volke das Recht einräume, sich für die republikanische Verfassung auszusprechen, und dieser Minister, Sagasta, trotz allerlei Einschränkungen im Grunde bejahend antwortete, steht die Monarchie auf sehr schwachen Füßen.

Nach der Begnadigung der Meuterer hatte das Ministerium sein Entlassungsgesuch eingereicht, doch wurde dasselbe nicht angenommen: gleichwol traten einzelne Minister, wie der Kriegsminister, aus dem Cabinet Sagasta aus, welches die Geschäfte des Landes im Geiste des Liberalismus fortzuführen gedenkt, ohne infolge der Militärrevolte terroristische Maßregeln zu ergreifen.

Zwischen Frankreich und England ist inzwischen eine Spannung eingetreten, nicht blos wegen der Neu-Hebriden, sondern wegen Aegyptens. Wie es scheint, haben Rußland und Frankreich die Pforte bestimmt, die Zurückziehung der britischen Besatzungstruppen aus Aegypten wieder einmal in Anregung zu bringen; England erklärte indeß, an die Räumung Aegyptens könne jetzt nicht gedacht werden, weil dieselbe eine vollständige Anarchie zur Folge haben würde und die Pforte nicht in der Lage sei, ihr zu steuern: das Land werde dann voraussichtlich von einer andern Macht, von Frankreich, besetzt werden. In der That wartet dasselbe nur auf eine Gelegenheit, die gemeinsame französisch-britische Herrschaft in Aegypten wiederherzustellen: hat doch unter dem frühern Ministerium des jetzigen Cabinetschefs Freycinet die Alleinherrschaft der Engländer begonnen und die Beseitigung der französischen Mitherrschaft stattgefunden. Freycinet selbst trägt zwar nicht daran die Schuld: seine Gegner benutzten die ägyptische Frage, um sein Ministerium zu Fall zu bringen, indem sie es durchsetzten, daß die Creditvorlage für die Besetzung des Suezkanals abgelehnt wurde. Freycinet hielt es daher für eine Ehrensache, die ganze Angelegenheit noch einmal in die Hand zu nehmen, und wird dabei von Rußland unterstützt, welches natürlich überall bemüht ist, der englischen Politik einen Stein in den Weg zu werfen. Diesseit und jenseit des Kanals ist nun ein heftiger Zeitungskrieg betreffs Aegyptens entbrannt; die englische Presse, besonders die Blätter der jetzt das Staatssteuer lenkenden Tories erklären in sehr schroffer Weise, die Angriffe der französischen Zeitungen könnten England nur bestimmen, sich dauernd in Aegypten festzusetzen. Die Sendung Herbette's nach Berlin steht wol besonders mit der ägyptischen Frage in Zusammenhang: man rechnet auf das Wohlwollen des Fürsten Bismarck, der es bisher sich zum Princip gemacht zu haben schien, die Angelegenheiten Frankreichs in andern Welttheilen nach Kräften zu fördern, da er jedenfalls in einer energisch betriebenen Colonialpolitik der Franzosen eine wünschenswerthe Ablenkung von ihren chauvinistischen Bestrebungen erblickte. Eine officiöse Preßstimme aus Berlin stellte indeß der Sendung Herbette's kein günstiges Horoskop; sie gab den Franzosen anheim, sich bei der Besetzung Aegyptens durch die Engländer zu beruhigen und sich dafür durch die Besetzung von Tripolis zu entschädigen. Was werden aber die Italiener zu diesem Rathschlage sagen? Sie haben ja längst ihr Auge auf Tripolis geworfen, und wenn die Engländer Aegypten, die Franzosen Algier und Tunis in Besitz genommen, so darf doch Italien, wenn es seine Bedeutung als tonangebender Mittelmeerstaat aufrecht erhalten will, nicht leer ausgehen, wo es die Besetzung der Südküsten dieses Meeres gilt. Bei seiner Rundreise durch die größern Städte des Südens hatte Freycinet, welcher in der innern Politik zur Einigkeit ermahnte und rieth, sich

zunächst an diejenigen Fragen der Steuerpolitik, des Finanzwesens, der Militärorganisation, der socialpolitischen Gesetzgebung zu halten, in Bezug auf welche die Ansichten der Republikaner am wenigsten auseinandergingen, in Toulouse erklärt, Frankreich wünsche den Frieden, aber unter der Bedingung, daß seinen Interessen und seiner Würde als Großmacht nichts vergeben werde. Man mochte in dieser Wendung immerhin eine versteckte Drohung gegen England und seine ägyptische Usurpation sehen. Deutlicher trat diese Drohung in demjenigen Theil seiner toulouser Rede hervor, in welchem er betonte, Frankreich werde auf dem Gebiet der Colonialpolitik das Erworbene unter allen Bedingungen und mit Aufbietung aller Kräfte festhalten: hierin durfte man einen Hinweis auf die Zustände in Madagascar sehen, wo englische Intriguen die Howas zu einer immer mehr franzosenfeindlichen Haltung bestimmten, sodaß sich der französische Resident in der Hauptstadt bereits unter den Schutz der französischen Schiffe flüchten mußte, die im Hafen von Tamatawe ankern.

Die feindselige Stellung, welche Frankreich jetzt gegen die einst so eng verbündete Westmacht einnimmt, verdient um so mehr Beachtung, als dasselbe dadurch immer mehr in das russische Fahrwasser gedrängt wird. England bleibt der Erbfeind Rußlands: und sollte eine französisch-russische Allianz gegen Deutschland nicht zu Stande kommen, so würde eine solche gegen England mit einem in allen Zonen spielenden Seekriege bei der jetzigen politischen Situation nicht ausgeschlossen sein.

Die zweite Session des österreichischen Reichsrathes hat am 28. Sept. begonnen: die conservativen Bundesgenossen der Regierung sind nicht mit ihr zufrieden; namentlich hat das Auftreten des Unterrichtsministers von Gautsch betreffs des deutschen Unterrichts in den slawischen Schulen bei ihnen böses Blut gemacht. Auch untereinander sind die nationalen Gruppen nicht einig: Polen und Czechen sind nicht nur in der Auffassung der bulgarischen Ereignisse durch eine weite Kluft geschieden, indem die Polen die Partei der Bulgaren, die Czechen diejenige der Russen ergreifen; sie haben auch auf volkswirthschaftlichem Gebiet sehr verschiedene Wünsche. Das Ministerium lavirt zwischen den Parteien hin und her: gegenüber dem deutschfreundlichen Auftreten des Cultusministers hat der Justizminister Prazak eine Verordnung erlassen, welche dem Czechenthum zu statten kommt, indem er die Oberlandesgerichte von Prag und Brünn anwies, alle Dienstsachen, denen ein in czechischer Sprache verfaßter Antrag einer Partei zu Grunde liegt, in dieser Sprache zu verhandeln und auch den Urtheilsspruch in czechischer Sprache zu fällen. Damit steht wieder im Gegensatze ein Erlaß des Kriegsministers, Graf Bylandt-Rheydt, daß Einjährig-Freiwillige nicht Offiziere werden dürfen, wenn sie der deutschen Sprache nicht hinlänglich mächtig sind, und daß die theoretischen Prüfungen der Reserveoffiziere in deutscher Sprache, der Dienstsprache des Heeres, abgelegt werden sollen. Ist so im Ministerium eine deutsche und eine föderalistische Strömung unverkennbar, so sind auch die einzelnen nationalen Clubs keineswegs einig. Im Polenclub herrscht große Spannung zwischen den bürgerlichen und feudalen Elementen, und wo es klerikale Angelegenheiten gibt, spalten sich alle Clubs in zwei Parteien.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Falsche Freundschaft.

Novelle

von

Alfred Friedmann.

(Schluß.)

VI.

Am Ende der Woche, zur Mittagsstunde, als alle Arbeiter die Säle verlassen hatten, trat Wilhelm zu seinen Chefs und bat sie, noch einen Augenblick zu verweilen und ihn anzuhören.

„Sie wollen uns doch nicht etwa verlassen? Wir sind zufrieden mit Ihnen und haben auch Ihrem Vater, unserm alten Freunde, in diesem Sinne geschrieben!“

„Nein!“ sagte Wilhelm. „Auch ich bin zufrieden und denke nicht daran, Sie zu verlassen. Ich möchte Ihnen nur eine neue Erfindung von mir vorlegen und Sie bitten, ein Patent darauf zu nehmen und mich an dem Nutzen zu betheiligen. Ich arbeite jetzt schon vier Wochen jeden Abend bis 12 Uhr daran.“

Und Wilhelm kramte seine Sachen aus.

Die beiden Fabrikbesitzer bestaunten zunächst die Erzeugnisse des Fleißes ihres Gesellen.

Aber die Sachen waren nicht scharf gekommen.

Und die Ausgabe für eine Stahlpresse schreckte sie.

Einer rieth dem andern ab.

Der untersetzte, behutsame Arweth meinte:

„Brav, sehr brav. Aber mit den ewigen Neuerungen erhält man sich selbst die alte Waare auf dem Lager.“

Der hagere Oberdorf sagte:

„Eine scharfe Presse bringt gewiß die Contouren besser heraus, aber wahrscheinlich so gut, daß sich das Bild ganz — aus dem Leder herauslöst!“

„Das macht dann die Uebung der Hand!“ rief Wilhelm. „Wenn auch ein Fetzen Leder draufgeht!“

„So eine Presse kostet ein Kapital!“

„Aber sie bringt es auch ein!“

So stritten die Meinungen hin und her.

Endlich schüttelten die Herren dem Gesellen die Hand, dankten ihm für sein Vertrauen . . . er hätte sich ja an seinen Vater, nach Berlin, oder an die großen Firmen in Wien, die Kleins, die Rodecks, die Rosenberge wenden können, und sie versprachen ihm, die Sache zu überdenken, zu bereden, zu überschlafen!

Als Oberdorf bereits das Zimmer verlassen hatte, kratzte sich Arweth hinterm Ohr und trat zögernd zu Wilhelm zurück:

„Wollen Sie heut, nein, heut ist Samstag, wollen Sie Sonntag über acht Tage, Punkt 1 Uhr Mittag, mein Gast sein? Suppe. Eingedämpften Braten. Mehlspeis'."

Wilhelm verbeugte sich dankend.

Er war fortan ein Gegenstand so aufmerksamer Behandlung seitens der Principale, daß es allen auffiel, und Schorschl fühlte, wie an jenem ersten Abend im Wirthshaus, jetzt aber stärker und bleibender, eine gewisse Abneigung gegen den liebgewonnenen Freund.

Er gab sich selbst Rechenschaft darüber. Er sagte sich, das sei Neid. Und ungerechter. Denn jener sei pflichttreuer, arbeitsamer, besser, klüger, stärker als er. Und er nahm sich vor, sich im Zaum zu halten.

Abends, bei der Löhnung, fragte er den Genossen nochmals, obwol mit geheimem Widerstreben, ja einer Art von Aberglauben:

„Kommst Sonntag mit, mit dem Stallbauer, der Toni, Mirzl und mir?"

„Vielleicht!"

„'S san brave Madels, ich sagt' dir's schon!"

„Mag sein, mag auch nicht sein. Aber du sagtest auch schon, du liebtest eine! Ich thät's dann nicht!"

„Nicht! Liebst du etwa niemand in Berlin? Und du bist doch am ersten Abend mitgangen!"

Wilhelm erröthete bis an die Haarwurzeln seiner Stirn.

Er trocknete sich gerade die Hände und schien die Hand nicht zu sehen, die ihm der andere hinhielt. Da meinte Schorschl in seiner sentenziösen Weise:

„An Amusement is noch keiner g'storb'n!"

Wilhelm mußte lachen. Er sagte, er ginge mit, und fragte nach dem Versammlungsort.

Schorschl rief:

„Ich sag' dir's, morgen früh an der Kirche. . . . Ah so!" meinte er, innehaltend und sich hinter dem Ohr kratzend, „du bist protestantisch. Die fünfhäuser Pfarrkirche ist freilich katholisch!"

„Es macht nichts. Ich wollte schon lange einmal euern Gottesdienst mit ansehen! Auch sind bei euch die heiligen Dinge . . . Zierath! Den seh' ich nicht ungern. Wir haben die Zier des Heiligen mehr . . . im Innern!"

„Ja, gewiß. Ihr seid in allem besser . . . in eurer Meinung!"

„Davon ein andermal! Ich gehe mit!"

„Ich hole dich ab!"

In der heiligen Sonntagsfrühe schritten die beiden Arm in Arm die lange Mariahilferstraße hinauf.

Die bunten Läden hatten ihre Herrlichkeiten ausgelegt; feiertäglich geputzte Bürgerskinder mit blonden und braunen Zöpfen, mit jenen vollen, runden, offenen Gesichtchen, die ein Merkmal der Wienerinnen sind, schritten, Gebetbücher tragend, auf den Trottoirs und zwischen den Tramways und Omnibussen hindurch, die nach Fünf- und Sechshaus, am Schwender'schen Colosseum vorbei, die Westbahnhöfe längst hinter sich lassend, gegen Schönbrunn, Hietzing und andere Orte zu verkehrten. Kurz vor der Linie holten die beiden Gesellen ein Mädchenpaar ein, das in eng anliegenden, die schlanken Gestalten zeigenden Kleidern demselben Ziele zustrebte.

Es waren Toni und Mirzl.

Die Bekannten begrüßten sich artig, und man machte sofort aus, daß man den Abend beim Schwender zubringen wolle.

An der Linie grüßte rechts eine einfache Kirche, ohne Schnörkel und gothische Spitzenarbeit. Dunkel hob sich der aufstrebende Schieferthurm in die leicht durchnebelte Märzluft.

Vor dem Gebäude zeigte sich eine Art Gartenanlage mit zahlreichen Grabsteinen.

Wilhelm fragte: „Ein Kirchhof, mitten im Tramwaygewühl?"

„Nein! Das sind nur Grabsteine, die man sich für sein eigenes Grab aussuchen kann!" meinte Toni.

„Ein trauriges Geschäft!" fügte Mirzl bei, den Verkäufer meinend.

„Und eine stete Erinnerung an den Tod!" sagte Wilhelm ernst. „Gehen wir in die Kirche?"

„Nein. Hier am Mariahilfergürtel in die Pfarrkirche!"

Die beiden Mädchen meinten, sie müßten sich sputen, der Gottesdienst beginne schon.

Man ließ sie vorausgehen.

Schorschl zog den Widerstrebenden noch in das Café Eibenböck an der Ecke, er gebe noch einen Frühtrunk zum besten. Wilhelm fand zwar, daß sich dies nachher besser mache, gab aber nach.

So saßen sie eine Weile, die Sonntagszeitungen und Witzblätter durchstöbernd; Schorschl fand viel Gefallen an den kecken Gestalten, welche die wiener „Vies parisiennes" boten. Wilhelm hatte daran bald genug.

Seinen Kaffee schlürfend, sah er hinaus auf die Straße, an welcher die Tramwaywagen, welche die Vorstädte Döbling, Mariahilf, Lerchenfeld und Meidling miteinander verbanden, hinrasselten.

Plötzlich sprang er auf, wie von einer Tarantel gestochen — so kam es später dem Schorschl in der Erinnerung vor — und eilte hinaus. Der Kamerad zahlte kopfschüttelnd, holte den Freund ein, sah ihn aber nur hinter einer Anzahl von Frauen einherschreiten, die mit Gebetbüchern in die Kirche eilten.

„Was hast du?"

„Ich mag den Gottesdienst nicht ganz versäumen!"

Zur Linken lag unbebautes Flachland; ein Grund, auf dem noch festgefrorene Eispfützen zu sehen waren, darauf sich die Jugend mit Schleifen belustigte. In der Ferne ragten einige Fabrikschlote auf.

Plötzlich erschien vor den Blicken der braunrothe Ziegelbau der neuen fünfhauser Pfarrkirche mit seinen lasirten Schieferdächern und einem mächtigen Kuppelrund, um welches rundbogige Doppelfensterchen gingen.

Nun schritten sie durchs Portal. In einer Rosette im Spitzbogen hält eine Muttergottes das kleine Jesuskind, das auf der Erdkugel steht. Eine weiße, lebendige Taube hatte sich gerade auf das Haupt des Knaben geflüchtet.

Orgelklänge empfingen die Eintretenden.

Das Rund mit seiner hellgelben und rothbraunen Streifenbemalung, seinen lang aufstrebenden Pilastern und Pfeilern war dicht besetzt.

Kein Stuhl mehr frei. Wilhelm sah sich um, schritt dann, sich durchdrängend, einer Stelle zu, wo er noch Raum zu finden glaubte.

Hinter einer Säule blieb er stehen. Hier konnte er den Hochaltar und die heilige Handlung sehen. Schorschl trat hinter ihn.

Beide fühlten sich ergriffen. Bei Schorschl war's die Macht der Gewohnheit von Jugend auf; er hatte eine südlichere Phantasie; wenn er seine Finger in das Weihbecken tauchte, ja wenn er noch kaum die veränderte Luft des Kircheninnern, von der Straße kommend, eingeathmet, ging die Einbildung mit ihm durch; sein Blick, an den Wänden voller Bilder und Sculpturen hingleitend, erregte sein Innerstes; er erlebte das Leben des Heilandes von der Verkündigung bis zur Auferstehung schaudernd und bebend mit. Er sah die Könige dem Stern nachziehen, das Kind in der Krippe, die Dreizehn beim Abendmahl und die schauerliche Erlösung am Kreuz. Auf den Wolken des Weihrauchs schwebte er mit empor bis an den Thron eines herrlichen, irdisch-himmlischen Weibes . . . und da verlor er sich ganz in Verzückungen. Er fiel auf die Knie; die Orgeltöne, der Gemeinde Gesang rauschten über ihn weg und fegten ihn, in seinen eigenen Augen, weg von der Welt. . . .

Wilhelm sah das alles kühler. Der Bilderdienst erschreckte, die complicirtere Ceremonie, die lateinischen Gebete und Choräle verwirrten ihn. Er war während der ganzen Handlung bei dem Kirchendienst seiner Jugend und verschloß sich gewaltsam dem Eindruck des Benebelnden, Sinneverwirrenden, Geistumnachtenden.

Und dies war nicht nur im Weihrauchduft, im Orgelton, im Chorgesang um ihn.

Es saß in anderer, greifbarer Gestalt dicht neben ihm.

Es nahm seinen Geist gefangen und erregte zugleich seine Phantasie.

Es war ein junges Mädchen in einem Beichtstuhl, ganz in seiner Nähe.

Es hatte ein rundes Köpfchen von unsäglich feinem Contour; mächtige blonde Zöpfe legten sich um das Hinterhaupt und schienen es mit ihrer massigen Schwere niederzudrücken. Die reine, weiße, edle Stirn lag fast in einer Linie mit der geraden, energischen Nase; das eine Auge — Wilhelm konnte nur das Profil der Beterin sehen — beschattete mit kräftiger, dunkler Wimper die rosige, volle Wange. Der Einschnitt des Mundes in das schöne Profil glich den Linien einer classischen Minervastatue, und das starke Kinn deutete auf Charakterfestigkeit.

Leise hob und senkte sich ein mädchenhafter Busen, und wenn die Fromme lispelte oder mitsang, blitzte es auf von ihren feinen, weißen Zähnen.

Wilhelm sah all das, ohne es zu zerlegen, zu entziffern.

Er sah nur, was auf ihn die mächtigste Gesammtwirkung ausübte: tadellose, heilige Schönheit.

Und wie er nun so sann und dachte und zu Hause bei den Seinen war und für sie betete, schien es ihm, als ob von der Kuppel herab — der Chorknabe hatte gar heftig den Weihkessel geschwungen — ein Schleier, langsam, langsam fiele, so wie er es einmal auf der Galerie in der Großen Oper mit angesehen hatte. Und auch von unten stiegen Wolken auf ... und auf ihnen saß oder schwebte ... Grete mit ihrem reizenden spanischen Madonnengesichtchen; auch ein Ueberlegenes, Schönes, Gutes, das ihm jetzt weltliche Zehrung an ... den Bahnhof brachte. Aber die Wolken und Schleier von unten und oben näherten sich, stießen zusammen und löschten alles aus oder bargen es hinter sich: Aeltern, Else und die gute, treffliche Grete.

Nur die Beterin im Profil blieb für Wilhelm allein übrig auf der Welt, indem sie sich auf dem Wolkenhintergrunde gleich einer Himmelskönigin abhob.

Und Wilhelm versenkte sich ganz in das Anschauen dieses Bildes und war während der Zeit, trotz seines Herzensverraths an der Jugendgeliebten, edel und gut und menschlich vollkommen, wie nie zuvor.

Und als er sich so welt- und leidentlöst fühlte, geschahen zwei Dinge. Die Blonde, durch Zufall, denn sie sah nicht rechts noch links, ließ ihr Tüchlein zur Seite des Betstuhls hinab auf die kalten Fliesen gleiten.

Und Wilhelm hob es auf und reichte es ehrfürchtig hin und der Blick der Feinen ruhte einen Augenblick wohlgefällig auf dem braunen, natürlich gewellten Haupthaar, dem hübschen Schnurrbart, dem treuen Augenpaar des wohlgeformten Gesellen. Ihr Antlitz ihm voll zuwendend, wie eine gleich wieder hinter Wolken sich verhüllende Sonne, murmelte sie: „Danke!“

Das war das eine Ding oder das eine Geschehniß.

Und das andere:

Wilhelm fühlte einen Stoß in der Seite, der ihn wieder auf die Erde stellte und die Schleier zerriß. Er hörte den Kameraden ihm ins Ohr flüstern:

„Die lieb' ich!“

VII.

Wilhelm wußte nicht, wie er nach dem „Ite! Missa est“ herauskam. Sein sonst so klarer Sinn war umflort und er wandelte wie im Traum.

Es war auch zu viel für ein Menschenherz auf einmal gewesen, Liebe, erste Liebe, und Eifersucht zugleich einziehen lassen zu müssen. Denn hatte er Greten ... geliebt?

Er stand in der fremden Stadt allein, ohne ältere Freunde, denen er sich rückhaltslos hätte vertrauen können. Viel später erinnerte er sich noch, daß er der Schönen nicht nachzugehen wagte, um des Genossen Aufmerksamkeit nicht zu erregen, dumpf ahnend, daß dieser sie ja von Namen und Stand kennen müsse, wenn er sie „liebe“. Ein Wiederfinden war also sicher. Er brauchte nur auszufragen. Und Schorschl würde ohnehin plaudern.

Dann wollte er nach Hause eilen. Aber Schorschl zwang ihn zu einem Ausflug mit der Westbahn ins Brauhaus nach Hütteldorf. Warum er mitging? Weil er aus dem ... Verwünschten etwas herauszuhorchen hoffte. Aber er fragte nicht. Es wäre ihm wie eine Entweihung vorgekommen; und der andere seinerseits sprach nicht. Hatte er den Eindruck der Beterin auf seinen Genossen nicht bemerkt? Oder wollte er, Wilhelm schlau errathend, diesen auf die Folter spannen? Hundertmal brannte die Frage auf Wilhelm's Lippen: „Wer ist sie, die du liebst? Wie heißt sie?" Aber auch der Genuß mehrerer Seidel Bier öffnete Georg's Lippen nicht zu Vertraulichkeiten. Des Kameraden überdrüssig, sich selbst wegen seiner Schwäche, ihn nicht zu meiden, verachtend, fand sich Wilhelm abends gegen seinen Willen mit Stellbauer, Ganglhuber, Toni und Mirzl im ... Amorsaal der weitberühmten Frau Schwender.

Das Gedränge, als sie ankamen, war schon lebensgefährlich.

Wilhelm wandelte wie traumverloren hinter den Paaren, die sich um die Taillen gefaßt hatten, drein.

Er ärgerte sich, schämte sich. Dann sah er so viel Neues, Ausgelassenes, Lustiges, daß er schließlich vergaß und sich unterhielt.

Aus einem Riesensaal ging's in den andern.

Da neckte ein feuerrother Mephisto von gefälligem Wuchs, ganz im Stil eines Opernteufels, die erst ausweichenden, dann den Scherzen horchenden, schließlich sich an seinen Arm hängenden Mädchen; eine Gruppe reizender Schnitterinnen, mit Sensen aus blinkendem Pappendeckel, zogen hinter einem Erntewagen drein, Landsknechtsscharen aus allen Zeiten, zerlumpt, die Humpen in der Hand, am Munde, schufen sich Raum in der toller und toller wogenden Menschenmasse.

Noch ein paar Stufen hinauf: hier wurde getanzt, tirolerisch, steierisch, ungarisch. Die meisten Tänzer hatten die Arme auf die Schultern ihrer Damen gelegt, diese schlangen die nackten Arme um die Hüften der Männer.

Einige Stufen hinunter: da fuhren niedliche, vergoldete Tramways in Schienen, von Ponies gezogen, nach ... Kamerun, nach dem Franz-Josephland, durch tropische oder polarmäßig vereiste Scenerie.

Oben wieder gab's Tombolas, Schießbuden, und im zweiten Stock ein türkisches Café mit bedienenden Houris und Odalisken. In ihren türkischen Mützchen und kurzen Röckchen sahen sie niedlich genug aus.

Während man den nach stambuler Art bereiteten Mokka versuchte und sich auf den bunten Divans ausstreckte, that sich ein Vorhang auf, und Bilder, lebende Gruppen, auf einem sich langsam drehenden Podium, zogen an den Blicken vorüber.

Dann schollen wieder Walzerklänge herein und die Toni Schorschl's nahm Wilhelm beim Arm, zog ihn die Treppe hinunter unter die sich Drehenden, und als sie athemlos zurückkehrten, machte es die Mirzl Stellbauer's ebenso.

Die Männer gaben sich als gute Kameraden.

Als aber unten ein Tisch gefunden wurde und die beiden Mädchen, denen die Witze, die geistige Unterhaltung ihrer beiden Bekannten schon zu ... bekannt vorkommen mochten, sich immer wieder an den schärfern Berliner wandten, schwoll ihnen, innerlich, der Kamm.

„Du solltest dir eigentlich auch eine Freundin zum Ausführen an Sonn-, Feier- und Faschingstagen finden!" meinte Stellbauer, Wilhelm fixirend.

„Ja, so bist du eigentlich das fünfte Rad am Wagen!" stimmte Schorschl zu.

Wilhelm blickte verwundert auf.

„Seid ihr eifersüchtig? Hab' ich mich etwa aufgedrängt? Hast du mich nicht, Georg, gegen meinen Willen hierher geführt, überredet?"

Die Mädchen lachten laut auf.

„Nur kein Krakeel, kein Skandal!"

„Mir san ja ehrbare Madels. Uns g'fallt nur der, der uns heirath't!"

Kein Mensch wußte eigentlich etwas Näheres über sie. Man kannte nicht ihre Aeltern, ihre Beschäftigung. Man hatte sich einst auf einer „Gaude", einer „Hetz", einem Ball getroffen und häufige Ausflüge verabredet. Das war alles!

Heirathen!

Kein Mensch dachte an so etwas!

Nun lachten die Männer. Die Gemüthlichkeit gewann wieder die Oberhand. Man aß, man trank, man rauchte, lachte, tanzte bis an die frühe Morgenstunde.

Schorschl fand aber doch, daß Toni zu . . . familiär mit dem „Einwanderer" gewesen sei, und sagte es ihr beim Nachhausegehen.

Toni erwiderte gereizt und man schied so.

Als Wilhelm auf seinem einsamen Lager einschlief und vorher nochmals den Kirchgang überdachte, machte er sich wegen des so wenig dazu stimmenden Abends die heftigsten Vorwürfe. Er schwur sich auch, ganz dieser Gesellschaft zu entsagen, wenn es ginge, ohne den doch stets freundlich gewesenen Georg zu beleidigen.

Dieser aber hegte, seit Toni beleidigt von *ihm* geschieden, eine wirklich feindselige Stimmung gegen den Fremden, in die er sich nun von Tag zu Tag mehr hineinsann und hineinarbeitete.

VIII.

Am Montag nach diesem für Wilhelm so ereignißvollen Tage waren alle Arbeiter im Geschäft der Herren Arweth und Oberdorf versammelt.

Kein geringes Staunen ging durch die Reihen, als die Principale auf den neben Georg hantierenden Wilhelm zuschritten und ihm die Hände schüttelten.

„Wir haben über Sonntag Ihre Erfindungen geprüft . . ."

Wilhelm blickte gespannt auf.

„Wir sind übereingekommen, um das Patent anzusuchen und Ihnen eine Tantième an dem erzielten Gewinn zu überlassen. Merkwürdigerweise hat es sich so getroffen, daß ein Geschäftsfreund uns einen Engländer genannt und empfohlen hat, der hier vorzügliche Stahlpressen, welche von drüben kommen, verkauft, und . . ."

Es klopfte an die Thür.

Arbeiter standen davor.

Unten im Hofe fuhr ein schwerbeladener Wagen ein.

„Eben kommt die Presse an!"

Wilhelm wußte sich vor Glück und Freude gar nicht zu fassen.

Er drückte den Chefs wiederholt die Hand und sagte:

„Ich danke! Ich danke!“

Arweth meinte:

„Wir haben Ihnen zu danken! Machen Sie nur brav Matrizen und Contrematrizen; Sie haben ja Geschmack und Erfindungsgeist. Von Stund' an sind Sie der erste im Atelier, Contre-maître, und wenn wir nicht da sind, hat Ihnen alles zu gehorchen!“

„Verstanden?“ sagte Oberdorf zu den übrigen.

Wilhelm versuchte sofort, seine Clichés einzuschrauben. Er war ganz glückselig.

Schorschl, verblüfft, knirschte mit den Zähnen, wie ein Vollblutpferd im Gebiß.

Als die Chefs sich wieder in ihr Cabinet zurückgezogen hatten und die Aufregung im Arbeiterraum sich gelegt, flüsterte Georg dem glücklichern Freunde zu:

„Du hast's aber getroffen!“

„Es ist wahr. Ich habe Glück. Aber ich habe auch redlich gesucht und geboßelt. Jede Nacht bis 1, 2 Uhr!“

„Da saß ich noch in der Kneipe!“

„Siehst du! Arbeit schändet nicht und Müßiggang ist kein süßes Laster!“

„Na, wenn's so fortgeht, kriegst noch a Principalstochter zur Frau!“

„Hat denn einer der Chefs Töchter?“ fragte Wilhelm erstaunt.

„Sieh einer den Schelm an; thut als wüßt' er von gar nix!“

„Was soll ich denn wissen?“

Georg hielt inne. Brauchte er jenen auch noch aufmerksam zu machen?

„Es gibt ja viele Principale! Müssen's denn grad unsre sein?“ sagte er ausweichend.

Vor Wilhelm's Seele aber trat alsbald wieder das seltene Mädchenbild. Er ergriff einen Bleistift und ein Stück weißen Cartons, aus welchem er eine Vorlage ausschneiden wollte, und zeichnete, versuchte, aus der Erinnerung zu fixiren: jenes runde Köpfchen mit dem feinen Umriß, die mächtigen blonden Zöpfe, das süße Profil.

Wilhelm sah, wie ihm Georg auflauerte; er ergriff ein theueres Stück Leder und bedeckte damit seinen Entwurf. Aber Georg hatte ihn schon erkannt und die Blicke beider begegneten sich scheu, fragend, vorwurfsvoll.

Wilhelm war so verwirrt, daß er einen breiten Schnitt in das Leder mit seiner Schere that und es verdarb.

Schorschl errieth, daß sein Nebenbuhler auf allen Gebieten . . . seine Liebe liebte, ach, seine so hoffnungslos Geliebte.

Eine Blutwelle stieg ihm vom Herzen bis an die Schläfen, und er fühlte, daß er den Eindringling haßte, daß dieser Haß mit jeder Stunde wuchs.

Schorschl war kein tiefsinniger Zergliederer seiner eigenen und der fremden Menschenseele.

Aber dumpf und unbewußt fragte er sich:

„War ich nicht gut? Bin ich nicht gut? Wäre ich nicht der beste Kerl von der Welt geworden, wenn ich jene, die er mir da vorgezeichnet, von ihrem Alten mit einer kleinen Beisteuer bekommen, wenn ich mit ihr ein stilles, friedsames

Leben hätte führen dürfen? Nun tritt der da quer über meinen Pfad. Er drängt mich im Atelier in die letzte Stellung zurück, droht mir mein Liebstes zu entreißen . . . denn welche Aussicht habe ich, wenn wir beide werben . . . und weckt in mir harte, ungekannte, haßerfüllte Gedanken!"

Und Wilhelm sprach seinerseits nur das Resultat seines gleichzeitigen Nachdenkens aus, als er zu Schorschl sagte:

„Du, sei nicht bös. Du warst von Anfang an gut gegen mich, das vergesse ich dir nie. Du hast eine lebhaftere Phantasie als ich, ich bin mehr kaltblütiger Finder. Komm abends, wenn du Lust und Zeit hast, zu mir aufs Zimmer, hilf mir, geh mir an die Hand. Das Gegenmatritzenmachen lernst du in drei Abenden. Und wenn dir's recht ist, so sollst du deinen Antheil am Gewinn selbst, nach deiner Leistung, bestimmen."

Einem so durchaus guten Willen gegenüber fühlte sich Schorschl augenblicklich entwaffnet.

Ihre beiden Zimmer lagen in der stillen, eintönig gebauten Dreilaufergasse; jedoch in verschiedenen Häusern.

Da arbeiteten sie zusammen die ganze Woche. Und Schorschl kam pfeifend die Treppe Wilhelm's herauf, oder er sang: „Mei Stolz is, i bin halt an echt's weana Kind", oder er lobte sich bei der gemeinschaftlichen Arbeit „die alte Zeit, mit ihrer echten, rechten G'müthlichkeit"!

Trotz dieses äußern Friedens war aber in die Seele des Georg Ganglhuber ein Giftkorn gefallen, das wuchs und wuchs und dehnte sich und sprang und trieb den schönsten Baum des Hasses, der Misgunst, des Neides. Der arme Arbeiter war kein fleißiger Gärtner, der das Bäumlein begoß und stützte und pflegte; es wuchs in ihm wie in günstiger Erde und bald sollte seine Frucht reifen. Schorschl würde sich mit Händen und Füßen gewehrt haben, wenn ihm heute einer gesagt hätte: „An deinen Früchten wird man dich erkennen."

Während nun jeder seiner Arbeit wartete, hegte Georg großen Neid auf Wilhelm; und obwol er anfing, ihm bald alles abzulernen und es ihm gleichzuthun, so wurmte es ihn dennoch, daß der Fremde gehätschelt, verwöhnt und geliebt wurde. Und solche Macht gewann in ihm der Zorn und die Verachtung, daß der Gedanke in ihm aufdämmerte, er müsse ihn aus dem Wege schaffen . . . zur Rückreise vermögen, und dies wurde ihm um so mehr zur Gewißheit, je besser Wilhelm die Arbeit gelang und . . . je deutlicher aus einem vertieften Messingklotz das von mächtigen Zöpfen umrahmte Profil . . . Margarethens hervortrat.

An solchen Abenden versuchte der Wiener den Berliner von seinem Heim reden zu machen. Langsam, widerstrebend ward diesem auch das Geständniß entrissen, daß dort ein ihm werthes Mädchen weile, die Grete mit dem spanischen Madonnengesicht, die ihn, den Wilhelm, liebe. Und er, der Wilhelm? Er liebe sie nicht, doch glaube er, einst sei es ihm vorgekommen, als ob es so sei!

Bald nach diesem Gespräch erhielt Grete einen anonymen Brief, der sie bei ihrer irdischen und himmlischen Seligkeit beschwor, das Geheimniß dieses Briefes zu wahren. Wenn sie indeß noch Hoffnung auf ihren Jugendgeliebten Wilhelm habe, solle sie zum Rechten sehen. Dies geschah aber erst nach dem nächsten Sonntag!

IX.

Mit fieberhafter Aufregung ging Wilhelm das zweite mal in die katholische Pfarrkirche. Er stellte sich an denselben braungelben Pfeiler. Margarethens Platz war leer. Schon glaubte er, daß sie einen andern Betstuhl eingenommen, und wollte in dem Gedränge auf die Suche gehen. Da erschien sie, noch schöner als das letzte mal.

Sie kniete nieder und verrichtete ihre Andacht, ohne ihn zu bemerken. Wenigstens bewies ihm kein Augenaufschlag, daß sie, sich erinnernd, seine Nähe fühlte.

Der schwarze Priester aber droben auf der Kanzel hatte zum Predigttext gewählt: Evangelium Marci, Kap. 14, V. 18—21:

„Und als sie zu Tische saßen und aßen, sprach Jesus: «Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch, der mit mir isset, wird mich verrathen.»

„Und sie wurden traurig und sagten zu ihm, einer nach dem andern: «Bin ich's?» Und der andere: «Bin ich's?»

„Er antwortete und sprach zu ihnen: «Einer aus den Zwölfen, der mit mir in die Schüssel tauchet.

„«Zwar des Menschen Sohn gehet dahin, wie von ihm geschrieben steht; wehe aber dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre demselben Menschen besser, daß er nie geboren wäre.»"

Schorschl Ganglhuber, der auch in der Kirche saß, erbebte und verhüllte sein Gesicht. Und er sah im Traum, dem er wachend sich jetzt überließ, den aus dem Samenkorn des Neides in seiner Seele aufgewachsenen Baum, außerhalb seines Ichs im Felde stehen. Und es kam ein rothbärtiger Mann und erhängte sich daran. Der hieß Judas Ischarioth.

Im Gedränge verlor Wilhelm seine Angebetete am Ausgang aus dem Auge. Sonst würde er gesehen haben, wie sich ihr ein kleiner untersetzter Mann mit graublondem Vollbart näherte, wie sie seinen Arm ergriff und mit ihm die Richtung nach der Stadt zu einschlug.

Georg sah so unglücklich aus, daß Wilhelm von unsäglichem Mitleid für ihn erfaßt wurde und ihn fragte, was er habe?

Was er hatte? Das Menschenherz ist nicht viel anders legirt bei hoch oder niedrig, und es war so im Alterthum, im Mittelalter und in der Neuzeit, die jene so gern copirt, weil sie so wenig besser machen kann.

Er hatte, was Othello hatte, als er Desdemona's Taschentuch vor Wuth zerbiß ... er war eifersüchtig. Er hatte gesehen, daß jener kein Auge von ihr verwandte, und wußte, daß der Wettkampf nie zu seinen Gunsten ausfallen könne. Und doch, Liebe hofft immer.

Wilhelm fragte, ob er vielleicht in Geldverlegenheit sei, das geschah manchmal, und bot ihm an, mit ihm zu theilen, was er gerade habe.

Schorschl schüttelte den Kopf. Er war wüthend über die Herzensgüte des Freundes, dem er so feindselige Gesinnung als Dank zurückgab und — nahm an!

Wilhelm stak schon in seinen berliner Bratenrock, in welchem er etwas unfertig und ungelenk aussah. Das Arbeiterjackett stand ihm viel besser. Er verab-

schiedete sich von dem Kameraden, nicht ohne auszumachen, daß nunmehr in dessen Zimmer gearbeitet werden solle, da Ehrmann's Cabinet kleiner und schon ganz mit Skizzen, Pressen, Bildern, Büchern und nach Gerberstoffen riechenden Ledermodellen angefüllt war.

Klopfenden Herzens betrat nun Wilhelm zögernd das Haus in der Dreilaufergasse, welches unweit von dem der Fabrik gelegen war, um der Einladung Arweth's, Sonntag mit ihm zu speisen, Genüge zu thun.

Er klingelte im zweiten Stock. Ein resolutes Mädchen führte ihn in einen altmodischen Salon. Möbel, wie man sie vor funfzig, sechzig Jahren in den wiener Vorstadthäusern aufstellte, verschossene, geschmacklose Tapeten, colorirte Zeichnungen und Stiche, Bilder von Aeltern, Großältern, von Künstlern zehnten Ranges gemalt, an den Wänden. Man sah, die Leute hatten von unten angefangen. Nichts von modernem Firlefanz, Nachahmung versunkener Moden auf Büffeten, über Thüren, auf Schränken. Doch erschien alles behaglich, und durch die Räume, von dem alten, offen stehenden Spinett strömten fast hörbare Gesänge aus der Zeit: als der Großvater die Großmutter nahm.

Die Thür ging auf. Wilhelm, den Hut in der Hand, wollte auf Arweth zueilen, den er zu sehen erwartete.

Aber vor ihm stand, jetzt mit ihm voll zugewandtem Antlitz, die Schöne aus der Kirche.

Der junge Mann blieb, wie vom Blitz gerührt, sprachlos und starrte die Erscheinung an. Denn das wußte er gewiß, daß es nicht Wirklichkeit, sondern ein Traum war....

Die schöne Beterin aber zeigte sich in ihrem Hause als ein ganz wohlerzogen irdisch Wesen. Sie erröthete wol, als der Besucher in offenbarer Bewunderung grußlos und stumm vor ihr versteinert stand; sie erinnerte sich auch ganz wohl des höflichen Unbekannten aus der Kirche, aber sie fühlte sich auch sofort als Wirthin. Hatte sie ja keine Mutter mehr.

„Der Vater wird sofort erscheinen!“ sagte sie mit einer leichten Handbewegung nach einem Sessel hin. „Ich bin die Tochter, Fräulein Margarethe“, fuhr sie lieblich lächelnd fort, als Wilhelm stumm vor Ueberraschung blieb, „und Sie sind Herr Wilhelm Ehrmann aus Berlin, unser ...“

„Arbeiter“, sagte Wilhelm bescheiden.

„Unser Atelierchef in Vertretung!“ rief sie, „auf den Papa und Oberdorf große Stücke halten.“

Wilhelm konnte sein Glück nicht fassen. Die Gesuchte, Erflehte vom Himmel herab vor seine Füße gefallen!

„Und wie geht es Ihren Aeltern daheim?“ plauderte sie weiter. Er hatte noch kein Wort gefunden.

Endlich stammelte er.

„Sie, Fräulein Margarethe, die Tochter, des Herrn Arweth ...“

„Nun ja, das ist doch nichts Sonderbares!“ Sie sprach alles im echten, unverfälschten Wienerisch, das Wilhelm geradezu bezauberte.

„Aber daß ich Sie noch nicht gesehen, erkannt. Ich gehe täglich viermal durch die Gasse ...“

„Gewiß, doch morgens und abends gehe ich nicht aus, und mittags, wenn sich die vielen Fabriken leeren oder wieder füllen, sieht es Papa nicht gern, wenn ich auf die Straße trete. Er ist so sorgsam für mich. Sie wissen nicht, wie gut er ist!“

Wilhelm schwamm in Entzücken. Er wollte nur immer sehen, hören, anstaunen und bemerkte gar nicht, daß er sich selbst im Lichte stand, als er sich so wenig welterfahren benahm.

Aber wenn Liebe blind sein kann, so macht sie jedenfalls oft sehend, und Margarethe empfand gar bald, daß hinter dem feurigen Auge des jungen Fremden mehr Gefühl und Verstand zu finden war, als er gegenwärtig verrathen wollte oder konnte.

Sie fühlte sich daher angenehm befreit, als der Vater eintrat und, sich entschuldigend, dem Gaste herzlich die Hand schüttelte.

„Reichen Sie meiner Tochter den Arm. Wir gehen gleich zu Tische.“

Er fühlte den weichen, elastischen Arm des bezaubernden Mädchens an seiner Brust, und nie war ihm ein Gang so kurz und glücklich zugleich vorgekommen wie die Schritte von dem einen Zimmer zu dem andern. Dieses präsentirte sich noch nackter und einfacher; nur auf dem Büffet standen ein paar blanke Silbergeräthe.

Der Tisch war aber fein weiß gedeckt, und die Gerichte konnte sich Wilhelm nicht besser bei Königen und Kaisern denken. Was er aß, wußte er freilich nicht; sah er doch fast unverwandt in ein paar leuchtende, Seligkeit verbreitende Augen.

Der alte Herr Arweth aber war nichts weniger als ein Schwärmer, und während er sich und seinem Gaste von einem hellen, abgelagerten Grinzinger einschenkte, brachte er den im siebenten Himmel Schwebenden auf die Erde zurück und auf — die in Aussicht genommenen Geschäfte.

Wilhelm war zu praktischen Verstandes, um nicht sofort bei der Sache zu sein. Klar legte er seine Ansichten nach und nach dar, nicht wenig verwundert und erfreut, Margarethe ein ganz sachverständiges Urtheil abgeben zu hören und großes Interesse bekunden zu sehen.

Ein Wunder war dies nun eigentlich nicht. Der alte Herr erzählte ihr allabendlich vom Geschäftsgange; er hatte keinen andern Hörer, und sie wußte, daß ihre Zukunft auf dem Bestehen der Fabrik gegründet war.

Strahlend blickte Wilhelm zu dem wackern Mädchen hinüber, und ein neues Band, jedoch frei von aller Berechnung, verknüpfte ihn mit ihr: Aehnlichkeit der Gedanken und Ziele.

Man rauchte noch eine Cigarre, Margarethe brachte den Kaffee und schenkte ihn zierlich; unsagbar glücklich verließ Wilhelm die beiden guten Menschen.

X.

Zu Hause fand der hochgestimmte junge Mann, der heute keine Seele mehr sehen und sprechen wollte, einen Brief vor.

Er setzte sich an sein Fenster und sah in die ausgestorbene, sonntäglich stille Dreilaufergasse hinein. Wie oft war er sie hinab- und hinaufgewandelt, hatte

die vielen einförmigen Fenster der schmucklosen Façaden dieser geradlinigen Zeile angeblickt, die Schilder gelesen, welche die Namen ehrbarer Metallwaarenhändler, Sammt- und Seidefabrikanten, Mieder-„Erzeuger" verkündeten. Aber nie hatte er geahnt, daß hier die Einzige wohnte, ohne die ihm nun das Leben öde Zwecklosigkeit erschien.

Er träumte lange, und die Dämmerung fiel wie ein zarter Schleier zwischen ihn und die Welt, legte sich wie eine streichelnde Hand auf seine Stirn.

Endlich griff er mechanisch nach dem Briefe und brach das Siegel. Es war eine Frauenhand, die ihm schrieb:

„Lieber Herr Wilhelm!

Sie sind nun schon so lange fort, daß ich mir Ihr treues Gesicht gar nicht mehr vorstellen kann. Ich denke oft an Sie, wie an einen treuen, ältern Freund, oder einen fernen Bruder, der auf Reisen ist und wol auch einmal zurückkommt. Ich bin recht einsam mit meiner alten Mutter und gehe selten aus. Nur hier und da zu Else, die mir wie eine Schwester ist. Da sehe ich denn auch ab und zu Ihre lieben Aeltern, die gesund sind und mir mit Stolz Ihre Briefe vorlesen. Es freut mich, daß Sie es so gut getroffen haben, daß Sie bei so braven Leuten sind und durch Ihren Fleiß und Ihre Arbeit die Achtung aller, und nebenbei auch Geld verdienen.

Eins drückt mich schwer, und ich weiß nicht recht, wie ich es anstellen soll, um es Ihnen zu sagen. Misverstehen Sie mich nicht, lieber Wilhelm, Sie kennen mich von Jugend auf und wissen, daß ich eher ein scheues und zurückhaltendes, als ein vorlautes und zudringliches Mädchen bin. Nun habe ich mir fast was vergeben, da ich früh an die Bahn ging und Ihnen dort allein Adieu sagte. Aber wir waren wie Bruder und Schwester, nicht anders, und ich durfte Ihnen schon eine Semmel und einen Schluck Wein als Zehrung mitgeben, ohne mich in eine schiefe Stellung zu bringen.

Und so möchte ich Ihnen denn schreiben, daß Sie mir in keiner Weise verpflichtet sind. Sie werden es weit bringen, vielleicht als Compagnon irgendwo eintreten, eine reiche Principalstochter heirathen und — recht daran thun. Mir haben sie nichts versprochen und mir sind Sie nichts schuldig. Es ist nichts zwischen uns vorgefallen. Ich habe aber oft in Büchern gelesen, daß sich Leute unglücklich gemacht haben, weil sie sich zu lieben glaubten, oder weil einer gegen die andere sich selbst Verpflichtungen auferlegt, die jene gar nicht verlangte.

Ich sage Ihnen, lieber Wilhelm, daß Sie frei, ganz frei sind und ... ich Sie nicht ... anders liebe ... als ... einen Bruder!

Ich möchte Ihnen um alles in der Welt nicht im Wege sein!

Und nun verstehen Sie mich recht, leben Sie wohl und glücklich und gedenken Sie freundlich Ihrer andern Schwester Grete."

Wilhelm war tief bewegt. Er war kein Schwärmer, kein sentimentaler Gefühlsmensch, aber die Thränen traten ihm in die Augen. Er hätte dem lieben Mädchen zu Füßen fallen und für diesen Brief danken mögen.

Was ist das Menschenherz!

Hätte ihm Grete diese Zeilen voller Empfindung und Hingabe, die er gänzlich misverstand, vor jenem ersten Kirchgange geschrieben — er hätte sie der Treulosigkeit, der Herzlosigkeit angeklagt und ausgerufen: „Ah, sie liebt einen andern!“

Jetzt fühlte er wie eine Befreiung.

Er durfte die Margarethe lieben, um sie kämpfen und werben und — er brach kein Herz.

Ihm war wohl und leicht.

Wußte er doch nicht, daß Schorschl der Angeber, Hetzer, ja Verleumder bei der Jugendgespielin Wilhelm's gewesen, von der er alles auszukundschaften verstanden hatte.

Das kleine Ding aber war hochherzig wie eine edle Königin. Mit blutender Seele gab sie resolut den fernen Geliebten frei. Sie wußte, daß sie zu arm und unbedeutend für den Strebsamen war. Sie hatte ihren Stolz, und anstatt anzuklagen, Vorwürfe zu machen, wozu sich mancher versteht, der gar kein Recht dazu hat, hoffte sie, ihre Herzenswunde würde heilen und die thörichte Jugendliebe aus dem Busen zu reißen sein.

Ihre Mutter hatte sie mit dem Leben ringen gelehrt, ihr es nicht zu rosig gemalt, und ihr oft selbst die Gedanken an den viel wohlhabendern Wilhelm ausgeredet.

Mit diesem Briefe gab sie den Geliebten auf und jede Waffe aus der Hand. Sie ließ keine Thräne auf die Schriftzüge fallen, wie das jene thun, die damit widerrufen wollen, was sie schreiben.

Wilhelm jubelte aber mit dem Briefe in seinem Stübchen umher. Die ganze Woche hindurch würgte Schorschl neben Wilhelm arbeitend an seinem Schmerze.

Dieser erzählte von seinem glücklichen Sonntag bei Arweth, und Schorschl hatte die Selbstbeherrschung, zu verschweigen, daß er ja auch um Margarethe den Verstand verliere.

Manchmal war es ihm, als sei dies nicht nur eine Redensart.

Menschen, denen man oft sagt: „Du wirst noch verrückt!“, Personen, die sich selbst oft zuflüstern: „Du wirst noch wahnsinnig!“, sind auf dem besten Wege dazu.

Wilhelm unterhielt Georg ganz offen von seiner Liebe; er war etwas schwerfällig, und der Kamerad fand ein sonderbar grausames Vergnügen daran, den Dolch, unter dem er blutete, in seinem eigenen Herzen umzudrehen, sich selbst zu quälen.

Er sagte:

„Unter ihrem Fenster würd' ich auf- und abgehen. Ein Ständchen würd' ich ihr bringen!“

„Ja, du kannst Zither spielen; aber ich hab' nichts Derartiges gelernt!“

Sie hatten einmal zusammen von der vierten Galerie herab Mozart's „Don Juan“ mit angesehen.

„So thu' wie Don Juan und Leporello. Ich spiele und du machst die Gesten!“

„Das müßte sich in der Dreilaufergasse romantisch ausnehmen! Die Katzen liefen zusammen und der vereinsamte Schutzmann verböte uns den Massenauflauf!“

„Er hat gut lachen und spotten!“ sagte Georg zu sich. „Er ist der Erwählte!“ Und laut: „Send' ihr Blumen! Du schwimmst ja im Geld!“ murmelte er, die Folterschrauben, sein eigener Henkersknecht, noch etwas fester schraubend.

Und so wies er ihn auf hundert kleine Aufmerksamkeiten, die der kühlere Berliner nie geübt, noch bedacht, und manches hatte doch seine Wirkung auf das unverdorbene Mädchenherz.

Es kam dahin, daß Margarethe immer am Fenster stand, wenn sie wußte, daß Wilhelm vorbeigehen müsse, und die Blicke und Grüße, welche beide tauschten, waren Grüße von Liebenden.

Da blieb Margarethe plötzlich aus. Sie ließ sich nicht mehr erspähen. War sie krank? Zürnte sie?

Wilhelm war unglücklich. Er klagte dem falschen Freunde sein Leid. Er sah nicht das Judaslächeln desselben.

„Weiberlaunen! Sie wird schon wiederkommen!“ meinte er.

Er hatte Margarethen ein von Damenhand ... die Toni hatte sich dazu hergeben müssen ... geschriebenes Brieflein zukommen lassen, darin stand, Wilhelm sei ein Falscher. Er habe in Berlin auch ein Fräulein, freilich kein so großes, wie die Margarethe, denn es sei nur eine einfache Grete. Wer aber Einer die Treue bräche, dem sei das Spiel mit dem Herzen der Zweiten auch nur eine Kleinigkeit.

Margarethe weinte, härmte und grämte sich ab. Dann aber überwog ihr klarer Verstand.

An einem Abend um 6 Uhr trat sie wieder ans Fenster, und Wilhelm ging vorbei. Mit einer Geberde deutete sie ihm an, in dem Hausflur zu warten. Es war Dämmerzeit, die Laternen brannten noch nicht.

Rasch entschlossen flog sie hinunter und gab ihm den Brief.

Schweigend und entrüstet, bebend vor Aufregung und Zorn las er.

Dann griff er in seine Brusttasche und reichte Gretens Schreiben hin. Im Zwielicht las auch sie.

Dann traten sie ... gerade als Georg vorbeiging und, seiner Gewohnheit gemäß, einen Blick in das Hofinnere that, auf die dunkle Treppe zurück und fielen sich in die Arme. Die Lippen feierten die Verlobung der Herzen.

Es gibt ein Glück, das nimmer wiederkehrt.

XI.

Verstört irrte Georg umher.

Bei der Arbeit war er immer zerstreut, mit halben Sinnen.

Er wollte sich den Fremden vom Halse schaffen. Aber wie? Ihn zur Heimkehr zu bewegen, war ein unsinniges Begehren. Er saß, der Hahn im Korb, im Atelier wie im Hause Arweth's.

Gräßliche Gedanken fanden Einlaß in Georg's Gehirn, das früher höchstens einmal einen recht leichtsinnigen Einfall beherbergte.

Er arbeitete abends noch immer in seinem Gelaß mit dem verrathenen Freunde.

Oft ging dieser hinab, Luft schöpfen, oder in ein Wirthshaus der Neubaugasse, sich bei einem Glase Bier erfrischen, dann wieder Georg ablösend, bis sie gegen 10 Uhr zusammen zum Essen wanderten.

Wilhelm bekam die sitzende Thätigkeit nicht sonderlich und oft rannte er die Treppe hinunter und durch ein paar Gassen, um das heiße Blut zu kühlen und den raschen Pulsschlag zu mäßigen.

Der stets vergnügungssüchtige Georg war noch einmal allein auf einem letzten Maskenball, einem Faschingsnachzügler gewesen, als italienischer Lazzarone, in Lumpen, mit falschem, langem Barte, Dolch und Pistolen im Gürtel.

Einst saß er wieder mit Wilhelm, arbeitend.

Es mochte 9 Uhr sein.

Aus einem schweren Messingblock hob der Berliner schon seit langer Zeit das vertiefte Bild seiner Geliebten aus, indem er dazu Photographien und das liebende Gedächtniß benutzte.

Wieder schob sich ihm eine Blutwelle vor die Augen; er sprang auf und rief: „Georg, ich kann nicht mehr! Ich muß frische Luft schöpfen. Fang' du dazu einstweilen den Contrepart an!"

Georg sah schon in Gedanken Margarethens schönes Köpfchen auf tausend feinen Ledersäckelchen und — der Zorn übermannte ihn.

Er wollte den Messingstock zerstören.

Aber warum die Wirkung und nicht die Ursache? Warum den Klotz und nicht den Künstler?

Wilhelm schickte sich eben an, die Stube zu verlassen.

Da reifte in Georg Plan und That.

Er hörte seinen Freund draußen auf der Stiege mit dem ihn um etwas ersuchenden Hausmeister verhandeln.

Das altmodische Gebäude hatte einen kleinen Hof. Um die Fenster der Stockwerke liefen Holzgänge, mit eisernen Geländern umrahmt. Vom zweiten Stock, wo die Freunde hausten, führte eine erst jüngst angelegte Nothtreppe gerade hinunter in die Mitte des Hofes, ans Thor. Die Kinder benutzten diese Hühnersteige zum Rutschen. Pfeilschnell glitten sie auf den schon abgeschliffenen Geländern, nicht ohne Lebensgefahr, hinab.

Jetzt war alles dunkel, still, öde.

Georg legte den falschen Bart um, hüllte sich in seine italienischen Lumpen, stülpte den spitzen Filzhut auf und fuhr, wie ein Bolz aus der Armbrust, über den hintern Gang, die Steige hinunter, zum Thor hinaus.

Wilhelm hatte dieses von der steinernen Hauptstiege aus noch nicht verlassen.

Georg durchflog die Dreilaufergasse und gelangte zur Nr. 20 der Neubaugasse. Dort ist ein kleines „Durchhaus", d. h. ein freiwillig eröffneter Durchgang. Unter dem Tannenzweig eines niedern Bierlocals hindurch gelangt man da in einen stillen Hof. Zur Linken befindet sich eine große Strohhutfabrik; die Arbeiter hantierten noch mit Kolben, Pressen und heißen Eisen. Rechts ist natürlich wieder ein Gasthaus. Schlechtes Pflaster, große Schutthaufen, drei oder vier Schwibbögen, die zur Nr. 19 der Zollergasse führen; dann kommt die lange Lindengasse.

Unter dem letzten Schwibbogen machte Schorschl Halt.

Er wußte, daß Wilhelm stets diesen Weg nahm.

Das Herz klopfte ihm hörbar.

Er faßte den Dolch in seinem Gürtel am Griff.

Nun kamen Schritte.

Es war ein Dienstmädchen mit seinem Bierkruge. Der auf flüchtigen Sohlen einherschreitenden Schönen gesellte sich, aus dem Dunkel hervortretend, ein Vaterlandsvertheidiger zu! Er schlang seinen Arm um die runde Hüfte der ihn Erwartenden. „Alles liebt! Alles hat sein Liebchen!" murmelte Schorschl ingrimmig. „Alles ist glücklich!"

Wenn er es nur wüßte! Es gibt Unglück, wo alles Sonnenlicht scheint. Dann ward es still ringsum.

Nun kam Wilhelm. Der auf dem Anschlag stehende Georg fühlte es.

Denn wie ein Samum ging es vor dem Nahenden, und es ward dem Harrenden heiß, daß Tropfen von seiner Stirn fielen. Und wie ein Nordwind ging es dann vor dem Kommenden her, denn des Harrenden Stirn ward zu Eis und seine Hand zitterte.

Noch im letzten Moment sprach jemand in ihm zu ihm:

„Nicht tödten, nur unschädlich machen."

Dann stieß er sinnlos drauf hin.

Ein Schrei! Ein Fall.

Schon aber war der Thäter weit. Er warf das Messer in einen Ziehbrunnen. Mit fünf Sätzen hatte er das Hausthor wieder erreicht, mit einer von der Erregung eingegebenen Kraft war er die steile Steige hinaufgeklettert.

Nun, im Zimmer, warf er die Lumpen wieder in die Ecke, daraus er sie hervorgezogen, schlüpfte in seine Jacke und — nahm den Grabstichel wieder auf.

Keine Blutspur, kein verrätherisches Zeichen, noch so klein!

Nur die schäumende Blutwoge ums Herz, hörbar ans Gestade klopfend, zeugte vom Sturm auf dem Meere.

XII.

Der Verwundete, zu sich kommend, schrie um Hülfe.

Bald hörten ihn die Vorübergehenden der Zollergasse.

Ein Schutzmann war alsbald zur Stelle.

Ein Arzt fand sich hinzu.

Man fragte den Röchelnden: Wohin?

„Tragt mich ins Haus ... meines ... einzigen Freundes ... Drei ... laufer ... 11 ... in seinem Arm ... will ich sterben."

Man that nach seinem Willen.

Den Freund fand man über seine Arbeit gebeugt, nichts wissend, nichts ahnend.

Fleißiger Genosse! So hatte Wilhelm ihn verlassen, vor fünf Minuten! Obwol Georg leichenblaß wurde und zitterte, als man so unerwartet den Körper des Gemordeten brachte, durchflog es doch blitzschnell sein Gehirn.

„Alibi nachweisen — wer mir beweisen ... jedenfalls ... leugnen."

Aber es gab keine Anklage.

„Der Mann hier will bei seinem Freunde sterben", sagten die hülfreichen Samaritaner. Georg erzitterte am ganzen Körper.

„Aber nun auf die Spur!" riefen sie dann.

„Wie sah er aus? Wer war's?"

„Raubmordversuch? Rache? Irrthum?"

Wilhelm konnte nur hauchen:

„Nichts gesehen. ... aus dem Dunkel. ... blitzschnell."

Dann umnachtete sich sein Blick und Geist. Ohnmacht umfing ihn. Der Freund stürzte sich weinend über den Körper des Freundes und das laute Klagen des Lebenden bewies den Zuschauern die Theilnahme, den Schmerz, das Mitgefühl, dem Todten geweiht.

Daß Wilhelm bei ihm sterben wollte, das machte Georg ganz hülflos, zum Kinde.

Aber Wilhelm war nicht todt. Seine kräftige Natur, die treue Pflege Margarethens, die nicht aus Georg's Zimmer wich und diesen in das Wilhelm's einquartiert hatte, der mit Macht heranstürmende Lenz und die alles vermögende Liebe — sie riefen den Armen von der Schwelle des Todes ins Leben zurück.

Im Mai wurden Wilhelm und Margarethe ein Paar.

Katholische Glocken, die der Pfarrkirche zu Fünfhaus, läuteten ihren Segen dazu.

Denn Wilhelm war der Geliebten zu Liebe seiner Jugendreligion untreu geworden. Aus treuer Liebe zu ihr, zu seiner Margarethe!

Georg bereute tief und innig, was er in einem eifersüchtigen Wahnsinnsanfall gethan. Er schwur sich, sein ganzes Leben hindurch an den beiden gut zu machen, was er verschuldet. Er wurde nicht entdeckt; ihn folterte nur sein Gewissen.

Auf der Hochzeit der Glücklichen begegnete er der Grete, die mit Ehrmanns nach Wien gekommen war. Ein stilles, resignirtes Mädchen, das an Margarethe mit abgöttischer Liebe zu hängen schien und Wilhelm wie ein höheres, fernes, unerreichbares Wesen verehrte.

Sie lernte auch Georg näher kennen; ein geheimes Weh, ein tiefer Schmerz in seinen Augen erweckte ihre Sympathie.

Sie lernten sich lieben und verbanden sich für das Leben. Sie führen ein einfaches, bescheidenes, genügsames Arbeiterdasein.

Romane haben ihren Abschluß. Die Wirklichkeit dauert fort. Vielleicht, wenn die vier Leutchen mit ihren Kindern hier und da zusammenkommen, was sie manchmal thun, denken sie still für sich:

„Wärst du nicht mit jenem doch glücklicher geworden!"

Denn der Mensch kann nicht vollkommen glücklich sein, wenn nicht sein Denken ihn glücklich macht!

Rom in seiner heutigen Bedeutung.

Moderne Zustände und modernes Leben.

Von

Konstantin Winterberg.

Noch heute, nachdem seit mehr als einem Decennium die italienischen Truppen ihren Einzug gehalten, stehen Papst- und Königthum in Rom einander so feindlich gegenüber, wie einst im Mittelalter, als der Nimbus weltlicher Herrschaft noch die Nachfolger Petri umstrahlte. Mehr als mit dieser Zeit liebt es darum das moderne Geschlecht, sich mit der goldenen Aera des Augustus zu vergleichen, ja die nationale Eitelkeit konnte die kosmopolitische Bedeutung der antiken Weltbeherrscherin so weit vergessen, daß sie sich nicht scheute, die geweihte Nähe des Capitols durch das Monument Vittorio Emanuele's profaniren und die Statue Marc Aurel's dadurch in den Schatten stellen zu wollen.

Das Glück, welches trotz äußerer Miserfolge dem neuen Staat ohne Anstrengung fast alles in den Schos geworfen, was seit Jahrtausenden die Ziele nationaler Bestrebungen gewesen, war bekanntlich nicht zum geringsten Theil der Politik des kleinen Piemont zu verdanken, das sich durch dieselbe zur Großmacht aufgeschwungen, sodaß man in Rom auch jetzt noch an den gleichen Principien festhält. Deutschland ist offenbar die Macht, von deren bereits erprobter Freundschaft man sich in Zukunft den größten Nutzen verspricht, obwol die früher vorzugsweise den Oesterreichern geltende Bezeichnung „Tedesco" auch in ihrer heutigen Anwendung den ihr ursprünglich anhaftenden Misklang beim Volke noch nicht verloren hat, dessen Sympathien vielmehr den stammverwandten Franzosen zugewandt sind.

Mehr als nach außen bekundet sich der neue Großstaat als solcher in seinen innern Einrichtungen. In erster Linie steht, wie überall, das Heer. Obwol dasselbe der Zahl nach einen kaum geringern Procentsatz wie anderswo repräsentirt, konnte man sich trotz der günstigen Urtheile in der Hauptsache, welche von ausländischen Offizieren gelegentlich darüber gefällt worden, in Rom doch nicht verhehlen, daß bei der moralischen Schwäche der Armee man wesentlich auf die Defensive sich beschränken müsse. Freilich ist die der Landesvertheidigung zu Grunde gelegte Idee schon deshalb lückenhaft, weil sie sich bis heute nur auf die Alpen- und Apenninenpässe beschränkte, ohne die Vorbedingung einer die ganze Küste umfassenden

Befestigung zu erfüllen. Denn wenn auch ein Gürtel detachirter Forts die Hauptstadt gegen Ueberrumpelung, nach Art der im Jahre 1848 von Civitavecchia her durch die Franzosen ausgeführten, heute einigermaßen sichert, so bleibt auch diese dennoch nur eine halbe Maßregel, solange nicht die ganze Küste gegen feindliche Landung gesichert ist. Selbst in Verbindung mit einer weit stärkern als der auf 35 Kriegsschiffe sich belaufenden Flotte würde eine nachdrückliche Vertheidigung ohne anderweitige Maßregeln unmöglich sein. Auf die Vergrößerung der Flotte ist denn auch das Augenmerk der Regierung in erster Linie gerichtet, obwol sie momentan noch so unselbständig ist, daß sie bisher der Leitung von Fremden nicht entbehren konnte. Vielleicht nicht mit Unrecht sieht man trotzdem in ihr die Zukunft des Landes. Wenig will allerdings die bisherige, jedes Nachdrucks entbehrende Colonialpolitik sagen, und nachdem die marokkanische Frage ebenso resultatlos wie die von Tunis verlaufen, dürfte sich das Gleiche auch von der Expedition des Rothen Meeres prophezeien lassen.

Die nationalen Gegensätze, welche der Occupation durch Piemont gefolgt und in Rom seither sich festgesetzt, sind auch heute noch keineswegs verschmolzen. Gleichwol ist das piemontesische Element bisjetzt das herrschende geblieben. Hat auch die Natur von den nationalen Anlagen des italischen Volksstammes Sinn für Kunst und Poesie dem Piemontesen vielleicht am wenigsten vergönnt, so ward ihm dafür als Ersatz eine Zähigkeit und Energie, welche in Verbindung mit dem organisatorischen Talent diesen Stamm als Träger der neuen Ordnung vorzugsweise befähigte und seine Bezeichnung als Preußen Italiens in dieser Hinsicht zu rechtfertigen scheint. Im übrigen aber erinnert sein Wesen mehr an den westlichen Nachbar, dessen Sprache sich neben der einheimischen in Piemont überall eingebürgert hat. Aehnliche Eigenschaften als Politiker haben bekanntlich auch die alten Römer ausgezeichnet; aber ihre Epigonen, wenn von reiner Abstammung überhaupt noch die Rede sein kann, sind heute so sehr in der Minderzahl, daß sie als nationales Element verschwinden. Am besten scheinen mit den Piemontesen ihre Antipoden, die Neapolitaner, zu harmoniren, was sich wol weniger aus politischen Gründen, als aus dem Volkscharakter der letztern erklärt. Obwol an Einwohnerzahl das schwach bevölkerte Piemont bei weitem überwiegend, mußte das Volk von Neapel, welches, soweit die Geschichte reicht, niemals selbst geherrscht, sondern seit Jahrtausenden das Joch der Fremdherrschaft getragen, beim Anbruch der neuen Aera gegen den kräftigern Norden zurückstehen, um, nachdem die Befreiung Italiens das Losungswort aller geworden, unter Piemonts Aegide in Zukunft sein Glück zu versuchen. Neapolitaner sind es denn auch, welche heute wol die meisten, darunter die höchsten Aemter bekleiden. Mancini selber, mit liebenswürdigen, feinen Umgangsformen und dem allen Kindern der vulkanischen Erde angeborenen Musikgenie, war als Ministerpräsident in dieser Richtung bis vor kurzem bekanntlich tonangebend. Am gediegensten erscheint aber unter der modernen Bevölkerung das der germanischen Nationalität verwandte lombardische Element, wo die unter österreichischer Herrschaft geschaffenen Unterrichtsanstalten ein besseres Fundament gelegt und überdies Handel und Industrie am meisten blühen. Techniker und Gewerbtreibende haben sich von dort aus

nach der Capitale verpflanzt, und die stattliche Bevölkerung vom Lande bildet die Elite der Armee und Landpolizei. Weniger zahlreich findet sich unter den Eingewanderten Toscana vertreten. Die finanzielle Calamität, welche der Ehrgeiz, Florenz als Hauptstadt Italiens glänzen zu lassen, seit der Uebersiedelung der Regierung nach Rom über den einstigen Sitz der Musen verhängt, hat das Land seither nicht verschmerzen können, um so mehr, als die Regierung kaum etwas gethan, um dem unvermeidlichen Bankrott vorzubeugen. Haben sich diese Misverhältnisse auch durch die energischen Maßnahmen der städtischen Verwaltung seither einigermaßen ausgeglichen, so ist doch bis zur Stunde von höherer geistiger Regsamkeit, wie sie in Rom alle Kreise der Bevölkerung durchdringt, keine Rede, und der provinzielle Charakter der stolzen Mediceerstadt heute unverkennbar.

Ganz wie im Norden findet sich auch im modernen Italien das Beamtenthum ausgeprägt, das sich indessen den nationalen Eigenthümlichkeiten gemäß wesentlich von jenem unterscheidet. Vor allem ist dabei an die Standesunterschiede, welche für die nordländischen Verhältnisse so charakteristisch sind, daß die ganze Persönlichkeit gewissermaßen darin aufgeht, bei der sorglosen Natur des Südländers nicht zu denken. Weder körperliche noch geistige Arbeit nimmt ihn allzu sehr in Anspruch, und ebenso ist von jener Titelsucht der nordischen Nachbarstaaten keine Spur zu finden. „Cavaliere" und „Commendatore" sind die einzigen Bezeichnungen, welche unter den Beamten niederer oder höherer Grade bis zum Minister gebräuchlich sind.

Eine eigentliche, auf Geburt und Erbrecht basirte Aristokratie, wie früher in Rom, gibt es heutzutage nicht mehr. Viele von jenen alten Geschlechtern, deren hochtönende Namen die Annalen der römischen Geschichte aufbewahrt, sind längst erloschen, andere verarmt und verschollen. Neue aber hatte seither das Papstthum nicht creirt. Erst die piemontesische Herrschaft ging von diesem Princip ab, und während im Norden der Militarismus vorherrscht, beugt man sich hier vor der Macht des Geldes, sodaß, wer das nöthige Grundkapital zum Ankauf besitzt, in Italien heut nach Belieben Marchese, Principe oder Duca werden kann.

Dem Papstthum, welchem sie ihren Ursprung verdanken, am nächsten verwandt, haben sich die noch bestehenden altrömischen Geschlechter mit ihrem Hauptinteresse jetzt vom öffentlichen Leben völlig abgeschlossen, und während einst aus ihrer Mitte Feldherren und Staatsmänner die Interessen des Papstthums vertraten, findet es heut der römische Principe ehrenvoller, in den Künsten des Friedens zu glänzen und die von den Vorfahren ererbten Schätze der Kunst und Wissenschaft der Nachwelt zu bewahren.

Galantuomo wie sein Vater, aber als Regent vielleicht nicht von jener durchgreifenden Energie, welche allein so heterogene Elemente zu zügeln und unter ihrem Scepter zu vereinigen im Stande wäre, ist König Umberto schon durch die auf liberalsten Grundlagen beruhende Verfassung, die ihm als Herrscher kaum mehr als die Ausführung der Parlamentsbeschlüsse zuerkennt, in der Verfolgung großer nationaler Ziele wesentlich beschränkt. Dazu kommt, daß die verschiedenen Fractionen der Rechten und der Linken, deren Führern es in vielen Fällen mehr um Privatinteressen als um das Wohl und Wehe des Staats zu thun ist, sich

das Staatsruder wie einen Fangball gegenseitig zuspielen, während die bisher in Garibaldi personificirten Radicalen überhaupt auf Umsturz der Verfassung und Republik „auf legalem Wege" hinarbeiten. Diese letztern, welche sich im Jahre 1870 trotz des staatlichen Verbots den Feinden Deutschlands anzuschließen wagen durften, sind auch heute nach ihres Führers Tode noch so mächtig, daß erst neuerdings die Irredenta ihrem nationalen Haß gegen Oesterreich in ohnmächtigen Wuthausbrüchen bekanntlich Luft gemacht.*) Politisch sind natürlich derartige Kundgebungen einzelner, die ihre Dienste dem Meistbietenden verkaufen, von nicht größerm Belang wie die zahlreichen Demonstrationen und öffentlichen Kundgebungen überhaupt. Schlimmer freilich ist, daß infolge der durch Parteiumtriebe fortdauernden Ministerwechsel, in deren Gefolge jedesmal ein Troß von Trabanten theils an Stelle zurücktretender Staatsdiener, theils in neu creirten Stellungen hinzutritt, Italien heute ein Beamtenheer wie kaum Rußland ernährt, wobei die gleichen Uebelstände wie dort nur in erhöhtem Maße sichtbar werden. Die Zahl der Steuerbeamten, deren Cordon nicht nur den ganzen weiten Küstensaum umspannt, sondern auch die Thore des kleinsten Landstädtchens bewacht, zehrt allein schon einen großen Theil von Arbeitskräften auf, die bei relativ niederer Besoldung mit Familie kaum existiren können. Bestechlichkeit ist die natürliche Folge. Welche Schätze der antiken Kunst, die jetzt das Britische Museum aufbewahrt, bei der frühern laxen Verwaltung dem Lande schon verloren gingen, ist weltbekannt. Heutzutage ist man ins entgegengesetzte Extrem verfallen, indem der Ausfuhrzoll selbst auf moderne Kunstproducte sich erstreckt und dadurch die Concurrenz mit dem Auslande erschwert, ohne dem Kern des Uebels abzuhelfen. Tritt von jenen Misbräuchen gelegentlich ein eclatanter Fall in die Oeffentlichkeit, so weiß die schlaue Camorra sofort so viele Mittel und Auswege zu ersinnen, daß die Sache dadurch eher schlimmer als besser wird, in keinem Falle aber die Wahrheit ganz unverhüllt zu Tage tritt. Dem Auslande gegenüber sucht man begreiflicherweise die innern Krebsschäden aufs ängstlichste zu verbergen, und nur ausnahmsweise verbreiten sich Gerüchte davon über die Landesgrenzen.

Der Theil, welcher unter der mangelhaften Verwaltung am meisten leidet, ist unzweifelhaft die Landbevölkerung. Fast dieselben Zustände, welche zur Zeit der römischen Republik der Auswanderung der Plebejer vorhergegangen, scheinen sich im modernen Rom wiederholen zu wollen. Der vom Gebirge ostwärts bis zum Tyrrhenischen Meer begrenzte Theil der Campagna, der sogenannte Agro romano, befindet sich nämlich seit Jahrhunderten in den Händen von Großgrundbesitzern oder gehörte als todtes Kapital bisher den Klöstern. Nachdem aus dem ursprünglich blühenden Zustande zur Zeit der Republik das Land im Mittelalter in Verfall gerathen, haben sodann meilenweite Strecken bis heute noch brach gelegen, und wo einst fruchtbare Felder ihren Segen gespendet, schweift das Auge heut

*) Nach der Oberdank'schen Affaire haben sich allerdings die Leidenschaften gemäßigt, andere Interessen traten in den Vordergrund. Dennoch wird sich kein Einsichtiger über die noch heut in dieser Hinsicht herrschende Volksstimmung Illusionen machen.

über Weideplätze zahlloser Heerden, die alljährlich im Frühjahr und Herbst aus den Schluchten des Hochgebirges in die Thäler hinabsteigen. Großpächter, die sogenannten Mercanti di campagna, ziehen auf diese Art bei relativ geringer Ausgabe ihren Nutzen, der sich indeß bei rationeller Bewirthschaftung verdoppeln könnte. Um wenigstens theilweise diese Uebelstände zu beseitigen, und namentlich dem Bauern die Möglichkeit der Ansiedelung zu bieten, verfügte das Gesetz, daß von dem säcularisirten Kirchengut ein gewisser Theil in kleinern Parcellen verpachtet werden sollte. Das Zustandekommen dieser so zeitgemäßen Anordnung ist aber leider am Unverstand der damit Beauftragten, wenn nicht an Schlimmerm gescheitert, und die alten Uebelstände herrschen nach wie vor.*) Rechnet man dazu, daß das heutige Besteuerungssystem, vielleicht das schlechteste von allen, dem Steuerpächter das Recht einräumt, den Landmann von Haus und Hof zu jagen, wenn dieser, selbst ohne Verschulden, nicht im Stande ist, die Abgaben vom Ertrag der Ernte, deren vierter Theil überdies dem Grundherrn zusteht, zu entrichten, so kann man sich nicht verhehlen, daß trotz der glänzenden Finanzen das Land auf die Dauer ruinirt wird. Nur der harmlose Sinn und die große Anspruchslosigkeit der Bevölkerung, welche seit Jahrhunderten noch härtern Druck hat über sich ergehen lassen, erklärt, warum sich die Verstimmung bisjetzt nicht allgemeiner Luft gemacht. Viele gingen bereits zu Grunde, und die Aussicht, das Land, wo jetzt Malaria und Elend seinen Sitz aufgeschlagen, der einstigen Blüte zurückgegeben zu sehen, ist heute geringer als je zuvor.**) Verarmung und Bettelei sind natürlich die Folgen dieser extremen Zustände, die sich dann auch auf dem Lande nicht weniger wie in den Städten fühlbar machen. Die Maske namentlich, unter der das Betteln geschieht, ist noch heute so charakteristisch wie unter der indolenten Papstherrschaft. Vom zudringlichen Cerinaro, der auf Straßen und Plätzen seine Waare anpreist, bis zum Hausirer, welcher gegen das strengste Verbot seine Opfer bis in die Cafés und an die Wirthstafeln verfolgt, dem Invaliden, welcher an Kirchenportalen durch Litaneien und Gebete, denen, wenn sie nichts gefruchtet, ebenso viele Flüche und Verwünschungen folgen, der Vorübergehenden Mitleid zu erregen sucht, dem Modellmädchen, das auf Piazza di Spagna unter einstudirtem Lächeln Blumen und Bouquets feilbietet, gibt es eine ganze unabsehbare Reihe von Zwischenstufen, die unter verschiedener Firma den gleichen Zweck verfolgen. Kein Polizist wagt Einspruch zu erheben, wie denn überhaupt die hohe Obrigkeit sich selten da zeigt, wo ihre Anwesenheit noththut. Gar viele der gerügten Uebelstände könnten offenbar durch bessere Erziehung und Volksbildung gehoben werden. Theoretisch ist freilich gegen das italienische Unterrichtswesen kaum etwas einzuwenden. Aber leider ist auch hier wie in so vielen andern Dingen die Praxis weit zurückgeblieben. Vor allem fehlt es wol an tüchtigen Lehrkräften.

Seitdem man der Geistlichkeit den früher ausschließlich ausgeübten Unterricht

---

*) Für nähere Information vgl. des Verfassers Aufsatz: „Rom und die römische Campagna", in den „Preußischen Jahrbüchern", Bd. 49, Heft 3.

**) Ueber den Erfolg der von der Regierung jüngst ergriffenen Maßnahmen zur Bonification der Campagna ist Näheres bisjetzt noch nicht bekannt.

entzogen, war es auch hier wesentlich Piemont, welches den daraus entstandenen Mangel durch eine Anzahl jüngerer, nach Rom versetzter Lehrkräfte abzuhelfen suchte. Der weitere Bedarf aber konnte nur durch den in Seminarien heranzubildenden Nachwuchs gedeckt werden, wobei dann wiederum die Frage entstand, ob unter den veränderten Verhältnissen dieselben Elemente, welche früher für und durch die Geistlichkeit herangebildet, auch fernerhin sich betheiligen würden. Im ganzen scheint dies nicht der Fall zu sein, was im Hinblick auf die bevorzugte Stellung der letztern, dem Volksschullehrer gegenüber, sehr wohl begreiflich ist. Besser ist es mit den Töchterschulen bestellt, wo die Lernlust, statistischem Nachweis zufolge, relativ größer und zugleich der Bedarf an Lehrkräften leichter zu decken ist. Ein großer Hemmschuh liegt aber auch in der gemischten heutigen Bevölkerung selbst. Von Schulzwang wie im Norden kann dabei selbstverständlich keine Rede sein. Nur bedingungsweise verpflichtet das Gesetz zum Besuch der öffentlichen Schulen, was viele überdies dadurch zu umgehen pflegen, daß sie ihre Kinder in die von Geistlichen geleiteten Privatanstalten schicken, wo die Regelmäßigkeit der Controle natürlich wegfällt. Die Zahl der sogenannten „Analfabeti" bildet denn auch in Rom wol nächst Neapel, wo nach statistischem Ergebniß die Ignoranz am größten, noch heute den Hauptprocentsatz aller Landestheile.

Auch an den höhern Bildungsanstalten, welche sich bis zum Jahre 1870 in Rom nur auf die Universitätsfächer im engern Sinne beschränkten, hatte bis dahin die Geistlichkeit ausschließlich functionirt. Die Mängel, welche dem jetzigen Universitätswesen aus jener Zeit noch ankleben, zu beseitigen, um an Stelle des Schematismus, welcher durch Vorschriften, denen der niedern Lehranstalten analog, die Selbständigkeit und Freiheit des Studiums beschränkte, die Einrichtungen deutscher Hochschulen zu setzen, war seit einer Reihe von Jahren schon der Plan des Ministeriums, der sich aber erst neuerdings zu realisiren scheint. Am besten sind unzweifelhaft heut in Italien die technischen Fächer vertreten. In Rom war die Ausbildung der Techniker vordem ganz unbekannt, heute wendet man ihr die größte Sorgfalt zu. Erst ein mehrjähriger Besuch der Universität berechtigt beispielsweise zum Eintritt in die Scuola degli Ingegneri, deren Prüfung zugleich als Staatsexamen gilt. Mehr privaten Charakter hat eine Reihe wissenschaftlicher Institute ältern Ursprungs, insbesondere die Accademia de' lincei, die jedoch nur den Namen jener altberühmten Anstalt trägt, welche einst Galilei zu ihren Mitgliedern gezählt. Am wenigsten ist der moderne Zug der Zeit der Philosophie zugewandt, im Gegensatz zum nordischen Nachbarstaat, dem es seit Kant und Fichte an speculativen Köpfen bekanntlich niemals gefehlt hat. Ebenso wenig ließe sich sagen, daß Poesie und Kunst unter Piemonts Leitung eines besondern Aufschwunges sich bisjetzt erfreut hätten. Mit dem Verfall der Accademie degli Arcadi, welche einst die Schöngeister von ganz Italien vereint, heute dagegen nur noch unter einseitiger Betheiligung der Geistlichkeit fortbesteht, ward den schönen Künsten gewissermaßen ihr Centrum entzogen. Dafür neigt man sich jetzt namentlich in Bezug aufs Theater dem Norden zu. Doch muß, was das Drama betrifft, sogleich hinzugefügt werden, daß ungeachtet des großen Bühnentalents,

womit die Natur den Italiener allen andern Nationen gegenüber bevorzugt hat, das Verständniß deutschen Wesens und deutscher Empfindungsweise noch keineswegs derart Eingang fand, um nicht durch übertriebene Wiedergabe der Affecte oder misverstandene Auffassung den Inhalt häufig zu entstellen, den Gedankengang zu trüben. Dazu kommt, daß die Uebersetzungen an sich dem Original bisher meistens nur unvollkommen entsprachen, und wenn auch unter den neuern Uebersetzungen, namentlich der Goethe'schen Dramen, einige anerkennenswerthe Resultate geliefert wurden, so ist doch weder Schiller's noch Goethe's Muse bisjetzt auf Welschlands Fluren heimisch geworden.

Noch weniger kann man sich mit der modernen Musikrichtung befreunden, wo ein ähnliches Verhältniß besteht wie in der Poesie, nur daß hier die Hinneigung zum Norden noch schlechtere Früchte getragen, sofern man sich hauptsächlich im Liszt'schen Virtuosenthum gefällt, die seelische Empfindung aber viel zu sehr in den Schatten stellt, ohne welche das Studium der classischen Musik des Nordens dem Italiener stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird.*) Nur die Kirchenmusik hat noch ganz den idealen Charakter früherer Zeiten bewahrt. Man darf mit Recht behaupten, daß nur der den vollen Eindruck von der Bedeutung einer alten römischen Basilika empfängt, welcher an einem Festtage im St.-Peter den hehren Melodien Palästrinas gelauscht, die wie Engelschöre vom Himmel herniederzutönen scheinen.

Die bildenden Künste endlich haben sich zwar eine größere Selbständigkeit bewahrt, doch bleibt der Erfolg dessen, was bisjetzt seitens der Regierung geschehen, um namentlich durch die jüngste internationale Ausstellung ein größeres Interesse zu erwecken, noch abzuwarten. Allerdings ward die Accademia di San-Luca, dieses altberühmte Institut, welches so viele der hervorragendsten Künstler Italiens herangebildet, durch die neue, vom Staat gegründete Kunstakademie bei weitem nicht ersetzt. Doch wäre es unrecht, die Bemühungen der Regierung nach dieser Seite hin zu verkennen, welche fort und fort durch neue Concurse, Aufträge und Prämiirung den Kunstsinn zu beleben sucht.

Wenn es auf eine Charakteristik der modernen Verhältnisse ankommt, so können schließlich auch die äußern Einrichtungen und Neuerungen auf städtischem Gebiet nicht umgangen werden. Das durch die Aurelianischen Mauern umschlossene städtische Areal umfaßt, das neugebaute Quartier abgerechnet, welches die ehemalige Gräberstadt des Esquilin überdeckt, noch heute fast mehr als ein Drittel unbebauten Landes, und während nach officiellem Ueberschlag bei voller Ausnutzung wol an 500000 dort Unterkunft fänden, werden heutzutage kaum drei Fünftel dieser Zahl beherbergt. Alt- und Neurom sind übrigens kaum zu trennen. Ein zusammenhängendes Bild antiken Lebens bietet indessen nur der Palatinus

*) Es versteht sich, daß neben dieser, die große Mehrheit charakterisirenden Richtung auch bessere, sogar ausgezeichnete Leistungen auf musikalischem Gebiet in Rom existiren, welche nicht allein ernstes Studium, sondern auch wahres Verständniß und seelische Empfindung, namentlich bei Wiedergabe deutscher Compositionen, auszeichnet.

mit seiner nächsten Umgebung. Keine Spur erinnert freilich daran, daß hier einst das Centrum des Verkehrs pulsirte, von der Zeit, wo auf jenem Hügel Campagnahirten sich Hütten gebaut, bis zu der großen Epoche, wo die Cäsaren seinen Gipfel mit stolzen Palästen gekrönt. Ein bizarres Gemisch von Villen, Grotten und Cascaden theils mittelalterlichen, theils modernen Ursprungs überdeckt das Plateau inmitten epheuumrankter antiker Fundamente, deren verwitterte Pfeiler oft kaum die zur Unterstützung schwebender Geröllmassen nöthige Tragkraft zu besitzen scheinen. Die jetzige Regierung hat das Verdienst, in dies noch vor wenigen Decennien von Unkraut überwucherte Chaos durch regelrechte Verwaltung einige Ordnung gebracht zu haben, und wenn auch heute noch ein Drittel ihrer Schätze der Schos der Erde deckt, so wird andererseits der Zeitaufwand des heutigen Ausgrabungssystems um so weniger zu beklagen sein, als nur dadurch Sicherheit gegen die Verluste in frühern Zeiten geboten wird, welche durch technische Unkenntniß so oft den Ruin der bedeutendsten Monumente veranlaßt. Wesentliche Verbesserungen zeigt dagegen das römische Forum. Wer noch vor wenigen Jahren den Tarpejischen Felsen hinabstieg, sah vor sich zwei völlig isolirte, vom Straßendamm durchschnittene Theile. Unten in der Tiefe aber erblickte man die verwitterten Quader antiken Pflasters, dessen Sohle für gewöhnlich nicht betreten werden durfte. Nach langem Debattiren hat nunmehr die städtische Verwaltung den Uebelstand beseitigt, den Damm an die westliche Lisière verlegt und so den natürlichen Zusammenhang soweit wie möglich wiederhergestellt. Der Zwölfgötteraltar blieb freilich des beengten Raumes wegen auch jetzt noch isolirt. Das Ganze war überhaupt nur der Anfang einer weiter gehenden Idee des jüngst zurückgetretenen Ministers Baccelli, der als geborener Römer sich der Herstellung des alten Stadttheiles besonders angenommen. Demzufolge sollte nicht nur das ganze Forum, bis zur Via Sacra am Fuße des Palatinus der Breite nach bloßgelegt, sondern auch über die bisjetzt unerforschten unterirdischen Gewölbe und Grundmauern hinweg bis zum Flavischen Amphitheater von Osten erweitert werden. Die Art, wie seit Jahrhunderten gerade die edelsten Monumente des Alterthums, von elenden Baracken eingepfercht, sich dem Gesammteindruck beinahe entzogen, während andere geradezu zu Räuberhöhlen und Cantinen für schmuziges Gesindel degradirt worden waren, hatte schon längst nicht nur den Unwillen der Archäologen, sondern des gesammten Publikums erregt, denn auch der gemeine Mann in Rom legt Werth auf die Erinnerungen seiner Vorfahren. Wer möchte, um nur eins zu nennen, des traurigen Anblicks vom Pantheon gedenken, ohne Unwillen über die sogenannten Eselsohren, mit welchen die Zopfzeit, jedem bessern Geschmack zuwider, die Façade entstellt hat. Kaum würde er denselben Bau heute wiedererkennen, der, von diesen und andern Zuthaten befreit, jetzt allseitig freigelegt, den antiken Charakter auf den ersten Blick zu erkennen gibt, die Stufen des Portals allein ausgenommen, die im Laufe der Zeit so tief in den Boden gesunken, daß der Bau, statt über die Umgebung erhöht zu sein, im Gegentheil jetzt tiefer liegt.

Dringender als die Restauration der todten Monumente stellte sich indeß die Nothwendigkeit der Verbesserung hinsichtlich der Wohnstätten der Lebenden, jener mittelalterlichen Stadttheile namentlich, in deren engen, winkeligen Gassen Paläste

mit Hütten der Armuth, Kirchen und Klöster mit Tabernen und Spelunken wechseln. Aus öden Fensterhöhlen schauen noch heute, wie in Venedig, Lumpen, das Elend ihrer Insassen verkündigend, und so würde es vermuthlich lange noch bleiben, hätte nicht die Nothwendigkeit, mit dem Schmuck moderner europäischer Städte auch die ewige Roma zu umgeben, eine Abhülfe jener Uebelstände geradezu als nationale Forderung geltend gemacht. Vor allem ist es der um das vaticanische Centrum gruppirte Stadttheil von Trastevere, jene Colonie, wo man einst die im Freiheitskampfe unterlegenen Gebirgsvölker sich anzusiedeln genöthigt hatte, der mit Ausnahme des Ghetto wol am meisten der Verbesserung bedarf, zugleich aber auch den Neuerungen der Regierung, soweit sie sich selbst nur auf die nothwendigen Vorschriften der Ordnung und Sauberkeit beziehen, den größten passiven Widerstand entgegenzusetzen pflegt. Sanitäre Rücksichten machten überdies schon längst eine Aenderung in diesem Stadttheil wünschenswerth, welcher durch fast alljährlich wiederkehrende Ueberschwemmungen zum ständigen Herd der Malaria ward. Das ganze Mittelalter hindurch hatte Rom unter den ungebändigten Wasserfluten zu leiden, die sich durch Kloaken und Kanäle bis ins Innere der Stadt ergießen, und noch im Jahre 1870 war das ganze Marsfeld mit Hunderten von Gassen und Gäßchen bis zum Fuße der sieben Hügel hin ein weiter See. Selbst die Papstherrschaft konnte solchen Vorgängen nicht gleichgültig zusehen, doch vergebens sann man auf Hülfe. Auch heute noch beschränkt sich alles, was in dieser Beziehung geschehen, eigentlich nur auf die Ummauerung der lehmigen Stromesufer, die in ihrem verwahrlosten Naturzustande das an Ordnung gewöhnte Auge doch allzu sehr beleidigten.

Hand in Hand hiermit ging sodann die Straßenregulirung. Nicht nur in Italien, sondern im Süden überhaupt pflegt man bekanntlich der Kühlung wegen die engen Straßen vorzuziehen. Aus gleichem Grunde hat man freie Plätze im Innern früher um so mehr vermieden, als sich der durch die Mauern abgegrenzte städtische Raum dadurch unnöthig beschränken würde. Gesundheitsrücksichten scheint man übrigens bei den ältesten Städten nicht sonderlich in Betracht gezogen zu haben. Die Art, wie insbesondere Rom entstand, deutet wenigstens nicht darauf hin. Oft machten Zufälligkeiten den Bau nach regelrechtem Plane unmöglich. Nur einmal hat Rom den Anblick einer mehr modernen Stadt mit weiten Straßen, luftigen Gebäuden und freien Plätzen geboten, als nach dem neronianischen Brande der Kaiser sie nach orientalischem Muster, Antiochia ähnlich, neu aufbauen ließ. Allein dieser Glanz war nur von kurzer Dauer. Man konnte sich nicht in die neue Bauweise finden. Die innern Wirren thaten das übrige. Rom ist seither aus dem Zustande mittelalterlicher Verwahrlosung nicht herausgekommen. Allerdings kann nun auch der jüngst vom Ministerium genehmigte neue Stadtplau die engen Gassen nicht breit, die krummen Vicoli nicht gerade machen, noch weniger die alten Spelunken beseitigen, welche den Anblick der Ewigen Stadt entstellen, denn dies käme so ziemlich einem vollständigen Neubau gleich. Doch schon das Verdienst, in jenes regellose Gewirr eine Spur von System gebracht zu haben, wo Fremde wie Einheimische sich bisher kaum zurechtzufinden vermochten, Bauten, die ohnehin den Einsturz drohten, beseitigt, oder wo sie zu dicht aneinander-

gepfercht, etwas Luft gemacht zu haben, weiß die Bevölkerung hoch anzuschlagen. Schon hat man übrigens begonnen, die von den Thermen Diocletian's bis zur Piazza di Venezia über den Esquilinus geführte Via Nazionale, deren elegantes Aeußere nur durch die Abweichung von ihrer ursprünglich projectirten Richtung entstellt ist, bis zum Ponte di Sant' Angelo zu verlängern, um in kürzester Linie den Vatican mit dem neuen Stadttheil zu verbinden. Zu bedauern ist allein, daß bei diesen Neuanlagen zu wenig Bedacht auf öffentliche Promenaden genommen wird, da infolge des die Stadt umgebenden, durch Privatbesitz occupirten Terrains die Einwohner Roms, um frische Luft zu schöpfen, genöthigt sind, von den Thoren der Stadt aus erst mehrere Miglien auf den beiderseits durch hohe Mauern abgesperrten Verkehrsstraßen zurückzulegen, um so endlich in die freie Campagna zu gelangen. Und dieser Nachtheil wird sich in Zukunft sogar noch fühlbarer machen, sofern als verschiedene der Villen, welche durch die Liberalität ihrer Besitzer wenigstens an einigen Tagen in der Woche bisher den Zutritt gestatteten und durch den Genuß ihrer herrlichen Anlagen nicht weniger als durch die reichen Kunstschätze nicht wenig zur Erhöhung des Zaubers der Ewigen Stadt beigetragen, durch Ankauf seitens des Municipiums bekanntlich für Neubauten in Aussicht genommen worden sind. Nur mit Schmerzen wird das Auge diesen blühenden Schmuck, der gleichsam die heitere Seite zu dem ernsten Bilde der Stadt selbst darbietet, und damit einen großen Theil der Poesie dahinschwinden sehen, die den Aufenthalt in ihren Mauern bisher so reizend gemacht.

Dem modernen Leben und Treiben gegenüber bildet die Abgeschlossenheit der Geistlichkeit einen seltsamen Contrast. Im Angesicht des Quirinals erheben sich am westlichen Tiberufer die Mauern des vaticanischen Palastes, in dessen Inneres sich nach Verlust der weltlichen Herrschaft der Papst zurückgezogen. Von den Zinnen des Castel Sant' Angelo, dem einstigen Bollwerk ihrer Macht, weht heute die Tricolore Italiens, und italienische Posten halten an der Schwelle des Gefangenen Wacht, dessen Kerker dem Königspalast an Glanz nicht nachsteht. Als Dulder der Christenheit, wußte der Papst zugleich mit großer Umsicht und Gewandtheit seine Werkzeuge zu wählen, denn überall, wo es etwas zu leisten gibt, finden wir das deutsche Element vertreten. Als im verflossenen Decennium der hochbetagte Pio Nono seinem Ende nahte, hatte sich bekanntlich im Publikum die Meinung verbreitet, daß mit ihm das Papstthum erlöschen und eine fernere Wahl nicht stattfinden werde, welche Ansicht zu bestätigen der piemontesische Staat vielleicht nicht zum geringsten Theile interessirt war. Freilich begann auch der neue Papst genau wie seine Vorgänger damit, alles zu vernichten, was seine Vorgänger ins Leben gerufen. Vieles war motivirt. Die Oekonomie des Haushalts, die Reduction der Beamtenzahl und die Beseitigung sonstiger unnützer Kostgänger war jedenfalls so zeitgemäß wie der Verkauf der vor Livorno ankernden Flotte und die Entlassung der Armee bis auf die Schweizergarde. Was der Papst noch jetzt an liegendem Grunde außerhalb Roms besitzt, beschränkt sich auf ein Landgut, Castelgandolfo, unweit Albano, dessen Genuß ihm das Geschick überdies zu misgönnen scheint, denn es ist der königlichen Villa benachbart. Dennoch dürfte

es sich, aller von Zeit zu Zeit cursirenden Gerüchte ungeachtet, schon aus politischen Gründen kaum bestätigen, daß der Heilige Vater sich jemals entschließen werde, dem freiwilligen Gefängniß zu entsagen, um der Heimat den Rücken zu kehren. Uebrigens dringt heutzutage wenig über die Schwelle des Vatican. Selbst Amtshandlungen mehr oder weniger öffentlichen Charakters, wie die Segensspendung von den Loggien des Vaticans herab, haben heute gänzlich aufgehört, und die Volksfeste, welche früher die Gegenwart des Heiligen Vaters zu verherrlichen pflegte, der sogar nicht verschmäht haben soll, an den Carnevalscherzen persönlich theilzunehmen, haben heute ihre einstige Bedeutung verloren. Der Zurückgezogenheit des Papstes selber entspricht natürlich auch die der ihm an Range Zunächststehenden. Gleichwol wird, wem dazu Gelegenheit war, sich überzeugen, daß in ihren Kreisen die von Winckelmann so hochgeschätzte Gediegenheit bei zwanglosen Umgangsformen nicht fremd geworden. Der Cardinal insbesondere, wenn er nicht den Ehrgeiz hat, auch nach der päpstlichen Tiara zu streben, kann von der Höhe seiner Stellung freier und rückhaltsloser seine Ansicht äußern. Doch schon unter den im Range folgenden Monsignori findet sich das Vorurtheil um einen Grad gesteigert. Der größte Eifer charakterisirt natürlich diejenigen, welche als Convertiten Carrière gemacht. Die Bemühungen solcher Propagandisten erzielen denn auch, namentlich unter den blondgelockten Töchtern Albions, alljährlich ein namhaftes Contingent von Neubekehrten. Uebrigens ist die Gegenpartei um kein Haar breit besser. Hat doch unlängst erst der Uebertritt des seitherigen Kanonikus von St.-Peter zur anglikanischen Kirche in weiten Kreisen Furore gemacht, wobei das Merkwürdigste war, daß der Neubekehrte auch ferner in Rom verweilen durfte, um als Verkündiger der neuen Lehre das Papstthum in der Wurzel anzugreifen.*) Es liegt dem leider eine tiefe Wahrheit zu Grunde, und nicht umsonst sagt das Sprichwort: „Chi Roma non vede guarda la fede.“ Würde doch selbst Luther kaum gewagt haben, sich von der Kirche loszusagen, hätte ihn nicht die Anschauung belehrt, daß bei der allgemeinen Sittenverderbniß selbst in den Kreisen ihrer höchsten Würdenträgen radicale Abhülfe nur durch vollständigen Bruch mit dem Bestehenden zu erreichen sei. In der That macht es einen eigenthümlichen Eindruck, Rom auch nach dieser Seite hin heute ganz verändert zu sehen. Wer hätte noch vor wenigen Decennien zu träumen gewagt, daß hier im Centrum und Hort der Christenheit — mit Ausnahme von ein paar tausend Juden, welche übrigens durch Mauern von der übrigen Stadt abgesperrt in strengster Abgeschlossenheit lebten — einst alle möglichen ketzerischen Sekten, die man vordem mit Feuer und Schwert zu vernichten gesucht, ungestört ihr Wesen treiben, daß Spiritismus und roher Aberglaube neben Freidenkern und Herrnhuterthum ihre Stätte überwuchern und angesichts des St.-Peter Kirchen und Bethäuser errichtet würden, wo jeder Unberufene von der Kanzel herab über die Satzungen der Kirche seine kritische Geisel zu schwingen sich erlauben darf.

Dennoch ist der Einfluß der römischen Geistlichkeit auf alle Schichten der Bevölkerung auch heute noch unverkennbar, und noch umstrahlt sie jener Nimbus,

*) Derselbe ist neuerdings als Gründer einer „italienisch-katholischen“ Sekte aufgetreten.

der auch den geringsten ihrer Diener als Wesen höherer Gattung anzusehen lehrt. Hat auch mit der Entziehung des öffentlichen Unterrichts die Regierung scheinbar das Heft ihren Händen entwunden, so lieferten eine Reihe von Privatanstalten infolge des unentgeltlich ertheilten Unterrichts genügenden Zuspruch und Ersatz. Am wenigsten berührt von den Neuerungen sind, soweit sie nicht der Staat ihrer frühern Bestimmung entfremdete, die Klöster. Bekanntlich blieben, wie auch im Norden, nur die bestehen, welche sich über irgendeine gemeinnützige Thätigkeit ausweisen konnten. Die dazu nicht im Stande waren, behielten vom frühern Besitz nur gerade das zur Existenz Nothwendige. Das übrige annectirte der Staat, der nun in einsamer Klosterzelle mit Bureaus und Archiven seinen Einzug hielt. Viele einst berühmte Orden haben so mit ihrem Eigenthum zugleich die frühere Bedeutung eingebüßt. Von der oft riesenhaften Ausdehnung römischer Klöster vermag man sich im Auslande kaum eine Vorstellung zu machen. Allen voran steht das Collegio romano, das ehemalige Jesuitencolleg, dessen Areal ein ganzes städtisches Quadrat umfaßt. Dieser eine Bau beherbergt außer der Kirche San-Ignazio, berühmt durch Giulio Romano's Deckengemälde, ein ganzes Ministerium mit Bureaus und Archiven, dazu die Landesbibliothek Vittorio Emanuele, die bedeutendste und größte nächst der vaticanischen, das städtische Gymnasium, eine Sternwarte, das berühmte Kircher'sche Museum, verschiedene wissenschaftliche Vereine, endlich die Bibliothek des Dominicanerordens, des einzigen von allen darin verbliebenen frühern Insassen. Eine wesentliche Bedingung übrigens, welche die Regierung an den Fortbestand des Ordens geknüpft, war die, daß die Schätze der Wissenschaft und Kunst, die bisher fast unbekannt in den Klöstern vermoderten, der Oeffentlichkeit nicht ferner vorenthalten werden durften. Diese Bestimmung konnte sich leider nicht auch auf die vaticanische Bibliothek erstrecken, deren Benutzung als Privateigenthum des Papstes ebenso wie die der Galerien und Museen lediglich vom persönlichen Permesso abhängt, der gewöhnlich nur bedingungsweise und unter gewissen Beschränkungen erfolgt. Schon die verfügbare Arbeitszeit, die mit Abzug der Vacanz- und Festtage bei nur vier Stunden täglich im ganzen Jahre kaum hundert Tage ausmacht, stellt der Ausnutzung des wissenschaftlichen Materials bis heute große Schwierigkeiten entgegen, welche durch die vor kurzem noch so mangelhaften Kataloge natürlich noch gesteigert wird. Pater Theiner, der erste, der durch liberales Auftreten in dieser Hinsicht sich verdient gemacht, hat, wie bekannt, durch Jesuitenhaß das Leben eingebüßt. Gleich Galilei verfolgte ihn noch im Tode die Unversöhnlichkeit der Gegner, welche nachmals sogar die Schwelle vermauern ließ, durch welche er die Räume der Bibliothek zu betreten pflegte. Auch heute noch sind die Jesuiten in Rom übermächtig. Nicht nur, daß sie so ziemlich alle Beichtstühle der Stadt besetzt halten; ihr Einfluß erstreckt sich sogar bis in die innersten Gemächer des Vaticans, und es ist kaum zu hoffen, daß man freiern Anschauungen dort eher Gehör geben werde, bis man auch die letzten dieser Hemmschuhe geistiger Entwickelung zu beseitigen sich entschlossen. Gleichwol haben die Jesuiten Roms auch in der Wissenschaft selbst neuerdings noch einzelne tüchtige Vertreter aufzuweisen. Der Name des Pater Secchi war beispielsweise vor wenigen Jahren noch jedem Kinde bekannt, er hatte sich als Astro-

nom beim Erscheinen des großen Kometen im Jahre 1859 durch eine Proclamation populär gemacht, worin er die über den vermeintlichen Weltuntergang bestürzte Menge durch Nachweis der Gefahrlosigkeit des befürchteten Zusammenstoßes beruhigt. Solche Einzelfälle ausgenommen, kann man jedoch von wissenschaftlichen Leistungen des Ordens, ebenso wie der noch vorhandenen Klöster nicht reden. Was letztern insbesondere in den Augen der Regierung Existenzrecht verlieh, sind Zwecke untergeordneten Ranges. Ohne sie würde das Memento mori der Trappisten vor ihren Ohren ebenso nutzlos verhallt sein wie die Kapuzinerpredigten in den Mauern des Colosseums. Unter Trümmern einstiger Herrlichkeit vegetiren die meisten dieser Ueberreste mittelalterlicher Tradition heutzutage in Ceremonien und Gebeten dahin. Viele sind dazu noch auf die Mildthätigkeit des Publikums angewiesen: Verhältnisse, wie sie bisher in Italien allein nur möglich waren.

Kirchen und Klöster bilden schon im Aeußern einen bedeutsamen Gegensatz zum modernen Rom. Wie Grabmonumente erscheinen jene, vom Riesenbau des St.-Peter mit seinem labyrinthisch verzweigten Grundriß bis zu den einfachen Basiliken herab. Lateinische Inschriften erzählen von Verstorbenen, deren Namen sich niemand erinnert, und selten wol würde die Todtenstille ihrer Räume ein Laut unterbrechen, wenn nicht die Pracht des Innern mehr als religiöses Bedürfniß die Schaulust der Menge stets wieder zu sich lockte. Laden doch schon die kühlen luftigen Räume, deren massive Mauern selbst im hohen Sommer des Phöbus glühender Pfeil nicht zu durchdringen vermag, den Ermüdeten zu behaglicher Ruhe ein, wo das Kunstinteresse allein nicht genügen sollte. Uebrigens hat seit dem Rücktritt der weltlichen Herrschaft des Papstthums das kirchliche Gepränge kaum abgenommen, und wer jemals eine Cardinals- oder Bischofsweihe beiwohnt, kann sich überzeugen, daß der Peterspfennig heute noch gerade so reichlich fließt wie in frühern Zeiten.

Selbst im gewöhnlichen Leben unterscheiden sich die Geistlichen Roms bekanntlich durch besondere Tracht, und jeder Grad hat seine Abzeichen. Selbst die Jugend, die kaum laufen gelernt, kennzeichnen viele Institute oft durch das wahrhaft lächerliche Costüm der modernen Salontracht, während der lange Talar, welcher die magern Gestalten der Zöglinge geistlicher Seminarien umhüllt, nur zu deutlich den Mangel vorenthaltener Jugendfreiheit bekundet.

Was kirchliches Gepränge anbetrifft, so leistet übrigens Neapel darin bei weitem mehr als Rom. Dort, wo die Natur durch ihre üppige Entfaltung auch die Schaulust der Menge in weit höherm Grade erweckt, als beim Römer seine einsamen Campagnahügel, sind die Kirchenfeste ziemlich in die Kategorie von Volksfesten gesunken. Unter zahllosem Zulauf bluten noch heute die Wunden des heiligen Januarius, und kaum ein Sonntag vergeht, wo nicht in irgendeiner Kirche ein Heiliger sein Auferstehungsfest, ein zu Tode gepeinigter Märtyrer seinen Krönungstag, eine fromme Dulderin ihre Himmelfahrt feiert. Im festlichen Schmuck der Flaggen prangt dann das ganze Stadtquartier, während die vom freien Gerüst herab an die Menge gerichteten Worte des Geistlichen unter Schießen, Trommeln und Schreien ungehört in die Luft verhallen. Aber auch in Rom, obwol solche Extreme nicht an der Tagesordnung, ist von feierlicher Stimmung

wenigstens bei kirchlichen Festen keine Rede. Die wenig respectvolle Art, wie sich die Mehrzahl des Publikums bei solchen Gelegenheiten, namentlich im St.-Peter, benimmt, welches theils in Gruppen stehend sich unterhält, oder unter lebhaften Gestikulationen conversirend auf- und abschreitet, ohne sich um die kirchlichen Vorgänge auch nur im mindesten zu kümmern, erinnert eher an einen Jahrmarkt als an ein Fest der Christenheit.

Etwas Charakteristisches, das überall da, wo die Priesterkaste lange Zeit die Nationen beherrscht, sich fühlbar macht, zeigt sich insbesondere in der Einrichtung der Grabmonumente. Während Aegypter und Etrusker dieselben bekanntlich großartig, prachtvoll, fast wie Wohnstätten der Lebenden herzurichten pflegten, zog der freisinnige Geist der Hellenen es im Gegentheil vor, das Gedächtniß der Verstorbenen durch Statuen zu ehren, die man ihren ausgezeichneten Bürgern schon bei Lebzeiten auf öffentlichen Plätzen errichtete. Die Römer wiederum, als Nachbarn der Etrusker, nahmen auch nach dieser Seite deren Sitten und Gebräuche an, die im wesentlichen auch nach Einführung des Christenthums bis heute beibehalten wurden. So erklärt sich die ungewöhnliche Pracht des Campo santo von San-Lorenzo. Es möge gestattet sein, die im Auslande so wenig bekannte, und dennoch für die Anschauungsweise des heutigen Geschlechts so charakteristische Stätte etwas näher zu betrachten. Schon ihrer mehrere Miglien im Umkreis fassenden Ausdehnung wegen möchte man sie fast als eine Todtenstadt bezeichnen. Doch nur die Hügelgruppe im Westen gilt als das vornehme Quartier: die Niederung nach Frascati hin gehört der ärmern Klasse. Wenn heutzutage von berühmten Begräbnißstätten Italiens die Rede ist, so denkt man in erster Linie wol an den Campo santo von Bologna. In lachender Umgebung des durch üppig grünenden Thalgrund sich windenden Reno, die Gebirgskette im Hintergrunde, welche die smaragdenen Fluten durchbrechen, sieht man sich dort mitten im Leben gleichsam an die Schwelle des Todes versetzt. Wie ganz anders dagegen ist der Eindruck, wenn das Auge von den Höhen von San-Lorenzo über die Grabhügel hinweg in die einsamen Fluren der Campagna schweift! Neben Denkmälern des Alterthums ruhen friedlich jüngere Geschlechter, und angesichts der Scipionengräber beschatten dunkle Cypressen diejenigen unserer Freunde. Auffallend contrastirt die Sparsamkeit, welche im gewöhnlichen Leben die römische Aristokratie zur Schau stellt, mit dem Luxus ihrer Todtenbestattung, welchen viele im Leben vielleicht niemals gekannt. Wie in Pisa und Bologna ist das ganze Territorium durch ein Netz von Stollen und Gängen labyrinthisch durchzogen. Eine weite Halle, durch deren Rückwand man mittels vergitterter Thüren in die dahinter befindlichen, vom matten Scheine der ewigen Lampe übergossenen Todtenkammern und Bilder der Verstorbenen blickt, umschließt die ganze Gruppe. Doch sie gehört noch nicht den Vornehmsten an, die, wie im Leben, so auch im Tode ihre eigenen Paläste bewohnen. Voran steht hier das Grabmal Pio Nono's, welcher ausdrücklicher Verfügung gemäß nicht wie die Vorgänger im St.-Peter, sondern hier außerhalb inmitten der Gemeinde zu ruhen wünschte. Um diesen stattlichen, basilikenartigen, auf einer Anzahl von Stufen sich erhebenden Bau gruppirt sich dann ein phantastisches Gemisch von Denkmälern der heterogensten Formen. Unter

die Pyramidenform Aegyptens und den Kuppelbau des byzantinischen Stils mischen sich Pavillons, Renaissancethürmchen und Rococogiebel; gothischer Spitzbogenstil mit durchbrochener Arbeit überragt die Parabole maurischer Moscheen; selbst die Moles Hadriana findet sich hier vertreten, aber an einheitlich durchgeführten Stil ist natürlich nicht zu denken. Schon die stereotype Kreuzesform, welche mit antiken Motiven sich mischt, verhindert jede ohnedies vielleicht denkbare Einheit, Allem aber vom Größten bis zum Einfachsten ist eine gewisse ideale Färbung eigen, die namentlich in der Darstellung der Todesideen sich bekundet und oft lebhaft an die Antike erinnert. Die einfache Naivetät, mit der der Scheidende die Hand zum Abschied reicht, der Genius mit umgestürzter Fackel, die Parze, die den Lebensfaden durchschneidet, den Schmetterling, der vom Blumenkelch sich aufschwingt, das Kind, in den Armen Aurora's entführt: solche Anklänge an die große Vorzeit vermochte die Auferstehungsidee des Christenthums, die Marter des Erlösers, die gothische Kreuzform bis heute nicht zu verdrängen.

Wie überall, wo sich im Laufe der Zeit fremdartige Elemente den eingeborenen zugesellt, hat sich auch in Rom der Grundzug des Volkscharakters heute mehr und mehr verwischt. Politisch berechnend wie im Alterthum ist zwar auch der heutige Römer, wie der Italiener überhaupt. Der verschlagene Odysseus steht ihm höher als die rohe Kraft Achill's; der Soldat, welcher aus sicherm Versteck ihrer zwanzig Feinde erschossen, erhielt als ehrende Anerkennung und Erinnerung seiner Heldenthat die Tapferkeitsmedaille, und deutsche Ehrlichkeit rangirt mit Bornirtheit so ziemlich auf gleicher Stufe. Darum gelten auch die biedern Gebirgsbewohner der Sabina, welche theilweise in den Vorstädten Roms angesiedelt, selbst heute nicht für voll, und die berühmten Schönheiten, unter denen einst Rafael sich seine Modelle gesucht, sind keine Römerinnen. Charakteristisch war von jeher bekanntlich jene Art von Reserve, welche der Römer nicht nur den Ausländern, sondern selbst seinen italienischen Landsleuten gegenüber zu wahren pflegt, die er im Hinblick auf seine eigene große Vergangenheit noch jetzt als halbe Barbaren betrachtet. Diesem echt römischen Typus gegenüber gibt es aber heute wiederum eine mehr modern gesinnte Klasse, welche die Gegenwart womöglich noch über die Blütezeit der Antike erheben will und durch ihren Glanz das goldene Augusteische Zeitalter überstrahlt zu sehen wähnt. „L' Italia e la sua futura grandezza" lautete jüngst der Titel einer durch Plakatanschlag an den Straßenecken angekündigten und mit Applaus vom Publikum begrüßten Flugschrift. Die Tagespolitik bildet in der That das nie versiegende Gesprächsthema in öffentlichen wie Familienkreisen. Als Bürger eines großen Staates, dem voraussichtlich eine noch größere Zukunft beschieden, fühlt man sich moralisch verpflichtet, den Geschicken Europas zu folgen. Man politisirt in Cafés wie in Privatcirkeln; selbst Schüler und Studenten sind von einer wahren Manie ergriffen, anstatt sich ihren Studien hinzugeben, Italiens Zukunft zu berathen. Dem Fremden gegenüber zieht man auch in Rom gewöhnlich Französisch als Umgangssprache vor, welches freilich oft in einer Weise malträtirt wird, die die Wohllaute der Muttersprache doppelt vermissen läßt. Mit dem Deutschen, dessen Studium neuerdings ebenfalls Mode

geworden, ist dagegen die Sache der schwierigen Aussprache der vielen Consonanten wegen freilich heute noch schwach bestellt.

Einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung übt demzufolge die von Tage zu Tage an Umfang wachsende Presse aus. Tagtäglich fast erscheinen neue Blätter. Noch zu Anfang des vorigen Decenniums war diese Erscheinung, welche der piemontesischen Occupation auf dem Fuße gefolgt, in Rom fast unbekannt. In idyllischer Abgeschlossenheit kümmerte sich das Papstthum wenig um die Händel der Welt, und außer ein paar Kirchenblättern war von Zeitungen im modernen Sinne keine Rede. Selbst im antiken Rom, trotzdem mit der Capitale der Alten Welt das jetzige sich nicht messen kann, dürfte solch polizeiwidriger Lärm, wie hier um die geringfügigste Kleinigkeit erhoben wird, wol unbekannt gewesen sein. Kaum möchte aber auch andererseits die Jagd nach Neuigkeiten in allen Klassen der Gesellschaft, vom höchsten Staatsdiener bis zum Campagnolen herab, wie hier an der Tagesordnung, der Schacher mit den „neuesten Nachrichten" größer, aber auch nirgends die Tagesliteratur inhaltleerer, einseitiger und dürftiger sein als in Italien. Vom halbofficiellen „Popolo" bis zum „Messagero", der seinen Leserkreis immer durch täglich treueste Berichterstattung aller im Königreich innerhalb 24 Stunden passirten Mord- und Schandthaten unterhält, ist man weder um Stoffe noch um Abnehmer verlegen.

Obwol nichts weniger als Geschäftsmann im kaufmännischen Sinne, wozu ihm schon von alters her die natürliche Anlage versagt ist, zeigt sich bei dem modernen Römer gegen früher eine unverkennbare Hinneigung zum Materiellen, die sich vorzugsweise in der wenig reellen Art des Gelderwerbs bekundet, wo solcher mühelos in Aussicht steht. Wirklicher Handel blüht darum in Rom ebenso wenig wie die, sich wesentlich nur auf die bekannten römischen Mosaiken erstreckende Industrie. In der ganzen Umgegend Roms findet sich beispielsweise nur eine einzige Fabrik, und auch diese macht, wie man hört, keine glänzenden Geschäfte. Der schon beim Beamtenthum erwähnte mehr oder weniger durch sämmtliche Volksschichten gehende, durch das Papstthum nur zu sehr geförderte Zug der Schlaffheit und Indolenz äußert sich übrigens nicht nur durch Arbeitsscheu an sich, sondern durch einen, namentlich dem Römer tief eingefleischten Hang zum Hazardspiel, sodaß, ungeachtet die Banken bis auf eine in Italien aufgehoben worden, die Regierung sich doch zu der Concession genöthigt sah, durch eine unter amtlicher Controle stehende, allwöchentlich zur Verlosung kommende Lotterie auch dem Aermern die Möglichkeit zu bieten, auf diesem Wege sein Glück zu machen. Dennoch haben sich die Bedürfnisse und Interessen der modernen Generation im Vergleich zu den altrömischen Sitten heute wesentlich geändert, und was man damals selbst dem Aermsten für so unentbehrlich hielt, daß der Staat unentgeltlich dafür sorgte, dessen hat man sich heute gänzlich entwöhnt. Bedenkt man beispielsweise, was für enorme Ausgaben allein der römische Staat gemacht, um auch den Unbemittelten die Wohlthat des täglichen Bades zutheil werden zu lassen, so kann man kaum begreifen, wie selbst das einfache Waschen heute für überflüssig, ja gesundheitsschädlich gilt. Ein gemeinsamer Zug aller romanischen Völker, der

sich aber im Römer vorerst am prägnantesten kundgibt, ist die Lust an geselligem Sport und Festlichkeiten. Von den einstigen Gladiatorenkämpfen hat sich allerdings der Sinn jetzt den friedlichern Künsten zugewandt. Vielleicht an keinem Orte der Welt, mit alleiniger Ausnahme Neapels, wird die Zahl der Festtage übertroffen. Abgesehen von den zahlreichen Kirchenfesten, von denen, was nur halbwegs gefeiert werden kann, nicht übergangen wird, den regelmäßig Winter und Sommer stattfindenden Concerten und Paraden wechseln Wettrennen mit Illuminationen, Regatta und Girondola, Volksversammlungen und Demonstrationen, und sollten wirklich einmal Tage vergehen, wo nichts Außergewöhnliches vorgefallen, so improvisirt das Volk sich selbst etwas, wäre es auch nur eine Tombola auf Piazza Navona, dem gewöhnlichen Berathungsplatz der Menge. Die Krone aller Feste bildet natürlich der Carneval, der freilich seit der Zeit, wo Goethe ihn beschrieben, gar vieles von dem eingebüßt hat, was ihm einst Reiz verlieh. Nur mismuthig hat sich das Volk insbesondere in die Abschaffung des Pferderennens, dieses charakteristischen Privilegs der Stadt, gefügt, welches anstatt des früher gebräuchlichen Judenrennens seit Anfang des 18. Jahrhunderts humanere Anschauungen eingeführt. Wiederholte Unglücksfälle, welche der volksthümliche Sport besonders in den letzten Jahren im Gefolge gehabt, machten seine Beibehaltung für die Zukunft längst bedenklich. Vornehm und gering pflegte sich in frühern Zeiten gleichmäßig an derartigen Volksfesten zu betheiligen; aber die Neuzeit hat auch in dieser Beziehung Aenderungen zur Folge gehabt, und die gute Gesellschaft zeigt sich heute nur als Zuschauer von festlich geschmückten Balkonen des Corso herab. Das Volk aber ergeht sich dabei um so ungenirter, und als Ersatz für das ihm entzogene Rennen werden Excesse anderer Art verübt, die fast noch weniger gestattet sein sollten.

Wenn so vieles von der frühern Ursprünglichkeit der Feste verloren ging, so ist dafür doch anderes geblieben, was einen gesunden volksthümlichen Humor durchblicken läßt. Vom ersten Carnevalstage bis zu dem Augenblick, wo der sterbende Prinz Carneval unter Trauergeleit der Menge zu Grabe getragen wird, fehlt es nicht an Schwänken und Scherzen, die jeder, der während des verflossenen Jahres etwas auf der Seele gehabt, bis zu dieser Gelegenheit aufzusparen pflegt. In Maskeraden und phantastischen Figuren müssen selbstverständlich politische Persönlichkeiten, die sich im guten oder bösen Sinne hervorgethan, als Zielscheibe des Volkswitzes herhalten. Den Ehrgeiz auch in anderer Richtung anzuspornen, besteht noch bis auf den heutigen Tag die alte Sitte, die schönste der Masken zu prämiiren.

Vom Staate könnte man übrigens ebenso wenig wie früher von der Geistlichkeit sagen, daß er sich bemühe, diesem nationalen Hange Zügel anzulegen. Im Gegentheil kann man behaupten, daß alles, was nur irgend dazu dienen kann, den Glanz der jetzigen Dynastie zu erhöhen, seitens der Regierung aufgeboten wird, um den Patriotismus und dadurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den verschiedenen, noch keineswegs amalgamirten Völkern Italiens zu wecken und zu fördern. Die Concurrenz, welche in der vor einigen Jahren veranstalteten „nationalen Pilgerfahrt" das Königshaus dem Papstthum zu machen versucht hat,

konnte allerdings, sofern sie nur einzelne Volksklassen und unter diesen wiederum nur einzelne Individuen betraf, als nationale Kundgebung im wahren Sinne des Wortes nicht betrachtet werden, und es dürfte sich überhaupt fragen, ob nicht ein großer, wenn nicht der größte Theil der damaligen Besucher Roms mehr durch die Gelegenheit, die Ewige Stadt mit ihren Herrlichkeiten unentgeltlich zu sehen, bestochen worden, die der Patriotismus allein vielleicht nie dorthin geführt hätte. Gleichwol läßt sich der große Einfluß, der, wenn auch unbewußt, durch solche Reizmittel auf die stets zu Schaugepränge und Festlichkeiten aufgelegte Menge ausgeübt wird, nicht leugnen. Verdenken kann man übrigens dem Römer oder Italiener überhaupt, dessen Leben weit mehr in der Oeffentlichkeit sich abspielt, als das im allgemeinen auf den Kreis der Familie beschränkte nordische Dasein, das Bedürfniß geselliger Anregung um so weniger, als von häuslichem Comfort im allgemeinen keine Rede ist. Selbst in den Wohnungen der bessern Klassen wird man selten nur das Nöthigste an Hausrath finden. Schon das Aeußere der meisten Wohnungen ist sehr wenig verlockend. Den, mit Ausnahme der Palazzi, meist dunkeln, feuchten Eingängen entsprechen kahle Wände, mit Tuff gepflasterte Zimmer und altfränkisch aussehende Möbel im Innern. Mosaikböden und mit Stucco bekleidete Wände sind schon ein Luxus der Vornehmen. Mehr genügt zwar auch im Innern das neue Stadtquartier den Forderungen europäischer Civilisation, doch wirkliche Bequemlichkeit ist auch hier bei weitem nicht geboten. Die mangelhaften oder fehlenden Vorrichtungen zum Heizen machten bei massiver Bauart und dem Wenigen, was an brennbarem Material vorhanden, trotz unbegreiflichen Leichtsinns, womit man selbst auf offener Straße mit dem Feuer umzugehen pflegt, große Brände in Rom allerdings fast unmöglich, aber ebenso auch den Aufenthalt in ungeheizten Zimmern, ohne Frostbeulen zu wagen.

Eine besondere Kategorie, die bei Charakterisirung der heutigen Bevölkerung Roms nicht füglich umgangen werden darf, bildet schließlich das zahlreiche Fremdencontingent. Zieht man nur die wirklich dort Ansässigen in Betracht, so sind nächst den Engländern die Deutschen wol in der Ueberzahl. Das deutsche Element ist in der That so stark vertreten, daß sich jüngst eine Gemeinde gebildet hat, welche Kirche und Schule besitzt, wo allerdings nur die ersten Grundlagen den Zöglingen beigebracht werden, zu deren weiterer Ausbildung man stets auf die deutsche Heimat angewiesen bleibt. Die Künstler rangiren unter den Fremden natürlich in erster Linie. Sie bilden eine Körperschaft für sich mit Akademien unter Leitung der betreffenden Regierungen, die in ihren Räumen alljährlich nationale Ausstellungen veranstalten. Nur die deutsche Künstlerschaft ward in dieser Hinsicht bisher stiefmütterlich bedacht: sie ist die einzige, die in Rom kein festes Asyl besitzt, nachdem der vor einigen Jahren von der preußischen Regierung projectirte Ankauf des bekannten Palazzo Zuccari durch die Umstände sich zerschlagen hat.

Der Raum gestattet leider eine eingehendere Charakteristik der Verhältnisse selbst, soweit sie nur die deutsche Gesellschaft betreffen, ebenso wenig, wie es möglich ist, jene Elemente zu kennzeichnen, die, den Zugvögeln gleich, alljährlich im Herbst Italien überfluten, um mit anbrechendem Frühjahr so spurlos zu ver-

schwinden, wie sie aufgetaucht. Zuviel ist darüber bereits gesagt und geschrieben worden, um diesen an sich wenig Interesse bietenden Gegenstand nicht hier übergehen zu dürfen.

Neben untergeordneten fehlt es aber dann andererseits nicht an bedeutendern, an interessanten Persönlichkeiten, die der Masse der Fremden gegenüber allerdings in der Minderzahl sind. Künstler und Gelehrte aller Nationen finden sich in der Metropole der Alten Welt alljährlich zusammen, und wenn auch das eingeborene römische Element in den Kreisen der Wissenschaft bisjetzt vielleicht von allen am wenigsten vertreten war, so läßt sich andererseits nicht verkennen, daß einige tüchtige Kräfte römischen Ursprungs sich neuerdings um so vortheilhafter geltend gemacht. So bietet denn auch nach dieser Seite hin Rom einen nie versiegenden Quell geistiger Anregung, den wir in jeder andern Stadt Italiens vergebens suchen würden.

Und doch, was will alles moderne Leben sagen gegenüber der fesselnden Gewalt monumentaler Größe, die zu allen Zeiten das Centrum der Antike gekennzeichnet hat! Mag auch in Campaniens Fluren die Natur sich üppiger entfalten oder das Gletschereis der Alpenkette einen grandiosern Charakter der Natur bekunden, die stolze Lagunenstadt — eine Perle im Meere — beim ersten Anblick das Auge mehr noch entzücken: immer wieder wird es uns nach all diesen Genüssen in die großartige Einsamkeit der Campagna, in die monumentale Ruhe der Ewigen Stadt zurückziehen, unter deren Mauern sich einst das große Drama der Antike vollzogen, bis sie nach langem Todesschlaf der Schicksalsspruch heute zu neuem Leben erweckte.

Spanien unter Alfonso XII.

Von

Gustav Diercks.

V.

Das Ministerium, das Sagasta am 8. Febr. 1881 dem König vorstellte, sollte den Charakter der fusionistischen Partei spiegeln, und allerdings waren in ihm die Fractionen vertreten, welche sich jüngst an die Constitutionellen angeschlossen hatten, die conservativen Elemente nämlich, nicht aber die extremen liberalen Gruppen. Das Innere war Venancio Gonzalez übertragen worden, das Kriegsministerium Martinez Campos, Gnade und Justiz dem Centralisten Alonso Martinez, das Aeußere Vega de Armijo, die Finanzen Camacho, Marine Pavía, Fomento Albareda und Colonien Leon y Castillo.

Der Charakter dieses Cabinets war ein gemäßigt liberaler, zum Conservatismus neigender, und aus diesem Grunde fand dasselbe in den liberalen Kreisen auch nur sehr geringe Sympathien. Man hatte gehofft, Sagasta würde die Consequenzen aus der Revolution von 1868 ziehen, die liberalen demokratischen Grundsätze derselben zu allgemeiner Geltung bringen. Diese Hoffnung mußte jedoch aufgegeben werden, da die wichtigsten Posten, wie der des Justizministers, sich in den Händen von Männern befanden, die im Grunde völlig conservativ waren. Die Ernennung Vega de Armijo's zum Minister des Aeußern erregte sogar in den Reihen der eigentlichen Constitutionellen sehr große Bedenken; denn er hatte als Gesandter Spaniens in Frankreich die Gefühle der Franzosen wiederholt verletzt, und man fürchtete, daß dieser Umstand auf die Beziehungen zwischen den beiden Ländern einen ungünstigen Einfluß ausüben könnte.

Das neue Cabinet versäumte allerdings nicht, sich möglichst schnell in Gunst zu setzen. Es war so viel gut zu machen, was die Conservativen während ihrer langen Regierung gefehlt hatten, daß jeder Act der neuen Minister beinahe einen wesentlichen Fortschritt bezeichnete und man daher noch nicht so dringend auf der Einführung der versprochenen großen politischen Reformen bestand.

Zunächst wurde am 15. Febr. eine Amnestie für alle wegen Preßvergehen verfolgten Individuen erlassen und dem Ausdruck der öffentlichen Meinung durch die Presse der weiteste Spielraum gewährt. Venancio Gonzalez bewies während der ganzen Zeit seiner Verwaltung des Ministeriums des Innern der Presse gegen-

über eine große Achtung und Milde. Am 24. Febr. wurde die Amnestie auch auf die Colonialpresse ausgedehnt.

Was nun in erster Linie alle politischen Kreise auf das lebhafteste beschäftigte, war die Frage, wie sich das Cabinet Sagasta den Cortes gegenüber verhalten würde. Zwei der wichtigsten parlamentarischen Arbeiten waren unerledigt geblieben: die Aufstellung des Budgets für das Jahr 1881/82 und die auf Grund des Art. 88 der Verfassung jährlich zu bestimmende Zahl der Rekruten, die zur Ergänzung der ausgedienten Soldaten auszuheben sind.

Man erwartete nicht anders, als daß diese beiden Aufgaben noch durch die Cortes erledigt werden würden, die am 8. Febr. vertagt worden waren, denn man mußte voraussetzen, daß die conservativen und demokratischen und republikanischen Fractionen nach parlamentarischem Brauch der Regierung in diesen beiden Fragen keine Schwierigkeiten bereiten würden. Nach Beendigung dieser Arbeiten konnten die Cortes aufgelöst und die Wahlen zu neuen ausgeschrieben werden. Ein anderes Verfahren war unpolitisch, weil es die neue Regierung dem Vorwurf aussetzte, willkürlich gehandelt und die Gewohnheiten des constitutionellen Régime misachtet, ja vielleicht sogar die Verfassung verletzt zu haben. Zur allgemeinsten Ueberraschung der politischen Kreise geschah jedoch nichts von dem, was man erwartete; die Arbeiten der Cortes wurden nicht aufgenommen, die Cortes wurden aber auch nicht aufgelöst, obgleich sehr einflußreiche Stimmen der Regierung das Willkürliche ihres Verfahrens vorhielten. Sagasta wollte offenbar der Gunst der Oppositionsparteien nichts zu danken haben; ein Zusammenarbeiten mit den conservativen Cortes war unmöglich und für die Einberufung der neuen mußten erst die erforderlichen Vorbereitungen getroffen werden, um den Ausfall der Wahlen zu sichern. Und hier bot sich eine große Schwierigkeit.

Die Liberalen und Constitutionellen hatten in der Opposition stets über die Wahlbeeinflussungen der conservativen Regierungen geklagt, sie hatten den mit jedem Ministerwechsel verbundenen Beamtenwechsel verurtheilt. Darauf stützte Cánovas seinen Feldzugsplan gegen die liberale Regierung. Während es sich sonst von selbst verstanden hatte, daß bei einem Régime- und Ministerwechsel die Staatsbeamten und selbst die städtischen Behörden und Beamten ihre Entlassung einreichten, verbot Cánovas den unter seiner Regierung angestellten Beamten, zu dimissioniren, und bereitete damit dem Ministerium Sagasta eine große Verlegenheit. Die Parteigänger der Fusion schlossen sich derselben doch nur an, um im Augenblick, wo sie zur Herrschaft gelangt wären, sich über die Tausende von Aemtern im Lande herzustürzen und dadurch für ihren Unterhalt zu sorgen. Wollte die liberale Regierung nun mit diesem System des beständigen Beamtenwechsels brechen, so wandelte sie alle ihre Anhänger nothwendigerweise in Feinde um, die mit den Oppositionsparteien auf ihren Sturz hinarbeiteten. Der lockere Zusammenhang der die Fusion bildenden Parteien, Fractionen und Gruppen schloß die Möglichkeit aus, die bisherigen conservativen Beamten auf ihren Posten zu lassen, denn dann brach das mühselige Flickwerk der Fusion sofort in hundert Stücke. Nun beherrschten aber die Beamten die Wahlen vollständig, und die liberale Regierung konnte auf keine liberalen Cortes und auf keine Majorität in denselben

rechnen, wenn sie nicht alle Aemter mit ihren Parteigängern besetzte. So sah sie sich denn dem geschickten Schachzug von Cánovas gegenüber gezwungen, die conservativen Beamten entweder einfach abzusetzen oder durch alle möglichen Mittel zur Dimission zu zwingen und sie im ganzen Lande durch ihre eigenen hungerigen Parteimänner zu ersetzen. Es war wenig Zeit dazu vorhanden, denn die neuen Cortes mußten spätestens im Herbst zusammentreten.

Ganz besonders schwierig war ferner die Senatsfrage. Was die Constitutionellen befürchtet hatten, als sie die betreffenden Bestimmungen der Verfassung von 1876 kennen lernten, war geschehen. Cánovas hatte im Senat ein festes conservatives Bollwerk gegen alle liberalen Regierungen und Cortes geschaffen. Von den 180 Sitzen der lebenslänglichen Senatoren und der Senatoren kraft eigenen Rechtes waren 148 besetzt, und davon nur 14 von Individuen der liberal-dynastischen Partei. Von den Wahlsenatoren waren nur 6 oder 7 liberal-dynastisch und 10 Wilde, die allenfalls für eine liberale Regierung gewonnen werden konnten. Wenn nun selbst die etwa 60 vacanten Plätze, die noch übrigblieben, von Liberalen eingenommen wurden, so behielten die Conservativen doch immer noch eine Majorität von etwa 115 Stimmen. Ein Ausgleich mußte hier nothwendigerweise geschaffen werden, und ein geschicktes Operiren war erforderlich, um ohne Verfassungsverletzungen denselben zu erzielen.

Innerhalb der Regierungspartei erzeugten verletzte persönliche Interessen auch von vornherein einige Reibungen und drohten eine Spaltung herbeizuführen. Wirklich sagte sich der exaltirte, leicht erregbare und empfindliche General Salamanca von der liberal-dynastischen Partei los, und es bedurfte persönlicher entgegenkommender Bemühungen Sagasta's, um den General scheinbar wenigstens wieder für die Partei zu gewinnen und eine offenkundige Spaltung zu vermeiden, die das Ansehen der Regierungspartei schädigen mußte.

Das erste Werk von wirklicher Bedeutung war die Aufhebung der den Unterricht einschränkenden und der Aufsicht des Klerus völlig unterwerfenden Erlasse Orovio's. Dieselben waren in Form eines Circulars an die Rectoren der Universitäten und in der eines Gesetzes veröffentlicht worden. Zur Aufhebung des letztern war ein von den Cortes votirtes Gesetz nöthig; da die Erzielung eines solchen jedoch vor dem Winter nicht möglich war, so wurde wenigstens durch ein Circular des Fomento-Ministers Albareda das frühere Orovio's aufgehoben und das noch fortbestehende Gesetz in seinen wesentlichen Theilen entkräftet. In seinem Circular vom 4. März äußerte sich Albareda über die Bedeutung der Wissenschaft in heutiger Zeit, über die Nothwendigkeit ihrer Freiheit und wies die Rectoren an, alle Beschränkungen, die der Pflege der Wissenschaften an den Universitäten auferlegt worden seien, unverzüglich aufzuheben. Um nun den Professoren, die infolge der Erlasse Orovio's 1875 ihre Lehrstühle aufgegeben hatten, die Möglichkeit zu gewähren, dieselben sofort wieder einzunehmen, mußten, um nicht die inzwischen angestellten Lehrkräfte ihrer Professuren zu berauben, in einzelnen Facultäten und Disciplinen die Collegien getheilt und ferner Extracurse eingerichtet werden, bis allmählich wieder der normale Zustand herbeigeführt werden konnte.

Diese Maßregel empörte natürlich die Conservativen und Ultramontanen auf das höchste, die nun nicht laut genug über die Gefahren sprechen konnten, die der Wissenschaft aus dem Eindringen der Ketzerei, des Unglaubens, der Immoralität erwüchse. Um so größer war jedoch die Freude in allen liberalen Kreisen, und die Wiedereröffnung der Collegien von Männern wie Castellar und Moret gestalteten sich zu großartigen Manifestationen gegen den Obscurantismus der verbündeten Reactionäre und Frömmler.

Die liberale Presse forderte nun aber auch die unverzügliche Annullirung des Decrets von Cárdenas vom 9. Febr. 1875, durch welches die Civilehe aufgehoben worden war, und Alonso Martinez zögerte nicht, zu versprechen, sein neues Civilgesetzbuch auszuarbeiten, das die Civilehe zu einer seiner unerschütterlichen Grundlagen haben sollte.

Cánovas hatte die schwierige Streitfrage über den Titel des Principats von Asturien nicht zu Gunsten der Tochter des Königs entscheiden wollen, sondern die Ansicht vertreten, daß man damit warten müsse, bis entweder ein Sohn geboren oder keine Aussicht hierfür mehr vorhanden sei. Das liberale Cabinet Sagasta entschied diese Frage nun sogleich dahin, daß der Titel des Principats von Asturien nothwendigerweise so lange auf das älteste Kind des Königs übergehen müsse, bis ein Sohn geboren sei, in welchem Fall der Titel auf letztern überzugehen habe.

Die größten Schwierigkeiten bot die Regelung der Finanzen, die sich in wahrhaft trostlosem Zustande befanden. Besonders war es die schwebende Schuld, die bei dem Deficit, mit dem jedes Geschäftsjahr abschloß, beständig wuchs und längst den Charakter einer vorübergehenden Verbindlichkeit verloren hatte. Die frühern Minister hatten dieses rapide Wachsthum, so gut es ging, zu verdecken gewußt und durch geschickte Buchung und Finanzoperationen einen scheinbaren Ausgleich herbeizuführen gesucht; aber schließlich waren die Thatsachen doch nicht abzuleugnen, die Einkünfte blieben immer weiter hinter den Budgetansätzen zurück, und so ereignete es sich, daß, während die schwebende Schuld Ende Januar 142,159888 Pesetas betragen hatte, sie am 1. Febr. plötzlich um beinahe 50 Mill. gewachsen war, 191,353772 Pesetas betrug und mit ihren Zinsen und denen der consolidirten Staatsschuld die wirklichen Staatseinnahmen auf ein solches Minimum reducirte, daß die nothdürftigsten Ausgaben damit kaum mehr gedeckt werden konnten.

Camacho sollte nun den Staat vor dem gänzlichen Bankrott retten; aber schon seine ersten Forderungen: daß in allen Ressorts Ersparnisse bewirkt werden müßten, sei es durch Reduction der Beamtenheere, sei es durch Unterdrückung überflüssiger Ausgaben, stießen auf den größten Widerstand. In seinem eigenen Ressort führte er aber wenigstens eine andere Wirthschaft ein, als diejenige war, welche bisher bestanden hatte. Er wußte nur zu gut, welche enormen Summen durch die Unredlichkeit der Beamten verschwanden, und er organisirte eine neue, zugleich wesentlich vereinfachte Inspectionsbehörde, die den Zweck hatte, alle Finanzbeamte des Landes zu überwachen. Gleichzeitig wurden beträchtliche Summen bei der Einrichtung dieser Generalinspection gespart. Ferner sah er die Ver-

schmelzung aller Schuldtitel, die Beseitigung der schwebenden Schuld als ersprießlich für die Staatskasse an, und suchte nun nach Mitteln, die ihn in den Stand setzen konnten, den Zinsforderungen der Staatsgläubiger gerecht zu werden und die Schuldenmasse allmählich zu vermindern. Ein Ausgleich des Budgets, die Vermeidung eines enormen Deficits war eine der nothwendigen Voraussetzungen für die Besserung des Staatshaushalts, für die Hebung der Finanzen. In der Umschau nach Hülfsmitteln fand er, daß ungeheuere Ländermassen, auf die der Staat Anspruch hatte, sich theils in privaten Händen, theils im Besitz der Gemeindeverwaltungen befanden, theils brach lagen und ungenützt waren. Ihre Verwerthung, ihre Einziehung und Verwaltung durch den Staat, ihr Verkauf und ihre Verpachtung mußten den Staatskassen mehrere hundert Millionen Pesetas einbringen, und dies Resultat zu erzielen war eine seiner ernstesten Aufgaben; es galt einen Kampf mit den materiellen Interessen sehr hochgestellter mächtiger Personen, der Anhänger der eigenen liberalen Partei und mit zahllosen Communen des Landes. Eine geordnete Forstverwaltung, die Verwerthung der Waldbestände, der Wiesen und der Bergländer mußten Beträge einbringen, die sich ebenfalls auf Hunderte von Millionen beliefen und dann überhaupt dauernde beträchtliche Einnahmen sicherten. Aber was für Kämpfe mußte dieser umfassende Plan der Verwerthung der dem Staat zustehenden Besitzthümer mit sich bringen, die seit Jahrzehnten von Privaten und von den Gemeinden einfach annectirt waren. Das wahre patriotische Interesse, das Camacho schon bei frühern Gelegenheiten, als er 1872 und 1874 das Finanzministerium verwaltete, bekundet und das ihm das Vertrauen der Nation gewonnen hatte, bewog ihn jedoch, diese schwierigen Aufgaben in Angriff zu nehmen. Vorerst bewahrte er allerdings über die großen Finanzpläne volles Stillschweigen und wandte seine ganze Aufmerksamkeit nur der Convertirung der Schuldtitel und den Steuerreformen von besonderer Dringlichkeit zu.

Da es Sagasta darauf ankam, sich das Wohlwollen einer so einflußreichen Persönlichkeit wie Posada Herrera und seines nicht unbeträchtlichen Gefolges zu bewahren, und da dieser Staatsmann kein Ministerportefeuille hatte annehmen wollen, so wurde ihm nun wenigstens der angesehene Posten des Präsidenten des Staatsrathes übertragen. Es traten so viele Anzeichen der innern Zersetzung der mühsam geschaffenen Fusion bald nach dem Regierungsantritt Sagasta's hervor, daß dieser alles aufbieten mußte, um den Auflösungsproceß aufzuhalten und sich die Gunst der mächtigen Fractionschefs zu bewahren, die alle nach Selbständigkeit strebten.

Im Mai fanden die Communalwahlen statt, und dieselben fielen sehr günstig für die Ministeriellen aus, welche die Zeit seit Februar gut ausgenützt hatten, um sich für diesen ersten Wahlgang zu rüsten. Es konnte nun keinem Zweifel unterliegen, daß die Regierung auch aus den Corteswahlen siegreich und mit einer bedeutenden Majorität hervorgehen würde. Mit unbegreiflichem Indifferentismus ließ sie aber die kostbare Zeit verstreichen, ihre Lage durch wirklich ersprießliche Thaten, statt durch leere Versprechungen zu befestigen. Die Cortes wurden weder aufgelöst noch versammelt, und während des Sommers war dann ja natürlich

wie immer auch in den Ministerien an keine ernste Arbeit zu denken. Die Aufhebung des Circulars von Orovio war eigentlich die einzige concrete That von Bedeutung, die das Ministerium in der Zeit von dem 8. Febr. bis gegen das Ende des Jahres vollzog. Die glänzenden Feste, die aber in der Zwischenzeit gefeiert wurden, waren nicht im Stande, die Besorgniß derjenigen zu ersticken, die in der schnellen Durchführung grundlegender liberaler Reformen das Heil des Staates erblickten.

Das großartigste Fest, das seit zwei Jahren vorbereitet war, aber natürlich einen ganz andern Charakter erhielt, als ursprünglich geplant war, weil alle Elemente, die sich daran betheiligen wollten, infolge der übermäßigen Großartigkeit aller ihrer Pläne schließlich fast keinen derselben verwirklichen konnten, und nach zwei zu Discussionen verwendeten Jahren durch das Ereigniß überrascht wurden, war die Calderon-Feier, die vom 24. bis 31. Mai dauerte. Es ist hier nicht der Ort, die Feste aufzuzählen, die jene Tage erfüllten und die ohne Störung bis zum Schluß verliefen, aber dann noch mit einer Dissonanz endeten, die der Erwähnung kaum werth wäre, wenn sie nicht einen wichtigen politischen und culturgeschichtlichen Hintergrund gehabt hätte.

Das Unterrichtswesen war unter der Herrschaft der Conservativen völlig zerrüttet; Nepotismus und Protectionswesen beherrschten dasselbe in solchem Grade, daß, wie im vorigen Aufsatz erwähnt, endlich die öffentliche Meinung herausgefordert wurde, eine scharfe Kritik darüber zu üben, daß gegen die ultramontanen Studenten und Candidaten für Schulämter und Professuren die größte Nachsicht geübt wurde. So kam es, daß die Examina schließlich nur zur formalen Wahrung des äußern Scheines dienten und zu akademischen Spielen wurden, während gegen die Liberalen die größte Strenge geübt wurde. Das Höchste wurde darin bezüglich des kaum den Kinderschuhen entwachsenen Günstlings der allmächtigen Häupter der ultramontanen Partei, Pidal's im besondern: Menendez Pelayo, geleistet. Sein Fleiß hatte die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Arbeiten gelenkt, auf seine Dichtungen und seine Uebersetzungen aus den classischen Sprachen; die Gunst der Machthaber machte ihn nun zu einem Wunder von Begabung und Gelehrsamkeit. Um dem zwanzigjährigen Jüngling eine Universitätsprofessur zu geben, war ein Specialgesetz nöthig, und die conservativ-klerikalen Cortes machten es natürlich. Der erste Band der „Geschichte der Andersgläubigen", mit der sich Menendez dann beschäftigte, begeisterte alle Welt durch die Strenggläubigkeit, die aus demselben hervorleuchtete, und durch seinen Umfang — und am 6. März 1881 machte die Akademie der Sprache, die höchste wissenschaftliche Körperschaft Spaniens, ihn zu ihrem Mitgliede. Menendez Pelayo war seinen hohen Gönnern und ihrer Partei, der „Katholischen Union", einen Dank schuldig, und bei dem Banket, das die Universitätsprofessoren am 31. Mai 1881 den scheidenden Vertretern des Auslandes bei der Calderon-Feier darbrachten, enthüllte er in einem Toast die Gesinnung der Ultramontanen — und allerdings auch Spaniens im allgemeinen — gegen Deutschland und ihre Stellung zur modernen Cultur. Zugleich sollte damit ein Hieb gegen die liberalen Machthaber geführt werden. So toastete denn also dieser zweiundzwanzigjährige Universitätsprofessor,

Akademiker, Geschichtsforscher und Literarhistoriker auf Calderon als „katholisch-apostolisch-römischen Dichter", „auf die Inquisition Spaniens, das den Katholicismus zum Siege führte", „gegen die germanische Barbarei und Ketzerei" u. s. w.

Die Leiter des Festes bemühten sich, den Misklang zu beseitigen, den diese Herausforderung an den Liberalismus, an die Wissenschaft, an die deutsche Nation und schließlich überhaupt an das Ausland hervorrief, und es war wol mehr Mitleid mit dieser Verirrung als Klugheit, die auch die Vertreter Deutschlands und des Auslandes bewog, die plumpen, gehässigen Angriffe des Ultramontanismus und Conservatismus keiner besondern Beachtung zu würdigen. Das Verhalten der Ultramontanen und ihrer Presse war aber bezeichnend. Menendez Pelayo ward zum Helden des Festes, zum Ehrenretter Spaniens und des Katholicismus gestempelt, und in einer sehr kostbaren Ehrengabe, einem silbernen Becher, den die Union catolica Menendez Pelayo für seinen Toast stiftete, war das Datum dieses Ereignisses für alle Zeiten verewigt worden.

Die Union catolica bildete sich eigentlich auch erst in dem Jahre 1881 aus und bezeichnete eine der Fractionen, in die die Moderados früherer, die Legitimisten und Ultramontanen späterer Zeit damals zerfielen: die eine Partei unter Führung des Vertreters des Prätendenten Don Carlos VII., Nocedal, schrieb den staatlichen und kirchlichen Absolutismus auf ihr Banner; die Union catolica schloß sich dagegen an Alfonso XII. an, ging in ihrer Strenggläubigkeit womöglich noch über den Papst hinaus. Diese beiden großen ultramontanen Parteien bekämpften sich von nun an in ihrer Presse und wo sich sonst Gelegenheit dazu bot in so geräuschvoller und zügelloser Weise, daß der Papst sich mehrmals theils durch den Mund seines Nuntius, theils durch directe Zuschriften an den spanischen Klerus veranlaßt sah, diesen skandalösen, mit den niedrigsten Mitteln geführten Kampf auf das schärfste zu verurtheilen und die eine wie die andere Partei daran zu erinnern, daß die Kirche und ihre Vertreter sich nicht in die Staatsangelegenheiten, in die Politik zu mischen hätten. Diese nachdrücklichen Ermahnungen waren meist immer nur von momentaner Wirkung, und die Legitimisten und die Neukatholiken der Union bekämpfen sich heute ebenso wie 1881, treiben ihre eigene Politik und terrorisiren die politischen Leiter und Mächte des Staates.

Auch in dem Lager der Demokraten war keine Einheit möglich. Den Stamm der „Demokratischen Progressisten" bildeten die alten „Progressisten" aus der Zeit Isabella's II., und mit ihnen verbanden sich dann nach dem Sturz Amadeo's und nach dem Pronunciamiento von Sagunt die Republikaner der verschiedensten Schattirungen. Diese chaotische Masse verfolgte ja allerdings im Grunde dieselben Ziele: die demokratische Republik auf der Basis der allgemeinen Menschenrechte und des allgemeinen Stimmrechts; aber es bestanden in ihr doch die verschiedensten Strömungen und Ansichten bezüglich der Wege und Mittel, die zur Erreichung des gemeinsamen Zieles erforderlich waren, und eine Auflösung dieser großen Partei war daher unausbleiblich, und in der That seit lange, wenn auch äußerlich nicht wahrnehmbar, erfolgt. Die eigentlichen Republikaner waren schon seit 1873 in Gruppen zersplittert, die sich untereinander feindlicher gegenüberstanden

als der Monarchie. Die Demokraten gemäßigter Richtung, und diejenigen, welche die Monarchie auf demokratischer Basis wollten und vertraten, hatten doch noch den Schein der Einheit bewahrt. Zu ihrer Befestigung hielt man einen gemeinsamen Parteitag für erforderlich. Da indessen Ruiz Zorrilla nicht nach Spanien kommen konnte und wollte, so wurde im Juni eine Conferenz in Biarritz angeordnet, in der die verschiedenen Gruppen der fortschrittlichen Demokraten vertreten waren, an der sich aber weder die Pactisten Pi y Margall's noch die Posibilisten Castelar's betheiligten, zu der sich aber Martos, Salmeron, Azcarate und die andern Führer dieser Gruppen einfanden. Es wurde zwar eine Art einheitlichen Programms geschaffen, aber die theoretischen Gegensätze wurden schließlich doch nicht ausgeglichen, und bald nachher standen sich die Fractionen ebenso schroff gegenüber wie früher. Ruiz Zorrilla neigte zur Anwendung gewaltsamer Mittel zum Sturz der Monarchie, die gemäßigtern Elemente schlossen sich mehr einer Evolutionstheorie an, welche derjenigen Castelar's ähnlich war, und wollten die Republik auf legalem Wege erreichen. Diese Gegensätze nahmen im Laufe der nächsten Monate festere Gestalt an, die einzelnen Chefs dürsteten ferner nach dem Genuß unbeschränkter selbständiger Macht und Unabhängigkeit, und dieses Streben hatte die Bildung von neuen Parteien zur Folge. Im November trennte sich Martos von Ruiz Zorrilla und bildete seine eigene Partei, die demokratisch-republikanische Ziele erstrebte. Bald darauf sagte sich Moret y Prendergast von den Republikanern los und suchte nach einer Formel, die ihm die Möglichkeit gewährte, sich nach Belieben und gemäß den Verhältnissen nach rechts oder links zu wenden. Er betheuerte seine monarchischen Gesinnungen und schrieb auf seine Fahne: „die demokratische Monarchie", „Vereinigung von Thron und Volk".

Doch damit war die Ausbildung des Parteiwesens noch nicht abgeschlossen. Im Jahre 1882 trat ganz unerwartet der alte Herzog de la Torre, der Marschall Serrano, aus seiner Zurückgezogenheit hervor. Er zürnte, daß ihm Sagasta die Führerschaft der Liberalen aus den Händen gerungen, ihn beiseitegeschoben hatte, obgleich er doch selbst Schuld daran gewesen war und es mit seiner ehemaligen Würde als Staatsoberhaupt nicht vereinbar gefunden hatte, sich um die Parteiangelegenheiten zu kümmern. Er sah nun, daß sein Ansehen darunter stark gelitten hatte; er erkannte, daß Sagasta das demokratische Programm von 1874 und von 1875 nicht nur nicht zu erfüllen geneigt war, sondern stark zum Conservatismus neigte, und so entschied er sich, wieder die politische Bühne zu betreten und eine liberale Linke zu bilden, welche die Grundsätze der frühern Liberalen, der Constitutionellen, der Revolutionsmänner von 1868 von neuem zur Geltung brachte. Nachdem er mit seinem Neffen Lopez Dominguez und mit den wenigen Freunden aus früherer Zeit im Sommer 1882 die Bildung dieser neuen Partei, der Izquierda dynastica, vorbereitet hatte, die selbstverständlich monarchisch war und Alfonso XII. und seine Nachfolge anerkannte, trat er im Herbst desselben Jahres, als das politische Leben wieder begann, mit seinem Programm hervor, das auf der Grundlage der Verfassung von 1869 beruhte. Die Ueberraschung war ungeheuer; die Ministeriellen, die Sagastinos, bemühten sich nach Kräften, diesen neuen Rivalen zu bekämpfen; sie glaubten nicht an die Möglichkeit des

Bestehens und der Fortentwickelung der Izquierda. Sie hatten jedoch die Macht des historischen Namens Serrano's, sein Ansehen unterschätzt, und sie hatten den Charakter der spanischen Politiker nicht berücksichtigt. In Massen eilten diese, sich um die Fahne des Herzogs de la Torre zu scharen, weil sie glaubten, daß diesem die Zukunft gehöre. Die Dissidenten aller liberalen und demokratischen Parteien gingen zu ihm über, ja selbst unzufriedene Conservative näherten sich ihm in der Hoffnung und Erwartung, daß sie in der jungen Partei dieses alten mächtigen Mannes die günstigsten Aussichten hätten, ihren Hunger zu stillen, zu Aemtern und Würden, zu Brot und Geld zu gelangen.

Die völlige Zersetzung der fusionistischen Partei trug damals das Ihrige dazu bei, die Izquierda dynastica zu kräftigen und ihr eine beträchtliche Zahl von Individuen zuzuführen. Der französisch-spanische Handelsvertrag, die Reformen und die Steuern Camacho's, die Reformen Alonso Martinez' hatten die liberal-dynastische Partei in einen Zustand völliger Auflösung versetzt.

Ehe wir auf diese letztern Ursachen der Schwächung der Regierungspartei eingehen, müssen wir jedoch noch einiges ergänzen.

Unbekümmert um die Forderungen der unabhängigen liberalen Presse, daß die Regierung eine feste bestimmte, charaktervolle und vor allem klare Politik verfolgen, daß sie ihr Programm entwickeln, daß sie ihre Reformen einführen solle; unbekümmert um die Anklagen, die gegen sie erhoben wurden, weil ihre Politik überhaupt aller sichern Grundlagen und Principien entbehre, schwankend und kraftlos sei, berief die Regierung die Cortes nicht ein, sondern löste sie erst im Juni auf und schrieb die Wahlen für Ende August aus. Die Vorbereitungen zu letztern gaben nun den Oppositionsparteien gerechten Grund zu neuen Angriffen, denn dieselben wichen kaum von denen der Conservativen ab. Die Gemeindebehörden, die Bürgermeister und Schulzen, die Stadt- und Gemeinderäthe wurden abgesetzt und zuverlässige Ministerielle wurden an ihrer Stelle willkürlich ernannt; trotz der heiligen Versicherung der Regierung, daß sie die Wahlen nicht beeinflussen werde, sorgten die ministeriellen Abgeordneten und die von ihnen gewonnenen Kaziken doch dafür, daß der Ausfall zu ihren Gunsten gesichert wurde.

Der Abschluß des französisch-spanischen Handelsvertrages, der den Cortes in erster Linie vorgelegt werden sollte, rief besonders in Catalonien starke Bewegungen hervor, die dem Abschluß dieses Vertrages feindlich waren. Freihändler, Schutzzöllner und Reformisten bekämpften einander und benutzten die handelspolitischen Principienfragen während der Wahlperiode zu fruchtbarer Propaganda für ihre personalistischen Interessen.

Die Ereignisse in Algier, das Massacre der Spanier in Saida und in der Provinz Oran durch die Banden Bu-Amema's erzeugten einige Verstimmung zwischen der spanischen und der französischen Regierung, welche letztere den um Hab und Gut gekommenen spanischen Colonisten und den Hinterbliebenen der Ermordeten Entschädigung zahlen sollte, die darüber angebahnten Verhandlungen aber in die Länge zog, um dann schließlich im nächsten Jahre die Gegenforderung zu stellen, daß die Spanier den in den frühern Bürgerkriegen Spaniens geschä-

digten französischen Grenzbewohnern Ersatz für ihre Verluste leisten sollten. Die Schwäche des Auftretens Spaniens in dieser Angelegenheit, ferner die marokkanische Frage, Differenzen mit einigen südamerikanischen Staaten, die Neigung der Regierung, für die Interessen des Papstes gegen die italienische Regierung einzutreten, gaben den Gegnern überreiche Veranlassung, die äußere Politik des Cabinets Sagasta mit Erfolg anzugreifen und schwer zu tadeln.

Die Art und Weise, wie sich Sagasta über die Budgetfrage hinweghalf, war zwar nicht unconstitutionell, aber nicht geeignet, ihm die Billigung des Landes einzutragen. Am 29. Juni erschien nämlich in der „Gaceta" ein königliches Decret, durch das bestimmt wurde, das Budget von 1880/81 sollte für das nächste Geschäftsjahr in Kraft bleiben, solange nichts anderes durch das Gesetz bestimmt würde. Dagegen fand allerdings die Absicht, den Primärunterricht der finanziellen Fürsorge des Staates zu unterstellen, den ungetheilten Beifall des Landes. Die Lehrkräfte der Elementarschulen und der Mittelschulen wurden von den Communen besoldet, und da war es denn bei der steten Ebbe in den Gemeindekassen beinahe zur Regel geworden, daß den Lehrern ihre Gehälter meist nicht zur rechten Zeit, theils gar nicht, und wenn überhaupt, dann unter großen Abzügen bezahlt wurden, sodaß der Nothstand in den niedern Lehrerkreisen permanent und das Unterrichtswesen infolge dessen völlig zerrüttet war. Alle Reclamationen der Lehrer, denen die Gemeinden die Gehälter schuldeten, bei der Regierung waren vergebens; es fehlte der letztern an den Mitteln und an der Energie, die von ihr selbst aus Wahlrücksichten protegirten Gemeindebehörden zu zwingen, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Diesem Uebelstande sollte nun endlich ein Ende gemacht werden, indem die Fonds für das Unterrichtswesen in den Händen des Finanzministers centralisirt und von diesem zur Zahlung der Gehälter verwendet wurden. Der Plan war sehr schön, aber seine Ausführung ließ noch lange auf sich warten; erst die jetzige Regentschaftsregierung hat 1886 die Anstalten getroffen, ihn systematisch und energisch durchzuführen.

Die Corteswahlen ergaben natürlich schließlich das erwünschte Resultat, und Anfang September wurden endlich die ersten liberalen Cortes der Restauration eröffnet. Das Präsidium derselben wurde Posada Herrera übertragen, den sich gewogen zu erhalten Sagasta dauernd bemüht sein mußte. Der spanisch-französische Handelsvertrag, Camacho's Finanzpläne und die Reformen, die Alonso Martinez im Gerichtswesen anstrebte, beschäftigten hauptsächlich die Cortes, die bis zum Schluß des Jahres ihre Arbeiten fortsetzten.

Der Hof hatte wie gewöhnlich den Sommer in La Granja zugebracht. Anfang August war derselbe nach Galicien gegangen, um dort dem Stapellauf der Corvette Navarra in Ferrol beizuwohnen. Ende September fand dann in Madrid der Amerikanistencongreß statt, von dem die „Latinisten" erwarteten und hofften, daß er der Idee eines Bündnisses Spaniens mit den lateinischen Tochterländern und seinen ehemaligen Colonien in Amerika förderlich sein würde und den lange ersehnten „lateinischen Völkerbund" zur Abwehr gegen den um sich greifenden Germanismus im Gefolge haben könnte.

Nachdem am 8. Oct. wieder eine Begegnung der Könige von Spanien und Portugal in Valencia de Alcantara und Caceres stattgefunden hatte, erfolgte am Ende desselben Monats die Investitur des Königs Alfonso mit dem Hosenbandorden durch den hiermit speciell beauftragten Gesandten Lord Northampton.

Die Borneo-Angelegenheit, die Besetzung großer Theile dieser Insel, welche die Spanier für ihr Colonialeigenthum hielten, seitens der Engländer erzeugte noch zum Schluß dieses Jahres eine nicht unbedeutende Verstimmung der hiesigen Regierung gegen die englische einerseits und der unabhängigen liberalen Presse gegen die äußere Politik des Cabinets Sagasta andererseits. Die Cortesverhandlungen verwischten jedoch bald den unangenehmen Eindruck, den diese Streitfrage hervorgerufen hatte, und es waren allerdings wichtige Dinge, die zunächst die Cortes beschäftigten, nämlich die Pläne Camacho's bezüglich Convertirung der Schulden und Schaffung eines einzigen Zinstypus von 4 Proc. Wenngleich eine Schädigung gewisser Finanzkreise durch die beabsichtigten Finanzoperationen Camacho's nicht ausbleiben konnte, so überwog doch bei weitem die Ansicht, daß die letztern für die allgemeinen Staatsinteressen und für die Hebung des Staatscredits von größtem Vortheil waren, und ohne große Schwierigkeiten nahmen die Cortes die Vorlage Camacho's an. Die hiesige Finanzcommission der Börsenmänner unter dem Präsidium des Marques de Urquijo, die der Barceloneser unter dem Präsidium von Manuel Girona acceptirten die Convertirungspläne Camacho's und arbeiteten mit diesem gemeinsam die Bedingungen zum Zwecke der praktischen Ausführung der Finanzoperationen aus.

Zur Ausgleichung des Deficits im Budget hielt Camacho ferner einige Steuerreformen und besonders die Erhöhung der Industrie- und Einkommensteuer für nothwendig. Auch diese Vorlagen wurden von den Cortes angenommen, ihre praktische Ausführung stieß jedoch auf sehr große Schwierigkeiten. Der madrider Handelsstand protestirte sofort in energischer Weise und sandte Commissionen an den Finanzminister, an den Ministerpräsidenten, schließlich an den König, um gegen die neue Steuerlast Berufung einzulegen. Demonstrationen gegen die Regierung wurden beschlossen, aber man stand von denselben schließlich ab und begnügte sich damit, durch passiven Widerstand gegen die Steuerbehörden seine Unzufriedenheit zu bekunden. Anders war es dagegen in Catalonien; in Barcelona, Gerona, Lérida, Tarragona, Tortosa, Villanueva, Cervera, Granollers, Vich und an andern Orten kam es wiederholentlich zu ernstlichen Störungen der öffentlichen Ordnung, Zwar ließ die Regierung sich dadurch nicht einschüchtern, setzte der Gewalt Gewalt entgegen, und schließlich mußten sich auch da die Kaufleute darauf beschränken, die Steuern zu verweigern und dadurch die Regierung zu zwingen, sie von jedem einzeln durch Processe beitreiben zu lassen. Diese Bewegung wurde verstärkt durch den allgemeinen Unwillen, den der französisch-spanische Handelsvertrag in Catalonien erregte. Die Catalanen verwarfen überhaupt alle Handelsverträge, weil sie dieselben als schädigend für ihre Interessen ansahen. Den Handel Spaniens in ihren Händen zu concentriren, das Land mit ihren Producten zu versehen, das war ihr Zweck. Jede Abmachung mit dem Auslande, die den Import nach Spanien erleichterte, hielten sie für den Ruin ihrer Industrie und ihres Handels.

Die particularistischen politischen Interessen der Catalanen, ihr ewiger glühender Haß gegen die Castilier und ihre Hegemonie in Spanien, gegen die Centralisation der Regierung des Landes in Madrid, kamen dazu, um den Widerstand zu erhöhen, der jeder handelspolitischen Maßnahme in Catalonien entgegengesetzt wurde. Die Debatten über den französisch-spanischen Handelsvertrag nahmen infolge der eifrigen Agitation der Catalanen auch in den Cortes bedeutende Dimensionen und bedenklichen Charakter an, erzeugten schließlich selbst in der Majorität Spaltungen, da auch die ministeriellen Deputirten Cataloniens, mit Victor Balaguer an der Spitze, den Forderungen ihrer Wähler gemäß ihre Stimmen gegen den Vertrag erheben mußten. Auch in andern Provinzen, hauptsächlich in Andalusien, wurde gegen denselben Opposition gemacht, weil die dortigen Weinbauern und Weinhändler den Vertrag für nachtheilig für ihre Interessen hielten. Nach langen schweren parlamentarischen Kämpfen ging aber die Regierung doch siegreich aus denselben hervor, und im Mai wurde sowol in den Cortes wie im Senat der Vertrag angenommen.

Gleich darauf begannen nun die Discussionen über die Reformen im Gerichtswesen, und auch hierüber kam es zu ernsten Conflicten zwischen den verschiedenen Fractionen der Majorität.

Die Demokraten hielten ein für allemal die Einführung der Geschworenengerichte für eine der Grundbedingungen des modernen Staatslebens, und forderten von der liberalen Regierung, daß sie das Gerichtswesen in diesem Sinne reformire. Der Justizminister Alonso Martinez hatte zwar früher auch die Geschworenengerichte, das Schöffenwesen vertreten, allmählich ging er aber von denselben ab und behauptete, ehe diese Reform durchgeführt würde, müßte das Volk für dieselbe erzogen werden; indem er sich aber die Geschworenengerichte für später vorbehielt, wollte er vorerst nur das alte schwerfällige, langwierige, schriftliche und geheime Proceßverfahren durch das mündliche und öffentliche ersetzt sehen. Diese Streitfrage entzweite schließlich sogar die Mitglieder des Cabinets und natürlich demgemäß auch die ministeriellen Abgeordneten. Sagasta und seine Anhänger waren für die Schöffengerichte, Alonso Martinez und seine Gruppe für das mündliche Gerichtsverfahren, und es fehlte nicht viel, daß es darüber schon um die Mitte 1882 zu einer Ministerkrisis kam. Ein Compromiß machte dem Conflict ein Ende, und das öffentlich-mündliche Verfahren wurde in Spanien eingeführt.

Von den Demokraten wurde ferner die Abschaffung des Eides, den die Deputirten zu leisten haben, beantragt, und nach langen Debatten wurde auch hier eine Uebergangsmaßregel acceptirt, der zufolge es den Abgeordneten freistehen sollte, den Eid zu leisten oder das Versprechen abzugeben, die Verfassung und die bestehenden Institutionen des Staates zu achten.

Seit dem Jahre 1881 beschäftigte die öffentliche Meinung auch die Judenfrage, welche die Verfolgung der Israeliten in Deutschland aufgeworfen hatte. Einen sehr unangenehmen Eindruck hatten besonders die anonymen Druckschriften gemacht, die den Redactionen zugingen und in denen auf das eifrigste gewarnt wurde, den Israeliten in Spanien Zuflucht zu gewähren. Die Annahme, daß dieselben vom Auslande herkamen, konnte nicht bewiesen werden; aber der bloße Umstand,

daß die antisemitische Bewegung in Deutschland so große Dimensionen angenommen hatte, genügte, um die gesammte Presse fast aller politischen Schattirungen für die Gewährung des Schutzes zu gewinnen. Mit allgemeinem Beifall begrüßte man das Gerücht, der König habe geradezu den bedrängten Israeliten Deutschlands und dann Rußlands Spanien als Zufluchtsstätte angeboten. Es war dies eine von den zahllosen Gelegenheiten, in denen sich der Haß der Spanier gegen Deutschland äußerte, dem man es nicht verzeihen konnte, daß es durch den Sieg über ein lateinisches Volk zu einer Weltmacht ersten Ranges geworden war. Mistrauten doch die Liberalen selbst der deutschen Regierung, als diese aus lebhaftem Interesse für das Wohl Spaniens, das dem persönlichen Wohlwollen des Deutschen Kaisers gegen Don Alfonso entsprungen war, demselben Gelegenheit bot, seine Stimme im Völkerconcert wieder einmal zur Geltung zu bringen und sich an der Regelung der Suezkanalfrage thätig zu betheiligen. Der „Imparcial" und die ganze liberale Presse erhoben dagegen sofort ihre warnenden Stimmen: die Regierung solle unter keiner Bedingung auf die Rathschläge Bismarck's hören, solle es sich nicht einfallen lassen, in ein Vertragsverhältniß mit der deutschen Regierung einzutreten und damit eine Abenteurerpolitik zu inauguriren, die den Staat in den Abgrund führen würde. Dagegen schmeichelte aber doch die Aussicht, daß Spanien einmal wieder eine größere Rolle spielen werde, allen Parteien, und natürlich richteten sich alle Augen zunächst wieder auf Marokko, das man sich gewöhnt hat als zukünftige spanische Provinz anzusehen. Ein besonderer Anlaß hierzu wurde durch eine marokkanische Gesandtschaft geboten, die mit der spanischen Regierung über Abtretung der an der Westküste Marokkos gelegenen spanischen Besitzung Santa-Cruz unterhandeln sollte. Im Vertrage von Wad-Ras im Jahre 1860 war nämlich den Spaniern der Besitz des alten Santa-Cruz de Mar pequeña zugesichert worden. Spanien hatte aber von diesem Gebiet nie Besitz ergriffen, zunächst aus dem Grunde nicht, weil man den Ort desselben nicht hatte feststellen können. Man vermuthete, daß das heutige Ifni die Stelle des mittelalterlichen Santa-Cruz einnehme, und viele gelehrte Untersuchungen waren darüber angestellt worden. Schließlich kümmerte man sich aber nicht mehr um diesen Spanien vertragsmäßig zukommenden Besitz. Da kam nun plötzlich die marokkanische Gesandtschaft, um über die Abtretung desselben und der davorgelegenen, von den Canariern ausgebeuteten Fischereigebiete zu unterhandeln. Nun verbot es selbstverständlich die spanische Ehre, eine Hand breit spanischen Bodens abzutreten, und schnell wurde eine neue Expedition ausgerüstet, um wieder nach dem verschollenen Santa-Cruz zu suchen und Bericht darüber zu erstatten; von Abtretung konnte natürlich keine Rede sein.

Der Hof war im Januar 1882 der Einladung des portugiesischen zu einem Besuche in Lissabon gefolgt, und in Spanien wie in Portugal witterten einige Skeptiker hinter diesen auffallend vielen freundschaftlichen Begegnungen der beiden Könige, und angesichts der neuen Bahnlinien, die seit wenigen Jahren gebaut waren und den Verkehr zwischen den beiden Hauptstädten zu erleichtern berufen waren, daß hüben wie drüben möglicherweise die Iberische Idee an den Höfen Boden gefunden hatte. In Spanien argwöhnte man einen Heirathsplan, durch

den das portugiesische Königshaus später zur Herrschaft über Spanien gelangen könnte; in Portugal fürchtete man, daß das Land eines schönen Tages von Spanien werde verschlungen werden. Es war wol zu allen diesen Vermuthungen und Befürchtungen kein Grund vorhanden; die bezweckte Erleichterung des Verkehrs zwischen beiden Ländern war die Ursache für den Bau immer kürzerer Schienenwege und für die durch die Eröffnung derselben herbeigeführten Begegnungen zwischen den beiden Königen.

Don Alfonso war überhaupt auf die Erleichterung der Verkehrsmittel und Wege in Spanien auf das eifrigste bedacht. Persönlich interessirte er sich in sehr nachdrücklicher Weise für die Nordostbahn, die Galicien in das Eisenbahnnetz hineinzog, für die asturischen Bahnen, und besonders auch für die Verkürzung des Schienenweges von Madrid nach Paris. Seit lange waren Entwürfe für eine solche directe Bahnverbindung zwischen diesen beiden Städten gemacht, und es war schließlich die Linie über Canfranc als die billigste und kürzeste zur Ausführung bestimmt worden. Die bezügliche Gesellschaft, die den Bau dieser Bahn auszuführen hatte, wollte eine Pression auf die Factoren ausüben, welche die definitiven Entscheidungen zu fällen hatten. Ehe noch ein Heller von dem Kapital vorhanden, das erforderlich war, ehe die Angelegenheiten völlig abgeschlossen worden, wurde daher von den an der Sache Interessirten im Spätherbst 1882 bereits eine großartige Eröffnungsfeier improvisirt, die sich in Zaragoza und in Huesca abspielte, nachdem es gelungen war, den König an der Theilnahme daran zu bewegen. Don Alfonso hatte jedenfalls keine Ahnung von dem Stande der Dinge in dieser Angelegenheit, und offenbar war das Interesse des Cabinets dabei mit ihm Spiel, die Bahnbauten zu eröffnen, die jetzt erst 1886 begonnen worden sind und vielleicht nicht in einem Jahrzehnt beendet sein werden. Diese feierliche Einweihung der Arbeiten der Canfranc-Eisenbahn fand am 15. Oct. in Zaragoza in Anwesenheit des Königs statt.

Bald darauf, am 12. Nov., erfolgte die Geburt des zweiten Kindes des Königs, das in der Taufe am 18. Nov. den Namen Maria Teresa erhielt.

Die natürlichen Folgen der Conflicte, die die Einheit des Cabinets und der Cortesmajorität zerstört hatten, traten im Januar 1883 ein. Die Krisis, die seit lange bestanden und deren Ausbruch nur mit Mühe verhütet worden war, nahm in den ersten Tagen des Januar einen acuten Charakter an. Die conservativen Elemente, Alonso Martinez, Venancio Gonzalez, Leon y Castillo, Pavía, Albareda, und zum Schrecken aller Finanzmänner auch Camacho, traten aus dem Cabinet Sagasta's aus. Was den Finanzminister schließlich zu diesem Schritt bewogen hatte, das war der Widerstand, auf den seine Pläne der Verwerthung der Waldbestände stießen. Sagasta war unter diesen Umständen gezwungen, seinem neuen Ministerium einen liberalern Charakter zu verleihen, wenn er nicht selbst unterliegen und die Regierung aus seinen Händen geben wollte. Mit Ausnahme von Martinez Campos waren es fast nur Demokraten und Septembermänner, die nun die Geschäfte des Staates weiter leiteten. Sagasta bewahrte sich die Präsidentschaft, das Kriegsministerium blieb in den Händen von Martinez Campos,

das des Aeußern in denen des Marques de Vega de Armijo; das der Finanzen übernahm Pelayo Cuesta, das der Colonien der Dichter Gaspar Nuñez de Arce, das der Justiz Romero Giron, das des Innern Pio Gullon, das des Fomento Gamazo, das der Marine Rodriguez Arias. Reibungen zwischen den Demokraten und Martinez Campos konnten nicht ausbleiben und sie führten im April bereits die Gefahr einer neuen Krisis herbei, die aber noch glücklich beseitigt wurde.

Das allgemeine Interesse wurde zunächst durch die Vorbereitungen zu der Verbindung der Infantin Paz, der Schwester des Königs, mit dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Baiern in Anspruch genommen, der Ende Januar in Spanien anlangte, um sich um die Hand der Infantin zu bewerben. Am 2. April fand dann die Hochzeit statt und am 6. verließ das junge Paar das Land.

Während dieser Zeit hatten die Ereignisse in Andalusien die Behörden hauptsächlich beschäftigt. Es zeigten sich dort ähnliche Erscheinungen wie in Irland; die Grundbesitzer wurden von ihren Pächtern und Arbeitern auf das schwerste bedrängt, und Mord, Brandstiftung, Arbeitseinstellungen erzeugten unaufhörliche Unruhen und einen Zustand völliger Unsicherheit. Endlich gelang es infolge der Untersuchung über die Ermordung des Bauern Blanco von Benaocaz, einer geheimen anarchistischen Verbindung auf die Spur zu kommen; sie nannte sich die „Schwarze Hand", war bemerkenswerth gut organisirt und über ganz Andalusien verbreitet, das sie durch ihre Schreckensthaten völlig terrorisirte. Jerez und Arcos de la Frontera waren die Herde und Sitze dieser Gesellschaft, welche die furchtbarsten Verbrechen als erlaubte Mittel für die Erreichung ihrer Zwecke betrachtete und prediate. Die Noth des Arbeiterstandes, die Misstände der Verwaltung des Landes, der Reichthum und die Habgier der Bauern und großen Grundbesitzer hatten diese furchtbare Vereinigung der Schwarzen Hand in das Leben gerufen und führten ihr stetig neue Mitglieder zu. Ein Monstreproceß wurde in Jerez gegen sie angestrengt und 16 ihrer Mitglieder wurden zum Tode verurtheilt.

Im Mai erwiderte der Hof von Portugal den Besuch des spanischen. Unter ostentativ genauem Anschluß an die Festlichkeiten, die im Jahre 1882 aus gleichem Anlaß in Lissabon stattgefunden hatten, wurden die hohen Gäste in Madrid empfangen. Die Behörden und das Volk, durch die über den Iberismus verbreiteten Gerüchte eingeschüchtert, verhielten sich zwar nicht ablehnend, aber ziemlich kühl gegenüber dem portugiesischen Hofe.

Am 30. Mai wurde dann die Internationale Minenausstellung eröffnet, von der man sich große Erfolge für die Entwickelung des Bergbaues versprochen hatte.

Bald darauf unternahm die Königin eine Reise nach Oesterreich, um, wie es hieß, in ihrer Heimat Bäder zu besuchen, die ihr verordnet worden waren, hauptsächlich aber, um mit ihren Verwandten Familienangelegenheiten zu berathen.

Die politischen Kreise waren durch die Discussion des deutsch-spanischen Handelsvertrages vollauf in Anspruch genommen; denn in noch höherm Grade als bei dem französisch-spanischen wurden die politischen und merkantilen Interessen der verschiedenen Parteien durch denselben berührt. Spanischerseits wurden unaufhörlich neue Schwierigkeiten gemacht, und es bedurfte langer und erregter Verhandlungen zwischen den vertragschließenden Mächten und ihren Vertretern, ehe

dieselben ihre Arbeiten Ende Juli 1883 in einer für beide Theile befriedigenden Weise beenden konnten.

Der Hof hatte sich nach La Granja begeben, die Minister waren zum Theil in die Bäder, zum Theil an das Hoflager gegangen, und wie gewöhnlich im Hochsommer dachte man selbst in den leitenden Kreisen nicht viel an Arbeit und an Politik, als plötzlich am 5. Aug. die Nachricht von der republikanischen militärischen Erhebung in Badajoz nach Madrid gelangte. Diese Bewegung war von Ruiz Zorrilla vorbereitet worden, aber trotz aller Sorgfalt dieses schlauen Verschwörers waren doch wol Misverständnisse vorgekommen, kurz — der groß angelegte Plan eines allgemeinen Militäraufstandes scheiterte, und isolirt, von überlegenen Kräften angegriffen, mußten die Meuterer in Badajoz wie gleich darauf in Santo-Domingo de la Calzada, und in Seo de Urgel die Waffen strecken und in der Flucht ihr Heil suchen.

War somit diese Bewegung ohne directe politische Folgen und verfehlte sie ihren Zweck vollständig, so war sie doch ein Beweis dafür, daß die revolutionären Elemente, daß die intransigenten Republikaner, die Ruiz Zorrilla folgten, keineswegs geneigt waren, die Hoffnung aufzugeben, ihre Ideale in Spanien verwirklichen, den Thron stürzen, die Republik einführen zu können. Es erhellte mit unzweifelhafter Deutlichkeit, daß das Heer noch immer den politischen Interessen diente, seine hohe Bestimmung noch nicht begriff, sich zum Spielball der Demagogie, der Herrschsucht, persönlichen Interessen erniedrigte. Die Schäden, die dem Heerwesen Spaniens anhaften, die trostlose materielle Lage der Soldaten und der niedern Chargen, die völlig unzulänglichen Pensionsverhältnisse leisteten allerdings der revolutionären, republikanischen Propaganda dauernd Vorschub, und noch sind keine Aussichten vorhanden, daß es anders wird. Man hatte geglaubt und gehofft, die Zeit der Pronunciamientos sei vorüber; das Jahr 1883 und der neuliche Putsch vom 19. Sept. 1886 haben bewiesen, daß dies noch nicht der Fall ist.

Die Lage, in welche die Regierung durch den Aufstand von Badajoz kam, war so schlimm als möglich. Sie hatte sich völlig überraschen lassen; sie hatte keine Ahnung von der weit ausgedehnten Militärverschwörung gehabt, die nur scheiterte, weil sie an einigen Stellen zu früh ausbrach. Wohl war die Regierung im Stande, den Aufstand im Westen wie im Nordosten sofort zu unterdrücken; doch das schwächte nicht den Eindruck ab, den dieser gänzliche Mangel an Umsicht, welchen die Regierung gezeigt hatte, den diese gänzliche Unkenntniß eines von vielen Tausenden gekannten Planes in allen Kreisen hervorrief.

Sobald die Ruhe hergestellt, beschloß der König, im Einverständniß mit seinen Ministern, eine Rundreise durch das Land zu machen, theils um dadurch den Schein von sich abzulenken, als ob er und sein Cabinet der eben niedergeschlagenen Bewegung irgendwelche Bedeutung beimaßen oder eine Fortsetzung derselben befürchteten, theils um bei den Truppenrevuen den Garnisonen der Provinzen wieder einmal die eigentlichen Pflichten des Heeres in Erinnerung zu bringen, und endlich um den Eindruck zu verwischen, den besonders im Auslande diese neueste Militärverschwörung hervorgerufen hatte.

Der König hatte bereits seit längerer Zeit beschlossen, den Einladungen des Deutschen Kaisers zu den großen Herbstmanövern zu folgen, die bei Homburg stattfinden sollten. Er wollte damit einen Besuch in Oesterreich, Belgien und Frankreich verbinden. Die Meinungen waren nun darüber sehr getheilt, ob unter den durch den Aufstand von Badajoz hervorgerufenen Zuständen die Ausführung dieser Reise erfolgen sollte oder nicht. Selbst im Cabinet herrschten darüber verschiedene Ansichten. Nachdem aber der Reiseplan des Königs einmal bekannt geworden, glaubten der König selbst und mehrere seiner Minister, daß das Aufgeben der Reise im Inlande wie im Auslande eine falsche Beurtheilung der Sachlage in Spanien hervorrufen könnte. Da außerdem das Land völlig ruhig war und die Regierung sich ihren Aufgaben und allen etwaigen Eventualitäten gegenüber durchaus gewachsen glaubte, so lag in Wirklichkeit kein Grund vor, weshalb der König nicht für kurze Zeit das Land verlassen sollte. Diese Ansicht überwog schließlich in dem Cabinet, und demgemäß trat der König, nachdem er von seiner Rundreise durch die Provinzen zurückgekehrt war, am 5. Sept. die Reise nach Deutschland an. Aus Rücksicht auf Frankreich, das vielleicht in einer ausschließlich auf Deutschland beschränkten Reise Grund zur Verstimmung gegen Don Alfonso suchen und finden konnte, wurde der Reiseplan des Königs wesentlich ausgedehnt. Außerdem hatte letzterer in Monfort Gelegenheit, bei der Eröffnungsfeier einer neuen Bahnstrecke einen Toast auf die guten Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien und auf die bessern Verbindungen, die durch die Erweiterung des Eisenbahnnetzes zwischen beiden Ländern erzeugt würden, auszubringen. Einen besondern Anlaß zu dieser sehr franzosenfreundlichen Rede hatte der Umstand geboten, daß die Gesellschaft, welche die neue Bahnlinie gebaut hatte, eine französische war und daß die Leiter derselben dem König die Honneurs machten. Eigentliche Veranlassung dieses Toastes war aber das von den extremen Liberalen und überhaupt den Gegnern der Regierung verbreitete Gerücht, daß der König die Absicht habe, einen geheimen politischen Vertrag mit Deutschland abzuschließen. Diese Nachricht war natürlich von der republikanischen Presse Frankreichs in ergiebigster Weise ausgebeutet worden, um den König und die spanische Regierung zu discreditiren.

Es waren somit keineswegs günstige Auspicien, unter denen Don Alfonso seine Reise antrat. Dieselbe ging jedoch ohne Störung von statten und sie sollte in einem mehrtägigen Aufenthalt in Paris ihren Abschluß finden, um den dringenden Aufforderungen hierzu seitens des Präsidenten der Republik zu entsprechen. Nun ereignete es sich, daß der Deutsche Kaiser seinen jugendlichen Gast zum Commandeur eines in Straßburg garnisonirenden Ulanenregiments ernannte. Obgleich diese Ehrenbezeigung durchaus nichts Ungewöhnliches hatte, wurde sie doch von der pariser Presse, in gänzlicher absichtlicher Verkennung der im Verkehr der Höfe miteinander üblichen Gunstbezeigungen, zu einer herausfordernden Verletzung des französischen Nationalgefühls gestempelt. Der Umstand, daß es gerade ein straßburger Regiment war, das dem König von Spanien verliehen worden war, erbitterte um so mehr und wurde besonders zur Aufreizung des Pöbels gegen Don Alfonso benutzt. Wenngleich nun die leitenden Regierungskreise nicht gerade an dieser Bewegung schuld waren, so bewiesen sie doch hinlänglich, daß sie die

Anschauungen der extremen Presse theilten, und vor allem thaten sie nichts, um die mit völliger Oeffentlichkeit vorbereiteten feindlichen Manifestationen gegen Alfonso zu verhindern. Als letzterer nun am 29. Sept. von Brüssel her, wo er sich anderthalb Tage aufgehalten hatte, in Paris anlangte, wurde ihm dort jener Empfang bereitet, der in der ganzen gebildeten Welt die schärfste Verurtheilung fand. Von dem Präsidenten Grévy und seinen Ministern, mit Ausnahme des Kriegsministers Thibaudin, der plötzlich erkrankt war, kühl begrüßt, sah sich der König auf dem Wege nach der spanischen Gesandtschaft durch den Pöbel nicht nur in Worten beschimpft, sondern sogar in seiner Person bedroht. Allgemeine und gerechte Bewunderung fand unter diesen Umständen das Verhalten, das Alfonso beobachtete. Da der bloße Schein von Furcht seiner Natur widerstrebte, lehnte er die Ehrenwache, die ihm zur Verfügung gestellt wurde, ab; Grévy gegenüber, der die Vorkommnisse zu entschuldigen bemüht war, bewies er eine ungewöhnliche Festigkeit, beharrte auf officiellen seine und die Ehre Spaniens befriedigenden Erklärungen seitens der französischen Regierung, und wenn er auch dem ihm zu Ehren in den Elysées veranstalteten Banket schließlich beiwohnte, so bestand er doch auf der Abkürzung seines Aufenthalts in Paris und reiste am Morgen des 1. Oct. nach Spanien ab.

Hier, wo der restaurirte Thron der Bourbonen so zahllose geheime Gegner hatte, wo die Republikaner mit Erfolg den Boden unterminirten, auf dem Alfonso stand, wo vor seiner Abreise eine mehr als indifferente Stimmung ihm gegenüber in den Massen des Volkes und auch in den höhern Kreisen geherrscht, war infolge der schmählichen Beschimpfungen, denen der König in Paris ausgesetzt gewesen war, mit Einem Schlage eine völlige Umwandlung der Gesinnung eingetreten. In der Person des Königs fühlte sich jeder Spanier verletzt, und selbst in den extremen demokratischen Kreisen stimmte man nun in die Huldigungen ein, die Don Alfonso von dem Augenblick an, da er spanischen Boden betrat, bis zu seiner Rückkehr in das Schloß von Madrid in überschwenglichster Weise dargebracht wurden. An diesem Enthusiasmus war nichts Gezwungenes; der König war plötzlich populär geworden. Die spanische Regierung und das Volk verlangten völlige Genugthuung, und die französische Regierung zögerte nicht, dieselbe durch die Absetzung des Kriegsministers Thibaudin und schließlich, da die spanische Regierung darauf bestand, auch durch öffentliche Entschuldigungen officiell zu geben.

Das durch den Aufstand von Badajoz vollständig erschütterte Cabinet Sagasta hatte sogleich nach der Beruhigung des Landes dimittiren wollen. Die Reise des Königs hatte jedoch die Krisis hinausgeschoben, und die Auseinandersetzungen mit der französischen Regierung verzögerten dieselbe noch einmal; als aber der Herbst und mit ihm der Wiederbeginn des politischen Lebens herankam, konnte sich die Regierung nicht länger gegenüber den Angriffen der Oppositionsparteien halten und reichte um die Mitte des October ihre Entlassung ein.

Posada Herrera, ein ehemaliges Mitglied der Union liberal, wurde unter diesen Umständen von dem König berufen, um ein neues Ministerium zu bilden. osada war durchaus conservativ; die Verhältnisse waren aber solcher Art, daß

nur eine ausgeprägt liberale Regierung hoffen durfte, durch weitgehende Concessionen an den Geist des Fortschritts der revolutionären Propaganda, deren Macht und Erfolge sich niemand verhehlen konnte, entgegenwirken und die Republikaner zu gesetzmäßiger, constitutioneller, parlamentarischer Verfolgung ihrer Ziele bewegen zu können. So bildete denn Posada Herrera ein Coalitionsministerium, das fast ganz aus radicalen Demokraten bestand und von dessen Wirken er sich sehr viel versprach. Das Ministerium des Krieges übernahm der Neffe Serrano's, Lopez Dominguez; das des Innern Moret y Prendergast; das des Fomento der Marques de Sardoal, das des Aeußern Ruiz Gomez, das der Finanzen Gallostra, das der Justiz Linares Rivas, das der Colonien Suarez Inclan, das der Marine Valcarcel.

Um den Krebsschaden des mit jedem Ministerwechsel verbundenen Beamtenwechsels endlich zu beseitigen, vielleicht auch in der richtigen Erkenntniß, daß dieses Ministerium nur von kurzer Dauer sein konnte, sprach der König den Wunsch aus, daß die Beamten der vorhergehenden Periode soweit als irgend möglich in ihren Aemtern belassen würden. Da Posada Herrera im allgemeinen die Politik Sagasta's verfolgen wollte, so wurde auch von der Auflösung der Cortes abgesehen, denn man erwartete, daß die liberale Majorität und die frühern Minister das neue Ministerium unbedingt unterstützen würden, um nicht durch ihre Zersplitterung und Opposition den Conservativen den Weg zur Regierung zu bahnen. Es kam jedoch alles anders, als Posada Herrera es erwartet hatte. Jeder unbefangene Beobachter mußte von vornherein gerechte Zweifel gegen die Dauerhaftigkeit und die Kraft dieses Cabinets haben, in dem jedes Mitglied seine eigenen Wege verfolgte, seine Genossen nur ungenügend unterstützte, in dem die verschiedenartigsten Anschauungen vertreten waren, das jeder Spur von Einheitlichkeit entbehrte. Doch das war schließlich nicht das Schlimmste. Die Fusionisten verhielten sich dem neuen Cabinet gegenüber ziemlich indifferent, die liberale Partei zersplitterte sich vollständig. Die Conservativen und Klerikalen setzten alles in Bewegung, um dieses Cabinet zu stürzen, welches das allgemeine Stimmrecht und alle von den Radicalen verlangten Freiheiten einführen wollte, und die Minister sahen sich auf ihre eigene Gruppe, die Izquierda, angewiesen, der sich Moret mit seinen monarchischen Demokraten, Martos mit seinen Progressisten, Becerra mit seinem republikanischen Stabe und eine Reihe anderer politischer Häuptlinge allmählich angeschlossen hatten, und die, weit davon entfernt, eine Einheit zu bilden, nur mühsam äußerlich zusammengehalten wurde.

Lopez Dominguez griff allerdings seine Aufgabe, die Reform des Heerwesens, mit großer Energie und — was die Hauptsache war — unter allgemeinstem Beifall der militärischen Kreise an. Die Verbesserung der materiellen Lage der Soldaten, ein Pensionsgesetz, Gesetze über Verwendung der ausgedienten Soldaten und hauptsächlich der Sergeanten, Umgestaltung der Bestimmungen über das Avancement und eine Reihe anderer praktischer, vernünftiger, zeitgemäßer Reformen sollten das Heer vor den Speculationen und Umtrieben der Revolutionäre schützen und die Militärrevolutionen in Zukunft unmöglich machen. Es blieb jedoch Lopez Dominguez keine Zeit, seine Reformen durchzuführen — und die

Revolution setzte ihre Minirarbeit im Heere nur mit um so größerer Energie, mit um so sichererm Erfolge fort.

Um dem König eine besondere Genugthuung für die in Paris erlittenen Beleidigungen zu gewähren, beschloß die deutsche Regierung, die sehr wohl erkannte, daß sich die Spitze jener Roheiten viel mehr gegen Deutschland als gegen Don Alfonso richtete, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches den Besuch des Königs sogleich erwidern sollte. In Spanien fand diese Nachricht schon nicht mehr so allgemeinen freudigen Widerhall, wie man es hätte erwarten sollen. Die republikanische und im allgemeinen auch die liberale Presse fürchtete, daß dieser Besuch die freundlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien, die eben erst wiederhergestellt waren, schädigen könnte; sie argwöhnte ferner, daß dieser Besuch nur den Conservativen zugute kommen würde, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches nur komme, um dem König zu rathen, das Bündniß mit den Izquierdisten aufzugeben und Cánovas zu berufen; und von neuem gingen Gerüchte um von geheimen politischen Bündnissen zwischen den Höfen Spaniens und Deutschlands zum Schutz des restaurirten Thrones, zum Kampf gegen Frankreich. Diese Gerüchte wurden natürlich tendenziös aufgebauscht und beeinflußten die öffentliche Meinung der Massen in hohem Grade gegen den Kronprinzen des Deutschen Reiches. Als letzterer am 22. Nov. in Valencia landete und dann nach Madrid kam, riß allerdings die Vergnügungssucht die Volksmassen mit sich fort und ließ sie in den Enthusiasmus einstimmen, dessen Träger und Urheber hauptsächlich die Conservativen waren. Wer indessen mit den spanischen Verhältnissen wirklich vertraut war und diesen glänzenden Festen nicht als vorübergehender flüchtiger Beobachter beiwohnte, dem konnte nicht entgehen, daß die maßgebenden leitenden Kreise eine mehr als vornehme Reserve beobachteten und in den Enthusiasmus der Massen keineswegs einstimmten.

Die Eröffnung der Cortes nach allen den politisch so wichtigen Ereignissen dieses Jahres brachte so viele Streitfragen, so viele Probleme, so viele Kämpfe mit sich, daß nur eine sehr fest geeinte Regierung, deren Glieder in allen wichtigen Fragen unbedingt übereinstimmten, im Stande war, sich siegreich gegen die Oppositionsparteien zu behaupten. Von Einheit war ja aber, wie oben bemerkt, in diesem Cabinet nicht die Rede, und bei dem ersten Ansturm der Gegner sank es in sich gespalten zusammen. Der Todesstreich kam von der eigenen Partei bei Gelegenheit der Berathung der Antwort auf die Thronrede. Innerhalb der Commission, die hierzu eingesetzt und naturgemäß ministeriell war, brach der Streit aus, dessen Folge der Sturz des Cabinets bildete.

Der König hatte gethan, was er thun konnte. Er hatte 1881 die Liberalen berufen, dann im Januar 1883 sich den Demokraten anvertraut, war im October endlich bis zur äußersten Linken der monarchischen und der Ordnungsparteien gegangen. Er konnte nicht weiter gehen und es blieb ihm als constitutionellem Monarchen nichts anderes übrig, als sich wieder den Conservativen zuzuwenden und am 18. Jan. 1884 Cánovas mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen.

Das Ministerium, das Cánovas am 19. Jan. dem König vorführte, bildete das volle Gegentheil zu dem letzten liberalen. Das Innere war Romero Robledo übertragen, das Aeußere Elduayen, das der Justiz Francisco Silvela, das des Krieges Quesada, das der Marine General Antequera, das des Fomento Alejandro Pidal y Mon, das der Finanzen Cos-Gayon, das der Colonien Tejada de Valdosera. Cánovas, der große Geschichtsforscher, dieser Staatsmann, der von seinen Anhängern zu den ersten unserer Zeit gerechnet wird, hatte aus der Geschichte der letzten Jahre nicht viel gelernt: das zeigte die Aufnahme des Führers der Ultramontanen, Pidal, in sein Cabinet und die Uebertragung des Fomento-Ministeriums auf denselben, wodurch von vornherein das Unterrichtswesen dem Klerus unterworfen wurde. Das gebildete Spanien hatte zur Genüge bewiesen, daß es mit dem Geist des Ultramontanismus vollständig gebrochen hatte; die Geschichte der letzten Jahre hatte darüber belehrt, daß der Religions- und Gewissenszwang, daß der politische und geistliche Despotismus den Fortschritt der Welt und der Wissenschaft nicht aufhalten können und in Spanien nur dazu dienten, der Propaganda der Revolutionäre Vorschub zu leisten, die Massen derselben zu vermehren. Und Cánovas begnügte sich nicht damit, Pidal ein so einflußreiches Amt zu übertragen, sondern er ließ ihn dominirende Macht über das ganze Cabinet gewinnen und rief dadurch eine Reihe von Conflicten im Innern wie nach außen hin hervor; er ließ es geschehen, daß die Klöster sich wieder bevölkerten, daß die Jesuiten allmächtig wurden, daß die Klerikalen die Cortes und alle Aemter überschwemmten. Als im Herbst 1884 der Professor Morayta das Wintersemester an der madrider Universität durch eine Rede eröffnete, in der er über die Ergebnisse der Aegyptiologie und das Alter der Menschheit und ihrer Cultur sprach, wagte es allerdings Pidal nicht, ihn direct dafür zu maßregeln; er überließ es seinen Freunden, den Bischöfen, Morayta zu excommuniciren, ließ sich von ihnen zwingen, ihn seines Amtes zu entsetzen und damit die Studentenrevolten hervorzurufen, die eins der bedauerlichsten Ereignisse der Regierungszeit Alfonso's XII. bilden. Denn mit der größten Rücksichtslosigkeit verfuhr in diesem Falle nicht allein Pidal, sondern das Gesammtministerium, indem es billigte, daß die Polizei und die Guardia civil auf die unbewaffneten Studenten mit blanker Waffe einhieben und das Hausrecht der Universität verletzten, indem es billigte, daß der liberale Rector abgesetzt und durch einen Ultramontanen ersetzt wurde, indem es die parteiische Proceßführung sanctionirte, die sich an diese Ereignisse anschloß und erwies, daß das Rechtswesen völlig corrumpirt, das Recht dem Willen und der Ansicht der Machthaber untergeordnet wurde.

Es fehlte nicht viel, so wurde durch Pidal's Angriffe gegen Italien, durch seine Agitation für die Wiedereinsetzung des Papstes in seine ehemalige Macht, ein ernster internationaler Conflict heraufbeschworen.

Die Unterrichtsgesetze, die Pidal schuf, überlieferten die Erziehung der jetzigen und der kommenden Generation ohne Umschweife und bedingungslos dem Klerus und den Jesuiten. Die religiöse Duldung konnte zwar ohne Verfassungsverletzung nicht geradezu aufgehoben werden, aber durch Decrete, die das Privatschulwesen regelten, durch Nachsicht gegen alle Ungesetzlichkeiten, die gegen die Andersgläubigen

und ihre Schulen begangen wurden, durch Beeinflussung der Rechtspflege zu Ungunsten der Nichtkatholiken wurde vollauf das Ziel erreicht, das Pidal und die Klerikalen sich gestellt hatten.

Die innere Politik, deren Träger Romero Robledo war, schädigte das Land nicht minder als diejenige Pidal's. Persönliche Rücksichten gelangten mehr als jemals zuvor zur Herrschaft. Romero Robledo hatte als langjähriger Leiter der Wahlen meisterhafte Routine in der Anwendung der zur Beeinflussung derselben gebräuchlichen Mittel erlangt und brachte in die Cortes eine so starke Gruppe von persönlichen Anhängern, daß er im gegebenen Falle in der Lage war, Cánovas die Führung der liberal-conservativen Partei streitig zu machen. Romero Robledo schaltete und waltete völlig nach seinem Belieben, ganz unumschränkt, und unbekümmert um etwaige Verletzungen der Gesetze und der Verfassung. Wagte ihm Cánovas etwa einmal entgegenzutreten, so drohte er mit seinem Abfall. Da Cánovas alles darauf ankommen mußte, die Einigkeit seiner Partei zu erhalten, jede Zersplitterung derselben zu vermeiden, wenn er nicht sofort gestürzt werden wollte, so war er gezwungen, in vielen Fällen selbst wol gegen sein besseres Wissen seinen Ministern recht zu geben. Die Einigkeit im Cabinet war eine sehr lockere; es standen sich verschiedene Minister ziemlich feindlich gegenüber und jede Frage von irgendwelcher Bedeutung erzeugte Meinungsunterschiede und Conflicte, die unter andern Umständen zu Krisen geführt haben würden. Cánovas setzte diesen Differenzen jedoch seinen festen Willen entgegen und vermochte zahllose Krisen wirklich durch den Hinweis darauf zu vermeiden, daß die Parteidisciplin, daß die Parteiinteressen jede Spaltung verboten, weil sie — den Sturz der Parteiregierung nach sich ziehen würde. Die Opposition gegen das conservative Régime, gegen die Regierung von Cánovas war eine sehr bedeutende, und letzterer hatte guten Grund, alles zu vermeiden, was eine Zersplitterung seiner Kräfte zur Folge haben konnte. Diese Opposition war nicht nur in den politischen Kreisen, in den Cortes vorhanden, sondern sie erstreckte sich auf das ganze Land, auf das Gros der Nation und auf die öffentliche Meinung. Beinahe jeder bedeutsame Act der Regierung verletzte auf das empfindlichste große Klassen und Kreise der Bevölkerung und führte diese eben den politischen Gegnern, den Demagogen zu, die nicht versäumten, aus diesen für sie günstigen Verhältnissen Vortheile für sich zu ziehen. Die Consumsteuergesetze erregten in Madrid und in allen großen, in zahllosen kleinen Städten mehr oder minder ernste und blutige Conflicte. Der Entwurf eines englisch-spanischen Handelsvertrages und dann eines modus vivendi brachte ganze Provinzen in die höchste Aufregung, und die Behörden hatten genug zu thun, um ernstliche Störungen der öffentlichen Ordnung zu verhüten. Die sanitären Maßregeln hatten einen cantonalistischen Zustand zur Folge, der kaum je seinesgleichen gehabt hat. Zuerst erzeugte die Regierung durch ihre widerspruchsvollen Bestimmungen behufs Abwehr und Localisirung der Cholera völlige Unsicherheit bei den subalternen Behörden und beim Volke, und dann war sie dem Selbstschutz der Provinzen, der städtischen Verwaltungen, der Dorfbewohner gegenüber absolut ohnmächtig. Ihre Decrete, die Cordons später aufzuheben, wurden nicht beachtet,

ihre Bestimmungen nicht erfüllt, ihre Beamten und Aerzte an vielen Stellen abgewiesen und sogar unter Anwendung von Gewalt vertrieben.

Als im Jahre 1885 Dr. Ferran mit seiner Choleraimpfung hervortrat, bewies die Regierung wieder einen erstaunlichen Mangel an Umsicht. Ihre wissenschaftlichen Commissionen zur Prüfung des Ferran'schen Systems konnten zu keinen definitiven Resultaten kommen; die Impfungen wurden von der Regierung bald geduldet, bald verboten und wieder geduldet und wieder verboten, sodaß schließlich weder Ferran selbst, noch die Provinzialbehörden, noch das Publikum wußte, woran es sich halten sollte.

Die Presse wurde zwar nicht gerade der Censur unterworfen, aber vollständig geknechtet und mit solcher Parteilichkeit und Willkür behandelt, daß sie schließlich zum Selbstschutz schritt und einen Bund schloß, um ihre Glieder gegen die Uebergriffe und Ungesetzlichkeiten der Regierung zu vertheidigen. Diese bekundete leider bei jeder Gelegenheit, daß sie zum Absolutismus hinstrebte, daß ihr die constitutionellen Schranken höchst lästig waren, und sie überschritt dieselben, so oft dies ihren völlig reactionären Zwecken entsprach. Das Vereins- und Versammlungswesen hatte auch unter beständigen Einschränkungen und Verletzungen der bezüglichen verfassungsmäßigen Rechte zu leiden. Dadurch wurden die radicalen Parteien geradezu zu geheimen Vereinigungen gezwungen und verhindert, auf legalem Boden ihre Propaganda fortzusetzen. Die conservative Regierung brüstete sich zwar damit, daß keine großen revolutionären Bewegungen während ihrer Herrschaft ausgebrochen seien, daß sie dagegen eine Reihe von Verschwörungen entdeckt und im Keim erstickt habe; es kann aber niemand in Abrede stellen, daß gerade durch ihr Verhalten die revolutionären Bestrebungen auf das höchste gefördert worden sind, und wir müssen ernstlich befürchten, daß in kürzerer oder längerer Zeit die Folgen der reactionären Wirthschaft der verbündeten Conservativen und Ultramontanen in Form einer mächtigen socialen und politischen Krisis zu Tage treten werden. Die Conservativen behaupten, in diesen letzten zwei Jahren ihrer Herrschaft die materielle Lage des Landes wesentlich verbessert, Handel und Gewerbe gehoben zu haben. Alle diese Behauptungen werden durch die flüchtigste Untersuchung der einschlägigen Verhältnisse in allen Punkten durchaus widerlegt. Durch seine verächtlichen Aeußerungen über den Handel und die Industrie Madrids bekundete Cánovas zu seinem eigenen Schaden, daß ihm das Verständniß für eine gesunde Wirthschaftspolitik in bedenklichem Maße abgeht. Der sanitäre Cantonalismus, den die Regierung im Lande erst schuf, dann nicht beseitigen konnte und der schließlich völlig anarchische Zustände erzeugte, schädigte den Handel und die Industrie vollständig; die Reformen des Steuerwesens bewirkten dasselbe; sie zielten auf Kosten der Communen und der gewerbtreibenden Klassen auf Vermehrung der Staatseinnahmen, auf partielle Deckung der Deficits ab, das durch Verminderung der Beamtenheere, durch Ersparnisse in allen Ressorts um vieles hätte verkleinert werden können. Diese Steuerformeln und Steuerlasten waren solcher Art, daß sie vielfach die Industrie in ihrer Existenz bedrohten, Schließung zahlreicher Fabriken nach sich zogen und den an sich schon so großen Nothstand um ein Bedeutendes erhöhten, die Unsicherheit im Lande vergrößerten, das kaum unterdrückte Banditenwesen wieder zu voller Blüte brachten.

Es wurde allerdings dem Nothstande der arbeitenden Klassen zu steuern gesucht, weil man erkannte, daß derselbe eine der gefährlichsten Quellen wurde, aus denen die Anarchisten und Republikaner Nährstoff für ihre Propaganda schöpften. Aber diese Bemühungen gingen von den Demokraten und im besondern von Moret aus, der während seines Ministeriums den Plan entworfen hatte, die arbeitenden Stände sich selbst über ihre Bedürfnisse, über ihre Forderungen, über ihre Ansichten bezüglich Beseitigung des Nothstandes äußern zu lassen. Zu diesem Zweck waren in allen Provinzen Commissionen eingesetzt, die an das Centrum in Madrid zu berichten hatten, wo ebenfalls Vertreter aller Klassen von Arbeitern sich öffentlich über die aufgeworfenen Fragen aussprachen. Diese Enquête konnte aber nicht sofort zu befriedigenden Resultaten führen; sie lieferte aber ein ungemein wichtiges und interessantes Studienmaterial, das für spätere etwaige nachdrückliche Maßnahmen verwendet werden kann. Das praktische Resultat dieser „Informationen" waren einige Unterstützungen, die aus einem hierzu gesammelten Fonds gewährt wurden; seit dem Tode des Königs ist dann nichts weiter in dieser Richtung geschehen.

Im Ressort des Kriegsministeriums bereitete man die großartigsten Reformen vor; aber — wie immer blieb es bei den Versprechungen. Die kostbare Zeit wurde hauptsächlich zur Veränderung der Uniformen verwendet, was enorme Summen verschlang, und das bedeutendste Gesetz war schließlich eins über die Verwendung der Sergeanten im Civildienst. General Salamanca, der an der Spitze der Militärverwaltung stand, wußte sich durch seine Thätigkeit große Gunst im Heere zu verschaffen, und mit gewissem Recht. Er ließ sich nämlich die Besserung der Lage des Offizierstandes durch Einrichtung militärischer Consumvereine und durch Hebung und weitere Entfaltung der Militärindustrie angelegen sein. Diese Maßregeln und Institutionen waren und sind zum Theil sehr segensreich, weil sie beträchtliche Ersparnisse in den Haushaltungen der Offiziere ermöglichten.

Eins der wichtigsten und traurigsten Ereignisse dieser Periode war das Erdbeben, das am 25. Dec. 1884 die südlichen Provinzen Andalusiens heimsuchte, dort Tausende von Menschenleben forderte, und durch Vernichtung vieler Orte ein grenzenloses Elend anrichtete. Die öffentliche Mildthätigkeit des In- und Auslandes suchte allerdings die Noth zu lindern; leider wurde jedoch in der Verwendung der enormen Summen, die zusammenkamen, sehr viel versäumt, und wenn auch nicht gerade „Unregelmäßigkeiten" vorkommen werden, wie seinerzeit in Murcia, so geht die Vertheilung und Benutzung dieser Gelder doch nur sehr langsam vor sich und verfehlt zum Theil ihre Zwecke.

Die Beziehungen Spaniens zum Auslande wurden zunächst durch Differenzen mit Frankreich etwas gestört, das ernstlich Miene machte, den spanischen Einfluß in Marokko zu vermindern und unter dem Vorwand algerischer Grenzregulirungen einen Theil Marokkos zu annectiren. Außerdem bedrohten die Franzosen im Golf von Guinea auch die dortigen spanischen Besitzungen und forderten die spanische Regierung durch ihre Gelüste auf einige Colonien Spaniens zu energischen Reclamationen heraus.

Einen viel ernstern Charakter nahm jedoch der Conflict an, den Deutschlands Absicht, die Carolinen zu besetzen, in Spanien erzeugte. Es kamen eine Reihe von Umständen zusammen, um diese Angelegenheit in bedenklicher Weise zu compliciren.

Die Regierung hatte im Frühjahr 1885 völlig abgewirthschaftet. Sie konnte sich selbst keinen Täuschungen darüber hingeben, daß sie schwerlich über den Herbst hinaus die Zügel des Staates in ihren Händen würde behalten können. Die Freude zu herrschen ist aber doch eine zu große, als daß nicht alle Mittel aufgeboten und angewandt wurden, um dieselbe zu verlängern. Die Erklärungen Deutschlands, seine Absichten auf die Carolinen, erschienen der Regierung als eine vorzüglich willkommene Gelegenheit, ihr Ansehen im Lande wiederherzustellen, sich die längst verlorene Volksgunst zu erwerben und zugleich dem Lande einen großen Dienst zu leisten. Es gehörte ja nicht viel dazu, um die Volksleidenschaft zu entfesseln; es kam nur auf die geschickte Darstellung der schwebenden Streitfrage an, um einen allgemeinen Sturm im Lande zu erzeugen, den die Regierung für sich ausnutzen wollte. Sie hatte sich jedoch verrechnet; sie hatte die Interessen der Republikaner und Anarchisten nicht in Betracht gezogen, und nachdem sie die Angelegenheit in das gehörige Licht gestellt, mühelos Stimmung gegen Deutschland gemacht hatte, da sah sie sich vor einen innern Conflict gestellt, der sie und den Thron in ihrer Existenz auf das höchste bedrohten. Der Sturm des Pöbels auf die deutsche Gesandtschaft am Abend des 4. Sept. 1885 eröffnete eine dreitägige Periode der Anarchie, in der die Regierung machtlos der Revolution gegenüberstand. Nur dem Umstande, daß die letztere nicht gerüstet, daß alle ihre Führer verstreut waren, daß eine einheitliche Leitung fehlte, war es zu danken, daß der Thron vor einer Katastrophe gerettet wurde, deren Folgen unberechenbar waren. Nun suchten natürlich auch die monarchischen Liberalen aus dieser Angelegenheit ihren Vortheil zu ziehen und sich durch ihr Kriegsgeschrei die Gunst des Pöbels zu erwerben, für den Fall, daß der König sie sofort zur Regierung beriefe, da die conservative Partei allerdings durch den Conflict bis in ihre Fundamente erschüttert war. Der König war unter diesen Verhältnissen der einzige, der sich die Klarheit des Urtheils bewahrte und sich durch die chaotische Bewegung um sich her nicht beirren ließ, zugleich auch die Streitfrage selbst und vor allem die Kräfte des Landes richtig beurtheilte und nicht daran dachte, sich durch die exaltirten Massen zu einem thörichten Kriege gegen Deutschland treiben zu lassen.

Die Regelung dieser Conflictsfrage war der letzte Gegenstand, mit dem der König sich beschäftigte. Seit lange krank und sein Schicksal voraussehend, war er doch darauf bedacht, dem Lande die Gefahr zu verbergen, die demselben drohte, wenn er der Krankheit erlag, deren Fortschritte ihm nicht entgingen. Da die Regierung ihrerseits in ihrer kritischen Lage alles vermeiden wollte, was dieselbe erschwerte, so verheimlichte sie, sobald sie überhaupt die Gefahr bemerkte, die dem Lande drohte, ebenfalls den Zustand, in dem der König sich befand. Und wie es bei Lungenkrankheiten überhaupt der Fall, konnten auch die Aerzte den Gang der Krankheit nicht voraussehen; sie wußten, daß der König infolge einer Erkältung oder aus andern Anlässen sofort sterben, ebenso gut auch noch

lange Jahre leben konnte. Ein unverzeihlicher Fehler war es, daß Cánovas sich der Reise des Königs nach dem Süden oder an die Riviera Italiens widersetzte, und daß Don Alfonso in dem rauhen Klima Castiliens, in dem allen Winden ausgesetzten kalten, feuchten Pardo blieb.

Ganz unerwartet, nach zweitägiger Krisis, trat am 25. Nov. 1885 der Tod des achtundzwanzigjährigen Königs ein, der sich in seiner beinahe elfjährigen Regierung zu einem tüchtigen Staatsmann ausgebildet hatte, wie er dies in der Carolinenangelegenheit bewiesen. Ob er seinen Thron dauernd hätte behaupten können — das ist eine schwierige Frage. Er wußte selbst sehr wohl, daß die Gegner der Monarchie unermüdlich waren und sich langsam, aber erfolgreich zu einem Schlage gegen dieselbe rüsteten; er mußte im Herbst des Jahres auf eine neue Bewegung gefaßt sein, die man allgemein voraussah. Um so schmerzlicher mußte es für ihn sein, diesen Thron seiner jungen Frau, seinen unerwachsenen Kindern und einer dunkeln unergründlichen Zukunft zu hinterlassen. Aber die Revolution achtete die Majestät des Todes und verschob ihre Pläne auf die Zukunft; die von alter spanischer Ritterlichkeit immer noch erfüllte Nation entzog der Revolution vorläufig den Boden für ein erfolgreiches Gedeihen.

Mit dem Tode des Königs endete auch die Regierung der Conservativen; noch an demselben Tage reichte das Ministerium Cánovas seine Dimission ein und rieth der Königin, ein liberales Cabinet mit der Leitung des Staates zu betrauen.

Aegypten und der Sudan.

Von

Friedrich von Hellwald.

V.

Wenn die britischen Staatsmänner gedacht hatten, schon die Entfaltung ihrer geringfügigen Streitkräfte am Gestade des Rothen Meeres werde die „Rebellen" des östlichen Sudan von den dortigen Garnisonsorten zurückscheuchen, so hatten sie sich bitter und gründlich getäuscht. Auch bewegte sich ihre Politik in einem unlöslichen Widerspruch, welcher die in London herrschende völlige Rathlosigkeit verrieth. Während nämlich das englische Cabinet Aegypten rieth, den Sudan preiszugeben, und den General Gordon abgehen ließ, um den gefürchteten Mûhdi selbst durch friedliche Ueberredung „zur Raison zu bringen", traten sie im Osten seinem Unterbefehlshaber Osman-Digma mit Waffengewalt entgegen. Natürlich stand die eine dieser Operationen der andern unbedingt im Wege, und so war denn General Graham dem General Gordon und dieser jenem nur hinderlich. Was nun den letztern anbelangt, welchem wir ebenso wie dem zuletzt gegen Osman-Digma etwas in den Hintergrund getretenen Mûhdi uns nunmehr zuwenden müssen, so war es durchaus unklar, was eigentlich mit seiner Mission bezweckt werden solle. Man durfte sich fragen, ob denn die Herren an der Themse wirklich in dem naiven Glauben lebten, durch die Absendung eines einzelnen Mannes, dem sonst nichts als seine Kenntniß des Landes und eine immerhin ziemlich beschränkte Geldsumme zur Verfügung stand, eine Bewegung ersticken oder wenigstens in die ihnen genehmen Bahnen lenken zu können, wie es jene des Mûhdi im Sudan war. Vorurtheilsfreie mußten diese Frage von vornherein verneinen, und Rassam, der bekannte Erforscher von Assyrien, drückte sofort in einer Zuschrift an die „Times" die sehr begründete Besorgniß aus, daß die Sendung des Generals Gordon sich als ein ebenso großes Fiasco wie die von Hicks- und Baker-Pascha erweisen werde. Dagegen war Gordon selbst vom größten Selbstvertrauen erfüllt. Als er von Kairo abreiste, waren die letzten Worte, die er an Nubar-Pascha richtete: „Ich werde die Ehre Aegyptens retten!" Nubar antwortete: „Kümmern Sie sich nicht um Aegypten; aber retten Sie die Weiber und Kinder." Indeß theilten auch andere Gordon's Zuversicht, so Georg Schweinfurth, dem man bei seinem langjährigen Aufenthalt in den Nilländern allerdings ein schärferes Urtheil

hätte zutrauen sollen. Am 3. Febr. 1884 schrieb er von seiner Ueberzeugung, daß Gordon seine Aufgabe nicht nur erfüllen, sondern einen vollständigen Erfolg erringen werde, daß derselbe seine eigenen Pläne habe, mit denen er die Welt überraschen werde. Letzteres traf, freilich in ganz anderm Sinne, zu.

Gleich am Anfang hatte der kühne und fromme Schotte einen Miserfolg zu verzeichnen. Auf seinen Wunsch war nämlich vereinbart worden, daß Sibehr Rahama, der Eroberer Darfurs, ein Mann, welcher den allergrößten Einfluß im Sudan besaß, ihn dahin begleiten solle. Die zu diesem Zwecke angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich indeß, da Sibehr es ablehnte, auf eine zwischen ihm und Gordon schwebende Blutfehde zu verzichten, die dadurch entstanden war, daß Gordon seinerzeit einen Sohn Sibehr's hinrichten ließ. So ging denn Gordon allein, nur in Begleitung des Obersten Stewart und weniger ergebener Eingeborener, nahm allen Warnungen und Unglücksprophezeiungen zum Trotz den Weg von Koroskо durch die Nubische Wüste und das Gebiet der Bischarin nach Abu-Hammed am Nil und traf, obgleich er mittlerweile durch eine falsche Depesche für gefangen erklärt worden war, wohlbehalten und frei am 11. Febr. in Berber ein, wo er von der Bevölkerung sehr freundlich aufgenommen worden sein soll. Einem Scheich, der als gefährlich bezeichnet wurde, sandte Gordon die Botschaft: „Trefft mich in Chartum; wollt ihr den Frieden, so will ich ihn, denn ich bin für den Frieden; wollt ihr den Krieg, so bin ich auch bereit." Am 17. Febr. gelangte der englische General nach Chartum, wo er gleich daranging, seinen „Plan" auszuführen. Dieser zielte darauf ab, die Garnisonen aus dem Sudan „friedlich" zurückzuziehen und den frühern Zustand wiederherzustellen. In Bezug auf die Durchführung der letztern Aufgabe plante er, die kleinen Sultanate, welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch den ägyptischen Herrscher Mehemed-Ali bestanden, wieder aufzurichten und die Herrschaft den Nachkömmlingen dieser Sultane zu übertragen. „Den Sudan den Sudanesen", das war beiläufig mit kurzen Worten Gordon's Programm. Bei dieser Rückgabe des Landes zog er den Mühdi nicht in Berechnung, sondern wollte es den Sultanen überlassen, ob sie seine Oberherrschaft anerkennen wollten oder nicht. Gleich nach seiner Ankunft erließ er eine Proclamation, worin er den Mühdi als Sultan von Kordofan anerkannte und den Erlaß der Hälfte gewisser Steuern ankündigte, während bezüglich des Sklavenvertrages keinerlei Einschränkung eintreten solle. Diese Proclamation machte in Chartum einen günstigen, in London aber im ersten Augenblick einen geradezu niederschmetternden Eindruck. General Gordon, der christliche Vorkämpfer par excellence für die Befreiung der Sklaven, der leidenschaftliche Hasser der Sklavenhalter und Sklavenhändler, Gordon, der Dutzende sudanischer Großen seinerzeit aufknüpfen ließ, weil sie mit Sklaven handelten; er, der mit dem Eifer eines alttestamentarischen Propheten und mit der Sprechweise eines solchen gegen die Niedertracht der Sklaverei und des Sklavenhandels donnerte — derselbe Mann, hieß es, führt die Sklaverei und den Sklavenhandel im Sudan wieder ein! Diese in der europäischen Presse vielfach verbreitete Auffassung beruhte jedoch, wie wir sogleich bemerken wollen, auf einem Misverständniß. Gordon's Proclamation bezog sich nicht auf den Sklavenfang, sondern auf das Sklavenhalten, und das ist ein sehr

wesentlicher Unterschied. Was nun das Sklavenhalten anbelangt, so war allerdings am 17. Aug. 1877 zwischen England und Aegypten ein Vertrag abgeschlossen worden, worin der Chidiv sich verpflichtete, den öffentlichen wie den privaten Sklavenhandel innerhalb zwölf Jahren gänzlich abzuschaffen. In Aegypten hatte nach dieser Convention der Sklavenverkauf von Familie zu Familie schon im August 1884, im Sudan aber erst 1889 aufzuhören. Es verblieben somit den sudanesischen Sklavenhaltern vertragsmäßig noch fünf Jahre Frist, während welcher jeder Eingriff in die Gesindesklaverei ausgeschlossen war. Die von England selbst ausgesprochene Trennung des Sudan von Aegypten machte nun für diesen alle bezüglichen Verträge zwischen Kairo und den fremden Mächten nichtig; auch die Uebereinkunft von 1877 ward nun Makulatur, und da an die Eroberung des Sudan durch die Engländer oder Aegypter nicht zu denken war, da es sich nur um die Sicherheit der ägyptischen Besatzung handelte, gewährleistete General Gordon, was er zur Zeit seiner größten Macht nicht anzutasten für räthlich hielt und was er nunmehr schon gar nicht ändern konnte: den Fortbestand der mit den socialen und religiösen Ideen des Landes innig verflochtenen Gesindesklaverei. So weit kann man Gordon's Vorgehen nur billigen und war das darüber erhobene Gezeter nicht am Platze. Die Anerkennung des Mühdi als Emir von Kordofan schloß keine erstaunliche Großmuth in sich, denn er war der wirkliche Beherrscher der Provinz. Der Nachlaß der Hälfte der Steuern hieß aber nur eine Null in Brüche theilen, weil das Volk völlig außer Stande war, dieselben zu entrichten.

Gordon und Oberst Stewart eröffneten sofort Bureaux im Mudiriehgebäude zu Chartum und liehen jedermann, der mit einer Beschwerde kam, aufmerksames Gehör. Die Bücher, in welchen die Steuerrückstände verzeichnet waren, wurden öffentlich verbrannt, sowie alle Geräthe, welche bei der Bastonnade gebraucht worden. Dann setzte Gordon einen Rath der liberalen Notabeln, alle Araber, ein, besuchte das Krankenhaus, das Arsenal und das Gefängniß, woraus er alle ungesetzmäßig darin Festgehaltenen entließ. Die Stadt wurde glänzend beleuchtet durch die Eingeborenen und die Neger, welche, wie die Berichte lauteten, „alle von Gordon entzückt" waren. Zum Befehlshaber der in Chartum verbleibenden Truppen, Sudanesen, ernannte er Afresh-Bei-Schilluk, einen Neger, der unter Bazaine in Mexico sich das Kreuz der Ehrenlegion erworben. Sämmtliche Fellahtruppen wurden nach Kairo zurückbeordert; Oberst Coetlogon und Ibrahim-Pascha-Haidar, der frühere Truppencommandant, reisten ihnen am 23. Febr. voraus, um die nöthigen Anstalten zu treffen. Gordon entbehrte sie leichten Sinnes. „Ich glaube", so schrieb er an Coetlogon, „daß nicht die mindeste Gefahr für Chartum vorhanden ist, welches ich für ebenso sicher wie Kairo halte." Die Stadt war auch vollkommen ruhig, nachdem die ägyptischen Truppen alle sicher nach Omderman gebracht worden. Hinreichende Lebensmittel waren in Chartum vorhanden. Allein nur sehr kurz dauerte die Freude über diese prächtigen Zustände; schon nach wenigen Tagen kamen Nachrichten von Gordon, welche ganz anders lauteten als die frühern, und in denen keineswegs mehr die Zuversicht in den Erfolg seiner friedlichen Sendung sprach. Ja, schon am 26. Febr. sah er sich genöthigt, an die Bevölkerung des Sudan folgende Proclamation zu erlassen:

„Vom Tage meiner Ankunft ab bis heute habe ich euch gesunde Rathschläge ertheilt, und alles ist gethan worden, um die Ruhe zu sichern und dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Meinem Rathe ist nicht Gehör geschenkt worden, und ich bin daher wider meinen Willen genöthigt, britische Truppen herbeizurufen. Dieselben sind jetzt unterwegs und werden in wenigen Tagen ankommen. Ich werde alle, die ihr Betragen nicht ändern, streng züchtigen. Ihr wißt wol, daß mir das, was vorgeht, nicht unbekannt ist, und ich schreibe dies, damit ihr meinen Entschluß kennen möget."

Diese Proclamation blieb indeß erfolglos, und ebenso erfolglos verlief die versöhnliche Mission des Obersten Stewart, welche bezweckte, die Bevölkerung am Weißen Nil zu beruhigen. Stewart und dessen Begleiter konnten in ihren Dampfern zwar unbehelligt passiren, doch wurden an verschiedenen Uferorten zahlreiche Eingeborene mit drohender Haltung bemerkt. In Chartum selbst verflog der erste Enthusiasmus rasch und machte schweren Besorgnissen Platz; von den oberhalb Chartum wohnenden Negerstämmen wurden aber Gordon's Proclamationen einfach verhöhnt. Etwas befriedigender als die erste fiel eine zweite Recognoscirung Stewart's am Weißen Nil in den ersten Tagen des Märzmonats aus, da es ihm gelang, mehrere Scheiche zur Unterwerfung zu bewegen; aber damit war nur wenig gewonnen, und Gordon kam sehr bald zur Einsicht, daß seine Mission gescheitert, er durch die Unentschiedenheit der Regierung schachmatt gestellt sei. Er selbst erkannte jetzt mit andern, daß Sibehr-Pascha, dieser „König der Sklavenhändler und diese Geisel Centralafrikas", aber ein Sudanese von unbezweifelter Energie und Begabung, der einzige mit den Sudanesen in Verbindung stehende Mann sei, welcher die Fähigkeit und Stärke besaß, das Haupt einer Regierung daselbst zu werden, weshalb er ihn auch als seinen Nachfolger empfahl, zum nicht geringen Entsetzen der englischen Theoretiker. Gordon verhehlte es sich auch nicht, daß es mit der vorrückenden Zeit den Sendlingen des Mühdi gelingen werde, die Stämme zwischen Chartum und Berber zum Aufruhr zu bewegen, was allerdings unmöglich geworden wäre, wenn die Engländer unmittelbar nach Graham's Siege bei El-Teb nach Berber vorgerückt wären. Dazu waren sie aber, wie wir wissen, nicht stark genug, und so verlor Graham's Sieg jede Bedeutung. Sein sofortiger Rückzug aber entpuppte sich als ein Fehler, weil er die Anhänger des Mühdi in Mittelsudan ermuthigte, die Beunruhigungen der Straße von Suakim nach Berber fortzusetzen. Und auf diesen ersten Fehler folgte sofort der zweite noch weit schwerere, der Rückzug nach dem Siege von Tamanieb. Es ist, als ob die britischen Strategen und Politiker aus der Geschichte absolut nichts lernen wollten, denn seit Jahrzehnten begehen sie überall die nämlichen Misgriffe. Angriff mit einer Hand voll Leute, Schlappe, rasches Aufraffen und Absendung von Streitkräften, gerade stark genug, um die Scharte auszuwetzen, Sieg, Unfähigkeit denselben wegen Mangels an Truppen sofort zu verfolgen, daher rascher Rückzug, Summa: Schlag ins Wasser — dieses System wiederholt sich in trostloser Monotonie, wo immer die Engländer Krieg führen: bei den Aschanti, in Afghanistan, in Südafrika, in Aegypten und im Sudan. So gestaltete sich Gordon's Lage immer peinlicher und bedenklicher. Zwar schloß sich ihm der Stamm der Haggis

an, um das Vorrücken des Scheich El-Obeid, eines der leitenden Stammesfürsten zwischen Schendy und Chartum, welcher sich für den Mühdi erklärt hatte, an den Nil zu verhindern; aber alle Stämme um Schendy folgten dem Beispiel dieses Führers. Bald war alles Land südlich von Berber in vollem Aufruhr und Chartum selbst fast umzingelt. Infolge dessen schwand die Aussicht auf eine Wiedereröffnung des Weges zwischen Chartum und Berber. Ein einziger Mann konnte diesen Weg öffnen: Sibehr-Pascha, welcher Beziehungen mit Schendy unterhielt. Nur er konnte Gordon retten, wenn sonst nicht eine britische Armee ausgesandt werden sollte, um ihn zu holen. Aber England weigerte sich, den alten Sklavenhalter auf den Gouverneursposten nach Chartum zu berufen, obgleich alle Beamten ihn für den rechten Mann in der damaligen Krise hielten. Sehr richtig schrieb der „Times"-Correspondent aus Alexandria schon im März 1884: „Wenn Sibehr nicht nach Chartum geht, so bedeutet dies ein Todesurtheil. Gordon ist in dem Rachen des Löwen." In der That war derselbe in Chartum fast gänzlich blokirt. Auf beiden Nilufern südlich von Schendy standen große Haufen Aufständischer. Gordon errichtete allerdings ein befestigtes Lager auf der entgegengesetzten Seite am Blauen Fluß, und am 15. März sandte er eine Expedition von 1200 Mann auf drei Dampfern den Strom hinab, um die von den Aufständischen belagerte Garnison von Halfaja, 500 Mann Haggis, zu entsetzen, was auch glücklich gelang. Als er aber am nächsten Tage mit 3000 Mann und 20 Geschützen auszog, um sich mit Gewalt den Weg nach Schendy zu öffnen, stieß er bei Halfaja auf den Feind. Seine Baschi-Bosuk wurden von etwa 60 Reitern der Aufständischen angegriffen und wandten sich zur Flucht. Die Infanterie, gleichfalls von Panique ergriffen, ließ die Geschütze im Stich und flüchtete, von feindlichen Reitern verfolgt, nach Chartum, wohin auch Gordon zurückkehren mußte. Verrath zweier Paschas, Said und Hassan, die deswegen auch hingerichtet wurden, war bei dieser schmählichen Affaire im Spiele.

War nun auch das Gerücht unwahr, wonach Chartum an den Stellvertreter des Mühdi übergeben worden, so machte doch die Nachricht von Gordon's Niederlage einen peinlichen Eindruck. Sein Auftreten in Aegypten hatte allerdings in der ganzen civilisirten Welt mehr Befremden erregt, als Beifall gefunden. Alle Unbegreiflichkeiten nahm man aber hin in der Meinung, daß Gordon Land und Leute im Sudan am besten kenne und daher der einzige sei, der zu beurtheilen wisse, wie der ägyptische Staat vor der drohenden Gefahr geschützt werden könne. Nun aber ließ sich die Thatsache nicht leugnen, daß es dem Zauber seines Namens nicht gelungen, den Sudan zu pacificiren. Seine Mission war, wie dies von Kennern des Orients vorausgesagt wurde, völlig gescheitert, und dies schon kaum vier Wochen nach seiner Ankunft. Es gelang ihm in keiner Weise, die Macht und das Ansehen des Mühdi zu erschüttern, der übrigens während der letzten Monate bei den kriegerischen Ereignissen im Sudan persönlich keine Rolle mehr gespielt, wie denn auch die Operationen nicht von Obeïd, seinem frühern Hauptquartier, ausgingen. Wo der Mühdi sich befinde, wußte lange niemand; alle Angaben tappten im Finstern herum, bis man endlich erfuhr, daß Rudolf Slatin-Bei, der Gouverneur von Darfur, in seiner Hauptstadt Fascher vom Mühdi ein-

geschlossen sei. Ebenso waren die Orte Dara, südlich, und Masarra und Fodscha, östlich von Fascher, von Aufständischen umgeben, während die Garnisonen von Omschanga und Tuëscha sich ergeben hatten. Der Mûhdi hatte sich also einstweilen gegen Westen gewandt und dort nicht ohne Erfolg operirt. Ein Gerücht wollte Anfang April wissen, daß Slatin-Bei capitulirt habe. Die Entfernung des Mûhdi erklärt sowol seine anscheinende Unthätigkeit seit dem 4. Nov. 1883 als auch, daß die Antwort auf Gordon's Proclamation so spät nach Chartum gelangte. Weit entfernt, über dieselbe, wie liebedienerische Berichte schon zu versichern sich vermaßen, ehe dieselbe noch den Propheten erreicht haben konnte, hoch erfreut und beglückt zu sein, trafen Ende März zwei Abgesandte des Mûhdi in Chartum ein und erklärten, der Mûhdi lehne die Ernennung zum Sultan von Kordofan ab. Er rathe dem General Gordon, zum Islam überzutreten. Darin allein lag ein vernichtender Hohn. So wie die Dinge um jene Zeit im Sudan lagen, sah die britische Regierung sich unmittelbar vor die Frage gestellt: „Sollen Gordon, die Garnisonen, die Aegypter und die Europäer ihrem Schicksal überlassen werden, oder muß sich England doch zu einer Expedition ins Innere des Sudan entschließen, um sie zu befreien?" Einen dritten Weg gab es nicht, und da die Lage sich mit jedem Tage verschlimmerte, so mußte eine Entscheidung auch unverzüglich getroffen werden. Die zweite Alternative lief dem ursprünglichen Programm der englischen Regierung zwar schnurstracks zuwider, wurde aber um Gordon's willen von der öffentlichen Meinung gebieterisch und allgemein begehrt, abgesehen von jenen wenigen Stimmen, welche auf theoretischem Wege, wie durch Verkündigung eines englischen Protectorats über ganz Aegypten, dem Bedrängten helfen zu können wähnten. Als ob der Mûhdi und Genossen sich um ein solches Protectorat im geringsten kümmern würden, wenn es ihnen nicht verkörpert durch Tausende von Bajonneten unter die Augen trat! Die englische Regierung verharrte indeß am liebsten in ihrer „meisterlichen Unthätigkeit", und da wegen der vorgerückten Jahreszeit es nicht mehr möglich schien, kriegerische Operationen gegen Chartum zu eröffnen, so blieb nichts übrig, als Gordon seinem Schicksal zu überlassen und abzuwarten, wie er sich mit den Sudanesen zurechtfinden werde, wobei die britischen Staatslenker sich und andern gern einredeten, daß Gordon's Lage gar nicht so kritisch sei, wie dargestellt worden. Zugleich bemühten sie sich, die ganze Frage auf das diplomatische Gebiet hinüberzuspielen, was einer Verschleppung gleichkommt, und eröffneten diesbezügliche Verhandlungen mit Konstantinopel und Kairo. Dort, in letzterm Orte, war Clifford Lloyd, welcher den Posten eines ägyptischen Unterstaatssecretärs bekleidete, in Conflict gerathen mit Nubar-Pascha, welcher mit seinem Rücktritt drohte. Zwar ward dieser überredet oder gezwungen, vorläufig im Amte zu bleiben; doch war die Beilegung der Krise blos eine zeitweilige, und es handelte sich für die englische Regierung nicht nur in der Sudanfrage, sondern auch wegen der weitern Politik, von welcher die Finanzlage und die Zukunft Aegyptens abhingen, eine Entscheidung zu treffen.

Werfen wir, ehe wir fortfahren in der Schilderung der Begebenheiten im Sudan, einen Blick auf Aegypten und die Politik, welche daselbst das Cabinet

von Saint-James befolgte, so kann man sich nicht verhehlen, daß dieselbe mit einer vollständigen Niederlage Englands endete. Seit der Beschießung Alexandrias im Juni 1882 hatte England thatsächlich jeden andern Einfluß in Aegypten beseitigt, sich die ausschließliche Controle der Verwaltung des Landes angemaßt. Und es hat nicht an einer starken Strömung in England gefehlt, welche darauf drang, daß dieser Ausschluß fremden Einflusses dauernd und endgültig sei, daß England ohne weitere Rücksicht die ganze Verantwortung für die Regierung in Aegypten, also offen das Protectorat übernehmen müsse. Dieser Strömung gegenüber hielt die Regierung Gladstone's an dem Programm fest, das Protectorat oder die Annexion abzulehnen, Aegypten vielmehr durch die Aegypter regieren zu lassen. So wurde die Politik der Nichteinmischung verkündet, während doch thatsächlich kein Wille galt als der englische. Dadurch entstand ein Zustand der Unsicherheit und Zweideutigkeit, welcher zunächst auf den Krieg im Sudan lähmend wirkte und mittlerweile die Finanzen in die schlimmste Lage gebracht hatte. Die alten Lasten, von denen das Land bedrängt ist, die Kosten der englischen Besatzung und des sudanesischen Krieges, die Räuberbanden im Nildelta, die Verwirrung, die bei der Ungewißheit, wer eigentlich im Lande regiere, in allen Zweigen der Verwaltung einriß: das alles hatte Aegypten an den Rand des Abgrundes geführt. Oberst Moncrieff nannte in einer Denkschrift vom Jahre 1884 die Lage des Landes eine erschreckende; die Preise der landwirthschaftlichen Producte seien in den letzten zwei Jahren um die Hälfte, oder gar zwei Drittel herabgesunken; die Rinderpest, der Baumwollwurm und die Cholera, welche 1883 wüthete, hätten das Volk vollends ganz heruntergebracht; der Handel stocke vollständig und die Steuern seien thatsächlich nicht mehr einbringbar. Ein Versuch der Steuereinhebung in natura 1884 schlug vollständig fehl. Die Fellahin Oberägyptens verweigerten auf das hartnäckigste die Steuerzahlung sowol in Geld als in natura. Es zeigte sich dabei zwar kein offener, allein allerorten ein trotziger passiver Widerstand, welchen die Scheiche und Notabeln begünstigten. Bis 4. Juli 1884 stand die Regierung vor dem Bankrott, da kein Pfennig vorhanden war für die laufenden Ausgaben. Der Finanzminister befahl daher die sofortige zwangsweise Eintreibung der Steuern, eventuell Verkauf der Ländereien der steuerrückständigen Bauern. Dies trieb mitunter zu offener Auflehnung, zumal keine Autorität mehr bestand. Die ehemalige ägyptische Polizei wurde in die englische Armee eingereiht; das zum Schutze des Innern des Landes errichtete Gensdarmeriecorps war im Sudan decimirt worden und die ägyptischen Truppen bildeten einen wesentlichen Bestandtheil des englischen Heeres. So stand der ägyptischen Verwaltung keinerlei bewaffnete Macht zu Gebote, um ihren Befehlen Achtung zu verschaffen, und es herrschten wahrhaft anarchische Zustände. Als Endergebniß der britischen Staatskunst war das Finanzwesen Aegyptens dermaßen erschüttert, daß der britischen Regierung nichts übrigblieb, als entweder doch den Entschluß zu fassen, Aegypten rücksichtslos unter ihre unmittelbare Herrschaft zu nehmen, oder aber mit den andern Großmächten zu berathen, was weiter geschehen solle. Vor den ungeheuern Lasten, welche unter den herrschenden Verhältnissen eine Annexion Aegyptens England auferlegt hätte, schreckte das Cabinet zurück und wählte dem-

nach den letztern Weg. Seine Staatskunst war mit ihrem Latein zu Ende. Indem England die Großmächte im April 1884 zu einer Conferenz über die ägyptischen Finanzen nach London einlud, wurde die ägyptische Frage mit einem Schlage wieder international. Handelte es sich doch darum, daß der Wirrwarr der ägyptisch-sudanesischen Fragen, die durch die englische Politik zu einem unlösbaren Knäuel geworden, mit Hülfe Europas glücklich wieder auseinandergewickelt werde. Bald sah man auch die Unmöglichkeit ein, auf der Conferenz sich nur mit den Finanzen Aegyptens und nicht zugleich auch mit Politik zu beschäftigen. Im Princip nahmen die meisten Mächte die englischen Conferenzvorschläge an, und auch die Pforte trat ihnen bei unter der Bedingung, daß die politischen Rechte des Sultans nicht gefährdet werden dürfen. Die wichtigste Macht, auf welche England Rücksicht nehmen mußte, war natürlich Frankreich, welches seinerzeit von jedem Einflusse in Aegypten auszuschließen Englands eifrigstes Bemühen war und das dennoch in Aegypten die allerwichtigsten Interessen besaß. In den französischen Kreisen des Nildeltas herrschte daher auch eine leicht begreifliche Erbitterung gegen die englische Intervention, und ihre Presse, namentlich der „Bosphore Egyptien", schlug einen so heftigen und aufreizenden Ton an, daß die englischen Blätter es für nothwendig erklärten, Maßnahmen gegen dieselbe zu treffen. Frankreich mußte also vor allem für die Conferenzidee gewonnen werden; in den darauf bezüglichen Verhandlungen trug Frankreich den vollständigsten Sieg davon; denn das britische Cabinet beschloß am 25. Mai 1884, die Vorschläge Frankreichs anzunehmen, welche dahin gingen, Aegypten binnen einer bestimmten Frist zu räumen und seine Einwilligung zu einer unmittelbaren Controle zu geben, welche in allen finanziellen Angelegenheiten Aegyptens die oberste Entscheidung haben solle. Als sichtbares Zeichen dieser inhaltsschweren Wendung verließ Clifford Lloyd, der Träger britischer Machtgelüste, am 28. Mai Kairo. Die ganze englische Colonie gab ihm das Geleit zum Bahnhofe. Charakteristisch sind die Aeußerungen eines hochgestellten ägyptischen Würdenträgers bei dieser Gelegenheit. Er sagte: „Englands hervorragender Einfluß in Aegypten begann am 11. Juni 1882 und endigt am 28. Mai 1884. Ich habe Englisch gelernt; ich werde jetzt Französisch studiren." Nach dem mit Frankreich abgeschlossenen Vertrage, welcher England die Alleinherrschaft in Aegypten wieder entreißt, bleiben die britischen Truppen in Aegypten bis zum 1. Jan. 1888, außer wenn inzwischen nach dem Ermessen der britischen Regierung die Regierung des Chidiv dort festen Fuß gefaßt haben sollte. Nach dem erwähnten Datum wird der Abzug der Truppen nur mit einstimmiger Genehmigung der Mächte erfolgen. Die Occupation wird indeß am 1. Jan. 1888 nicht enden, wenn England mit Zustimmung auch nur einer europäischen Macht dieselbe fortzusetzen wünscht. Was die finanzielle Seite betrifft, so werden die unificirte Schuld und die privilegirte Schuld einer 10 Proc. betragenden Couponsteuer unterworfen, sodaß die 4proc. unificirte Schuld nur noch $3^3/_5$ Proc., die 5proc. privilegirte noch $4^1/_2$ Proc. geben würde. Die damit verfügbar werdende Summe von 400000 Pfd. St. soll die 5proc. Zinsen eines neu aufzunehmenden Anleihens von 8,000000 Pfd. St. aufbringen. Die Finanzcommission wird wiederhergestellt und dem englischen und dem französischen Commissar

sollen ein oder zwei von den Großmächten zu bestellende europäische Commissare zugesellt werden, alle mit weitgreifenden Berechtigungen, sodaß die Commission sich thatsächlich zu einer Controle der Verwaltung des Landes gestaltet. Die Mittheilungen des englischen Cabinets über das mit Frankreich erzielte Abkommen gingen am 17. Juni 1884 von London ab und wurden folgenden Tages in den europäischen Hauptstädten übergeben und den Großmächten zur Annahme als geeignete Basis für die Berathungen der noch auf dem Papier befindlichen Conferenz empfohlen. Zugleich wurden die betreffenden Schriftstücke sowol den französischen Kammern als dem britischen Parlament vorgelegt. Einer besondern, nach der auf die ägyptischen Finanzen bezüglichen, aber gleichfalls in London zu haltenden Conferenz blieb vorbehalten, die Neutralisirung des Suezkanals auf den in einem Rundschreiben Lord Granville's vom 3. Jan. 1883 niedergelegten Grundlagen zu regeln, worin allerdings England dadurch für sich gesorgt hatte, daß für „Aegypten" darin allerlei Vorrechte ausbedungen waren. Alles in allem bedeutete aber das ganze Abkommen ersichtlich ein Zurückweichen Englands; das Ergebniß seiner zweijährigen Verwaltung war ein finanzieller Bankrott, der nur mit Hülfe der andern Staaten sich abwenden ließ.

Diese dem Gange der Ereignisse im Sudan vorausgreifende Schilderung schien nicht überflüssig, da sie das schwankende Benehmen des Cabinets während der nächsten Monate in Bezug auf den Sudan zu illustriren geeignet ist. Zurückweichen auf der ganzen Linie, das war der Kernpunkt der londoner Politik, welche, wie die Blaubücher nachweisen, in den wichtigsten Punkten nicht nur General Gordon's Wünschen und Gesuchen zuwider, sondern auch gegen den Rath ihres eigenen Vertreters in Aegypten, Sir Evelyn Baring, handelte und überhaupt den ungünstigsten Eindruck macht. Gordon's Vorschlag, Sibehr-Pascha nach Chartum zu senden, lehnten die londoner Staatskünstler am 28. März endgültig ab, und es ist nicht gewiß, ob diese Entscheidung dem General bekannt geworden, welcher am 7. April Sibehr telegraphisch zum Generalgouverneur von Chartum bestellte, was dieser nunmehr nicht annahm. Am 24. März empfahl Baring dringend, einen Theil der Expedition Graham's ohne Verzug zur Eröffnung des Weges von Suakin nach Berber zu verwenden; wir wissen, mit welchem Erfolge. Am 8. April sandte Gordon eine Depesche an Baring, aus welcher ersichtlich war, daß er sehr entrüstet sei, weil er mit Recht folgerte, daß er preisgegeben werden würde. Anfang April meldete Hussein-Pascha, der Gouverneur von Berber, alle Stämme zwischen Schendy und Chartum seien in offenem Aufruhr und mit den mächtigen Bischarin in Verbindung. Berber und Dongola sahen der Umzingelung durch die Aufständischen entgegen. Seit dem 23. März hatten Gordon's Dampfer und eine mit einer Kruppkanone ausgerüstete Barke täglich Gefechte mit dem Feinde unterhalb des Zusammenflusses der beiden Nile. Gordon's befestigte Stellung auf dem nördlichen Nilufer gegenüber dem Palast bestand aus zwei großen Gebäuden, mit Schießscharten versehen und von Baschi-Bosuk besetzt. Auch ließ Gordon einen 4 Meter hohen Wall aufwerfen, rechtwinkelig von Markay's Haus nach der neuen Moschee, dann östlich gegen das Arsenal zu. Innerhalb dieser improvisirten Be-

festigung befanden sich die katholische Mission, die Läden und Häuser der namhaftesten Kaufleute und die Kasernen. Die außerhalb der Wälle gelegenen benachbarten Häuser, die von Unzufriedenen bewohnt wurden, ließ Gordon niederreißen und dem Erdboden gleichmachen. Brotfrüchte waren für 18 Monate vorhanden, aber keine Schlachtthiere. Dabei waren die Baschi-Bosuk meuterisch und mußten aufgelöst werden. Chartum war gewissermaßen das Centrum des ungeheuern Rebellenlagers. Vier Verräther ließ Gordon ohne weiteres erschießen. Ein Versuch, mit einem Dampfer die feindlichen Linien zu durchbrechen und nach Berber zu gelangen, schlug fehl; dagegen konnte ein Angriff auf das befestigte Lager bei Omderman zurückgewiesen werden. Gordon selbst erachtete nunmehr den Zeitpunkt zum Rückzuge für gekommen; schon aber war Berber so bedroht, daß Nubar-Pascha sich bestimmt weigerte, im Amte zu bleiben, wenn Berber, dieser Schlüsselpunkt, nicht sofort Hülfe erhalte. General Wood traf deshalb eilige Vorbereitungen zur Absendung von Truppen, falls England keine Einsprache erhebe. Im Ministerrath und im Verein mit den englischen Vertretern ward am 23. April zu Kairo der förmliche Beschluß gefaßt, der britischen Regierung die Absendung einer gemischten, aus englischen und ägyptischen Truppen bestehenden Expedition zum Entsatze Berbers zu empfehlen. Wie es scheint, war es der Mühdi selbst, welcher die Höhen von Schendy besetzt hielt und Berber vollständig abgeschnitten hatte; seine Leute hielten auch die Straßenzüge nach Abu-Hammed und Koroskо stark besetzt. Berber seinem Schicksal überlassen, hieß aber nicht nur Chartum und Gordon preisgeben, sondern auch dem Mühdi den Weg nach Aegypten öffnen. Das Vorgehen desselben verdient als charakteristisch erwähnt zu werden. Er hatte keine eigentliche stehende bewaffnete Macht und beanspruchte auch kein weltliches Regiment. Er wirkte weit mehr durch seine Proclamationen, durch Absendung von Emissaren, als durch Aufbietung von Bewaffneten. Zuerst erschienen einzelne Derwische und Sendlinge, welche die Wiederherstellung des Islam in seiner Reinheit predigten und die Vertreibung der Fremden als Ziel der Bewegung hinstellten. War die Bevölkerung einer Gegend hinlänglich aufgeregt, so sandte er Waffen und es fand sich wol irgendein Araberstamm der Gegend bereit, angriffsweise vorzugehen und den Kern zu den aufständischen Scharen zu bilden. Dann kam ein „Wakil" oder Stellvertreter des Mühdi mit Waffen und Munition, um die Leitung zu übernehmen, die Bewegung zu organisiren und ihr eine einheitliche Richtung zu geben. In dem ganzen Vorgehen ist eine gewisse Methode zu erkennen, die ganz den Verhältnissen und der Bildungsstufe der betreffenden Völkerschaften angemessen ist. Solche Abgesandte mit Briefschaften des Mühdi kamen im Mai schon bis Assuan in Oberägypten, und jedenfalls durfte man alles Land bis Wady-Halfa schon als verloren betrachten. Aus Berber sandte der Gouverneur am 28. April den letzten Hülferuf, und der dortige britische Vertreter, Cuzzi, zog sich nach Koroskо zurück. Die Aegypter fraternisirten mit den Aufständischen, und dem Afrikareisenden Sir Samuel Baker schien eine furchtbare Katastrophe unvermeidlich, wenn nicht sofort Mittel ergriffen würden, um der vom Mühdi ausgehenden Bewegung ein Ende zu machen.

Durch diese bedrohliche Gestaltung der Dinge ward die britische Regierung

endlich aus ihrer Unthätigkeit emporgerüttelt. Ein Ministerrath fand statt, dem auch General Lord Wolseley beigezogen wurde. Die Absendung ägyptischer Truppen zum Entsatze von Berber und Chartum ward beschlossen, Gordon aber zugleich aufgefordert, so rasch wie möglich aus Chartum zurückzukehren, da der ursprüngliche Plan der Räumung des Sudan aufgegeben sei. Die Wahl des Weges blieb vollständig seinem Ermessen überlassen, und unbeschränkte Geldmittel wurden ihm zur Verfügung gestellt. Der Vormarsch begann von Assuan am 16. Mai unter Oberst Trotter. Major Kitchener hatte sich der Mitwirkung von Ababde- und Bischarinarabern zu Patrouillendiensten versichert. Am 1. Jan. konnte dieser tapfere Offizier, ein tüchtiger Kenner der Araber und ihrer Sprache, von Korosko in der Richtung nach Murad aufbrechen; aber inzwischen waren zwei weitere Katastrophen eingetreten, welche des Mûhdi Macht und Ansehen gewaltig steigerten, obgleich lächerlicherweise alle Wochen einmal die Notiz, daß der Aufstand in der Abnahme und des Mûhdi Einfluß im Sinken begriffen sei, die englischen Zeitungen durchlief. Zunächst erfuhr man, daß Slatin-Bei endlich doch habe Fascher, die Hauptstadt Darfurs, an Zugel-Bei übergeben müssen, den frühern Mudir von Dara und einen der ersten ägyptischen Offiziere, die sich der Sache des Mûhdi anschlossen. Die Uebergabe Faschers vermehrte die Streitkraft des Mûhdi um 9000 altgediente Soldaten und führte seinen Arsenalen 20000 Remington-Gewehre zu. Weit verhängnißvoller war, daß Berber, zu dessen Entsatze die Engländer sich wie gewöhnlich zu spät entschlossen, am 23. Mai schon sich ergeben mußte. Die Garnison der belagerten Stadt vertheidigte sich tapfer zwei Stunden lang; dann ging ihr die Munition aus und der Feind drang durch eine Bresche in die Stadt, wo er ein furchtbares Blutbad anrichtete, welches mit der grausamen Abschlachtung einiger hervorragender, namentlich bekannter Muselmanen seitens ihrer Glaubensgenossen endete. Die Wuth und Wildheit der Sieger stieg bis zu einem gewissen Punkte, der auch dem Beherztesten zu denken gab. Die sämmtlichen Soldaten, etwa 1500 an der Zahl, dann etwa 2000 Personen der männlichen Bevölkerung Berbers wurden niedergemetzelt. Weiber und Kinder ließ man am Leben. Cuzzi wurde gefangen genommen und gezwungen, zum Islam überzutreten. Der Mûhdi ernannte Abdulrhaman-Bei-Benaga, einen argen Fanatiker und früher einer der ersten Kaufleute Chartums, zum Gouverneur von Berber, nach dessen Fall 30000 Araber nach Dongola marschirten, um auch diesen Platz einzuschließen. Dort befehligte der Mudir Mustapha-Bei-Yower, ein geborener Tscherkesse, welcher noch sehr jung als Sklave nach Aegypten verkauft worden war. Durch die Verwendung seines Herrn, eines Günstlings des Chidiv Ismail, trat er in den Staatsdienst. Während General Gordon Generalgouverneur des Sudan war, fungirte jener als Beamter am Blauen Nil. Später wurde er zum Mudir von Dongola mit dem Range eines Bei erhoben. Als solcher war er Oberbefehlshaber der Truppen, Chef der Polizei und Richter letzter Instanz; er controlirte das Post- und Telegraphenwesen und hatte einen unabhängigen Staatsschatz, aus dem die Truppen und sämmtliche Beamten besoldet wurden. Dieser Mudir war also thatsächlich Fürst, mit willkürlicherer und despotischerer Gewalt, als die meisten der Fürsten auszuüben wagen dürfen. Die Loyalität dieses Würden-

trägers wurde lange bezweifelt. Der Mudir Mustapha war nämlich selten ohne sein Gebetbuch; selbst bei Unterhaltungen lag ein aufgeschlagener großer Koran vor ihm, damit in den Pausen des Gesprächs seine Augen auf irgendeinem Vers des heiligen Buches ruhen möchten. Diesen frommen Gläubigen forderte nun der Mûhdi, indem er ihn zum Gouverneur der Provinz ernannte, in einem Schreiben auf, wenn ihm das Heil seiner Seele lieb, sich sofort seiner Sache anzuschließen. Mit der Familie des Mûhdi, welche in der Nähe von Dongola lebte, dem Geburtsorte Mohammed-Achmed's, stand er allerdings in innigem, freundschaftlichem Verkehr; auch hieß es, daß er den Agenten des Mûhdi gestattet habe, sich frei in den Straßen Dongolas zu bewegen und Kopten und andere Christen zum Uebertritt zum Islam aufzufordern. Indeß erwies sich der Mudir, allen Gerüchten zum Trotz, im ganzen als loyal. Dem Befehle, Dongola zu räumen, versprach er nachzukommen, obwol er die Räumung der Stadt als einen Todesstreich für die Gewalt der Regierung in Oberägypten zu bezeichnen sich für verpflichtet hielt. Auch schlug er den Scheich Huda zurück, welcher die Aufständischen im nahen Dabbeh befehligte und ihn angegriffen hatte. Endlich empfing er mit großer Zuvorkommenheit den Major Kitchener, welcher am 24. Juli mit 400 Beduinen nach Dongola aufbrach, um sich über die dortigen Zustände zu vergewissern. Seine Berichte lauteten äußerst günstig für den Mudir, welchen man nunmehr als das Bindeglied zwischen General Gordon und dem eigentlichen Aegypten betrachten konnte. Durch ihn erhielt man Kunde von Gordon's Brief vom 22. Juni, in welchem der General erklärte, daß Chartum und Sennaar in gutem Vertheidigungszustande sich befänden, und anfragte, wann die Verstärkungen kämen; der Nil sei in raschem Steigen begriffen. In einer Depesche vom 26. Aug. harrte Gordon noch immer auf die Ankunft der britischen Truppen, um die ägyptischen Garnisonen zu räumen, und meldete, daß er Oberst Stewart, den britischen Consul Power und den französischen Consul Herbin mit einer Anzahl Truppen und Baschi-Bosuk nach Berber gesandt habe, welches er in kurzem einzunehmen hoffe. Dies scheint auch in der That, begünstigt durch das Steigen des Nils, gelungen zu sein, obgleich Berber von 2000 Aufständischen besetzt war, welche sich dort mit aller Grausamkeit und Zügellosigkeit barbarischer Sieger geberdeten, nicht nur die Bevölkerung als Sklaven an die umliegenden Stämme verkauften, sondern sich auch die schrecklichsten Ausschreitungen gegen die Weiber zu Schulden kommen ließen. Nach der Vertreibung des Feindes aus Berber dampfte Oberst Stewart mit 40 Mann am 10. Sept. nilabwärts, um sich nach Dongola behufs Anknüpfung einer Verbindung mit dem Mudir zu begeben, welcher aber damals seinerseits wieder einen nicht unansehnlichen Erfolg über die Aufständischen errungen hatte. Bei dem Katarakt von Wady-Garna fuhr aber Stewart's Dampfer auf einen Felsen auf. Der Oberst sandte nun einen Boten an Major Kitchener in Dongola mit dem Ersuchen, Truppen zu seiner Hülfe abzusenden. Inzwischen scheint sich ein verrätherischer Araberhäuptling, Namens Suleiman, Stewart genähert und ihn bewogen zu haben, sich seiner Führung durch die Wüste nach dem wenig oberhalb Ambukol gelegenen Orte Merani anzuvertrauen. Stewart willigte ein, wurde aber von dem Häuptling in einen Hinterhalt gelockt und sammt seinen Begleitern

Herbin und Power ermordet; ihre Leichen wurden in den Nil geworfen. Hierauf überfielen die Araber das Schiff und tödteten die an Bord Befindlichen durch Speerstiche, sofern sie nicht beim Versuche durch Schwimmen sich zu retten ertranken. Nur vier Personen entkamen.

Inzwischen entschloß sich England, mit der Expedition zum Entsatze Gordon's Ernst zu machen. Dieselbe sollte sich dabei aller feindlichen Maßregeln gegen den Mâhdi enthalten, vorausgesetzt, daß sie nicht selber angegriffen werde. Schon im Juli machten sich in Aegypten allenthalben militärische Vorbereitungen bemerkbar. Am erfreulichsten war, daß das britische Kriegsamt bei dieser Gelegenheit den Entschluß faßte, von einer neuerlichen Erprobung der Verläßlichkeit der ägyptischen Truppen abzusehen und bei dieser Expedition nur eigene, englische Truppen zu verwenden. Dagegen war die in Aussicht genommene Stärke des Expeditionscorps — etwa 5000 Mann Infanterie, Seesoldaten, berittene Infanterie und Blaujacken — wiederum eine so schwache, daß man dem Unternehmen von vornherein nur ein schlimmes Horoskop stellen konnte, wie auch Sir Samuel Baker that. Die Entfernung von Wady-Halfa an der Südgrenze Oberägyptens bis Chartum beträgt in der Luftlinie 700 Kilometer durchaus feindlichen Gebietes, feindlich nicht blos in seinen Bewohnern, sondern auch in seiner Naturbeschaffenheit, welche zwei große, für Heere schwer passirbare Wüsten, die Nubische und die Bajudawüste, aufweist. Was sind inmitten solcher Einöden 5000 Menschen? Eine Hand voll Leute, umringt von über 200000 Nomaden vom räuberischen, treulosen Stamme der Bischarin, dann von jenen der Kababisch und der Hassanieh! Aber England ist bei seinem Wehrsystem gar nicht in der Lage, größere Truppenmassen, etwa nur in der Stärke eines festländischen Armeecorps von 30000 Mann, an irgendeinen Punkt der Erde zu entsenden, weil es sie einfach gar nicht hat. Es ist wahr, daß die allgemeine Heerpflicht bei überseeischen Feldzügen zu kurz kommt, daß zum Kriege im Orient und in den vom Vaterlande entfernten Besitzungen Berufsheere erforderlich sind. Man kann aber nicht sagen, daß England mit seinem Söldlingsheere Besseres und Gründlicheres leistet, weil dieses für die erstrebten Zwecke lange nicht groß genug ist. Englands gegenwärtiges Militärsystem trägt Schuld an den zahlreichen Expeditionen mit unzulänglichen, in continentalen Augen meist lächerlich geringen Kräften, die gemeiniglich ihren Zweck verfehlen und schließlich, bis sie ihn endlich erreichen, größere Summen verschlingen, als eine imposante Machtentfaltung von vornherein erfordert haben würde. Zu spät und zu schwach — dies charakterisirt fast ausnahmslos die Kriegsoperationen der Briten, und dies sollte sich auch wieder bei dem bevorstehenden Nilfeldzug zeigen.

Im Hauptquartier zu Kairo herrschte im August 1884 die größte Thätigkeit. Aus England kamen eine größere Anzahl von Militärärzten, Commissariats- und Transportoffizieren an; desgleichen Proviantvorräthe, Fleischconserven und große Mengen Pferdefutter. Ein Theil des berittenen Infanteriecorps ward auf Dromedaren eingeübt. Lager von Kriegsmaterial wurden gebildet, das erste in Assuan, welcher Platz als Basis der Operationen ausersehen ward, das zweite in Wady-Halfa und ein drittes in Semneh, ein Punkt etwas weiter den Nil aufwärts

gegen Dongola zu. Die oberhalb des ersten Nilkatarakts liegenden Kanonenboote wurden vollständig ausgerüstet und harrten nur auf den Befehl, den Nil aufwärts zu dampfen. Der Plan ging nämlich dahin, die Truppen in Booten nach Dongola zu schaffen und von dort den Marsch durch die Bajudawüste anzutreten, da die Route die besten Wasservorräthe liefert. Neben den Dampfern wurden 800 Boote als für diese Nilexpedition erforderlich ausgerüstet und dazu in Canada 500 französische „Voyageurs" als Bootsleute angeworben, welche sich am 7. Sept. in Neuyork einschifften. Unausführbar war infolge der Natur der Schiffahrt auf dem Nil der Plan der Truppenbeförderung zwar nicht, aber voraussichtlich doch schwierig in der Ausführung, weshalb Sir Samuel Baker auf die Nothwendigkeit hinwies, die Nilexpedition durch das Vorrücken einer Streitkraft quer über die Wüste von Suakin nach Berber wenigstens zu unterstützen. Schon im Juni hieß es, die englische Regierung habe beschlossen, den Bau einer Eisenbahn von Suakin nach Berber sofort in Angriff zu nehmen, und in der That trafen einige Wochen später zwei Transportdampfer mit Eisenbahnmaterial aus England in Suakin ein. Major Clarke, der Leiter des Baues, glaubte die Bahn nach Erlangung des ganzen Materials binnen vier Monaten fertig stellen zu können, was freilich sanguinisch genug klingt, wenn man bedenkt, daß die nächste Umgebung Suakins sich noch immer in der Gewalt des gefürchteten Osman-Digma befand. Nach dem Rückzuge der siegreichen Engländer im April 1884 hörte man zwar nur wenig mehr von den Kriegsereignissen auf jenem östlichen Schauplatze; aber damit waren die Kämpfe zwischen Osman-Digma und den mit England befreundeten Stämmen keineswegs beendet. Im Mai fiel er über einen Theil derselben her, 15 Kilometer von Suakin entfernt, und jagte sie in die Flucht. Am 1. Juni machte er einen Angriff auf die linke Front von Suakin, der zwar zu keinem Ergebniß führte, aber doch erkennen ließ, daß die Stadt auf der Landseite förmlich eingeschlossen sei. Wiederholt zeigten sich starke feindliche Scharen in ihrer Nähe, die sich indeß genau an die Weisungen der in Osman-Digma's Lager zu Tamai eingetroffenen Sendlinge des Mühdi hielten, den Commandanten Chermside mit seiner englisch-ägyptischen Garnison soviel als möglich zu beunruhigen, ohne ihnen jedoch ein Treffen zu liefern. Eine von Suakin ausgehende Hülfsaction wäre unter solchen Umständen ohne einen weitern Truppenaufwand von etwa 3000 Mann kaum ausführbar gewesen, und dazu vermochte sich die englische Regierung erst recht nicht zu entschließen. Da man es nun in London liebt — wie einst in Wien zu des seligen Hofkriegsraths Zeiten — die militärischen Operationen vom grünen Berathungstische in der Metropole aus zu leiten, so bestand auch das englische Kriegsministerium, ungeachtet der energischen Vorstellungen der Militärbehörden in Aegypten über die Räthlichkeit einer Verlegung der Operationsbasis der Expedition vom Nil nach dem Rothen Meere, darauf, daß mit Rücksicht auf die entscheidende Frage der Wasserversorgung der Nilweg beibehalten werde.

Den Oberbefehl über diese in ihrer Art einzige Expedition, bei welcher es einen Kampf galt gegen alle Ungunst der Natur und des Klimas, einen Kampf, mit dem verglichen die Bekriegung des Mühdi zu bloßem Kinderspiel herabsank, übernahm natürlich Lord Wolseley, Englands „einziger General", welcher dem

Expeditionscorps eine Hochländerbrigade hinzufügte, am 31. Aug. von England nach Aegypten abreiste und am 10. Sept. den Befehl über sämmtliche Truppen oberhalb Assiut übernahm. Generalmajor Earle trat am nächsten Tage die Nilreise an; Wolseley begab sich aber erst am 21. Sept. von Kairo nach Oberägypten, wohin um jene Zeit schon alle Streitkräfte und Kriegsmaterialien, auch die Boote auf Eisenbahn und Dampfern dirigirt worden waren. Einige Bruchtheile hatten schon den ersten Katarakt passirt, als das eintretende Fallen des Nils eine bedenkliche Stockung in den Vormarsch brachte, wenn man die Stromfahrt in den „Nuggars", den Ruderbooten so nennen darf, welcher in Wady-Halfa und dem etwas weiter oben am Anfang des zweiten Katarakts gelegenen Sarras seinen Anfang nahm. Am 20. Sept. bestieg der Stab die Boote; Ende des Monats traf Wolseley in Esneh ein, und erst Anfang November erwartete man ihn in Dongola, wo der Mudir große Vorbereitungen zu seinem Empfange traf. Die Ruderboote rückten nur mit Hülfe des Nordwindes vor, und das Passiren der Stromschnellen war ungemein langwierig. Ueber einige konnten die Boote selbst bei günstigem Winde nur mit äußerster Mühe gezogen werden, und die Strapazen für Offiziere und Mannschaft auf dieser fast endlosen Stromfahrt waren ungeheuer, die Fortschritte sehr langsam, die Schwierigkeiten sozusagen von Schritt zu Schritt wachsend. Der niedrige Wasserstand des Nils, seine Stromschnellen hielten das Vorwärtskommen auch der Dampfboote auf, und die ganze Expedition schien dermaßen verzettelt, daß man von einzelnen ihrer Theile gar nicht wußte, wo sie sich befanden. Je länger aber die zum Entsatze Gordon's aufgebotene Truppenmacht brauchte, um so zweifelhafter ward es, ob sie noch ihren Zweck erreichen werde. Denn so viel ging aus allen Berichten hervor, daß der Mahdi dicht bei Chartum stand, daß Gordon daselbst eingeschlossen war und daß er Kämpfe zu bestehen hatte, in welchen seine Streitkräfte sich doch mindestens schwächen und erschöpfen mußten. Genaueres und eigentlich Zuverlässiges aus Chartum wußte man freilich schon seit Monaten nicht. Gerüchte vom Falle der Stadt durchschwirrten um jene Zeit die Luft, ohne daß jedoch genügender Grund vorlag, ihnen Glauben zu schenken. Wie die Sachen im November standen, durften voraussichtlich noch 4—5 Monate verstreichen, ehe die Expedition vor Chartum anlangen konnte. Alles hing davon ab, ob der Nordwind anhielt, denn ohne seine Hülfe ist für Boote unmöglich, den Nil hinaufzufahren. Mitte November passirten mehr als 400 Walfischboote den zweiten Katarakt, theils mit Truppen, theils mit Vorräthen; aber sie machten so langsame Fortschritte, daß sie Dongola nicht sobald zu erreichen hoffen durften. Dort herrschten übrigens die Blattern, welche Anlaß dazu gaben, daß die berittene Infanterie am 25. Nov. nach einem 32 Kilometer südlich gelegenen Platze vorrückte. Dies war der erste Vorstoß britischer Truppen über Dongola hinaus, den man jedoch nicht als den Anfang eines allgemeinen Vorrückens betrachten darf. Erst im December geriethen die Operationen weiter in Fluß. Wolseley kam am 15. Dec. mit seinem Stabe von Dongola in Dabbeh an und setzte nach kurzem Aufenthalt die Reise nach Korti fort, wo Vorbereitungen für einen baldigen Vorstoß getroffen und die nöthigen Vorräthe nach Merani befördert wurden. Dahin ging Ende December 1884 die

Dampfpinasse Monarch ab, um über den Stand der Schiffahrt zu berichten. Zwei Tagemärsche jenseit Merani hatten die Aufständischen eine verschanzte Stellung inne. In Korti, an der großen Nilbeuge, fand nun infolge der Wasserverhältnisse des Stromes eine Theilung der Expedition in der Weise statt, daß 2400 Mann unter General Earle und Oberst Brackenbury (900 Mann Infanterie, 1500 Mann der berittenen Brigade mit 6 Schraubenkanonen) zu Wasser nach Meraui weiter befördert wurden, während Oberst Sir H. Stewart (nicht zu verwechseln mit Gordon's ermordetem Begleiter) mit der Reiterei und dem Gardelandescorps am 7. Jan. 1885 Korti verließ, um landeinwärts über den Brunnen Gadkul durch die felsige Bajudawüste den Ort El-Metämmeh am linken Nilufer zu gewinnen. Gegenüber liegt Schendy, der ehemalige, heute verödete Hauptort der Berberfürsten, und von hier aus bietet der Marsch nach Chartum, das rechte Nilufer entlang, nicht zu große Schwierigkeiten. Allerdings standen, wie man durch Aussagen Gefangener erfuhr, 5000 Araber in verschanzter Stellung bei Metämmeh, anscheinend entschlossen, den Engländern dort Widerstand entgegenzusetzen. Wolseley erwartete indeß, daß Metämmeh innerhalb zehn Tagen nach dem Abmarsch von Stewart's fliegender Colonne von Korti erobert sein werde, während er das Eintreffen der Schiffsexpedition in Schendy schon für den 15. Jan. erhoffte. Wolseley selbst blieb mit dem Rest des Heeres, welches allmählich auf 6500 Mann erhöht worden war, in Korti zurück.

Sir Herbert Stewart's Streitkraft, die wir zunächst auf ihrem Wüstenzuge verfolgen wollen, bestand aus einer Escadron des 19. Husarenregiments, der schweren Abtheilung des Kamelcorps, der berittenen Infanterie, dem Sussexregiment und der Flottenbrigade, die beiden letztern auf Kamelen beritten. Nach dreitägigem Marsch in der Wüste hielt das Corps an der Brunnenstation Howeiyatt und dann am 12. Jan. 1885 an jener von Gadkul, im Gilifgebirge, halbwegs zwischen Korti und Metämmeh; auch die Transportcolonne des Obersten Burnaby stieß dort dazu. Kleine Abtheilungen von Arabern, welche alle die Abzeichen des Mühdi trugen, zeigten sich in der Wüste zerstreut, ohne jedoch irgendwelche Feindseligkeiten zu begehen. Ohne daß der englische Generalstab auch nur eine Ahnung hatte, lagerten indeß kaum 70 Kilometer vom Gadkulbrunnen entfernt 10000 Araber des Mühdi. Als Stewart's Abtheilung von Gadkul nach dem Brunnen von Abu-Klei marschirte, erschienen überall Spuren feindlicher Bivuaks, aber kein arabischer Spion verrieth die Nähe des Feindes, den die Engländer vollständig unterschätzten. Am 16. Jan. lagerte man sich angesichts eines rauhen Landrückens, über dessen Einsattelung der Wüstenweg nach den Brunnen von Abu-Klei führt, welchen die recognoscirenden Husaren vom Feinde besetzt fanden. In Schlachtordnung rückten die Engländer auf dem Hügel vor; ein Angriff schien aber bedenklich, ehe man die feindliche Stärke ausgekundschaftet. Stewart ließ daher die Nacht über sein Corps in einer Erdverschanzung („Zareba") verweilen, in welche Kugeln unaufhörlich herüberzischten. Am Morgen des 17. Jan. waren es die Feinde, nicht die Engländer, welche den Angriff begannen; doch hielten Gewehr- und Geschützfeuer zwei Stunden lang die Araber in Schach. Gegen 10 Uhr ordnete Stewart einen Gegenangriff an und das Corps bildete ein Quarré, im dichten Kugel-

regen langsam, aber stetig vorrückend. Bald aber unternahmen die Araber ihren Angriff so heftig, so tollkühn, daß eine Zeit lang das Schicksal der englischen Heeressäule auf der Wage schwankte. Rechts befehligte der Emir von Metämmeh, Abu-Saleh; links der Emir von Berber, Muhammed-Khair, und was die Franzosen nicht im Stande waren, bei Waterloo zu thun, das gelang den Arabern: sie sprengten das britische Quarré. Eine allgemeine Verwirrung entstand und es drohte eine traurige Wiederholung der Baker'schen Niederlage, als endlich die taktische Ueberlegenheit der Engländer über die bloße Tapferkeit der Araber siegte und diese nach allen Richtungen auseinanderstoben. General Stewart verweilte mit seiner stark decimirten Schar, welche den Verlust zahlreicher Offiziere, darunter den Tod des Obersten Burnaby zu beklagen hatte, eine Zeit lang an dem Brunnen von Abu-Klei, um dann nach seinem theuer erkauften Siege den Marsch nach Metämmeh fortzusetzen. Von Abu-Klei dahin ist es nicht mehr weit; der Weg führt abermals durch eine Ebene, aus der wenige vereinzelte Hügel aufsteigen. Metämmeh war aber mit 2000 Mann feindlicher Truppen und 3 Geschützen unter Nurangar besetzt. Stewart konnte es also mit seiner geschwächten und ohnehin kleinen Schar nicht wagen, diese Stellung zu stürmen; er umging daher Metämmeh, stieß aber am 19. Jan. etwa 6 Kilometer vom Nil entfernt auf starke feindliche Abtheilungen, welche sich dem Vormarsch auf den Fluß entgegenstellten. Die Araber umringten die Engländer von allen Seiten, und im Gefecht ward außer neun andern Offizieren und einem Zeitungsberichterstatter General Stewart selbst schwer verwundet, sodaß Oberst Sir Charles Wilson den Oberbefehl übernehmen mußte, während zwei Offiziere und die zwei unternehmenden Zeitungscorrespondenten Cameron und Herbert auf dem Schlachtfelde blieben. Die Araber schossen so vortrefflich aus ihren Remington-Gewehren, daß nur ein rascher, kühner Vorstoß zum Nil, unter dem beständigen Feuer des Feindes, die Engländer aus der größten Noth errettete. Wilson besetzte nun den auf einem Kieshügel gelegenen Ort Gubat, welchem gegenüber im Nil eine große Insel mit gutem Pferdefutter liegt, und unternahm am 21. eine Recognoscirung von Metämmeh, bei welcher er zum ersten mal mit Gordon in Fühlung gerieth; denn während derselben trafen unter Nusri-Pascha vier von Gordon aus Chartum entsandte Dampfer mit 500 Mann und 5 Kanonen ein, welche so wirksam in das Gefecht eingriffen, daß dasselbe zu Gunsten der Engländer ausfiel. Gordon beherrschte nämlich mit seinen Dampfern den Nil, und so kam es, daß nicht er, wie es der Zweck der Expedition wollte, durch die englische Streitmacht gerettet ward, sondern umgekehrt er die letztere gerettet hat.

Metämmeh hätte nunmehr leicht eingenommen werden können, aber am folgenden Tage, als die Dampfer zur Beschießung Schendys abwesend waren, gelang es 1500 Arabern, welche vom Süden herankamen, die städtische Besatzung zu verstärken. Metämmeh ward also nicht eingenommen; vielmehr verschanzte Wilson sich in Gubat, von wo aus der Wüstenweg nach Korti über Abu-Klei gesichert war; 500 Mann hielten denselben besetzt. In Gubat standen 900 Mann und zwei Regimenter, etwa 1200 Mann gingen am 29. Jan. von Korti aus zur Verstärkung dahin ab. Mittlerweile begab sich Wilson am 24. Jan. mit zwei

Dampfern und einer Abtheilung Infanterie nach Chartum, um mit Gordon selbst den weitern Kriegsplan zu verabreden und darüber an den Oberbefehlshaber Wolseley in Korti zu berichten. Für so sicher galt das Rettungswerk, der angebliche Zweck des Unternehmens, daß Gordon keine Miene machte, auf dem ihm zu Gebote stehenden Wasserwege die Stadt zu verlassen, vielmehr Oberst Wilson glaubte, sorglos zu dem Gefangenen sich begeben zu können. Was nun Gordon's Lage anbelangte, so stellte sich heraus, daß seine Gefangenschaft mehr eine scheinbare, denn eine wirkliche war. Wol waren zahlreiche Schwärme des Mûhdi in der Umgebung von Chartum, namentlich bei Omderman am linken Ufer des Weißen Flusses; wiederholt aber griff sie Gorden mit seiner Flotille an, und zwar nicht ohne Erfolg. Wo der Mûhdi selbst sich befand, war allerdings schwer zu ermitteln, that aber auch nichts zur Sache, da er, wie wir wissen, kein Heerführer war. Er fuhr nur fort, Gordon zur Uebergabe aufzufordern, welches Ansinnen der General mit seinen Kanonen beantwortete. Keinesfalls waren die Maschen des um Chartum gezogenen Netzes dicht und eng genug, um Gordon an jedem Verkehr mit der Außenwelt zu verhindern. Am 4. Nov. schrieb er an Wolseley über die Aussendung des Obersten Stewart einen Brief, welcher am 11. in Dabbeh anlangte. Am 14. Dec. konnte er abermals einen Zettel mit den Worten „Alles in Ordnung" durch einen arabischen Boten in das Hauptquartier zu Korti befördern. Um so mehr war Oberst Wilson überrascht, als er am 28. Jan. vor Chartum ankam, die Stadt durch eine ungeheuere Masse von Arabern besetzt zu sehen, deren heftiges Feuer es seinen Dampfern unmöglich machte, sich der Stadt zu nähern. Wilson mußte daher umkehren, ohne etwas über Gordon's Schicksal erfahren zu haben. Bei der Rückfahrt den Strom hinab strandeten zwei Dampfer unterhalb des Kataraktes Schabluka auf einer Insel, wo Sir Charles Wilson mit der Mannschaft und der kleinen Escorte in einem verschanzten Orte zurückgelassen wurde, während sie zu gleicher Zeit den Angriffen des Feindes von beiden Seiten ausgesetzt waren. Oberst Stuart Wortley brachte die Unheilsnachricht nach Gubat, worauf sofort ein Dampfer abgesandt wurde, um Wilson mit seinen Gefährten heimzuholen. Am 9. Febr. traf Wilson glücklich bei Wolseley in Korti ein.

Was hatte sich nun in den vier Tagen zwischen dem 24. und 28. Jan. 1885 zugetragen? Chartum war gefallen, gefallen durch Verrath des Feragh-Pascha, welcher Gordon's sudanesische Truppen befehligte und am Morgen des 26. Jan. dem Mûhdi die Thore der Stadt öffnete. Gordon hatte diesem Menschen niemals recht getraut, da er bei einer frühern Gelegenheit des Verrathes überführt und zum Tode verurtheilt worden war, ihn aber doch auf sein inständiges Flehen begnadigt. Als Gordon den ungewohnten Tumult hörte, der durch den Einzug der feindlichen Truppen in den Straßen Chartums verursacht wurde, eilte er aus dem Palast, um sich nach der Ursache zu erkundigen, und wurde auf der Schwelle durch einen Dolchstoß ermordet. Die Truppen des Mûhdi strömten in wachsenden Horden in die Stadt, und nun wurde das Zeichen zum Hinschlachten gegeben. Eine Metzelei von unbeschreiblicher Brutalität folgte. Alle, welche dem englischen General treu geblieben waren und die so lange zwischen ihm und ihren Dolchen

gestanden, wurden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht erbarmungslos niedergemacht. Die Weiber wurden meist kalten Blutes ermordet und kleine Kinder aus Zeitvertreib an arabische Speere aufgespießt. Alle Angehörigen der treuen 500 Mann unter Nusri-Pascha, welcher in Gubat den Engländern behülflich war, theilten das allgemeine Los, dem auch Hansal, der österreichisch-ungarische Consul, zum Opfer fiel. Das Gros der Truppen trat übrigens freiwillig zum Mühdi über, und dessen Offiziere organisirten schleunigst ein vollkommenes Vertheidigungssystem für die Stadt. Nach guten militärischen Grundsätzen wurden Redouten errichtet, welche die Zugänge zur Stadt von allen Punkten aus beherrschten. In diese Außenwerke wurde eine ungeheuere Anzahl von Scharfschützen mit einer großen Menge von Waffen und Munition stationirt. Auch alle öffentlichen Gebäude der Stadt wurden vom Mühdi besetzt. Chartum konnte jetzt nur nach einer regelrechten und langwierigen Belagerung eingenommen werden. Die Araber in Metämmeh begrüßten den Fall Chartums mit vielen Freudenschüssen. Eine Anzahl von Stämmen, die sich früher den Engländern freundlich gezeigt, ging zum Mühdi über. Südlich von Gubat brauste die See des Aufstandes. Der Islam hatte sich erhoben, und siegreich erhoben. Daß dieser jähe Schicksalsschlag gerade dicht vor dem Ziele niederfuhr, da die Engländer es fast schon mit Händen greifen konnten, gibt dieser sudanesischen Episode einen durchaus dramatischen Schluß, wie er schlimmer für Großbritannien nicht gedacht und gefürchtet werden konnte. Seit dem Tage, als in London die erste Meldung über den Sepoy-Aufstand in Indien einlief, verursachte auch kein Ereigniß solche Aufregung und Bestürzung in ganz England, wie der Fall von Chartum. Es war ein nationales Unglück, eine Katastrophe, welche eine ganze Politik ad absurdum führte; die Sache der Gesittung hatte durch diesen Erfolg des Mühdi eine empfindliche Schlappe erlitten.

Für die Engländer bildete die Katastrophe von Chartum indeß keinen Schluß, sondern vielmehr den Anfang einer in hohem Grade schwierigen Lage. Ihr ganzer Kriegsplan war über den Haufen geworfen; die Lage des in drei Theile zersplitterten Expeditionscorps — der große Stratege Lord Wolseley in Korti, Wilson bei Gubat, General Earle auf dem Nil — dabei in hohem Maße gefährdet. Und doch war ein freiwilliger Rückzug aus dem Sudan aus Gründen der nationalen Ehre ein Ding der Unmöglichkeit. Jetzt erst erkennt das Cabinet die Richtigkeit des Gordon'schen Verlangens, daß man den Mühdi niederschmettern müsse, ehe man Frieden in Aegypten haben könne. Zur Lösung dieser Aufgabe ließ man Wolseley freie Hand und stellte ihm, was von vornherein hätte geschehen sollen, alle gewünschten Verstärkungen zur Verfügung. Außerdem sollte eine von ihm unabhängig operirende Armee von etwa 8000 Mann auf dem so lange gemiedenen Wege von Suakin nach Berber vordringen. Dort beschloß Wolseley drei Corps zu concentriren: sein eigenes, das von Suakin erwartete und jenes des Generals Earle, welches auf dem Nil vorgedrungen war und über dessen Geschicke wir noch zu berichten haben. Dasselbe überwand in den letzten Tagen des Januar eine Reihe von Stromschnellen oberhalb der Owli-Insel, aber nach sieben Tagen ununterbrochener Arbeit hatten die Boote seit Korti blos 37 Kilometer zurückgelegt. Der Vormarsch nach Abu-Hammed an der zweiten, nördlichen Nilbeuge

ging infolge der sehr zahlreichen und sehr schwierigen Stromschnellen nur sehr langsam von statten. In Berti, etliche Kilometer unterhalb Abu-Hammed, hielt General Earle eine viertägige Rast behufs Ausbesserung der Boote, welche stark gelitten hatten. Am 10. Febr. endlich stieß er bei der Dulka-Insel im Schukokpasse auf den stark verschanzten Feind, welcher aus den Stämmen Monassir und Robatab sowie aus den Streitkräften der Derwische von Berber bestand. Nach hartnäckigem tapfern Widerstande der Araber nahmen die Engländer in fünfstündigem Gefecht sämmtliche Stellungen und erzwangen sich den Weg nach Berber, doch unter sehr erheblichen Verlusten: der commandirende General Earle selbst und Oberstlieutenant Eyre vom Staffordshireregiment fielen an der Spitze der stürmenden Truppen, deren Commando dann General Brackenbury übernahm. Die Lage Wolseley's und der Stewart-Wilson'schen Colonne wurde durch diesen Sieg aber durchaus nicht gebessert. Gubat und Berti liegen in einer Entfernung von mehr als 350 Kilometer voneinander; auch wurden die Sudanesen durchaus nicht vernichtet, was schon aus Brackenbury's Vorsicht sich ergibt, welcher einem Theil seiner Truppen 5 Kilometer vorzurücken und dort eine starke Stellung einzunehmen befahl, bis der Rest der Colonne nachfolgen würde. Wolseley's Plane gemäß sollte diese Nilarmee allerdings auf Berber marschiren, General Sir Redvers Buller, welcher in Gubat an die Stelle des schwerverwundeten und bald darauf seinen Verletzungen erliegenden Generals Sir Herbert Stewart trat, Metämmeh angreifen, dort eine starke Abtheilung zurücklassen und dann gleichfalls auf Berber marschiren, um diesen Platz gleichzeitig von Norden und Süden anzugreifen. Dort sollte dann die Armee den ganzen Sommer zubringen, während der Weg Suakin-Berber freigemacht wurde. Diese schönen Absichten wurden aber nur zu bald dadurch gekreuzt, daß der am weitesten vorgedrungene General Buller mit seinen 2000 Mann vorsichtshalber sich von Gubat nach Abu-Klei zurückziehen mußte, da er hörte, daß der Mühdi mit 40000 Mann und vielen Geschützen auf dem Marsche nach Metämmeh begriffen sei. Vor dem Rückzuge aus Gubat wurden Gordon's Dampfer dadurch unbrauchbar gemacht, daß die Maschinen aus denselben entfernt wurden. Früh morgens am 14. Febr. verbrannten die Engländer die Reste ihrer nicht transportabeln Vorräthe und traten den Rückzug bis 16 Kilometer vor Abu-Klei an, wo sie sich am ersten Tage verschanzten und dann ihren Rückmarsch nach Gadkul fortsetzten. So ward denn der Vormarsch nach Berber aufgegeben und auch die Nilarmee Brackenbury's nach Korti zurückberufen. Zusehends verschlimmerte sich die Lage der Engländer im Sudan; namentlich jene Buller's war sehr kritisch, denn seine Mannschaft wurde von gut geführten arabischen Scharfschützen decimirt. Ein Telegramm des großen Kriegskünstlers aus Korti vom 21. Febr. bereitete auch auf einen weitern Rückzug der Truppen vor, welche trotz vortrefflichen Gesundheitszustandes während der Hitze das Lagern unter Zelten nicht aushalten würden. In der That ordnete Wolseley den Rückzug der ganzen Expedition erst auf Korti, dann auf Dongola an. Damit war die erste Epoche des unrühmlichen Feldzuges im Sudan zu Ende, das Ergebniß ein vollständiger Fehlschlag, Rückzug auf der ganzen Linie. Von einem Vorstoß auf Berber, auf Chartum, von einer Züchtigung des Mühdi war nicht mehr die Rede. Die

Schwierigkeiten sowol auf dem Land- als auf dem Wasserwege erwiesen sich als groß; die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt; die bisherigen Opfer waren nutzlos gebracht, und die Engländer mußten froh sein, wenn keine neuen dazukamen.

Die zweite Epoche des sudanesischen Feldzuges ward eröffnet durch die Operationen auf der Linie Suakin-Berber, zu welcher sich die englische Regierung nunmehr verstand, nachdem sie sich früher hartnäckig dagegen gesträubt. Die Gründe dafür waren einleuchtend genug, denn die 300 Kilometer lange Wüste zwischen Suakin und Berker ist in der That für eine Armee, so klein sie auch sei, abgesehen von der Wasserarmuth, höchst gefährlich, und nahezu unmöglich zu passiren ohne Beihülfe einer Eisenbahn. Allein diese Verhältnisse waren im Frühjahr 1885 keine andern als im Herbst 1884, als der Nilfeldzug begann, und jedenfalls wäre es zweckmäßiger gewesen, den Feind auf beiden Gebieten gleichzeitig zu beschäftigen, als ihm die Möglichkeit zu gewähren, seine gesammten Kräfte einem einzigen Operationsfelde zuzuwenden. Diesen Fehler beging man jetzt wieder, indem man den Feldzug gegen den schrecklichen unauffindbaren Osman-Digma, den man so oft „vernichtet" hatte, in dem Augenblick aufnahm, als die Nilarmee zur Unthätigkeit einer fünfmonatlichen Sommersiesta im Sande um Dongola verurtheilt wurde. Man wollte aber zunächst, ehe man dem Mühdi ernstlich auf den Leib rückte, Osman-Digma überwältigen, dessen Macht, wie man jetzt eingestand, keineswegs im Sinken, sondern im Zunehmen war, ebenso wie seine Verwegenheit. Im Februar 1885 stand seine Hauptmacht angeblich in Haschin und Tamai; doch hatten alle diese Angaben nur geringen Werth, da sie meist nur auf Gerüchten beruhten. Bei den Quellen von Haschin bei Handub, westlich von Suakin, besaß er allerdings ein befestigtes Lager, welches die Engländer unter General Freemantle auch beschossen, ohne jedoch die Araber zum Angriff herauszulocken. Nachdem die Engländer nämlich im Frühjahr 1884 von Suakin abgezogen und den Platz in den Händen einer ägyptischen Besatzung gelassen, erkannten sie sehr bald die Nothwendigkeit, dahin wieder zurückzukehren, und in aller Stille besetzten sie die Hafenorte am Rothen Meere, wenn auch schwach, mit britischen Truppen. Zugleich trachteten sie zur Verstärkung türkisches Militär zu gewinnen; die Verhandlungen mit dem Sultan wollten aber zu keinem befriedigenden Ergebniß führen. Dagegen gewannen sie die militärische Mitwirkung eines andern Bundesgenossen, der schon seit lange sein Auge auf das östliche Afrika geworfen: Italien, welches sich bereit finden ließ, eine Hülfsexpedition nach dem Rothen Meere zu entsenden und am 5. Febr. Massaua besetzte. Einen weitern Nutzen aus der Anwesenheit der Italiener auf afrikanischem Boden haben die Engländer freilich niemals gezogen. Diese holten ihrerseits zu einem gewaltigen Schlage aus. Sie brachten binnen kurzem ein Heer von 12000 Mann, theils englische, theils indische Truppen, zusammen, wobei sich in den englischen Colonien, namentlich in Canada und Australien, eine früher niemals wahrgenommene Bereitwilligkeit kundgab, Freiwillige nach dem Sudan zu stellen. Diese Armee wurde nach Suakin gesandt, unter dem Befehl des Generals Gerald

Graham, welcher 1884 Osman-Digma bei Teb und Tamanieb geschlagen. Sein Generalstabschef war General Sir G. Groves.

Die Umgebung von Suakin sollte zuerst gesäubert werden, weil erst dann an den Bau der Eisenbahn Suakin-Berber gegangen werden konnte. Was nun dieses Unternehmen anbelangt, von dem wir schon wiederholt gesprochen, so ward nunmehr der Bau an die Firma Lucas, Aird u. Comp. vergeben und die Arbeiten sollten sofort beginnen, damit die Strecke, auf alle Fälle deren größter Theil bis zum Herbst fertig gestellt wäre. Man beabsichtigte, die Bahn dem dauernden Verkehr zu widmen, und knüpfte daran die ausschweifendsten Speculationen über die commerzielle und industrielle Ausbeutung des Sudan. Auch dieses Unternehmen endete, wie wir sehr bald sehen werden, wie das Hornberger Schießen. Mittlerweile sandte Osman-Digma einen Brief an den britischen Befehlshaber, worin er ihn feierlich warnte, sich nicht außerhalb der Wälle von Suakin zu wagen, da er sonst seine Armee ins Meer treiben werde. General Graham antwortete brieflich mit dem Hinweis auf die Siege von Teb und Tamanieb und bedrohte den Araberhäuptling mit einer noch vernichtendern Niederlage, wenn er den Schlag nicht durch unverzügliche Unterwerfung abwende. Am 19. März begann dann Graham mit der Hauptmacht aller britischen Truppenkörper einen „Recognoscirungszug", stieß auf den Feind und zog sich, „da der Zweck der Recognoscirung erreicht war", wieder nach Suakin zurück, um folgenden Tages zum wirklichen Angriff zu schreiten. Es kam in der That am 20. März bei Haschin zu einem Zusammenstoß, wobei die Engländer sich der von Osman-Digma innegehabten Stellungen bemächtigten. Die Sudanesen legten wiederum den tollen, todesverachtenden Muth an den Tag, der sie von den Aegyptern so vortheilhaft unterscheidet. Sie waren es auch, welche Sonntag, den 22. März, den General Mac-Neil in der britischen Zareba bei Tamai angriffen. Der Angriff erfolgte so plötzlich und unerwartet, daß die Bagage mit den Kamelen und Maulesel von den Truppen abgeschnitten wurde. Eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung folgte, ein Handgemenge zwischen Arabern und Engländern, deren Feuer die Angreifer endlich zum Rückzug zwang. Dieser Sonntagssieg bei Tamai war, wie „Daily News" richtig meinten, das größte Unglück, welches den britischen Truppen im Sudan noch zugestoßen, ein Miserfolg ersten Ranges, in welchem der Verlust der Transportmittel einen der ernstesten Punkte bildete. Zugleich ergab sich, daß die Araber nicht nur so tapfer wie früher fochten, sondern auch mindestens eine ebenso gute Führung hatten wie die Engländer. Die beabsichtigte Züchtigung Osman-Digma's war also nicht gelungen. Dieser war auch nicht im mindesten entmuthigt, und schon am 24. März überfielen seine Leute einen nach den Zareba gehenden Transportzug, welcher sich eines viermaligen Angriffes erwehren mußte, ehe er sein Ziel erreichte. So bereitete denn der Kampf der englischen Truppen infolge der Unfähigkeit und Nachlässigkeit der Führung ihrem Lande eine sehr traurige Ueberraschung. Der Feind zog sich überall zurück und zeigte sich überall wieder, wenn man es am wenigsten vermuthete. So erschien er mit großer Macht plötzlich von Handub her, sodaß die Eisenbahnarbeiter sich schnell zurückziehen und der Bau der Bahn vorläufig eingestellt werden mußte. Am 26. März landete in Suakin das Truppencontin-

gent aus Neusüdwales, welches von General Ewart feierlich empfangen wurde; später kam auch der aus dem Sudan nach Kairo zurückgekehrte Lord Wolseley an, der in der Bajudawüste das Grab seiner frühern Einzigkeit und Unbesiegbarkeit gefunden. Alles dies vermochte den Dingen keine andere Wendung zu geben. Langsam schoben sich im April die englischen Truppen nach dem vom Feinde verlassenen Handub vor, wo sie drei Zareba errichteten; am 24. April folgte ihnen General Graham und sein Stab auf der Eisenbahn, um dann die Reise nach Tambuk zu Pferde fortzusetzen. Die Bahn war zwar 5 Kilometer über Tambuk hinaus fertig gestellt, aber schon munkelte man, daß sie nicht weiter gebaut werden solle. Da kam eine neue Wendung der englischen Politik und damit das tragikomische Ende der ganzen Sudanaction.

In der Unterhaussitzung vom 11. Mai 1885 verkündete Lord Hartington, daß der Rückzug aus dem Sudan beschlossen und damit die Bahn Suakin-Berber, welche den Sudan mit ehernen Schienen an England ketten sollte, gänzlich aufgegeben sei. Suakin wurde, wie die „Pall Mall Gazette" mit beißender Satire schrieb, an den Meistbietenden verkauft; wer die Eisenbahn bauen wolle, solle sich melden. Es meldete sich aber niemand; die mit dem allerdings höchst mittelmäßigen Betriebsmaterial befrachteten Schiffe kehrten direct nach England zurück. Auch die britischen Truppen wurden zurückberufen. General Lord Wolseley erließ einen Tagesbefehl an die Soldaten, worin er ihnen in merkbar gedrückter Stimmung diesen Entschluß der Regierung mittheilte und sich nur zum Schluß zu der Behauptung verstieg: „Die Thaten der Streitmacht im Sudan haben der glorreichen Chronik unserer nationalen Heldenthaten ein neues Kapitel hinzugefügt": eine Behauptung, der außer ihm wol kein Unbefangener beipflichten möchte. Vielmehr war der ganze Feldzug so unrühmlich wie nur möglich, und das Ende vom Liede eine ungeheuere Blamage Englands, wie sein Anfang und seine Fortsetzung eine Reihe von unerhörten Misgriffen, Ungeschicklichkeiten, falschen Berechnungen und zu spät kommenden Maßregeln war. All das vergossene Blut hätte gespart werden können, wenn die britischen Staatsmänner nicht den Volksleidenschaften ihre bessere Einsicht untergeordnet hätten. Gladstone that nichts, wozu ihn nicht der Volkswille, seiner eigenen Anschauung entgegen, gezwungen hätte. Spät gab er dem Drängen des Volkes nach und schickte Gordon nach Chartum; erst nachdem Tokar gefallen war und die Bedrängniß Sinkats die Gemüther in England in drohende Erregung gebracht hatte, sandte er Graham nach Suakin, um ihn nach den ersten Erfolgen wieder zurückzuberufen; spät wurde die Expedition Wolseley's ausgerüstet, und wiederum dem Zuge der öffentlichen Meinung folgend, schickte Gladstone Graham zum zweiten mal nach Suakin, um eine Eisenbahn zu beginnen, die nach wenig Wochen wieder aufgegeben wurde. So war die sudanesische Politik des liberalen Cabinets von Anfang bis zu Ende eine Politik verspäteter Maßregeln, ohne Plan und Absicht, ohne Aufrichtigkeit und Energie. Sie konnte kaum anders, als mit dem völligen Zusammenbruche dessen endigen, was England seit zwei Jahren mit unermeßlichem Aufwand von Blut, Thränen und Geld erstrebt hatte. Der materielle Verlust war indeß groß, aber ersetzbar, der moralische größer und vielleicht niemals, wenigstens nicht bald zu ersetzen.

England verlor bei seinen Unternehmungen am obern Nil und am Rothen Meere viel Blut und viel Geld, noch mehr aber an Ansehen. Die Einbuße, die es als Weltmacht und namentlich als Macht über mohammedanische Völker erlitt, indem es unverrichteter Sache sich zurückzog, erscheint fast unwiederbringlich. Die Niederlage Arabi's wurde durch den Propheten von Kordofan gerächt und ausgeglichen. Allah war mit seinem Gesandten, und die Krieger des Islam triumphirten über die fränkischen Kafir und ihre Verbündeten, die ägyptischen Türken, die nicht besser sind als sie. Sang- und klanglos, und allem Anschein nach auch planlos vollzog sich der Rückzug der englischen Armee aus dem Sudan, der, wie sich nicht anders erwarten ließ, in ganz Aegypten den denkbar schlimmsten Eindruck machte, zumal Anzeichen vorlagen, daß der Mühdi seine Streitkräfte nordwärts gegen Berber zusammenziehe und das Gerücht ging, daß er sich Dongolas bemächtigen wolle. Zwar hatte sich im März ein „heiliger Mann", El-Makki-Abdul-Hamad-Wolad-Essafia, gegen den Propheten erhoben, Anhänger gewonnen und sich Obeïds bemächtigt; er verschwand aber gar bald von der Bildfläche und man hat nichts mehr von ihm gehört, während Mohammed-Achmet fortfuhr, sein Wesen zu treiben. Einen Antrag Wolseley's, die bei ihm befindlichen Christen gegen mehrere von den Engländern gefangen genommenen Anverwandte des Mühdi auszutauschen, lehnte er mit der Bemerkung ab, daß erstere insgesammt zum Islam übergetreten und ihm theuerer seien als seine Brüder. Anfang Juli 1885 war die Provinz Dongola vollständig geräumt, ihre Verwaltung einem Abkömmlinge der Könige der Argo-Insel, Tumbal-Hamid, als Gouverneur überwiesen. Nahezu 13000 unglückliche Flüchtlinge, von denen jeder durch die englische Occupation ruinirt war, wandten Dongola den Rücken und wanderten nach Unterägypten. Die Stadt selbst war vollkommen verödet.

Da trat ein unerwartetes Ereigniß ein. Mohammed-Achmed erkrankte Freitag, den 19. Juni, nachmittags gegen 2 Uhr, zu Chartum und wurde sogleich auf seinen Wunsch in ein Zelt außerhalb des Lagers geschafft. Da kein Arzt zugegen war, wurden zwei der gefangenen Missionare, welche einige medicinische Kenntniß besaßen, an das Krankenlager beschieden. Dieselben erklärten sogleich jeden Rettungsversuch für vergebens, da der Kranke mit den Schwarzen Blattern behaftet sei. Der Mühdi rief hierauf seinen Neffen und „Wekil" (Stellvertreter) Abdullah-Khalifa-el-Taischi zu sich, übergab ihm sein Schwert und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. In der Nacht auf den Sonntag verschlimmerte sich der Zustand des Kranken, worauf er sich von den Seinigen verabschiedete und seinem Nachfolger noch auftrug, den Krieg gegen die Christen fortzusetzen. Um 5 Uhr morgens starb er und wurde noch an demselben Abend in seinem Zelt beigesetzt. Das Sterbezelt wurde verbrannt. Mit des Mühdi Tode gerieth die von ihm hervorgerufene Bewegung ins Stocken. Sie erlosch nicht vollkommen, und noch im Winter 1885/86 machten sich die Wellenschläge derselben den Aegyptern bemerkbar; aber dem neuen Führer fehlte das religiöse Prestige und die zwingende Macht der Persönlichkeit, welche Mohammed-Achmed innewohnte. Am 26. Juli war Chartum der Schauplatz eines von blutigen Kämpfen begleiteten Aufruhrs.

Das Schatzamt wurde angegriffen und geplündert, der Schatzmeister getödtet, auch mehrere Wekil Abdullah's erstochen, während sie den Aufrührern Widerstand leisteten. Bald aber kehrten die Stämme, welche die blutigen Schlachten bei Abu-Klei und Metämmeh schlugen, wieder zu ihrer gewohnten Feldarbeit zurück und verhältnißmäßige Ruhe verbreitete sich über einige Theile des freilich weit ausgedehnten Sudan. Sehr richtig hatte sich Nubar-Pascha schon vor der Niederlage des Generals Hicks 1883 geäußert: „Es ist eine alte Geschichte, die sich seit 200 Jahren oft genug wiederholt hat. Es erscheint im Sudan ein Mühdi, von dem man nicht weiß, woher er kommt, und es schließt sich ihm eine Wolke Menschen an, die fähig scheint, gleich einer Sintflut Aegypten zu überschwemmen. Das dauert ein bis zwei Jahre, dann verschwindet der Mühdi mit seinen Menschenmassen; man wußte nicht woher sie kamen, man weiß nicht wohin sie gingen." Ziemlich ähnlich, wenn auch nicht ganz so rasch und friedlich, verlief die letzte Bewegung. Osman-Digma zwar, den man wiederholt todt sagte, machte den Anglo-Aegyptern nicht die Freude, so rasch vom Schauplatz zu verschwinden, sondern tauchte wiederholt in der Umgebung Suakins mit neuen Streitkräften auf. Auch sonst erfuhren sie noch manches Misgeschick, wie die Uebergabe von Kassala, welches nach etwa anderthalbjähriger Vertheidigung endlich am 30. Juli 1885 in die Hände der Mühdisten fiel. Noch am 14. und 16. Juni ward ein Angriff derselben auf diese Hauptstadt der Provinz Taka erfolgreich abgeschlagen; die Garnison war aber endlich durch den Mangel an Lebensmitteln an den Rand der äußersten Noth getrieben und traf deshalb mit den feindlichen Stämmen ein Abkommen wegen ehrenhafter Uebergabe. Die Engländer hatten gehofft, den Negus von Abessinien zu einem Vorstoß auf Kassala bewegen zu können, und führten deshalb mit ihm Unterhandlungen, die nunmehr ihrer Grundlage beraubt waren. Auch hier also kamen die Engländer wieder zu spät. Kassala war nebst Sennaar der letzte Punkt, welchen die Aegypter im Sudan noch besaßen. Sennaar fiel gleichfalls Mitte August und es gelang der Garnison, in nördlicher Richtung zu entkommen. Jetzt besaß Aegypten buchstäblich keinen Mann mehr im Sudan, und bei den ägyptischen Militärverhältnissen hörte sich der Plan einer Wiederbesetzung von Dongola, wie er im October von der viceköniglichen Regierung in Vorschlag gebracht wurde, ziemlich seltsam an. Es kam auch nicht dazu; vielmehr vernahm man, daß ein Heer Abdullah's im September von Omderman nach Berber und Koroskо in Oberägypten aufgebrochen sei. Bald wußten die Telegramme von allerhand Scharmützeln zwischen Sudanesen und Engländern zu berichten, deren südlichster Punkt im Nilthal Akasche, etwas oberhalb des zweiten Katarakts war. Dort standen zwei Compagnien britischer Infanterie, ein Bataillon Neger, ein halbes ägyptisches Bataillon und eine ägyptische Batterie. Diese Truppen hielt man mit Recht für nöthig zu verstärken, obgleich man in englischen Regierungskreisen den Aufstand im Sudan für so gut wie überwunden erachtete. Daß dem nicht ganz so war, zeigte sich alsbald. Im December 1885 näherte sich die Vorhut der Sudanesen dem britischen Außenposten Kojeh, welchen sie umzingelte, und bedrohte Akascha und Wady-Halfa. General Stephenson, der Chef der 14000 Mann starken englischen Besatzungsarmee für

Aegypten, hielt es für gerathen, sich selbst nach dem Kriegsschauplatz zu begeben, wohin in aller Eile Verstärkungen abgesandt wurden. Ende December hoffte er über 8000 Mann britische und 8000 Mann ägyptische Truppen südlich von Assuan zu verfügen; einstweilen schätzte man die Zahl des südlich von Kojeh unter Mohammed-El-Gabar stehenden Feindes auf 10000 Köpfe. Gefechte fanden statt, bei welchen das Fort von Kojeh wiederholt beschossen wurde; doch brachte die englische Artillerie das feindliche Feuer zum Schweigen; am 16., 20. und 29. Dec. kam es zu mehr oder minder ernsten Kämpfen, in welchen die Engländer natürlich Sieger blieben. Merkwürdig ist nur, daß sie sich dabei immer mehr nach Norden zogen, und nach dem „Siege" von Ibrim befand sich, im Januar 1886, die englische Sudanarmee in vollem Rückzuge auf Korosko. Alle seit einem Jahre von den Engländern besetzt gewesenen und von ihnen befestigten Orte, namentlich Akascha und Kojeh, wo große Vorräthe aufgestapelt waren, wurden verlassen, die Vorräthe vernichtet, die zahlreichen Forts sowie die mit großen Kosten am linken Nilufer gebaute Eisenbahn, welche, 140 Kilometer lang, von Wady-Halfa nach Akascha führte, in die Luft gesprengt. Im April 1886 standen keine britischen Truppen mehr jenseit von Wady-Halfa; das ganze Land bis zum zweiten Katarakt war für Aegypten verloren. Auch in der Umgebung von Suakin gaben die feindlichen Stämme den Engländern im März 1886 wieder zu schaffen. Wenn die Sudanesen seither keine weitern Fortschritte machten, so rührt dies einfach daher, daß die ganze Mühdi-Bewegung seit dem Tode Mohammed-Achmed's an Intensität verloren hat und ebenso wieder verebbt, wie die Flut seinerzeit gestiegen. Nachrichten vom Juli 1886 besagen, daß unter den Sudanesen volle Anarchie und Feindschaft zwischen den Emiren und den Stammeshäuptlingen herrsche. Ein Stamm bekämpfe den andern, und dies darf man wol als das Ende der für Aegypten so verhängnißvollen Bewegung des Mühdi betrachten.

Der Tod des Mühdi kam niemand gelegener als der englischen Regierung. Denn nun glaubte sie von der Sorge um den Schutz der Südgrenze Aegyptens befreit zu sein und konnte sich ganz dem Werk widmen, in Kairo wieder gut zu machen, was durch Unentschlossenheit und Ungeschicklichkeit gefehlt worden. Auch ließ sie sich nicht mehr beirren durch die Rücksicht auf die Pforte, welche ihren Beistand für die Wiedereroberung des Sudan so theuer als möglich verkaufen wollte. Aber England war mit seiner innern Politik in Aegypten nicht glücklicher als auf dem Schlachtfelde. Schon im Sommer 1884, als die britische Regierung sich zur Preisgebung des Sudan entschloß, entsandte sie den Marineminister Lord Northbrook nach Aegypten, um seine Collegen „darüber zu unterrichten und zu berathen, welchen Rathschlag sie der ägyptischen Regierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen bieten sollen". Viel konnte man sich von dieser Mission kaum versprechen, doch wurde die Ankunft des edeln Lords im Lande der Pharaonen sofort durch eine wichtige Entscheidung bezeichnet: auf Englands Rath beschloß die ägyptische Regierung, in ihrer finanziellen Bedrängniß die Amortisation der öffentlichen Schuld einzustellen, und verfügte, daß die für den Dienst der Schuld speciell bestimmten Einnahmen nicht mehr an die internationale Schuldenkasse, sondern an das Finanzministerium zu zahlen seien: ein

eigenmächtiger Eingriff in das Liquidationsgesetz vom 17. Juli 1880, dessen Rücknahme von den Vertretern von Deutschland, Oesterreich und Rußland in gleichlautenden Noten gefordert wurde. Zugleich begehrten Deutschland und Rußland die Zulassung ihrer Vertreter zur ägyptischen Schuldentilgungskasse, worauf die vicekönigliche Regierung eine bestimmte Antwort zu ertheilen sich weigerte. Ende December 1884 war wenigstens eine solche noch nicht ergangen. Da sah sich denn Deutschland in der Lage, der ägyptischen Finanzfrage eine andere Wendung zu geben, indem es zu einem Einverständniß mit Frankreich gelangte, auf welches man in London, von wo aus die Puppen in Kairo gezogen wurden, mit äußerstem Unbehagen blickte. Die englische Politik Englands war bis dahin die: Aegypten thatsächlich in der Hand zu halten, jede Verantwortung aber abzulehnen und die Kosten auf die Gläubiger des ägyptischen Staates abzuwälzen. Mit dieser Politik war es nun zu Ende. Die vereinigte Haltung Deutschlands und Frankreichs nöthigte England den Entschluß auf: entweder — oder. Entweder die wirkliche Uebernahme Aegyptens mit der ganzen Verantwortung und mit allen Folgen, oder die Anerkennung des internationalen europäischen Charakters der ägyptischen Frage. Natürlich trachtete England zu laviren solange als thunlich; namentlich suchte es sich mit Frankreich auseinanderzusetzen. Es machte Vorschläge, welchen französischerseits sehr versöhnliche Gegenvorschläge, ausschließlich finanzieller Natur, entgegengestellt wurden. Diese französische, von den andern Mächten unterstützte Note erkannte das englische Cabinet zwar als Grundlage einer Verständigung an, wollte aber von der gemeinschaftlichen Prüfung der ägyptischen Finanzen nichts wissen. Dann gab es eine internationale Prüfung „im Grundsatz" zu. Allein für Frankreich kam es darauf an, daß diese Prüfung nicht auf dem Papier zugestanden, sondern sobald als möglich verwirklicht werde. Endlich, im Februar 1885, gelangte die langwierige Finanzfrage zu ihrer Regelung, indem die Mächte die internationale Bürgschaft der neuen Anleihe übernahmen, da sie ihnen in der Sache eine internationale Controle verleiht, wenn ihnen auch deren Form anscheinend verweigert wird. Deutschland und Rußland erhielten ihre Sitze bei der Tilgungskasse, während England fortan die Kosten seiner Garnison in Aegypten selbst zu tragen hatte. Dank den energischen, praktischen Vorkehrungen der Vertreter Rußlands und Deutschlands ging auch die Regelung der Entschädigungsforderungen rasch von statten.

Nebst der Finanzangelegenheit beschäftigte sich England auch mit der Frage der Heranziehung türkischer Truppen. Die Verhandlungen mit der Pforte ziehen sich wie ein rother Faden durch alle Phasen der ägyptischen Wirren und wurden je nach Bedarf loser oder wärmer geführt, ohne daß des Sultans Wunsch in Erfüllung ging, seine oberherrliche Stellung in Aegypten klar gestellt zu sehen. Solange die russische Kriegswolke in Mittelasien drohte, machte man ihm Hoffnungen, und als der Aufstand im Winter 1885—86 die Engländer an den Grenzen Oberägyptens unerwarteterweise zu neuen Siegen nöthigte, kam die Entsendung türkischer Truppen nach dem Sudan wieder zur Sprache. Auch wurden zwischen England und der Türkei Abmachungen betreffs Aegyptens getroffen, die indeß erst in Aegypten selbst zu Ende geführt werden sollten, zu welchem Behuf

Sir Henry Drummond Wolff und Achmed-Mukhtar-Pascha an die Ufer des Nils entsandt wurden. Sir Henry Drummond Wolff überreichte am 31. Oct. 1885 dem Chidiv sein Beglaubigungsschreiben; Mukhtar-Pascha kam aber erst am 27. Dec. in Kairo an. Ueber den Gang der Verhandlungen hat nur Weniges und wenig Sicheres verlautbart; es wurde bald merkwürdig still von Wolff's Mission, welche umfassende Reformen in Aegypten anstreben sollte. Welcher Art dieselben sein werden, muß die Zukunft zeigen. Einstweilen läßt sich blos sagen, daß die Zustände in Aegypten unter der schlimmsten Paschawirthschaft nicht so zerfahren, nicht so gefährlich gewesen sind wie seit der englischen Zwischenherrschaft. Auf den guten Willen der untern ägyptischen Verwaltungsorgane können die verhaßten Fremdlinge nicht rechnen. Eingeborene Beamte lassen, wenn es ungestraft geschehen kann, lieber einen Verbrecher laufen, als daß sie ihn den Engländern ausliefern. Den Sklavenhandel zu hemmen vermochten sie auch nicht. Die Steuern gehen schlecht ein, die unbebauten Ländereien vermehren sich in höchst bedenklicher Weise und der Preis der Ernte ist in beständigem Rückgange begriffen. Die frühere Knechtschaft besteht in alter Blüte; das Gesetz ist in den Händen von Commissionen, aber nicht von Richtern. Die Nilpeitsche und die Willkür regieren wie in den „guten alten Zeiten". Eine der ersten reformatorischen Thaten der Engländer war freilich die Abschaffung der Peitsche; man durfte diese Maßregel freudig begrüßen, trotzdem es sich gezeigt hat, daß der Fellah nur noch die Peitsche respectirt und dies mit naivem Cynismus selbst zugesteht. Aber der Karbatsch ist nur auf dem Papier beseitigt, denn Clifford Lloyd, General Stephenson und Lord Wolseley ließen öffentlich peitschen und gaben dazu schriftlichen Befehl. Da waren die Paschas doch klüger; wenn sie einem widerspenstigen Fellah die Bastonnade ertheilen ließen, hüteten sie sich wohl, geschriebene Zeugnisse ihrer Willkür aus der Hand zu geben. Die englischen Functionäre setzen sich über geschriebene Gesetze ebenso leicht wie über die von ihnen selbst verfochtenen Grundsätze hinweg, wenn der Vortheil des Augenblicks es ihnen nahelegt. Dabei verschlimmert sich die Lage der Eingeborenen von Tag zu Tag; die Fellahin werden immer elender; sie haben heute mehr Bedürfnisse kennen gelernt und die Achtung vor der Obrigkeit verlernt. Früher gehorchten sie wenigstens ihren Scheichen, heute ist dieser Gehorsam verschwunden. Moralische und physische Unordnung herrscht in allen öffentlichen Verwaltungen, Corruption in den Ministerien. Die Macht des Chidiv ist gleich Null; der Ministerrath steht unter englischem Einfluß; der Premierminister ist nur der gehorsame Diener Englands; die wirklichen Herren des Landes heißen Sir Evelyn Baring, Ihrer Majestät Generalconsul, und Sir F. C. Stephenson, Generalcommandant des Besatzungsheeres. Edgar Vincent ist ein großer Sportsman; seine Befähigung für den hohen und besonders gut besoldeten Posten eines finanziellen Rathgebers des Ministeriums hat er erst noch nachzuweisen; bisher sind seine fin nziellen Rathschläge noch immer zum empfindlichen Schaden des Landes ausgefallen. Ingenieuroberst Scott Moncrieff, den man mit großen Kosten aus Indien verschrieb, um ihn als Unterstaatssecretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten anzustellen, hat es durch seine — Ingenieurkunst dahin gebracht, daß der größte Theil der fruchtbarsten Provinzen ohne Wasser ist

und daher rasch der Versandung entgegengeht. Es ist keine Uebertreibung, daß die Kanäle, welche die frühern Vicekönige ausgraben ließen, heute zum großen Theil ausgetrocknet sind, wodurch Tausende von Morgen fruchtbaren Landes brach liegen müssen. Dazu herrscht auf dem flachen Lande die größte Unsicherheit. Bewaffnete Räuberbanden greifen nächtlicherweise selbst größere Dörfer an und ziehen sich mit der gewonnenen Beute in ihre unzugänglichen Wüsten zurück. Und doch gibt es hoch besoldete Generale der Polizei und der Gensdarmerie, welche absolut nichts anderes thun, als die Polizei reorganisiren, kostspielige Inspectionsreisen machen und die Zeit, welche diese schweren Arbeiten ihnen übriglassen, zur Ausübung des edeln — Cricketspiels verwenden. Sowenig als England sich der Aufgabe gewachsen gezeigt hat, Aegypten zu pacificiren, sowenig hat es die innern Zustände verbessert. Der Rückgang des Handels, eine Verschwendung der öffentlichen Gelder, wie sie selbst zu Zeiten des abgesetzten Chidiv Ismail-Pascha nicht stattfand, machen es klar, daß dieses unermeßlich reiche Land am Rande des Staatsbankrotts steht, predigen es laut und vernehmlich: die englische Occupation in Aegypten war der Ruin!

Die Gebrüder Goncourt.

Von

Friedrich Carl Petersen.

II.

Nach zwanzigjährigem gemeinsamen Leben und Schaffen mit dem heißgeliebten Bruder, dem er in seiner Weise ein Lehrer, ein Erzieher gewesen, plötzlich durch den Tod von ihm getrennt, besaß Edmond de Goncourt doch die Geistesstärke, sich mannhaft einer gegen den Schmerz stählenden Arbeit hinzugeben. Ihn ermuthigte hierin die Anerkennung, die den Unermüdlichen und Unzertrennlichen endlich zutheil geworden war, die Aussicht auf einen fruchtbringenden Nachsommer.

Schon während der Belagerung von Paris, deren Elend auch er kennen lernte, beschäftigte sich der Vereinsamte, wie es scheint, mit dem Plan einer neuen Ausgabe der von den Gebrüdern de Goncourt veröffentlichten Werke. Mehrere Jahre vergingen indeß, ohne daß etwas von ihm auf den Büchermarkt gelangte. Erst als er mit dem Verleger Charpentier in Verbindung getreten war, 1875, konnte er an die Ausführung seines Planes denken. In rascher Reihenfolge erschienen dann, neu aufgelegt, die früher besprochenen Romane, bis auf ihre novellistische Erstlingsarbeit; die historischen und philosophischen Werke folgten, jene mit autographischen Briefen u. dgl. erheblich bereichert, freilich auch da und dort etwas naturalistisch gefärbt, und schon vor einem Jahre war das Unternehmen vollendet. Bezeichnend für seinen schriftstellerischen Standpunkt und seine Mitarbeiterschaft hinsichtlich der von ihm mit Jules de Goncourt herausgegebenen Werke ist dabei eben die Einführung der naturalistischen . . . Ausschmückung in dem historischen Theil ihrer literarischen Leistungen. Entschieden stellte der ältere Bruder den jüngern als Vertreter der Richtung in Schatten. Deutlicher noch tritt dies, wie wir weiter unten sehen werden, in den Sonderwerken zu Tage, die er seit dem Hinscheiden seines Mitarbeiters verfaßte. Dieselben füllten nebst der Drucklegung der ältern Schriften das letzte Jahrzehnt seines Schriftstellerlebens. Das erste von ihm allein verfaßte Werk, der Roman „Die Dirne Elisa", verließ die Presse im Jahre 1875. Das Buch, im wesentlichen eine lebenswahre, in vieler Hinsicht grauenhafte Darlegung von Zuständen und Vorkommnissen in gewissen socialen Kreisen, in Asylen der Verworfenheit, in Strafhäusern, erregte gerechtes

Aufsehen und erzielte einen buchhändlerischen Erfolg, der mit 20 Auflagen noch lange nicht erschöpft war. Im März 1879 vollendete Edmond de Goncourt seinen Roman „Die Brüder Zemganno", ein Werk, das mit seinen anmuthigen Naturschilderungen, eigenartigen Charakterzeichnungen und drastischen Scenenbildern beim lesenden Publikum nicht die Aufnahme fand, die es wol verdient hätte. Ein Unicum bot er das Jahr darauf, 1880, dem gebildeten Frankreich mit dem zweibändigen Werke „Das Haus eines Künstlers", in dem er con amore sein theueres Heim zu Auteuil mitsammt den darin enthaltenen Kunst- und Literaturschätzen beschreibt. Die Erlebnisse einer bekannten hochbegabten Schauspielerin gaben ihm dann den Stoff zu dem originellen, wenn auch in einzelnem etwas zu leidenschaftlich und grell gehaltenen und deshalb verwerflichen Roman an die Hand, der im October 1881 unter dem Titel „Die Faustin" in den Buchhandel kam. Die überreichlich gewürzte Kost mundete natürlich den Leuten um so besser, als die Ingredienzen dazu an Personen und Vorgänge gemahnten, die lange Zeit hindurch in aller Munde waren. Autor und Verleger fuhren denn auch gut dabei, und schon im folgenden Jahre war der Roman in 16000 Exemplaren verbreitet. In der Vorrede zu diesem merkwürdigen, in der Sach- und Personenschilderung frappant realen Werke gab der Verfasser die Absicht kund, einen Roman zu schreiben, der dem psychologischen und physiologischen Studium eines in der Treibhausluft einer Hauptstadt erwachsenen und erzogenen jungen Mädchens gelten sollte, und nach zweijähriger Arbeit vollendete er 1884 den Roman „Chérie", mit dem er als Romancier von seinen Lesern Abschied nahm. Auch dies Buch wurde begierig gelesen und binnen wenigen Monaten achtmal neu aufgelegt. Ob sich nach dem neuen Erfolge unser Autor eines bessern besinnen und die Feder des Romandichters wieder aufnehmen wird, steht dahin. Seine Abschiedsworte lauten: „Es sind heute mehr als 30 Jahre, daß ich ringe, mich abmühe, kämpfe, und eine Reihe von Jahren standen wir, mein Bruder und ich, ganz allein unter den Streichen von allen und jedem. Ich bin müde, des Ringens satt und räume andern den Platz ein. . . ." Und motivirend fährt der Romanschriftsteller fort: „Ich meine auch, daß man nicht über ein gewisses Alter hinaus sich bei der Phantasieliteratur verspäten soll, und daß weise handelt, wer als Romancier früh vor der Zeit seine Stunde des Abschieds wählt." Diese Worte kommen einem unzweideutigen Bekenntniß gleich und zeugen unbedingt von Selbstkenntniß. Uebrigens hatte er damit sich nicht in den Ruhestand begeben. Seine Pietät gegen den verstorbenen Bruder legte ihm zunächst die Pflicht auf, für die Veröffentlichung einer Reihe von Briefen zu sorgen, die, wenn auch meist im Einverständniß von beiden Brüdern entworfen, doch von dem jüngern niedergeschrieben worden waren, und so erschienen 1885, von ihm geordnet, mit erläuternden Anmerkungen aus seiner Feder die, leider in der Zeitfolge nicht unerhebliche Lücken aufweisenden „Briefe von Jules de Goncourt". Seitdem beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Revision eines Werkes, von dem wir annehmen dürfen, daß es bei seinem Erscheinen Sensation erregen wird, das aber erst 20 Jahre nach Edmond de Goncourt's Tode gedruckt werden soll. „Unsere Bekenntnisse", nennt es dieser, „unser Lieblingsbuch, ein am Tage des Eintritts der beiden Brüder in die Schriftstellerbahn begonnenes Tagebuch über ihr

Doppelleben, das den Titel führt: «Journal de la vie littéraire (1851—188*).»" Er setzte nach dem Ableben des Bruders die Memoiren fort und schätzt den Umfang des Manuscripts heute auf sechs bis acht Bände. Von dem Werth des umfassenden Werkes mag die von ihm im Vorwort zu seinem letzten Roman mitgetheilte kurze Vorrede einen Begriff geben, die wir besonders auch deshalb hier folgen lassen, weil sie so recht schlagend den Freimuth der beiden Goncourt darlegt, dies einzige Brüder- und Schriftstellerpaar uns in seinem wahren Wesen zeigt und, zu Schliersee im August 1872 niedergeschrieben, das Werk Edmond's ist. „Dieses Tagebuch", lautet die Vorrede, „enthält unsere Bekenntnisse von jedem Abend: die Bekenntnisse zweier, die in Vergnügen, Arbeit, Kummer ungetrennt leben, zweier Zwillingsgeister, zweier Gemüther, die in der Berührung mit Menschen und Dingen so verwandte, gleichartige und gleichbedeutende Eindrücke empfingen, daß diese Bekenntnisse als die Ergießungen eines einzigen Ichs betrachtet werden können. In dieser tageweise niedergeschriebenen Autobiographie treten die Leute auf, welche die Zufälle des Lebens auf den Weg unserer Existenz würfelten. Wir haben sie, diese Männer und Frauen, porträtirt, wie sie uns an dem und dem Tage, zu der und der Stunde erschienen, haben sie im Laufe unserer Tagebucharbeiten wiederholt beleuchtet, sie späterhin von verschiedenen Seiten gezeigt, je nachdem sie sich veränderten und anders darstellten; denn wir wünschten nicht, jenen Memoirenfabrikanten nachzueifern, die ihre historischen Gestalten en bloc und auf einmal gemalt, oder in Farben, welche die Zeit um ihren Glanz gebracht hat, und mit Beiwörtern, welche durch die Entfernung und den Hintergrund der Begegnung verwaschen werden, vorführen; wir strebten, mit Einem Wort, nach dem Ruhm, die unbeständige, veränderliche Menschlichkeit in ihrer augenblicklichen Wahrheit darzustellen. Rührt nicht bisweilen sogar die Veränderung, die wir bei Personen, welche mit uns innig befreundet oder uns theuer waren, bemerken, von der Veränderung her, die in uns selbst vorgegangen war? Das ist wol möglich. Wir verhehlen es uns nicht, daß wir leidenschaftliche, nervöse, krankhaft empfindliche und deshalb manchmal ungerechte Geschöpfe gewesen sind. Versichern können wir jedoch, daß wir, wenn uns hin und wieder eine vorgefaßte Meinung ungerecht, ein grundloser natürlicher Widerwille verblendet sein läßt, niemals wissentlich auf Rechnung derer, die wir besprechen, gelogen haben. Es ist also der Versuch von uns angestrebt worden, bei der Nachwelt in belebten Porträts (dans leur ressemblance animée) unsere Zeitgenossen wieder ins Leben zu rufen, und zwar durch das geflügelte Stenographiren eines Gespräches, das physiologische Erspähen einer Geberde, durch jene Nichtse der Leidenschaft, in denen sich eine Persönlichkeit offenbart, durch jenes unerklärliche Etwas, welches das voll pulsirende Leben verleiht, durch ein wenig von dem Fieber, welches der berauschenden pariser Existenz eigenthümlich ist." Edmond de Goncourt stellt sich in dieser Vorrede rückhaltslos dar und bietet damit seinen Freunden und Verehrern eine Anregung, die sie bestimmen könnte, ihn um die baldige Veröffentlichung der „Bekenntnisse" zu ersuchen. Nun, am Ende entschließt er sich noch dazu; auch wir würden es ihm Dank wissen.

Einen Vorgeschmack von dem, was die „Memoiren" enthalten können, geben

zum Theil die „Briefe von Jules de Goncourt".*) So schätzbar für den Biographen, so interessant und pikant für den Leser und Kenner der Goncourt'schen Werke und Schicksale die in diesen, nicht für die Oeffentlichkeit geschriebenen Briefen enthaltenen Mittheilungen sind, so bezweifle ich doch, daß Jules de Goncourt sich mit ihrer vollständigen Veröffentlichung einverstanden erklärt hätte. Ich errathe, weshalb der Bruder des Verstorbenen, wenn er die Briefe irgendwie gesichtet haben sollte, dabei Maß und Ziel gehalten hat: sein schriftstellerischer Freimuth, der Standpunkt des Naturalisten verbot ihm, mit den kräftigern Schattenpartien hinter dem Berge zu halten und die objective Charakterschilderung durch Rücksichten abzuschwächen, bezugs deren er annehmen konnte, daß sein Bruder sie nicht gebilligt hätte; dennoch kann ich z. B. die Mittheilung der Neujahrsbriefe an Gavarni nicht pietätvoll nennen: solch cynische Auslassungen gehören nicht an die Oeffentlichkeit. Eine vortrefflich geschriebene, von feinem Verständniß zeugende Vorrede voll treffender kritischer Bemerkungen aus der Feder Henry Céard's bereitet den Leser auf den Genuß der Briefe vor. Durch ein eingeschaltetes Schreiben an Zola lernen wir darin auch Edmond de Goncourt als Briefsteller kennen. Das Epitheton „bestechend" kann man wol dem Vorwort nicht vorenthalten; leider ist es stellenweise etwas überschwenglich. Wenn Céard schreibt: „Und hätten sie (die Goncourt) nur diesen Band Briefe geschrieben, so würde ihr Name unbestritten unter den Schriftstellern au grand style fortleben", so ist das unstreitig cum grano salis aufzunehmen.

Mit nicht minder lebhafter Theilnahme als diese Briefe habe ich das Werk gelesen, in welchem Edmond de Goncourt den Leser in die Geheimnisse seiner Häuslichkeit einweiht.**) Es ist einzig in seiner Art, ein Zeugniß von dem wunderbaren Sammelfleiße des Verfassers nicht nur, auch und vornehmlich von dem Behagen, mit dem er sich als Schriftsteller dem Ausmalen dessen, was er naturalistisch schildern wollte, hingab. Wie er auf den Gedanken gekommen, das Buch zu schreiben, das erklärt zur Genüge seine schriftstellerische Richtung, da er ja überhaupt Memoiren des Menschenlebens zu schreiben bemüht ist, auch seine Eitelkeit als Sammler kommt dabei in Betracht. Gleich in der Einleitung finden wir dies bewiesen. „Am Boulevard Montmorency", heißt es daselbst, „steht mit der Nummer 53 ein Haus, das in seiner Balkonwand ein belorbertes Profil Ludwig's XV. von vergoldeter Bronze führt . . . es ist dies ganz einfach das Schild eines der am reichlichsten mit Sachen aus dem 18. Jahrhundert angefüllten Nester, die es zu Paris gibt. Beim Oeffnen der schwarzen Thür mit dem zierlichen Gitterwerk darüber begrüßen den Besucher gleich unten an der Treppe, am Eingang des Vestibuls, an der Schwelle des Hauses Thon- und Bronzesachen, Zeichnungen, Porzellangegenstände aus dem liebenswürdigen Jahrhundert par excellence, untermischt mit Sachen aus Ostasien, wie sie in den Wohnungen der

*) „Lettres de Jules de Goncourt", mit einem Brieffacsimile und einer Radirung (2. Aufl., Paris 1885).

**) „La maison d'un artiste" (2 Bde., 2. Aufl., Paris 1881).

Frau von Pompadour und aller großen und kleinen Kunstliebhaber jener Zeit sich so gut ausnahmen." Natürlich sieht dadurch der Autor sich bestimmt, den Ursachen der Sammelsucht nachzuspüren, „die sich fast einer ganzen Nation bemächtigt hat", und er gelangt als Hagestolz zu der wunderlichen, aber allerdings erklärlichen Entdeckung, die „Bricabracomanie", wie er die Sucht nennt, sei ein Lückenbüßer bezugs des Weibes, das die Phantasie des Mannes nicht mehr beherrscht, und fügt begründend hinzu, in Hinsicht auf sich selbst habe er die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn einmal zufällig sein Herz eingenommen war, der Kunstgegenstand für ihn jeden Reiz verloren hatte. Das ist schon deshalb nicht zutreffend, weil nicht alle Kunstliebhaber Familienlose sind. Daß ihn selbst jene Ursachen zum leidenschaftlichsten der Sammler gemacht haben, nimmt uns durchaus nicht wunder. Und auch das steht fest: er hat dabei beschreibend viel Talent an artistische Nichtigkeiten verschwendet, einzig um der Genugthuung willen, brillante Satz- und Worteffecte zu erzielen, mit der Feder gleichsam Palette und Pinsel zu ersetzen. Man ist allerdings nicht umsonst ein Schriftsteller grand seigneur. Und dann ist doch bei der unendlichen Beschreibung kaum die Erzählung zu kurz gekommen. Wir hätten übrigens unrecht, wollten wir ihm für seine künstlerischen Schilderungen an diesem Werke nicht dankbar sein.

Zunächst durchwandern wir mit ihm das Vestibul. „Ein lachendes Pflaster von weißem und rothem Marmor aus Languedoc, an Wand und Decke mit vergoldeten phantastischen Papageien auf wassergrünem Grunde belebte moderne Ledertapeten. Auf diesem Leder, in gesuchter Unordnung, pittoresk, wie es für Vorzimmer und Atelier paßt, allerhand Auffallendes und Ungewöhnliches: glänzende durchbrochene Metallsachen, vergoldete Töpferarbeiten, japanische Stickereien und noch andere seltsame, unvermuthete, wegen ihrer Fremdartigkeit auffallende Gegenstände, denen gegenüber ich zum Theil mir fast vorkomme wie der gute Vater Buffier, wenn er sagte: «Das sind Sachen, die ich nicht kenne; ich muß ein Buch darüber schreiben.»" So leitet er das Kapitel ein, und er fährt fort: „Das da, eine kleine Hängejardinière aus einer excentrischen Coloquinte, deren spiralförmiger, zusammengeschrumpfter Stengel ein Bronzestengel von der Biegsamkeit einer Liane ist; dieses abgenutzte, große hölzerne Bretchen mit dem eingelegten Epheugewinde aus Perlmutter und Schildpatt: der Fächerhalter, der im Zimmer den wider die Wand gebreiteten offenen Fächer hält; diese zartgegitterte kaisergelbe kleine Porzellankugel: der Grillon- oder Brummfliegenkäfig, den der Chinese zu Häupten seines Bettes aufzuhängen pflegt; und diese in durchbrochener Modellirung einen blühenden Pfirsichbaumzweig darstellende Fayenceplatte in dem feuerschirmförmigen Holzrahmen: die Verzierung des religiösen und mystischen Winkels im Zimmer einer Theehausprostituirten, eine Art Altarbild, vor das sie ein Gefäß mit einer Blume hinstellt. Japanische Stickereien in Bambusrahmen bilden die prächtige, glänzende, leuchtende Verzierung der Wände im Vestibul und beinahe im ganzen Hause." Und mit der frohen Hingebung des Sammlers macht der Verfasser den Leser mit allem vertraut, was zu diesen Erzeugnissen des Kunstgewerbes in Japan irgendwie in Beziehung steht. Einen bewundernden Kennerblick auf ein Basrelief von Clodion, une merveille française, wie er es nennt,

und mit Vergnügen folgen wir ihm in den Speisesaal, wo kostbare farbenreiche Teppiche Wand und Decke dem Auge entziehen und allerhand künstlerisch werthvolle Einrichtungsstücke Stoff zu neuen interessanten Kunstbetrachtungen bieten. Was für Erinnerungen knüpfen sich an diese Teppiche! Wie oft leuchteten ihre Farben, als sie noch den Wandschmuck des Eßsaales im Hause der Rue Saint-Georges bildeten, zu dem Frohsinn der Gäste Jules Janin, Gautier, Mürger, de Beauvoir, Gavarni u. s. w., wenn beim Mahle der Léoville- und St.-Péray wein in den Gläsern perlte und die alte Meisterköchin aus Lothringen dazu ihre exotischen Leckerbissen auftischte! Die folgende culinarische Notiz läßt uns in Edmond de Goncourt den echten Feinschmecker erkennen. In den Kleinen Salon! Es war seine Küche, sein Eß- und Schlafzimmer während der traurigen Belagerungszeit. Er bewohnte es mit seiner Blanche, einem weißen Huhn, dem er schließlich, als er einmal nach genießbarem Fleisch verlangte, den Kopf abfäbelte. Dieser Salon enthält „seinen Reichthum und seinen Stolz", den größern Theil seiner Dessins aus dem 18. Jahrhundert, einer Sammlung, die, nach ihm, ihresgleichen nicht hat. Wie widerstände er hier der Versicherung, dem kunstfreundlichen Leser einen in bester Form abgefaßten Katalog zu bieten? Curieux und curiolet, der große und der kleine Kunstsammler, mögen ihre Freude an der Beschreibung haben; besonders interessant muß ihnen die Vorrede dazu erscheinen, in der Edmond de Goncourt von dem pariser Kunstmarkt vor 40 Jahren, von seinen damaligen Sammlerfahrten und Glücksfunden berichtet und bei der Gelegenheit einige Originale aus der Welt der pariser Kunsttrödler vorführt. Und weiter wandern wir mit ihm, durch den Großen Salon, das Treppenhaus; kein irgendwie werthvolles Stück entgeht seiner Beachtung, und wenn wir betrachtend vor einem rothlackirten Kasten mit eingelegter Arbeit den Schritt anhalten, schließt er den Koffer aus Japan auf und zeigt uns der Reihe nach die darin enthaltenen Schätze, so und so viel Albums mit bunten, sonnigen landschaftlichen, häuslichen, religiösen, historischen, theatralischen, topographischen, ornamentalen, kunstgewerblichen Bildern, Albums über die Zeichenkunst, die Falkenjagd, die in den geweihten Tempeln aufbewahrten Kunstgegenstände, und noch andere Albums, und mit dem Verständniß, dem Feuereifer des berufenen, eingeweihten Mentors erklärt er all' die japanischen Herrlichkeiten auf fesselnde Art. Und in sein Studirzimmer folgen wir ihm. An der Decke breitet sich, gleich dem „schwarzen Himmel eines Märchenlandes", eine riesige schwarzsammtene Hülle aus, welche Blumen in allen möglichen Farben und zwei grimmige Löwen in vieltöniger Goldstickerei aufweist: es ist die Bühnenrobe eines japanischen Tragöden. An den Wänden rings Bücher, nichts als Bücher, und „all diese Bücher sind Bücher aus dem 18. Jahrhundert". Der Katalog, den nach des Besitzers Tode der mit dem Verkauf betraute Buchhändler anfertigen wird, soll den Titel führen: „Bibliothek des 18. Jahrhunderts. Bücher, Manuscripte, Autographe, Affichen, Plakate." Hier befinden sich die vielen und mannichfaltigen, zum Theil äußerst seltenen Quellen, aus denen die Verfasser der besprochenen socialgeschichtlichen Werke schöpften, und wie sich von selbst versteht, läßt es sich Edmond de Goncourt nicht nehmen, dem Leser die gesammelten literarischen Schätze in Druck und Handschrift, unter denen die Theologie gar

nicht, die Jurisprudenz nur in einzelnen Proceßberichten vertreten ist, in seiner anziehenden Manier sachweise vorzuführen. Indeß von neuem stößt er auf Kunstsachen, und das Mustern etlicher kleiner Familienporträts, die in vergoldeten Metallrahmen an der Kaminwand hängen, erregt einen Gedankengang, von dem wir mit lebhafter Theilnahme Notiz nehmen. Außer seiner Großmutter mütterlicherseits, der Gattin des 1793 guillotinirten Generalpächters Le Bas de Courmont-Pomponne, die „eine der Schönheiten jener Vergnügensepoche, eine der Witwen gewesen war, welche die Schreckensherrschaft im Ballsaal vergaßen", stellt er uns im Bilde unter andern die Mutter, den Bruder und seinen Großvater Huot de Goncourt, „député du Bassigni en Barrois à l'Assemblée nationale de 1789", vor, dessen vergoldete Bronzemedaille mit der Umschrift „Ludwig XVI., Neubegründer der französischen Freiheit", an der Wand neben seinem in Kupfer gestochenen Bildniß eine Stelle gefunden. Vor diesem Kamin, angesichts dieser Bilder, fragte er sich in Stunden der Muße oft im stillen, ob die Leidenschaft, die ihn „sein Leben lang elend und glücklich gemacht", die Leidenschaft des Sammelns, nicht etwa ein ererbtes Uebel sei; allein wenn auch hinsichtlich seines Vaters Beweise für dessen Kunstsinn vorlagen, so mußte doch schließlich die Erinnerung an die gute Tante, mit der er schon als vierzehnjähriger Knabe die Raritätenhändler im Faubourg Saint-Antoine besuchte, welche übrigens „eine der vier oder fünf Personen war, die sich damals zu Paris für alten Trödelkram, das «Schöne» der verflossenen Jahrhunderte, venetianische Gläser, Elfenbeinschnitzereien, Hausrath mit eingelegter Arbeit, genueser Sammte, alençoner Spitzen, sächsisches Porzellan interessirten", die bessere Erklärung dazu hergeben. Die Bücherschau fortsetzend, kommt er an eine kleine Sondersammlung, bezüglich deren er gesteht, „er hege eine gewisse Liebhaberei für die Bücher von Schriftstellern mit regelloser Phantasie, ungereimten Vorstellungen, wunderlichen Ideen, für die etwas ausgelassenen Bücher, in denen, nach Montaigne, „die Geiß, das entsprungene Pferd spielend, Chimären gebiert". Zunächst stehen die Bücher, welche ihm in Bezug auf Geschmack und Stil Erzieher und Berather gewesen. Es sind das ein einzelner Band von Virgil's „Georgicon" in der Ursprache, ein François Rabelais aus dem 18. Jahrhundert, ein La Bruyère von 1602, eine aus der alten königlichen Staatsdruckerei hervorgegangene Ausgabe der „Maximen" vom Duc de Larochefoucauld, die „Gesammelten Gedanken" von Joubert, die „Charaktere und Porträts" von Chamfort, „Rameau's Neffe" und Heinrich Heine's „Reisebilder". Er ist voller Bewunderung für Virgil und gesteht, daß es der einzige lateinische Dichter ist, den er nachzuempfinden vermöge, meint aber doch, ein Band von Tacitus hätte hier füglicher einen Platz finden dürfen, „sein Bruder und er haben den kurz sich fassenden lateinischen Prosaiker fleißig und beständig zu dem Behufe studirt, um seine energische Rede in ihre etwas weiche und unkräftige Muttersprache einzuführen, darin seien sie einfach Bossuet gefolgt, der irgendwo gepredigt habe, das Latein müsse die Armatur des Französischen bilden, dessen kräftigste Reden übrigens ins Französische übertragenes Latein seien". Am Fenster steht der große Arbeits- und frühere Modelltisch, an dem er und sein Bruder so lange Stunden bei Sonnen- und Lampenlicht schaffend gesessen. Mit Wehmuth gedenkt er dieser

Stunden, der Verzweiflung, zu der die beiden Brüder so mancher rebellische Satz brachte, ihrer Freude bei dem Schlußwort „Ende". Den alten „seiner Existenz beigesellten" Tisch betrachtet er nur mit freundlichen Blicken, und wenn er längere Zeit abwesend gewesen ist und nicht geschrieben hat, bittet er ihn fast, ihm günstig zu sein, ihn noch einmal die Begeisterung des Dichters wiederfinden zu lassen.

Nach den Büchern und Manuscripten, aus denen manches Interessante dem Leser mitgetheilt wird, mustern wir die Stiche und Radirungen, eine überaus werthvolle Sammlung, und begeben uns in das Toilettenzimmer, dessen Wände rings buchstäblich mit sächsischem und Sèvres-Porzellan sowie Gouachegemälden bedeckt sind, was der Besitzer zu einem Abstecher auf das Gebiet der höhern Töpferei benutzt. Eine meisterhafte Beschreibung widmet er darauf dem Schlafzimmer, in welchem vor allem ein riesiges, prachtvoll mit Schnitzwerk verziertes Himmelbett, „eins jener monumentalen Betten, in denen das 14. Jahrhundert den Menschen die Geburt und den Tod bequemer machte", den Blick fesselt, und wo außer den Prachtmöbeln auch kostbare Kunstsachen aus Bronze und Porzellan das Kennerauge beschäftigen und rings aubussoner Teppiche mit prächtigen Medaillons und Trophäenbildern auf weißem Grunde den Wandschmuck bilden. Die Wunder der japanischen und chinesischen Kunstindustrie in zahlreichen Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Krystall-, Porzellan-, Fayencesachen, Bronzen, Fächern, Medicindosen, Pfeifen u. s. w. nehmen wir im „Ostasiatischen Kunstcabinet" in Augenschein, und über alles ertheilt unser Mentor zuvorkommend Auskunft. Jedes Zimmer in diesem Kunstschlosse bietet dem Besucher eine neue, überraschende, wundersame Augenweide. Selbst das kleine Boudoir, in das wir aus diesem Salon mit den Orientschätzen gelangen, ist davon nicht ausgenommen. Die Wände sind schwarz getäfelt. Am Plafond ein gelbseidenes Quadrat mit aquarellirten Vögeln und Blumen im japanischen Geschmack, ein Kunstwerk der Prinzessin Mathilde. An den düster glänzenden Wänden helles, leuchtendes chinesisches Porzellan, Doubletten aus dem dresdener Museum. Unter diesem Thonschmuck drei Seltenheiten von hohem Werthe: eine japanische Goldstickerei auf schwarzem Sammt, ein kunstvoll aus Bronze, Nephrit, Elfenbein u. s. w. gearbeitetes Stilllebenbild auf schwarzem Lackgrunde, ein farbenschöner Teppich von persischer Seide aus dem 16. Jahrhundert. Das kunstfreundliche Auge kann sich nicht satt sehen daran, und wie sorgsam, wie hingebungsvoll, mit welcher Meisterschaft schildert die Kostbarkeiten der glückliche Besitzer! „Seltsam", fügt er hinzu, „wenn ich heutigentages mich darauf vorbereiten will, irgendetwas zu schreiben, so muß ich, um hingerissen zu werden, um in dem trägen Schriftsteller den Stilisten zu wecken, ein Stündchen in diesem Kunstcabinet und diesem Boudoir des Orients zubringen, mit den Augen die Grünspannuancen der Bronzen, die Goldtöne der Lacke, den Irisschimmer des Geflammten, die Blitzstrahlen der Hartmassen, der Nephriten, der farbigen Gläser, den Schiller der Fukusa- und der persischen Teppichseide trinken, und erst bei dieser Anschauung von Farbenglanz, bei diesem aufregenden Sehen fühle ich allmählich meine Pulse rascher schlagen und allmählich jenes kleine Gehirnfieber in mir aufsteigen, ohne welches ich nichts Ordentliches zu schreiben vermag. Ist aber einmal der Augenblick zum Arbeiten gekommen, [so] bedarf ich

zum Schreiben eines Zimmers ohne Wandschmuck, in dem mir ganz nackte, kalkweiße Wände lieb wären."

Im zweiten Stock befinden sich lauter unbewohnte Zimmer, in denen in Unordnung alles Formlose, Schadhafte und Unechte aus den Sammlungen im Hause untergebracht ist. Hier stehen umfangreiche Schränke mit endlosen Reihen von Werken, die der Neuzeit angehören, unter denen Châteaubriand, Victor Hugo, Musset, Sainte-Beuve, George Sand, „die so wenig reale Romanschriftstellerin", Mérimée, „der trockene Mensch und trockene Autor", Stendhal, „leider ein so armseliger Stilist", Janin, „der eminente Wortgaukler", und Balzac, den er am leidenschaftlichsten verehrt und studirt hat, vertreten sind. Unter den Gemächern im zweiten Stock befindet sich eins mit einem geschlossenen Himmelbett und zwei, drei Radirungen an den Wänden: das ist die Studentenmansarde, in der sein Bruder mit Vorliebe arbeitete, Jules de Goncourt's Sterbezimmer. In ergreifenden Gedenkworten macht Edmond de Goncourt seinem beklommenen Bruderherzen Luft.

Die Romane, welche Edmond de Goncourt in diesem Hause in Auteuil geschrieben, reihen sich würdig denen an, welche den Ruf des Bruderpaares begründet haben. Der Verfasser legt darin hin und wieder eine außerordentliche Bravour zu naturalistischer Schilderung an den Tag, befleißigt sich dabei eines Satzbaues, der mit seinen Wortversetzungen und Regelwidrigkeiten für neu und originell gelten kann, und meidet auch in anderer Beziehung alles Schablonenhafte. Wer mit Vorliebe Romane à la Ponson du Terrail liest, findet möglicherweise die von Edmond de Goncourt verfaßten ungenießbar; wer aber ein freies Wort liebt, nicht zimperlich vor dem Spiegel der menschlichen Erkenntniß die Augen niederschlägt, das Interesse am Wirklichen nicht dem Gefallen am Erdichteten unterordnet, wird den Werken unsers Romanschriftstellers bei dem ernsten Studium derselben die Beachtung schenken, zu der sie herausfordern. Mögen andere über seinen Roman „Die Dirne Elisa"*) ein wegwerfendes Urtheil fällen: ich behaupte, der Roman ist eine in ihrer Art hochbedeutende schriftstellerische That, die ihrem Urheber um so höher anzurechnen ist, als es zu ihrer Vollführung eines seltenen Muthes, einer Unbefangenheit im Anerkennen der menschlichen Gleichheit bedurfte, deren sich nur wenige, nur die edelsten Geister zu rühmen vermögen. „C'est de la fange", sagte mir jemand, auf das Buch deutend. Ich hatte das Buch noch nicht gelesen; ich las es, las es wiederholt, las es zum dritten mal, und — ich kann nicht anders, — ich sah in jenem Urtheil nur den baren Unverstand. Wenn der Verfasser im Vorwort schreibt, das Buch sei streng sittlich und keusch, so berichtet er die lautere Wahrheit. Er zerriß den Schleier, der den Blicken der Welt die Bühne des privilegirten Hetärenthums entzieht; er deckte mit der Ruhe des secirenden Arztes den Sumpf der socialen Verworfenheit auf, etwas einseitig zwar, denn auch dieser niederste und verborgenste Theil der städtischen Bevölkerung läßt sich nach Bildung und Herkunft in Kreise abtheilen, und nicht nur der Bauern- und Arbeiterstand stellen zu demselben ihr Contingent, aber mit einer

*) „La fille Elisa" (27. Aufl., Paris 1882).

Rücksichtslosigkeit hinsichtlich der eigentlichen Urheber des moralischen Elends, die manchem gebildeten Leser die Röthe des jäh geweckten Schuldbewußtseins in die Wangen, das stille Geständniß auf die Lippen treiben muß: „Auch du trugst dein Theil bei zur Verderbniß dieser Unglücklichen.“ Er ließ es jedoch dabei nicht bewenden: nicht nur „die Prostitution und die Prostituirte“, auch „das Strafgefängniß und die Strafgefangene“ werden dem Leser in diesem Roman in ihrer grauenhaften Bedeutung vorgeführt, und diesem Theil des Buches widmet er die bezeichnenden Worte: „Voilà l'intérêt de mon livre.“ Hier wird das Entsetzliche der dem System des Amerikaners Auburn entlehnten Strafverschärfung des „völligen oder ununterbrochenen Stillschweigens“ satirisch beleuchtet; hier hat er „mit etlichen Tropfen von der Tinte der Entrüstung geschrieben, mit der im 18. Jahrhundert aus dem alten französischen Strafrecht die Tortur gestrichen wurde.“

Seinen, der Frau Alphonse Daudet zugeeigneten Roman „Die Brüder Zemganno“*) nennt Edmond de Goncourt in der Vorrede einen poetisch-realistischen Versuch („une tentative dans une réalité poétique“). Nach den unerquicklichen naturalistischen Offenbarungen aus der Phrynen- und Sträflingswelt war bei ihm, wie es scheint, der Ueberdruß gekommen; er durfte sich demnach wohl eine Erholung gönnen. Das Buch bringt neben guten Landschaftsbildern anziehende Schilderungen aus dem Leben der Kunstreiter, Akrobaten, Kraftmenschen, Gaukler und sonstigen Circuskünstler. Die überaus einfache Handlung entwickelt sich erst spät; es gibt vorher so manches zu berichten und zu beschreiben. Alles das liest sich jedoch so vortrefflich, daß man dem Autor die Säumniß gern zugute hält. Zunächst wird im Rahmen einer herrlichen Abendlandschaft die fahrende Künstlertruppe vorgestellt, in deren Mitte die beiden Helden des Romans zu Knaben und Jünglingen heranwachsen. Ihr Vater, Tommaso Bescapé, Director der Truppe, ist ein geborener Italiener, und ihre Mutter, die schöne Steucha, die zu Simferopol als zwanzigjährige Jungfrau von dem Funfzigjährigen geehelicht worden, eine geborene Zigeunerin. Ein besonderes Kapitel macht uns mit der Vergangenheit des Ehepaares bekannt. Gianni, der ältere Bruder, zählt erst 15 Jahre und legt bereits als Jongleur und Trapezkünstler einen bedeutenden Hang zum Ersinnen neuer Kunststücke an den Tag, während Nello, der dreijährige jüngere, der Mutter Liebling, noch an der Brust liegt. Ferner werden uns vorgestellt: der Hercules der Truppe mit dem Wolfsgebiß und dem Gargantuamagen, der Pickelhering mit der Katzenfreundschaft und den Diebsgelüsten, der Posaunenkünstler mit der Diogenes-Genügsamkeit, dessen Freund Lariflette der Pudel, die Seiltänzerin mit der Brustfülle und der Wespentaille. Von der stillen Lagerstatt im Grünen ziehen wir mit der Künstlerschar auf den lärmenden Jahrmarkt. Und in dem leinenen Rundzelt ergötzen wir uns an den künstlerischen Leistungen des „noch nie geworfenen, unüberwindlichen und einzigen, unvergleichlichen Athleten“, des „Trapezkünstlers sondergleichen“, des „Mimen der Alten und Neuen Welt“, des „lustigen, mit der höchstmöglichen Rückgratgeschmeidigkeit das heiterste Gemüth verbindenden“ Bajazzos, der „unglaublich intelligenten, im Aufspüren der verliebtesten

*) „Les frères Zemganno“ (2. Aufl., Paris 1879).

Person in der Gesellschaft Erstaunliches leistenden Pudelhündin, einer Urenkelin des berühmten Hundes Munito" u. s. f. Weiter zieht endlich die Truppe, und auch ihr auf vier Rädern ruhendes, von einem Schimmel gezogenes gemüthliches Hauswesen lernen wir kennen. Von Messe zu Messe, von Ort zu Ort durchs ganze Land geht es. Wir wohnen dem ersten Unterricht bei, den Gianni dem Bruder in seiner Kunst ertheilt, und als kleiner Knabe schon producirt sich Nello im Akrobatencostüm vor dem Meßpublikum. Gianni ist und bleibt sein liebevollster Lehrer und Berather; was ihn Gianni zu thun heißt, das thut er vertrauensvoll, als hätte es ihm ein Gott geheißen, und aufs innigste verbindet beide die Bruderliebe. Die Zeit vergeht inzwischen. Nello wächst zum Jüngling heran. Da stirbt die längst leidende, vom Zigeunerheimweh befallene Mutter. Der betagte Gatte erkrankt vor Kummer, und Gianni übernimmt die Leitung der Truppe. Allein es geht ihm das Directoransehen des Vaters und auch dessen Verständniß für das Arrangement lustiger Zwischenspiele ab; zudem büßen die Hauptmitglieder der Truppe nachgerade ihre alte Leistungsfähigkeit ein: der Athlet wird liederlich und infolge dessen überwindlich, der Pickelhering legt sich als Korbmacher und Schnitzkünstler aufs Holzmausen, der Posaunist ergibt sich aus Kummer über den Verlust seines Lariflette dem Trunke, die Seiltänzerin möchte, der halsbrecherischen Kunst müde, die Rolle einer Taback und rohes Fleisch verschlingenden Wilden übernehmen. Immer geringer wird die Einnahme, und als sich ihm nach dem Tode des Vaters die Gelegenheit bietet, Wagenhaus und Bühne nebst allem Zubehör zu verkaufen, benutzt er sie und geht mit dem Bruder nach Paris. Er hat es in seiner Kunst, auch im harmonischen Zusammenspiel mit Nello, schon weit gebracht, und was sie im pariser Wintercircus sehen, setzt ihn nicht in Erstaunen. Er weiß übrigens, daß seine Kunst in Frankreich nicht die Pflege findet, die ihr in England zutheil wird, und da er den Wunsch hegt, als Akrobat vor seinen Landsleuten im Circus nebst dem Bruder, wenn nicht gleich mit etwas Neuem, noch nicht Dagewesenen, so doch in einem neuen, die Vorzüge der englischen und der französischen Methode vereinigenden Genre aufzutreten, reist er mit Nello nach England. Auf einem großen Bauplatz in London, den zahlreiche vagirende Circuskünstler als Kunstmarkt benutzen, produciren sich die beiden Brüder à la française. Ein wurmgeschmeidiger Kautschukmensch, ihr Platznachbar, begleitet sie zu einem Agenten, der sie für Hull engagirt, und bald strahlen sie als „Sterne" am großbritannischen Kunsthimmel. Schließlich leisten sie als Urheber und Darsteller Ungewöhnliches in der Clownposse, wobei ihnen ihre Fertigkeit im Geigenspiel zu statten kommt. Dies beobachtete ein auf einer Rekrutirungsreise begriffener pariser Circusdirector; sie lassen sich von ihm mit Freuden nach Paris entführen. Mit Theilnahme begleiten wir die unter glänzenden Bedingungen Engagirten in den Wintercircus. Wie überall, wo der Verfasser mit seinen Helden weilt, so läßt er auch hier, hinter den Coulissen, beschreibend seine Beobachtungsgabe glänzen. Wie viele fesselnde Stilllebenbilder! Wie viele anziehende Genrebilder! Gianni und Nello, die beiden Clownkönige mit dem gegensätzlich merkwürdigen Gesten- und Geigen-, dem erstaunlichen Akrobatenspiel, erzielen nun wol recht glänzende Beifallserfolge; von eigentlichem Künstlerruhm

kann jedoch bei ihnen noch immer nicht die Rede sein. Solchen Ruhm aber, einen Ruhm, wie er z. B. die Leistungen eines Léotard krönte, möchte Gianni für sich und den Bruder beanspruchen, und zu dem Ende sann und sinnt er fortwährend auf ein Kunststück, mittels dessen sie, unerreicht dastehend, rasch den Gipfel der Gloire erreichen könnten. Dies Kunststück aber misglückt infolge der Intrigue einer Amerikanerin, und der Akrobat muß verstümmelt auf alle seine Ruhmespläne verzichten. Was dieses vortreffliche Buch noch besonders interessant macht, das ist die feinfühlige Verwerthung, welche darin das Doppelleben der Gebrüder de Goncourt in mancher Beziehung gefunden hat. Wer diese in ihrem gemeinsamen Wirken kennen lernen will, der kann es an Edmond's Hand, indem er Gianni und Nello Zemganno in ihrem Bruder- und Künstlerverhältniß beobachtet. Ja, der Roman bietet den Schlüssel zu des ältern Bruders Mitarbeiterschaft, die vornehmlich im Ersinnen und raschen Niederschreiben bestand, während, wie ich ganz richtig vermuthet, der jüngere als „Anordner, Finder hübscher Einzelheiten, Ausschmücker, Verzierer" sich an dem gemeinsamen Werk betheiligte.

In dem geistvollen Roman „Die Faustin" *) verwerthete Edmond de Goncourt eine Fülle gesammelter Beobachtungsfrüchte, die wol zum Theil recht pikant sind, aber doch meist zu der Voraussetzung berechtigen, der Verfasser habe dabei hauptsächlich auf einen eigenartigen Hautgoût Bedacht genommen und mehr den Schattenseiten der von ihm geschilderten Menschenwelt Beachtung geschenkt. Die socialen Kreise, in die er uns führt, bestehen einestheils in Schildhalterinnen der moralischen Liederlichkeit, mit denen verglichen die Verworfenen in dem Dirnenroman Engel zu nennen sind, anderntheils in Cynikern, Lüstlingen und Speculanten, vor denen der Teufel den Hut abnehmen muß. Keine edle Regung, keine Gefühlsoffenbarung, keine Handlung, an der sich das Herz des Menschenfreundes erquicken könnte. Die Triebfeder alles Handelns in dem Buche ist die gemeine Sinnenlust. Als die Faustin dem Leser vorgestellt wird, ist der Tag nahe, an dem sie in der Comédie française zum ersten mal als Phädra auftreten soll. Sie lagert in der sternhellen Sommernacht mit der Schwester und etlichen Freunden am Meeresufer im Freien und erzählt eine Episode aus ihrem Liebesleben, deren Held William, ein reicher Engländer, der Sohn eines Lords, gewesen, mit dem sie im Hôtel de Flandres zu Brüssel, neben der Kirchenmauer mit der dahinter erbrausenden Orgel, eine Götternacht verlebt, an dessen Seite sie einen Monat mit unvergeßlichen Mondscheinabenden auf einem alten Waldschlosse in Schottland zugebracht hat. William, erklärt sie, sei der einzige Mann, den sie wirklich geliebt habe. „Wie wäre es, meine angebetete Faustin", wendet ihr Freund Blancheron, der Börsenritter, ein, dem sie den Besitz eines Hotels verdankt, „wenn Sie die Eifersucht des Herrn vom Hause ein wenig schonten?" Und gemüthlich ironisch erwidert die Gattin: „Die Seeluft, mein Freund, bringt Sie um die richtige Beurtheilung der Dinge und Situationen ... Sie, ein so praktischer Börsenmann ... Bleiben Sie doch der Pariser, der Sie sind, und mit so viel Intelligenz sind. Wir sind Mann und Frau und kein Liebespaar, will mich bedünken." Da haben Sie die Faustin

*) „La Faustin" (16. Aufl., Paris 1879).

mit ihrer Ansicht vom Leben, und ihren Galan dazu. Ein nettes Paar, wie man sieht, bei dem die wilde Ehe nicht einmal mit der gegenseitigen Neigung sich entschuldigen läßt. Indeß noch andere Leute lernen wir im nächsten Kapitel im Boudoir der Schwester der Faustin kennen, besonders diese Schwester selbst, Bonne-Ame, eine Messalinanatur, ein Ausbund von Schamlosigkeit; sie trägt auf ihre Art zur Würze des Gespräches bei. Hausfreunde, die zugleich Anbeter sind, kommen, Hofmacher aus aller Herren Ländern werden angemeldet und nicht vorgelassen, und Carsonac, der Herr vom Hause, der Dramenfabrikant, der „Typus der Fettleibigen mit bösem Fett", erscheint und läßt sein qualmendes Licht leuchten. Wir bekommen wunderbare Dinge zu hören. Daß ein Mensch von diesem Schlag auf Kosten der Gimpel, die bei ihm mit Manuscripten vorsprechen, die literarische Freibeuterei treibt, ist freilich kaum wunderbar. Als er den Rücken gewendet, zeigt ihn uns Bonne-Ame, sein sauberes Liebchen, in einem abschreckenden Licht. Bedient sich das „schmuzige Ungeziefer", wie sie ihn nennt, ihrer nicht als Köders bei Ministern, Secretären, Dienern, um durch deren Vermittelung seine Zwecke zu erreichen? „Nun hat er es sich in den Kopf gesetzt", schließt sie, „Offizier der Ehrenlegion werden zu wollen; va-t-il falloir coucher pour ça!" Aus diesem widerwärtigen Kreise entführt die Faustin Bonne-Ame zu dem griechischen Gelehrten Athanassiadis, einem Greise, der die Herbst- und Wintermonate hindurch des rauhen Klimas wegen in Paris ein Einsiedlerleben führt. Sainte-Beuve hat ihr mitgetheilt, daß es noch eine andere „Phädra" als die von Racine gebe, und ihr die Adresse des Sprachkundigen angegeben, und sie ersucht denselben, ihr die Tragödie in der Ursprache vorzulesen. Mit Freuden willfährt ihr der Gelehrte darin; er übersetzt auch fleißig und läßt es an erläuternden Bemerkungen nicht fehlen, führt ihr erörternd eine Phädra vor, die „in ihrer großen, humanen Bedeutung himmelweit von der conventionellen, theatralisch sympathischen Phädra des Dichters vom Hofe Ludwig's XV. verschieden", und bietet ihr damit in Bezug auf ihre Rolle schätzbare Fingerzeige. Anläßlich des Einstudirens ihrer Rolle ergeht sich der Verfasser selbstverständlich in interessanten, den feinfühligen Theaterfreund verrathenden Betrachtungen über die Kunst, eine Persönlichkeit auf den Bretern in jeder Hinsicht entsprechend darzustellen. Ganz leidenschaftliche Hingebung, rastet und ruht die Faustin nicht, bis sie mit Bezug auf alles, was sie vortragen soll, die rechte, somit wirksamste Betonung gefunden, und Tag und Nacht erhält sie dies in Athem. Blancheron, ihr Freund Blancheron, der sie, trotz seines Cynikerwesens, wirklich von Herzen zu lieben scheint, ist darob in Verzweiflung; was ihn jedoch ungleich peinlicher berührt, das ist die plötzlich in ihr rege gewordene Sehnsucht nach jenem William Reyne, von dem sie nicht einmal weiß, ob er noch am Leben ist, da alle Briefe, die sie an ihn gesendet, ohne Antwort geblieben. Wir wohnen im Théâtre français der ersten „Phädra"-Probe mit der Faustin an, verleben mit der letztern eine heitere Stunde im Salon Carsonac's, wo es von Dramenfabrikanten wimmelt und unerhörte Pikanterien aufgetischt werden, sind in einer Theaterloge Zeugen des Zufalls, der ihr ein Stück von einer englischen Zeitung mit dem lückenhaften Bericht über eine Tigerjagd in Indien, auf der William oder ein Un-

bekannter das Leben eingebüßt hat, in die Hände spielt, der wilden Erregtheit, in die sie der Bericht versetzt, und verfolgen mit lebhaftem Interesse bei der dritten „Phädra"-Probe ihre Fortschritte in der Titelrolle. Die Flamme der Leidenschaft, welche der Phädra im Busen loderte, theilte sich mittlerweile auch ihrer Darstellerin mit. Wenig fehlt, so treibt sie die erotische Lüsternheit einem Fechtmeister in die Arme, den der Zufall ihr in den Weg geführt. Die Schilderung des Auftrittes ist genial. Tags darauf kommt jedoch der „moralische" Rückschlag, wol durch die Erinnerung an William bewirkt. Ihr ist so elend zu Muthe, daß sie den Abend — sie soll als Phädra debütiren — nicht spielen will. Gegen Bonne-Ame, ihre Schwester, die sie herbestellt, „die Kloake ihres Herzens", wie sie dieselbe nennt, ergeht sie sich, nach dem Geständniß ihrer Anwandlung, in heftigen Vorwürfen: sie allein sei schuld an ihrer Verirrung, sie allein habe ihr die niedere Gesinnung, das Gefallen am Schlemmerleben, die wüste Liebe eingeflößt; ohne sie wäre sie ein tugendhaftes Weib geblieben u. s. w. Doch plötzlich ist sie wieder bei ihrer Phädra-Rolle, sie gelangt zur Erkenntniß des Einflusses „der Venus der alten Tragödien" auf ihre Gemüthsstimmung, und bald recitirt sie, von Bonne-Ame angespornt, mit Feuer eine Tirade aus ihrer Rolle. Gerade kommt der Theaterarzt. Ihr Phädra-Erfolg am Abend ist ein glänzender. Glänzend ist auch das Souper, das in der Siegesnacht die Gefeierte in ihrem Hôtel ihren Freunden und Verehrern bietet. Anekdoten, Gedankenblitze, tiefernste Betrachtungen und schale Randglossen . . . kurz eine wechselreiche Unterhaltung. Nach dem Schlußhoch auf Phädra reißt die Gastgeberin die Salonthür auf mit dem Rufe: „Nun eine Beethoven-Orgie! Spielen, singen, tanzen soll man etwas von ihm! Beethoven bis an den hellen Tag!" Ernüchtert, fühlt sie am andern Tage wohl, daß sie als Phädra durchweg nicht das geleistet hat, was sie bei der richtigen Stimmung hätte leisten können. Den Abend bringt sie ein paar Stunden im Foyer zu. Schmeichler, Enthusiasten, Wichtigthuer rühmen ihre Leistung; aber kein objektives Kennerurtheil, auf das sie etwas geben könnte. Am andern Morgen sucht sie den alten Marquis von Fontebise, einen Intimen, auf, der, seit einem halben Jahrhundert im Foyer der Comédie française zu Hause, die umfassendsten und gediegensten Bühnen- und Dramenkenntnisse besitzt. Er hat sie nach der Vorstellung nicht aufgesucht; es ahnt ihr, weshalb. Richtig! „Ich habe dich unvollständig gefunden, Kleine, unvollständig, hörst du?" fährt sie der bettlägerige Bühnenfanatiker harttönig an. Und nach einer gründlichen Zurechtweisung mit hochkomischen Zornausbrüchen etheilt die alte Edelmannsruine dem „Holzkopf", wie er die „Kleine" magisterlich nennt, den Rath: „Finde geschwind einen gottlosen Liebhaber, der dich schlägt und den du liebst! . . . Das bringt dich vielleicht in die rechte Phädra-Stimmung." Den Tag, an welchem die Faustin zum zweiten mal in „Phädra" auftreten soll, nimmt sie in der dritten Nachmittagsstunde in ihrem kostbar eingerichteten Badezimmer ein Bad. Mitten im Baden empfängt sie die Karte eines im Salon wartenden Fremden. Himmel, es ist William Reyne, seit dem Ableben seines Vaters Lord Annandale. Auf jener Tigerjagd ist er mit einer leichten Verletzung davongekommen, wie wir später aus seinem Munde erfahren. Geschwind trübt die Tieferregte mit dem Inhalt eines Fläschchens das

Wasser in der Wanne, und die Bonne läßt auf ihr Geheiß den Besuch herein. Das Wiedersehen ist ebenso originell wie rührend. Und als Blancheron ihr sagen läßt, er müsse sie auf der Stelle sprechen, ertheilt sie ihm durch den Mund der Bonne den Bescheid, sie könne ihn nicht empfangen, sie habe mit dem jungen Lord ... das Lager aufgesucht. Ja wohl, das unverhoffte Erscheinen William's, ihres William, hat sie in die echte Phädra-Stimmung versetzt. Auf der Bühne ist sie am Abend ganz seelisches und sinnliches Feuer, für ihn, für ihn allein spielt sie die Rolle, und alle Welt lohnt es ihr mit stürmischem Applaus. Nach einer glühenden Liebesnacht sitzen die beiden beim Frühstück: da bringt die Bonne einen Brief von Blancheron. Der Unglückliche hat, an ihrer Liebe verzweifelnd, Selbstmord begangen. Er verzeiht ihr übrigens, ja, dankt ihr für die einzigen guten Jahre, die er, der gemeine Emporkömmling, dank ihr verlebt hat, setzt voraus, daß sie zu stolz sei, um irgendetwas von seiner Habe als Vermächtniß anzunehmen, ist aber überzeugt, daß sie ihm seine Bitte um die Annahme Dick's, des Hundes, den sie gemeinschaftlich geliebt, nicht abschlagen werde. „Ah! je suis enfin tranquille", sagt die Liebenswürdige, als sie den Brief gelesen. Und von dem durchgelesenen Schreiben zu ihr aufsehend, meint der wunderbare Brite: „Dieser Mann hat Sie wirklich recht geliebt, Madame, Sie müssen seinen Hund holen lassen." Kurz darauf bezieht das erstaunliche, sehr wenig interessante Paar ein prachtvolles Hotel, das Lord Annandale gekauft hat, und setzt, umgeben von einer zahlreichen englischen Dienerschaft, in wilder Ehe sein Liebesleben fort. Die Schauspielerin empfängt nach wie vor in ihrer Theaterloge liebäugelnd alte und neue Bekannte; der verliebte Lord wird eifersüchtig, und einmal läßt er sich, trotz seines Phlegmas, zu einer Tölpelei und einer Grobheit hinreißen. Aufgebracht, verzeiht es ihm die Faustin, in der Meinung, er wünsche, sie möge der Bühne Lebewohl sagen; allein so etwas hat er sich, wie er betheuert, im Traume nicht einfallen lassen, und sie leben in aller Eintracht weiter. Auf einmal überrascht sie ihn mit der Nachricht, sie sei des Bühnenlebens satt und habe bei der Direction des französischen Theaters ihren Abschied genommen. Freudig erregt, trägt ihr William die Ehe an. Ablehnend weist die Faustin auf ihre Vergangenheit, die lange Reihe ihrer frühern Anbeter hin. „Das ist mir ganz egal!" ruft Lord Annandale. Trotzdem beharrt sie bei ihrer Weigerung, indem sie ihm zu verstehen gibt, ihr Zartgefühl verbiete ihr, ihm gegenüber einen andern Standpunkt einzunehmen, als den einer Maitresse. Auf ihren Wunsch reisen sie, den Unannehmlichkeiten des Processes mit der Theaterdirection zu entgehen, unverzüglich ins Ausland. William kauft eine am Bodensee gelegene alte fürstliche Villa an, und dort leben sie fortan ganz ihrer Liebe. Der pariser Proceß kommt inzwischen zum Austrag, und die Faustin wird zu 100000 Frs. Schadenersatz verurtheilt. Was thut es! Ist sie nun doch der schauspielerischen Mühe überhoben, glaubt sie nun doch am Ziel ihrer Wünsche zu stehen. Endlich stellt sich aber doch der Ueberdruß ein, erfaßt sie die Sehnsucht nach dem berauschenden Beifall der Menge wieder. Plötzlich erkrankt William. Indeß er mit dem Tode ringt, befällt ihn ein Lachmuskelkrampf, von dem der Arzt als von einer großen Seltenheit staunend Notiz nimmt. Mit dem Sterbenden allein, wagt die Faustin, von Angst und Grauen befallen, erst gar nicht, ihn

anzusehen. Allein bald fesselt sie das lachende Antlitz mit unwiderstehlicher Gewalt. Allmählich ahmt die Tragödin die Mund- und Lippenbewegungen des Patienten nach. Es liegt etwas grauenhaft Satanisches in dem Lachen des mit dem Tode Kämpfenden, wie es das Auge der Schauspielerin nie geschaut. Und unvermerkt studirt und mimt sie das Muskelspiel nach, wie zu einem auf Effect berechneten Todeskampfe auf den Bretern, indem sie zur Vergleichung den hinter ihr stehenden alten Toilettenspiegel benutzt . . . Brüsk zieht der Sterbende die Bettklingel. Auf der Schwelle der Zimmerthür erscheinen zwei Bediente. „Turn out that woman!" befiehlt der junge Lord mit rauher Stimme. Und als die Faustin seine Hand ergreift, sie zu küssen, stößt er sie zurück mit den Worten: „Eine Künstlerin, nur das sind Sie, kein Weib, das fähig wäre zu lieben." Und, zum Sterben das Gesicht abwendend, wiederholt Lord Annendale in gebieterischem Tone: „Turn out that woman!" Der Schluß des Romans könnte für genial gelten, wäre die Motivirung eine andere, minder willkürliche.

Die Monographie eines jungen Mädchens aus der Hofwelt des zweiten Kaiserreiches, welche uns Edmond de Goncourt in „Chérie"*), seinem vierten und letzten Roman, bietet, beruht auf mitgetheilten Beobachtungen, die vielleicht zum Theil mit Vorsicht aufzunehmen waren, die wenigstens in ihrer literarischen Verwerthung den denkenden Leser nicht durchweg befriedigen können. In allerhand willkürlich aneinandergereihten, mehr oder weniger hübschen Bildern und Bilderchen, unter denen hin und wieder eine recht artige Naturalistenkleckserei, wie sie nun einmal der Verfasser nicht entbehren zu können scheint, sich breit macht, werden hier dem Leser eine Menge Einzelheiten geboten, die größtentheils als nicht zur Sache gehörig hätten unberührt bleiben dürfen. Chérie ist die Tochter des vor Sewastopol gefallenen Lieutenants Félicien Haudancourt. Ihre Mutter, die vor Gram wahnsinnig geworden, hat der Tod später abgerufen. Für die Erziehung der älternlosen Waise sorgt ihr Großvater, der Marschall Haudancourt. Achtzehn Jahre alt, verfällt Chérie, die erst nicht heirathen will und nachher vergebens auf einen Bräutigam hofft, aus natürlichen Ursachen der Anämie, und ein Jahr darauf stirbt sie. Möglicherweise ist der Fall pathologisch merkwürdig, ich habe kein Verständniß dafür; genug, er ist der Punkt, auf den die ganzen Motivirungen der Handlung hinzielen. Gott Hymen als Erlöser wäre unzweifelhaft dem Leser willkommener gewesen; aber der Tod ist nun einmal in den Augen des Verfassers zum Abschluß eines Romans „un peu plus comme il faut" als die Ehe, und selbst den Tod würde er, fügt er in der Vorrede hinzu, als ein theatralisches Mittel, das in der höhern Literatur verächtlich sei, verwerfen, wenn er um etliche Jahre jünger wäre. Das Institut der Ehe, könnte man versucht sein, zu glauben, sei dem Verfasser überhaupt ein Dorn im Auge.

*) „Chérie" (8. Aufl., Paris 1885).

Persiens Cultur- und Handelsverhältnisse,

nach den Eindrücken der jüngsten deutschen Gesandtschaft nach Persien.

Als es im Lauf des Jahres 1884 zu einer Verschärfung des Gegensatzes in der centralasiatischen Politik Englands und Rußlands kam und ernste Verwickelungen zwischen beiden Mächten zu drohen schienen, fand die Entsendung einer deutschen Gesandtschaft nach Persien statt, in deren Reihen neben den Vertretern der Politik und des Krieges auch ein Mann der Wissenschaft seinen Platz fand. Die genannte Mission war damit beauftragt, die ersten Schritte zur Anknüpfung regelmäßiger diplomatischer Beziehungen zwischen den beiden im Raum so weit voneinander getrennten Staaten einzuleiten und Deutschlands Vertretung auf einem Punkte zu befestigen, der im Lauf der letzten Jahrzehnte zu einem wichtigen Beobachtungsposten für die Vorgänge im Herzen Asiens, und namentlich für die aus denselben hervorgegangene Verschiebung der Machtsphäre der beiden dort um Ansehen, Macht und Einfluß streitenden Reiche geworden ist.

Die in der Hauptstadt Persiens ebenso gastfrei nun mit ehrenvoller Auszeichnung aufgenommenen Vertreter Deutschlands haben die Zeit ihres dortigen Aufenthalts ganz besonders auch darauf verwendet, sich mit den Verhältnissen des wirthschaftlichen und des Erwerbslebens bekannt zu machen. Sie haben sich mit um so mehr Ernst und Eifer dieser Aufgabe unterzogen, als die Anknüpfung handelspolitischer Beziehungen zwischen Deutschland und Persien, und namentlich die Erschließung von Absatzgebieten für die Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes einen wichtigen Platz im Rahmen der ihr übertragenen Mission annimmt, und als das genannte Orientland bezüglich seiner natürlichen Hülfsquellen, der Verwerthung seiner Produkte, des Vertriebes derselben im Auslande, seiner Waaren- und Güterbewegung und seiner Verkehrs- und Communicationsverhältnisse in Deutschland nur wenig bekannt ist.

Ein das politische, sociale und Erwerbsleben der Perser im allgemeinen durchdringender Grundzug ist die zunehmende Verarmung und Indifferenz der Nation auf allen Gebieten staatlicher Existenz. Dieser Verfall von Land und Volk ist um so mehr zu bedauern, als der Perser schön, geistig geweckt, witzig und poetisch ist. Sehr ungünstig ist das numerische Verhältniß der Bewohner zu der räumlichen Ausdehnung des Reiches.

In einem Lande vom dreifachen Umfang des Deutschen Reiches wohnen nur etwa 7 Mill. Individuen, davon $1^1/_2$ Mill. wirkliche Perser, das übrige Mischlinge, Araber, Türken, Turkmanen u. s. w. Dazu die religiöse Spaltung in Schiiten (Perser), Sunniten (andere nichtpersische Mohammedaner) und Feueranbeter (Parsen), und die Plage der vielen nomadisirenden Stämme, gegen deren räuberische Anfälle alle Dörfer befestigt sind.

Bei ihren auf das Studium und die Kenntniß der wirthschaftlichen Zustände Persiens gerichteten Beobachtungen hat die deutsche Gesandtschaft in erster Linie den allgemeinen Landesculturverhältnissen ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und namentlich das System der schöpferischen Belebung des Bodens in das Auge gefaßt.

Bei der Seltenheit des Regens und des Niederschlags überhaupt ist der Landbau in Iran weit schwieriger und mühsamer als in andern Ländern, die sich eines häufigen Regens erfreuen. Dem Genie seiner Bevölkerung ist es seit undenklichen Zeiten gelungen, durch Anlage von unterirdischen Kanälen, durch Ableiten und Zertheilen der Flüsse, durch Dämmen von Bergströmen in Engthälern das zur Berieselung nothwendige Wasser sich zu verschaffen und aus der ausgedörrten Wüste paradiesische Oasen und Ansiedelungen zu schaffen. Das Modell einer solchen Wasserleitung sammt den dazu nothwendigen Geräthen, die primitive Wasserwage nicht ausgenommen, würde sich in Deutschland sicherlich einen besondern Preis erringen.

Nur wenige Gegenden im nordwestlichen Iran können dieser künstlichen Nachhülfe entbehren. Wenn nicht eine beispiellose Dürre Jahre hindurch anhält, so erzeugt das Land mit fast mathematischer Sicherheit mehr Körnerfrüchte, als es zum eigenen Consum bedarf; es kann davon noch eine reichliche Menge an Indien, das Paschalik von Bagdad und den Kaukasus verkaufen. Besonders erzeugen die Gouvernements Azerbeidschan, Chamseh und Kirmanscha vielen und guten Weizen und Gerste; Roggen wird nur über 5000 Fuß über dem Meer strichweise gebaut. Hafer erfreut sich keiner Cultur, weil die Pferde mit Gerste gefüttert werden; ebenso wird Mais nur als Leckerbissen zum Braten, nicht aber als selbständiges Nahrungsmittel oder Fütterungsmittel verwendet.

In den feuchten Marschländern am Kaspisee, so in Masanderan und Gilan, gedeiht das Getreide weniger; dafür mehr Reis, der auch zum Nachtheil der Bevölkerung das Brot ersetzt.

Der Reis ist von vorzüglicher Qualität; berühmt in ganz Asien ist die Sorte Amberbu in Masanderan, und die Tschampe genannte in Schiraz. In gewöhnlichen Jahren wird viel davon nach Transkaukasien und Astrachan verschifft; Zuckerrohr gedeiht vorzüglich in Masanderan, wo eine ziemliche Quantität Rohzuckers erzeugt wird, doch wegen der geringen Ausdehnung der Cultur reicht er bei weitem nicht für den Bedarf aus. In der neuesten Zeit wird auch in Gilan Zuckerrohr gepflanzt, und der daraus erzeugte Rohzucker ist von weit vorzüglicherer Qualität. Der Umstand, daß Spodium aus Vorurtheil zur Raffinirung nicht verwendet, sondern durch Eiweiß ersetzt wird, ist der Güte des Products schädlich. Ein rationeller erweiterter Anbau und Ausnützung der gut gedeihenden Runkelrübe könnte leicht den ganzen Consum des Landes decken.

Es ist natürlich, daß bei den verschiedenen Elevationen auch die mannichfaltigsten Obstarten des heißen und nordischen Klimas gedeihen, von Mango, Palme und Banane bis zu Holzapfel und Schlehe. Es herrscht ein seltener Obstreichthum im Lande, und dieses bildet auch als Würze zu Brot und Käse das Hauptnahrungsmittel der arbeitenden Klassen.

Die Rebe wird fast in ganz Persien cultivirt; nur in den Urwäldern am Kaspisee wächst sie wild und rankt sich in schwindelnder Höhe, um Licht zu gewinnen, von Baum zu Baum. Sie gedeiht bis zur Meereshöhe von 4500 Fuß. Jede Gegend hat ihre verschiedenen Sorten von Trauben, die auch verschiedene Namen führen. Die Verwendung der Trauben ist sehr mannichfaltig; sie dienen 1) zum Consum; 2) werden die unreifen Trauben gepreßt und der Saft (vert jus) theils zum köstlichen Sorbet verwendet, theils läßt man ihn gären und bewahrt ihn für das ganze Jahr in Krügen auf; 3) werden sie in enormen Quantitäten getrocknet und als Rosinen und Sultaninen vielfach verwendet und nach Rußland ausgeführt; 4) wird der Saft bis zur Honigconsistenz eingedickt und in Bockschläuche gefüllt. Dieser. Roob Schire genannt, von trefflichem Geschmack, vertritt bei den mittlern Klassen die Stelle des Honigs und des Zuckers. Sollte mit der Zeit der Transport nach Europa billiger werden, so wird dieser vorzügliche Roob dazu dienen, um in kalten Jahren die wenig süßen Weine zu veredeln. 5) Bei dem großen Erträgniß werden die minder guten Sorten, ebenso wie die Treber, zur Essig- und Branntweinerzeugung benutzt; 6) werden die sogenannten Malagatrauben für den Winter conservirt; 7) endlich dienen sie zur Weinbereitung, zu letzterer ebenso wie zum durchschnittlichen Consum meist die Trauben ohne Kern. Das Verbot des Weingenusses nach muselmanischem Gesetz wird auch zum großen Schaden des Landes auf die Weinbereitung ausgedehnt; sie ist nur unter den größten Einschränkungen den Christen und Juden gestattet, daher die Ausfuhr auch sehr gering, zumal die Fabrikation von Fässern im Lande unbekannt ist.

Aehnlich wie die Trauben, spielen auch die Kürbisse für die Volksnahrung eine besondere Rolle. Vor allem ist es die Zuckermelone, die auch bekanntlich in Europa launischeste Frucht, die nach Stand und Boden und nach Art des Düngers (man liebt den Taubendünger als besten) in Größe, Form, Farbe, Furchung, Aroma und Geschmack sich ändert. Der Same aus der Fremde degenerirt schon in der dritten Generation. Man kennt Früh-, Sommer- und Wintermelonen; die letzten, im Herbst reifend, müssen erst durch Lagerung ihre Nachreife durchmachen und erhalten sich dann bis Ende März frisch.

Datteln bester Qualität gedeihen in manchen Strichen von Kerman, jedoch reichen sie zum Consum nicht hin, daher Einfuhr von Bagdad aus stattfindet. Feigen gibt es in guter, obwol nicht in bester Qualität, in besonderer Fülle. Zürbelnüsse (dschelguze) finden sich nur im östlichen Chorassan, ebenso ist der Mangobaum nur im heißen Laar vertreten.

Trotz der vielen Reisen berühmter Botaniker in verschiedene Gegenden Persiens herrschen noch Dunkel und viele Zweifel über die so häufig vorkommenden, oft ganze Gebietsstrecken Persiens ausfüllenden Nutzpflanzen. Die Ursache ist einfach diese, daß Botaniker nur zu einer bestimmten Zeit die Gegenden durch-

streifen, wo entweder die Blätter noch nicht entwickelt waren und sie nur einzelne dünne Stauden fanden, oder die Blätter waren bereits dürr oder von Schafen abgeweidet, wie es gewöhnlich bei diesen Pflanzen stattfindet, trotzdem der Stock noch saftig und frisch und kaum im Blütenstadium sich befindet. Waren die Reisenden auch so glücklich, reifen Samen zu sammeln — und der Termin zum Sammeln ist nur sehr kurz zugemessen — so keimen dieselben wegen ihres reichen, leicht verderblichen Oelgehaltes nur selten in Europa. Geschieht auch dieses, so dürfen die Pflanzen in unserm Klima kaum exudiren, und es entsteht wieder Zweifel, ob man die eigentliche Pflanze besitze.

Von Textilpflanzen ist es vor allem auch die Baumwolle, deren Cultur seit undenklichen Zeiten im Lande verbreitet ist. Durch lange Acclimatisation gedeiht sie auch bis zu einer Meereshöhe von 4500 Fuß. Man findet auch eine gelbbraune Sorte, doch wird sie wegen ihrer Kurzstapeligkeit wenig cultivirt. Wegen der Schwierigkeit des Transports und der unvollkommenen Degrainage lohnte sich der Export nur in Ausnahmejahren, z. B. während des amerikanischen Krieges. Die vorzüglichsten Baumwollländer sind die am Kaspisee, um Ispahan und Schiraz. Der Flachs gedeiht sehr hoch in der Provinz Masanderan, doch ist seine Cultur nur sehr beschränkt; ebenso gedeiht auch am Kaspisee eine Art Corchorus, die eine vorzügliche Jute liefert, sie heißt Kanaf.

Die Cultur des Tabacks, besonders der Sorte Tombaki, welcher mittels der Wasserpfeife, Nargileh, geraucht wird, ist sehr ausgedehnt und ist durch den Export, besonders in die Türkei und Aegypten, eine Haupteinnahme des Landes. Der vorzüglichste ist der von Schiraz, der fast doppelten Preis genießt; zweiter Qualität ist der von Ispahan und Kaschan. Im Kurdistanischen wird auch ein guter und geschätzter Pfeifentaback unter dem Namen Tutun gebaut. Bei dem kalkhaltigen Boden und der durchschnittlich bedeutenden Sommerwärme könnten noch mit vielen andern Tabacksorten Versuche gemacht werden, die ein gutes Resultat hoffen lassen.

Der Anbau des Mohns zur Gewinnung von Opium ist wegen des bedeutenden Ertrags in stetem Wachsen begriffen, denn das Product ist gut und der Morphiumgehalt ein sehr bedeutender. Als beste Sorten gelten die von Mahon bei Yezd und Schuschter; auch Ispahan, Melajir und andere Orte geben gutes Opium; es kommt in hellbraunen Stängelchen oder kleinen Kuchen in den Handel, nur die Sorte aus Masanderan ist pechschwarz. Der Export findet meist nach Indien statt.

Bei der Baumarmuth in den Hochebenen ist nur die Platane, welche durch die eigene Dressur, die man ihr gibt, einen hohen Mittelstamm bildet und ein vorzügliches Bau- und Nutzholz liefert. Ebenso geben die zwei verschiedenen Eschen ein schönes Fournierholz und der Pflaumenbaum von Kurdistan die bekannten Weichselrohre. Die Stöcke von Arschen sind wegen ihres geraden Wuchses, Festigkeit und Silberfarbe sehr gesucht. Anders verhält es sich jedoch in den Urwäldern, im Tiefland und am Kaspisee und an den Bergabhängen des Elbruß (Elburz), die gegen dasselbe schauen, da finden sich die schönen Eichengattungen, besonders die hochstämmigen Cypressen (Montana), Ahorne in verschiedenen Gattungen.

Die Perser sind auch in Asien berühmt durch Anfertigung von Conditoreiwaren aus Zucker, Honig und Früchten, Roobs, durch ihre Scherbet, Halvas (aromatisirte Pflanzensäfte), Zucker- und Essigconserven. Die Conditoreien von Ispahan und Yezd beschäftigen Hunderte von Etablissements. Die Conserven von Schiraz erfreuen sich eines guten Rufes.

Die Viehzucht liegt zumeist in den Händen der Hiaten (Nomaden); sie versorgen den Markt mit Schlachtvieh, mit Wolle und den einen Hauptbestandtheil der Volksnahrung bildenden Milchproducten. Der Nomade zieht nicht gern Rinder, weil er, aufs Wandern eingerichtet, keine Vorräthe anlegt, ohne welche sich ein Rind nicht erhalten kann, während Schafe, Ziegen und Kamele sich mit den salzigen und stoppeligen Kräutern begnügen und dabei gedeihen; das Rind wird daher fast gar nicht gepflegt, höchstens wird ihm etwas Stroh zum Futter gegeben, und es ist natürlich, daß dadurch die Rasse auf dem Hochlande heruntergekommen ist. Nur in dem gras- und strauchreichen Masanderan gedeiht die Buckelkuh besser und genießt auch einiger Sorgfalt. Das Rindfleisch wird nur von den ärmsten Klassen, und zwar nur im Winter, genossen. Besser gedeihen die Büffel, weil sie an den Sümpfen ihr saueres Gras und die Bedingung der Existenz finden. Der geringe oder ungenügende Anbau von Wurzelgewächsen und Kleearten hindert auch zum großen Nachtheil der Volkswirthschaft die Rindviehzucht, und es ist klar, daß eine rationelle Regierung, wie sie jetzt am Ruder ist, zur Beseitigung dieses Uebelstandes beitragen muß. Das Schaf der Hochebene ist die Varietät mit dem Fettschwanz, doch wird diese Anschwellung selten über zwei Kilogramm schwer.

Auch von Pferden finden sich drei Varietäten, das importirte arabische oder von arabischen Aeltern abstammende Roß, mit seinen bekannten Charakterzügen, das turkomanische Steppenpferd mit hohen Beinen ohne Mähnen, mit langem Halse und ziemlich schwerem Kopf. Es leistet bei Ritten in der Ebene und in den Wüsten Unendliches, doch ist es relativ von geringer Intelligenz und auf steinigem und bergigem Grunde unsicher. Endlich die eigentliche Landesrasse; sie ist unansehnlich, doch von großer Ausdauer, und verlangt geringe Pflege; von sicherm Schritt, findet das Thier sich auf jedem Boden zurecht. Sehr geschätzt ist von der heimischen Rasse der Paßgänger; dieser Paßgang ist zwar von den Aeltern überkommen, muß jedoch durch Uebung und Binden der entsprechenden Extremitäten vervollkommnet werden. Es gibt natürlich auch Mischlingsrassen, die an den Eigenschaften ihrer Ahnen participiren. Eine Ausfuhr von Pferden findet sowol nach dem Kaukasus als auch auf arabischen Barken nach Indien statt.

Das Maulthier und der Maulesel verbinden die Eigenschaften ihrer Erzeuger und haben auch bei den Karavanenzügen wegen ihres sichern Schrittes an Wegen nahe von Abgründen vor Pferden den Vorzug; ebenso sind nur sie zum Tragen des Palankins zu verwenden.

Bei der ausgedehnten Viehzucht und bei dem Umstande, daß durch den Karavanendienst viele Thiere rasch abgenutzt werden, sollte das Erzeugniß von thierischen Fellen ein sehr großes sein. Dem ist jedoch nicht so, weil durch religiöses Vorurtheil die gefallenen oder sogenannten unreinen Thiere nicht abgehäutet werden.

Außerdem wird das Roßhaar nicht benutzt. Ebenso ist die Gewinnung des Talges nicht bedeutend, weil das Fettschwanzschaf nach dem Gesetz der Compensation im Netz wenig Fett ansetzt, das Rind jedoch zu mager ist, um in der Beziehung etwas zu leisten.

Bezüglich der Milchproducte ist der Verbrauch der sauern Milch bei reich und arm ein immenser, während süße Milch in Asien fast nur als Medicin gegen verschiedene Leiden gebraucht wird. Nichts ist vielleicht dem Europäer auffallender, als daß er, in ein reiches Nomadenlager gelangt, selten einen Becher süßer Milch erhalten kann, weil sie gleich angesäuert wird. Nach Gewinnung der Butter wird die Buttermilch gesotten, bis ein Theil gerinnt; dieser wird abgeseiht, getrocknet, zu Kugeln geformt und conservirt; solche Kugeln heißen Keschk. Die wässerigen Bestandtheile werden abermals eingekocht und aus dem Residuum einer schwarzbraunen Substanz abermals Kugeln, Karakrut genannt, geformt. Beide Substanzen, Keschk und Karakrut, finden in Persien und Turkestan in der Küche eine ausgedehnte Verwendung; sie sind sehr nährend, erfrischend und antiskorbutisch; sie verdienten auch in Europa für Schiffs- und Festungsverpflegung eine Anwendung. Der Käse wird nur frisch und gesalzen genossen, und überhaupt auf seine Bereitung keine Verfeinerung verwendet. Da die Milch von Schafen, Ziegen, Kühen und Büffeln zusammengemengt wird, um Butter zu erzeugen, so ist diese frisch dem europäischen Geschmack wenig zusprechend.

Die Geflügelzucht ist im Lande ganz vernachlässigt. Man hält gewöhnliche und kalkutische Hühner; sonst ist kein Hausgeflügel zu finden; auch Taubenzucht findet hier und da statt, doch in Häusern mehr zum Sport und in Dörfern zur Gewinnung des Taubenguano, da das Fleisch nicht beliebt ist. Die Ursache der geringen Geflügelcultur mag zum großen Theil ihren Grund im Uebermaße des wilden Geflügels finden, welches ohne Mühe zu erlangen ist.

Der Fischreichthum in den Zuflüssen am Kaspisee, besonders an zwei Hausenarten und an Lachs ist hinlänglich bekannt. Die Russen haben zur Gewinnung des Caviars und der Hausenblase die Fischereien um eine bedeutende Summe gepachtet; außerdem finden sich in den Bächen zahlreiche Weißfische, in den Bergwassern köstliche Forellen.

Persiens Mineralschätze sind noch wenig bekannt und noch weniger gehoben; doch scheint es, daß in den Schachten seiner Gebirge Kupfer, Eisen, Blei, Arsenik, Antimon, Kobalt, Mangan und Schwefel eingebettet sind. Zur rationellen Ausbeute derselben fehlt es an Unternehmern, an Kapitalien und an Communicationsmitteln. Unerschöpflich ist der Vorrath an Salz in den weiten Steppen, in den Quellen und Binnenseen. Auch Alaun, Borax, Kalisalpeter, Kupfervitriol birgt das Erdreich in verhältnißmäßig geringer Tiefe. Aus dem Salz der Steppen wird Pottasche in großen Quantitäten gewonnen; Schwefel ist an vielen Stellen im Ueberfluß vorhanden; der persische Marmor zeigt ein Colorit, in welchem die weißen, grünen und rosa Farben durch ihre Schönheit und ihre feine Abtönung besonders in die Augen fallen und den Stein sowol zur Verwendung in der Architektur als in der Bildhauerkunst geeignet machen. Gips wird überall gefunden und man bedient sich desselben bei dem Bau anstatt des Cements, um

den Stuck und die Stalaktiten des maurischen Stils darzustellen. In großer Masse ist die Steinkohle im Erdreich gelagert und leicht zu erreichen. Die am stärksten ausgestatteten Lager liegen ganz in der Nähe der großen Verkehrswege: ein Umstand, der den zu erbauenden Eisenbahnen ein günstiges Prognostikon für ihren Betrieb stellt.

Am umfangreichsten sind die Lager südlich und südöstlich von Kaswin, dann umschließen sie das Demavendgebirge in der Provinz Masanderan. Auch einige Naphtha- und Erdpechquellen zeigt der Boden. Einer Abart des letztern werden gewisse therapentische Wirkungen zugeschrieben, weshalb sie in kleine Kisten verpackt und versandt wird. Von Edelsteinen besitzt Persien nur Türkisen, die aber bisweilen ihr schönes blaues Farbenspiel verlieren und grünlich schimmern. Die weißen und dunkelblauen Türkisen sind am meisten begehrt. Die geschickte Imitation, die man mit diesen Steinen in Wien vornimmt, hat Nachfrage und Preise derselben neuerdings etwas herabgedrückt.

Die Industrie Persiens kann im ganzen eine Hausindustrie genannt werden, in dem Sinne, daß mit Ausnahme der königlichen Zenghäuser, Münze, kurz einiger Staatsetablissements, keine eigentlichen Fabriken bestehen, sondern nur Werkstätten, in denen das Verhältniß des Meisters zu den Gesellen und Lehrlingen besteht. Es herrscht zwar vollkommene Gewerbefreiheit, d. h. ein jeder kann ein jedes Handwerk üben und eine Werkstätte eröffnen, doch um sein Handwerk gut zu üben, muß er sich dem Zwange des Lehrlings und Gesellen fügen. Außerdem besteht in jeder Stadt für jedes Handwerk eine Gilde, welcher ein Mann nach freier Wahl vorsteht und die Differenzen zwischen Arbeitgeber und Nehmer ausgleicht. Trotz des Grundgesetzes der Freizügigkeit gilt es als Regel, daß gewisse Handwerke und Fertigkeiten sich an gewisse Städte halten, welche entweder wegen Billigkeit des Materials oder der Zuthaten bei der Verarbeitung sich dazu am besten eignen, oder wo wegen früherer Traditionen Kunstgriffe und Handwerk sich leichter erlernen. Durch das dnrchschnittlich geringe Betriebskapital und das frühe Heirathen beschränkt sich die Freizügigkeit meist von selber.

Von Metallarbeiten werden gute Wagen in Kaswin, Flinten, Pistolen, Säbel, Messer, Scheren nach europäischer Imitation in Ispahan gefertigt, kupferne und messingene Gebrauchsgegenstände in Kaschan, wo an 400 Kupferschmiede existiren, deren Arbeiten weit ins Land kommen. Auch Ispahan macht gute Kupfergeräthschaften. Goldgeschmeide nnd Silbergeschirr werden nett und am besten in Schiraz gearbeitet, besonders schöne Narghiles und Kaffeegeschirre; doch wird selten etwas Künstlerisches in diesen edeln Metallen gefördert, was auch darin seinen Grund findet, daß jede Arbeit nach dem Gewicht des Edelmetalls, nicht nach dem Stück bezahlt wird. Eine Ausnahme bildet die Stadt Sendschan, wo sehr geschmackvolle, durchbrochene und Filigranarbeit künstlerisch verfertigt wird. Vorzügliche Arbeiten findet man im sogenannten damascener Stahl, der noch in Chorassan, Schiraz und Ispahan bereitet wird. Die Waffen aus diesem Material, krumme und gerade Dolche, Säbel, Streitäxte und Kolben, Flammberge, Säbel mit gegen die Spitze getheilter Klinge (Sulfagar), Flintenläufe, Lanzenspitzen,

Rüstzeuge, wie Panzer und Schienen, erfreuen sich eines Weltrufes. Die zarten Ciselirungen in Blumengewinden um arabische Inschriften mit Benutzung von eingelegtem Golde erhöhen noch den Werth dieser kostbaren Stücke, sodaß der Preis eines Säbels oft auf 500 Dukaten steigt. Ebenso künstlerisch und geschmackvoll sind die Bronzen mit den feinsten Ciselirungen auf Vasen, Trinkschalen, Bechern u. s. w. Hinsichtlich der Industrie Persiens kann man im allgemeinen sagen, daß sie bei all ihrer Vollendung in einzelnen Zweigen noch nicht die Stufe des Handwerksbetriebes überschritten hat.

Vereinigung der Arbeitskraft sowol als Theilung derselben nach dem Vorbilde europäischer Fabriken sind hier noch unbekannt, und kann auch hiervon insolange keine Rede sein, als nicht die Regierung des Landes für die Sicherheit der Person und des Eigenthums besser gesorgt haben wird.

Bei der durch die klimatischen Verhältnisse unterstützten Bedürfnißlosigkeit der zahlreichen ärmern Bevölkerung Persiens vermag dieselbe für den unumgänglichen Lebensbedarf so ziemlich selbst aufzukommen, ohne im wesentlichen auf die Producte des Auslandes angewiesen zu sein.

Mit Ausnahme der Teppiche, Shawls und diverser Seidenhäkeleien auf Tuch, die noch immer die nennenswerthesten Industrieerzeugnisse Persiens bilden, wenngleich auch hierin die frühere Vollkommenheit und der mit Recht bewunderte Geschmack in Zeichnung und Farbe schon seit langem nicht mehr erreicht wird, hat die persische Industrie kaum andere Artikel von irgendwelcher Bedeutung für den Handel mit dem Auslande aufzuweisen.

Die nothwendigen Gebrauchsgegenstände des Alltagslebens, die im Lande selbst producirt werden, sind zumeist roh gearbeitet, und kommen als Handarbeit, dabei noch immer im Vergleich mit den importirten europäischen Fabrikartikeln theuer zu stehen.

Beispielsweise mögen in dieser Hinsicht erwähnt werden die Glas- und Thonwaaren, Sattler-, Kesselschmied- und Schlosserarbeiten, Kerzen, Seifen, Zucker u. s. w.

Bessere Erzeugnisse haben die Seiden- und Schafwollstoff-Webereien in Yezd, Kirman und Meschhed aufzuweisen. Die Kleiderstoffe aus Schafwolle sind mitunter sogar schön zu nennen und zeichnen sich durch eine besondere Weichheit und Geschmeidigkeit aus, doch ist der Preis ein so hoher, daß an eine Concurrenz mit ähnlichen europäischen Waaren nicht zu denken ist. Diese Stoffe finden daher nur geringen Absatz, zumeist bei geistlichen Würdenträgern und überhaupt solchen streng orthodoxen Personen, die sich scheuen, ein Erzeugniß der ungläubigen Firenghi anzulegen, und daher den überspannten Forderungen ihrer religiösen Ueberzeugung ein materielles Opfer bringen müssen. Erwähnenswerth sind die namentlich in Kirman erzeugten, äußerst dauerhaften, schmiegsamen und wasserdichten Flanellstoffe (Potu genannt), die einen trefflichen Schutz gegen Kälte und Nässe gewähren.

Ziemlich entwickelt ist auch die Lederfabrikation (besonders in Hamadan), und hat dieselbe eine um so größere Bedeutung, als das ausländische Leder für gesetzlich unrein gehalten wird, und daher keine Nachfrage danach gehalten wird.

Im großen und ganzen ist die Lage der persischen Gewerbebetriebe heutzutage

von vornherein eine verzweifelte, da sie, auf der Stufe der Handarbeit stehend, auf den Kampf mit den europäischen Maschinen angewiesen ist. Einerseits überflutet die europäische Industrie das Land mit ihren Erzeugnissen immer mehr; andererseits geschieht nichts, um jene Zustände zu beseitigen, welche eben als die Entwickelung der persischen Industrie hemmend bezeichnet worden sind.

Vor mehr als zwanzig Jahren wurde der Versuch gemacht, Fabriken nach europäischem Muster mit Dampfkraft einzurichten und dieselben auf Staatskosten zu betreiben. So wurden nacheinander eine Stearinkerzenfabrik, eine Papiermühle, eine Glasfabrik, eine Spinnerei und eine Zuckerraffinerie mit großen Unkosten eingerichtet; sie alle aber nahmen infolge von Unterschleifen aller Art, auch wegen Mangels an gehörig geschulten Arbeitskräften schon bald nach ihrer Entstehung ein klägliches Ende. Die Perser besitzen unleugbar große Handfertigkeit, und namentlich ein ausgesprochenes Nachahmungstalent. Nach gegebenen europäischen Mustern oder selbst Zeichnungen fertigen sie Sofas, Sessel, Schreibtische, Büffete u. s. w. an, die trotz aller diesen Einrichtungsstücken noch anhaftenden Fehler und Mängel in Erstaunen setzen, und zwar um so mehr, als man hier noch vor wenigen Jahren von dieser verborgenen Kunstfertigkeit kaum eine Ahnung hatte. Die teheraner Tischler werden übrigens, was Genauigkeit in der Ausführung betrifft, von ihren Berufsgenossen in Ispahan noch übertroffen. Dieselbe Geschicklichkeit legen auch die Gold- und Silberarbeiter, sowie die Spängler an den Tag.

Die schönen Seidenstickereien, auf grober Leinwand ausgeführt, wobei diese letztere mit bewundernswürdigem Fleiße so von den schönsten bunten Mustern ausgefüllt ward, daß der Grundstoff darunter vollkommen verschwand, finden sich nur mehr in alten, wenn auch mitunter noch sehr gut erhaltenen Exemplaren bei den Trödlern im Bazar.

Dies gilt auch von den durch reiche Zeichnungen und herrlichen Farbenschmelz der Glasur gleich ausgezeichneten Fayencen aus Kaschan. Wenn man diese, leider immer seltener werdenden Schaustücke an Schüsseln, Vasen u. s. w. aus frühern Zeiten sieht, kann es wahrlich nur mit Befremden erfüllen, daß man heutzutage nicht einmal einen gewöhnlichen anständigen Speiseteller herzustellen weiß. An die Stelle der persischen Fayence ist nunmehr das chinesische Porzellan getreten, das in großen Mengen eingeführt wird, und die persischen Erzeugnisse an Vollkommenheit der Ausführung und Solidität weit übertrifft. Die Zeichnungen auf den persischen Fayencen erschienen gegen die chinesischen Arbeiten häufig verschwommen und ungenau, wie dies bei der flüchtigen Handarbeit erklärlich ist. Die persischen Fayencen sind aus weicher Thonerde angefertigt und lassen sich an den Rändern mit einem Messer leicht abschaben; dafür haben sie aber auch den Vorzug eines weit geringern Gewichts als das chinesische Porzellan. Wenn auch die Webereien in Yezd, Kirman und Meschhed noch immer einzelnes Beachtenswerthe zu Tage fördern, so halten doch diese modernen Erzeugnisse keinen Vergleich aus mit den prächtigen Brocaten und gold- und silberdurchwirkten Seidenstoffen, welche die geschmackvollsten Muster und Farbenzusammenstellungen zeigen, wie sie aus den frühern, großartiger angelegten Werkstätten Ispahans hervorgingen.

Obschon bei diesen Stoffen nebst einer großen Mannichfaltigkeit in der Zeichnung und in den Mustern dennoch das beliebte Motiv der Palmen am häufigsten wiederkehrt, so muß man nur staunen, wie es möglich war, diesem an sich so einfachen Motiv eine solche Fülle immer neuer und stets origineller Varianten abzugewinnen.

Bemerkenswerther sind die verschiedenartigen Gefäße, aus Stahl gearbeitet und mit Gold eingelegt. Sie sind sehr fleißig und solid gearbeitet, aber ein etwas kostspieliger Artikel.

In der äußern Form ähnliche Gefäße und andere Gegenstände werden in Kaschan aus Messing verfertigt. Es sind dies Kassetten in allen Formen und Größen, Rahmen, Tischplatten, deren Flächen kaleidoskopische Muster zeigen, die aus kleinen polygonen Stücken von Metall, Bein und Holz zusammengesetzt sind. Man findet darunter gute Arbeiten, die mit den Europa schon bekannten Bombayartikeln einige Aehnlichkeit haben, doch ungleich theuerer und dabei minder präcise gearbeitet sind.

Wie viel Anlagen die Perser zur Malerei besitzen, beweisen die mitunter ausgeführten bildlichen Darstellungen auf den hierzulande so beliebten Lackarbeiten, wie Federhalter, Spiegelrahmen, Büchereinbände u. s. w. Ganze Figuren, Brustbilder, dann Thiere und Blumen sind nicht nur mit bewundernswürdigem Fleiß, sondern auch mit wirklichem Verständniß und großer Naturwahrheit gemalt. Für derlei feinere Arbeiten, die namentlich aus Ispahan und Schiraz kommen, werden verhältnißmäßig hohe Summen verlangt.

An dieser Stelle ist auch des einzigen noch erhaltenen Zweiges der sonst untergegangenen Fayenceindustrie zu gedenken, nämlich der glasirten Fayenceziegel, die in grellen Farben allerlei Kampf- und Jagdscenen darstellend, zur Ausschmückung der Stadtthore, Karavanseraien, Medressen und anderer öffentlicher Bauten verwendet werden.

Diese neuern Erzeugnisse halten mit den ältern keinen Vergleich aus, obwol sie durch die gesättigten Farben (namentlich das schöne Blau), sowie durch die vorzügliche Glasur noch immer wirkungsvoll erscheinen. An Emaillearbeiten, worin die Perser sonst so Ausgezeichnetes leisteten, wie ältere Gefäße, Kästchen, Wasserpfeifen und Schmucksachen beweisen, sieht man aus neuerer Zeit nur Unbedeutendes und Mittelmäßiges, wie z. B. kleine Medaillons auf Kupferplättchen mit allerlei Figuren und Köpfen.

Gelungener dürfen die Filigranarbeiten in Gold und Silber genannt werden, durch welche der Ort Zindschian, östlich von Täbris, sich einen vortheilhaften Ruf erworben hat. Schmucksachen, dann eierbecherartige Kaffeeschalenbehälter, Zuckerdosen, Zangen, Löffel, sind die am häufigsten wiederkehrenden Gegenstände, die sich sowol durch geschmackvolle und genaue Ausführung, als durch billigen Preis auszeichnen.

Als wahre Meister bewähren sich die Perser noch immer in der Gravirkunst und in der Kalligraphie.

Beide Künste haben in Persien große praktische Bedeutung; da hier wie in der Türkei alle wie immer gearteten Schriftstücke nie unterschrieben, sondern stets

mit dem Siegel des Schreibenden versehen werden, so ist auch jedermann im Besitze eines solchen. Es wird namentlich bei den höhern Klassen viel darauf gesehen, ein schön kunstvoll gestochenes Siegel in hartem Stein zu besitzen; viele sind in der That mit großer Virtuosität ausgeführt, wozu die langgezogenen persischen Schriftzüge sich auch sehr günstig erweisen.

Auch verwendet das Volk gravirte Steine, einzelne Koransprüche oder die Namen der zwölf Imame enthaltend, als Amulete und Armbänder. Diese letztere Art der Steine wird im Vergleich mit ältern, sogenannten Talismanen, jetzt sehr schlenderisch gearbeitet.

Die Kalligraphie gilt im ganzen Orient, hauptsächlich aber in Persien, wo mehr als anderswo die leere Form vor dem Wesen der Sache den Vorzug hat, als die geschätzteste Fertigkeit; es besteht ja der Haupttheil der guten Erziehung im Lehren des Schönschreibens.

Der Außenhandel Persiens richtet sich gegenwärtig auf die europäische und asiatische Türkei, auf Rußland und Großbritannien. Der Handel mit Rußland bewegt sich auf zwei Wegen; vermittels Karavanen über Täbris nach Tiflis, und zur See über Enzeli-Rescht. Den Handel zwischen Persien einerseits und der Türkei resp. Europa andererseits vermittelt, seitdem der Weg durch den Kaukasus von der russischen Regierung im Jahre 1883 verschlossen worden ist, allein die Karavanenstraße von Täbris nach Trapezunt. Die Ausgangspunkte des Verkehrs nach Indien sind Busher und Bender-Abad.

Eine genaue Handelsstatistik hat Persien noch nicht aufzuweisen, weil es an allen Vorbedingungen dazu fehlt. Man nimmt auf Grund des Ausweises der Zollregister an, daß der Gesammtumsatz sich auf einige 30 Mill. Mark bewerthet. In guten Jahren überwiegt der Export den Import, in den letzten Jahren stellte sich jedoch infolge von Misernte, Verminderung des Viehstandes, Mangels an Futter, der Export nur auf die Hälfte des Importes. Als der wichtigste Handelsplatz des Landes für Ein- und Ausfuhr wird das auf der Karavanenstraße nach Trapezunt und Tiflis gelegene Täbris angesehen, eine Stadt mit 180000 Einwohnern. Handelsplätze zweiter Kategorie sind Rescht, Ispahan, Schiraz, Kirwar, Meschhed. Die Hauptstadt Teheran ist commerziell nicht von Bedeutung, auch sind dort nur Succursalen anderer Städte eingerichtet.

Direkt findet der Handel Persiens mit Rußland, England, Türkei und Indien statt, während er mit den andern Reichen Europas meist indirekt über Konstantinopel geschieht. Die Hauptexportartikel sind Rohseide, Seidenabfälle, Tombaki, Tabak, Droguen, Opium, wollene Webestoffe, getrocknete Früchte, Weizen, Gerste, Schafwolle, Kamel- und Ziegenhaare, Felle, Caviar und Hausenblase, welche beide Artikel an russische Kaufleute verpachtet sind, endlich Rosenöl und Artikel der persischen Industrie.

Die Hauptimportartikel sind, nach Ländern geordnet, aus Rußland: Kleinwaaren (besonders in Eisen), Lichte, Seife; England: Baumwolle und Manufacturwaaren; Oesterreich: Glas und Porzellanwaaren; Frankreich: Luxuswaaren, Weine und Zucker; Deutschland und Belgien: Tuche, Gewehre, Waffen.

Die Regierung erhebt als Zoll sowol für Artikel des Exports als Imports 5 Proc. in natura; jedoch wird für die Naturleistung ein Entgelt nach bestimmter Modalität angenommen, vermöge der der wirkliche Zoll sich auf 3 Proc. herausstellt.

Die Douane ist meist verpachtet; es bestehen zwischen den Pächtern und den bedeutendern Kaufleuten besondere Verträge, die jährlich erneuert werden. Besteht kein besonderer Vertrag, so wird von Fall zu Fall wegen des zu leistenden Entgelts verhandelt.

Sehr belästigend für den Handel ist das Weggeld, Rhodavi, welches in jeder größern Stadt von jeder Ladung erhoben wird, sodaß z. B. eine Waare, welche von Schiraz nach Poti passirt, dasselbe an funfzehnmal entrichten muß.

Alle Nationen haben an dem persischen Handel theil, vor allen Russen und Engländer. Russische Kaufleute befinden sich massenhaft in den nördlichen Theilen des Landes; Armenier und Perser pflegen bereits regelmäßig die europäischen Märkte zu besuchen, um ihre Einkäufe selber zu besorgen.

Was den Handel sehr erschwert, ist, daß Versicherungen für Waarensendungen, sobald sie den asiatischen Boden berühren, nirgends gewährt, ebenso wenig Garantien für guten Transport derselben übernommen werden.

Credit muß auf sechs Monate geleistet werden. Inzwischen macht der praktische Abnehmer häufig Bankrott und erklärt sich insolvent. Rechtsschutzmittel gibt es nicht, ebenso wenig Advocaten in Teheran oder in den sonstigen Handelsstädten Persiens.

Auch der Zustand des Münzwesens ist äußerst traurig. Seitdem der österreichische Münzwardein Teheran verlassen hat und die Münze verpachtet worden ist, hat der Werth des Geldes von Jahr zu Jahr abgenommen und ist von $^{950}/_{1000}$ bis zu $^{720-750}/_{1000}$ gesunken. Die amtliche Controle läßt dabei alles zu wünschen übrig.

Persien ist im Innern überaus arm an natürlichen Verkehrsstraßen; namentlich fehlt es an Wasserstraßen fast ganz; es besitzt kaum einen schiffbaren Strom, und in Bezug auf die Landwege herrscht ein an Barbarei grenzender Zustand. Natürlich ist auch an Verkehrsmitteln Mangel. Wagen sind als Beförderungsmittel nahezu unbekannt; nur auf der Straße von Kaswin nach Teheran ist seit kurzem eine regelmäßige Verbindung mittels russischer Fuhrwerke eingerichtet. Die Karavanenwege, welche in Persien größentheils die Kunststraßen ersetzen müssen, sind durch jahrhundertelange Benutzung entstandene Pfade über felsige Bergrücken und steinige Ebenen. Feste Brücken sind selten, meist nur an den allernöthigsten Stellen vorhanden, und auch hier gewöhnlich blos ruinenhafte Ueberreste solcher Bauwerke aus längstvergangenen, ruhmreichern Zeiten.

Wenn somit der Reiseverkehr erhebliche Schwierigkeiten bietet, so stehen dem Güterverkehr noch größere Hindernisse entgegen. Die Regierung thut im allgemeinen sehr wenig zur Besserung der Straßen und zur Hebung des Verkehrs. Nur für die Verbindung der Landeshauptstadt Teheran mit dem Kaspischen Meere sind in den letzten Jahren vom Schah erhebliche Summen bewilligt worden; im übrigen Lande ist es lediglich Privatunternehmern überlassen geblieben, Wege, Brücken, Karavanseraien u. dgl. m., anzulegen oder zu unterhalten. Nimmt man

Teheran, die Residenz des Schahs, als Mittelpunkt des Handels an, so beträgt die Entfernung von Deutschland nahe an tausend deutschen Meilen.

Die Hauptstraßen sind folgende:

1) Die russische: von Teheran über Kaswin und Resicht nach dem Hafen von Enzeli am Kaspischen Meere, 14—20 Tage Transportzeit. Von da mit russischem Dampfer nach Baku. Eisenbahn von Baku nach Batum; von hier aus nach den europäischen Handelshäfen; kürzester Weg, aber nur selten eingeschlagen, seitdem auf der russisch-kaukasischen Eisenbahnstraße der Transit aufgehoben ist.

2) Die durch Kleinasien führende von Trapezunt ausgehende und die persische Grenzstadt Täbris (Tauris) berührende Straße, welche heutzutage für Sendungen aus der Türkei, Italien, Oesterreich, Deutschland, Frankreich und Belgien eingeschlagen zu werden pflegt. Transportzeit von Trapezunt nach Teheran drei bis vier volle Monate in der guten Jahreszeit.

3) Die englische Straße für Waaren aus Indien und England. Die betreffenden Dampfer landen bei Bender-Buschihr (am Persischen Golf) oder gehen in nächster Zeit bis nach dem Orte Mohammereh, in der Nähe des Ausflusses des Karun, in den Schatt-el-Arab. Der Transport bis Teheran dauert drei Monate. Dies sind die hauptsächlichsten, für den Verkehr mit Europa in Betracht kommenden Karavanenstraßen.

Neuerdings ist vom Schah der Befehl ertheilt worden, die große Karavanenstraße von Teheran nach Täbris, im Anschluß an die türkische nach Trapezunt hin, in eine Kunststraße zu verwandeln. Es bleibt abzuwarten, ob dieser Befehl zur Ausführung kommt. Mangel an Geld ist auch hier der Haupthinderungsgrund. Mit Rücksicht darauf, daß der Transitverkehr durch den Kaukasus jetzt von der russischen Regierung verboten ist, und in Hinblick auf die große Länge und Unwegsamkeit der übrigen von Europa nach Persien führenden Handelsstraßen, muß die deutsche Industrie, falls sie sich in Persien ein Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse suchen will, in erster Linie die Einfuhr vom Persischen Meerbusen her in das Auge fassen und, wie der deutsche Unternehmer, der Verbindungen mit Persien anzuknüpfen beabsichtigt, den bisher üblichen Zwischenhandel beiseite lassend, in directe Beziehungen zu jenem Lande treten.

Eine Schwierigkeit, die allerdings bei solcher Art des commerziellen Verkehrs sich ergibt, ist die Frage, welche in Persien bestehende Firmen mit der Vertretung deutscher Häuser betraut werden könnten. Deutschland fehlt bis jetzt noch jeder feste Fuß in Persien, den England und Rußland schon so geschickt dort zu fassen verstanden haben. Nur eine stabile Vertretung an den Hauptplätzen des Landes wird der deutschen Industrie die Aussicht auf einen Erfolg in dem Wettkampfe mit andern Industrieländern in Persien eröffnen. Günstige Chancen bieten sich für Artikel wie Zucker, Tuche, Sammt und leichte Seidenwaaren, bessere Baumwollwaaren. Es wird dann zunächst von den Interessenten zu erwägen sein, wie die etwaige Vertretung zu organisiren, ob beispielsweise eine genossenschaftliche Vereinigung verschiedener Industriezweige angebracht wäre. Als sicher darf angenommen werden, daß die ersten Jahre des Mitbewerbes um den persischen Markt seitens deutscher Unternehmer für dieselben nicht gewinnbringend sein dürften.

Wenn aber erst die erforderlichen Localkenntnisse erworben und den Persern die deutschen Waaren vortheilhaft bekannt gemacht worden, dann würde auch sicher ein finanzieller Gewinn folgen, da die deutsche Waare sich im allgemeinen eines guten Rufes erfreut und Deutschland in Persien bezüglich der Verzollung einzuführender Erzeugnisse und Fabrikate die Rechte der meistbegünstigten Nation genießt.

In neuerer Zeit ist häufig von Eisenbahnunternehmungen in Persien die Rede gewesen; und haben namentlich Gerüchte von einem Bahnproject circulirt, das den Bau einer Eisenbahn vom Kaspischen Meere zum Persischen Meerbusen vermitteln sollte. Alle diese und ähnliche Vorhaben russischer industrieller Kreise sind noch ihrer Verwirklichung sehr fern. Aehnlich verhält es sich mit den aus dem Innern des Reiches nach Süden zu führenden Communicationen, auf deren Vermehrung und Vervollkommnung namentlich die Engländer im Interesse der Erweiterung ihrer Handelsbeziehungen bedacht sind. Es handelt sich dabei namentlich um die Schiffbarmachung des in den Persischen Golf mündenden Karunflusses, und um die Herstellung eines seine Nebenflüsse untereinander verbindenden Kanalnetzes. Auch hier ist indeß noch alles frommer Wunsch geblieben, weil die persische Regierung aus angeborener Vorliebe für das Alte sich nicht entschließen kann, das Land dem Unternehmungsgeist der Fremden zu erschließen und Handel und Verkehr von den beengenden Schranken eines starren Absperrungssystems zu emancipiren.

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Ernst von Wildenbruch ist der productivste der neuen tragischen Dichter; angeregt wird seine Gestaltungskraft durch das Entgegenkommen einiger hervorragender Bühnen, zu denen in erster Linie die Hofbühne von Hannover gehört; er ist sicher, kein Stück zu dichten, das im Gewahrsam seines Pultes verschlossen bliebe: alle seine Dramen begrüßen das Licht der Prosceniumslampen, und es handelt sich nur darum, wie zahlreich die Nachfolge ist, welche der Vorgang einzelner ersten Bühnen findet. Kaum ist seine große mittelalterliche Tragödie „Ein neues Gebot" an einigen Bühnen zur Aufführung gekommen, so berichten die Zeitungen wieder von einem neuen Drama: „Der Fürst von Verona", welches in Hannover seine Première erlebt hat.

„Ein neues Gebot" ist vom berliner Hoftheater aus Rücksichten auf den Culturkampf abgelehnt worden, vom Deutschen Theater wahrscheinlich aus Rücksichten auf das Publikum, das dort mittelalterlich-kirchlichen Conflicten kein Interesse entgegenbringt. Die Ostendbühne, ein von Herrn Kurz geleitetes Volkstheater, nimmt sich seit Beginn dieser Saison der neuen ernstern Dramatik an, besonders solcher Stücke, denen sich die Thüren der andern Musentempel aus irgendwelchen Gründen verschlossen haben, und so fand auch „Ein neues Gebot" dort eine Zuflucht, nachdem es bereits in Hannover und Leipzig mit Erfolg in Scene gegangen war. Auch der Erfolg am Ostendtheater war ein sehr günstiger, besonders nach dem ersten Act. Wildenbruch ist einmal der Lieblingstragiker der Berliner, und auch die Kritik, die sonst ernsten Dichtwerken gegenüber mäkelnd und schwierig zu sein pflegt, salutirt stets vor der Wildenbruch'schen Muse und präsentirt das Gewehr. Wildenbruch's markiges und schönes Talent, die Fähigkeit zu leidenschaftlichem Ausdruck und eine theatralische Intuition, welche auf der Bühne geschickte Steigerungen hervorzurufen weiß, verleugnet sich auch in diesem Drama nicht. Gleichwol können wir es nicht mit den frühern Stücken in eine Linie stellen und glauben nicht an eine längere Lebensdauer derselben auf dem Repertoire. Wir können uns nur durch künstliche Vermittelung in jenen Conflict versetzen, welcher den Helden des Stückes bewegt, den innern Kampf eines Geistlichen, für welchen das Papstthum von unfehlbarer Göttlichkeit war, der anfangs nicht an die Gebote desselben glauben will, welche sein menschliches Empfinden kränken. darüber in innere Zerrüttung geräth, und als gar das Cölibat verkündet wird, in offenen Widerspruch mit der Kirche tritt und in Acht und Bann gethan wird. Dieser Conflict ist für die protestantische Welt längst entschieden, nur noch eine geschichtliche Erinnerung; was aber die Bühne katholischer Länder betrifft, so zweifeln wir, daß das Stück dort zur Aufführung kommen wird. Auch dort sind solche Conflicte nicht mehr möglich, weil das neue Gebot ein altes Gesetz geworden ist und jeder, der sich dem Dienst der Kirche weiht, die Pflichten kennt, die sie ihm auferlegt.

Der Held des Stückes ist der Pfarrer Wimar in Volkerode, welcher dem König Heinrich IV. treu ist, während die sächsischen Großen gegen ihn die Fahne des Aufruhrs erhoben und ihn aus der Harzburg verjagt haben, die hinter ihm in Flammen aufging. Die Bewegung ergreift jetzt auch das Eichsfeld, wo einzelne Bauern mit den Rotten sympathisiren. Der wackere Pfarrer bietet ihnen Trotz, als sie in seine Kirche dringen, wo er mit seiner Gemeinde das Weihnachtsfest feiert; doch sein Trotz wird gebrochen, als ein magdeburger Mönch den Bannfluch des Papstes verkündet, den dieser auf König Heinrich geschleudert hat. In diesem für ihn fast unfaßbaren, aber sein inneres Selbst tief erschütternden Conflict weiß er sich keinen Rath mehr und gelobt der Kirche Gehorsam. Das ist der Abschluß des ersten Actes, und da die spätern nur Wiederholungen desselben Conflicts bieten, dieser aber nicht zum zweiten mal so scharf ausgearbeitet ist, so fehlt dem Drama die Steigerung. Im zweiten Act flüchtet Königin Bertha aus der belagerten Burg in die Kirche: Wimar's Frau bringt es durch ihre Beredsamkeit dahin, daß er sie gegen den Ansturm der Ritter schützt. Auf der Krankenbahre wird sie aus der Sakristei hereingebracht und auf Wimar's Wink heraufgehoben unter den Schutz des Altars und des Crucifixes. Das ist eine zwar gewagte, aber dramatisch sich steigernde und theatralisch wirksame Scene. Erst im dritten Act wird das neue Gebot verkündigt: es beginnt damit ein neuer Conflict, wenn man will, ein neues Stück. Wimar, der glücklich mit seiner Gattin lebt, erhält durch das Cölibatsgesetz den Befehl des Papstes, sich von ihr loszusagen, oder sein Amt aufzugeben, er wählt das zweite, lebt mit seiner Frau einsiedlerisch im Walde, wo er in den Lärm einer zwischen Heinrich und seinen Gegnern ausgefochtenen Schlacht hineingeräth: König Heinrich siegt und Wimar, der an der Leiche seiner Gattin trauert, die, schon lange kränklich, plötzlich stirbt, sieht einer bessern Zukunft entgegen. Die Liebe des königlich gesinnten Burgvogts von Volkerode zu seiner Tochter Gertrud, eine Episode der Handlung, die erweitert wird durch den leidenschaftlichen Taumel, mit welchem ein junger wüster Bauer Gertrud nachstellt, findet auch am Schluß einen glücklichen Ausgang.

So sehr der zweite Act des Stückes für das theatralische Talent Wildenbruch's zeugt, so sehr verleugnet sich dies im vierten Acte. Hier bringt die Zusammenwürfelung der Personen, das Hineinschneien der Familienschicksale in das Wechselgeschick einer Schlacht, der plötzliche Tod der Martha, die mumienhaft auf einer Bank sitzen bleibt, auf der Bühne einen ungünstigen Eindruck hervor; der Dichter läßt hier das Zusammenschauen der Situationen, den scenischen Feldherrnblick, der ihm sonst eigen ist, vermissen; wie überhaupt die einheitliche Composition fehlt und statt einer fortschreitenden Handlung mit scharfen Einschnitten eine wiederholende, mit einem von Act zu Act die Wirkung abschwächenden Verlauf eintritt. Der dichterischen Diction fehlt es nicht an markigem Ausdruck und großen Zügen, obwol andererseits das homiletische Pathos des Pfarrers Wimar oft eintönig wirkt. Die geistige Atmosphäre des Stückes ist im Grunde eine kirchliche und deshalb für die Kinder der Welt nicht allzu erquicklich.

Mit dem neuen Drama „Der Fürst von Verona" hat Ernst von Wildenbruch an dem Hoftheater zu Hannover, wenigstens nach den zwei letzten Acten, nur einen getheilten Erfolg davongetragen. Es spielt in Italien, in Verona, zur Zeit der blutigen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, im Jahre 1277. Selvaggia, die Tochter des Führers der Guelfen, ist die eigentliche Heldin des Stückes. Der wilde Kriegsmann Scarnello, das Schwert der Guelfen, wird ihr vom Vater zum Bräutigam bestimmt; sie aber liebt Mastino, den milden, friedliebenden Herrscher — und Scarnello verzichtet auf ihre Hand; er wird todt gesagt, kehrt aber zurück, nachdem Selvaggia sich mit Mastino vermählt hat. Es treten nun äußerliche politische Verwickelungen ein, welche den tragischen Abschluß des Ganzen einführen. Nachdem das Stück bis zur Höhe des dritten Actes

künstlerisch geführt ist, von den originellen Introductionsscenen mit dem Rosenkrieg der Mädchen beider Parteien bis zur großen Liebesscene zwischen Mastino und Selvaggia und dem Monolog Scarnello's, in welchem Wildenbruch's dichterische Energie vollen Ausdruck findet, tritt in den beiden letzten Acten jene Zersplitterung ein, welche in einer historienhaften Massenbewegung das Interesse für die Hauptpersonen des Dramas erstickt. Der Mangel an künstlerischer Composition ist ein Grundfehler fast aller neuen Dramen Wildenbruch's; ihnen fehlt der einheitliche Gang und Zug der Handlung, und die Hinneigung zu einer kraftgenialischen Verworrenheit überwiegt. Dem Vernehmen nach will Wildenbruch die beiden letzten Acte seines „Fürsten von Verona" umarbeiten; der Eindruck der Aufführung des Stückes in Hannover hat ihn von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt.

Ganz der kraftgenialen Schule gehört Richard Voß an; auch ihm gelingt es selten, ein Stück zu Ende zu führen mit einheitlicher Haltung; hierzu kommt die Vorliebe für das Grelle, von der auch Wildenbruch nicht freizusprechen ist. Das Trauerspiel „Brigitta" hat zwei letzte Acte, welche ebenfalls nicht halten, was die ersten versprochen haben. Der Stoff ist aus einer Novelle von Franz Hoffmann: „Brigitte von Wisby", entnommen. Jensen hat in seiner geist- und phantasievollen Weise einen ähnlichen Stoff behandelt. König Waldemar von Dänemark, ein siegreicher und übermüthiger Fürst, bemerkt bei seiner Krönung, daß Brigitte, des Goldschmieds Tochter aus Wisby, stolz stehen bleibt, während alle andern sich vor ihm neigen. Er stellt ihr nach, und das verwandelt ihre Neigung zu ihm in Haß. Woldemar kommt, um auch die reiche Hansastadt Wisby sich zu unterwerfen: da verspricht sie dem Sohn des Bauernältesten Estrit, Thjalmer, der sie längst insgeheim liebt, ihre Hand, wenn er den König tödten würde. Dieser ist mit gewohnter Tollkühnheit mit wenig Reisigen gelandet und besucht verkleidet das Haus des Bauernältesten, dessen Tochter Blotildis in Liebe zu ihm entbrennt und ihm ein nächtliches Rendezvous bewilligt. Das erfährt Brigitte von ihr selbst, und auch sie ist auf dem Platze. Blotildis verräth ihm den Kriegsplan der gothländer Bauern: Brigitte aber erkennt in einer leidenschaftlichen Scene, daß sie den König liebt, und sie wird von ihm wiedergeliebt; als Thjalmer erscheint, um der Verabredung gemäß den König zu tödten, da gewährt Brigitte diesem ihre Hülfe und Thjalmer stürzt zu Boden, am Haupt, wenn auch nicht tödlich verwundet. Ueber die Verrätherin Blotildis spricht dann der eigene Vater das Urtheil; ein Brutus mit dem Henkersschwert, hinter dem die Todgeweihte, von nichts wissend, einherschreitet, ein harmloses Lied singend: Brigitte aber kniet vor dem einrückenden König, der sie als seine Gemahlin zu sich erhebt. Doch der Königin Brigitte hält Thjalmer ihre Schuld vor; sie solle zur Sühne den König vergiften; in einer glühenden Liebesscene vergiftet sie aber sich selbst.

Die Composition krankt an einer Doppelhandlung, und der am meisten tragische Conflict, die Brutustragödie, die zwischen Vater und Tochter spielt, berührt die Heldin gar nicht. Durch diese Spaltung des Interesses und Ueberladung mit grell tragischen Scenen verfehlt das Stück eine einheitliche Wirkung. Die dramatische Energie und die von poetischen Juwelen funkelnde Sprache verschaffte demselben in Frankfurt, dessen Bühne sich stets zuerst den Erzeugnissen des begabten Dichters eröffnete, einen lebhaften Erfolg: schade nur, daß Voß sich mit seinen Dramen nicht in aufsteigender Linie bewegt, ganz wie Wildenbruch: namentlich versündigen sich beide Dichter gegen die künstlerische Architektonik und verfallen nunmehr dem Los der alten Stürmer und Dränger: solche genial zerfahrene Stücke halten sich nicht.

Wilhelm Buchholz hat für die münchener Hofbühne den „Otto von Wittelsbach" von Babo neu bearbeitet, und in dieser Gestalt kam das alte Ritterstück mit seinen patriotischen Erinnerungen an der bairischen Hofbühne mit Erfolg zur Aufführung. Buchholz hat sich wiederum als ein sehr kundiger „barbier des

tigres", wie Vacquerie sagt, bewiesen: er hat dem alten Babo seinen ungekämmten, zerflatternden Bart gekürzt und gelichtet, das ganze Scenenconglomerat aus seiner Zerfahrenheit zusammengerafft und in Bezug auf die Hauptscene sogar eine tiefeingreifende Aenderung gewagt, im Widerspruch mit Babo und der Geschichte. Otto von Wittelsbach ermordet den Kaiser nicht, er tödtet ihn im ehrlichen Zweikampf.

Am berliner Deutschen Theater hatte Hugo Lubliner's „Gräfin Lambach" einen nicht ganz unbestrittenen Erfolg: in Hamburg und Leipzig war die Aufnahme eine einstimmig günstige; ob indeß das Stück auf den Repertoires Boden finden wird, ist eine andere Frage. Seine Voraussetzungen sind wiederum, wie dies bei Hugo Lubliner's Stücken zu sein pflegt, etwas verkünstelter Art, während einzelne Scenen durch eine gewisse hinreißende Wärme des dramatischen Ausdrucks fesseln.

Das große Vorbild Lubliner's ist Victorien Sardou: es gibt kaum ein Motiv aus den Stücken des geistreichen Franzosen, das sich nicht bei Lubliner wiederfände. Selbst das verrätherische Parfum, das in „Dora" eine so wichtige Rolle spielt, fehlt nicht in den Werken Lubliner's. „Gräfin Lambach" erinnert besonders an zwei Dramen Sardou's, an „Les pattes de mouche" und „Fernande". Die Heldin des letztern Dramas erscheint nur als eine episodische Figur in „Gräfin Lambach": ein junges Mädchen, das unschuldig in der Nähe einer Spielhölle aufwächst, neben den Wüstlingen und Ehebrechern; es entsteht daraus kein weiterer Conflict, doch die Situation und die dramatische Beleuchtung ist dieselbe. Dem jungen Mädchen werden freilich einige peinliche Misverständnisse nicht erspart; es wird ihr eine amerikanische Erbschaft durch einen der Besucher des Spielclubs ausgezahlt, sie wird belauscht, wie sie die nicht unbeträchtliche Summe an der Bank einwechselt: doch das Misverständniß kann nicht ernst genommen werden, da sich der Aufklärung desselben nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg stellen. Weit lebhafter ist die Erinnerung an „Les pattes de mouche". Das Schicksal eines Briefes von verhängnißvollem oder sehr wichtigem Inhalt, eines Briefes, der schon zum Feuertod im Kamin bestimmt war, aber rechtzeitig aus demselben hervorgeholt wird, steht dort wie hier im Mittelpunkte der Handlung und erregt die Spannung. Nur ist die Bedeutung des Briefes bei Sardou von Haus aus klar und einleuchtend: es handelt sich um ein Liebesverhältniß früherer Zeit, von welchem jener Brief als das einzige authentische Document übriggeblieben ist: natürlich liegt seine Vernichtung im Interesse derer, welche das Verhältniß geheimhalten wollen. So leicht macht es Lubliner dem Publikum nicht: der betreffende Brief ist zwar für die Handlung selbst, nach der Auffassung des Dichters, ein wichtiges Actenstück: aber diese Wichtigkeit läßt sich bezweifeln. Der Graf wird bei einem Landesverrath, zu welchem die Acten aus seinem Bureau gestohlen wurden, in Mitleidenschaft gezogen; doch er war an jenem Abend, an welchem der Diebstahl stattfand, nicht in seinem Bureau anwesend; er war beurlaubt und sein Alibi konnte ein Brief nachweisen, der sich in den Händen seiner frühern Geliebten befindet, der Baronin von der Spielhölle. Durch die Vernichtung dieses Briefes wird aber dem Grafen der Beweis unmöglich gemacht, daß er an jenem Abend nicht in seinem Bureau gewesen sei. Die Baronin könnte sich das Vergnügen machen, den Brief selbst ins Feuer zu werfen, aber das ist ihr zu wenig raffinirt; sie liefert alle Briefe der Gräfin Lambach aus, welche mitangehört hat, wie der Graf und die Baronin sich über ihr früheres Verhältniß unterhielten; die letztere ist überzeugt, daß die Gräfin die Briefe sogleich ins Feuer werfen und so ihren Mann selbst ins Verderben stürzen wird. Sie irrt sich hierin nicht; aber Gräfin Lambach hat einen vernünftigen Vater, der nicht nur so praktisch ist, im rechten Moment dazuzukommen, als das Auto da Fé im Gange ist, sondern auch dasselbe verhindert, weil er das Danaërgeschenk der Baronin fürchtet und

mit Recht annimmt, daß sie etwas dabei im Schilde führe. Der rettende Brief wird dann auch entdeckt.

Alle diese Voraussetzungen sind, wie es gerade unsern Realisten zu passiren pflegt, unhaltbar gegenüber den wirklichen Lebensverhältnissen. Welcher höhere Beamte braucht Urlaub, wenn er sich abends 7 Uhr irgendwohin begeben will? Der Brief selbst ist aber vom juristischen Standpunkte aus in keiner Weise beweiskräftig; denn der Graf meldet sich ja in demselben blos für jenen Abend bei der Baronin an, womit doch durchaus noch nicht erwiesen ist, daß er auch wirklich bei ihr gewesen.

Die Motivirung der Situation ist nicht taktfest: die Situationen selbst aber sind mit einem leidenschaftlichen Zug ausgemalt, sodaß man weniger darüber nachdenkt, wie sie herbeigeführt worden sind. Auch die Charakterzeichnung hat anerkennenswerthe Vorzüge: namentlich ist die Titelheldin ein durchaus liebenswürdiges Weib: freilich ist sie von einer Herzensgüte, die es mit der Moral nicht so genau nimmt. Ihre ganze Sorge ist, daß der Graf sie noch liebe und nicht die Baronin. Nun mag sie ja ein Recht haben, sich nicht um die Vergangenheit zu kümmern, die vor ihrer Ehe liegt. Da sie aber einmal in dieselbe eingeweiht wird, so hätte sie doch wol nachdenklich darüber werden können, daß ihr Gatte nicht blos ein Verhältniß, sondern ein ehebrecherisches Verhältniß mit der Baronin unterhalten: man hätte doch irgendeine, mindestens monologische Wendung erwarten dürfen, worin ihr moralisches Misvergnügen über diese Thatsache zum Ausdruck kommt: doch das wird von ihr als etwas Gleichgültiges angesehen. Ihre Liebe zum Gatten, die sich allerdings so warm und innig in der schönen Hauptscene des Stückes ausspricht, kennt keine Mängel und Zweifel.

Ein ebenso trefflich gezeichneter Charakter ist der bürgerliche Vater der Gräfin mit seiner Bonhomie und seinem praktischen Verstande. Die Baronin hat eine leidenschaftliche Scene, in der man einige Sympathie für sie empfindet; nachher aber wird sie allzu sehr eingeteufelt und dabei von bedenklicher Nüchternheit. Die andern episodischen Figuren künden sich anfangs bedeutender an, verblassen aber im Laufe der Handlung.

Nach der „Gräfin Lambach" brachte das Deutsche Theater das neueste Schauspiel Oskar Blumenthal's: „Der schwarze Schleier", das auch schon in Frankfurt a. M. gegeben worden war. Zieht man die Summe aus den Urtheilen der berliner Presse, so steht das Stück hinter den frühern Werken dieses Autors zurück. Es ist eine neue Variante auf das Thema der „Verleumdung", wie die beiden ersten Lustspiele zwei Varianten waren auf das Thema der Reclame. Die Introduction eines Gerichtssaales, eines Processes, der in Paul Lindau's „Gräfin Lea" in einem spätern Acte scenisch dargestellt wird, versetzt in die nöthige Pitavalstimmung. Der Mann der Heldin ist getödtet worden, wie es heißt im Duell mit Gerhard, einem frühern Liebhaber der Frau: doch hat er sich selbst getödtet, indem er einmal in Aufregung den Wundverband abriß. Die Verleumdung bleibt jedoch dabei, daß er zu Grunde gegangen an der Untreue seiner Frau. Diese trägt den schwarzen Schleier zum Angedenken an ihren Gatten. Gerhard, der sonst eine bedeutende Laufbahn machen würde und damit schon begonnen hat, flüchtet aus einer Gesellschaft, die ihn grundlos verurtheilt; er wird in Schottland Leiter eines großen technischen Etablissements. Dorthin kommt zum Schluß auch die Freundin und bringt den Erlaubnißschein ihres Vaters mit, der über die Verbindung seiner Tochter mit ihm den Segen spricht. Dieser Vater ist allerdings ein Deux ex machina bedenklicher Art. Schlimmer ist, daß die einheitliche Stimmung des Stückes so wenig festgehalten wird: die Lustspielader Blumenthals kommt besonders im letzten Acte dieser comédie sérieuse zum Durchbruch, und da werden in den „Schwarzen Schleier" einige recht bunte Blumen des Witzes, einige recht lustige Bilder eingestickt.

Von neuen Lustspielen erwähnen wir „Die Nachrede", von Leopold Günther, ein Stück, welches am dresdener Hoftheater mit Beifall gegeben worden ist. Der Verfasser der Lustspiele „Der Leibarzt", „Der neue Stiftsarzt" hat hier statt des Arztes einen Patienten zum Helden gemacht, welcher nach einer glücklichen Schweninger-Cur auch in seinem ganzen Charakter verändert zurückkommt. Ob man solche Wirkungen der Entfettung auch im Leben beobachtet hat? Dann würde ja jeder Moralprediger bei Schweninger in die Lehre gehen müssen. Der frühere hypochondrische Egoist, der hartherzige Fabrikbesitzer Hartmuth, kommt geheilt an seinen Wohnort zurück, nachdem er bereits todt gesagt worden, und gerieth in die Lage, mit eigenen Ohren die Nachrede zu hören, die eine klatschsüchtige Gesellschaft dem Todtgeglaubten hält. Das ist nun die wirksame Nachcur, durch welche Hartmuth zur Besinnung gebracht und von seinen moralischen Fehlern geheilt wird. Er macht vieles wieder gut, was er früher gesündigt. Das Stück enthält manche heitere Scenen und einen gewandten Dialog.

Ein anderes Lustspiel: „O dieser Papa", von Connemy, ein Pseudonym, hinter dem sich der leipziger Schauspieler Vischer verbirgt, ist eigentlich ein Schwank, dessen Heldin ein junges, übermüthiges Mädchen ist, das von einem allerdings nicht genug in den Vordergrund tretenden Papa verzogen wurde. Die pädagogische Heilung des Wildfangs unternimmt ein Offizier, der das Mädchen liebt und von ihm wiedergeliebt wird. Daneben geht die Liebe eines andern Mädchens zu einem jungen Mann, der als Offiziersbursche seiner Dienstpflicht genügt, aber ein ausgezeichneter Mathematiker ist. Und ein besonders alberner Geck schwankt zwischen den beiden Mädchen hin und her. Die Situationen überstürzen sich im Stil der Moser-Rosen'schen Muse; doch es ist vieles nicht ohne vis comica, und der Dialog hat hier und dort ein feineres Gepräge.

Der Schwank „Die Sternschnuppe", von Moser-Girndt, hatte den üblichen Heiterkeitserfolg in Hamburg, Leipzig und am berliner Wallner-Theater. Der Titelheld ist ein in kleinstädtische Verhältnisse hereinplatzender Don Juan, doch ist er nur skizzirt und eigentlich eine Nebenfigur. Ein Stadtverordnetenjubiläum und eine Bürgermeisterwahl stehen im Mittelpunkte der Handlung. Der eine Candidat, der sich um das Amt bewirbt, ist ein Monstrum von Gelehrsamkeit und überschüttet das Publikum damit in einer zuletzt ermüdenden Weise. Sonst enthält das Stück ganz amusante Scenen; es ist aber viel Dagewesenes in Situationen und Charakteren, und so wird diese „Sternschnuppe" bald wieder verspüht sein.

Durch den Tod des Herrn von Hülsen am 30. Sept. ist eine mehr als dreißigjährige Aera des berliner Hoftheaters zum Abschluß gekommen. Botho von Hülsen war, als er im Jahre 1851 die Hoftheaterintendanz übernahm, ein Neuling in Theater und Literatur. Als Offizier hatte er im Jahre 1848 an der Niederwerfung des dresdener Aufstandes Antheil genommen, später bei mehrfachen Aufführungen auf militärischen Dilettantenbühnen Sinn für theatralische Arrangements und gute Laune und Gewandtheit beim eigenen schauspielerischen Auftreten bewährt. Einer dieser Aufführungen hatte König Friedrich Wilhelm IV. beigewohnt; die Leistungen des jungen Offiziers hatten seinen Beifall gefunden, und er zögerte nicht, einen Premierlieutenant an die Spitze des königlichen Hoftheaters zu stellen. Es machte dies damals nicht geringes Aufsehen und war jedenfalls einer jener souveränen Einfälle des geistreichen Monarchen, welcher der Welt beweisen wollte, daß seine Offiziere, an welche Stelle er sie auch berufe, dieselbe vollständig ausfüllen und in jeder Hinsicht ihre Schuldigkeit thun würden.

Der Vorgänger Hülsen's, von Küstner, war ein Fachmann gewesen, hatte vorher zehn Jahre lang das leipziger Theater mit Erfolg geleitet, war dann Director des darmstädter Hoftheaters und Intendant des Hoftheaters zu München

gewesen; er hatte, als er 1842 die Intendanz des berliner Hoftheaters übernahm, schon 25 Jahre Theaterleitung hinter sich und war daher aufs genaueste mit allen Verhältnissen der deutschen Bühnen vertraut. Er hatte großen Respect vor der Presse, die er auch dem Theater gegenüber für eine Großmacht hielt, und war sehr zuvorkommend gegen die dramatischen Schriftsteller, deren Bedeutung für das Theater er vollkommen anerkannte. Fügte es doch auch ein günstiger Zufall, daß einige der Repertoirestücke, die sich bis auf die Gegenwart erhalten haben, unter seiner Intendanz zuerst am berliner Hoftheater gegeben wurden; Gutzkow's „Uriel Acosta" und „Urbild des Tartüffe", Laube's „Karlsschüler", Freytag's „Valentine" und „Graf Waldemar" und die Stücke der Frau Birch-Pfeiffer, welche damals die Beherrscherin der Hofbühne war, wie früher Raupach: eine Bevorzugung, welche das Misvergnügen der Kritik erregte.

Herr von Hülsen war ein homo novus, kannte das deutsche Theater wenig, hatte anfangs vor der Presse und dem dramatischen Schriftstellerthum wenig Respect; denn er kam aus Offizierskreisen, und zwar in einer Reactionsepoche, in welcher alles schriftstellerische Thun und Treiben verdächtig, zum Theil sogar geächtet war, wenn es sich nicht ganz in den Bahnen der „Kreuzzeitung" bewegte. Wenn er als tüchtiger praktischer Mann auch später die Reminiscenzen seiner militärischen Jugendepoche möglichst abstreifte, so blieb ihm doch noch immer einiges vom alten Adam haften, und wenn er bei guter Laune war, wie bei seiner Jubiläumsfeier, so konnte es ihm passiren, daß er in einem Toast die Schriftsteller und die Theaterarbeiter in eine Linie stellte — allerdings in scherzhafter Weise, aber es spukte doch noch ein wenig der Geist darin, der im Jahre 1851 in Offizierkreisen umging. Er hat indeß, obschon er sich vielfach gegen manche Bestrebungen der neuern dramatischen Muse ablehnend verhielt, doch auch mehrern jüngern Schriftstellern die Bahn gebrochen: so Brachvogel, dessen erfolgreiches Drama „Narciß" zuerst am berliner Hoftheater gegeben wurde, als der Name des Autors noch ziemlich unbekannt war, so Paul Lindau, dessen „Maria und Magdalena" am Hoftheater ja einen sensationellen Erfolg davontrug und eine lange Reihe von Wiederholungen erlebte. Auch sind wol alle namhaften Dramatiker der Neuzeit am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen. Sehr entgegenkommend bewies sich Herr von Hülsen der Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten bei Verhandlungen über eine Rechtsfrage, welche die neu annectirten Hoftheater betraf, es waren bedeutende Summen, welche der Vorsitzende damals nach contractlichen Abmachungen mit der Intendanz den deutschen Schriftstellern zuführte.

Was den Bestand an hervorragenden Schauspielern betraf, den Herr von Hülsen übernahm, so lichtete sich derselbe im Laufe seiner langen Intendanz durch den Tod, der viele damalige Größen dahinraffte, während andere das unvermeidliche Unglück hatten, zu altern und einen Theil ihrer frühern Frische einzubüßen. Der Ersatz durch jüngere Kräfte entsprach oft genug nicht der Bedeutung der dahingeschiedenen. Doch kein Intendant kann ja die Talente aus der Erde stampfen, und da einige der hervorragendsten schwer zu fesselnde Gastspieler waren, so gelang es nur, sie auf kürzere Zeit für die Hofbühne dingfest zu machen. Das gilt von Schauspiel und Oper: denn auch mehrere der gefeierten Operngrößen hielten nicht Stand. Daß Herr von Hülsen sich für Richard Wagner's „Nibelungen" nicht hinlänglich enthusiasmiren konnte, um die ganze Tetralogie zur Aufführung zu bringen, ist ihm vielfach sehr verdacht worden, und er ist infolge dessen heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen; doch hat er auch darin die Zustimmung vieler hervorragender Musiker gefunden, welche in diesen letzten Werken des genialen Meisters durchaus keinen Fortschritt erblicken, sondern sie etwa mit dem zweiten Theile des Goethe'schen „Faust" in Eine Linie setzen. Im ganzen hat Herr von Hülsen nie einer eigensinnigen Geschmacksrichtung gehuldigt; er hat sich stets und leicht

eines Bessern belehren lassen und der öffentlichen Meinung nach den verschiedensten Seiten hin weitgehende Zugeständnisse gemacht.

So hat Herr von Hülsen, ohne gerade eine durchgreifende künstlerische Initiative zu bewähren, treu und gewissenhaft seines Amtes gewaltet, mit Wohlwollen gegen jüngere Talente und gerecht gegen alle, die mit ihm in Beziehung traten. Diese Vorzüge des Charakters bewährten sich auch außerhalb des strenger abgegrenzten Kreises seiner Intendanz: er war unablässig bemüht, das Schicksal der Bühnenangehörigen günstiger zu gestalten, wie durch die Stiftung der „Perseverantia", und als später die Schauspieler selbst ihre Genossenschaft gründeten, kam er ihren Bestrebungen in jeder Weise entgegen. Als Vorsitzender des Bühnencartelvereins suchte er die gemeinsamen Interessen der deutschen Directoren zu wahren, ebenso ihre Beziehungen zu den Künstlern zu regeln und überall Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten und wiederherzustellen. Er war in den allgemeinen deutschen Theaterverhältnissen unbedingt die tonangebende Persönlichkeit. Seine Thätigkeit als ausgezeichneter Verwaltungsbeamter konnte er in erhöhtem Maße bewähren, als 1866 die neu creirten Hoftheater der annectirten Staaten Hannover, Hessen-Kassel und Nassau seiner Oberleitung unterstellt wurden: die Aufgaben der verwaltenden Thätigkeit wurden dabei in einer Weise überwiegend, wie sie frühere Intendanten gar nicht kannten.

Nach dem Tode Hülsen's, während die berliner Blätter sich in Vermuthungen über seinen Nachfolger ergingen und Candidaten, von denen in den maßgebenden Kreisen gar nicht die Rede war, nach Gutdünken aufstellten, wurde Graf Bolko von Hochberg, den bisher keine einzige Zeitung in den Kreis ihrer Combinationen gezogen hatte, zum Generalintendanten der Hoftheater ernannt. Graf Hochberg, jüngerer Bruder des Fürsten Pleß, geboren am 23. Jan. 1843 auf Schloß Fürstenstein, ist ein schlesischer Magnat, der sich stets mit Begeisterung der Pflege der Musik gewidmet hat: er hat eine in Dresden aufgeführte Oper „Die Falkensteiner" componirt, wie auch sonst Lieder, Streichquartette und Symphonien. Auf seinem Schlosse Rohnstock bei Bolkenhain hat er sein eigenes Orchester sich gehalten. Die Schlesischen Musikfeste sind vorzugsweise aus seiner Initiative hervorgegangen. Wie es scheint, werden indeß die Anhänger der Richard Wagner'schen Muse bei diesem Wechsel der Intendanz nicht viel gewonnen haben, wenigstens was die persönliche Vorliebe des neuen Generalintendanten für die „Nibelungen" und andere Schöpfungen aus der letzten Periode des Meisters betrifft. Eine offene Frage ist es noch, ob der Generalintendant sich einen dramaturgischen Oberleiter des Schauspiels, etwa wie Adolf Wilbrandt in Wien, unterstellen wird.

Bei jedem derartigen Wechsel wird mit einigen lieb gewordenen Gewohnheiten gebrochen: es ist ja natürlich, daß bei einem Régime, welches länger als 30 Jahre dauert, sich einige Missstände einstellen, Zugeständnisse, die ein so langes Zusammensein mit sich bringt. Dem Anschein nach will der neue Chef der Hofbühne damit aufräumen. Das Verbot der Gastspiele für alle Mitglieder der Hofbühne ist von einer tief einschneidenden Bedeutung. Bei einer Probe der „Don Juan"-Aufführung hat der mit classischer Musik sehr vertraute oberste Bühnenleiter sowol an der Bühneneinrichtung dieser Oper wie an der Besetzung Anstoß genommen und die Aufführung in der jetzigen Gestalt nicht zugelassen. Andere Bestimmungen betreffen minder wichtige Aeußerlichkeiten; man darf jedenfalls auf die reformatorische Thätigkeit des Grafen Hochberg gespannt sein, der es bisher an durchgreifender Energie nicht hat fehlen lassen.

Politische Revue.

15. November 1886.

Die Zustände in Bulgarien haben in jüngster Zeit zwar nichts an Zerfahrenheit verloren, aber die europäischen Mächte haben ihr Schweigen gebrochen, und aus den Erklärungen der Monarchen und Minister geht hervor, daß zwei mächtige Staaten eine Vergewaltigung Bulgariens durch Rußland, sobald sie in Widerspruch tritt mit den Bestimmungen des Berliner Vertrages, nicht dulden würden — und das genügt, um den Widerstand der Bulgaren gegen russische Uebergriffe zu ermuthigen und zu kräftigen.

Die Politik, welche General Kaulbars als officieller russischer Agent bisher verfolgte, erinnert an diejenige, welche Rußland gegenüber den ostasiischen Steppenfürsten verfolgt: Machtsprüche und Drohungen wechseln miteinander; die russischen Bajonnete leuchten im Hintergrunde auf. Es besteht nur dabei der große Unterschied, daß hinter den Turkmenen und den andern vergewaltigten Volksstämmen Centralasiens keine Schutzmacht steht, die ihnen ein Gegengewicht gegen Rußlands Uebermacht gewährt: Bulgarien aber steht unter dem Schutz europäischer Verträge, und zwei bis drei Großmächte haben ein Interesse daran, daß diese Verträge nicht durch die Eingriffe Rußlands gebrochen werden. Außerdem gibt es in Europa eine öffentliche Meinung, welche das Gebaren der russischen Proconsuln und Dictatoren in Acht und Bann erklärt: eine moralische Atmosphäre, die doch immer einen gewissen Druck auf ein in europäischen Beziehungen stehendes Volk ausübt, während in Asien keine Gewaltthat, keine punische Kriegslist, kein heimtückischer Verrath ein Echo findet.

In der zweiten Hälfte des October ging das Streben des Generals Kaulbars vorzugsweise darauf hin, den Zusammentritt der Großen Sobranje zu hindern. Wasser auf seine Mühle waren einzelne Wahlvorgänge, wie der Protest der Bauern in Dubnitza gegen die Wahlen und die Ermordung des Wahlcommissars und der von der Regierung aufgestellten Candidaten. General Kaulbars wurde nicht müde, gegen die Einberufung der Sobranje zu protestiren, da Rußland niemals die Beschlüsse derselben oder eine von ihr ausgehende Fürstenwahl anerkennen werde. Als die provisorische Regierung sich weigerte, bedingungslos die von General Kaulbars in Sofia, wohin er nach seiner Reise durch Bulgarien zurückgekehrt war, aufgestellten Forderungen zu bewilligen, da war die russische Presse Feuer und Flamme und verlangte die unmittelbare Occupation Bulgariens. Gegenüber der Haltung der übrigen europäischen Presse wurde sie indeß wieder kleinlaut; sie sprach von der Möglichkeit eines brudermörderischen Kampfes zwischen Russen und Bulgaren, der verhindert werden müsse.

Innerhalb der bulgarischen Regierung sind zwei Strömungen unverkennbar: die eine derselben ist geneigt, Rußland alle Zugeständnisse zu machen, die sich nur irgend mit der Unabhängigkeit Bulgariens vertragen. Die zweifelhafte Rolle, welche der Mitregent Karawelow spielt, trat ja schon bei dem Attentat auf den Fürsten Alexander hervor, und es scheint jetzt fast zweifellos, daß er ganz der russischen Partei angehört; doch auch mit Zankow, der wegen seines Complots mit den Hochverräthern verhaftet worden war, hat sich die Regierung in Unterhandlungen eingelassen, welche nur daran scheiterten, daß dieser Fanatiker für die russische Herrschaft eine zweijährige Dictatur des Generals Kaulbars verlangte. Das größte Zugeständniß, welches die Regierung diesem General machte, war die Freilassung der verhafteten Hochverräther Grujew und Genossen. Dieser allen Rechtsbegriffen Hohn sprechenden Forderung Rußlands nachzukommen hielt die Regierung für geboten, um von ihrer Versöhnlichkeit ein unbestreitbares Zeugniß zu geben. Dagegen gab sie in der Hauptsache nicht nach: die Große

Sobranje wurde am 31. Oct. in Tirnowa eröffnet, mit der nicht erschütterten Absicht der Fürstenwahl; denn in der Botschaft, welche die Regentschaft an die Nationalversammlung richtete, war die Hoffnung ausgesprochen, daß der gewählte Fürst bereit und fähig sein werde, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Bulgariens zu schützen. Die Ueberzeugung, daß die Sobranje doch zusammentreten werde, versetzte den General Kaulbars in gereizte Stimmung: noch am Tage vor dem Zusammentritt führte er Klage über die Vergewaltigung russischer Unterthanen durch bulgarische Behörden und erklärte, daß, wenn er nicht binnen drei Tagen befriedigende Antwort erhielte, er mit der diplomatischen Agentur und den russischen Consuln Bulgarien verlassen werde. Die Regentschaft wollte das Tischtuch zwischen Rußland und Bulgarien nicht gerade entzweischneiden, und ertheilte die Versicherung, die bulgarischen Behörden seien nochmals auf das strengste angewiesen worden, allen Beleidigungen russischer Unterthanen vorzubeugen. Kaulbars fand zwar diese Antwort nicht befriedigend, blieb aber doch in Sofia, und auch als die bulgarische Regierung ihn ersuchte, ihm einzelne Fälle der Mishandlung oder Beleidigung russischer Unterthanen nachzuweisen, und er diese Zumuthung als ungehörig abgelehnt hatte, verweilte er doch nach wie vor in der Hauptstadt. Inzwischen waren zwei kleine russische Kriegsschiffe im Hafen von Varna eingelaufen, welche an sich den Drohungen von Kaulbars keine nachdrückliche Unterstützung gewähren konnten, man hätte denn in ihnen die Vorläufer einer russischen Flotte sehen wollen, welche von Odessa und Sewastopol aus ein russisches Occupationsheer in Bulgarien landete. Dennoch lag in der Ankunft dieses kleinen Flottendetachements eine Ermuthigung für die russischen Verschwörer, denen es gelang, durch einen verrätherischen Handstreich sich der kleinen Meeresfestung Burgas zu bemächtigen. Doch war dies nur ein Zwischenfall von geringer Dauer; die Regierungstruppen wurden wieder Herr über die Verschwörer und die Häupter derselben verhaftet. Das gab natürlich dem General Kaulbars einen neuen Anlaß zu protestiren und die Freilassung der Verräther zu verlangen; denn da die provisorische Regierung nach russischen Anschauungen nicht zu Recht besteht, kann auch kein Hochverrath an derselben verübt werden.

Am 10. Nov. erfüllte die Sobranje in feierlicher Sitzung, welcher die Viceconsuln von England, Oesterreich und Italien beiwohnten, ihre Aufgabe, indem sie den Prinzen Waldemar von Dänemark, auf Vorschlag der Regierung, zum Fürsten von Bulgarien wählte. Der Ministerpräsident Radoslanow hatte vorher erklärt, die Wahl des Prinzen müsse, in Gemäßheit des Berliner Vertrages, von den Mächten gebilligt werden. Allerdings war man in diplomatischen Kreisen der Ansicht, die Wahl der Sobranje dürfe erst dann stattfinden, wenn sich die Mächte über einen Candidaten, der ihnen allen genehm sei, geeinigt haben würden; doch da Rußland die Sobranje überhaupt nicht anerkannte, mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden und diese selbständig vorgehen.

Freilich erwies sich die Wahl als ein Schlag ins Wasser: nicht der Protest Rußlands brachte sie zu Fall, sondern die ja auch für den Fürsten Alexander so verhängnißvolle Thatsache, daß wider den Willen Rußlands kein Fürst es wagen darf, sich in die Gefahren zu stürzen, welche die Annahme der bulgarischen Fürstenkrone mit sich bringt. Wol ist Prinz Waldemar ein naher Verwandter des russischen Kaiserhauses, doch das war auch Prinz Alexander — und das Schicksal des letztern mußte lehrreich sein für alle, welche berufen wurden, seine Nachfolger zu werden. Der König von Dänemark hat daher für seinen Sohn die bulgarische Fürstenkrone abgelehnt, und die Regentschaft hat infolge dessen ihr Amt niedergelegt. Sie hat ganz correct nach den Regeln des bulgarischen Staatsrechts ein fait accompli geschaffen, und als dieses wieder unter ihren Händen zerrann, traten sie vom Schauplatz zurück, um andern das Steuerruder des mit Wind und Wellen kämpfenden Schiffes zu überlassen. Die zurückgetretenen Mitglieder der Regentschaft sind

indeß wiedergewählt worden: nur Karawelow nicht, der von der Sobranje das Zeugniß mit auf den Weg bekommen hat, daß er den Fürsten Alexander und Bulgarien verrathen habe.

Noch in letzter Stunde hat Rußland dem Vernehmen nach seinen Candidaten genannt: den Fürsten Nikolo von Mingrelien, einen Tscherkessen, der aber von Jugend auf in der petersburger Garde erzogen und unter diesen Einflüssen von allen Anwandlungen eines nationalen Unabhängigkeitsgefühls desinficirt worden ist. Dieser Candidat Rußlands würde natürlich nur ein russischer Statthalter sein — und da der Widerspruch einer einzigen Macht selbst die von der Sobranje beschlossene Fürstenwahl nach den Bestimmungen des Berliner Friedens ungültig machen kann, so ist es zunächst sehr fraglich, ob England und Oesterreich den russischen Candidaten acceptiren würden.

Die englischen und österreichischen Minister haben in ihren öffentlichen Kundgebungen sich stets auf den Berliner Frieden berufen, und auch die officiöse deutsche Presse hält an diesem Schibboleth fest, um damit ein gemeinsames Pfand der Einigkeit für die Vertragsmächte in Händen zu haben. Doch darf man es den Russen verargen, wenn sie vor diesem Zauberwort nicht den nöthigen Respect haben? Es handelt sich ja gar nicht mehr um das Bulgarien des Berliner Friedens: das war ein autonomes, von der türkischen Statthalterschaft Ostrumelien getrenntes Land. Nach dem Staatsstreich von Philippopel gibt es aber ein geeinigtes Bulgarien, das der Berliner Friede gar nicht kannte. Nicht Rußland, sondern der Fürst Alexander hat eine der Hauptbestimmungen dieses Friedens beseitigt, allerdings zur großen Genugthuung für Rußland, welches ja schon im Frieden von San-Stefano ein geeinigtes Bulgarien constituirt hatte, als letzte Etappe für seinen Vormarsch nach Konstantinopel. Rußland wird jetzt die Frucht jenes Staatsstreiches ernten. Die Sobranje, welche die Fürstenwahl vollzogen, ist nicht die Nationalversammlung des Fürstenthums Bulgarien, die durch den Berliner Frieden das Recht dazu erhalten hatte; die Hälfte der Abgeordneten kamen aus Ostrumelien, ihre Anwesenheit in der Sobranje beruhte nicht auf jenem durch den internationalen Vertrag der Cabinete gegründeten Recht, sondern auf einer durch den siegreichen Putsch von Philippopel geschaffenen Thatsache. Rußland hat daher für seine Nichtanerkennung der Großen Sobranje einen völkerrechtlichen Trumpf in Händen, den es gegen die Anklage einer Verletzung der Verträge mit Erfolg ausspielen kann.

Was werden nun die übrigen Mächte thun? England, der Erbfeind Rußlands, verzichtet auf ein einseitiges und selbständiges Vorgehen gegen Rußland: seine Interessen in Bulgarien sind solche, die es mit andern Großmächten gemeinsam hat. Das hat Lord Salisbury in seiner Rede in Guildhall deutlich ausgesprochen; wohl aber geht auch aus dieser Rede hervor, daß Oesterreich-Ungarn bei einem Vorgehen gegen Rußland in England einen mächtigen Rückhalt finden würde. Zunächst betont indeß Salisbury, daß die Lage eine friedliche sei.

Anders lauteten freilich die Reden, welche die Präsidenten der deutschösterreichischen und der ungarischen Delegationen bei Eröffnung der Sitzungen in Pest am 3. Nov. hielten. Sowol Smolka wie Graf Tisza, der Bruder des ungarischen Ministers, schlugen einen sehr kriegerischen Ton an; die russenfeindliche Stimmung der Oesterreicher und Ungarn kam zu vollem Ausdruck. Viel mehr als ein Stimmungsbild waren diese Reden nicht; denn die parlamentarischen Fanfaren setzten kein Kriegsvolk in Bewegung. In seiner Anrede an die Delegation am 4. Nov. hob Graf Tisza hervor, die Delegationen müßten ein möglichst klares Bild der internationalen Beziehungen und der auswärtigen Politik der Monarchie zu gewinnen suchen, um daraus zu sehen, ob die auswärtige Politik der Regierung eine entsprechende sei: die zweite Pflicht der Delegation sei, Vorsorge zu treffen, daß die Heereskraft der Monarchie mit derjenigen der andern

Großmächte nicht nur in Bezug auf Patriotismus und Hingebung, sondern auch in Bezug auf Kraft und Ausrüstung eine gleichwerthige sei und sich als solche fühlen könne. Von den Völkern der Monarchie werde mit Recht betont, daß die wichtigen Interessen der Monarchie im Orient um keinen Preis, selbst nicht behufs Vermeidung eines bewaffneten Zusammenstoßes aufgegeben werden dürften.

Die Rede des Kaisers Franz Joseph bei Eröffnung der beiden Delegationen klang fest und bestimmt; es lag darin ein Protest gegen jede Beeinträchtigung der Selbständigkeit der Balkanstaaten, und wenn sie auch nicht gegen die bisherigen Eingriffe Rußlands in Bulgarien gerichtet war, so doch gegen die im Hintergrunde lauernden Pläne dieses Staates. Die Rede, in welcher der Reichsminister des Auswärtigen, Graf Kalnoky, dem Ausschuß der ungarischen Delegation für äußere Angelegenheit am 13. Nov. über die Stellung der österreichischen Regierung Auskunft ertheilte, gab zu jener kaiserlichen Ansprache den ergänzenden Commentar. Kalnoky betonte die Principienfrage, die allgemeinen Vertragsrechte, mit denen die Interessen Ungarns eng verbunden seien. Die innern Verhältnisse Bulgariens kämen dabei wenig in Betracht, solange nicht wesentliche Punkte berührt wurden. Bulgarien sei als autonomes Fürstenthum und als Vasallenstaat der Türkei geschaffen worden: das sei durch die Verträge gewährleistet, wenn auch keine Macht die Garantie für die Durchführung derselben übernommen habe. Darüber habe auch Oesterreich mit den andern Mächten zu wachen. In momentaner Erregung dürfe man aber nicht zu einer Action schreiten. Kalnoky sprach sich in den schärfsten Ausdrücken verurtheilend über das Vorgehen des Generals Kaulbars aus, welches die Einwirkung Rußlands auf Bulgarien in denkbar unangenehmster Weise fühlbar gemacht, aber auch die Meinung Europas für das bulgarische Volk überaus sympathisch gestimmt habe. Indeß sei die Mission von Kaulbars nur eine vorübergehende, werde kaum tiefer gehende Spuren zurücklassen und ohne Einfluß bleiben auf die definitive Gestaltung Bulgariens. Es liege in den Interessen Oesterreich-Ungarns, daß keine den Verträgen zuwiderlaufende Schädigung stattfinde und die Unabhängigkeit Bulgariens unangetastet bleibe. „Solange der Berliner Vertrag besteht, sind die Interessen Oesterreich-Ungarns vollkommen gewahrt; wenn wir in die Lage kämen, zum Schutze des Berliner Vertrages einzutreten, sind wir der Sympathie und Mitwirkung aller der Mächte gesichert, welche die europäischen Verträge zu schützen willens sind."

Diese Sprache ist allerdings verständlich und an die Adresse Rußlands gerichtet. Wie wir aber schon erwähnten, besteht ja der Berliner Vertrag nicht mehr; die Vereinignng Bulgariens mit Ostrumelien hat bereits einen Riß in denselben gemacht: doch geht die ganze Diplomatie über diese Thatsache mit Schweigen hinweg; es liegt ja hierin keine Schwierigkeit, aus welcher ein orientalischer Krieg sich entzünden könnte, denn Rußland selbst ist am wenigsten gesonnen, jene Vereinigung rückgängig zu machen.

Natürlich ist die russische Presse aufs äußerste ungehalten über die Reden Lord Salisbury's und Kalnoky's: man merkt ihren polemischen Ergüssen die Enttäuschung an, daß England und Oesterreich nicht ruhig zusehen wollen, wenn Rußland seine Schutzherrschaft in Bulgarien aufzurichten und dies Land allmählich an das große Russenreich anzugliedern bestrebt ist. Offenbar war man in Petersburg bisher der Meinung, daß das Vorgehen Rußlands bei den Mächten nicht auf Widerspruch stoßen werde. Die petersburger Zeitungen heben die Opfer hervor, welche Rußland für Bulgarien gebracht habe. Wenn aber dies Land von London und Pest aus für ein autonomes Fürstenthum und einen Vasallenstaat der Türkei erklärt wird: wo bleibt da Rußland? Man sieht in Petersburg die Lage nicht so friedlich an, wie die Minister von England und Oesterreich und die deutsche Presse: Rußland rüstet. Jedenfalls ist Fürst Bismarck unermüdlich thätig, den Frieden aufrecht zu erhalten, was bei der sich steigernden Spannung

der Gegensätze und dem schroffen Widerspruch der Interessen keine leichte Aufgabe ist.

Am wenigsten verständlich ist die Politik der Türkei, welche in letzter Zeit sich ohne Frage im russischen Fahrwasser bewegt. Das ist aber für die Pforte eine unmögliche Politik; denn Rußland ist und bleibt ihr Erbfeind und hat nach wie vor seine Blicke auf die willkommenste Beute, die Sultanstadt am Bosporus gerichtet. Die türkischen Staatsmänner laviren aber von Tag zu Tag und es kommt darauf an, ob die Hand Rußlands oder Englands schwerer auf der Türkei liegt. Die Engländer, welche Aegypten aussaugen und keine Anstalten treffen, das Nilland zu verlassen, sind für den Augenblick den Türken unbequemer als die Russen: auch sind sie wol der Ansicht, daß bei der bulgarischen Frage die Mächte selbst in Conflict gerathen würden und dieser Kampf sich vom Goldenen Horn aus mit Ruhe mitansehen ließe. Nur so läßt sich die unbegreifliche Indollenz erklären, welche die Türkei gegenüber den Vorgängen in ihrem Vasallenstaat zur Schau trägt. Ruhig ließ sie die Schöpfung eines Großbulgarien geschehen, welche sie mit Waffengewalt zu hindern ein von Europa garantirtes Recht hatte; bei dem Bulgarisch-Serbischen Kriege beschränkte sie sich auf einige Noten, als Fürst Alexander es für zweckdienlich hielt, sie in Mitleidenschaft zu ziehen; ebenso bei dem Attentat auf diesen Fürsten. Und nirgends brachte sie in diesen Noten durchgreifende Principien zur Geltung; es war alles lavirend, zögernd, eine von Tag zu Tag lebende Opportunitätspolitik. Als sie das Hinausschieben der Wahlen zur Großen Sobranje verlangte, da bewegte sie sich ganz im russischen Fahrwasser. Welche Zugeständnisse hat ihr Rußland dafür gemacht?

Ohne Frage bereitet sich in den Angelegenheiten Aegyptens eine Wandlung vor: die russische Politik ist unermüdlich thätig, wo sie den Engländern Schwierigkeiten bereiten kann, in welchem Welttheil es auch sei. Acheronta movebo — das ist das letzte Wort der russischen Staatsmänner. Jetzt reichen sie Frankreich die Hand, nicht gegen Deutschland, sondern gegen England: Frankreich ist von tiefer Reue erfaßt, daß es die gleichberechtigte Stellung mit England in Aegypten aufgegeben, daß seine Segel sich vom Schauplatz der großen Action entfernten, als der englische Admiral die Kanonen seiner Flotte gegen Alexandria richtete. Die Franzosen haben sich um Aegypten früher unleugbare Verdienste erworben; der Suezkanal ist ihr Werk, gegen Englands Intriguen ausgeführt, während nachher England sich desselben zu bemächtigen suchte. Die jetzige englische Alleinherrschaft entspricht nicht den europäischen Verträgen: von hochofficiöser Stelle in Wien wird jetzt neuerdings ausdrücklich hervorgehoben, daß die Mächte ihre Bemühungen mit jenen Frankreichs vereinigen sollen, um endlich die allzu lange vernachlässigte ägyptische Frage einer endgültigen Lösung zuzuführen. Das ist der Punkt, wo die russische Politik einsetzt, um sich die Pforte gefügig zu machen. Natürlich wird Rußland die Interessen der Türkei zusammen mit denen Frankreichs in dem Nillande zu wahren und den Engländern den Weg nach Indien soviel wie möglich zu erschweren suchen.

Im übrigen Europa herrscht gegenwärtig politische Windstille: die Kämpfe der Parteien ruhen zwar nicht, aber es kam zu keinen aufregenden Conflicten oder entscheidenden Siegen.

In Frankreich sind die Kammern am 14. Nov. wieder zusammengetreten. Der Bestand des Ministeriums Freycinet war gleich von vornherein gefährdet. Wegen einer Interpellation über das Benehmen der Behörden wurde der Minister des Innern, Sarrien, interpellirt, und als er nicht eine motivirte, sein Verfahren billigende Tagesordnung erlangen konnte, sondern die Kammer nur die einfache Tagesordnung beschloß, erklärte er seinen Rücktritt und mit ihm alle gemäßigten

Mitglieder des Cabinets. Doch die Radicalen wollen zunächst nicht allein das Steuerruder ergreifen, weil sie keine Mehrheit in der Kammer haben; man führte den ganzen Conflict auf ein Misverständniß zurück, und die Minister blieben im Amte. Auch zwischen dem Finanzminister und der Budgetcommission ist ein Conflict ausgebrochen: der erstere will das Deficit durch eine Erhöhung der Alkoholsteuer, schärfere Eintreibung der Steuern und viele Ersparnisse decken, die Budgetcommission verwirft diese Vorschläge und verlangt die Einführung einer Einkommensteuer. Bei der Generaldebatte am 15. Nov. stießen diese Gegensätze scharf aufeinander. Eine feste Mehrheit zeigte die Deputirtenkammer nur bei der Abstimmung über das Schulgesetz am 28. Oct. Da trotz der Gesetze Ferry's, welche confessionslosen Unterricht verlangten und die Schulen der Macht der Geistlichkeit zu entreißen suchten, noch immer 25000 Ordensmitglieder, besonders weibliche, an den Schulen betheiligt sind, bestimmt das neue Gesetz, daß binnen fünf Jahren alle geistlichen Lehrkräfte durch weltliche ersetzt werden müßten, daß die Präfecten die Lehrer, die Aufsichtsbeamten und die localen Schulräthe zu ernennen haben.

Lebhaftere Wogen schlägt die antiklerikale Bewegung jetzt in Italien: sie richtet sich zugleich gegen die Tripleallianz, besonders seitdem das Deutsche Reich mit dem Papst Frieden geschlossen hat, und der Traum der „verbündeten romanischen Republiken" wird von den Anhängern einer bis in die höchsten Kreise reichenden Italia irredenta stets von neuem proclamirt.

Der frühere Cultusminister Boughi besonders räth Italien, sich von den deutschen Barbaren abzuwenden. Es sind dies die Ideologen Italiens: die praktische Politik weiß, daß Frankreich, nachdem es außer Algier auch Tunis annectirt hat, der Hauptgegner Italiens auf dem Mittelländischen Meere ist. Im Kampfe gegen das Papstthum sind aber die theoretischen Zukunftspolitiker mit den praktischen Staatsmännern einig. Seitdem der Papst in einem Breve der Gesellschaft Jesu seine höchste Anerkennung aussprach, seitdem er ihr eine neuzustiftende Universität zugedacht und seitdem der Orden in Rom großen Grundbesitz erworben, ist die antiklerikale Bewegung in Fluß gekommen, und der König selbst, als er am Jahrestage der Einnahme Roms von der Municipalität festlich begrüßt wurde, hat ihr die Losung gegeben, indem er von einer „unantastbaren Eroberung" sprach. Der Ansturm richtet sich gegen die Klöster, welche zwar aufgehoben worden sind, aber mit der Erlaubniß für die bisherigen Einwohner, bis zu ihrem Tode darin leben zu können, doch nehmen die Klöster stets an Bewohnern zu. Dagegen will jetzt das Cultusministerium einschreiten, ebenso die geistlichen Schulen beschränken.

Das englische Parlament ist bis zum 9. Dec. vertagt, und die Regierung scheint auf eine frühere Einberufung desselben behufs eines irischen Zwangsgesetzes zu verzichten. Lord Salisbury hob in seiner Guildhall-Rede hervor, daß die Zustände in Irland sich gebessert hätten, und zwar ohne legislatorische Eingriffe, durch Verwaltungsmaßregeln, indem die Tories auf die Gutsherren in jeder Weise zu wirken und sie zur Ermäßigung der Pachtgelder zu bestimmen suchen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Verirrt. Novelle von Benvenuto Sartorius. I.—III. 1
Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886. Von Otto Speyer. I. 24
Rußlands innere Zustände. IV. Der Nihilismus und die Reformen. 1. . . . 48
Die Vögel und ihr täglich Brot. Von William Marshall. 71
Charles Bradlaugh und die Northampton-Frage. Von Leopold Katscher. . 89
Die mexicanische Volkswirthschaft und deren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Von A. Sartorius von Waltershausen. II. . 101
Die Augenblicksphotographie. Von Hermann Vogt. 118
Die Kündigung unsers Handelsvertrages mit der Schweiz. Von Julius Frühauf. 124

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Neue Gedichte und Dichtungen von Graf Schack, Hermann Oelschläger, Paul Schönfeld, Friedrich Hofmann, Georg Bleibtreu. — Romane von Julius Große, Hugo Lubliner, Ernst Eckstein, Richard Voß, Wilhelm Jensen, Dito und Idem. — Novellen von Rosenthal-Bonin und Gräfin Luckner. — Historische Schriften. 128
Politische Revue: Die Katastrophe in Baiern. — Das Schicksal der Home-Rule-Bill in England. — Die Prinzenausweisung in Frankreich. 138

Leopold von Ranke. Ein Essay von Hans Prutz. 145
Verirrt. Novelle von Benvenuto Sartorius. IV.—VIII. (Schluß.) 164
Triester Studien. Von Ferdinand Schifkorn. I. 189
Aegypten und der Sudan. Von Friedrich von Hellwald. III. 1. 208
Rußlands innere Zustände. IV. Der Nihilismus und die Reformen. 2. . . . 227
Am Guahyba. Brasilianische Reiseerinnerungen von Hermann von Ihering. . 245
Die erste Präsidentschaft Grévy. Von Friedrich Sulzer. III. 269

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Schluß der Reichstagssitzungen und des preußischen Landtags. — Das Ministerium Lutz und die bairischen Abgeordneten. — Die Ausweisung der Prinzen aus Frankreich und Kriegsminister Boulanger. — Die Cabinetskrisis in England. — Rußland und Bulgarien. 283

Seite

Clavela. Novelle von Clara Biller. I.—VII. 289
Zur Russificirung der Ostseeprovinzen. Von J. von Dorneth. I. 317
Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886. Von Otto Speyer. II. 334
Aegypten und der Sudan. Von Friedrich von Hellwald. III. 2. 364
Bernardino Zendrini. Von Heinrich Breitinger. 378
Spanien unter Alfonso XII. Von Gustav Diercks. II. 402

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Die Jubiläumsausstellung der berliner Akademie der Künste. — Das Kaiser-Diorama. — Ausstellung polychromer Sculpturwerke. — Gemälde von Benjamin Constant und Wereschagin. — Ausstellung des wiener Aquarellistenvereins. — Denkmalplastik. — Monumentalmalereien. — Restaurationen. — Concurrenzen. — Nekrologe. . . 422

Clavela. Novelle von Clara Biller. VIII.—XIV. (Schluß.) 433
Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886. Von Otto Speyer. III. 1. 459
Triester Studien. Von Ferdinand Schiffkorn. II. 481
Die erste Präsidentschaft Grévy. Von Friedrich Sulzer. IV. 494
Zur Russificirung der Ostseeprovinzen. Von J. von Dorneth. II. 508
Spanien unter Alfonso XII. Von Gustav Diercks. III. 528
Die Engländer in Birma. Von William Balck. 553

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die Sitzung des Deutschen Reichstages. — Interpellation wegen Bulgariens. — Die Vorgänge in Bulgarien. — Die neueste englische und französische Politik. — Arbeiterdemonstration in Belgien. — Putsch in Spanien. 566

Falsche Freundschaft. Novelle von Alfred Friedmann. I.—V. 577
Die Schienenverbindung Mittelasiens mit Europa. Von O. Heyfelder. . . . 594
Das Königreich Italien in den Jahren 1879 bis 1886. Von Otto Speyer. III. 2. 611
Aegypten und der Sudan. Von Friedrich von Hellwald. IV. 630
Spanien unter Alfonso XII. Von Gustav Diercks. IV. 654
Die Gebrüder Goncourt. Von Friedrich Carl Petersen. I. 673
Studien zur Physiologie der Gesellschaft. Von Eduard Reich. III. 697

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Aus dem leipziger Musikleben. — Neue Opern: „Ramiro" von Eugen Lindner, „Auf hohen Befehl" von Karl Reinecke, „Junker Heinz" von Freiherrn von Perfall. — Erinnerungsfeier für Franz Liszt. 709
Politische Revue: General Kaulbars in Bulgarien. — Die Stellung der europäischen Mächte zur bulgarischen Frage. — Spannung zwischen England und Frankreich. — Die Parteien im österreichischen Reichsrath. 714

Seite

Falsche Freundschaft. Novelle von Alfred Friedmann. VI.—XII. (Schluß.) 721

Rom in seiner heutigen Bedeutung. Moderne Zustände und modernes Leben. Von Konstantin Winterberg. 739

Spanien unter Alfonso XII. Von Gustav Diercks. V. 758

Aegypten und der Sudan. Von Friedrich von Hellwald. V. 784

Die Gebrüder Goncourt. Von Friedrich Carl Petersen. II. 813

Persiens Cultur- und Handelsverhältnisse, nach den Eindrücken der jüngsten deutschen Gesandtschaft nach Persien. 829

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Neue Trauer- und Schauspiele von Ernst von Wildenbruch, Richard Voß, Hugo Lubliner, Oskar Blumenthal. — Neue Lustspiele. — Der Generalintendant Botho von Hülsen und sein Nachfolger. 843

Politische Revue: Zustände in Bulgarien. — Reden des Kaisers Franz Joseph, des Grafen Kalnoky, des Lords Salisbury. — Die Türkei und Aegypten. — Die politische Lage in Frankreich, Italien und England. 851

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.